Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class

Die Grenzboten

Zeitſchrift für Politik, Literatur und Kunſt

[illegible]

[illegible]

Nr. 40

[illegible]

Inhalt

[illegible]

[illegible] 57

[illegible]

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Patent-Schlafsack

KÖLN 81, FERD. JACOB,
Truppenausrüstungen. Lederbekleidung.

R. WOLF
Magdeburg-Buckau

Fahrbare und feststehende Sattdampf- und Patent-
Heißdampf-Lokomobilen
bis zu 800 Pferdestärken
Wirtschaftlichste Betriebsmaschinen der Neuzeit

Photogr. Apparate

Binocles, Ferngläser

Neuer Hauptkatalog

G. Rüdenberg jun.
Hannover-Wien.

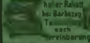
Gothaer
Lebensversicherungsbank a.G.

Versicherungsbestand Anfang Sept. 1906: Mk.
Bisher ausbezahlte Versicherungssummen 477
Bisher gewährte Dividenden 000

Unverfallbarkeit, Unanfechtbarkeit, Weltpolice nach zwei Jahren.

Prospekte und Auskunft kostenfrei durch die Bank

erstklassig
Musik-Werke
aller Art
frei



hoher Rabatt bei Barbezug
Teilzahlung nach Vereinbarung

Selbstspielende Werke

Jänichen & Co
Leipzig, No. 3.
Illust. Katalog postfrei.

Mechling's
China-Eisenbitter

Ärztlich glänzend begutachtet

Proben kostenfrei

Photographische Apparate

Bedarfsartikel konkurrenzlos billigen Preisen
Handcameras 1.35 Mark an
Film- und Plattentaschen-Klapp-Cameras
zu enorm billigen Preisen
Sportartikel aller Art
für Radfahrer, Touristen Auswahl

Volk & Trambauer, Nürnberg 813

Digitized by Google

Die Grenzboten

Jahrgang 1906. Viertes Vierteljahr

Digitized by Google

Die

Grenzboten

Zeitſchrift

für

Politik, Literatur und Kunſt

65. Jahrgang

Viertes Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1906

Digitized by Google

AP30
G7
v.65:4

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1906. Viertes Vierteljahr

Politik, Geſchichte, Kolonialweſen, Heer und Marine

Gegen die Agitation der Sozialdemokratie. S. 1.
Großherzog Friedrich von Baden in Verſailles. S. 7. 70. 141. 192.
Jena. S. 61. 133.
Ruſſiſche Briefe. Von George Cleinow. S. 117. 338. 511.
Das preußiſche Offizierkorps von 1806 im Lichte neuer Forſchungen. Von Ludwig Kemmer. S. 173.
Vierzig Jahre deutſcher Parlamentarismus. S. 229.
Zur angeblichen Abrüſtung. S. 277.
Vor vierzig Jahren. Erinnerungen von Otto Kaemmel. S. 291. 347. 460. 575.
Vom bürgerlichen Parteiweſen. S. 329.
Das deutſche Kriegervereinsweſen in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt. S. 389.
Der Friede von Altranſtädt. Von Conrad Sturmhoefel. S. 421. 478.
Aus der Zeit der „Herbſtzeitloſen“. S. 561.
Zur Geſchichte der algeriſch-marokkaniſchen Grenze. Von Ch. Freiherrn von Fobrice. S. 621.
Das Ende des Deutſchen Bundestages. Von Otto Kuntzemüller. S. 628.
Unebenbürtige Fürſtenehen in frühern Jahrhunderten. Von Siegfried Fitte. S. 632.
Ein Mahnruf. S. 679.
Charakteriſtiſche Merkmale der Kriegführung Friedrichs des Großen, Napoleons und Moltkes. S. 682.

Volkswirtſchaft, Verkehr, Rechtspflege, Unterrichtsweſen

Volkstümlichkeit der Geſetze und Vertrauen zur Rechtspflege. Von Landrichter Dr. Winter. S. 78.
Zur Juſtizreform. Von Reichsgerichtsrat Henderichs. S. 125. 183.
Die kongoleſiſchen Dampfverkehrswege. S. 286.
Die Weiterentwicklung der Binnenſchiffahrt in Deutſchland. S. 445.
Die Beſiedlung der Oſtmarken durch deutſche Bauern. S. 505.
Die Entwicklung der optiſchen Telegraphie. Von R. Hennig in Berlin-Weſtend. S. 569.
Die „Eigenart“ der Gymnaſien. S. 712.

Literatur und Kunſt

Apollo und Dionyſos. S. 22.
Ein neuer Erzähler. Von Heinrich Spiero. S. 33.
Die Schule der Welt. Ein preußiſches Luſtſpiel Friedrichs des Großen. Von Georg Peiſer. S. 94. 257. 369.
Deutſche Volks- und Bauernkunſt. Von Joſeph Auguſt Lux in Wien-Döbling. S. 245.
Materialiſtiſche Strömungen in der amerikaniſchen Literatur. Von Bedo Prilipp. S. 301.
Neue Romane und Novellen. Von Heinrich Spiero. S. 405.
Wundts Geſchichte der bildenden Künſte. S. 468.
Deutſche Liebesbriefe. Von Werner Deetjen. S. 522.
Literariſche Rundſchau. Von Heinrich Spiero. S. 532.
Minneſang und Satire. S. 589.
Dresdner Künſtlerhefte. S. 593.
Das Bild in der Dichtung. S. 644.
Wundts Geſchichte der muſiſchen Künſte. S. 690.

Verſchiednes

Luftreiſen. Von Johannes Poeſchel. 3. S. 37. 4. S. 201.
Kulturbilder aus den Balkanſtaaten. Von Karl Dieterich. S. 82. 250.
Tiflis. Reiſeerinnerungen von H. Toepfer. S. 150.
Die Bernſtorffs. S. 236.
Baku. Reiſeerinnerungen von H. Toepfer. S. 308.
Hugo Jacobi †. S. 323.
Hartmann über das Leben. S. 357. 395.
Ruſſiſche Gaſtfreundſchaft in Transkaſpien. Reiſeerinnerungen von H. Toepfer. S. 411.
Moritz Lazarus Lebenserinnerungen. Von Otto Eduard Schmidt. S. 451.
Aſchabad und Umgegend. Reiſeerinnerungen von H. Toepfer. S. 539. 651.
Erinnerungen aus der Bretagne. S. 701.

In der Reſidenz zu Kleinhauſen. Von Maino Jenſen. S. 47. 108. 157. 214. 266.
Heimatſehnſucht. Novelle von Jaſſy Torrund. S. 315. 374. 428. 486. 546.
Die Sperlinge auf dem Raſchmarkt. Ein Leipziger Märchen von Julius R. Haarhaus. S. 601. 658. 720.

122220

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsſpiegel: S. 55. 111. 164. 220. 382. 437. 494. 553. 612. 668. 729.

Ibſens ſymboliſche Dramen. S. 59. — Das nordamerikaniſche Parteileben und ſeine Rückwirkung auf Europa. S. 113. — Auch eine Reſolution. S. 116. — Bezahltes Märtyrertum. S. 170. — Wörterbuch der Volkswirtſchaft. S. 171. — Ein Jünger Eugen Dührings. S. 171. — Uneheliche Kinder. S. 227. — Der Rheinbund. S. 273. — Zur religiöſen Bewegung. S. 274. — Unſre Helden in Südafrika. S. 324. — Vom deutſchen Volks- und Stammescharakter. S. 327. — Magyaren und Kroaten. S. 385. — Hundertjährige Schlagwörter. S. 388. — Über den Rückgang der deutſchen Preſſe in den Vereinigten Staaten von Amerika. S. 440. — Vier Biographien. S. 442. — Der Reichstag und die Preſſe. S. 497. — Verſailles. S. 502. — Neue Kunſtblätter. S. 503. — Neue Kalender. S. 503. — Fichte und Trine. S. 557. — Wandſchmuck für Haus und Schule. S. 557. — Literatur. S. 558. — Kunſtgeſchichte des neunzehnten Jahrhunderts. S. 616. — Helleniſche Kultur. S. 618. — Brockhaus' Kleines Konverſations-Lexikon. S. 619. — Aus dem Loggbuche eines Kriegsſeemanns. S. 620. — Das große Weltpanorama. S. 620. — Kürſchners Jahrbuch. S. 620. — Epilog zum Berliner Händelfeſt. S. 671. — Landſchaftsbilder aus Sachſen. S. 675. — Die eiſerne Zeit vor hundert Jahren. S. 675. — Charakterköpfe zur deutſchen Geſchichte. S. 676.

Literatur

(Die mit einem * bezeichneten Bücher ſind in einem größern Artikel behandelt oder erwähnt worden)

Alberti, Conrad. Der Weg der Menſchheit. S. 276.
Alpenkalender für 1907. S. 504.
*Avenarius, Philoſophie als Denken der Welt gemäß dem Prinzip des kleinſten Kraftmaßes. S. 646.
Baumgarten, Fritz, Franz Poland und Richard Wagner. Die helleniſche Kultur. S. 618.
*Bechterew, W. Suggeſtion und ihre ſoziale Bedeutung. S. 517.
— Die Bedeutung der Suggeſtion im ſozialen Leben. S. 517.
Bieſe, A. Philoſophie des Metaphoriſchen. S. 647.
Bölſche, Wilhelm. Die Schöpfungstage. S. 559.
*Brinkmann, Die Metaphern. S. 645.
Brockhaus' Kleines Konverſations-Lexikon. S. 619.
Brooks, John Graham. Soziales Wechſelfieber. S. 228.
*Bücher, Karl. Arbeit und Rhythmus. S. 691.
Carlyle, Thomas. Die franzöſiſche Revolution. S. 558.
*Cramer, Fr. Denkwürdigkeiten der Gräfin Königsmark. I. Band. S. 484.
*Croiſſant-Ruſt, Anna. Aus unſeres Herrgotts Tiergarten. S. 536.
*Danielſon, Joh. Richard. Zur Geſchichte der Sächſiſchen Politik 1706 bis 1709. S. 428. 480.
Diederichſen, Annie. Für Menſchen mit Kinderherzen. S. 559.
Diehl, Karl. Sozialismus, Kommunismus und Anarchismus. S. 228.
Drews, Arthur. Die Religion als Selbſtbewußtſein. S. 276.
Enfantin, Proſper. Die Nationalökonomie des Saint-Simonismus. S. 228.
*Erdmannsdörffer, Deutſche Geſchichte vom Weſtfäliſchen Frieden uſw. S. 482.
Frenſſen, Guſtav. Peter Moors Fahrt nach Südweſt. S. 325.
*Friis, Aage. Die Bernſtorffs I. S. 238.
Fritz Reuter-Kalender für 1907. S. 504.
Gerſtung, F. Die Welt an ſich — für mich. S. 274.
Goethe-Kalender für 1907. S. 504.
Goetz, Leopold Karl. Ein Wort zum konfeſſionellen Frieden. S. 276.
*Gottſchalk, Poetik. S. 646.
Graue, Dietrich. Die Religion des Geiſtes. S. 276.
Grupp, Georg. Der deutſche Volks- und Stammescharakter im Lichte der Vergangenheit. S. 327.
*Haarhaus, Julius R. Der Marquis von Marigny. S. 536.
*— Unter dem Krummſtab. S. 536.
*Handel-Mazzetti, Enrica. Jeſſe und Maria. S. 406.
*Hartmann, Eduard von. Das Problem des Lebens. S. 357. 395.
*Hauptmann, Carl. Mathilde. S. 534.
Hertel, Betty. Klein-Elsbeth und die Welt. S. 560.
*Heß, J. La question du Maroc. S. 626.
*Heyſe, P. Jugenderinnerungen und Bekenntniſſe. S. 458.
Hilty, C. Neue Briefe. S. 276.
Holm, Erich. Henrik Ibſens politiſches Vermächtnis. S. 59.
*Holm, Orla. Pioniere. S. 405.
*Huch, Ricarda. Die Verteidigung Roms. S. 408.
Janſen, Max. Kaiſer Maximilian I. S. 442.
*Jarochowski, Kaſimir von. Patkuls Ausgang. S. 485.
Joël, Karl. Der Urſprung der Naturphiloſophie aus dem Geiſte der Myſtik. S. 276.
Kalender, Leipziger, für 1907. S. 504.
*Karrillon, Adam. Michael Hely. S. 35.
— Die Mühle zu Huſterloh. S. 36.
Kling-Klang-Gloria. S. 560.
Knötel, Richard. Die eiſerne Zeit vor hundert Jahren. S. 675.
*Knudſen, Jakob. Anders Hjarmſted. S. 409.

Köbke, von. Grundzüge der Arbeiterverſicherung. S. 228.
König, Alfred. Jeſus, was er uns heute iſt. S. 275.
König, Karl. Gott, warum wir bei ihm bleiben müſſen. S. 274.
Krauß, Franz. Der Völkertod. S. 172.
*Kröger, Timm. Heimkehr. S. 533.
Kunſtkalender für 1907. S. 504.
*Künſtlerhefte, Dresdner. S. 593.
Kürſchners Jahrbuch 1907. S. 620.
Ladendorf, Otto. Hiſtoriſches Schlagwörterbuch. S. 388.
*Lamberty, Mémoires pour servir à l'histoire du XVIIIème siècle. S. 425.
Landau, Karl Ritter von. Prinz Eugen. S. 442.
*Lazarus, Moritz. Über die ſittliche Berechtigung Preußens in Deutſchland. S. 452.
*— Leben der Seele. S. 452.
*— Ethik des Judentums. S. 452.
*— Lebenserinnerungen. S. 452.
*Liebesbriefe, Deutſche, aus neun Jahrhunderten. S. 522.
*Lorimer, George Horace. Letters from a Self-made Merchant to his son. S. 302.
— Old Gorgon Graham. S. 302.
Meyer, M. Wilhelm. Die Rätſel der Erdpole. S. 559.
Medicus, Fritz. J. G. Fichte. S. 557.
Medizinal-Kalender, Hiſtoriſcher, für 1907. S. 504.
*Müller, Joſef. Das Bild in der Dichtung. S. 648.
*Müller, Max. Vorleſungen über die Sprache. S. 646.
Naumann, Arno. Jeſus, wie er geſchichtlich war. S. 275.
Naumann, Guſtav. Otto der Ausreißer. S. 560.
Neue Pfade zum alten Gott. S. 274.
Neumärker, Carl. Der Menſch, wie er ſich ſelber findet. S. 275.
*Nieſe, Charlotte. Auf Sandberghof. S. 535.
*— Vergangenheit. S. 535.
*Nietzſche, Friedrich. Geſammelte Briefe. S. 31.
*Nordfeld, Leben Karls des Zwölften. S. 426.
Nun ſinget und ſeid froh. S. 559.
*Ompteda, Georg Freiherr von. Normalmenſchen. S. 535.
*— Ein Glücksjunge. S. 535.
*— Eyſen. S. 535.
*— Der Zeremonienmeiſter. S. 535.
*— Heimat des Herzens. S. 535.
Ortloff, Hermann. Deutſche Konſumgenoſſenſchaften. S. 228.
*Oskar der Zweite, König von Schweden. Karl der Zwölfte als König, Krieger und Menſch. S. 423.
Oeſtéren, Werner von. Chriſtus, nicht Jeſus. S. 405.
Pératé, André. Verſailles. S. 502.
Pfennigsdorf, E. Perſönlichkeit. S. 276.
Pico della Mirandola, Giovanni. Ausgewählte Schriften. S. 276.
Plotin, Enneaden, überſetzt von Otto Kiefer. I. u. II. Band. S. 276.
*Pontoppidan, Henrik. Hans im Glück. S. 409.
Probleme der Fürſorge. II. Band. S. 227.
Reuter, Fritz. Sämtliche Werke in 12 Bänden (Reclam). S. 558.
*Schiemann, Th. Heinrich von Treitſchkes Lehr- und Wanderjahre. S. 295.
Schmid, Max. Kunſtgeſchichte des neunzehnten Jahrhunderts. II. Band. S. 616.
Schnürer, Guſtav. Franz von Aſſiſi. S. 443.
Schöne, Emil. Landſchaftsbilder aus Sachſen. S. 675.
Seillière, Erneſt. Apollo oder Dionyſos? S. 22.
*Speck, Wilhelm. Menſchen, die den Weg verloren. S. 537.
*— Zwei Seelen. S. 537.
Sperling, C. F. Aus dem Loggbuche eines Kriegsſeemanns. S. 620.
Spiero, Heinrich. Hermen. S. 501.
*Staack, Claudine. Melodien der Liebe. S. 538.
*Staack, Dora, Gewitter. S. 538.
*Stern, Adolf. Venezianiſche Novellen. S. 411.
*— Aus dunklen Tagen. S. 411.
*Stryienski, Caſimir. La mère des trois derniers Bourbons Marie Josèphe de Saxe. S. 241.
Sulze, E. Die Reform der evangeliſchen Landeskirchen. S. 276.
*Syveton, Gabr. Louis XIV et Charles XII. Au camp d'Altranstadt. S. 424. 483.
Thünen-Archiv 1906. 4. Heft. S. 228.
Treitſchke, Heinrich von. Zehn Jahre deutſcher Kämpfe. S. 297.
Trine, Ralph Waldo. Charakterbildung durch Gedankenkräfte. S. 557.
*Veitmeyer, Leuchtfeuer und Leuchtapparate. S. 571.
*Voigt-Diederichs, Helene. Dreiviertel Stund vor Tag. S. 534.
Volbach, Fritz. Beethoven. S. 443.
Wagner, C. Schlichtes Leben. S. 276.
Weltpanorama, Das große. S. 620.
*Wharton, Edith. The House of Mirth. S. 305.
Wilhelm, Richard. Aus der Natur. S. 559.
Wohlfahrt, Günther. Beten und moderner Menſch ſein. S. 276.
Wörterbuch der Volkswirtſchaft. 2. Aufl. S. 171.
*Wundt, Wilhelm. Völkerpſychologie. II. Band. S. 468. 690.
Xenophon, Erinnerungen an Sokrates, übertragen von Otto Kiefer. S. 276.
*Ziekurſch, Sachſen und Preußen um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. S. 240.
Zukunft, Die, des Proteſtantismus. S. 276.
Zwiedeneck-Südenhorſt, O. von. Arbeiterſchutz und Arbeiterverſicherung. S. 228.

Digitized by Google

Zur Beachtung

Mit dem nächſten Hefte beginnt dieſe Zeitſchrift das 1. Vierteljahr ihres 66. Jahrganges. Sie iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 6 Mark. Wir bitten, die Beſtellung ſchleunig zu erneuern.

Unſre Leſer machen wir noch beſonders darauf aufmerkſam, daß die Grenzboten regelmäßig jeden Donnerstag erſcheinen. Wenn Unregelmäßigkeiten in der Lieferung, beſonders beim Quartalwechſel, vorkommen, ſo bitten wir dringend, uns dies ſofort mitzuteilen, damit wir für Abhilfe ſorgen können.

Leipzig, im Dezember 1906 — Die Verlagshandlung

Digitized by Google

Gegen die Agitation der Sozialdemokratie

Der Reichsbote brachte kürzlich unter dem Titel: „Ein Vorſchlag zur Güte“ einen ſehr beachtenswerten Artikel, der einer umfaſſenden Verſtändigung aller bürgerlichen Parteien gegen die Sozialdemokratie das Wort redet. Ein ſächſiſches Blatt bemerkt ſehr richtig, daß dieſer Vorſchlag nichts neues enthalte, daß es aber nicht genüge zu ſagen, *was* geſchehen ſolle, ſondern die Hauptſache ſei, auch das *Wie* anzugeben.

Der Einſender der nachſtehenden kurzen Betrachtungen iſt nun weit entfernt davon, Mittel und Wege zur Verſtändigung und Einigung der auf der Baſis unſrer heutigen Staatsform ſtehenden Parteien vorſchlagen zu können oder auch nur den Verſuch hierzu an dieſer Stelle zu machen, da er aber, ſeit vielen Jahren in der Schweiz lebend, die ſozialpolitiſchen Verhältniſſe dieſes Landes ebenſo wie die Deutſchlands mit regem Intereſſe beobachtet, ſo liegt ihm ein Vergleich derſelben ſehr nahe. Die Arbeitsverhältniſſe, die Lebensverhältniſſe der arbeitenden Klaſſe, die induſtriellen Einrichtungen und die ſoziale Geſetzgebung ſind ſich in beiden Ländern ſehr ähnlich, vielfach gleich; die politiſchen Verhältniſſe hingegen, die durch die demokratiſch-republikaniſche Staatsform der Schweiz bedingt werden, ſind weſentlich verſchieden. Die Scheidung der einzelnen politiſchen Parteien iſt im allgemeinen in der Schweiz weit weniger ſcharf als in Deutſchland, und von einer konſervativen Partei iſt — unſern Begriffen nach — kaum die Rede. Trotzdem aber hat ſich auch in der Schweiz mehr und mehr eine Scheidung vollzogen zwiſchen den „bürgerlichen“ Parteien und der „ſozialdemokratiſchen“ Partei, und dieſe Scheidung iſt genau wie in Deutſchland immer ſchärfer geworden, je radikaler die Sozialdemokraten geworden ſind, je mehr ſie die Agitation auf ihre Fahne geſchrieben haben, und je weniger es ihnen gelingt, ſich als unbedingte Gegner des Anarchismus aufzuſpielen. Die ſozialdemokratiſche Partei ſpielt inſofern in der Schweiz eine größere Rolle als in Deutſchland, als eine große

Digitized by Google

Anzahl von „Genoſſen“ Mitglieder der kantonalen und der eidgenöſſiſchen Behörden, der Räte uſw. ſind. Wir finden ſie außerdem als Richter, Staatsanwälte, Geiſtliche und ſehr zahlreich als Lehrer. Ein Zuſammenſchluß der bürgerlichen Parteien — namentlich zu Wahlzwecken — wird auch in der Schweiz mehr und mehr erſtrebt, ſtößt aber auch hier, genau wie in Deutſchland, auf die Schwierigkeiten, die durch die beſondern Verhältniſſe, Intereſſen und Zänkereien dieſer Parteien hervorgerufen werden. Trotzdem ſind auch wir der Anſicht des erwähnten Artikels des Reichsboten, daß eine Verſtändigung der Nichtſozialdemokraten nicht allein dringend notwendig, ſondern auch wohl durchführbar wäre, denn wo ein Wille iſt, da iſt auch ein Weg. Die meiſten Schwierigkeiten wird ein Einvernehmen mit der am meiſten links ſtehenden freiſinnig-demokratiſchen Partei bieten, weil dieſe — trotz ihrer Ableugnung — mehr und mehr zur Sozialdemokratie hinneigt und ihr mehr und mehr ihre Sympathien widmet. An dieſer bedauerlichen Erſcheinung wird durchaus nichts dadurch geändert, daß die freiſinnige Preſſe oft gegen die Sozialdemokratie ſchreibt und ſie befehdet; dies iſt eigentlich nur der Fall, wenn ſie von der ſozialdemokratiſchen Preſſe einmal auf den Fuß getreten, alſo perſönlich beleidigt wird — in den Hauptfragen ſtimmt ſie doch mit dem ſozialdemokratiſchen Programm überein, und ſie würde eine vollſtändige Allianz mit der Sozialdemokratie zur Bekämpfung der konſervativen Partei, des Zentrums, der Nationalliberalen nur zu gern ſehen. Genau ſo wie ſich die Sozialdemokraten öffentlich als Gegner der Anarchiſten erklären, denen ſie doch im Grunde außerordentlich nahe ſtehn, genau ſo iſt die Scheidewand zwiſchen der am meiſten links ſtehenden freiſinnigen Demokratie (zum Beiſpiel Frankfurter Zeitung) und der Sozialdemokratie recht durchſichtig. Für alle andern Parteien ſcheint uns aber eine Verſtändigung, zunächſt zu Wahlzwecken, im Bereiche der Möglichkeit zu liegen, wenn jede der in Frage kommenden Parteien bereit iſt, ihre Spezialforderungen nicht unbedingt aufrecht zu erhalten und demnach nicht immer eigne Kandidaten aufzuſtellen. Agrarier, Bauernbündler, Antiſemiten ſollten ſich in der Hauptſache immer den von Konſervativen, Zentrum oder Nationalliberalen aufgeſtellten Kandidaten anſchließen; für dieſe drei Hauptparteien müßte aber ein Modus der Verſtändigung durch gegenſeitiges Nachgeben geſchaffen werden. Kann man dann die Freiſinnigen zum Beitritt gewinnen — um ſo beſſer.

Was nun den Vorwurf betrifft, den der Reichsbote den Regierungen macht, daß ſie untätig zuſähen, „wie die nationalen Parteien mehr und mehr unter die ſozialen Räuber fallen“, ſo müſſen wir der Zeitung leider in gewiſſer Hinſicht und bis auf einen gewiſſen Punkt Recht geben. Wir ſollten nämlich denken, daß auch ohne Ausnahmegeſetzgebung die Regierungen jetzt ſchon genügende Machtvollkommenheiten hätten, energiſcher gegen die Agitation der Sozialdemokratie vorzugehn. Man muß ſich doch fragen, was werden ſoll, wenn es ſo fortgeht, wenn nicht allein die ſozialdemokratiſchen Stimmen bei

Digitized by Google

Reichstags- und Landtagswahlen ſtetig zunehmen, ſondern auch der von der Partei ausgeübte Terrorismus immer weitere Kreiſe zieht und immer mehr an die Öffentlichkeit tritt. Zeigt doch die Partei jetzt gar kein Bedenken mehr, öffentlich zu erklären, daß eine energiſche Agitation gegen den Militarismus unter den jungen Leuten begonnen werden müſſe, die im nächſten Herbſt in die Armee eingeſtellt werden ſollen. Man muß ſich da wirklich fragen, ob ſich die Regierungen nicht oder nicht genügend bewußt ſind, was das zu bedeuten hat, und ob es denn kein Mittel gibt, dagegen anzukämpfen. Es muß eben Mittel geben, und wenn es daran fehlt, ſo müſſen ſie geſchaffen werden! Wir dürfen unſre Armee nicht vergiften laſſen durch ſozialdemokratiſche, antimilitariſtiſche und ſchließlich anarchiſtiſche Agitation. Wohin das führt, ſieht man jetzt in Rußland. Nun wird man entgegnen: „Das iſt bei uns nicht möglich!" Das hat man aber bis vor kurzem in Rußland auch geſagt, und wenn man die Ausſchreitungen innerhalb der Schutztruppe in Südweſtafrika betrachtet, die von der ſozialdemokratiſchen Preſſe als „Meutereien" bezeichnet werden, ſo muß man ſich ganz klar ſein — wenigſtens **wir** zweifeln keinen Augenblick daran —, daß dieſe Vorkommniſſe ihren eigentlichen Grund in ſozialdemokratiſcher Agitation und Hetzerei finden! Natürlich ſind die beiden vorgekommnen Ausſchreitungen in der genannten Preſſe ſehr aufgebauſcht und übertrieben worden, aber auch das Militärwochenblatt hat doch zugeben müſſen, daß einzelne Fälle von Aufruhr oder Meuterei vorgekommen ſind. Es ſind dieſes Vorkommniſſe, die bis vor kurzem noch in der deutſchen Armee **unbekannt** waren! Wenn nun auch, wie das Militärwochenblatt ſehr richtig ſagt, die Verhältniſſe auf dem ſüdweſtafrikaniſchen Kriegsſchauplatze beſonders ſchwierig ſind, ſo iſt andrerſeits zu bedenken, daß ſich vor dem Feinde Vorgeſetzte und Untergebne viel näher treten als im Frieden, und daß ganz beſonders in Afrika unſre Offiziere und Unteroffiziere einerſeits ſo heldenhaft kämpfen und andrerſeits derart für ihre Untergebnen ſorgen und jede Entbehrung mit ihnen teilen, daß eine Meuterei von Soldaten ganz unbegreiflich erſcheint und allen Erſcheinungen, die wir in den Kriegen der letzten fünfzig Jahre gemacht haben, ſtracks zuwiderläuft. Liegt da nicht der Gedanke nahe, daß die Einwirkung der Sozialdemokratie, der unſre jungen Leute ſofort nach Verlaſſen der Schule verfallen, anfängt, Früchte zu zeitigen? Daß die Partei auf ihre erziehende Tätigkeit ſelbſt großen Wert legt, erſieht man daraus, daß ſie jetzt bekanntlich beſondre Lehranſtalten eröffnen will, wo junge Leute nach dem Verlaſſen der Schule über Sozialdemokratie im ſozialdemokratiſchen Sinne belehrt und zu Agitatoren ausgebildet werden ſollen. Wenn dieſes nicht verhindert werden kann, ſo ſollten doch Gegenmaßregeln getroffen werden. Ein ſächſiſcher Offizier, Hauptmann Meyer, ſchlägt zu dem Zwecke ſozialpolitiſchen Unterricht in der Armee vor, der durch die Hauptleute zu erteilen wäre. Der Gedanke iſt gewiß vortrefflich und ließe ſich vielleicht auf die eine oder andre Art zur Ausführung bringen; nur dürften die Hauptleute kaum dazu in der Lage ſein, deren Zeit und

Kräfte an und für ſich aufs äußerſte in Anſpruch genommen ſind; wir ſollten denken, daß ſchon in den obern Klaſſen der Schule, namentlich aber während des Fortbildungsunterrichts in dieſer Richtung etwas getan werden könnte; nur müßte man ſich bei den Lehrkräften vergewiſſern, daß nicht der Bock zum Gärtner geſetzt würde dadurch, daß die Lehrer ſelbſt vielleicht Sozialdemokraten wären. Auf dem Lande könnten auch die Geiſtlichen hilfreiche Hand leiſten.

Abgeſehen hiervon erachten wir es aber für ganz dringend, daß die Regierungen energiſcher gegen die Agitation der Sozialiſten vorgehn, und in dieſer Hinſicht könnten wir in Deutſchland noch manches von unſern republikaniſchen Nachbarn, den Schweizern, lernen.

Während des ganzen Monats Juli fanden in Zürich Streiks ſtatt: Maurer, Metallarbeiter, Bäcker, namentlich aber die Arbeiter in der Automobilfabrik Arbenz & Cie. in Albisrieden bei Zürich waren im Ausſtande. Da die Einigungsverſuche zu keinem Reſultate führten, und es in Albisrieden und Umgebung zu groben Ausſchreitungen der Streikenden kam, ergriff die Züricher Regierung ſofort energiſche Maßnahmen: ſie berief ein Infanterieregiment und eine Eskadron Kavallerie in Dienſt und ſtellte ein Füſilierbataillon auf Pikett, traf die ſtrengſten Anordnungen zum Schutze der Arbeitswilligen, und der ſtädtiſche Polizeivorſtand erließ am 19. Juli eine Bekanntmachung, die wir als in hohem Grade nachahmenswert auch für die Verhältniſſe in Deutſchland empfehlen möchten; es heißt da nämlich:

Der Regierungsrat des Kantons Zürich hat am 18. Juli in Anbetracht 1. daß es dem Regierungsrat zukommt, dafür zu ſorgen, daß die in der Verfaſſung aufgeſtellten ſtaatsbürgerlichen Grundſätze in ungehinderter Weiſe zur Anwendung gelangen, 2. daß in dem Vorgehen der Streikpoſtenſteher eine ganz ungebührliche Beeinträchtigung der durch die Verfaſſung garantierten perſönlichen Freiheit zu erblicken iſt, welche Beeinträchtigung von der Behörde nicht geduldet werden kann, *das Streikpoſtenſtehen bei Strafe des Ungehorſams verboten.*

Von dieſem Beſchluß wird der Einwohnerſchaft der Stadt Zürich damit Kenntnis gegeben. Die kantonalen und ſtädtiſchen Polizeiorgane ſind mit der ſtrengſten Durchführung des Verbots beauftragt worden.

Ferner wird zur allgemeinen Kenntnis gebracht, daß nach den allgemeinen Beſtimmungen der mit den fremden Staaten abgeſchloſſenen Staatsverträge Ausländer, welche ſich Verbrechen oder Übertretungen polizeilicher Vorſchriften ſchuldig machen, ohne weiteres ausgewieſen werden können. Der Regierungsrat iſt gewillt, *alle Ausländer*, die in dieſer kritiſchen Zeit durch verbrecheriſche oder polizeilich zu ahndende Handlungen die öffentliche Ordnung ſtören, *ohne weiteres des Landes zu verweiſen.*

Dieſes unbedingte Verbot des Streikpoſtenſtehens iſt es namentlich, das wir als dringend empfehlenswert und notwendig erachten, und wenn die ſchweizeriſche Geſetzgebung dazu eine Handhabe und die Berechtigung bietet, ſo ſollte es doch bei uns auch möglich ſein. Der Terrorismus, der durch das Streikpoſtenſtehen und die dadurch bezweckte und meiſt erreichte Verhinderung

Digitized by Google

der Arbeitswilligen an der Arbeit ausgeübt wird, muß gebrochen werden, das oft gehörte Bedenken, daß es an einer geſetzlichen Unterlage zu ſolchem Verbote mangle, iſt hier, in der freien republikaniſchen Schweiz, ohne weiteres gelöſt worden und hat die beſten Früchte getragen und die Anerkennung aller ordnungsliebenden Menſchen gefunden. Wir finden dieſe Bekanntmachung der Züricher Polizei — auch in der Ausweiſung der Ausländer — ſo vortrefflich und ſo zweckentſprechend, daß wir ſie zur Nachahmung nur empfehlen können. Unſre Sozialiſten können daraus lernen, daß die republikaniſche Schweiz gar nicht mit ſich ſpaßen läßt, und daß man auch in einem andern als einem Polizeiſtaate — wie die „Genoſſen" Deutſchland mit Vorliebe bezeichnen — die fortwährende Agitation und Verhetzung ſowie die Schädigung der Arbeitsverhältniſſe uſw. einmal ſatt bekommen kann und ganz energiſch dagegen einſchreitet.

Daß das Truppenaufgebot nicht etwa nur pro forma erfolgte, geht daraus hervor, daß die Kavallerie attackiert und Gebrauch von der Waffe gemacht hat. Auch gegen den Antimilitarismus, für den jetzt in der Schweiz Propaganda gemacht wird — namentlich von Ausländern —, wird ſtreng vorgegangen, und man nimmt, auch in der Öffentlichkeit, durchaus kein Blatt vor den Mund, wenn es darauf ankommt, die Intereſſen der Armee und der Landesverteidigung zu vertreten. Vor ein paar Wochen fand in Baſel das Kantonalſchützenfeſt beider Baſel ſtatt, das Gelegenheit zu zahlreichen Reden bot. Der Präſident des Organiſationskomitees ſprach ſich bei der Eröffnung des Feſtes, die neue Wehrordnung, die jetzt vorliegt, berührend, folgendermaßen aus: „Vor uns liegt gegenwärtig eine neue Wehrordnung, für die wir mit gutem Gewiſſen eintreten dürfen. Doch was geſchieht im Augenblick? Mit lautem Geſchrei wird von gewiſſer Seite gegen alles Militäriſche zu Felde gezogen. Das Dogma des Antimilitarismus gewinnt Einfluß auf dieſen und jenen. Denn erklärlich iſt es wohl, daß alle die Leute gegen jede militäriſche Ordnung ſind, denen die liebe Bequemlichkeit über alles geht, die Unterordnung und ſtrenge Geſetze haſſen, die eine ſtraffe Disziplin verabſcheuen, und die das Vaterland — wenn ſie überhaupt an ein ſolches glauben — mit Phraſen zu erhalten gedenken. Laſſen wir dieſe Maulhelden keinen Einfluß gewinnen, widerſtreben wir vielmehr mit allen Mitteln dieſem Tun; ſtatten wir unſre Rechtſprechung mit der Macht aus, die Verbreitung der für die Volksſeele ſo gefährlichen Lehre des Antimilitarismus zu beſtrafen!"

Auch unſerm deutſchen Volke, deſſen Vaterlandsliebe, deſſen Sinn für Ordnung, Disziplin, Unterordnung mit allen Mitteln von gewiſſenloſen, vielfach ausländiſchen Agitatoren geraubt werden ſoll, möchten wir dieſe Worte, die ein Schweizer ſeinen Landsleuten zurief, recht dringend ans Herz legen, aber auch die wohlgeſinnten Männer Deutſchlands, denen das Wohl des Vaterlandes am Herzen liegt, bitten, ebenſo unerſchrocken und mannhaft bei öffentlichen Vereinigungen einzutreten und die Ziele der Sozialdemokratie unſern

Digitized by Google

jungen Leuten zu entſchleiern! Auf dieſe Weiſe iſt es vielleicht noch möglich, geſtützt auf energiſche Hilfe der Regierungen, dem Wühlen und Hetzen der „Genoſſen“ ein Gegengewicht zu ſchaffen!

Nachſchrift. Am 17. und am 18. September fanden im Zürcher Kantonsrat heftige Debatten ſtatt über die eben beſprochnen Streikvorfälle und namentlich über die Maßnahmen der Regierung zu ihrer Bekämpfung. Es lagen drei Anträge vor. Der *erſte*, von der *freiſinnigen* Fraktion eingebrachte, lautete:

„1. Das vom Regierungsrate zur Aufrechthaltung der Ordnung bei Anlaß der letzten Streikunruhen erlaſſene Truppenaufgebot und die andern von ihm zur Verhinderung von Ausſchreitungen getroffnen Maßnahmen werden genehmigt.

2. Der vom Regierungsrate verlangte Kredit im Betrage von 75500 Franken wird bewilligt.

3. Der Regierungsrat wird eingeladen:

a) auch in Zukunft bei Arbeitseinſtellungen nötigenfalls durch rechtzeitige Aufbietung von Truppen mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln dafür zu ſorgen, daß Bedrohungen von Perſonen, Eigentumsbeſchädigungen und Störungen der öffentlichen Ordnung vermieden werden;

b) Ausländer, die eine aufreizende oder verhetzende agitatoriſche Tätigkeit entfalten, gemäß den ihm zuſtehenden Befugniſſen auszuweiſen.“

Der *zweite*, von der *demokratiſchen* Fraktion eingebrachte Antrag enthält in kurzen Worten die Genehmigung der von der Regierung getroffnen Maßnahmen und des geforderten Kredits.

Der *dritte* Antrag ſtammte von den *Sozialdemokraten* und lautete: „Der Kantonsrat, in Erwägung, daß der Regierungsrat zum Erlaß des Streikpoſtenverbots und des Verbots der Demonſtrationsumzüge nicht befugt war, beſchließt: Der Regierungsrat iſt eingeladen, die Erlaſſe über das Verbot des Streikpoſtenſtehens und der Demonſtrationsumzüge zurückzunehmen.“

Das Reſultat der langen und oft ſehr erregten Debatten war, daß ſich die freiſinnige und die demokratiſche Fraktion einigten auf den von der freiſinnigen geſtellten Antrag; nur wurde ſtatt des dritten Punktes geſchrieben: „Der Regierungsrat wird eingeladen, auch in Zukunft bei Arbeitseinſtellungen die Rechte Arbeitswilliger energiſch zu ſchützen und die nötigen Maßnahmen zur Aufrechthaltung von Ruhe und Ordnung zu treffen.“

Dieſer Antrag wurde in der Schlußſitzung und bei namentlicher Abſtimmung mit 165 gegen 30 Stimmen angenommen.

Digitized by Google

Großherzog Friedrich von Baden in Verſailles

3

Die badiſche Regierung hatte am 31. Auguſt an ihre ſämtlichen Geſandtſchaften eine Zirkulardepeſche gerichtet, deren Inhalt der in Berlin übergebnen Denkſchrift entſprach. Sie wird, neben den gleichzeitigen Schritten Sachſens, auch in München nicht ohne Eindruck geblieben ſein, wo das Miniſterium mehr und mehr unter den Druck einer zumal nach der Schlacht von Sedan ſich ſtärker und ſtärker accentuierenden nationalen Bewegung geriet. Die Denkſchrift mit dem begleitenden Schreiben des Großherzogs iſt es wohl namentlich geweſen, die den Kronprinzen bewog, in Rheims die Initiative zu einer Beſprechung der Lage mit dem Könige zu ergreifen. Es iſt das um den 7. September der Fall geweſen. Auch der Herzog von Koburg war in dieſen Tagen beim Könige tätig. Es ſcheint zu jener Zeit im Hauptquartier eine ſtarke Verſtimmung über die Haltung Bayerns beſtanden zu haben, die ihre damals noch nicht ergründete Urſache zum guten Teil in dem krankhaften Weſen des Königs Ludwig hatte, der in wichtigen Augenblicken für ſeine Miniſter unerreichbar war. König Wilhelm ſoll in jenen Tagen mißmutig geäußert haben, auf Bayern ſei keineswegs zu rechnen, und Bismarck ſei weit entfernt, einen Druck ausüben zu wollen. Man müſſe deshalb auf weitere Verſuche Verzicht leiſten, er habe für ſeine Perſon und bei ſeinem Alter nicht die Abſicht, jemand zu etwas zwingen zu wollen. Für die Aufnahme Badens in den Nordbund ſei er entſchieden, und er werde ſie auch durchſetzen. Ungefähr fünf Tage ſpäter traf dann die Münchner Mitteilung ein, in der Delbrücks Entſendung erbeten wurde. Als Baden am 16. September noch immer auf den vierzehn Tage zuvor in Berlin überreichten Antrag keine Antwort hatte, ſchlug Jolly dem Großherzog vor, den preußiſchen Geſandten um eine Rückäußerung zu erſuchen und die Aufnahme Badens in den Nordbund amtlich zu betreiben. Der Großherzog gab ſeine Zuſtimmung mit dem Bemerken, daß durch die Aufnahme Badens vielleicht ein zwingender Vorgang für die andern Südſtaaten geſchaffen werde. Zwei Tage ſpäter konnte Jolly über die endlich eingegangne Antwort Preußens auf die Denkſchrift vom 31. Auguſt berichten. Sie iſt, wie das geſchäftlich auch nicht anders ſein konnte, auf Grundlage der Beſprechungen mit Delbrück, vielleicht auch der Delbrückſchen Denkſchrift erfolgt, die die Unterlagen für die weitere geſchäftliche Behandlung der deutſchen

Digitized by Google

Frage erſt geſchaffen hatten. Die Idee, das Zollvereinsparlament einzuberufen, war auf ſeinen Rat hin aufgegeben worden. Es iſt nach allem die Verzögerung der preußiſchen Antwort durchaus begreiflich, weil erſt die Beſprechungen mit Delbrück zu einem modus procedendi geführt hatten, wie es auch erklärlich iſt, daß ſich die Antwort wohlwollend in der Form, ſachlich aber mehr negativ verhielt. Bismarck wollte erſt das Ergebnis der Münchner Verhandlungen abwarten, inzwiſchen aber war es ihm durchaus erwünſcht, wenn ſich zu der aus Dresden in München eingetroffnen Anregung nun auch eine ſolche aus Karlsruhe geſellte. Die Antwort gipfelte deshalb in der Aufforderung, daß Baden in München und in Stuttgart die Anregung geben möge, die Frage des Verhältniſſes von Süddeutſchland zum Norden in Erörterung zu ziehen. Kurz geſagt, es handelte ſich für den Bundeskanzler zunächſt um eine badiſche Diverſion zur Unterſtützung der ſächſiſchen Anregungen und der Reiſe Delbrücks nach München. Daneben wurde anerkannt, daß eine Wiedererlangung der alten deutſchen Länder Elſaß und Lothringen in einem künftigen Friedensſchluſſe, der noch lange nicht bevorzuſtehn ſcheine, anzuſtreben wäre, ihre Angliederung an Preußen halte auch der Bundeskanzler nicht für erwünſcht. Leider iſt dieſer Satz in Karlsruhe damals ſo verſtanden worden, als ob Bismarck damit auf eine Landvergrößerung Bayerns ziele, während er nur die Zeit noch nicht gekommen hielt, auf die Idee des künftigen Reichslandes poſitiv einzugehn.*) In bezug auf die Einigungsfrage wurde ausgeſprochen, daß die gemeinſame Kriegführung dieſen Zweck von ſelbſt fördere, ohne daß von irgendeiner Seite ein Druck oder Zwang geübt werde. Der Sinn der preußiſchen Antwort war der, daß Preußen ſich und die Sache nicht der Gefahr ausſetzen wollte, ſich in München oder Stuttgart einen Korb zu holen oder durch Anerbieten ungemeſſene Anſprüche hervorzurufen. Daher das Beharren auf dem Standpunkte, von preußiſcher Seite nicht drängen zu wollen, ſondern dem Süden die Initiative zu laſſen.

Eine direkte vertrauensvolle Mitteilung Bismarcks über die Sachlage, wie die patriotiſche Opferwilligkeit des Großherzogs und die nationale Geſinnung ſeines Landes ſie wohl verdient hätten, wäre damals wohl um ſo mehr am Platze geweſen, als, wie ſich ja bald ergeben ſollte, die Endziele und Abſichten des Bundeskanzlers mit denen des Großherzogs und der badiſchen Regierung vollſtändig übereinſtimmten. Ihr Unterbleiben iſt ſicherlich vom Großherzog ſehr empfunden worden, und ſeine Antwort an Jolly aus dem Hauptquartier Lampertsheim vor Straßburg vom 20. September auf Jollys Bericht vom 18. atmet den ganzen Mißmut über die ſo ungenügend erſcheinende Antwort. Dennoch und obgleich er ſich wenig davon verſpricht, erklärt ſich der Großherzog zu einer Initiative nach München und Stuttgart bereit. Baden ſolle in beiden Hauptſtädten beſtimmt

*) Gerade unter dem 16. September notiert der Kronprinz in ſeinem Tagebuche, daß Fürſt Gortſchakow gegen die Abtretung des Elſaß ſei.

Digitized by Google

ausſprechen, daß es den Eintritt in den Nordbund zu vollziehn gedenke, ſobald ein Friedensſchluß in Ausſicht ſtehe. Jedenfalls ſei die Berechtigung in Anſpruch zu nehmen, einzeln und ſelbſtändig mit dem Norddeutſchen Bunde zu verhandeln und den ſeparaten Eintritt in dieſen Bund zu verlangen. Zugleich regte der Großherzog auch noch die Frage an, perſönlich und mündlich mit dem Könige von Bayern zu verkehren, um die Kaiſerfrage ſowohl als die Verfaſſungsfrage vorwärts zu bringen. In dieſem Sinne iſt dann, nachdem ſich ein perſönlicher Beſuch des Großherzogs in München als undurchführbar erwieſen hatte, ſpäter die Entſendung Gelzers mit einem Handſchreiben an den König nach München erfolgt.

Eine Woche vor Eingang der preußiſchen Antwort in Karlsruhe war im Hauptquartier zu Lampertsheim der oldenburgiſche Staatsrat Jenſen eingetroffen, von dem vor Metz bei ſeinen oldenburgiſchen Truppen ſtehenden Großherzog von Oldenburg an den Großherzog Friedrich entſendet. Der Großherzog von Oldenburg hatte es nachteilig empfunden, in einer Zeit, wo wichtige und folgenſchwere politiſche Verhandlungen vielleicht nahe bevorſtünden, von ſeinen fürſtlichen Standesgenoſſen und dem Verkehr mit ihnen ziemlich abgeſchloſſen zu ſein. Er ging, wie Jenſen in ſeiner Biographie des verewigten Fürſten berichtet, von der Annahme aus, daß der Eintritt Bayerns in den Bund zu Verfaſſungsänderungen führen müſſe, und daß ſich ſomit Gelegenheit bieten werde, auf verſchiedne im Jahre 1867 beiſeite geſchobne Fragen zurückzukommen. Neben der Kaiſerfrage rechnete der Großherzog dahin namentlich die Frage der Errichtung eines Oberhauſes oder Fürſtenhauſes, die ihm beſonders am Herzen lag. Jenſen wurde am 12. September, juſt an dem Tage, an dem die erſte bayriſche Mitteilung im Hauptquartier einlief, vom Großherzog Friedrich in anderthalbſtündiger Audienz empfangen. Der Bericht, den er ſeinem Landesherrn über dieſe Audienz erſtattet hat, und der ſich zu ſeinem größten Teil in der Anlage zu der erwähnten Biographie abgedruckt findet, gibt einen vollſtändigen Überblick der Politik Badens, wie ſie Großherzog Friedrich dem Abgeſandten Oldenburgs mit großer Überſichtlichkeit vorgetragen und wobei er ihm auch über den Inhalt der Denkſchrift vom 31. Auguſt Mitteilung gemacht hat. Der Vortrag des Großherzogs berührte die Frage der Zukunft Elſaß-Lothringens, die Kaiſerfrage, bezüglich deren er hinzufügte, ihm ſei ſchon ſeit dem März bekannt, daß Graf Bismarck eine weitere Verfolgung der Kaiſeridee jetzt gern ſehe, auch der Kronprinz, mit dem er über dieſe Gegenſtände zuletzt am Tage vor der Schlacht von Wörth in Sulz geſprochen habe, ſtehe auf dem Boden derſelben Auffaſſung. Bringe man die projektierten elſaß-lothringiſchen Erwerbungen direkt oder indirekt unter die Krone Preußens, ſo werde damit, auch wenn es nicht ſofort zu einer vollen bundesſtaatlichen Einigung zwiſchen dem Norden und dem Süden kommen ſollte, die ganze Poſition der ſüddeutſchen Staaten verſchoben und deren engere Vereinigung mit dem Norden von ſelbſt unendlich näher gerückt, denn auch Preußen werde alsdann ein ſüddeutſcher

Staat. Es werde, wenn man z. B. im weitern Verlauf des Krieges dazu gedrängt werden ſollte, das alte Burgund zu reklamieren, alſo etwa eine Linie von Lille nach Belfort zu ziehen, der größte ſüddeutſche Staat, größer als Bayern. Der Großherzog führte dann weiter aus, daß ihm Erörterungen mit den andern ſüddeutſchen Staaten über die Bedingungen eines Eintritts in den Nordbund bis jetzt als unfruchtbar erſchienen ſeien. Es ſei zunächſt darauf angekommen, die nötige Fühlung mit Preußen zu gewinnen. Falle die Antwort des Bundeskanzlers in der Kaiſerfrage zuſtimmend aus, ſo werde man auf dieſer Grundlage in München und in Stuttgart zu arbeiten und eine einmütige Initiative der ſüddeutſchen Staaten zu organiſieren ſuchen. Der Großherzog ging dann auf die Definierung der Begriffe Kaiſer und Reich ein. Er wollte der Reichsgewalt vor allem die geſamte diplomatiſche Vertretung und den geſamten militäriſchen Schutz im vollen Umfange überwieſen wiſſen, die Geſtaltung der innern Verhältniſſe müſſe der Autonomie der Einzelſtaaten verbleiben. Er — der Großherzog — wolle nicht verhehlen, daß nach ſeiner Anſicht die politiſche Entwicklung Deutſchlands dem Einheitsſtaat zuſtrebe, und daß dieſer Prozeß durch den Zutritt der Südſtaaten nur werde aufgehalten, nicht aber unterbrochen werden. Zur Zeit und für eine Reihe von Jahrzehnten ſeien jedoch die Zuſtände in Deutſchland für die Unifikation entſchieden noch nicht vorbereitet, und ein verfrühter Übergang zum Einheitsſtaat würde ein viele Intereſſen verletzendes Unglück ſein. Für jetzt handle es ſich darum, die Form der Einigung auf bundesſtaatlicher Grundlage zu finden, und in dieſer Richtung werde durch die Kaiſeridee vieles vermittelt und erleichtert werden. Es ſei, wie auch Graf Bismarck ihm im März dieſes Jahres eingeräumt habe, dies zugleich der einzige Weg, den ärgſten aller Partikularismen, den ſpezifiſch preußiſchen Partikularismus zu brechen. Unter dem Kaiſertum und neben dem allgemeinen Reichstage werde ſich ein preußiſches Abgeordnetenhaus und auch wohl ein preußiſches Herrenhaus auf die Dauer nicht mehr aufrecht erhalten laſſen, der föderativen Befeſtigung der deutſchen Zuſtände könne es nur günſtig ſein, wenn man ſich in Preußen dazu gedrängt finden ſollte, auf das Syſtem der Provinzialſtände zurückzugreifen. Über die Oberhausfrage äußert ſich der Großherzog nicht eingehender, obwohl Jenſen mehrfach den Verſuch machte, dieſen Punkt zu betonen.

Es iſt ſicherlich von hohem Intereſſe, dieſe in vertraulicher Unterredung niedergelegten programmatiſchen Anſchauungen des Großherzogs heute, nach ſechsunddreißig Jahren, noch einmal hervorzuheben. Die Richtung auf den Einheitsſtaat hätte ſeinerzeit durch den Reichseiſenbahngedanken eine große Förderung erfahren können. Seitdem dieſer aber endgiltig begraben, das preußiſche Eiſenbahnweſen vielmehr das Rückgrat der preußiſchen Finanzen geworden iſt, hat der preußiſche Staat als wirtſchaftliches Staatsganzes an Konſiſtenz nur gewonnen. Wohl noch für Menſchenalter wird kein König von Preußen daran denken, ſich ſeiner ſtarken Hausmacht zu begeben und durch

Digitized by Google

Verzicht auf den preußiſchen Landtag und durch das Rückgreifen auf Provinzialſtände das ruhmvolle ſichere Erbe ſeiner Väter in Atome aufzulöſen. Die ſtarke preußiſche Hausmacht der Kaiſer iſt einer der weſentlichſten Vorzüge des neuen Reiches. Das alte ging hauptſächlich mit daran zugrunde, daß ſeine Kaiſer auf die Vermehrung ihrer Hausmacht immer mehr bedacht geweſen waren als auf die Vermehrung der Reichsmacht. Es hätte ſonſt ſchwerlich geſchehen können, daß ſie ſich die Seegewalt in der Oſt- und in der Nordſee entgehen ließen, anſtatt ſie als Mittel zum Aufbau einer ſtarken Reichsgewalt zu verwerten, eine Unterlaſſungsſünde, die ſich ſchwer gerächt hat.

Nach dem Fall von Straßburg und dem feierlichen Einzuge in die wieder gewonnene Reichsfeſte war der Großherzog nach Karlsruhe zurückgekehrt, entſchloſſen, ſich durch die Vermittlung des Kronprinzen Aufſchluß über die ſcheinbar ſo geheimnisvolle Zurückhaltung der preußiſchen Diplomatie zu verſchaffen. Der Großherzog wußte, wie es ſcheint, von Delbrücks Denkſchrift, von ihrer Billigung durch Bismarck und den König noch nichts; er war aber doch wohl darüber unterrichtet, daß das Haupthindernis für die Kaiſeridee einſtweilen noch der König ſelbſt war, und daß es zu einer Überwindung ſeiner Abneigung, der weſentlich ein Mißtrauen in den guten Willen der deutſchen Fürſten, das heißt Württembergs und Bayerns, zugrunde lag, einer Initiative der fürſtlichen Bundesgenoſſen, der König von Bayern an der Spitze, bedurfte. Die Schwierigkeiten, die dabei in der Perſon des Königs Ludwig lagen, waren damals noch nicht ſo einfach zu verſtehen, wie dies heute der Fall iſt.

Von der Hilfe, die er im eignen Lager fand, hatte der Bundeskanzler bis zu Delbrücks Berufung keinen großen Eindruck gewinnen können. Der Kronprinz hatte ihm mit einem eilig hingeworfnen Schreiben vom 14. Auguſt aus dem Hauptquartier Blâmont in Lothringen eine Denkſchrift über Friedensſchluß und Friedensbedingungen überſandt, die ſich über Elſaß und Lothringen höchſt unklar und widerſpruchsvoll ausſprach, ſich aber dafür mit einer Rücknahme der Verbannungsdekrete gegen die Bourbons und die Orleans ſowie mit einer Neueinteilung Frankreichs beſchäftigte. Hinſichtlich der Einigung Deutſchlands verlangte der Kronprinz die Einheit des Heeres, wollte den ſüddeutſchen Höfen aber das Geſandtſchaftsrecht belaſſen; geiſtliche und Schulangelegenheiten ſollten auf die oberſte Bundesbehörde übergehn. Weiter ſtreifte die Denkſchrift die Oberhausidee und empfahl die Berufung des Zollparlaments als konſtituierende Verſammlung, da der Norddeutſche Reichstag keine Geſamtvertretung darſtelle. Dieſe Anregung hatte dann wohl mit andern zu Delbrücks Berufung in das Hauptquartier und zu ſeiner grundlegenden Arbeit geführt. Der Kaiſergedanke wird in dieſer kronprinzlichen Denkſchrift nicht erwähnt, obwohl ſie der Kronprinz acht Tage zuvor mit dem Großherzog beſprochen hatte, es iſt im Gegenteil von „präſidierenden Fürſten“ die Rede. Am 20. Auguſt hatte dann gelegentlich eines Beſuchs des Kronprinzen beim Könige in Pont-à-Mouſſon auch eine Ausſprache mit Bismarck ſtattgefunden, von der der Kronprinz in ſeinem Tage-

Digitized by Google

buche bemerkt, daß Bismarck ſehr gemäßigt ſei. „Unſre Bedingungen ſind Elſaß und Kriegskoſten." Man darf annehmen, daß für Bismarck ſchon damals das künftige gemeinſame „Reichsland" als Schlüſſel zur Reichs- und Kaiſerfrage galt, daß ihm aber der Zeitpunkt noch nicht gekommen ſchien, das offen auszuſprechen. Aber es iſt der nämliche Gedanke, der ihn ſpäter in Ferrières zu dem Ausſpruch an Jules Favre beſtimmte: „Straßburg iſt der Schlüſſel zu unſerm Hauſe, und wir wollen ihn haben."

Es liegt aus den Tagen, bevor Delbrück in Rheims eintraf, ein beglaubigtes Zeugnis von Bedeutung über die Auffaſſungen vor, die den Bundeskanzler um dieſe Zeit hinſichtlich der deutſchen Frage erfüllten. Die Veröffentlichung rührt nicht von ihm her, ſondern findet ſich im dritten Bande der Denkwürdigkeiten des frühern preußiſchen Miniſterpräſidenten von Manteuffel. Manteuffel hatte unter dem 23. Auguſt, wohl aus dem Bedürfnis heraus, in ſo wichtiger Zeit mit ſeinem Rat nicht zurückzuhalten, an Bismarck ein Schreiben in das Hauptquartier gerichtet, das ſich ebenfalls mit der deutſchen Verfaſſungsfrage und mit der Zukunft von Elſaß und Lothringen beſchäftigte. Mit Bezug auf die Verfaſſung ging er von der Vorausſetzung aus, daß nach dem Kriege und durch den Frieden ein größeres deutſches Gemeinweſen im Anſchluß an den Nordbund hergeſtellt, das heißt ein Deutſches Reich gegründet werde. Hinſichtlich des Elſaſſes und Lothringens ſprach er ſeine Meinung dahin aus, daß dieſe Gebiete nicht verteilt, ſondern in ihrer Totalität Reichslande werden ſollten, alſo im Namen des Reichs adminiſtriert; ihre Überſchüſſe ſollten in die Bundeskaſſe fließen, ihre Vertretung ſollten ſie im Reichstag und in provinzialſtändiſchen Verfaſſungen finden, beide Gebiete ſollten völkerrechtlich für neutral erklärt werden, Truppen und Feſtungen halten. Bismarck antwortete aus Rheims am 8. September, zwei Tage vor Delbrücks Eintreffen — das Schreiben hat ſich unter den Manteuffelſchen Papieren gefunden und iſt mit dieſen veröffentlicht worden —, folgendes:

„Über die künftige Geſtaltung von Deutſchland ſelbſt hege ich ſo wenig Beſorgnis, wie Ew. Exzellenz es tun. Die Mainlinie iſt meines Erachtens durch das Bündnis, welches ſich in der Stunde der Gefahr über Verhoffen bewährt hat, und durch die jetzige Waffenbrüderſchaft für alle praktiſchen Zwecke zur Verteidigung Deutſchlands nach außen hin bereits überſchritten. Es unterliegt auch für mich keinem Zweifel, daß, wie Ew. Exzellenz ſagen, unter irgendwelchen Formen die Vereinigung der deutſchen Staaten ihrer weitern Reiſe entgegengehn wird. Ew. Exzellenz werden meine Scheu begreifen, vor der Entſcheidung von dem Preiſe des Sieges zu ſprechen, aber für den Fall, daß der Sieg unſern Fahnen, was Gott verleihen möge, treu bleibt, und wir für Deutſchland ſein altes Reichsland wiedergewinnen, hat der Gedanke, welchen Ew. Exzellenz ausſprechen, daß ſolche Lande nicht verteilt, ſondern zum Reichsland erklärt und im Namen Deutſchlands verwaltet werden, *ſchon nach den erſten ſiegreichen Schlachten die Genehmigung Seiner Majeſtät des Königs*

Digitized by Google

erhalten. Dagegen ſcheint es mir unmöglich, mit einer ſolchen Stellung die Neutralität zu verbinden. Die neuen Lande müſſen einen integrierenden Teil Deutſchlands bilden, für deſſen bisher im Weſten mangelnden Schutz ihre Feſtungen die unentbehrliche Grundlage bilden. Aus ihrer Neutralität würde die Gefahr entſtehn, daß ſie vermöge der Sympathien ihrer Einwohner und ihrer Truppen im Kriege nach Frankreich hin gravitieren, und daß dieſe franzöſiſchen Sympathien, welche gewiß in dem größten Teil der Bevölkerung zurückbleiben würden, gerade in ihrer Armee einen doppelt gefährlichen Kriſtalliſationspunkt finden würden.“

Der Brief ſchließt mit dem Ausdruck der Befriedigung darüber, daß Manteuffels Schreiben eine neue Bürgſchaft dafür geweſen ſei, wie die Gedanken aller Patrioten in dem Hinblick auf das eine Ziel der Macht und des geſicherten Schutzes Deutſchlands zuſammentreffen. Unter dem 31. Auguſt kündigte auch ſchon die halbamtliche Berliner Provinzialkorreſpondenz die beabſichtigte Rücknahme von Elſaß und Lothringen an, durch die am 17. Auguſt erfolgte Ernennung der Generalgouverneure für die beiden Gebiete war zugleich der Territorialumfang umſchrieben, innerhalb deſſen die Rücknahme ſtattfinden ſollte. Wie erinnerlich, bildete die Frage des künftigen Reichslandes den Ausgangspunkt für Delbrücks Dresdner Verhandlungen. Man darf darum wohl ſagen, daß nach den erſten großen militäriſchen Entſcheidungen von dem Bundeskanzler nichts verſäumt worden iſt, die deutſche Frage ihrer Erledigung entgegenzuführen, auch daß er ſich über die anzuſtrebenden Ziele vollſtändig klar war. Delbrücks Dresdner Bericht, die gleichzeitige badiſche Denkſchrift, die erwähnte Denkſchrift des Kronprinzen vom 14. Auguſt waren Steine, die von allen Seiten freudig und hoffnungsvoll zu dem erſehnten Bau der deutſchen Einheit zuſammengetragen wurden; die Hand, die den Bau formen ſollte, ſäumte nicht. Als Delbrücks Berichte aus München im Großen Hauptquartier vorlagen, faſt zugleich mit dem badiſchen Antrage, entſchloß ſich Bismarck ſofort zu weitern entſcheidenden Schritten.

Das badiſche Miniſterium hatte in Ausführung der vom Großherzog unterm 23. September vorgeſchlagnen Maßnahmen durch den badiſchen Geſandten in Berlin unter gleichzeitiger vertraulicher Anfrage an den preußiſchen Geſandten Grafen Flemming in Karlsruhe nunmehr den formellen Wunſch ausgeſprochen, in den Norddeutſchen Bund einzutreten. Die erſte Antwort ging dahin, daß der Antrag dem Bundeskanzler willkommen ſein werde, aber ſchon am 2. Oktober konnte Graf Flemming der badiſchen Regierung auf Grund einer telegraphiſchen Weiſung Bismarcks die amtliche Mitteilung machen, daß der Bundeskanzler nunmehr dem formellen Antrage Badens entgegenſehe. Dieſer Antrag wurde noch an demſelben Tage formuliert und lautete auf den Eintritt Badens auf Grund der damaligen Verfaſſung, die Vereinbarungen mit den andern ſüddeutſchen Regierungen ſeien ſpätern Verhandlungen vorzubehalten. Die vom 12. Oktober datierte, vier Tage ſpäter in Karlsruhe eingegangne Antwort des

Digitized by Google

Bundeskanzlers enthielt unter anerkennenden Worten für die badiſche Politik und die immer bewährten nationalen Geſinnungen Badens die prinzipielle Annahme des Anerbietens und zugleich die Einladung, Herr von Freydorf oder einer ſeiner Kollegen möge zu dieſem Zwecke nach Verſailles kommen, zumal da ſich die württembergiſchen Miniſter des Krieges und der Juſtiz dazu erboten hätten und der Bundeskanzler das Anerbieten angenommen habe. Das hiſtoriſch denkwürdige Schreiben iſt mit den begleitenden Bemerkungen des Großherzogs bei Lorenz a. a. O. S. 608—609 in den Anmerkungen abgedruckt. Nach München hatte Bismarck am 14. Oktober die telegraphiſche Mitteilung gerichtet, daß er das Anerbieten Württembergs, Bevollmächtigte nach Verſailles zu entſenden, angenommen habe und Bayern anheimſtelle, entweder auch in Verſailles zu unterhandeln oder die Rückkehr des Staatsminiſters Delbrück nach München abzuwarten. Bayern antwortete am nächſten Tage zuſtimmend, und am 20. Oktober reiſten die Miniſter Graf Bray, Freiherr von Pranckh und von Lutz nach Verſailles ab.

Der Monat Oktober war ſomit dazu beſtimmt, die entſcheidende Wendung zu bringen, endlich waren die Bevollmächtigten aller ſüddeutſchen Staaten in Verſailles vereinigt, der Wunſch des Großherzogs war erfüllt. Neben den geſchäftlichen Verhandlungen einher ging der ſehr rege Gedankenaustauſch eines Kreiſes von deutſchen Fürſten, die in Verſailles den König und den Kronprinzen umgaben, und, vom geſchäftlichen Stande der Dinge nicht immer hinreichend unterrichtet, ſich verpflichtet hielten, ihrerſeits fördernd einzugreifen, um namentlich die Kaiſerfrage zu beſchleunigen, in der Überzeugung, daß ſich nach der prinzipiellen Erledigung dieſer die Verfaſſungsfrage um ſo leichter löſen laſſen werde. Man hielt dafür, daß um einerſeits den König Wilhelm, andrerſeits den König von Bayern, beide bei ihrer bekannten Denkungsart, für die Kaiſeridee zu gewinnen, die fürſtliche Vermittlung und nicht die geſchäftliche Behandlung in erſter Linie einzuſetzen habe. Aus dieſem fürſtlichen Kreiſe heraus entſtand ſo um dieſe Zeit abermals eine Denkſchrift, die der Herzog von Koburg, wohl im Einvernehmen mit dem Großherzog Friedrich, zu Anfang Oktober an den Bundeskanzler richtete, um von dieſem mündlich oder ſchriftlich eine Erklärung über den Inhalt zu erreichen. Die Denkſchrift behandelte in zwei Abſchnitten die Erweiterung des Nordbundes, den Übergang des Bundes zum Deutſchen Reich und die Wiederherſtellung der Kaiſerwürde. Die Antwort Bismarcks datiert vom 12. Oktober, alſo von demſelben Datum wie das Schreiben nach Karlsruhe, worin der Großherzog freilich eine Antwort auf die Kaiſerfrage vermißte. Sie ſagte in der Hauptſache: „daß alle weſentlichen in der Denkſchrift des Herzogs enthaltnen Gedanken ſeit langer Zeit die ſeinigen und ſeit Beginn dieſes Krieges faſt ohne Einſchränkung in der Ausführung begriffen ſeien." Wie ſehr um dieſen Zeitpunkt alle verwandten Strömungen in Verſailles zuſammenliefen, beweiſt, daß auch Gelzer am 7. Oktober ein Schreiben an den Kronprinzen richtete, wohl ebenfalls nicht ohne Vorwiſſen des Groß-

herzogs, worin er die Kaiſerwürde als eine der Nation gegenüber übernommne Bürgſchaft ihrer unwiderruflichen Einigung bezeichnete.

Die badiſchen Miniſter Jolly und Freydorf hatten auf die am 17. Oktober vom Grafen Flemming überbrachte Einladung die Reiſe am 20. angetreten. Aus den Aufzeichnungen und Briefen des Miniſters von Freydorf iſt einiges im Jahre 1883 veröffentlicht worden. Sie atmen meiſt große Zufriedenheit. Unterm 29. Oktober notiert Freydorf: „Bei einer Unterredung gratulierte ich Bismarck zur Durchführung ſeines Werkes. Er hätte mir in Berlin geſagt, die Einigung des Südens mit dem Norden werde ſo ſicher kommen, als das Waſſer den Berg hinabfließe.... Bismarck dankte, daß wir in unſrer Politik trotz der abwehrenden Haltung, die zu beobachten er genötigt geweſen, nicht gewankt, ſondern feſtgehalten hätten.“

Die Notwendigkeit weiterer Kreditmaßnahmen ſowie andre geſchäftliche Gründe hatten inzwiſchen die Dringlichkeit der Einberufung des Norddeutſchen Reichstags nahe gelegt. Bismarck hatte die Abgeordneten von Bennigſen, Friedenthal und von Blankenburg, die Führer der nationalliberalen, der freikonſervativen und der konſervativen Partei, nach Verſailles entboten, ſowohl um die Einberufung des Reichstags mit ihnen zu erörtern als auch die deutſche Verfaſſungsfrage mit dieſen Führern der Mehrheit des Hauſes zu beſprechen. Es war eine Zeit lang der Gedanke ventiliert worden, den Reichstag und auch einen Kongreß der deutſchen Fürſten nach Verſailles zu berufen, um ſo an dieſer hiſtoriſch bedeutſamen Stätte der deutſchen Verfaſſungsfrage einen feierlichen Abſchluß zu geben. Der Gedanke wurde jedoch fallen gelaſſen. Wohl aber ſollte der Zuſammentritt des Reichstags auf die zögernden ſüddeutſchen Regierungen und ihre Kammern einen Druck ausüben. Die Einberufung erfolgte demnach am 12. November, nachdem die Verhandlungen mit Baden, Heſſen und Württemberg dem Abſchluß nahe ſchienen, ſodaß die Unterzeichnung auf den 15., Delbrücks Abreiſe für den 17. oder 18. November in Ausſicht genommen werden konnte, auf den 24. November nach Berlin.

Auf die Einzelheiten der Verhandlungen einzugehen, würde den Rahmen dieſes Artikels überſchreiten. Die politiſchen Fragen wurden mit Delbrück, die militäriſchen mit dem Kriegsminiſter von Roon erörtert. Bei der verſchiedenartigen Stellung der ſüddeutſchen Staaten hatte der Bundeskanzler eine gemeinſame Verhandlung nicht für angemeſſen erachtet, vielmehr, wie Freydorf berichtet, den Weg der Verhandlung mit den einzelnen Vertretungen gewählt, worauf nach Umſtänden ein allgemeiner Zuſammentritt folgen könne. Bekanntlich fiel in jener Zeit die Zurückhaltung der bayriſchen Unterhändler außerordentlich auf, die unter allen Umſtänden mindeſtens die Selbſtändigkeit des Heerweſens, der Diplomatie und des Poſt- und Telegraphenweſens für Bayern retten wollten. Sowohl bei den preußiſchen Unterhändlern als in dem fürſtlichen Kreiſe hatte dieſe Haltung der Bayern große Verſtimmungen hervorgerufen, hauptſächlich wegen des Umſtandes, daß man die Bereitwilligkeit Bayerns nach

der Haltung ſeiner Truppen beurteilt hatte und ſich jetzt unangenehm enttäuſcht ſah. Baden hatte mit ſeiner Warnung Recht behalten. Herr von Roggenbach, der ſich ebenfalls in Verſailles befand, vertrat mit großem Eifer den Standpunkt, zumal bei dem Kronprinzen, mit Bayern auf einer Grundlage, wie ſie Graf Bray verlange, überhaupt nicht abzuſchließen. Es entſtand damals in Verſailles der Plan, an alle deutſchen Fürſten Einladungen zu einem Kongreß nach Verſailles ergehen zu laſſen. Die Ausführung ſcheiterte an der Abneigung des Königs Ludwig. Bismarck ſprach Herrn von Freydorf den Wunſch aus, daß der Großherzog von Baden vierzehn Tage vor den Königen eintreffen möge, was mit dem Abſchluß der Militärkonvention hinreichend erklärt werden könne. Es war jedoch ſchon eine Einladung vom Kronprinzen im Auftrage des Königs an den Großherzog ergangen, der infolgedeſſen am 3. November von Karlsruhe aufbrach und von Lagny aus zu Pferde am 6. in Verſailles eintraf, wo der Kronprinz perſönlich für ihn eine Wohnung ausgeſucht hatte. Die Situation, die der Großherzog vorfand, war im allgemeinen folgende: Die Verhandlungen über den Anſchluß Badens waren dem Abſchluß nahe, ebenſo boten die mit Württemberg und Heſſen, bei Württemberg unter gewiſſen Vorbehaltungen, keine Schwierigkeiten mehr. Dagegen waren ſolche hinſichtlich der Militärkonventionen noch vorhanden, da Roon der Verſchmelzung der ſüddeutſchen Kontingente, auch ſogar des badiſchen, mit der preußiſchen Armee wenig geneigt war. Die Verhandlungen mit Bayern waren dagegen anſcheinend auf einen toten Punkt gekommen, Delbrück hatte noch am 5. November dem Miniſter Jolly erklärt, man werde auf Bayern verzichten müſſen. Bismarck ſchwankte noch, ob er mit den andern ſüddeutſchen Staaten ohne Bayern abſchließen oder die Verhandlungen hinziehen ſolle, bis Bayern zum Abſchluß bereit wäre. Es fand um jene Zeit ein Briefwechſel zwiſchen Bismarck und dem bayriſchen Miniſter ſtatt, dadurch hervorgerufen, daß Graf Bray am 2. November an Bismarck ſchrieb, in den Münchner Beſprechungen mit Delbrück ſei die Bildung eines weiteren Bundes in Ausſicht genommen, nur zum Eintritt in einen ſolchen ſeien die bayriſchen Miniſter ermächtigt, und daraufhin hätten ſeine bisherigen Anträge gezielt. Bismarcks geſtrige Äußerungen ſchienen einen Eintritt in den beſtehenden einheitlichen Bund zu bezwecken, hierzu bedürften die bayriſchen Miniſter erweiterter Vollmacht, die ſie wohl am beſten in München ſelbſt einholen würden. Bismarcks Antwort vom 4. beſagte, daß ſo lebhaft er auch gewünſcht haben würde, daß ein gleichzeitiger Abſchluß mit ſämtlichen ſüddeutſchen Staaten möglich geweſen wäre, ſo könne er doch in Betracht der obwaltenden Sachlage und der durch die Verhältniſſe im Norddeutſchen Bunde gebotnen Dringlichkeit die Anſicht des Miniſters nur teilen, die Verhandlungen mit Bayern nach dem Abſchluß mit den andern ſüddeutſchen Staaten fortzuſetzen. Als Baſis dieſer Verhandlungen werde er die Herſtellung eines engern Bundes jeder andern vorziehn. Graf Bray hatte frühere Äußerungen Bismarcks mißverſtanden und dieſen entnommen und auch ſo nach München berichtet, daß

der Kaiſertitel der Preis ſei, „um welchen Konzeſſionen reellerer Art erlangt werden könnten“. Der Kabinettsſekretär Eiſenhardt hatte ihm wiederholt im Auftrage des Königs die Erlangung einer territorialen Vergrößerung für Bayern recht nachdrücklich nahe gelegt, die Erkenntnis, daß eine ſolche nicht zu erreichen ſei, war es wohl hauptſächlich, die beim Grafen Bray den Wunſch rege machte, nach München zu gehn. Es fallen in jene Zeit eine Reihe ſehr intereſſanter Mitteilungen, die jedoch den Rahmen dieſer Erinnerungen zu weit ausdehnen würden. Wenn Graf Bray ſeinem Könige noch am 3. November berichten konnte, die Idee von Kaiſer und Reich ſei dahin zu benutzen, daß neben dem Deutſchen Kaiſer der König von Bayern als Repräſentant des Deutſchen Reiches erſcheine, ſo ſpricht das allerdings dafür, daß der bayriſche Miniſter entweder ſich ſelbſt oder dem König über die Situation unberechtigte Illuſionen machte. Die Verzögerungen wirkten in den nationalen Kreiſen Bayerns ſchließlich ſo verſtimmend, daß Miniſter Schlör am 19. November an den Grafen Bray nach Verſailles telegraphierte: „Die Dinge haben einen Punkt erreicht, daß wir nicht mehr rückwärts, ſondern nur vorwärts können. Jeder Tag macht unſre Poſition ſchwieriger. Möge recht bald ein Abſchluß erfolgen, denn eine Iſolierung Bayerns würde ich als das Ende ſelbſt, nicht bloß als den Anfang vom Ende betrachten.“ Am 23. November erfolgte der Abſchluß. König Ludwig hatte nicht nur die Einladung zu einem Fürſtenkongreß nach Verſailles kategoriſch (mit einer Sehnendehnung) abgelehnt, obwohl König Johann von Sachſen, der älteſte der deutſchen Fürſten, ſie angenommen, ſondern er hatte ſich auch ſchon vorher zu dem Wunſche des Großherzogs von Baden, den König in München zur Verhandlung in der Kaiſerfrage perſönlich aufzuſuchen, ablehnend verhalten. Der Großherzog ſandte infolgedeſſen den Staatsrat Gelzer mit einem Schreiben an den König nach München, das die Initiative Ludwigs des Zweiten zur Annahme des Kaiſertitels durch König Wilhelm herbeiführen ſollte. König Ludwig empfing Gelzer nicht, ſondern ließ durch Eiſenhardt mit ihm verhandeln, der dann unterm 3. Dezember noch ein von großen Gedanken ausgehendes Schreiben an den König richtete. König Ludwig gab in ſeiner Antwort vom 11. Dezember ſeiner vollen Zuſtimmung zu der ſtaatsrechtlichen Anſchauung und der patriotiſchen Tendenz dieſes Schreibens warmen Ausdruck.

Inzwiſchen hatte die Verfaſſungsfrage von Verſailles aus eine ihrer Löſung zuführende Beeinfluſſung gefunden. Bismarck hatte dem Großherzog alsbald nach deſſen Ankunft in Verſailles die großen Schwierigkeiten der Lage, die namentlich auch durch die Umgebung des Königs geſchaffen würden, in mündlicher Unterredung eingehend geſchildert. Unter dem 9. November berichtet er ihm eingehend über den Stand der Verhandlungen mit den ſüddeutſchen Staaten, wobei er bemerkte, Bayern habe zwar das Kaiſertum und das Reich angeboten, aber betrachte es als eine Art von Tauſchobjekt, namentlich hinſichtlich der Leitung der auswärtigen Politik. Hierauf habe Bismarck erklärt, dem gegenüber

Digitized by Google

wäre das Verhältnis der Verträge von 1866 noch bei weitem vorzuziehn. Den König Wilhelm ſelbſt fand der Großherzog begreiflicherweiſe mit der politiſchen Lage wenig zufrieden. Der König machte kein Hehl daraus, daß die Anſprüche Bayerns mit deſſen wirklichen militäriſchen Leiſtungen nicht im Einklang ſtünden. Der König ſprach ſich bei dieſer Gelegenheit für die Herſtellung eines einheitlichen Heeres aus und antwortete auf die Frage des Großherzogs, ob er geneigt ſei, Konventionen auf dieſer Grundlage abzuſchließen: „Das hängt nur von Euch übrigen ab, ob Ihr ſo weit gehn wollt.“ Es folgte dann am 12. November der württembergiſche Zwiſchenfall. Die württembergiſchen Miniſter erklärten, anſtatt, wie erwartet wurde, die getroffnen Abmachungen zu unterzeichnen, daß ihr König ihnen plötzlich die Unterzeichnung verboten und eine neue mündliche Berichterſtattung gefordert habe. Da man ſchon ſeit ſechs Tagen bis auf die Militärkonvention einig war, erregte dieſe Haltung Württembergs in Verſailles großes Erſtaunen, und der König, dem Bismarck am Mittag des 12. November Vortrag hielt, machte aus ſeinem Mißfallen kein Hehl. Es ſchien vieles wieder ins Schwanken zu kommen. Am 15. November aber erfolgte der Abſchluß mit Baden und Heſſen. Abends waren die Bevollmächtigten zur königlichen Tafel geladen, Freydorf ſprach dem Könige ſeine Freude aus, ihn nun als Bundesoberhaupt begrüßen zu dürfen. Als er ſich am 18. November von Bismarck verabſchiedete, um zum Reichstage nach Berlin zu reiſen, konnte der Bundeskanzler ihm mitteilen, daß der Zutritt Württembergs wieder wahrſcheinlich geworden ſei, und daß ſich auch die Verhandlungen mit Bayern dem Ende zuneigten. In Württemberg ſowohl wie in Bayern hatten die Verzögerungen einen ſtarken Druck der öffentlichen Meinung hervorgerufen. Württemberg unterzeichnete als letzter der deutſchen Staaten am 25. November den Anſchluß in Berlin. Miniſter von Freydorf hat in einem Bericht vom 27. November aus Berlin an das badiſche Staatsminiſterium feſtgeſtellt, daß die Verzögerung Württembergs durch einen von dem bayriſchen Geſandten in Stuttgart, Herrn von Gaſſer, übergebnen Brief des Königs von Bayern an den König von Württemberg veranlaßt worden ſei, worin König Ludwig den König Karl beſchwor, doch ja nicht ohne Bayern abzuſchließen. Vergeblich machten die württembergiſchen Bevollmächtigten geltend, daß Bayern damit nur ſeinen partikulariſtiſchen Vorteil anſtrebe, um ſich eine beſonders privilegierte Stellung zu ſichern. Es blieb den beiden Miniſtern ſchließlich nichts übrig, als nach Hauſe zu reiſen. Sie wurden dann mit gebundnen Händen nach Berlin entſandt und konnten am 24. ihrem Souverän melden, daß Bayern ohne Württemberg unterzeichnet habe. Daraufhin erfolgte umgehend die Weiſung, nun auch für Württemberg abzuſchließen.

Für den Abſchluß mit Bayern hatte Bismarck den Beiſtand des Großherzogs von Baden angerufen, um ſich die Zuſtimmung König Wilhelms für die weitgehenden bayriſchen Anſprüche, namentlich in militäriſcher Beziehung, zu ſichern. Er ſuchte den Großherzog am Abend des 19. November auf mit der Einführung,

Digitized by Google

daß er ſeinen Beiſtand in einer ſehr wichtigen Frage erbitte. Württemberg habe bis auf einige untergeordnete militäriſche Fragen, in denen Preußen aber nicht nachgeben werde, den Beitritt erklärt. Der Beitritt Bayerns aber müſſe erkauft werden durch Gewährung einer bayriſchen diplomatiſchen Vertretung und einer ſelbſtändigen Militärverwaltung. Die Bildung eines Ausſchuſſes für diplomatiſche Angelegenheiten, worin Bayern den Vorſitz führen ſolle, hätte die bayriſchen Bevollmächtigten befriedigt, ebenſo das Subſtitutionsrecht der bayriſchen Geſandten für die Bundesgeſandten. Die Armee ſolle ſelbſtändig bleiben. Im Kriege wolle ſich Bayern unterordnen, wie jetzt, im Frieden aber nur Inſpektionen zugeben, wie im ehemaligen Deutſchen Bunde. Die Verwaltung wolle es ſelbſt führen und mit ſeinen Kammern das Spezialbudget feſtſtellen, das ſummariſche Budget nach Maßgabe der Feſtſetzungen könne im Reichstag beraten werden, dem entſprechend würden die Heereseinrichtungen wie in Preußen geordnet werden. Wenn dieſe Zugeſtändniſſe gemacht würden, ſo wolle Bayern die Bildung eines Deutſchen Bundes ermöglichen und die Initiative zur Herſtellung von Kaiſer und Reich ergreifen. Ihm perſönlich würden zwar dieſe Zugeſtändniſſe für eine Einigung durchaus ungenügend erſcheinen, aber die Lage der europäiſchen Verhältniſſe nötige ihn, ſobald als möglich die Einigung Deutſchlands als vollendete Tatſache hinzuſtellen. Die Verwicklungen, die aus der ruſſiſchen Kündigung des Schwarzen-Meer-Vertrags entſtehn könnten, ſeien unberechenbar. Deutſchland werde aber eine entſcheidende Stimme in dieſer Frage führen, wenn es ein Reich und durch ſeinen Kaiſer mächtig vertreten ſei. Laſſe auch die innere Verbindung zu wünſchen übrig, ſo ſei doch ein gemeinſames Band vorhanden, das durch die wachſenden Bedürfniſſe der Nation immer feſter geſchlungen werden würde. Es ſei eine gemeinſame Vertretung der Intereſſen der Nation und auch die monarchiſche Spitze geſchaffen, die zugleich als Heerführer die Einheit des Heeres verkörpere. Alle dieſe Vorzüge erlaubten nicht nur, ſondern geböten, das Gute dem Beſſern vorzuziehen und ſomit das Mögliche auszuführen. Habe Bayern dieſe Schwelle mit unſerm Beiſtande betreten, ſo ſei vom Rückzug keine Rede mehr, es könne nur noch vorwärtsſchreiten, und man dürfe der Zukunft die beſſere Entwicklung getroſt überlaſſen.

Bismarck wies dann des weitern darauf hin, daß ſich der König ungern zu dieſen militäriſchen Konzeſſionen entſchließen werde, denen doch der große und ſchätzbare Vorteil gegenüberſtehe, die Kaiſerfrage zu löſen, noch bevor der Krieg zu Ende ſei. Auch beim Kronprinzen ſei Widerſtand zu befürchten, ebenſo von der Militärpartei. Überzeugt, daß der Großherzog mit ihm dieſen Augenblick als einen entſcheidenden Wendepunkt für die künftigen Geſchicke Deutſchlands erkennen werde, glaube er hoffen zu dürfen, daß der Großherzog ſeinen Einfluß beim Könige und beim Kronprinzen dahin geltend machen werde, daß ſie von der Größe dieſer Lage Gebrauch machten. „Benutzen wir dieſen Vorteil nicht, ſo fällt Bayern in die Hände Öſterreichs und wird ſeine Truppen abrufen. Dann geben wir der Welt ein Schauſpiel deutſcher Zwietracht, das alle Unter-

nehmungen lähmt und ſogar das Band mit den übrigen Bundesgenoſſen lockern wird.“ Großherzog Friedrich erklärte in ſeiner Erwiderung, daß der Bundeskanzler zwar wiſſe, wie ſehr der Großherzog über die Wege zum Ziele, die ſie beide verfolgten, verſchiedner Meinung geweſen ſei, aber um ſo erfreulicher ſei ihm, daß er ſeine Vermittlung in Anſpruch genommen habe. Er, der Großherzog, vermöge zwar einer Ablehnung der bayriſchen Wünſche nicht ſolche Bedeutung beizumeſſen, ſei vielmehr der Anſicht, daß ſich Bayern vielmehr einem entſchiednen Willen Preußens, die nationale Einigung auf bundesſtaatlicher Grundlage zu ſchaffen, ſchließlich ganz ruhig hätte fügen müſſen. Mit den gegebnen Tatſachen rechnend, erkenne er an, daß nunmehr eine Lage geſchaffen ſei, bei der faſt nur die Wahl bleibe, mit Hilfe einer Konzeſſion an Bayern das Reich mit dem Kaiſer zuſtande zu bringen. Das Zuſtandekommen von Kaiſer und Reich, ſo ſchloß nach der Mitteilung bei Lorenz der Großherzog, über und mit Bayern erſcheine ihm ſo wichtig, daß es für ihn entſcheidend ſei, wenn der Bundeskanzler die feſte Zuverſicht habe, von Bayern erwarten zu können, daß es die Initiative in der Kaiſerfrage ergreifen werde. Im Intereſſe der Sache ſei er unter dieſer Vorausſetzung bereit, zu helfen, wenn es nötig ſein ſollte, den König oder den Kronprinzen von der Dringlichkeit der Beſeitigung der obwaltenden Verlegenheiten zu überzeugen. Er ſei übrigens der Meinung, daß der Bundeskanzler bei der gegebnen Lage keineswegs unüberwindliche Schwierigkeiten höhern Orts finden werde, er verſichere aber ſeine Mitwirkung, wenn er beſtimmt annehmen dürfe, daß die Kaiſerfrage zur Löſung komme. Graf Bismarck erklärte, er habe die beſtimmte Zuſage der bayriſchen Bevollmächtigten, daß gegen die Erhaltung einer ſelbſtändigen Armee Bayern die Kaiſerfrage zum Beweiſe ſeiner Bundestreue beantragen wolle. Dieſe Verſicherung, antwortete der Großherzog, beruhigt mich vollkommen und wird mein Handeln beſtimmen. Er hatte Recht in der Annahme, daß der König weniger ſchwierig ſein werde, als Bismarck befürchtete. Auf Bismarcks Vortrag am Morgen des 23. November genehmigte der König den Abſchluß, wenn auch ungern, und teilte dies dem Großherzog, der ihn im Laufe des Tages aufſuchte, nicht ohne Humor mit. In der Eröffnungsrede für den Norddeutſchen Reichstag am folgenden Tage konnte Delbrück auch die Verſtändigung mit Bayern ankündigen.

Dieſe bayriſche Epiſode hatte nun noch einen für den Großherzog perſönlich intereſſanten Abſchluß. Am 25. November erſchien Graf Bray, der bayriſche Miniſterpräſident, bei ihm, um ſich zu verabſchieden und ſeinen Dank auszuſprechen für die Unterſtützung, die er in betreff der Annahme der bayriſchen Anſchlußbedingungen bei Baden gefunden hätte. Im Laufe des Geſprächs ſuchte dann Graf Bray unter Hinweis auf den Gedanken, Elſaß und Baden zu einem Königreich zu verbinden, der vielfach und mit Wärme aufgenommen worden ſei, Auskunft darüber zu erlangen, ob der Großherzog zu einer Gebietsabtretung an Bayern ſeine Zuſtimmung geben werde. Er, Graf Bray, denke an eine Verbindung der beiden getrennten bayriſchen Gebiete durch einen

Streifen Landes vom Main- und Tauberkreiſe bis an den Rhein. Heidelberg und Mannheim brauchten nicht notwendig davon berührt zu werden. Er ſtreifte dann noch den Vertrag von Ried mit der Verſicherung, Bayern denke gar nicht daran, dieſe alten Fragen zur Sprache zu bringen; ihm perſönlich ſei es nur von hohem Wert, die Anſchauungen des Großherzogs über eine etwaige Teilung der franzöſiſchen Abtretungen kennen zu lernen. Der Großherzog fragte den Miniſter, ob er bevollmächtigt ſei, die Sache offiziell in Anregung zu bringen, und da Graf Bray das nicht beſtimmt ablehnte, ſo bemerkte der Großherzog, ſeiner Überzeugung nach könne ein kleiner Staat den Provinzen keine entſprechende Entſchädigung für ihre bisherige Stellung bieten, und was das Anerbieten von Elſaß mit der Königskrone als Belohnung für nationale Pflichterfüllung angehe, ſo würde er dies als eine Beleidigung betrachten, die er mit Entrüſtung zurückweiſen müſſe. Die Zeiten, wo man Land und Leute verſchenkte, lägen weit zurück, und was den Vertrag von Ried betreffe, ſo möchte es geraten ſein, dieſe Sache fallen zu laſſen, da er, der Großherzog, jederzeit für Land und Leute und die Sache ſeines Staates eintreten werde. Im weitern Verlauf der Unterredung ſtellte der Großherzog die Frage, ob man auf bayriſcher Seite mit den erreichten Konzeſſionen voll befriedigt ſei. Graf Bray antwortete, daß der diplomatiſche Ausſchuß keine Kompetenz habe, und daß das diplomatiſche Vertretungsrecht eine leere Form ſei. So lange Graf Bismarck im Amte ſei, werde überhaupt von einer eigentlichen Mitwirkung nicht die Rede ſein, nach ihm freilich könnte es anders werden. Damit war die Audienz zu Ende.

Mit Recht weiſt Lorenz, der Vorſtehendes nach den Aufzeichnungen des Großherzogs berichtet, auf die Merkwürdigkeit hin, daß beide Parteien mehr von der Gegenwart als von der Zukunft hielten. Bismarck hoffte auf ein weiteres Zurücktreten der bayriſchen Sonderbeſtrebungen in Deutſchland vermöge des Schwergewichts der nationalen Entwicklung, Graf Bray auf eine Vermehrung des politiſchen Einfluſſes Bayerns nach dem einſtigen Abgange des Bundeskanzlers.

Bis jetzt hat die nationale Entwicklung Deutſchlands Bismarck Recht gegeben, ſie hat ſich im Sinne der Erſtarkung des Reichsgedankens vollzogen.

Digitized by Google

Apollo und Dionyſos

Immer wieder dieſer Nietzſche, wird der Leſer unwillig ausrufen. Aber wir werden den Unglücklichen noch nicht ſo bald loswerden, weil ſein Unglück eben darin beſtanden hat, daß ſeine Seele von allen Strömungen unſrer Zeit ergriffen, von allen ihren Widerſprüchen zerriſſen wurde, und daß er dieſen Strömungen und Widerſprüchen den packendſten Ausdruck verliehen hat. Das Werk des Franzoſen*) aber dürfen wir ſchon deswegen nicht mit Stillſchweigen übergehn, weil es die beſte Medizin für die Nietzſchenarren enthält: eine humoriſtiſche Darſtellung des Veitstanzes, den der große intellektuelle Epileptiker in ſeinen Schriften aufführt. Schon Gobineau iſt von demſelben Verfaſſer humoriſtiſch-ſatiriſch behandelt worden. Wir haben (im 37. Heft des Jahrgangs 1903) geſehen, daß es die Abneigung des Franzoſen und Demokraten gegen den angelſächſiſch-deutſchen Raſſenimperialismus iſt, was ihn zum Gegner ſeines gelehrten und genial-phantaſtiſchen Landsmanns macht. Auf das Urteil über Nietzſche hat dieſe natürliche Abneigung kaum weſentlichen Einfluß geübt, denn Seillière erkennt ganz richtig, daß Dr. Alexander Tille Nietzſche eine unverdiente Ehre erweiſt, wenn er ihm das Verdienſt zuſchreibt, mächtig dazu beigetragen zu haben, daß über den platten Glücksutilitarismus der deutſchen und der engliſchen Darwinianer die echte darwiniſche Moral, der ſelektioniſtiſche Utilitarismus triumphiert habe. Dieſe Theſe ſcheint Seillière aus zwei Gründen verfehlt zu ſein; ſie ſtelle ein moraliſches Ideal auf, das kaum zu verwirklichen iſt, und ſie mache Beſtrebungen, denen Nietzſche nur auf Augenblicke gehuldigt habe, zum Hauptinhalt ſeiner Tätigkeit.

Dieſe war, wie Seillière es richtig darſtellt, ein immerwährendes Sichausleben ohne beſtimmtes Ziel und ohne feſte Richtung, und man wird dem Verfaſſer zugeben müſſen, daß der geniale Egoiſt auf ſeiner Jagd nach Selbſtbefriedigung in einem weiten Rundlauf, den die tollſten Seitenſprünge ſehr verwickelt geſtalteten, zum Anfangspunkte ſeiner abenteuerlichen Fahrt zurückgelangt iſt: von Dionyſos bei Apollo vorbei wieder zu Dionyſos.

Wir dürfen mit Seillière die beiden nietzſchiſchen Bezeichnungen für das Triebleben und die Vernunſt genehmigen. Der doriſche Apoll iſt in der Tat

---

*) Apollo oder Dionyſos? Kritiſche Studie über Friedrich Nietzſche von Erneſt Seillière. Autoriſierte Überſetzung von Theodor Schmidt. Berlin, H. Barsdorf, 1906.

ein gutes Symbol für eine vernunftgemäße Lebensweiſe, die durch Selbſtbeherrſchung geregelt wird, dadurch auch die Herrſchaft über andre zu erringen befähigt und auf dem äſthetiſchen Gebiet klaſſiſche Kunſtwerke ſchafft, während der trunkne Dionyſos mit ſeinem Silen, ſeinen Satyrn, wilden Tieren und ſonſtigem orgiaſtiſchen Gefolge offenbar auch nach Meinung der Griechen den von keiner Vernunft gefeſſelten Naturtrieb bedeutete. Beide Kräfte leben in jedem menſchlichen Individuum, in jedem Volke, und nur die Grade ihrer Stärke und die ſich daraus ergebenden Miſchungen ſind verſchieden. In hochbegabten Individuen pflegen beide ſtark zu ſein. In Nietzſche überwog nun anfangs, in der Schopenhauer-Wagnerperiode, der Gott Dionyſos; dann brach der Philoſoph mit ſeinen beiden Meiſtern und wandte ſich, Wiſſenſchaft und ſtrenge Disziplin feiernd, Apollo zu — ſo freilich, daß er deſſen Kult nicht allein und folgerichtig betrieb, ſondern zwiſchen ſeinen beiden Göttern hin und her taumelte — zuletzt ergab er ſich ganz dem Gotte des Rauſches, obwohl er immer noch lichte Augenblicke hatte, wo einzelne, von Phöbus geſandte Strahlen ein wenig Ordnung in dem Chaos ſeiner Seele zu ſtiften ermöglichten. Nehmen wir die reizbare Empfänglichkeit hinzu, die jede ihm aufſtoßende Erſcheinung in Wiſſenſchaft, Literatur und Leben zu ſeinem eignen Erlebnis machte, die aber nicht mit der Kraft verbunden war, das Zuſagende organiſch einzugliedern, das Ungeeignete kritiſch abzuſtoßen, und endlich ſein leibliches Siechtum, ſo haben wir die Grundbeſtandteile dieſer verwickelten und außerordentlichen Perſönlichkeit beiſammen. Die ewige Kränklichkeit hatte zunächſt Einfluß auf die Form ſeiner Produkte. Seillière wird Recht haben mit der Vermutung, daß ſie ihn vollends zum Aphoriſtiker gemacht habe. Neigung zur aphoriſtiſchen Darſtellung war ſchon in der Jugend vorhanden; wir haben gelegentlich erwähnt, daß er mit philologiſchen Aphorismen debütieren wollte, daß ihn aber Ritſchls unwillige und entſchiedne Abmahnung bewog, darauf zu verzichten. Seillière bemerkt, Nietzſche habe die Gewohnheit angenommen, ſeine Einfälle zu notieren und ihnen dabei die präziſe Form einer Sentenz zu geben; aber bis zur vierten „Unzeitgemäßen" habe er ſolche Aufzeichnungen nur als Material für ſpätere Ausarbeitungen angeſehen. Jedoch verurſachte ihm die Ausarbeitung große Beſchwerde (wohl wahrſcheinlich deswegen, weil er dabei gewöhnlich Widerſprechendes an- und ineinander zu fügen hatte), und als nun ſeine Geſundheit immer ſchlechter wurde, glaubte er ſich dieſe mühſame und peinvolle Arbeit erſparen zu dürfen. War ſeine Geſundheit einmal beſſer, ſo wurden die Aphorismen länger, kleine Abhandlungen. Im allgemeinen aber ließ er die kurzen Sätze in der Reihenfolge ſtehn, wie ſie ihm eingefallen waren, „auf die geduldige und unermüdliche Mitarbeit des Leſers rechnend, von dem er verlangte, daß er die ſeinem wohlwollenden Nachdenken in buntem Durcheinander übergebnen Sätze durcharbeite, erkläre und ordne". Dann aber erzeugte die Krankheit auch die ſonderbarſten Illuſionen. Einen Herrn über ſich anzuerkennen, der die Leiden, ſei es als unvermeidlichen Beſtandteil der Natureinrichtung, ſei es zu ſozialen

oder individuellen Zwecken verhängt, dazu war er zu ſtolz; er wollte ſein eigner Gott ſein. Und ſo ſah er ſich denn gezwungen, aus Einbildungen und Sophismen ein Gedankengebilde zu konſtruieren, das ſeine Leiden als zu ſeiner Selbſtbefriedigung freiwillig gewählt erſcheinen ließ. Die Gedankenungetüme, die im Kopfe dieſer ſo gearteten Perſönlichkeit und unter ſolchen Umſtänden entſtehn konnten und vielleicht mußten, ſind allgemein bekannt; wie ſie ſich bei Seillière ausnehmen, mögen ein paar Proben zeigen.

Der Kampf zwiſchen dem dionyſiſchen und dem apolliniſchen Element beginnt für Nietzſche ſchon bei der Betrachtung der allererſten Kulturtätigkeit des Menſchen, der Sprachſchöpfung. „Die Sprache, ſagt er, iſt ſchon in ihrem erſten Entſtehen bewußte Lüge, freiwillige Vernachläſſigung der Geſamtheit der jedem Dinge zukommenden Eigenſchaften [bei der begriffbildenden Abſtraktion]. Dieſe Lügen ſetzen ſich als Irrtümer feſt, und der Menſch, der mittels dieſer Irrtümer fortſchreitet, wird von unſerm Dichter einem Unvorſichtigen verglichen, der ſich auf dem Rücken eines hungrigen Tigers dahintragen läßt, ohne daß ſeine Träumeraugen den gefährlichen Charakter ſeines Reittiers erkennen.“ Die Sprache iſt urſprünglich ein bewegliches Heer von Metaphern, in deren Schaffung der Menſch Kunſttätigkeit übt. Durch apolliniſche Disziplin wird dieſe Kunſtſchöpfung ihres Reichtums beraubt; der Menſch ſchränkt ſeine ſubjektive Phantaſie ein, um mit ſeinen Nebenmenſchen Worte als Zeichen für die Dinge zu vereinbaren und ſo ein geſelliges Leben zu ermöglichen. Aber Gott Dionyſos iſt nicht tot. „Wunderbar maleriſch ſchildert uns der unerbittliche Analytiker, wie die jugendliche Metapher ihre Sprünge in einer von der deſpotiſchen Herrſchaft der Regel ſchon abgekühlten Umgebung wieder anfängt und gleich einem romantiſchen Farbenreiber ſich damit beluſtigt, dieſe alten Philiſter, die abſtrakten Begriffe, die unter der baumwollnen Nachtmütze des eigentlichen Wortes ſchon eingeſchlafen ſind, in ihrer mühſam eroberten Sicherheit zu ſtören. Es gibt exaltierte Völker — die alten Griechen waren ein ſolches —, die unabläſſig nach einem Mythus verlangen, der ihr gedrücktes Leben mit Wundern aufheitere. Bei dieſer künſtleriſchen Abſpannung entſchlüpft der Intellekt, dieſer Meiſter der Verſtellung, fröhlich der Sklaverei der Vernunft mit ihren ermüdenden Abſtraktionen. Er feiert ſeine Saturnalien und iſt glücklich, ohne Nachteil und ſoziale Strafe unter dem Deckmantel äſthetiſcher Exaltation nach Herzensluſt täuſchen zu können. In gewiſſen Zeiten ſtehn nach Nietzſche der vernünftige, der apolliniſch-ſokratiſche und der intuitive, der dionyſiſche Menſch nebeneinander. Jener hat Angſt vor der Intuition, dieſer verachtet die ſoziale Vorausſicht. Ohne Zweifel leidet der intuitive Menſch, der in Wahrheit ein zaumloſes Tier iſt, heftiger, wenn er leidet, weil er nichts aus der Erfahrung lernt und fortwährend in dieſelben Fallen des Schickſals gerät. Dann ſchreit er ſeinen Schmerz laut hinaus und zeigt ſich ebenſo unvernünftig im Unglück wie im Glück. Wie anders der apolliniſch-ſokratiſche, der ſtoiſche Menſch, der aus der Erfahrung gelernt hat.“ In alledem tritt noch keine Narrheit zutage; es iſt

Digitized by Google

nur übertreibende und durch poetiſche Ausſchmückung ein wenig fälſchende Darſtellung wirklicher Kräfte und Beſtandteile des Kulturlebens. Und obwohl ſich in der „Geburt der Tragödie“ die Abneigung gegen Sokrates ſchon bemerkbar macht, wird er doch noch als Verkörperung der apolliniſchen Klarheit, als der theoretiſche Menſch par excellence, als Schöpfer des wiſſenſchaftlichen Geiſtes und Lehrer eines wohlgeordneten mäßigen Lebens anerkannt.

Aber ſchon in den nächſten Unzeitgemäßen geht Dionyſos, der diesmal freilich nicht reine Natur ſondern Schopenhaueriſche metaphyſiſche Schwärmerei iſt, mit ihm durch. Er will dieſe Metaphyſik zur Grundlage einer neuen Kultur machen, der Kultur des Genius, zuvor aber, ehe er ihren Bau beginnt, die beſtehende Kultur zerſtören. „Nietzſche, deſſen wankende Geſundheit unaufhörlich ſeine großartigen philoſophiſchen Pläne kreuzte, hat ſich frühzeitig auf polemiſche und apologetiſche Arbeiten beſchränkt, die er ſich imſtande fühlte, mit mäßiger Anſtrengung zu Ende zu führen. Von dieſer idealen neuen Kultur oder Religion des Genius, deren Emporkommen er erſehnt und für nahe bevorſtehend hält, und die er „tragiſch“ oder „deutſch“ nennt, je nachdem in ihm humaniſtiſche oder partikulariſtiſche Empfindungen vorherrſchen, kennzeichnet er vor allem die Feinde, die alle von gutem Willen Beſeelten ohne Waffenſtillſtand bekämpfen müſſen. Dann weiſt er auf die Vorläufer hin und auf jetzt Lebende, die ſich zu Apoſteln eignen. Die Dogmen und Vorſchriften der neuen Religion zu lehren, ſoll einer günſtigeren Stunde vorbehalten bleiben. Um der erſten Forderung dieſes Programms zu genügen, ſtürzt ſich Nietzſche mit dem Ungeſtüm eines durch ſeinen Glauben fanatiſierten Neubekehrten auf die Feinde [Geſellſchaft, Bildungsphiliſter, Univerſitätslehrer]. Dieſes richtige Amoklaufen verſetzte die Opfer wie Strauß und ſogar die nur unmittelbar betroffnen Freunde wie Ritſchl, Burckhardt und mitunter ſogar Rohde in einen Zuſtand der Verblüffung, die ſie mehr oder weniger unumwunden äußerten. Dieſe beſonnenen Geiſter fragten ſich beſorgt, welcher Gott oder Dämon dieſen ſonderbaren und mit ſolcher Sicherheit auftretenden Seher fortriß.“ Auch Wagner konnte nicht ganz damit einverſtanden ſein, daß er als der dithyrambiſche Dramatiker dargeſtellt wurde, der den orgiaſtiſchen Kult der Urmenſchheit erneuere. „Wir überſchreiten hier ſicherlich die Grenzen des erlaubten Symbolismus. Wagner mußte ein gewiſſes Erſtaunen empfinden, als er ſich, wenn auch nur flüchtig, mit den Zügen eines epileptiſchen Tänzers im Kreiſe heulender Derwiſche oder eines Cake-Walks auf Dahomey geſchildert ſah.... Weil der Satyr in der Tat der geſunde Naturmenſch iſt, ehe er der Freund der Rebe wird, ſo glaubt ſein Bewunderer, Schätze kräftiger Geſundheit, überſtrömenden Lebens bei zeitgenöſſiſchen Pſeudoſatyrn zu finden, bei denen die phyſiſche und die geiſtige Lebendigkeit nicht von bacchiſcher Trunkenheit, ſondern von Entartung und pſychiſcher Abnutzung kommt. Man kann an dem beunruhigenden Charakter der Tanzart, die er bewundert, die Gefahr jener Art Geſundheit ermeſſen, nach der er forſcht.“

Wenn ſich Nietzſche aus dieſem Begeiſterungstaumel aufrafft, von Wagners Kunſtſchwärmerei und Schopenhauers myſtiſchem Peſſimismus abwendet, von ſeinem Freunde Dr. Rée mit den engliſchen Poſitiviſten bekannt machen läßt und auch Darwin beachtet (der ihn veranlaßt, aus ſeinem neuen Geſchlecht von Kraftmenſchen „mehr ein Geſtüt als eine Menagerie zu machen“), ſo iſt dieſes ja, in ſeiner Sprache ausgedrückt, wieder Apollinismus. Leider werden alle rationaliſtiſchen Einſichten ſehr bald wieder nur als Figuren für einen neuen dionyſiſchen Taumeltanz benutzt, der unaufhaltſam weiter raſt bis in den Abgrund des Wahnſinns hinein. Unter dem apolliniſchen Vorwande einer Reform der Moral wird dieſer Tanz begonnen und eine Zeit lang fortgeführt. Dabei nimmt nun das zu überwindende Dionyſiſche eine von der urſprünglichen etwas verſchiedne Bedeutung an. Das Natürliche erſcheint im Menſchen als ungebändigte rohe Kraft und als ungezügelter Trieb oder, wie das unhöflich genannt zu werden pflegt, als das tieriſche. Aber in der Geſellſchaft hat der Naturtrieb, nicht bloß beim Menſchen, ſondern ſchon bei den Tieren, früh dazu geführt, das Verhalten des Einzelnen in Bahnen zu zwingen, die er ohne Gefahr für ſein Wohlbefinden und ſein Leben nicht verlaſſen kann. So entſteht die ſoziale Moral, und die Regeln des von einer vernünftigen Selbſtliebe empfohlnen ſozialen Verhaltens nennt man das Moralgeſetz. Wir wollen hier nicht unterſuchen, ob mit dieſer von den heutigen Soziologen und Biologen beſchriebnen Entſtehung der Moral dieſe ſelbſt hinreichend erklärt iſt, ſondern nur konſtatieren, daß ſich gegen jene Beſchreibung an ſich nichts einwenden läßt. Es waltet alſo unbewußte Vernunft im Natürlichen, auch im Tier, wie vorher ſchon in der Pflanzenzelle und im Atom. Nun pflegt aber in der Menſchenwelt, deren Bedürfniſſe wechſeln, mit der Zeit Vernunft Unſinn, Wohltat Plage zu werden, die geltenden Moralvorſchriften, die religiöſen wie die Staatsgeſetze bedürfen oftmaliger Prüfung und Änderung, und wo dieſe gar nicht oder nur unvollkommen gelingt, kann ſich der einzelne Denkende genötigt ſehen, aus Moralität die geltenden Moralvorſchriften zu verletzen. So tritt der Gewohnheits- oder Volksmoral die individuelle Moral gegenüber, die, wie Seillière ausführt, falls ſie ſich Geltung verſchafft, Vertragsmoral wird, indem größere ſoziale Gruppen ſie als vernünftig anerkennen und ſich ihr durch einen freiwilligen Vertrag verpflichten. Dieſe Reform war es ohne Zweifel, die Nietzſche gleich allen vernünftigen Reformern von den jüdiſchen Propheten und den griechiſchen Philoſophen angefangen urſprünglich im Auge gehabt hat. Alſo gar nichts Beſondres, ſondern etwas für den Menſchen einer intellektuell hoch entwickelten Zeit ganz Selbſtverſtändliches; der chriſtliche Ausdruck dafür lautet bekanntlich: man muß Gott mehr gehorchen als den Menſchen. Das von Nietzſche dafür gewählte Wort „Immoralismus“ drückte freilich die „an ſich ſehr lobenswerte Abſicht ziemlich ſchlecht und mit einem Beigeſchmack von Reklame und Charlatanerie aus“. Und das in dieſer Bezeichnung liegende Omen täuſchte nicht: Übertreibung, Exaltation, zügelloſe Leidenſchaftlichkeit, Originalitätsſucht

Digitized by Google

und die der leiblichen Krankheit entſtammende geiſtige Verwirrung machten aus der beabſichtigten Reform einen Unſinn, der ärger war als aller zu beſeitigende Unſinn. Mit dem alle Grenzen überfliegenden Individualismus verſchmolz das, was Seillière Raſſenimperialismus nennt, und was er in der Einleitung zu ſeinem Gobineaubuche bekämpft hat. Er hat dort eine Reihe von Denkern nachgewieſen, die in Frankreich ſeit dem ſechzehnten Jahrhundert dieſen Imperialismus vertreten hätten, während er von den Deutſchen erſt im neunzehnten Jahrhundert angenommen worden ſei, und zwar in der Faſſung, die ihm einerſeits Gobineau, andrerſeits einige Darwinianer gegeben haben. In ſeinem neuen Buche zeigt Seillières, daß auch einige der franzöſiſchen Aphoriſtiker, die Nietzſche liebte, dieſer Richtung angehören, namentlich La Rochefoucauld. Die andern, die dieſe Literaturgattung gepflegt haben, beſonders der heute erſt bei uns viel geprieſne Stendhal (Henri Beyle) haben mehr den andern Sproß des Nietzſchiſchen Imperialismus: den ſchrankenloſen Subjektivismus, die Souveränität des Individuums gefördert, und man kann ſich bei Seillière aufs neue davon überzeugen, wie wenig neu Nietzſches Gedanken ſind, und daß die geiſtreiche Form das einzige neue an ihnen iſt. Beſonders überraſcht es, die Lehre vom Willen zur Macht bei Helvetius und Nietzſches ſozialen Ariſtokratismus bei Granier de Caſſagnac zu finden, der ihn 1839 zu dem Zweck gepredigt hat, das Proletariat mit ſeinem Schickſal zu verſöhnen, indem er aus der Weltgeſchichte bewies, daß es immer Herren und Sklaven gegeben habe und immer dieſe beiden Klaſſen geben müſſe. Selbſtverſtändlich wird nicht behauptet, daß Nietzſche alle ſeine Vordenker gekannt und unmittelbar aus ihnen geſchöpft habe, aber die Übereinſtimmung mit ihnen geht vielfach bis zum Gebrauch derſelben Ausdrücke. In manchen ſeiner Exzeſſe hat er Genoſſen. Extremer Egoiſt iſt auch Stirner, nur nicht, wie Nietzſche, ein Egoiſt mit „wunderbar empfindlicher moraliſcher Epidermis“. Den Preis des Verbrechers ſcheint Nietzſche nach Seillière geradezu Stendhal entlehnt zu haben. „Würde ziert das Verbrechen, denn der Verbrecher braucht Mut. Die Größe ſeines Ziels erhebt ihn über die Verleumdung. Nicht in den Reihen der Verbrecher findet man Schufte, ſondern vielmehr unter den Leuten, die nichts verbrechen, und ein ehrlicher Verbrecher verdient mehr geehrt zu werden als ein Muſterbürger, denn dieſer iſt immer mit abſcheulicher Heuchelei behaftet. Nietzſche bedauert, daß die Furcht vor den Strafen, die von der Geſellſchaft willkürlich und rechtswidrig verhängt werden, die tapfern Delinquenten manchmal ſchwach macht, ſodaß ſie ihre ruhmvollen Handlungen verleugnen oder bereuen. Das Verbrechen iſt nicht allein edel, es iſt auch reizend, unterhaltend, vertreibt die Langeweile. Das aufregende, gefährliche, wechſelvolle, bald düſtere, bald ſonnendurchglühte Verbrecherleben iſt der Reiz aller Reize. Aus Shakeſpeare ſpricht eine bewegte und ſtarke, durch die Überfülle an Blut und Energie halb berauſchte Zeit. Die Sünde, heißt es ſpöttiſch in der »Morgenröte«, ſei die einzige Schöpfung des Menſchen in einer Welt, die im übrigen ganz das Werk Gottes ſei. Sollte der Menſch, fügt unſer Spaßvogel

hinzu, ſein einziges Kind verſtoßen, weil dieſer Sprößling Gott, dem Großvater, mißfällt?“ Ganz folgerichtig bekämpft Nietzſche das Strafrecht. Weniger folgerichtig iſt es, daß er dann wieder einmal nicht die Verbrecher, ſondern die herrſchenden Stände als die Herrenmenſchen hinſtellt, denen er zur Pflicht macht, ſtrenge Richter zu ſein, die Widerſetzlichen zu ſtrafen und niederzuwerfen; daß man heute den Verbrecher nicht mehr zu ſtrafen wage, Mitleid mit ihm habe, beklagt er als einen Beweis von Entartung.

Andern Folgerungen aus ſeinen antimoraliſchen und ſeinen Raſſentheorien kann man eine gewiſſe Originalität nicht abſprechen, nur daß es die Originalität des Irrſinns iſt, die ſie vom Gewöhnlichen unterſcheidet. Es handelt ſich dabei vorzugsweiſe um die oben angedeuteten Verſuche, ſeine Krankheiten und Leiden, deren ſchlimmſtes die drohende Erblindung war, und die Vereinſamung, die Flucht aller Freunde und Verehrer vor dem Sonderlinge, mit ſeinem Herren- und Machtbewußtſein in Einklang zu bringen. Er bildete eine Lehre aus, die Seillière als moraliſchen und intellektuellen Sadismus charakteriſiert. Das Mitleid ſucht Nietzſche als verkappte Schadenfreude und Grauſamkeit zu erklären, als Benutzung eines Anlaſſes, den Unglücklichen die eigne Überlegenheit fühlen zu laſſen. „Im Aphorismus 113 der Morgenröte kann man mit Erſtaunen die vorgebliche Entwicklung dieſer Grauſamkeit gegen den Nächſten verfolgen, die das Streben nach Auszeichnung notwendig mit ſich bringe. Um ſich zu befriedigen, bereitet der Mächtige andern Martern, Schläge, Entſetzen, Verwunderung, Neid, Freude, Heiterkeit, Lachen. Dann wieder kehrt er dieſes alles, um den Feinden ihre Ohnmacht und ſeine eigne Unüberwindlichkeit zu zeigen, gegen ſich ſelbſt: er duldet Verhöhnung und Martern. Das Schwelgen im Bewußtſein ſeiner Unüberwindlichkeit erhebt den Asketen wie den Märtyrer auf den höchſten Gipfel des Machtgefühls.“ Und auch wenn ſolche Helden andern wehe tun, tun ſie dies, um damit ſich ſelber wehe zu tun, welches Wehegefühl aber dann wieder der andern Schmerz iſt, ſodaß man unter Nietzſches Führung in einem beſtändigen hegelſchen Umſchlage der Gegenſätze ineinander dahintaumelt. Das urſprüngliche Ziel der Moralreform wird darüber vergeſſen; die neuen Ziele, die unſerm Philoſophen die Poſitiviſten, die Darwinianer darbieten, verſchwimmen miteinander und mit ſeinen zielloſen Phantasmen, taumeln untereinander, verſchwinden wieder. Bald erſcheint die ganze Welt, bald eine auserleſne Geſellſchaft von Übermenſchen, bald das eigne Ich allein als Zweck alles Strebens. Bald ſoll die Gegenwart, bald eine ferne Zukunft der Zweck ſein, bald wird wieder die Sorge für eine ferne Zukunft, für die Dauer des Geſchlechts, als chineſiſch abgelehnt. Je länger je mehr verbohrt er ſich in eine Welterklärung, die ausſchließlich auf ſeinen allerperſönlichſten krankhaften Zuſtand berechnet iſt. Bei Helvetius hatte der Wille zur Macht, der das Loſungswort von Nietzſches letzter Periode geworden iſt, einen vernünftigen Sinn: wer Macht hat, kann viele Menſchen zwingen, zu tun, was ihm Freude macht und Leiden erſpart. Bei dieſem natürlichen Sinn des Ausdrucks bleibt aber Nietzſche

Digitized by Google

nicht ſtehn. Er dreht und wendet die Phraſe ſo lange, bis es ihm gelingt, damit ſein nervöſes Leiden als gewollte Qual, als Strafe, die er ſich ſelbſt auferlegt habe, zu deuten. Der unbeugſame Stolz dieſes Kranken vermag ſich nur dadurch aufrecht zu erhalten, „daß er ſich an einen erheuchelten [oder eingebildeten] Optimismus klammert und ſich für ſeinen eignen Henker erklärt“. Wie kann er nun bei einer Anſchauung, die das Martyrium zur Subſtanz des Lebens des höhern, des Übermenſchen, des vornehmen, des Edelmenſchen macht, gegen das Chriſtentum wüten? „Hat er das Recht, dem Chriſtentum einen Vorwurf daraus zu machen, daß es die Selbſtverſtümmelung fordere?“ Was ja wieder ungeheuerliche Übertreibung iſt, denn wenn auch viele Chriſten die Selbſtpeinigung für Pflicht angeſehen haben, iſt dieſe doch von der Mehrzahl der chriſtlichen Lehrer niemals für das Weſentliche des Chriſtentums erklärt worden, und Selbſtverſtümmelung wird ſogar ausdrücklich verboten. Wie er ſich windet, um ſeinen unſinnigen Haß gegen das Chriſtentum zu rechtfertigen, wie er bald Jeſum als Immoraliſten belobt und Paulus als Ethniſierer der Judenlehre tadelt, bald Jeſus mit Schmähungen überhäuft und Paulus als echten Juden, als einen zweiten Esra verwünſcht, wird gebührend hervorgehoben. Es ſind dies eben alles nur Zuckungen eines Kranken, den ſein Geſchick in einen Zuſtand geiſtiger Epilepſie verſetzt hat. „Der Grundcharakter des dionyſiſchen Übermenſchen iſt Kraft, und nichts ſchreckt darum Nietzſche mehr als der mögliche Verdacht einer Schwächung ſeiner ſeeliſchen oder körperlichen Kräfte. Er empfindet es nur zu lebhaft, daß eine Philoſophie der Kraft ſchon widerlegt iſt, wenn ſich ihre Apoſtel ſchwach zeigen. Daher ſein krampfhaftes Entſetzen vor dem tückiſchen Peſſimismus und mehr noch vor dem drohenden Wahnſinn.“ Stimmt ihn ſein augenblicklicher Zuſtand nichtsdeſtoweniger peſſimiſtiſch, dann gibt er wenigſtens nicht zu, daß dieſer ſein Peſſimismus mit dem andrer Leute etwas gemein habe; er iſt ſein ausſchließliches perſönliches Eigentum, iſt dionyſiſcher Peſſimismus. Dieſer iſt ein Peſſimismus nicht der Schwäche, ſondern der Kraft, und daß er zu den Peſſimiſten der Kraft gehöre, zeigt er in einer ſeltſamen Vorrede vom Jahre 1886 „durch eine Tanzmeiſterpirouette; und er iſt davon überzeugt, daß er ſich ſelbſt jetzt endlich richtig verſtanden habe“. Seine Krankheit iſt die eigentliche Geſundheit. „Erkrankungen können wir gar nicht entbehren, und der Wille zur Geſundheit iſt ein Vorurteil, eine Feigheit, ein Stück feigſter Barbarei und Rückſtändigkeit.“ Damit wären ja eigentlich der Satyr und die prachtvolle blonde Beſtie preisgegeben, aber die neuen Paradoxen „hindern den armen Philoſophen nicht, unaufhörlich von der großen, ſtärkern, gewitzigtern, zähern, verwegnern, luſtigern Geſundheit zu träumen, ſich dank dem zähen Willen zur Geſundheit, der ſich ſchon oft als Geſundheit zu verkleiden wagte, auf dem Wege zu ihr zu glauben und ſchließlich zu erklären, er beſitze dieſe Geſundheit, und zwar für immer“. Das Leben des geſunden Übermenſchen iſt ein Schweben, Fliegen, Tanzen, Lachen, und das Chriſtentum unter anderm auch deswegen zu haſſen, weil es das Bacchanal

Digitized by Google

verbannt hat, „dieſe ſchönen heidniſchen Genüſſe, dieſe Loslaſſung der menſchlichen Beſtie, worin ſich Verachtung alles Ernſtes, ein göttliches Jaſagen zu ſich aus animaliſcher Fülle und Vollkommenheit verriet“. Iſt das Leben ein Tanz, ſo ſind die Zehen die wichtigſten Sinnesorgane. Nietzſche „beſitzt ein ſo zartes Gefühl in dieſen Zehen, daß man es für ein zweites Geſicht, das einzige, das dem dionyſiſchen Menſchen die echte Wirklichkeit offenbart, halten möchte“. Alle apolliniſchen Beſtimmtheiten und Unterſcheidungen verſchwinden; es gibt kein Oben und Unten mehr, ſtatt der Menſchenſtimme ertönt der Dudelſack, Geſtammel erſetzt die geordnete Rede. Dann plötzlich nimmt der bacchantiſch raſende wieder die Geſtalt des leidenden Gottes an; Dionyſos wird ein Pſeudochriſtus, Nietzſche nennt ſich den Gekreuzigten, und zuletzt bekennt er in einem halblichten Augenblick, daß das alles nur eine unfreiwillige Parodie der ernſten Wirklichkeit und insbeſondre des Chriſtentums ſei.

Nicht um den unglücklichen Dichterphiloſophen zu verhöhnen, geben wir Proben von der Art, wie ihn der Franzoſe behandelt, ſondern um das Törichte und Verwerfliche einer Literatur kräftig hervorzuheben, die immer noch einer unreifen Jugend die Einfälle eines kranken Gehirns als Offenbarungen tiefſter Weisheit anpreiſt. Inhaltlich können dieſe vorgeblichen Offenbarungen bei Vernünftigen wirklich keine andre Reaktion als Heiterkeit hervorrufen, wenn auch natürlich der Gedanke an den Kranken, dem ſie entſtammen, mit ſchmerzlicher Teilnahme erfüllt. Übrigens liegt dem Franzoſen noch aus einem beſondern Grunde das Lachen näher als uns. Er nennt die Peſſimismusſeuche, mit der Schopenhauer die Deutſchen angeſteckt hat, eine myſtiſche und „uns lateiniſchen Geiſtern ſchwer verſtändliche Erſcheinung“. Der leichtblütige und oberflächliche Romane empfindet die Tragik des Lebens nicht. Deshalb hat die klaſſiſche Literatur der Italiener bloß Komödien, iſt das Tragiſche der franzöſiſchen Tragödien bloß pomphafte Rhetorik, und ſtellen auch die ernſtern Spanier die Konflikte wie ihre Löſungen rein äußerlich dar; ihre einzige echte Tragödie, der Ritter von der traurigen Geſtalt, iſt eine Tragikomödie. Der Germane empfindet die Leiden des Daſeins und die Gewiſſenskonflikte ſo tief und lebhaft, daß ſie ihm das Herz zerreißen und den Sinn verwirren, wenn er ſich nicht beizeiten entweder eine Hornhaut oder einen tröſtlichen Glauben angeſchafft hat. Die tragiſche Stimmung und das Suchen nach einer Löſung der Welträtſel gehören alſo zur Natur des Germanen; ins Krankhafte gehen ſie über, wenn einerſeits das Weltelend übertrieben und jeder kleine Schmerz, jede Verletzung der eignen Eitelkeit z. B., zu einem ungeheuern Unglück aufgebauſcht wird, andrerſeits die Löſungsverſuche einen abenteuerlichen Charakter annehmen und offenbar einander widerſprechende in einem Atem vorgebracht werden. In beiden Arten krankhafter Verirrung und Überſpannung hat Nietzſche den Rekord erreicht und beweiſt dadurch, nebenbei bemerkt, ſeine echt germaniſche Abſtammung. Das Polenblut iſt dem romaniſchen verwandt, leichtflüſſig; ſollte wirklich, wie er ſich einbildete und wünſchte, ein polniſcher Graf ſein Ahne geweſen ſein, ſo

müßte man an einen denken, deſſen Blut ſchon ſtark mit deutſchem gemiſcht geweſen wäre.

Das Opfer ſeines Seziermeſſers verhöhnen, das hat übrigens auch Seillière nicht gewollt. Er erkennt die glänzende Begabung Nietzſches an, räumt ein, daß mit den Wahnideen Gedankenblitze wechſeln, die tiefe Wahrheiten beleuchten, und rühmt ſeinen Charakter. Beſonders hebt er hervor, daß alle Exzeſſe Nietzſches nur Gedankenexzeſſe geweſen ſind, und daß er im Leben bis an ſein Ende der wahrhaft vornehme, geſittete, ſich ſelbſt in ſtrenger Zucht haltende Menſch geblieben iſt, der er ſchon als Knabe und Jüngling war. Auch den Ausdruck Sadismus will Seillière nur intellektuell verſtanden wiſſen, als eine Theorie der durch Peinigungen zu erzeugenden Luſt, nicht im urſprünglichen Sinne des Wortes, der eine Art perverſer Erotik bezeichnet; von Erotik finde ſich bei Nietzſche keine Spur. Über Nietzſches Stil, insbeſondre über den Wert der Form des Zarathuſtra, will ſich Seillière ein Urteil abzugeben nicht erkühnen. „Wir wiſſen, weil wir es bei der Lektüre gewiſſer deutſcher Würdigungen franzöſiſcher Schriftwerke erfahren konnten, wie ſchwierig es für einen Ausländer iſt, den techniſchen Wert eines poetiſchen Werkes richtig abzuſchätzen. Höchſtens erlauben wir uns zu behaupten, daß Deutſchland die Lobſprüche, die ſich Nietzſche ſelbſt ſpendet, zweifellos nicht gut heißen wird, wie die in dem erſtaunlichen Briefe an Rohde, wo er ſagt: Ich bilde mir ein, mit dieſem Zarathuſtra die deutſche Sprache zu ihrer Vollendung gebracht zu haben. Es war, nach Luther und Goethe, noch ein dritter Schritt zu tun uſw."

Einige ſchätzenswerte Beiträge zur Charakteriſtik Nietzſches liefert die (bei Schuſter und Loeffler, Berlin und Leipzig, 1905) erſchienene zweite Hälfte des dritten Bandes von *Friedrich Nietzſches geſammelten Briefen*. Sie enthält den Briefwechſel mit Hans von Bülow, Hugo von Senger und Malwida von Meyſenbug. Wir erfahren daraus aufs neue, daß ſein Leben abwechſelnd das eines Märtyrers und das eines Asketen geweſen iſt, u. a., daß er von ſeinen 3000 Franken Penſion noch genug erübrigte, um die Druckkoſten ſeiner Bücher, die niemand kaufte, bezahlen zu können. Ein Brief von Bülow iſt ſo intereſſant, daß wir den Anfang und den Schluß abſchreiben müſſen.

München, 24. Juli 1872.

Hochverehrter Herr Profeſſor!

Ihre gütige Mitteilung und Sendung hat mich in eine Verlegenheit geſetzt, deren Unbehaglichkeit ich ſelten in derartigen Fällen ſo lebhaft empfunden habe. Ich frage mich, ſoll ich ſchweigen, oder eine ziviliſierte Banalität zur Erwiderung geben, oder frei mit der Sprache herausrücken? Zu letzterm gehört ein bis zur Verwegenheit geſteigerter Mut: um ihn zu faſſen, muß ich vorausſchicken, erſtlich, daß ich hoffe, Sie ſeien von der Verehrung, die ich Ihnen als genialſchöpferiſchem Vertreter der Wiſſenſchaft zolle, feſt überzeugt — ferner muß ich mich auf zwei Privilegien ſtützen, zu denen ich begreiflicherweiſe höchſt ungern rekurriere; das eine, überdies trauriger Natur: die zwei oder drei Luſtren, die ich mehr zähle als Sie; das andre: meine Profeſſion als Muſiker. Als letzterer bin ich gewohnt, gleich

Digitized by Google

Hanſemann, bei dem in Geldſachen die Gemütlichkeit aufhört, den Grundſatz zu praktizieren: in materia musicae hört die Höflichkeit auf.

Doch zur Sache: Ihre Manfredmeditation iſt das Extremſte von phantaſtiſcher Extravaganz, das Unerquicklichſte und Antimuſikaliſcheſte, was mir ſeit lange von Aufzeichnungen auf Notenpapier zu Geſicht gekommen iſt. Mehrmals mußte ich mich fragen: iſt das Ganze ein Scherz, haben Sie vielleicht eine Parodie der ſogenannten Zukunftsmuſik beabſichtigt? Iſt es mit Bewußtſein, daß Sie allen Regeln der Tonverbindung, von der höhern Syntax bis zur gewöhnlichen Rechtſchreibung ununterbrochen Hohn ſprechen? Abgeſehen vom pſychologiſchen Intereſſe — denn in Ihrem muſikaliſchen Fieberprodukte iſt ein ungewöhnlicher, bei aller Verirrung diſtinguierter Geiſt zu ſpüren — hat Ihre Meditation vom muſikaliſchen Standpunkte aus nur den Wert eines Verbrechens in der moraliſchen Welt. Vom apolliniſchen Elemente habe ich keine Spur entdecken können, und das dionyſiſche anlangend, habe ich, offen geſtanden, mehr an den lendemain eines Bacchanals als an dieſes ſelbſt denken müſſen. Haben Sie wirklich einen leidenſchaftlichen Drang, ſich in der Tonſprache zu äußern, ſo iſt es unerläßlich, die erſten Elemente dieſer Sprache ſich anzueignen: eine in Erinnerungsſchwelgerei an Wagnerſche Klänge taumelnde Phantaſie iſt keine Produktionsbaſis. Die unerhörteſten Wagnerſchen Kühnheiten, abgeſehen davon, daß ſie im dramatiſchen, durch das Wort gerechtfertigten Gewebe wurzeln (in rein inſtrumentalen Sätzen enthält er ſich wohlweislich ähnlicher Ungeheuerlichkeiten), ſind außerdem ſtets als ſprachlich korrekt zu erkennen — und zwar bis auf das kleinſte Detail der Notation; wenn die Einſicht eines immerhin gebildeten Muſikverſtändigen wie Herrn Dr. Hanslick hierzu nicht hinreicht, ſo erhellt hieraus nur, daß man, um Wagner als Muſiker zu würdigen, musicien et demi ſein muß. Sollten Sie, hochverehrter Herr Profeſſor, Ihre Aberration ins Komponiergebiet wirklich ernſt gemeint haben — woran ich noch immer zweifeln muß —, ſo komponieren Sie doch wenigſtens nur Vokalmuſik und laſſen Sie das Wort in dem Nachen, der Sie auf dem wilden Tonmeere herumtreibt, das Steuer führen. . . .

Ich bin wiederum in derſelben Verlegenheit, wie als ich die Feder zur Hand nahm. Seien Sie mir nicht böſe, verehrter Herr, und erinnern Sie ſich meiner gütigſt nur als des durch Ihr prachtvolles Buch [Die Geburt der Tragödie] — dem hoffentlich ähnliche Werke bald nachfolgen werden — wahrhaft erbauten und belehrten und deshalb Ihnen in vorzüglichſter Hochachtung dankergebenſten

H. von Bülow.

Die Herren Philoſophen ſollten, anſtatt ganze Bücher über Nietzſches Philoſophie zu ſchreiben, die bei ihnen Rat ſuchenden einfach auf dieſen Brief verweiſen. Der charakteriſiert ganz treffend nicht allein die verunglückte Meditation ſondern auch die meiſten Schriften Nietzſches: Fieberträume eines genialen Menſchen. Die Kompoſition mußte freilich noch weit toller ausfallen als die Bücher, weil Nietzſche von der Sprache der Worte wenigſtens die Grammatik inne hatte und auch noch einiges darüber (obwohl ihm zur höchſten ſprachlichen Kompoſition, an die er ſich wagte, doch noch ſo manches fehlte, zum Beiſpiel, wie Seillière wiederholt hervorhebt, gründliche hiſtoriſche Kenntnis), aber der Grund der Abnormität iſt bei beiden Arten von Produktion offenbar derſelbe, und daß dieſe Kompoſition aus dem Jahre 1872 ſtammt, beweiſt den frühen Beginn der geiſtigen Erkrankung. Nietzſches Charakter ehrt es, daß er die

Digitized by Google

grauſame Kritik demütig hinnahm und mit Bülow in freundſchaftlichem Briefwechſel blieb. Die vom 29. Oktober 1872 datierte Antwort auf den obigen Brief beginnt mit den Sätzen: „Nicht wahr, ich habe mir Zeit gelaſſen, die Mahnungen Ihres Schreibens zu beherzigen und Ihnen für dieſelben zu danken? Seien Sie überzeugt, daß ich nie gewagt haben würde, auch nur im Scherze, Sie um die Durchſicht meiner »Muſik« zu erſuchen, wenn ich nur eine Ahnung von deren abſolutem Unwerte gehabt hätte! Leider hat mich bis jetzt niemand aus meiner harmloſen Einbildung aufgerüttelt, aus der Einbildung, eine recht laienhaft groteske, aber für mich höchſt natürliche Muſik machen zu können; nun erkenne ich erſt, wenn auch von ferne, von Ihrem Briefe auf mein Notenpapier zurückblickend, welchen Gefahren der Unnatur ich mich durch dies Gewährenlaſſen ausgeſetzt habe.“

Ein neuer Erzähler

Der immer breiter einherflutende Strom unſrer Romanproduktion bringt dem nachdenklichen Leſer und Beurteiler wieder und wieder die Frage nahe, wo die Grenzen liegen zwiſchen der Romandichtung und dem Unterhaltungsroman. Wer ſich nicht mit der allerdings klaren Unterſcheidung begnügt: alles, was amüſiert, iſt Unterhaltungsroman, alles Langweilige Romandichtung — der wird dieſem Probleme lange nachzudenken haben. Und ſchwerlich wird man mit rein theoretiſchen Wägungen zum Ziele kommen, gewiß nicht mit techniſchen Unterſuchungen über den äußern Bau der abzuſchätzenden Werke. Eher hilft vielleicht eine empiriſche Beurteilung vorwärts. Wir finden, daß Goethe zwar — im Gegenſatz zu Schiller und Hebbel — „Theaterſtücke“ ſchreiben konnte, daß er aber die Feder zur Erzählung nicht anzuſetzen vermochte, ohne daß ihr Dichtung und immer wieder Dichtung entfloß. Und gleich ihm haben Gottfried Keller, Konrad Ferdinand Meyer, Theodor Storm, Wilhelm Raabe nie andres ſchaffen können als Romandichtungen, Novellen hochpoetiſchen Stils — Unterhaltungserzählungen konnten ſie nicht ſchreiben. Umgekehrt kommt Friedrich Wilhelm Hackländer auch nach dem ernſteſten Anſatz über das Unterhalten nie hinaus, und er iſt da einer der feinſten Typen. Es liegt eben im Naturell, und das Naturell der Verfaſſer gibt dann auch den äſthetiſchen Maßſtab. Der Unterhaltungsroman bleibt am Ende immer oben. Er kann wie bei Brachvogel gutes Zeitkolorit, wie bei Ida Boy-Ed fein gezeichnete Geſtalten, wie bei Johannes Richard zur Megede eindringliche Stimmungen, wie bei Auguſt Lewald bunte Bilder geben — und wird uns doch nicht ſo nachgehn und nicht entfernt ſo vieles offenbaren, wie ein in demſelben Kreiſe ſpielender, vielleicht

ganz ruhig einherſchreitender Roman eines ganzen Dichters. Der kann es techniſch an ſich fehlen laſſen, wie Kellers Grüner Heinrich, kann ausſehen wie aus mehreren Stücken zuſammengeflickt, gleich Viſchers Auch Einer, oder mag ſich ins Plauderhafte verlieren, wie bei Fontane ſo oft — der Nachhall iſt ſtärker und echter als bei einem noch ſo abgerundeten Unterhaltungsroman. Der Nachhall! Das iſt der beſte Hinweis auf den einzigen Richter im ungewiſſen Streit. Die Nachwelt entſcheidet ſchließlich, wenn die Mitwelt zweifelte. Man kann es ruhig ausſprechen: was die Menſchen — ich rechne lange — fünfzig Jahre nach ſeinem Erſcheinen nicht mehr unterhält, war Unterhaltungsroman; was ſie dann noch feſſelt, iſt Dichtung. Wo ſind die Autoren, die in den fünfziger und ſechziger, ja noch in den achtziger Jahren verſchlungen wurden? Aber Keller und Alexis, Raabe und Meyer blühen und leben heute noch, ob ſie auch außer dem einen, der in dieſen Wochen fünfundſiebzig Jahre alt wird, ſchon die Gefilde ihrer Erdentage verließen.

Nun weiß ich ſehr gut, daß trotz alledem die Grenzen flüſſig ſind. Paul Heyſe zum Beiſpiel hat manches geſchrieben, was nur Unterhaltung iſt. Aber bei ihm überwiegt in dem großen Lebenswerke das andre ſo völlig, daß er durchaus in jene Dichterreihe gehört. Andre Talente jedoch ſtehn in der Mitte; ſie erheben ſich mit ihrem Beſten in abſolute dichteriſche Höhe und bleiben mit dem Reſt in der Unterhalterſphäre ſtecken. Poetiſche Gaben gehören natürlich auch zum Unterhaltungsroman — man braucht das kaum erſt zu betonen. Und es iſt reizvoll, zu beobachten, wie oft der Poet und der Unterhaltungsſchriftſteller in einer Bruſt in Widerſtreit geraten. Davon zeugt manches verfehlte, manches halb gebliebne Buch. Die meiſten unſrer ariſtokratiſchen und unſrer weiblichen Schriftſteller nehmen eine ſolche Mittelſtellung ein, die zum Beiſpiel bei Wilhelm von Polenz, Georg von Ompteda, Clara Viebig ſehr deutlich wird. Es iſt kein Zufall, daß faſt alle großen Romanerfolge der letzten Zeit in dieſen Umkreis fallen. Auch Otto Ernſt (vielleicht auch Guſtav Frenſſen) gehören zu dieſen vermittelnden Naturen, die ſelbſtverſtändlich unter ſich an Wert und Art wieder ſehr verſchieden ſind. Sie alle haben Werke geſchrieben, die man ohne weiteres als Dichtungen anſprechen muß: ich nenne nur den „Büttnerbauer" von Polenz, den „Sylveſter von Geyer" von Ompteda und die „Wacht am Rhein" von Viebig; ſie alle haben daneben reine Unterhaltungsbücher gegeben, und ſie alle auch ſchufen zwieſpältige Werke, die zwiſchen beiden in der Mitte ſtehn.

Auch Adam Karrillon gehört in dieſe Kategorie. Er iſt Arzt im Odenwalde, 1853 geboren und erſt ſpät als Schriftſteller hervorgetreten. Seine Bücher aber haben, obwohl ſie Erſtlinge einer ausgereiften Natur ſind, etwas überaus jugendfriſches. Sie könnten, nach dem Duft und der Stimmung, die über ihnen liegen, von einem Manne in den Zwanzigen geſchrieben ſein. Und da ſich ſolche Spätlenzreize mit der geprüften Erfahrung eines in Lebenskämpfen bewährten Herzens vereinen, kommt eine eigne Miſchung zuſtande.

Digitized by Google

„Michael Hely“ (Berlin, G. Grote) iſt in der Tat ein beſondres Buch, das ſich ſogar unter den vielen heutigen Entwicklungsromanen durch ſeine ſcharfe Profilierung abhebt. Michael Hely iſt in einem Dorfe des Odenwaldes geboren als Sproß eines verlumpenden Sargtiſchlers, der von einem durch den Alkohol herabgewirtſchafteten Geſchlechte ſtammt. Die Mutter iſt die Tochter fahrender Siebmacherleute. So tritt Michael ſchon mißachtet, unter ſchmutzigem Dach ins Leben. Und wie ſich auch in ſeiner reinen und mit echter Reſonanz für heilige Klänge begabten Seele die Sehnſucht zu einem Leben in lichterm Glanze regt, wie ſich in kleinen Zügen — ſo in der Neigung zur Kreatur — ein unſchuldiges Herz aus der ſchmutzigen Umwelt löſen will — immer ſtoßen die kaum bewegten Flügel gegen Schranken. Verkennung, Bosheit, Gedankenloſigkeit bannen den Aufſtrebenden immer wieder in Niedrigkeit und Druck. So wird er, der doch auch ein Erbteil zigeunernder und trinkender Vorfahren trägt, in inſtinktiver Abwehr der Dorfteufel, der durch Streiche und Poſſen ſich ſelbſt über vieles hinwegzutäuſchen und eine halb unbewußte Rache zu üben weiß. Auch damit iſts auf die Dauer nichts. Und nach einer furchtbaren Zeit im Unterſuchungsgefängnis wird der Michael Hely ein ſtiller Tiſchlergeſelle, macht Wiegen und Schränke, wie der Vater Särge. Mit deſſen Tod und der Mutter Weggang reißt das einzige Band, das Michael mit dem Heimatsort verbindet, und er verſchwindet.

Er geht, für heutige Begriffe, nicht weit. In den fünfziger Jahren aber lag ein größeres Stück Welt zwiſchen dem Odenwald und dem ſüdlichen Schwarzwald. So kann Hely, ungekannt, ein Leben von unten an aufbauen, dem rohe Brutalität dann die Krone verweigert, eine Brutalität, an der gemeſſen das ihr vorangehende Verſchulden des Helden geringfügig erſcheint. Was nun folgt, iſt nur der logiſche Abſchluß dieſes Lebens. Ein Mörder an dem Zerſtörer ſeines Glücks kann Hely zuletzt doch nicht werden. Er verſchließt ſich wieder in ſich, nimmt Dienſte in der algeriſchen Fremdenlegion und bringt die letzten Lebensjahre in der Heimat zu, einem alten Turme als Glöckner geſchworen. Ein paar Tage, nachdem er die Liebe ſeiner Jugend wieder geſehen, ihren und ſeinen Sohn, ein Fremder, gegrüßt hat, finden ihn ſeine Mitbürger mit zerſchmetterten Gliedern am Fuße ſeines Turmes. Seine letzten Jahre aber umgibt die ſcheue Liebe der Dorfkinder, deren eines uns nun ſeine Geſchichte erzählt.

Karrillon iſt einer von den Autoren, die immer wieder medias in res gehn. An keiner Stelle wird der Gang ſeines Romans ſchleppend, auch da nicht, wo langſame Entwicklungen zu ſchildern ſind — eine Klippe, daran viele ſcheitern. Wie dieſer Michael Hely, deſſen Erzeuger weder theoretiſche noch praktiſche Pädagogik kennen, in beſonderm Sinne als ein Naturprodukt aufwächſt, ſo wächſt auch in natürlichem Aufbau ſeine Lebensgeſchichte vor uns empor. Und ebenſo echte Natur iſt alles, was ihn umgibt. Alle dieſe oft wunderlichen Geſtalten, deren Körperlichkeit wie mit dem Anatomenauge des

Arztes geſehen erſcheint, leben und lieben, haſſen und lachen als wirkliche Menſchen. Sie lachen nicht beſonders gern, reizen uns aber gelegentlich mit ſolcher Unwiderſtehlichkeit dazu, daß man ordentlich aufatmet und ſich erſt erholen muß. Aber wohlgemerkt: Karrillon iſt viel zu ſehr mit ſeinen Geſtalten verwachſen, daß er ſich gewiſſermaßen hinter ihrem Rücken über ſie luſtig machen könnte. Wir dürfen vielmehr ganz harmlos dieſen Bauern wieder die Hände ſchütteln, nachdem wir uns ausgelacht haben. Eine Perle in dieſer Art iſt die erſte Eiſenbahnfahrt Michaels und einiger Dorfgenoſſen, etwas, wie eine Reuterſche Schnurre ins Süddeutſche übertragen. Bei einem andern würde die Schilderung der von Michaels Vater im Delirium verübten Taten leichtlich einen Stich ins Frivole bekommen — bei Karrillon empfinden wir das Schalten und Walten eines freien, aber guten Humors. Dieſer Humor findet ſich auch von ſelbſt zur uns umgebenden Natur und zieht ſie ohne breite Milieuſchilderung in den Kreis des Erzählten hinein. Noch beſſer freilich weiß Karrillon durch Hausrat und Herddämmerlicht zu charakteriſieren als durch den freien Himmel und das klare Tageslicht.

Mit voller Poetenkraft iſt Michael Hely ſelbſt gegeben, der gewiſſermaßen mäandriſch in ſich zurückläuft — von der Einſamkeit der Kindheit in die Einſamkeit des Alters; dazwiſchen liegt eine Strecke ſtillen Liebesglücks und ein ſchwarzer Weg kameradſchaftlicher Kriegsſtrapazen. Der junge und der alte Hely ſind gleich fein gezeichnet. Da aber, wo Karrillon die Anſchauung fehlt, bei den Erinnerungen Helys an ſeine Zeit in der afrikaniſchen Fremdenlegion, verſagt die darſtelleriſche Kraft. Die lange Erzählung von dem Verbrechen des Zeltkameraden und ſeiner Sühne iſt leblos und nicht echt herausgekommen. Und damit ſind wir zu dem Mangel gelangt, der ſich durch den ganzen Roman zieht: Karrillon kann ſeine Menſchen nicht ſprechen laſſen. Es iſt ihm nicht gegeben, ſie in direkter Rede vorzuführen. Ihre Worte werden dann tote Buchſtaben, wunderliches Papierdeutſch, und alles blühende Leben iſt wie fortgeweht. Mancher könnte nun glauben, damit ſei der Erzählung Karrillons überhaupt das Urteil geſprochen, und dieſer Fehler wiege alle Vorzüge auf. Aber dem iſt keineswegs ſo. Denn Karrillon wirtſchaftet ſehr klug mit ſeinen Mitteln. Seiner Grenzen ſich bewußt, ſpart er an Rede von Menſch zu Menſch, ſoviel er irgend kann, und verbirgt ſehr geſchickt, was ſeiner Schöpfung Reiz und warmen Klang nehmen könnte.

So hoch „Michael Hely" über die Geltung eines bloßen Unterhaltungsromans in den Bezirk ſelbſtvollendeter Kunſt aufragt — vor allem durch die Geſtalt des Helden —, ſo tief ſinkt Karrillons zuletzt, einige Jahre nach dem „Hely", erſchienener Roman „Die Mühle zu Huſterloh" (Berlin, G. Grote) auf das Niveau gewöhnlicher Unterhaltungslektüre hinab. Es iſt nach jenem Werk eine grauſame Enttäuſchung. Selten erkennt man an einzelnen Szenen den Menſchendarſteller, immer wieder ſtört die künſtliche Gruppierung, die künſtlich gebaute Rede und Gegenrede, das unwahrhaftige Selbſtgeſpräch.

Digitized by Google

Schablonenhaft gemachte, nicht wirklich geſchaute Figuren treten auf und ab. Spärlich quillt in dem ſachte ſickernden Strome hier und da, beſcheiden genug, Humor herauf. Nirgends ſchöpft — das fühlt man — Karrillon aus dem vollen. In „Michael Hely“ führten ihm gute Geiſter die Hand, die über ſeiner Kindheit wachten; in der „Mühle zu Huſterloh“ fehlen ſie faſt immer, und jener Jugendduft, deſſen ich oben erwähnte, verfliegt raſch.

So iſt Karrillon, der im „Michael Hely“ faſt als ein Fertiger erſchien, offenbar noch durchaus im Ringen. Es wird intereſſant ſein, ihn weiter zu beobachten. Daß er den Weg in die Niederungen der „Mühle zu Huſterloh“ wieder einſchlägt, glaub ich nicht. Aber haben wir von ihm noch poetiſche Gaben hohen Stils zu erwarten? Oder wird er, was wir nicht gering ſchätzen wollen, ein feiner und ernſter Unterhaltungsſchriftſteller werden? Einſtweilen ſteht nach meinem Gefühl feſt, daß er zu beidem Gaben und Einſchlag hat. Warten wir alſo ab, was er uns mit ſeinem nächſten Buche zu ſagen haben wird. Ein guter Gruß, ich glaub, in Tirol heißt: „Zeit laſſen!“ Man kann ihn in künſtleriſchen Dingen nicht oft genug brauchen. Und ſo ſei er auch dieſem Schriftſteller und — uns, ſeinen Leſern, mit aller Abſicht zugerufen!

Heinrich Spiero

Luftreiſen

Von Johannes Poeſchel

3. Von Bitterfeld nach Spichern

Es iſt zwar der reine Aberglaube, dem Mondwechſel Einfluß auf die Witterung zuzuſchreiben, aber merkwürdig bleibts doch, daß ſich das Wetter in der Regel dann ändert. In dieſer höchſten Weisheit eines bekannten praktiſchen Meteorologen wird wohl mancher ſeine eignen Gedanken über dieſe viel erörterte Frage wiederfinden. Unſer Vertrauen auf den Vollmond wurde jedenfalls glänzend belohnt. Was waren das für trübe Pfingſttage in dieſem Jahre, Niederſchläge über Niederſchläge, ſelten ein Sonnenſtrahl. Auch die europäiſche Wetterlage war ungünſtig: eine große Depreſſion im Norden entfernte ſich zwar auf der gewohnten Zugſtraße immer weiter nach Oſten, und im Weſten machte ſich ein ſtarkes Anſteigen des Luftdruckes bemerkbar, aber ein neues Tief entwickelte ſich in Oberitalien und beeinflußte die Wettergeſtaltung in Deutſchland unter vorherrſchend weſtlichen Winden. Gleichwohl ſtieg das Barometer auch bei uns langſam, aber ſtetig. Noch am Dienstag nach Pfingſten, dem 5. Juni, gingen mehrere Regenſchauer nieder, von denen bei dem Mangel einer Ballonhalle in Bitterfeld jeder einzelne genügt hätte, die Fahrt in Frage zu ſtellen. Am nächſten Tage aber, dem ſogenannten vierten Feiertage, war Vollmond, und

er brachte in der Tat ein Wetter, wie es köſtlicher nicht gedacht werden konnte, mit nördlichen und nordöſtlichen Winden.

Die ſo wohlgelungne Nachtfahrt Mittwoch nach Oſtern über Harz und Weſerlande bis zur Haſe*) hatte mirs angetan, eine Nachtfahrt ſollte es auch dieſesmal wieder werden, und nunmehr wirklich im Vollmondſcheine. Für Mitternacht war der Aufſtieg geplant, damit die Fahrt möglichſt weit in den nächſten Tag hinein ausgedehnt werden könnte. Aber der Ballonführer denkt, und die Gasanſtalt lenkt. Die Arbeiter vom Werke Elektron II in Bitterfeld wollten ihren Feierabend haben und waren bis auf einige nicht länger zu halten. Das kleine Kommando vom Luftſchifferbataillon, das auch für Vereinsfahrten liebenswürdigerweiſe zur Verfügung geſtellt wird, beſtehend aus einem Unteroffizier und einem Gefreiten, wußte ſich jedoch zu helfen. Zuſchauer hatten ſich in Menge eingefunden, dieſe wurden angeſtellt, die Taue des längſt gefüllten Ballons zu halten und den vor Ungeduld ſtöhnenden Korb auf den Boden niederzudrücken.

Noch fehlte ja einer der beiden Reiſegefährten, der von der Höhe des Ploſſen kommend dem Führer Neueſtes, Allerneueſtes aus der Heimat bringen ſollte. Punkt halb elf Uhr rollte ein Zweiſpänner mit ihm heran. Nun ohne Zögern heraus aus dem Wagen, hinein in den Korb, und fort gings in die wundervolle Mondnacht hinaus, hinauf, kaum daß ihm Zeit gelaſſen wurde, einen Blick auf den guten „Ernſt“ zu werfen, ehe er ſich von ihm in die Lüfte entführen ließ. Und das war Dr. Reichels erſte Luftreiſe!

Neun Sack Ballaſt haben wir mit, aber der Sand iſt ziemlich feucht geworden, ſodaß ſie einem Gewicht von mindeſtens zehn Säcken entſprechen, im ganzen alſo etwa 150 Kilo. Wir geizen mit jedem Körnchen und halten uns ſo niedrig wie möglich über dem Erdboden. Die Muldenauen um Bitterfeld ſind uns längſt vertraut, aber wirklich reizvoll erſcheinen ſie uns erſt heute im Mondenſchein mit ihren ſanft beleuchteten Gefilden, den tiefen Schatten der Bäume und der Gebäude, den ſilberglänzenden Windungen der Mulde. So hell iſt die Nacht, daß wir mit einiger Anſtrengung die Apparate ohne künſtliches Licht ableſen und Aufzeichnungen machen können.

Bei Fahrten im Sonnenſchein entzückt es den Luftſchiffer, den auf der Erdoberfläche dahingleitenden Schatten des Ballons, oder wenn ſich Ballon und Korb in den Wolken ſpiegeln, das Bild des ganzen Fahrzeuges von einer Aureole in den Regenbogenfarben umgeben zu ſehen. Noch entzückender aber iſt die Wirkung, die klarer Mondenſchein hervorbringt, ſie iſt geheimnisvoller, zauberhaft: ein weiter ſilberner Lichtſchein umflutet Ballon und Korb kranzförmig und ſchafft ihnen ſo einen leuchtenden Rahmen, der ſie von dem dunkeln Gelände kräftig abhebt.

Die geringe Höhe unſers Fluges dürfen wir ohne Beſorgnis beibehalten. Keine Ortſchaft gefährdet uns mit ihrem Kirchturm, Brehna und Landsberg

*) Grenzboten, 1906, Heft 27, S. 32 bis 41: Eine Nachtfahrt.

Digitized by Google

bleiben links von uns liegen. Jetzt aber, 45 Minuten nach der Abfahrt, nähern wir uns Halle, darum heben wir uns auf 120 Meter. Der Nordoſt treibt uns mit einer Geſchwindigkeit von 36 Kilometern in der Stunde über die rieſigen Bahnhofsanlagen mit ihrem Gewirr von Schienen und Schuppen, ihren zahlloſen verſchiedenfarbigen Lichtern, über den Bahnhof ſelbſt hinweg. Überall herrſcht noch reges Leben, wir nehmen es mit Augen und Ohren deutlich wahr, uns aber ſcheint niemand zu bemerken, unſer Rufen wenigſtens bleibt unerwidert, die Unruhe iſt auch jetzt, in der zwölften Stunde, dort noch zu groß. Die bei Tage ſo oft ſchon gemachte Beobachtung, daß wir beim Fluge über ältere Städte die Geſchichte ihrer Entwicklung gleichſam ableſen können, drängt ſich uns dank der reichlichen Straßenbeleuchtung auch hier mit überraſchender Deutlichkeit auf: vom unregelmäßigen Marktplatz ausgehend die krummen Straßen der urſprünglichen Gründung bis zu den Promenaden, die an die Stelle der frühern Befeſtigungen getreten ſind, außerhalb davon die geradlinig durchſchnittnen neuern Häuſerviertel, aus denen die lange und ſehr breite Wucherſtraße ſcharf hervortritt, nicht weit davon der kreisrunde Kaiſerplatz und die im Halbkreis konzentriſch zu ihm verlaufende Kronprinzſtraße. Dunkel unterbrechen das Lichtmeer unter uns der Stadtgottesacker und die Gärten der Franckeſchen Stiftungen.

Wir folgen dem gewundnen Laufe der Saale mit ihrer Rabeninſel bis zum Knie bei Beuchlitz und Holleben, ein breiter Lichtſtreifen im Süden bezeichnet die Lage von Merſeburg. Hinweg über das Hügelland zwiſchen Saale und Unſtrut nahe an Lauchſtädt vorbei und unmittelbar über Schafſtädt, es iſt eintönig, aber das ſchimmernde Mondlicht verklärt es. Die Unſtrut ſelbſt erreichen wir bei dem ganz reizend liegenden Städtchen Nebra, Schloß und Schloßruine ragen ſchattenhaft darüber empor.

Weiter gehts über die forſtengeſchmückte Finne, deren zahlreiche, nach allen Seiten abfließende Bäche ſich doch ſämtlich der Unſtrut zuwenden. Nach zwei Uhr taucht leuchtend im Südweſten die klaſſiſche Stätte des Gartenbaues, die alte Handels- und Färberſtadt Erfurt auf. Aber nicht bei ihr ſelbſt, ſondern nördlich davon bei Giſpersleben bewegen wir uns über die Fruchtlandſchaft der Gera, die von der eben überflognen Hochfläche vor rauheren Winden geſchützt iſt. Zarte Nebelſtreifen durchwogen ſie in magiſchem Licht, Erlkönigs Töchter, die wir bei ihrem nächtlichen Reigen von oben belauſchen.

Jenſeits ſteigt das Land wieder auf, höher als auf der öſtlichen Seite. Nur ungern entſchließen wir uns, einen halben Sack Ballaſt zu opfern, aber wir berühren beinahe ſchon die Schornſteine von Alach, und an ſeinem Kirchturm kommen wir knapp vorbei. Unſer Aneroidbarometer ſpielt uns leider einen garſtigen Streich, es iſt auf 740 Millimeter Luftdruck, alſo 250 Meter Höhe, ſtehn geblieben und läßt ſich durch kein Klopfen zu richtigem Anzeigen bewegen. Auch der Barograph ſtreikt mit einemmale und will nicht mehr ſchreiben. Aber hier ſchafft unſer Fahrtgenoſſe Ingenieur und Fabrikbeſitzer Caſſirer aus

Digitized by Google

Charlottenburg ſofort Abhilfe. Es iſt kein Wunder, daß die Apparate, die faſt bei jeder Landung heftiger Erſchütterung ausgeſetzt ſind, auch einmal verſagen. Wir haben uns jetzt etwa auf 400 Meter gehoben. Das Thermometer gibt neun Grad Celſius an.

Ein weſtlicher Zufluß der Gera, die Apfelſtedt, bezeichnet fürs nächſte im weſentlichen unſre Fahrtrichtung. 3 Uhr 15 Minuten brauſt unter uns der Schnellzug Frankfurt am Main—Berlin dahin, ſo können wir im Kursbuch feſtſtellen, daß wir die Bahnlinie zwiſchen Seebergen und Wandersleben kreuzen. Nordweſtlich von uns zeigen ſich, in der Morgendämmerung verſchwimmend, die Lichter von Gotha. Wenig Minuten ſpäter wird es ganz hell: vor uns noch der glänzende volle Mond, hinter uns die aus dunkler Wolkenwand blutrot durchbrechende Sonne, es iſt ein einziger Anblick. Wir empfinden das Schauern der Natur mit, das nach altgermaniſcher Vorſtellung dieſe Augenblicke begleiten ſoll.

Tönend wird für Geiſtesohren
Nun der neue Tag geboren,

der Sterbliche freilich hört es nicht. Mit dieſer Freude an dem Doppelglanz der beiden Himmelslichter, wenn das eine ſinkt und das andre auf der entgegengeſetzten Seite aufſteigt, vergleicht der alte, aber ewig liebebedürftige Goethe „die ſehr angenehme Empfindung“, wenn ſich eine neue Leidenſchaft zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen iſt. In raſchem Siegeslaufe zwingt das Tagesgeſtirn die immer mehr verblaſſende Mondſcheibe nieder. Um vier Uhr iſt der Kampf beendet. Es iſt gerade die rechte Zeit dafür, denn wir nähern uns den Reizen des Thüringer Waldes, zunächſt einem reichgegliederten Hügellande. Noch ſind die tiefer liegenden Teile durch dichte Nebel verhüllt, die von oben wie blendend weiße Eismeere ausſehen; bewaldete Halbinſeln, die eine mit einem Ausſichtsturm gekrönt, ragen wie vorgeſtreckte Finger in ſie hinein, die Drei Gleichen als Inſeln aus ihnen heraus. Das Einmünden kleinerer Täler in größere ruft vollends die Täuſchung hervor, als wenn ſich mehrere Gletſcherſtröme zu weiten Eismaſſen, mit Neuſchnee bedeckt, vereinigten. Wer in dieſer Frühe ſchon wach iſt von den Menſchen unter dem ſchwerlaſtenden Wolkenmeere, der fürchtet wohl trübes, regneriſches Wetter für den anbrechenden Morgen. Wir im ſtrahlenden Sonnenſchein unter klarblauem Himmel haben es leicht, einen heitern Frühlingstag zu prophezeien.

Links von uns liegt das anſehnliche Städtchen Ohrdruf an der Zweigbahn Gotha—Gräfenroda. Mitten aus dem Orte ſchlagen Flammen hoch empor, ſchwarzer Qualm folgt ihnen, krachend ſtürzen Gebälk und Mauern ein, aber ſchon ziſchen Waſſerſtrahlen, um den Brand zu löſchen. Umgekehrt werden auch wir von den durch den Feuerlärm aufgeſchreckten Bewohnern bemerkt, wie wir ſpäter im Ohrdrufer Kreisblatt, dem Thüringer Waldboten, leſen konnten.

Unſer Flug führt direkt auf Tambach zu mit ſeinen vielverzweigten, am Berge aufſteigenden Straßen und ringsverſtreuten ſchmucken einzelnen Gebäuden.

Digitized by Google

Nach links und rechts ſchweift der Blick in Talgründe und auf Matten, die ſich zwiſchen dunkle Wälder drängen. Reges Leben iſt überall in der Natur erwacht, Hoch- und Rehwild kehrt von den Äſungsplätzen zurück, vielſtimmiger Vogelgeſang und Kuckucksruf erklingt. Höher ſteigt die Sonne, höher der Bergrücken vor uns, die Gipfel von Wolken umhüllt, ſodaß ſie wie ſchneebedeckt erſcheinen, höher müſſen auch wir ſteigen, um wieder in flottern Wind zu kommen, denn der Kamm des Thüringer Waldes hemmt ſeine Wirkung. Wir rollen das Schlepptau ab, ſtreifen damit leicht die oberſten Baumwipfel und ſchweben um fünf Uhr in 1150 Meter Höhe über den Quellen der Apfelſtedt und dem Rennſteig. Auf dem ſüdweſtlichen Abhang folgt, immer tiefer hinabſteigend, eine Ortſchaft der andern bis nach Schmalkalden und ins Werratal. Hier wiederholt ſich dieſelbe Erſcheinung wie nördlich vom Kamme: ein dichtes Nebelmeer füllt die Täler, aus dem einzelne höhere Punkte wie Schloß Wilhelmsburg inſelartig hervorlugen. Die ſchrägſtehende Sonne wirft lange tiefe Schatten.

Bei Waſungen überfliegen wir die Werra, deren breite, aber ſcharf eingeſchnittne Talſenkung wir aufwärts weit nach Meiningen zu überſchauen können. Von allen Kirchen tönt das Sechsuhrläuten zu uns herauf. Wieder erhebt ſich ein Gebirge vor uns, ein baſaltiſches Plateau mit aufgeſetzten vereinzelten Kuppen und ſpärlichem Wald, dagegen vielen Bergwieſen, Kartoffel- und Flachsfeldern, auch Hochmooren, die Hohe Rhön, deren Längsrichtung ſo ziemlich unſrer noch immer ſüdweſtlichen Fahrtlinie entſpricht. Über Fladungen und eine Anzahl ſtrahlenförmig oder ſpinnenartig angelegter Dörfer trägt uns der Ballon zwiſchen den beiden höchſten Erhebungen des Gebirges, der Waſſerkuppe und dem Kreuzberg, deſſen Kloſter ſichtbar wird, mitten hindurch. Ihre Höhe freilich macht uns wenig Eindruck, da die immer wärmer ſtrahlende Sonne uns ſelbſt ſchon auf 2000 Meter emporgezogen hat. Dafür eröffnet ſich uns aber ein weiter Ausblick nach Oſten und nach Süden in die Täler der Fränkiſchen Saale und aller ihrer Zuflüſſe, der Sinn und des durch ſeine Breite und ſeine charakteriſtiſchen Windungen unverkennbaren Mains zwiſchen Lohr und Gemünden und eine Strecke weiter aufwärts nach Würzburg zu, faſt alle durch Eiſenbahnen belebt, auf denen ſich die Züge über Viadukte und durch Tunnel nach den bekannten Badeorten Kiſſingen und Brückenau bewegen. Kurz, es geht uns wieder einmal wie ſo oft bei Ballonfahrten: das Auge weiß nicht, wohin es ſich wenden ſoll, um ſich ſo wenig als möglich entgehn zu laſſen. Da zwingt uns ein Punkt ſüdlich über dem Saaltale nachdrücklich, ihm unſre Aufmerkſamkeit zuzuwenden: lebhaftes Geſchützfeuer dröhnt von dorther, die Batterien einer ganzen Artillerieabteilung ſind beim Scharfſchießen, es iſt der bayriſche Truppenübungsplatz Hammelburg.

Auf einige Zeit wird der Main unſern Blicken wieder entzogen, während wir uns der Hochfläche des Speſſart nähern. Keine einzige größere Ortſchaft auf dem weiten Gebiete, dagegen ausgedehnte Eichen- und Tannenwälder, an

mehreren Stellen durch kärglich bebaute Blößen von ſeltſamer Geſtalt unterbrochen, die eine ahmt in der Zeichnung ihrer Ränder die Pyrenäiſche Halbinſel nach, ein Dorf bezeichnet die Lage der Hauptſtadt Madrid. Um etwaigen Zweifeln an der Glaubwürdigkeit unſer Schilderung hiervon im voraus zu begegnen, bringt unſer Rechtsbeiſtand und Photograph Dr. Reichel ſie ſchnell auf die Platte. Die Zahl der Verkehrswege iſt gering, doch ſehen wir vor uns eine Eiſenbahn, die das Gebirge vom Main bis wieder zum Main, von Aſchaffenburg nach Lohr quer durchzieht, ſoweit ſie nicht im langen Tunnel unter der Eſelshöhe verſchwindet.

Während wir dieſes eben feſtſtellen, umſchwirrt uns Flügelſchlag, ein Vogel fliegt raſch an unſerm Korbe vorbei, eine große Seltenheit in einer Höhe von 2200 Metern. Die Vogelkunde verdankt erſt der Luftſchiffahrt in dieſer Hinſicht ſichere Nachweiſe. Bis dahin überſchätzte man die Höhe des Vogelfluges, ſo glaubte Alexander von Humboldt, der Kondor erreiche 7100 Meter, und Gätke kam bei ſeinen Beobachtungen auf Helgoland zu der Annahme, Wandervögel ſuchten Höhen von 3000 bis 5000 Metern auf, gewiſſe Arten ſogar von 10000 bis 12000 Metern. Das iſt gänzlich ausgeſchloſſen. Die Kälte, bei 10000 Metern etwa —54 Grad Celſius, und der verminderte Luftdruck machen Vögeln den Aufenthalt in ſo hohen Luftſchichten unmöglich. Luftſchiffer, z. B. Lucanus, haben feſtgeſtellt, daß ſich die Vögel ungezwungen nicht über die erſte Wolkenſchicht erheben, vielmehr halten ſie ſich im allgemeinen innerhalb der erſten tauſend Meter über der Erdoberfläche auf, die meiſten in ſehr geringer Höhe. Nur vereinzelt beobachtete man Krähen 1400 Meter hoch, eine Lerche in 1900, einen Adler in 3000 Meter Höhe. Auch der von uns bemerkte ſchien ein Raubvogel zu ſein.

Kurz ehe wir die genannte Bahnlinie überfliegen, kommt der Main, dieſesmal in viel größerer Nähe, wieder zum Vorſchein, und zwar ſein ſpitzes Knie bei Aſchaffenburg, jenſeits von ihm dehnt ſich eine weite, flurenbedeckte Tiefebene, deren Mittelpunkt Groß-Oſtheim bildet, mit rechtwinklig ſich ſchneidenden Landſtraßen, von denen eine in großen Waldungen nach Weſten zu ſich verliert. Der ſüdliche Teil des Speſſarts links von uns trägt den Charakter eines kurzwelligen Hügellandes. Nach unſrer Berechnung müſſen wir unmittelbar über Aſchaffenburg hinwegkommen, und wir freuen uns darauf, das hart an der Spitze des Mains liegende ſtattliche ehemals kurfürſtliche Schloß mit ſeinen vier Ecktürmen, das ſchon von weitem unſre Blicke feſſelte, von oben betrachten zu können. Aber merkwürdig, es ſcheint, als wolle der Main uns nicht hinüberlaſſen, er zwingt uns, erſt eine Weile aufwärts ſeinem Laufe zu folgen, und wir erinnern uns daran, daß auch Gewitter oft durch einen größern Fluß in ihrem Vordringen aufgehalten werden. Erſt weiter ſüdlich bei Obernau kreuzen wir 8 Uhr 40 Minuten den Main.

Immer anziehender geſtaltet ſich die Rieſenlandkarte zu unſern Füßen. Ja, das ſind Geographieſtunden, wie wir ſie uns früher nie hätten träumen laſſen. Lag uns vorher infolge der durchwachten Nacht eine Spur von Mattigkeit in

Digitized by Google

den Gliedern, jetzt ſchwindet ſie völlig vor der Wonne des Schauens. Wer dieſe einmal genoſſen hat, den zieht leidenſchaftliches Verlangen immer wieder zu ihr zurück. Das ganze Rheinheſſen liegt vor uns, halb rechts in reicher Waldumgebung Darmſtadt, Schloß und Mathildenhöhe ſind klar erkennbar. Unmittelbar unter uns, mehr als zur Hälfte mit Wald bedeckt, mit vielen Taleinſchnitten die Höhen des Odenwaldes, an ſeinem obſt- und weinreichen Weſtabhange die Bergſtraße, über ihr zwiſchen Melibocus und Jugenheim das großherzogliche Hoflager bei Seeheim mit ſeinem Park und Schloß Heiligenberg, viele Einzelheiten ſind deutlich daran zu unterſcheiden. Und jetzt — unſre freudige Erregung ſteigert ſich von Minute zu Minute — erblicken wir die gewaltigen Schlangenlinien des Rheines von Nierſtein bis Gernsheim und den ihn fliehenden, aber in langgezognem Bogen ihm wieder zufließenden, Werder und Weiher bildenden Altrhein bei Erfelden. Wie oft, bei jeder Luftreiſe aufs neue, hatte ich dieſen Anblick erſehnt! Heute bietet auch er ſich neben tauſend andern Schönheiten unerwartet dar. Die Windgeſchwindigkeit iſt viel größer als am frühen Morgen, wo wir, z. B. über der Hohen Rhön, bisweilen glaubten, der Ballon ſtehe ſtill. Darum jagen die überwältigenden Eindrücke einander förmlich. Seit einer Stunde hatten ſich hier und da leichte Wolken unter uns gebildet, aber raſch waren ſie wieder zerfloſſen. Dann umſäumte ſich rings der Horizont mit einer immer maſſiger werdenden Stratuswand, und jetzt ſtrebt plötzlich ein ganzes Heer weißer Cumuli auf uns zu. Wie leichte Reiter in breiten Schwadronsfronten rücken ſie auf uns los, der Kommandeur und ſein Adjutant voran. Wir empfinden ſchon die kühlere Luft und bangen, daß wir Ballaſtopfer bringen müſſen. Aber ſie ſcheinen uns zu fürchten, in einiger Entfernung von uns machen ſie Halt und ſchwenken dann ſeitwärts ab nach rechts und nach links. Auch zwiſchen uns und die Sonne hat ſich während der ganzen Fahrt noch keine einzige Wolke gedrängt, Abkühlung des Gaſes und Verkürzung des Genuſſes wären die Folge geweſen.

Was wir beim Main beobachtet hatten, wiederholt ſich noch in ſtärkerm Maße beim Rhein: er weigert ſich zunächſt, uns nach dem andern Ufer zu laſſen, wieder müſſen wir eine Strecke ſüdwärts treiben, aber er meints väterlich mit uns, der gute Alte, er hat uns eine ganz beſonders reizvolle, durch Sage und geſchichtliche Erinnerungen geweihte Stätte für den Übergang zugedacht.

Ein stat lît an dem Rîne, diu ist so wünnesam,
Unt ist geheizen Wormeze,

die alte Burgundenreſidenz im geprieſenen Wonnegau, der im Oſten von den eben überflognen dichten Waldungen, dem Jägersburger Forſte, den Wäldern von Lorſch, Lampertheim und Viernheim begrenzt wird. Wenn der Ballon doch jetzt verweilen wollte! Den Augen iſts ja unmöglich, alles zu erſchauen, was ſich ihnen hier bietet. Wir könnten denken, die letzten Regentage hätten dem Gau eine Überſchwemmung gebracht, ein ſolcher Waſſerreichtum leuchtet uns entgegen. Aber ein Blick auf die Karte belehrt uns, daß alle dieſe ſeenartigen

Erweiterungen, wie das Welſche Loch am ringsumſtrömten Biedenſand, das halbmondförmige Becken bei Roxheim, ein Reſt des Altrheins, und die Menge großer und kleiner Inſeln zu dem ſtändigen Bilde der Landſchaft gehören. Auch die Farbe des Waſſers, ein helles Graugrün, wäre zu zart für eine Überſchwemmung. Das Auge des Luftſchiffers dringt bis auf den Grund der Fluten. Hätte der grimme Hagen den Nibelungenhort *hier* verſenkt, wir müßten ihn erſpähen können. Auf den Auen zu beiden Ufern des Rheines iſt das gemähte Gras zu Puppen aufgehäuft, uns erſcheinen ſie wie metallene Buckel auf bronznem Schilde, von grünlicher Patina überzogen. Verödet dagegen liegt der einſt ſo gefeierte Roſengarten, durch den die Straße von Frau Utes Fürſtenabtei, ihrer und Siegfrieds letzter Ruheſtatt, von Lorſch aus nach der Rheinbrücke und der treuen Kaiſerſtadt ſelbſt führt. Unter den Kirchen von Worms macht ſich der Dom durch ſeine ſchlanken Rundtürme an den vier Ecken bemerkbar, während ſeine Kuppeltürme verſchwinden; daneben, durchs Glas wohl zu erkennen, Lutherplatz und Lutherdenkmal. Den Lauf des Rheines verfolgen wir aufwärts bis über die Einmündung des Neckars, über Mannheim und Ludwigshafen hinaus; und wären die Wolken im Südoſten noch weiter zurückgewichen, ſo würde am Ende der Bergſtraße auch Heidelberg ſichtbar ſein. Dafür gibt der duftige Wolkenkranz dem entzückenden Bilde einen maleriſchen Abſchluß, wirkungsvoller als nach der entgegengeſetzten Seite der im zitternden Sonnenlicht verſchwimmende Horizont.

Wenig Minuten nach zehn wars, als wir den Rhein in 2500 Meter Höhe überflogen. Jetzt erreichen wir ein wenig nördlich von Frankenthal die bayriſche Rheinpfalz, zunächſt die noch zur oberrheiniſchen Tiefebene gehörende Vorderpfalz. Ein Kranz von Städten umſäumt ſie im Weſten am ſteilen Abhange der Hardt, es ſind, von Neuſtadt im Süden anfangend, lauter wenigſtens in ihren Weinen uns wohlbekannte Orte: Mußbach, Königsbach, Ruppertsberg, Deidesheim, Forſt, Wachenheim, Dürkheim, Ungſtein. Gleich darüber beginnt ſchon die Hinterpfalz, das Hochland der Hardt. Reizende Bilder auch hier, aber es fehlt das Großzügige der vorher geſchauten Landſchaft, wofür Auge und Sinn ſo leicht empfänglich iſt. Es fällt ſchwer, ſich zurechtzufinden in dieſem Gewirr von bewaldeten Hügeln, von anmutigen Tälern und Tälchen, vielverſchlungnen Straßen, von Schlöſſern und Burgen und Stätten des Gewerbfleißes, die der Steinkohlenreichtum des Landes hat entſtehn laſſen. Und dazu — wir müſſens bekennen — ſind unſre Augen nach mehr als zwölfſtündigem angeſtrengtem Schauen, die letzten Stunden in blendendem Sonnenlicht, doch etwas angegriffen. Ein ſcherzhafter Anblick belebt uns wieder: eine genau ſymmetriſche große Waldblöße mit Steinbrüchen oder Kalkgruben erinnert lebhaft an die in unſrer Kindheit ſo beliebten Klecksphotographien, und unſer Berliner Reiſegefährte zitiert ein Wort von Juſtinus Kerner:

Aus Tintenflecken ganz gering
Entſtand der ſchöne Schmetterling.

Punkt elf Uhr ſtehn wir über dem vielſchlotigen Kaiſerslautern, dem Mittelpunkte des ganzen Induſtriegebietes, ſeit alter Zeit ſchon dem Hauptübergangsplatze von der Rheinebene nach Lothringen.

Die erreichte Höhe beträgt 2900 Meter, wir haben nur noch zwei Sack Ballaſt, die müſſen wir für die Landung aufſparen. So, Ernſt, nun legt der Führer das Schickſal der Reiſenden in deine Hand, führe du uns jetzt ſo weit noch, wie es dir gefällt. Es iſt, als verſtünde es der Brave, er trägt nicht umſonſt ſeinen Namen zu Ehren eines gewandten Ballonführers und Vereinsmitgliedes aus fürſtlichem Geblüte, Seiner Hoheit des Prinzen Ernſt von Sachſen-Altenburg. Ganz, ganz langſam ſinkt er, in der halben Stunde nicht mehr als 200 Meter. Dann aber läßt er ſich von der immer heißer brennenden Sonne wieder etwas emporziehn. So beſchreibt der Barograph eine ſanft abſteigende Wellenlinie, wie überhaupt die ganze Fahrtkurve an Gleichmäßigkeit nichts zu wünſchen läßt: niedrig und beinahe wagerecht in der Nacht, von Tagesanbruch an ganz allmählich und faſt ununterbrochen anſteigend. So geben wir uns jetzt eine Zeit lang nur beſchaulichem Genießen hin, der gute Ernſt ſorgt ja für uns. Sollten wir plötzlich ſtark ins Fallen kommen, ſo merken wirs dann ſchon am Druck im Ohre. Was iſt das doch für eine köſtliche Pfingſtreiſe! Überall ſonſt wimmelts in dieſen Tagen von Touriſten zu Fuß und zu Rad, hier wimmelts — vorläufig wenigſtens — noch nicht, und Zuſammenſtöße wie der Automobilfahrer brauchen wir nicht zu fürchten. Das iſt die rechte Stimmung, noch eine letzte gemütliche Mahlzeit einzunehmen, ſind wir doch allein von den Damen unſers Rechtsanwalts mit einem Mundvorrat verſehen worden, ſo ausgeſucht, als wärs für ein Feſtmahl, und ſo reichlich, als gälte es eine Fahrt nach dem Nordpol. Die zwei Teile eines Blechkaſtens, deſſen Inhalt wir geleert haben, laſſen wir hinabfallen. Volle fünf Minuten lang können wir ſie beobachten, wie ſie im Sonnenglanz leuchtend hinabwirbeln, wie ſie gleichſam miteinander ſpielend ſich ſeitwärts verfolgen oder fliehen und endlich winzigen Sternchen ähnlich im Walde verſchwinden.

So treiben wir ſchmauſend und plaudernd an Landſtuhl vorbei. Der Weſtrich, wie dieſer Teil des Pfälzer Hochlandes genannt wird, ſenkt ſich nach Nordweſten mit ziemlich ſcharfem Rande gegen eine langgeſtreckte ſchmale Ebene, in der parallel zur alten Kaiſerſtraße die Eiſenbahn von Kaiſerslautern nach dem Bliestal und Saargemünd geführt iſt. Wir ſchweben über ihr entlang bis Homburg in der Pfalz und Schloß Karlsberg, dann, unſrer alten Richtung getreu, über den ſich zwiſchen Pfalz und Reichslande hineindrängenden kleinen ſüdöſtlichen Zipfel der Rheinprovinz hinweg. Vor uns liegt das dichtbevölkerte Saartal, und darüber hinaus öffnet ſich das Hügelland Lothringens, zu unſrer Linken im Süden höher, nach Norden zu mehr ſich abdachend, wie die Hardt von unzählbaren größern und kleinern Tälern durchfurcht.

Die Geſchwindigkeit des Windes iſt im Zunehmen. Noch eine gute Stunde, und wir überfliegen die franzöſiſche Grenze, denn unſer Ernſt zeigt

Digitized by Google

noch immer wenig Meinung, ſich dem Irdiſchen wieder zuzuwenden, er hält ſich mit geringen Schwankungen in 2000 Meter Höhe. Weit nach Frankreich hinein kämen wir auf keinen Fall mehr, ſo würden ſich die im Auslande für den Luftſchiffer unvermeidlichen Schwierigkeiten nicht lohnen. Anders, wenn wir an unſrer anfänglichen Abſicht feſtgehalten hätten, die Fahrt nur zu zweien zu unternehmen. Mit weitern fünf Säcken Ballaſt, die dem Gewicht eines jeden von uns etwa entſprechen, hätten wir Ausſicht, noch ein gutes Stück unſrer Luftlinie nach Bordeaux zurückzulegen. Noch am nächſten Tage hielt ja derſelbe Nordoſt an und führte einen Ballon des Oberrheiniſchen Vereins für Luftſchiffahrt von Straßburg nach Cognac, wo er angeſichts des Golfes von Biscaya landete. Von den zwei uns verbliebnen Sandſäcken haben wir ſeit mehr als zwei Stunden auch nicht ein Körnchen ausgegeben. Nach kurzer Beratung beſchließen wir alſo, an der nächſten günſtig erſcheinenden Stelle zu landen. An die als Schluß ſo beliebte Bummelfahrt am Schlepptau iſt in ſo gebirgigem Gelände und bei ſo lebhaftem Winde nicht zu denken. Es wird wohl eine etwas ſcharfe Landung geben. Der Korb iſt klar gemacht, nur einer der beiden Photographenapparate iſt in Tätigkeit geblieben, und es gelingen noch mehrere Aufnahmen.

Ein füllhornartig geſtalteter Waldſtreifen, der ſich von dem Saarbrückner Forſt abzweigt, trennt das höher liegende Dörfchen Scheidlerberg unter uns von dem tiefern Scheidt. Weiter im Norden wird die Gegend von Dudweiler ſichtbar, und vor uns im Weſten windet ſich durch grüne Auen die ſtattliche ſchiffbare Saar, an deren Ufern ſich im weitern Verlaufe die Schweſterſtädte St. Johann-Saarbrücken und Burbach-Malſtatt zu einem großen Ganzen vereinigen.

Eine Wieſe zwiſchen der Saar und dem Stiftswalde von St. Arnual wäre recht einladend zur Landung, dann aber müßten wir ſchon jetzt tief gehn und ſtießen gerade auf die qualmenden Schlote der Halberger Hütte neben dem Schloſſe des verſtorbnen Freiherrn von Stumm. So kreuzen wir den Fluß ein wenig unterhalb einer Schleuſe und eines Wehrs, ſenken uns auf den Stiftswald hinab, der zwei durch ein kleines Tal geſchiedne Hügel bedeckt. Das Ende des Schlepptaus gleitet, immer länger werdend, auf den Bäumen dahin, bei dem Taleinſchnitt wird es auf wenig Augenblicke wieder frei und rauſcht dann faſt in ſeiner ganzen Länge über den zweiten Hügel hinweg. Gegenüber iſt eine dritte, unbewaldete Anhöhe, ihre aufſteigende Seite müſſen wir erreichen. Ein letzter Zug am Ventil. Achtung, Klimmzug! Der Korb ſtößt knapp hinter den letzten Bäumen heftig auf, nach kurzer, aber pfeilſchneller Schleiffahrt kommt er auf einer abgemähten Wieſe zu liegen, die Leinen lang ausgezogen auf einem acht Meter breiten Streifen Fruchtfeldes, die aufgeriſſene Ballonhülle, kreisrund flach ausgebreitet, auf einem höher liegenden Sturzacker. Flurſchaden iſt durch *uns* wenigſtens nicht angerichtet worden, das bleibt den von allen Seiten herbeilaufenden Landleuten überlaſſen. Wir ſelbſt liegen, brav durcheinander geſchüttelt und wohlbehalten, auf der innern Schleifſeite des Korbes. Eine

Viertelſtunde iſts bis zum nächſten Dorfe. Wie heißt es? Spichern. So wären wir alſo 1 Uhr 10 Minuten nach 14 Stunden 40 Minuten, von unſerm Ausgangspunkte 530 Kilometer entfernt, glatt gelandet in unmittelbarer Nähe der blutgetränkten Höhen vom 6. Auguſt 1870, ein würdiger Abſchluß des Fluges, der uns einen großen Teil der ſchönſten deutſchen Lande hat ſchauen laſſen. Nach einem Beſuch des Schlachtfeldes von Spichern gehts über Metz, Diedenhofen, das dreiſprachige Luxemburg und Trier in die Heimat zurück. So war neben der Bereicherung geographiſchen Wiſſens und geographiſcher Anſchauung auch für Auffriſchung und Ergänzung vaterländiſch geſchichtlicher, ſprachlicher und archäologiſcher Kenntniſſe geſorgt.

Vier Nächte, die erſte im Ballon, die letzte im Schnellzug verbracht, und drei Tage nur hatte der Ausflug gewährt, aber beim Rückblick war es, als hätte er ebenſo viele Wochen gedauert, ſo zahlreich, mannigfaltig und tief waren die gewonnenen Eindrücke. Monate wären nötig, ſie nach Wunſch zu verarbeiten und all den empfangnen Anregungen nachzugehn, daran aber hindert der Schluß der Ferien und unſre neuſte, an ſchildernswerten Erlebniſſen nicht minder reiche Ballonfahrt nach Rußland.

In der Reſidenz zu Kleinhauſen

Von Maina Jenſen

1

Brauſend fuhr der Schnellzug in die kleine Reſidenzſtadt ein. Voll Ungeduld arbeitete die Lokomotive, ziſchend, ſauchend — als widerſtrebe es ihr, hier zu halten, denn das niedrige Bahnhofsgebäude lag völlig menſchenleer in der Mittagsſonne. Zwei Kälber, die an der Einzäunung der grünen Anlage feſtgebunden waren, zerrten blökend an ihren Stricken, und zwiſchen einer Reihe aufgeſtapelter Milchkannen ſchlich der mürriſche Stationsbeamte in ſeinen Dienſtraum zurück.

Abläuten — fertig!

Weiter raſte der Zug in die Sommerwelt hinein.

Aber da ſtand doch jemand, der ausgeſtiegen ſein mußte. Ein junger Mann war es, hoch, breitſchultrig, mit weichem dunkelm Vollbart. Unter dem großen Schlapphut ſchauten zwei Kinderaugen hell in die Welt, voll freudiger Erwartung. Verwundert glotzten die beiden Kälber ihn an, mit ſteif ausgeſtreckten Beinen, ſodaß er lachend rief: Seid gegrüßt, ihr Vorboten der Heimat! Dann ſchritt er, etwas tiefer atmend, in das Städtchen hinein.

O du liebes altes Neſt, aber leider immer nur noch ein Neſt! Kein Sturm iſt über dich hingebrauſt, alles ſteht noch nach der vorgeſchriebnen Linie. Die Straßen ſind blank und leer, und gotiſch verwinkelt. Wie Hoffnungsglück grünt es auf dem Marktplatze. Gewaltig bin ich über die Dächer hinausgewachſen und über die in meiner Kindheit ſchon ſo niedrigen Bergkuppen, die ſo ruhvoll herübergrüßen aus

Digitized by Google

ihrem blauen Mittagsduft. Der Brunnen ſchläft noch wie ſonſt und ſtört durch ſein Plätſchern noch immer nicht den kleinen Marmorengel in ſeiner Kaltwaſſerkur. Die Schwalben ſcheinen den Aufſchwung zum Äther zu verſchmähen, dicht am Boden, vor den Füßen ſchießen ſie hin.

Nirgends ein Menſch.

Wie in Verzauberung ſchreitet der junge Maler dahin, als der einzig Lebende in der heißen Mittagsſtille.

Jetzt doch bogen zwei Damen um die Straßenecke. Eine Kindheitserinnerung ſtieg in ihm auf: Frau Regierungsrat —? aber er konnte den Namen nicht finden. Die andre kannte er deſto beſſer. Wer kannte ſie nicht, Fräulein Minette! Beide ſchienen ſich ſeiner offenbar nicht zu erinnern. Die Frau Regierungsrat ſah blaß aus; kopfnickend ſtarrte ſie mit zwei hilfloſen irrenden Augen in den Glanz hinaus. Deſto erregter ſprach das alte Fräulein Minette auf ſie ein, mit den magern Händen geſtikulierend: Aber wenn ich Ihnen ſchwöre, es iſcht ſo, bei der Seligkeit meiner Mutter —

Dann verſtummten ſie erſchrocken, bis er vorüber war. Ach, es wird uns doch niemand gehört habe? flüſterte die Blaſſe, ſich zitternd nach ihm umſchauend.

Wie trillerten die Lerchen im Himmelsblau! Wie funkelte die Sonne auf jedem Gegenſtande. Plätſchernd zog eine Schar weißer Enten das Flüßchen entlang —

Ja, ſo hätte er ſich die Gefilde der Seligen denken können, nach all dem Lärm und Staub und Menſchengewühl, aus dem er kam. Die ſtille Größe der Natur mußte hier ja die Menſchen adeln. Ihm war, als könnten aus allen Fenſtern nur Blumen leuchten und blühende Geſichter dahinter. Dort ſchien ſich die Gardine verſtohlen zu bewegen, als ob eine vorſichtige Hand ſie halte; er glaubte ein ſpähendes Geſicht dahinter zu ſehen, aber es ſah nicht blühend aus.

Nun hallten zwölf Schläge durch die Luft — die alte Kirchturmuhr! Eine Flut von Erinnerungen durchlief ihn bei dieſem Klange; lauſchend ſtand er und bog dann deſto raſcher zuſchreitend in die Hauptſtraße ein. Da kamen ihm nun auch Menſchen entgegen. Meiſt Beamte, wie es ſchien. Richtig, die Bureauzeit war ja aus. Dort — das war ja der Herr Rentamtmann, immer noch mit demſelben ängſtlichen Schritt, als ginge er zwiſchen Eiern — aber wie war ſein Geſicht gealtert! Tiefe Furchen zogen ſich von der Naſe zum Mund hinab. Und auch der jüngere Mann neben ihm, wie gedrückt, wie verſchüchtert ſah er aus! Ja, was war denn das? Alle ſahen ja ſo aus! Lag eine Krankheit über der Stadt? Der junge Maler griff ſich an die Stirn. Oder waren ſeine Nerven auf ſo viel Lebensfreudigeres geſtimmt, daß es nur ihm ſo ſchien, als gingen all dieſe Menſchen unter einer ſchweren Laſt einher? Nun kamen zwei der Herren an ihm vorüber.

Aber er kann Sie doch dazu nicht zwingen! ſagte der eine. Ein hoffnungslos müdes Lächeln umglitt die dünnen Lippen ſeines Begleiters, ohne daß er antwortete, ſolang der junge Fremde in ihrer Nähe war.

Das erinnerte ja an die Geſchichte aus dem Märchenbuch, in der alle Bewohner hinſiechen, weil ein Ungetüm die Stadt bewacht hält, das jedes Jahr ſein Opfer fordert, und keiner weiß, wann die Reihe an ihn kommt.

Kopfſchüttelnd ſchritt der junge Maler weiter. Doch zu viel andres zog drängend durch ſeine Seele. Nun führte die Straße durch das alte Tor, ſein Herz begann laut zu hämmern — nun noch um die Wegbiegung — und da lag es, ſein Elternhaus, der Forſthof.

Unverändert ſtand die hohe Tanne davor, mit den langen wehenden Äſten — die dunkle rauſchende Freundin ſeiner Knabenzeit. Die Oleander blühten rotleuchtend in ihren Kübeln vor der Haustür. Gerade klinkte die Gartenpforte daneben,

Digitized by Google

und eine ältere Dame trat heraus. Unter dem gelben Strohhut ſahen ein Paar gute, vom grellen Mittagslicht geblendete Augen hervor. Sorgſam hielt ſie ein Körbchen mit Gemüſe am Arm.

Träte Sie jetzt nur noch die Zwieſln um, und hernach löſe Sie von dene Raupe am Köhl ab, ſagte ſie, ſich zur Magd zurückwendend. Da tönte ein Schrei: Mutter! und ihr Kapf flag herum.

Jöſſes, der Rabbert! und alle Erbſen und Karatten rallten aufs Pflaſter.

Das war die Heimkehr des jungen Malers Feller in die Reſidenz Kleinhauſen an der Riſach, einem klaren Flüßchen, das in lieblichen Windungen van dem nahen Gebirge herniedereilt. Das Städtchen liegt nicht ſehr erhaben, ungefähr 150 Meter über dem Meer, hat ein durchlauchtes fürſtliches Schlaß mit vielen Nebengebäuden, wazu eine größere katholiſche und auch eine kleine evangeliſche Kirche gerechnet wurden, eine Synagoge, eine Realſchule, einen Marktplatz mit dem Denkmal ſeines Geſchichtſchreibers Neander, der auch eine Reimchranik geſchrieben hat, ein Landgericht, eine Sägemühle mit Parkettfabrik und iſt Sitz zahlreicher Behörden. Der Ort wurde ſchan von Heinrich dem Löwen vor ſeiner Münchner Gründung und dem Fußfall vor dem Kaiſer zur Stadt erhaben und erfreut ſich einer ſehr mannigfaltigen, wenn auch nicht in allen Einzelheiten glaubwürdigen Geſchichte. Von 1866 an, wa ſeine Macht rapid abnahm, fing ſeine Bedeutung nach außen hin an etwas zu kränkeln. Doch fanden geneigte Farſcher die Schuld hiervan darin, daß anfänglich die Schnellzüge, die der Fürſt zweimal, manchmal dreimal in der Wache benutzte, in Kleinhauſen nicht gehalten hatten. Hierin war aber neuerdings ein vielverſprechender Umſchwung eingetreten. Dieſer Erfalg wurde im Stadt- und Landbaten von Dünkelhauſen auf die ausgezeichneten Beziehungen des fürſtlichen Miniſters von Krollinger zu leitenden Berliner Kreiſen zurückgeführt. Die Tafelrunde im Kaſina flüſterte freilich, daß eine gemeinſame Beſchwerde des Fabrikanten auf der Säge und einiger Gutsbeſitzer der Umgegend die Urſache dieſer graßen Wendung ſei. Da aber neben dem Stadt- und Landboten, der zugleich fürſtlicher Generalanzeiger und dito Amtsblatt war, kein andres Organ im Fürſtentum beſtand, ſo legte man jenen mißgünſtigen Gerüchten keine weitere Bedeutung bei. Es herrſchte aus dem genannten Grunde in der öffentlichen Publiziſtik des Landes überhaupt eine ungewöhnliche Eintracht.

Kleinhauſen war, wie ſchan aus dem Erſcheinen des Stadt- und Landbaten in Dünkelhauſen hervorgeht, nicht die meiſtbegünſtigte Stadt des Landes. Durch das Ausſterben der ältern fürſtlichen Linie war der Landesteil Kleinhauſen an die jüngere Linie Dünkelhauſen gefallen. Dadurch war dieſes die eigentliche Hauptſtadt geworden. Dach hatte man bei den mittlern und untern Behörden die getrennte Verwaltung nach fortbeſtehn laſſen, und der Haf pflegte im Sammer regelmäßig die ſchöner liegende Reſidenz Kleinhauſen aufzuſuchen. Beſanders hatte die Frau Fürſtin eine graße Varliebe für dieſe. Sie hatte ſich neben ihren Gemächern im alten Schloß, ganz nach ihrer Eigenart, die kleine alte Villa eingerichtet, die zur Zeit des Empire für die Prinzeſſin Eleonare erbaut warden war. Jetzt wurde dieſe nach ihrem Namen „Villa Tereſina“ benannt.

Durchlaucht Tereſa ſtammte aus einem der zum höchſten Adel gehörenden italieniſchen Fürſtenhäuſer. Nur unter Kämpfen mit ſeiner evangeliſchen Familie hatte der damalige Erbprinz Franz es erreicht, die van ihm leidenſchaftlich angebetete Principeſſa heimführen zu dürfen. Sie ihrerſeits hatte kurz gezaudert, dann aber dach ihren Mangel an Neigung dem Wunſch hintangeſetzt, einer nach regierenden Dynaſtie anzugehören und ſich dergeſtalt einen eignen ſauveränen Wirkungskreis zu ſchaffen.

Digitized by Google

Wenn die Kleinhäuſer faſt viermal ſo viel ihren Namen als den ihres Gemahls, des Fürſten Franz, im Munde führten, ja jedes zweite Kleinhäuſer Kind auf den Namen „Tereſa" getauft wurde, ſo war das eine natürliche Folge nicht bloß des Kultus, den man ihr entgegenbrachte, ſondern auch der allgemeinen Überzeugung, daß der Wille ihres hohen Gemahls es vermeide, ſich zu ihrer ſtarken Initiative in Gegenſatz zu ſetzen. Kinder waren dem erlauchten Paare bis jetzt nicht beſchieden worden.

Aber auch in dieſen Frieden kleinfürſtlichen Stillebens war der Wurm der Mißſtimmung, des heimlichen Verdruſſes eingedrungen. Die ſchönen alten Zeiten, da man nur das Bier und die Frauen der neuherverſetzten Beamten kritiſierte, waren entſchwunden. Mehr und mehr erfüllte ein einziger Name das Geſpräch. Allmählich nur noch die ſcheuen Andeutungen, das heimliche Getuſchel. Seit Jahren ſiedelte der Hof nicht mehr in die Kleinhäuſer Sommerreſidenz über, ohne daß auch der bald nach dem Regierungsantritt des Fürſten berufne Miniſter von Krollinger mit ſeinem Hageſtolzenquartier und Sekretariat dorthin überſiedelte. Dies ermöglichte nicht nur die Kontinuation des mündlichen Verkehrs zwiſchen dem Landesherrn und ſeinem Regierungschef, ſondern war auch deshalb geradezu notwendig, weil das fürſtliche Kabinett mit dem Sekretariat des Miniſters vereinigt und dieſer außerdem im Nebenamt auch noch zum Hofmarſchall ernannt worden war. Der ſonſtige Hofſtaat wurde während des Sommeraufenthalts nicht ohne ein Gefühl der Erleichterung in Dünkelhauſen zurückgelaſſen. Dieſe Vereinigung von drei bisher getrennten Gewalten empfanden die Kleinhäuſer aber bitter. Auf ſämtlichen amtlichen oder privaten Zugängen zu der Perſon des Fürſten mußten ſie als Kopfſtation das Vorzimmer des Herrn von Krollinger paſſieren, gegen den allgemeine Abneigung beſtand. Aber dieſen fochten die anfänglich verſuchten Umgehungen und Gegenwirkungen wenig an.

Ich will die Luftpumpe ſchon anziehn, bis ihnen der Atem ausgeht, hatte er mit ſeinem triumphierenden Lächeln geſagt. Und Fürſt Franz pries ſich glücklich, das ſchneidig-muſtergiltige Pendant zu einem konſtitutionellen Monarchen darzuſtellen. Zudem war er durch den verantwortlichen Miniſter aller Unbequemlichkeiten und „Anzapfungen" enthoben. Dieſer dämmte mit kräftiger Hand den Eigennutz der Beamten, die Stellenjägerei und die Hoflieferantenzudringlichkeiten ſeiner Untertanen ein, was er in zahlloſen, meiſt draſtiſchen und zugleich humorvollen Anekdoten Seiner Durchlaucht zu ſchildern wußte.

Anfänglich hatte es dem Fürſten nicht ganz gefallen, daß aus dem geheimen Dispoſitionsfonds eine Anzahl von Leuten beſoldet wurde, die in den verſchiednen Bevölkerungsſchichten, ſogar im Kaſino verkehrten und „Stimmungsberichte" zu liefern hatten. Aber je mehr Einblick er in dieſe Mitteilungen und auf dieſe Weiſe in das wahre Verhalten ſeiner beeidigten Staatsdiener gewann, deſto leichter überzeugte er ſich von der leidigen Notwendigkeit dieſer Einrichtung, die, wie von Krollinger ihm näher ausführte, zur Regierungskunſt aller umſichtig taktvoll regierten Staaten gehörte.

Auch Fürſtin Tereſa hatte, als ſie von dieſem Spionagedienſt erfuhr, dem von ihr ſonſt hochgeſchätzten Miniſter zornige Vorwürfe gemacht, daß er es in dieſem Punkt ausnahmsweiſe unterlaſſen hatte, ihr Vortrag zu halten. Es war Herrn von Krollinger auch nicht gelungen, ihr zu beweiſen, daß hierbei allein die Rückſicht auf ihre Empfindung maßgebend geweſen ſei. Als ſie ihm daraufhin ſpöttiſch ins Geſicht lachte, hatte er, ebenfalls lachend, kapituliert. Dann waren beide in einen längern angeregten Exkurs über den Verfaſſer des Principe geraten; und während ſie in ihrem Empfangsſalon eigenhändig den Tee bereitete, wurde der Ausgangspunkt der Unterredung faſt vergeſſen.

Mehr ſcherzend nur kam ſie darauf zurück, als ſie ihm bei der Verabſchiedung die Hand zum Kuſſe reichte. Lächelnd neckte ſie ihn mit ſeinem Machiavell als einem zu vornehmen Lehrmeiſter moderner deutſch-kleinfürſtlicher Staatskunſt.

In dieſem Augenblick wagte er ihr in ebenſo ehrerbietigen wie huldigenden Wendungen zu ſagen, daß ihm in dieſem Falle nicht nur der Florentiner, ſondern noch mehr deſſen erhabne Landsmännin, la sublime compatriota, ſelbſt den Weg gezeigt habe, die Leute über ihresgleichen reden zu machen, um ſich über das Völkchen wenigſtens zu amüſieren.

Sie meinen, weil ich die Minett empfange? Er verbeugte ſich mit feierlichem Ernſt.

Krollinger, vergeſſen Sie nicht, daß ich die Vertraulichkeiten beſtimme, die Ihnen in dieſem Raum vielleicht zu freigebig gewährt ſind!

Sie drehte ſich um und ſchritt ſtolz davon.

Er erſchrak nun doch. Seit wann verſtand er nicht mehr, auf der kapriziöſen Beſaitung dieſer ſeltſamen Individualität den zuſammenklingenden Ton zu treffen?

Das lag nun ſchon lange zurück, und er hatte geſorgt, daß ihm dieſe Beſchämung nicht wieder geworden war. Eben, weil er ſeitdem wußte, daß dieſe einzige Perſönlichkeit, die er im Fürſtentum nicht beherrſchte, zwiefach ſeine Schritte auf ihrem Parkett muſtere, ohne doch ihn zu ihrer Unterhaltung entbehren zu können. Sie fuhr fort, wenn ſie wollte, von grenzenloſer Aufrichtigkeit gegen ihn zu ſein, ſich über alles und jedes zu mokieren und alle ihre Launen auch ihn koſten zu laſſen.

Er litt darunter, dem nicht gewachſen, ſelber nicht richtig gepanzert zu ſein, und er nahm ſich vor, den vielberufnen Landsmann der Fürſtin, Niccolo Machiavelli, den Meiſter aller Staatsgrößen, eingehend zu ſtudieren, ſei es auch nur in einer deutſchen Überſetzung, um auf Ihre Durchlaucht Eindruck zu machen. Er empfand zum erſtenmal, daß alle ſeine pſychologiſche Kunſt, deren er ſich vor ſich ſelber rühmte, ſchließlich nur aus einigen hölzernen Regeln und Erfahrungsgrundſätzen beſtand. Und langſam mußte der allmächtige, ſiegeslächelnde Miniſter erkennen, daß er in täglichen Zweifeln und Unruhen zu ſchmachten beginne, wie ein Primaner in der Tanzſtunde. —

Ach, ſo ein erſter Abend nach langen Jahren der Abweſenheit wieder im Elternhaus! Da ſtanden ſie noch unverändert, alle die Robert wohlbekannten, lieben Sachen, ſo ſchweigend im Dämmerlicht. Und doch erzählte jede eine alte Geſchichte.

Und ſiehſch, Robbert, ſagte die Mutter, wie wir deine Bilder geehrt habe!

Ja, wirklich, ſauber eingerahmt hingen alle ſeine alten Studien auf der blaugeblümten Tapete! Unwillkürlich mußte er an ſein kahles Atelier in Paris denken, wo ſie zu Dutzenden im Staub herumlagen, ohne daß je eine liebevolle Hand darüber gekommen wäre.

Du gute Mutter! Und er ſtreichelte zärtlich über ihr dünnes Haar.

Däs dort, mit dene Zypreſſe, gfallt auch der Frau Direktor am beſchte, gelt, Vatterle? Sie ſagt immer, ſie muß ſo an der Lohengrihn dabei denke! Un weiſch, Robbert, die Kanaliſationsdirektors, die verſtehn was von der Kunſcht! Er iſch auch vor zwei Jahr auf der Ausſtellung in Münche gweſe.

Lächelnd hörte Robert zu.

Wer ſind denn Kanaliſationsdirektors? fragte er.

Ja aber Robbert! Die ſind doch vorigs Jahr durch der Herr Miniſchterpräſident hierhergekomme!

Ich kenne ja aber auch euern Miniſterpräſident noch nicht, Mutterle!

Digitized by Google

Jöſſes, ma ſollts doch nit glaube! Iſch denn des möglich? Und mir meine grad, 's wär garnie anderſch gweſe, gelt, Vatterle?

Das weiß Gott, brummte der Alte.

Ja, aber nun ſagt mal vor allem — und Robert legte ſich, als der Tiſch abgedeckt war, behaglich ins Sofa zurück —, was iſt denn eigentlich in der Stadt los? Iſt irgendwas paſſiert? Die Leute ſehen ja alle aus, als ſäße ihnen die Peſt im Nacken?

Der Forſtmeiſter ſtand auf, um im Nebenzimmer Zigarren zu holen, und die Mutter flüſterte: O mei Robbert, des iſch e Geſchicht! Aber der Vatter ſpricht nit gern davon, darum hab ich dir auch nie nix gſchriebe. Sie ſage ja, der Herr Miniſchter ſei nit reell!

Nicht reell? Noch was ganz andres iſt er! brach der Alte los, der eben wieder ins Zimmer trat. Wirſt ja nicht zu ſeinen Spionen gehören, Robert, daß ers morgen wieder weiß!

No no, Vatterle, ſo gar ſchlimm iſchs doch auch nit! Er iſch doch auch wieder ſo ein gebildeter Mann — ja, meinſch, Robbert, über alles kann der dir rede!

Ja, über alles kann er reden, das ſtimmt! Statt daß er die Beamten, die nun ſeit zwanzig Jahren ruhig ihre Pflicht tun, fortarbeiten läßt, redet er jedem drein, auf ſeine Art. Ja Robert, was meinſt du — als im letzten Winter der ſchwere Schnee die Wälder niedergebrochen hat — wir habens dir ja geſchrieben, ich hab vor Sorgen um die Zeit nächtelang kein Aug zugetan —, hält er mir nachher vor: Sie hätten die Bäume eben ſchütteln laſſen müſſen, mein lieber Forſtmeiſter! So ein —

Vatter, jöſſes, Vatter, nemm dich doch zuſamme!

Ach was! Denk ich anders als alle? Jeder Einzelne hat ſchon ſeine Erfahrung gemacht! Aber der Fürſt iſt blind — oder wills ſein, weil es ihm bequem iſt!

Aber ä ſchäner Mann iſchs, Robbert! Der gäb dir e Schtaffaſch als König!

Der Alte lachte bitter auf: Ja, daß die Natur ſo heimtückiſch ſein kann! Das iſts eben auch, was Fürſt und Fürſtin beſtochen hat — die äußere Korporatur!

Aber Vater, meinte Robert, dann würde ich an deiner Stelle dem Fürſten doch einmal ein Licht aufſtecken?

Haha! Meinſt du? Habs auch gedacht! Und als ſich endlich die Gelegenheit bot, auf der Jagd — man hat ja ſonſt keine mehr —, da tat ich meinen Mund auf. Letzten Winter wars! Alle Beamten denken wie ich, Durchlaucht — Der Fürſt ſagte nichts als: Ich werde Ihren Bericht zur Unterſuchung bringen. Am andern Morgen werd ich ins Schloß befohlen. Kaum bin ich in Seiner Durchlaucht Zimmer, tritt auch ſchon der Herr Miniſter ein. Der Fürſt bringt die Sache vor mir zur Ausſprache. Unbeweglich ſteht der Miniſter mit ſeinem weißen Geſicht. Wollen Euer Durchlaucht die Räte zitieren, daß ſie in meiner Gegenwart ihre Klagen wiederholen. Die Diener laufen. Ich ſag dir, es war eine ſchreckliche Viertelſtunde — halbe Stunde, die ich ſo geſtanden hab. Dann erſchienen die Herren — nacheinander —

Nun — nun, Vater? Und Robert richtete ſich kerzengerade in die Höhe.

Und alle ließen ſie mich im Stich, die feigen Kerle! Keiner wußte von was, jeder ſtritt alles ab, was er jemals gejammert und gewütet hatte. Mich haben ſie angefahren — alle — aus armſeliger Angſt!

Erregt griffen die Hände des Alten in die Luft, die Pfeife war ihm ausgegangen, und die buſchigen Augenbrauen ſträubten ſich in die Höhe. Und drum

ſag ich, ſchrie er und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch, ſie verdienens nicht anders, als daß ſie getreten werden, die Hundeſeelen!

Aber Vatter, ſchau, beſchwichtigte die Frau ängſtlich, wenn ſie ſich auch vorher hätte verſtändige könne! Es hat doch keiner gwußt, ob er Hilf am andre fänd — denk auch, mit ſo viel Kinder vielleicht aus der Stell zu komme? Sie mußte doch auch an ihre Famüli denke!

Ach was! Feiglinge ſinds! Armſelige Knechte! Damals wär die Stunde geweſen — nun ists zu ſpät für alle Zeiten. Wie klang es damals im Munde des Miniſters ſo edel und hoch: Euer Durchlaucht ſehen nun, wie man mich verdächtigt. Leider denken einzelne der Herren mehr an ſich ſelbſt als an das Intereſſe Eurer Durchlaucht, da iſt es denn nicht immer leicht, Dank zu haben. So mußte ich Herrn Forſtmeiſter neulich leider Vorhaltungen machen über eigenmächtige Änderungen in den Beſtimmungen für den Kellerswald — Ich wollte ſprechen — erklären — und da iſt mir das paſſiert, daß ich herausgeplatzt bin: Ja, weils ein Unſinn war! Ein Unſinn? mein Herr Forſtmeiſter? Die von Seiner Durchlaucht und in Höchſtdero Namen gegebnen Befehle ein Unſinn? Der Fürſt winkte, die Unterhaltung war zu End. Und ſeitdem gehts mir und uns allen ſchlecht. Seine Durchlaucht iſt überzeugt, daß wir Beamte Schmarotzer ſind, die nur daran denken, es bequem zu haben und ſoviel Vorteil wie möglich herauszuſchlagen. Der einzig ſelbſtloſe iſt der Herr Miniſter. Das mußte aus ſeinen Darſtellungen hervorgehn. Und weil er den Daumen auf uns hält, verdächtigen wir ihn. Daß ich nicht in Disziplinarunterſuchung gekommen bin, damit ſpielt er ſich als großmütig auf. Wo jeder weiß, daß er in der Sach dann doch unterlegen wäre. Ich hab ſie ſelber beantragt, aber der Fürſt hat ſie niedergeſchlagen. O, wenn dieſer Fürſt ahnte, wie er von ſeinem Herrn Miniſter, der nichts verſteht, hinters Licht geführt wird! Geſchichten könnt ich erzählen —

Der Alte hatte ſich ſeine Pfeiſe wieder angezündet und blies dicke Wolken in die Luft. Aber jetzt iſts vorbei, und wems nicht paßt, der kann einpacken.

Aber ſchau, Vatter, in andre Sache meint ers doch auch wieder gut! Zu dem große Empfang im Schloß nägſchdens — ich habs aus ganz ſichrer Quell — hat er den Fürſcht beſtimmt.

Hat ſeinen guten Grund, brummte der Alte, alles iſt gebeten, beinahe bis zum Straßenputzer hinab — der Vereinfachung halber! wird der Herr Miniſter geſagt haben, dann haben Euer Durchlaucht den ganzen Rummel auf einmal abgemacht. Der wahre Grund aber iſt, daß er doch immer wie auf einem Vulkan ſteht — je mehr Gewimmel, deſto beſſer! Da kann der Fürſt mit keinem Einzelnen reden — und bekommt zudem wieder genug für lange Zeit.

Geh, geh, Vatterle, ſo kann man auch alles drehe! Schau, Robbert, dös dort, in dem Goldrahme, iſcht die Fürſchtin — gelt, ſchään?

Der junge Maler ſah nachdenklich in das volle ſüdländiſche Geſicht.

Das ſind ja böſe, böſe Geſchichten, ſagte er und ſtellte das Bild zurück. Armer Vater, da wirſt du noch manches ſchlucken müſſen!

Ja, kannſt dir denken, wie gewogen mir der Herr Miniſter ſeit jener Sach iſt! Aber was kümmerts mich? Meine Pflicht tu ich — und im übrigen ſitz ich in meinen vier Wänd, hab meine Freud an Haus und Garten und ſcher mich den Teufel drum, wies den andern geht! Was hat man auch von ihnen? Niemand ſpricht mehr, was er denkt, im Kaſino rückt man Abends voneinander weg, weil keiner weiß, ob ſein Nebenmann nicht einer von „denen" iſt — es brauchen ja auch nicht alle gerade immer bezahlt zu ſein! Durch Verſprechungen bringt der Miniſter einzelne ſtets wieder herum, bei andern ſteckt er ſich hinter die Frauen —

No no, Vatterle! Mach uns nit gar ſo ſchlecht!

Haſt Recht! Auf das Kapitel wollen wir lieber nicht auch noch kommen — Ich hab dir den Kopf ſo wie ſo ſchön vollgeredt heut Abend, Robert.

Wirklich, da rief die Kuckucksuhr ſchon elf! Im Städtchen war alles längſt zur Ruhe gegangen, nur ein Hund bellte in der Ferne.

Robert ſchritt unruhig in ſeinem Zimmer auf und ab. Zu vieles drängte ſich ihm im Kopf und Herzen. Sein alter Vater dauerte ihn. Ob man ihm denn gar nicht helfen konnte? Er würde den Miniſter nun ja auch kennen lernen, hatte ſeiner Mutter verſprochen, ſich morgen bei Herrn von Krollinger für die Audienz im Schloß zu melden. Denn ſchau, wenn du der Abend nit mit beim Empfang wärſch, täte ja die Leut denke, der Vatter ſei für immer unte durch.

Robert öffnete das Fenſter und lehnte ſich hinaus. In den Wieſen rieſen die Unken, und ein leiſes Rauſchen klang herauf. Erſt konnte er ſich den Ton nicht erklären — dann ſah er, daß ein Mann unten im Mondlicht Gras mähte. Kühl aufrauſchend fiel es unter der Senſe nieder. Der Garten davor lag mit einem weißen Schleier überdeckt. Wie ſüß duftete das Geißblatt durch die Sommernacht! Warum fiel ihm dabei plötzlich die kleine Lisbeth Lenz ein? Richtig! ſie hatte ihm vor Jahren einmal eine Blüte davon gegeben. Ganz deutlich ſah er ihre braunen Augen auf einmal vor ſich, wie von einem Häslein. Sie war eigentlich ſeine erſte Knabenſchwärmerei geweſen! Mußte nun auch ſchon zwanzig Jahre ſein! Mein Gott, wie lief die Zeit!

Sie waren doch faſt wie Geſchwiſter zuſammen geſtanden, und er hatte ſie ſo völlig vergeſſen können? Nein, nicht völlig. Die erſten Jahre hatte ihr liebes Bild ihn noch oft im Atelier beſucht, und mancher Kartengruß war zu ihr hinübergeflogen, aber dann, allmählich, hatte ſich die Zeit darüber gelegt. Wie mochte es ihr gehen? Danach wollte er doch gleich morgen fragen! Allmählich wurde er müde. Das ſüße Gefühl, zu Hauſe zu ſein, legte ſich weich um all ſeine Sinne. Dort hingen noch ſeine Schmetterlingskaſten an der Wand! Die bunten Träume und Wünſche ſeiner Knabenzeit! ach, wo waren ſie hin?

Der junge Mann ſtreckte die Arme aus, als wolle er ſie noch einmal ſuchen, in all ihrem Jugendglanz —

Da raſchelte es leiſe an ſeiner Tür. Du, Robbert, wachſch du noch?

Er öffnete. Seine Mutter ſtand in der weißen Nachthaube vor ihm.

Ich hab nur noch frage wolle, ob dir auch die angeſtrickte Füß von dene Strümpf gepaßt habe — weil du nie nix davon geſchriebe haſch?

Ganz herrlich, Mutter! Genau, als hätteſt du mein Maß gehabt!

Und glücklich ging die alte Frau in ihre Schlafſtube hinüber.

(Fortſetzung folgt)

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsſpiegel. (Kriegsminiſter Haldane und die Abrüſtung. Zeitgemäße Erinnerung an die engliſch-franzöſiſchen Abrüſtungsvorſchläge vom Februar 1870. Reflexe vom ſozialdemokratiſchen Parteitag. Die braunſchweiger Angelegenheit.)

Der engliſche Kriegsminiſter Mr. Haldane hat ſich in der Abrüſtungsfrage ſehr ſchnell von einem Saulus in einen Paulus verwandelt. Wann und wo er ſeinen Tag von Damaskus gehabt hat, werden wir bei ſeiner großen Offenheit wohl noch gelegentlich von ihm erfahren, für die Politik iſt es von Bedeutung, daß er der kaum begonnenen, tatſächlich noch auf dem Papier ſtehenden engliſchen Abrüſtung ſo ſchnell ein Ziel ſetzt. Die militäriſche Abrüſtung, ſo hat er am vorigen Freitag in Haddington wiederholt, wie er es ſchon vierzehn Tage zuvor an die Mailänder Friedenskonferenz geſchrieben hatte, dürfe nicht weiter fortgeſetzt werden. England könne ſeine Mittel zur Selbſtverteidigung nicht noch weiter beſchränken, „ſolange nicht die übrigen Staaten ſeinem Beiſpiele folgten". Man ſollte annehmen, daß ſich England zur Durchführung ſeiner Abrüſtungspolitik zunächſt an ſeine Freunde und Verbündeten wenden müßte, an Frankreich und Japan. Aber die franzöſiſche Regierung hat nicht nur durch den Mund einzelner ihrer Mitglieder jede Abrüſtung ausdrücklich abgelehnt, ſondern ſie iſt zu Lande wie zur See ununterbrochen mit der Ausdehnung ihrer militäriſchen Maßnahmen beſchäftigt. Dasſelbe gilt von Japan, das ſeine Landarmee ſowohl in der Zahl der taktiſchen Einheiten als in den einzelnen Waffengattungen, namentlich auch die Kavallerie, ſehr bedeutend verſtärkt. Da Japan „zur Selbſtverteidigung", das heißt auf ſeinen Inſeln, Kavallerie nur in dem frühern geringen Umfange gebraucht, ſo hat die Vermehrung gerade dieſer Waffe eine ſtarke kontinentale, alſo offenſive Bedeutung, wie denn Japan auch ſeine künftigen Kriege ſchwerlich anders als offenſiv führen wird.

Während alſo die Verbündeten Englands in ſolcher Weiſe rüſten und damit in gewiſſem Sinne auch eine verſtärkte Deckung für England ſelbſt übernehmen, kann dieſes nicht ernſthaft die Wege einer „Abrüſtungspolitik" einſchlagen, durch die es zunächſt ſeine Verbündeten desavouieren, dann aber auch leicht ſeinen Bündniſſen den Wert nehmen würde. Die engliſche Abrüſtungspolitik hat alſo nur die Mächte im Auge, die *nicht* Großbritanniens Verbündete ſind. Da Rußland augenblicklich nicht in Betracht kommt, ſo bleiben nur die Dreibundmächte und Amerika übrig. Amerika iſt in ſeinen Rüſtungen zum nicht geringen Teil von denen Japans, des Verbündeten Englands, abhängig, Italien von denen Frankreichs. Mögen immerhin Strömungen der öffentlichen Meinung und ſogar innerhalb der Regierung Italiens mehr zu Frankreich konvergieren als zu Deutſchland, ſo muß doch jede verſtändige italieniſche Regierung damit rechnen, daß auf das antiklerikale Frankreich eines Tages, gerade wie im Jahre 1875, ein klerikales folgen wird, und daß Italien dann, je nach der ſonſtigen Situation in Europa, es ſchwer bereuen könnte, auf die Garantien verzichtet zu haben, die ſeiner nationalen Exiſtenz und Integrität der Dreibund bot. Die Franzoſen ſind unausgeſetzt bemüht, die öffentliche Meinung Italiens durch Hinweiſe auf die Rüſtungskoſten, die angeblich der Dreibund Italien auferlege, gegen dieſen einzunehmen, aber ſie ſchweigen wohlweislich darüber, daß ſich Italien ſeit ſeinem Zutritt zum deutſch-öſterreichiſchen Bündnis nur noch *gegen Frankreich* zu waffnen hatte, ſowie daß die franzöſiſche Freundſchaft Italien im Jahre 1859 durch den Verluſt von Nizza und Savoyen, die es an Frankreich ab-

Digitized by Google

abtreten mußte, viel teurer zu ſtehn gekommen iſt als die Notwendigkeit, auf Grund der Dreibundverträge, die niemals beſtimmte militäriſche Anforderungen an Italien ſtellten, ſondern nur ſeine militäriſche Bündnisfähigkeit zur ſelbſtverſtändlichen Vorausſetzung hatten, ſein Heer in Ordnung zu erhalten. Glauben die Italiener, ein beſſeres Geſchäft zu machen, wenn ſie ſich von den Franzoſen auf die italieniſchen Gebiete Öſterreichs als auf eine an der Seite Frankreichs leicht erreichbare Beute hetzen laſſen, ſo mögen ſie es verſuchen und ſich von einer Richtung ihrer nationalen Entwicklung losſagen, die ihnen bisher nur zum Segen gedient hat und ihrem Anſehen förderlich geweſen iſt. Im Bunde mit Deutſchland und Öſterreich-Ungarn iſt Italien Großmacht, im Bunde mit Frankreich und England tritt es unter deren Protektorat.

Jedenfalls ſind die Strömungen, die in Italien zum Durchbruch gelangt ſind, ſeitdem es ſich unter den Fittichen Englands und Frankreichs als „Mittelmeermacht“ fühlt, das heißt als eine Macht, die ohne Erlaubnis der beiden andern auf dem Mittelmeere nichts zu ſagen hat, nicht danach angetan, Öſterreich-Ungarn zur Abrüſtung zu ermutigen, ganz abgeſehen von der innern Lage der habsburgiſchen Monarchie, die gegenüber den Nationalitätenkämpfen in Öſterreich und dem Separatismus in Ungarn in einem ſtarken und zuverläſſigen Heere die feſteſte Stütze ihrer Exiſtenz und ihrer Kohärenz hat, alſo ſchwerlich daran denken kann, auf dieſe Stütze zu verzichten oder ſie in ihrer Wirkungsfähigkeit herabzuſetzen.

Es bleibt aber alſo noch Deutſchland, das angeſichts des Umklammerungsſyſtems der anglo-franzöſiſchen Politik, die uns von allen Seiten her einzuſchnüren trachtet, am allerwenigſten daran denken kann, von ſeiner Schlagfertigkeit auch nur einen Flintenlauf oder ein Schiffsgeſchütz aufzugeben.

Was die engliſche Abrüſtungspolitik traditionell für uns bedeutet, darüber liegt ein authentiſches Zeugnis aere perennius von keiner geringern Hand als der unſers erſten Kaiſers vor, der unter dem 14. Auguſt 1870 aus dem Hauptquartier Herny an die Königin Auguſta über den zu Anfang 1870 von England in Berlin geſtellten Entwaffnungsantrag folgendes ſchreibt: „Du wirſt wohl in den Zeitungen die ſogenannten Enthüllungen über die Desarmementsfrage geleſen haben. Ich bin aus einem Grunde darüber recht ſchmerzlich berührt, weil es dem Andenken Clarendons einen Flecken anhängt, der zu traurig iſt! Als er mit dieſer Frage gegen Bernſtorff (den Botſchafter des Norddeutſchen Bundes in London. D. R.) vorrückte, ſagte er dieſem ausdrücklich, ſie ſei ganz allein von ihm ſelbſt ausgegangen, Napoleon wiſſe nicht darum und ſolle ſie erſt erfahren, wenn wir uns geäußert hätten. Daraufhin erklärten wir, daß wir bereit wären, eine ſolche Verhandlung anzunehmen, bei der wir vorausſchicken müßten, daß erſtens die Sache ſehr ſchwer für uns ſei, weil wir die ſich ſeit ſechzig Jahren und namentlich in zwei Kriegen glänzend bewährte Armeeorganiſation gänzlich umgeſtalten müßten, was wir nur tun könnten, wenn zweitens uns Garantien gezeigt würden für die Sicherheit eines wahren Friedens, den zu erhalten wir bisher eine Anſehen gebietende Macht erhalten müßten. Clarendon entgegnete, daß die Antwort einem Refüs gleich zu achten wäre, ſodaß die Sache tot ſei, er alſo auch keine Mitteilung nach Paris zu machen brauche. Nun aber kommt es zutage, daß er im geheimen Auftrage Napoleons die ganze Angelegenheit mit uns entamiert hat, und daß er die Korreſpondenz mit Bismarck und Bernſtorff in extenso an Napoleon mitgeteilt hat, die nun publik wird. Es ſchmerzt mich tief, den Manen Clarendons dieſen Makel nachtragen zu müſſen, da er geradezu ſein gegebnes Wort gebrochen hat! Es iſt ein neuer Beweis, bis zu welchem Grade er unter dem Einfluß — Charme kann man doch nicht ſagen — Napoleons ſtand.“

Digitized by Google

So König Wilhelm an die Königin. Hiſtoriſch iſt dazu zu bemerken, daß Graf Daru, Miniſter des Auswärtigen in dem am 2. Januar 1870 gebildeten liberalen Kabinett Ollivier, ſchon am 1. Februar Lord Clarendon erſucht hatte, Bismarck für eine gegenſeitige Entwaffnung Deutſchlands und Frankreichs zu gewinnen. Lord Clarendon hatte den Vorſchlag übernommen, Bismarck aber hatte geantwortet, er könne es nicht über ſich gewinnen, dem Könige die Mitteilungen der britiſchen Regierung vorzulegen; er ſei über die Anſichten ſeines Souveräns hinreichend unterrichtet, um den Eindruck auf ihn vorherſehen zu können. Der König würde in dem Schritte des Londoner Kabinetts ſicherlich den Beweis einer Änderung der Geſinnungen Englands gegen Preußen erblicken. Es ſei für Preußen unmöglich, ein militäriſches Syſtem zu modifizieren, das ſo tief mit den Traditionen des Landes verwachſen ſei, eine der Grundlagen der Bundesverfaſſung bilde und ganz normal ſei. Am 13. Februar erneuerte Graf Daru ſeinen Vorſchlag mit dem Anerbieten, das franzöſiſche Rekrutenkontingent von 100000 Mann auf 90000 Mann herabzuſetzen, was von der Kammer tatſächlich am 8. April für das Jahr 1870 und am 30. Juni (!) auch für das Jahr 1871 angenommen wurde. Vierzehn Tage vor Ausbruch des Krieges. Thiers hatte dieſe Abrüſtungspolitik durchſchaut, denn er ſagte in der Sitzung vom 30. Juni, gleichſam in Ahnung des Kommenden: „Damit Preußen abrüſte, müßte es nicht etwa ſeine Armee reduzieren, ſondern den ganzen Nordbund und die Verträge mit den Südſtaaten zertrümmern. In dieſem Bunde, in dieſen Verträgen ruht ſeine Streitmacht, und es wird ſie nicht zum Opfer bringen. Darum iſt die Abrüſtung eine Chimäre.“ Beiläufig ſei erwähnt, daß Bismarck ſelbſtverſtändlich auch den zweiten Vorſchlag Clarendons ablehnte. Graf Daru ſchied aus dem Kabinett, als das Plebiszit beſchloſſen wurde, weil er dieſe Politik für unheilvoll anſah. Sein Nachfolger, der Herzog von Gramont, iſt auf die Vorſchläge Darus nicht zurückgekommen, war aber einverſtanden, daß die (illuſoriſche) Herabſetzung des Rekrutenkontingents für 1871 um 10000 Mann als „Aufforderung an Europa zur Abrüſtung“ beſtehn bleibe. Der wiederholte Entwaffnungsantrag Lord Clarendons war einer der unausgeſprochnen Gründe, aus denen Bismarck gegen den Laskerſchen Antrag: auf den möglichſt ungeſäumten Anſchluß Badens an den Norddeutſchen Bund, am 24. Februar 1870 ſo entſchieden Stellung nahm. Er ſah, was in der Welt vorging, und namentlich mit Hilfe befreundeter ruſſiſcher Diplomaten ſehr tief hinter die Pariſer Kuliſſen, hatte auch die vorjährigen franzöſiſch-öſterreichiſch-italieniſchen Dreibundsverhandlungen ſchwerlich aus den Augen gelaſſen. Die vom König der Königin mitgeteilte Antwort deckt ſich nicht ganz mit der von Bismarck gegebnen; es handelt ſich dabei wohl nur um verſchiedne Phaſen der Verhandlung und der Inſtruierung an Bernſtorff.

Clarendon ſtarb am 27. Juni 1870. Das britiſche Kabinett hatte inſofern ein Beiſpiel eines vorhandnen guten Willens gegeben, als es beim Unterhauſe zu Anfang März eine Erſparnis von 750000 Pfund an der Flotte und von 1136900 Pfund am Landheere beantragt hatte. Am 1. Auguſt mußte jedoch infolge des Ausbruchs des deutſch-franzöſiſchen Krieges unter dem Druck der öffentlichen Meinung ein Kredit von 2 Millionen Pfund für Heer und Flotte und eine Vermehrung des Heeres um 20000 Mann verlangt werden. Da jetzt die Abrüſtungsideen von neuem in Kurs geſetzt werden, iſt es immerhin nützlich, daran zu erinnern, daß und wie dieſer Gimpelfang ſchon einmal verſucht worden iſt, und wie ſich König Wilhelm und Bismarck dazu verhalten haben. Selbſtverſtändlich iſt nicht der geringſte Zweifel berechtigt, daß die damaligen Auffaſſungen nicht auch heute noch maßgebend ſeien.

Der Mannheimer ſozialdemokratiſche Parteitag iſt abgeſehen von der Art der Erledigung der innern Parteiſtreitigkeiten auch dadurch von Intereſſe geweſen, daß

nicht nur Bebel, ſondern auch andre Redner, die früher am Deutſchen Reich kein gutes Haar zu laſſen pflegten, in gelegentlichen Wendungen — wenn auch wider Willen — nicht nur zu einer Anerkennung der Macht und der Stärke Deutſchlands, ſondern auch zu einer gewiſſen Anerkennung unſrer ſtaatlichen Zuſtände gelangten, die ſich bei einem Vergleich mit den wirtſchaftlichen und den politiſchen Verhältniſſen vieler andrer Länder doch auch den Maſſen ohne weiteres aufdrängt und in dem wachſenden Wohlſtande eine nachhaltige Unterſtützung findet. Das Schimpfen macht es nicht mehr, weil es zu der tatſächlichen Lage der Dinge in Deutſchland doch zu ſehr im Widerſpruch ſteht. Auch die abermalige Äußerung Bebels, daß eine Ausnahmegeſetzgebung die ganze Organiſation der Sozialdemokratie zertrümmern würde, ſollte doch im Gedächtnis unſrer Geſetzgeber haften bleiben. Sie iſt nicht nur eine nachträgliche Rechtfertigung des Sozialiſtengeſetzes, ſondern enthält das Eingeſtändnis, daß die Aktion des Staates an dieſer verwundbarſten Stelle der Sozialdemokratie jederzeit mit Erfolg einſetzen kann. Daß der Maſſenſtreik, der ſeit der Jenaer Verſammlung die Phantaſie des radikalen Parteiflügels beſchäftigte, in Mannheim zur ultima ratio erklärt wurde, mag mit der Frankfurter Zeitung als ein Fortſchritt angeſehen werden; die in Mannheim ausgeſprochnen ſehr ſtarken Zweifel an der Ausführbarkeit würden dann im gegebnen Falle immer noch zur Geltung kommen. Eine Ergänzung und zugleich eine Erklärung zu dieſem Verhalten gibt das von der Freiſinnigen Zeitung veröffentlichte vertrauliche Wahlzirkular des ſozialdemokratiſchen Parteivorſtands, das für die Neuwahlen zum Reichstage eine merkwürdig geringe Zuverſicht atmet und ziemlich deutlich mit dem Verluſt von 20—25 Wahlkreiſen rechnet, namentlich ſolcher, die 1903 nur mit geringer Mehrheit oder bei der Stichwahl mit Hilfe bürgerlicher Stimmen gewonnen worden ſind. Für die bürgerlichen Kreiſe liegt hierin eine ernſte Mahnung.

Der braunſchweigiſche Landtag hat durch ſeine zur Thronfrage gefaßte Reſolution die Angelegenheit, die durch die Wahl eines neuen Regenten ſehr einfach zu ordnen geweſen wäre, auf ein ſchwieriges Gebiet verſchoben. Man darf ſogar ſagen: unerwartet, denn in den erſten Tagen nach dem Hinſcheiden des Prinzen Albrecht glaubte die braunſchweigiſche Regierung wohl ſelbſt nicht eine an ſolche Wendung. Die Reſolution iſt das Ergebnis eines Kompromiſſes. Die Mehrheit wollte die Gelegenheit benutzt wiſſen, um das Verhältnis zum Herzog von Cumberland ein für allemal klarzuſtellen, die welfiſche Minderheit machte alle Argumente geltend, ihm die Thronbeſteigung offen zu halten, bevor durch die Wahl eines neuen Regenten der Weg vielleicht für Jahrzehnte von neuem verriegelt würde. Ob es von der national und nicht welfiſch geſinnten Mehrheit richtig war, ſich auf dieſen Ausweg einzulaſſen, wird die Zukunft lehren. Sowohl bei der Regierung wie bei der Landesverſammlung konnte kein Zweifel beſtehn, und Staatsminiſter von Otto hat das ja in ſeiner Anſprache vom 21. September offen ausgeſprochen, daß der preußiſche Standpunkt in der braunſchweigiſchen Thronfrage ſeit 1884 unverändert geblieben iſt, ebenſo, daß der Bundesratsbeſchluß von 1885 und der ihm zugrunde liegende Antrag Preußens unverändert zu Recht beſteht. Es handelt ſich für Preußen bei dieſer Thronfrage nicht um die Perſönlichkeit des Herzogs, ſondern darum, daß er auf dem braunſchweigiſchen Throne wohl oder übel in den Händen der hannoverſchen Welfen, ihr Aushängeſchild, wenn nicht ihr geiſtiger Leiter ſein würde. Das bleibt erträglich, ſolange er in Gmunden ſitzt, würde aber für Preußen unerträglich werden, ſobald er als Reichsfürſt, dem von Berlin aus kein Vertrauen entgegengebracht werden könnte, in Braunſchweig reſidierte. Mag man immerhin ſoweit gehn, der welfiſchen Fronde in Hannover bis zum Jahre 1870 einen Schatten von „moraliſcher“ Berechtigung zuzuerkennen, nach der Aufrichtung des Deutſchen Reiches und der

Digitized by Google

Kaiſerwürde durch die Geſamtheit der deutſchen Fürſten, noch der feierlichen Anerkennung dieſes Reiches durch alle Mächte der Erde hat dieſes Prätendententum, hat die Partei, auf die es ſich ſtützt, oder durch die es künſtlich erhalten wird, keine Berechtigung mehr.

Hannovers Söhne haben unter Preußens Fahnen ihr Blut vergoſſen, gekämpft und geſiegt, ſie haben mit ihrem Leben den Status quo ſichern helfen, deſſen Anerkennung der Verfaſſung des Deutſchen Reiches zugrunde liegt. Alle Bündniſſe, die das Deutſche Reich ſeit 1871 eingegangen iſt, ſtehn auf dieſer Grundlage. Viele Tauſende von Hannoveranern haben in den ſeit dem letzten Kriege verfloſſenen fünfunddreißig Jahren dem Könige von Preußen den Fahneneid, den Dienſteid, den Verfaſſungseid geleiſtet, ſind im preußiſchen Heere, im preußiſchen Staatsdienſt in allen Provinzen des Landes zur Verwendung gelangt. Die Provinz Hannover hat der Krone Preußen eine Reihe ihrer höchſten Berater, dem preußiſchen Landtage — vom Reichsdienſt und dem Reichstage ganz abgeſehen — hervorragende Führer geſtellt, die auf die Politik und die Geſetzgebung des Landes einen großen Einfluß gewonnen haben. Seit vierzig Jahren nehmen ſomit die Hannoveraner an dem geſamten Leben des preußiſchen Staates einen recht bedeutenden Anteil. Damit iſt die Herrſchaft Preußens in Hannover endgiltig „ſtabiliert", mögen die Welfen und das Haus Cumberland darüber denken, wie ſie wollen. Zu dem Rechtstitel der Eroberung hat Preußen den einer vierzigjährigen Friedensarbeit gefügt.

Der Verzicht, der dem Herzog von Cumberland von der braunſchweigiſchen Landesverſammlung als Preis der Herzogskrone angeſonnen wird, iſt ſomit für Preußen ohne jede praktiſche Bedeutung. Würde ſich jemals die Gelegenheit bieten, ſo würden die Welfen, von Braunſchweig aus erſt recht, ihren Anſpruch auf Hannover trotz aller Verzichte ebenſo wieder geltend machen, wie das andre Fürſtenhäuſer in ähnlicher Lage auch getan haben. Der braunſchweigiſche Herzogsthron würde alſo ein Stützpunkt für welfiſche Beſtrebungen bleiben. Es kann die Regierung des Herzogtums mithin nicht in die Hände eines Fürſten gelegt werden, der, wie es in dem preußiſchen Antrage von 1885 heißt: einem Teil der Bevölkerung von Hannover als Prätendent auf die geſamte preußiſche Provinz dieſes Namens gilt. Das Verhalten der hannoverſchen Welfenpartei iſt es hauptſächlich, das dem Herzog von Cumberland den Weg nach Braunſchweig verriegelt. Sie hat gehandelt, als ob es ihr nur darum zu tun ſei, die Thronbeſteigung des Herzogs zu verhindern, oder als ob dieſem ſelbſt an Braunſchweig gar nicht gelegen wäre. Denn es ſteht zunächſt doch nicht Braunſchweig in Frage, ſondern die damit verbundne Beteiligung an der Reichsregierung. Dieſe iſt, wie die Dinge liegen, heute noch ſo unmöglich wie 1885, auch wenn, wie es in dem damaligen preußiſchen Antrage heißt, „das Recht des Herzogs zur Succeſſion ein prinzipiell unbeſtrittenes wäre". *g*

Ibſens ſymboliſtiſche Dramen. Von den vier letzten Stücken Ibſens haben zwei: Klein Eyolf und John Gabriel Borkman, unſtreitig große Schönheiten; die andern beiden: Baumeiſter Solneß und „Wenn wir Toten erwachen" ſind ziemlich allgemein mit Befremden und ſtellenweiſe mit Heiterkeit aufgenommen worden. Erich Holm findet Zuſammenhang zwiſchen ihnen und tiefen Sinn in der „Trilogie" mit dem „dramatiſchen Epiloge", der nun freilich bei dieſer Gruppierung in unliebſamer Weiſe an das Satyrſpiel erinnert. Holm entwickelt ſeine Anſicht in dem Schriftchen: Henrik Ibſens politiſches Vermächtnis; Studien zu den vier letzten Dramen des Dichters (Wiener Verlag, Wien und Leipzig, 1906). Jedes der drei Stücke der Trilogie ſtellt die Sendung und das Wirken des Bürgertums

Digitized by Google

nach einer andern Richtung hin dar. Baumeiſter Solneß zeigt es als politiſche, Borkman als wirtſchaftliche, Klein Eyolf als Geiſtesmacht. Die Helden, in denen ſich dieſe drei Mächte verkörpern, ſcheitern mit ihren Beſtrebungen, weil ſie ſich an den untern Klaſſen und am Weibe verſündigen. Der zweiten Art Verſündigung iſt beſonders noch der Epilog gewidmet. Irene iſt „ein greller Hinweis auf die Auswüchſe, die gerade die gewaltſame Unterdrückung des Trieblebens im Weibe gezeitigt hat, eine blutige Satire auf die moraliſchen Erfolge des von der Geſellſchafts-ordnung im Namen der Geſittung an ihm geübten widernatürlichen Zwanges". Und die Diakoniſſin, die der Geiſtesgeſtörten als Wächterin beigegeben iſt, die bedeutet „die gefürchtete Wächterin des Weibes, die unerbittliche, jede freiere natürliche Regung in ihr knebelnde, nonnenhafte Sitte". (Wir wiſſen nicht, ob die norwegiſchen Frauen nonnenhaft leben; bei unſern deutſchen iſt von Nonnenhaftigkeit keine Spur zu bemerken.) Demnach hat die Revolution oder Reform, die den Menſchen aus der herrſchenden chriſtlich-asketiſchen Kultur in eine glücklichere Zeit der Freiheit und der Humanität (die beide jedoch mit dem Bewußtſein der Verantwortlichkeit verbunden ſein werden) hineinführen ſoll, mit der Befreiung des Weibes zu beginnen. Möglich, daß Ibſen ſeine Dramen ſo gemeint hat. Wir jedoch vermögen weder in den Helden der Trilogie richtig gezeichnete Typen unſers Bürgertums noch in Irene das Opfer der vorgeblichen Tyrannei der Sitte zu ſehen. Wir leugnen das Beſtehen dieſer Tyrannei, ſofern darunter etwas andres verſtanden wird als die beſtehende Familienordnung, die das Weib freilich einſchränkt, aber für gewöhnlich nicht mehr, als zu ſeinem Schutze nötig iſt. Frei, ſodaß er ungeſtraft allen ſeinen Gelüſten nachgeben könnte, iſt auch der Mann nicht, und es gibt überhaupt keinen Menſchen, der nicht Beſchränkungen unterläge, die er bei einer gewiſſen Stimmung als Tyrannei empfindet. Hatte eine Frau den Trieb und die Fähigkeit, über ihren Familienkreis hinaus zu wirken, ſo iſt ſie in der ganzen chriſtlichen Ära niemals daran gehindert geweſen. Die einzige Reform, die der allgemeine Nutzen und die Gerechtigkeit fordern, beſteht darin, daß den vielen Frauen, die heute gezwungen ſind, ſich in einem Berufe ihr Brot zu verdienen, weder die Wege zur Ausbildung für den Beruf verſperrt noch das Koalitionsrecht und das Verſammlungsrecht verweigert werden; aber daß heute ſo viele Frauen in dieſe Zwangslage verſetzt werden, halten wir für kein Glück und am wenigſten für eine Befreiung, die Verallgemeinerung der Berufstätigkeit der Frauen mit der Auflöſung der Familie als unvermeidlicher Wirkung nicht für ein Zukunftsideal, ſondern für eine Gefahr.

Jena

1

Die Kataſtrophe, die der Schlachttag von Jena und Auerſtedt über den preußiſchen Staat gebracht hat, gehört zu den Seltenheiten in der Geſchichte. Zwanzig Jahre nach dem Tode des Großen Königs, noch im Sonnenſchein ſeines Ruhmes, brach das Heer und mit ihm der Staat zuſammen, dem es ſein hohes Anſehen erfochten und bis zu jenem Tage behauptet hatte. Jahrzehnte hindurch iſt der Zuſammenbruch von Jena dem Heere und ſeinen Führern aufgebürdet worden, dem Heere, das auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen eingeſchlafen geweſen ſei, den Führern, die zu alt und zu bequem geweſen ſeien und weder ihre Zeit noch den Feind verſtanden hätten. Manches daran iſt richtig. Die Armee war veraltet, achtzigjährige Generale, ſiebzigjährige Regimentskommandeure, ſechzigjährige Bataillonskommandeure waren nicht die Führer, die man Napoleon und ſeinen Truppen entgegenſetzen durfte. Aber der größere Teil der Schuld fällt nach allen neuern Forſchungen doch weniger der Armee als der Politik zu, der ſie als Werkzeug dienen ſollte, und deren Planloſigkeit das Heer ſchon erlegen war, ehe es das Schlachtfeld betrat. Der Politik entſprach die Strategie, die völlig verfehlt war einem Feldherrn gegenüber, der zu nichts weniger geneigt war als zu halben Maßregeln, und der den Krieg in jeder Hinſicht mit jener Rückſichtsloſigkeit des Revolutionszeitalters führte, die die preußiſche Armee überhaupt niemals erlernt hat.

Bis zum Tode Friedrichs des Großen war der preußiſche Staat durch ein einziges Genie regiert worden. Die Lücke, die durch ſein Hinſcheiden entſtand, hatten ſeine Nachfolger nicht auszufüllen vermocht. In der Politik wie im Heerweſen fehlte es nicht an tüchtigen Männern, wohl aber an einem überragenden Geiſte, der die richtigen Perſonen an die richtigen Plätze zu ſetzen verſtand und die Summe ihrer Wirkſamkeit einheitlich zum Heile des Ganzen zuſammenzufaſſen vermochte. So kam es, daß man in der alten Überlieferung

Digitized by Google

inmitten eines neuen Zeitalters fortlebte, ohne daß die geeigneten Kräfte vorhanden waren, die alte Tradition mit den Forderungen der neuen Zeit vorſchauend zu verbinden und zu durchdringen. Friedrich der Große hatte vom Hubertusburger Frieden bis zu ſeinem Todestage die kontinentale Politik Europas in gewiſſem Sinne beherrſcht, jedenfalls inſoweit, daß neue Koalitionen gegen ihn nicht mehr zuſtande kamen, und daß ſich eine Politik, der er nicht zuſtimmte, nicht zu behaupten vermochte. Mit dem Emporkommen Napoleons war die autoritative Stellung in Europa, die Friedrich der Große und Preußen behauptet hatten, auf Frankreich und ſein Staatsoberhaupt übergegangen, während der preußiſche Staat noch mit der alten Überlegenheit rechnete, die ihm tatſächlich längſt entglitten war.

Die Geſchichtsforſchung hat ſich namentlich in den letzten dreißig Jahren angelegen ſein laſſen, die eigentlichen Urſachen eines Zuſammenbruches zu ergründen, der auch für die erleuchteten Geiſter des Heeres von 1806 unerwartet war. Noch am Vorabend der Kataſtrophe atmen die Ausſprüche und die Niederſchriften von Männern wie Blücher, Scharnhorſt, Kneſebeck, Marwitz, Reiche und ſogar Clauſewitz, der ſpäter ein ſcharfer Kritiker der führenden Perſönlichkeiten geworden iſt, volles Vertrauen, und den Truppen iſt von den einzelnen Befehlshabern in den ſpätern Berichten und Rechtfertigungsſchriften faſt durchweg große Bravour zuerkannt worden. Das weitaus größte Verdienſt um die Erforſchung jener Zeit fällt dem heutigen kommandierenden General unſers erſten Armeekorps zu, Freiherrn von der Goltz, der ſeine bahnbrechende Studie vom Jahre 1883 „Roßbach und Jena“ zu einem wertvollen Buche erweitert hat, das ebenſo für die Armee wie für die bürgerlichen Kreiſe der Nation geſchrieben, in beiden die weiteſte Verbreitung finden und namentlich dem vaterländiſchen Geſchichtsunterricht bedingungslos zugrunde gelegt werden ſollte. Aber ſchon Droyſen hat in ſeinem unſterblichen Buche vom alten York, das ſich jetzt ſchon mehr als vierzig Jahre in den Händen des deutſchen Leſerkreiſes behauptet, mit den Grund zu dieſen Forſchungen gelegt, indem er darauf hingewieſen hat, daß die Generale, die 1813 bis 1815 das preußiſche Heer von Sieg zu Sieg führten, doch ſämtlich der Armee von 1806 angehört hatten, zum mindeſten als Stabsoffiziere, ſodaß alſo die Männer nicht gefehlt haben, die unter andern Bedingungen auch damals den Sieg an die preußiſchen Fahnen gefeſſelt haben würden. Das beredteſte Zeugnis zugunſten des preußiſchen Heeres iſt aber den Behauptungen Napoleons und ſeiner Marſchälle nach der Schlacht zu entnehmen, die den geſchlagnen Feind in ſeiner numeriſchen Stärke ganz bedeutend überſchätzten.

Bei einer einheitlichen, ihrer Aufgabe gewachſnen Leitung auf preußiſcher Seite würde ſomit die eine verlorne Schlacht einen ſo furchtbaren Zuſammenbruch des Staates ſchwerlich zur Folge gehabt haben. Auch Friedrich der Große hat Schlachten verloren, auch während des Siebenjährigen Krieges geriet Berlin in die Hand des Feindes, aber der König vermochte den ſo ſehr erſchöpften Mitteln ſeines

Landes dennoch immer wieder die Kräfte zu entnehmen, um ſich ſowohl auf dem Schlachtfelde wie in der Politik zu behaupten. Am Abend des 14. Oktober 1806 war zwar die preußiſche Armee unter ſchweren Verluſten des Feindes geſchlagen worden, die größer waren als die preußiſchen, aber alle Hilfsquellen des Staates ſowie ein großer Teil der Armee, der nicht mit im Felde geſtanden hatte, waren vollſtändig intakt; es gebrach nur an der führenden und befehlenden Hand, um daraus einen Wall zu formen, der vielleicht ſogar der napoleoniſchen Siegesflut ſtandzuhalten vermocht hätte. Aber am Abend des 14. Oktober fehlte jede Dispoſition, jede Führung, für den Rückzug ebenſo wie jede Dispoſition für die geſamte Staatsleitung. Der Rückzug einzelner Teile, wie namentlich der des Herzogs von Weimar und der Blücherſche nach Lübeck, die vorzüglich geleiteten Gefechte bei Waren und Altenzaun, haben dargetan, daß die Auflöſung des Heeres in ſeine Atome keineswegs eine notwendige taktiſche Folge der verlornen Schlacht, ſondern nur eine Folge der fehlenden oberſten Führung war. Obwohl man ſchon im Jahre 1805 zum Kriege gegen Frankreich entſchloſſen geweſen war, die Armee mobil und wieder demobil gemacht wurde, war für die oberſte Leitung im Rücken des Heeres ſo gut wie nichts vorgeſehen. Der Organismus des Staates, in dem ſeit Friedrichs Tagen alles nur gewöhnt war, einem königlichen Befehl zu folgen, verſagte in dem Augenblicke, wo dieſer Befehl ausblieb. Wäre die Nation nach der Schlacht zu einem entſchloſſenen Widerſtande aufgefordert, die Armee in einer geſicherten, weiter zurückliegenden Linie geſammelt worden, ſo würde weder Magdeburg noch Stettin ſchimpflich kapituliert haben, ſofern ihre Verteidigungsausrüſtung ihren Aufgaben entſprach. Es iſt nicht die verlorne Schlacht, an der der Staat zugrunde ging, ſondern die Kopfloſigkeit nach der Niederlage. Schlachten haben alle Nationen, auch die kriegeriſchſten verloren, aber ſie haben darum noch nicht ſich ſelbſt aufgegeben.

Die Haltung Frankreichs nach der Schlacht bei Sedan iſt es namentlich geweſen, die uns Deutſchen den Vergleich mit 1806 beſonders nahe gelegt hat. Die Kataſtrophe von Sedan war nach ſo vielen vorausgegangnen Niederlagen zerſchmetternder als die von Jena, nicht allein in dem Umfang der Verluſte, ſondern auch in Anbetracht der Tatſache, daß das Staatsoberhaupt mit dem geſamten Heere in Kriegsgefangenſchaft geraten war. Es bleibt Gambettas unſterbliches Verdienſt, nach dem militäriſchen Zuſammenbruch von Sedan alle Kräfte der franzöſiſchen Nation zu einem Widerſtande zuſammengefaßt zu haben, der nachhaltiger und für den Sieger opferreicher war als der Widerſtand, den das Kaiſerreich zu leiſten vermocht hatte. Daß es in Preußen in den Jahren 1806 und 1807 an Männern nicht fehlte, die zunächſt in kleinern Verhältniſſen dasſelbe zu leiſten vermochten, haben Gneiſenau, Nettelbeck und Schill bei der Verteidigung von Kolberg, der alte Courbière in Graudenz, Graf Götzen in der Grafſchaft Glatz bewieſen, ſobald ſie von der Möglichkeit eines königlichen Befehls abgeſchnitten, auf ſich ſelbſt, ihren Mannesmut und ihre Pflichttreue angewieſen waren. Was dort im kleinen geſchah, wäre im großen in

Digitized by Google

den Marken, in Pommern und in Oſtpreußen möglich geweſen, wenn unmittelbar nach der Schlacht ein entſchloſſener Organiſator des Widerſtandes, mit diktatoriſcher Gewalt bekleidet, an die Spitze des Staates getreten wäre. Aber die Überraſchung über das für unglaublich gehaltne Ereignis war ſo groß und ſo allgemein, daß niemand daran dachte, die im Staate noch reichlich vorhandnen Kräfte aufzubieten oder dafür zu ſorgen, daß ſie wenigſtens an der Oder einen Konzentrationspunkt fanden. Bevor man ſich von der Überraſchung erholt hatte, waren die raſtlos nachſtürmenden Sieger zur Stelle. Auch auf franzöſiſcher Seite hatte wohl niemand daran geglaubt, daß ein einziger Schlachttag genügen würde, die Monarchie Friedrichs des Großen ſo vollſtändig zu Boden zu ſchmettern, das Heer ſo gründlich zu zertrümmern, das bis dahin auch bei dem nunmehr ſiegreichen Feinde in hoher Achtung geſtanden und als der gefährlichſte Gegner gegolten hatte. Die Kräfte, die im preußiſchen Volke ſchlummerten, waren im Frühling 1813 keine andern, als wie ſie 1806 und 1807 auch vorhanden waren. Im Gegenteil. Im Frühling 1813 konnte nur mit einem unendlich verkleinerten, vom Feinde vollſtändig ausgeſognen, kaum noch leiſtungsfähigen Staatsgebiet gerechnet werden, das zum Teil noch von franzöſiſchen Heeren beſetzt und nach jeder Richtung hin aufs äußerſte erſchöpft war; dem nur ein Heer von 42000 Mann zu Gebote ſtand, das man künſtlich und ohne Aufſehen verſtärken mußte, um den König und das Land nicht neuen franzöſiſchen Gewalttaten auszuſetzen. Vergegenwärtigt man ſich die Leiſtungen des kleinen Preußens im Frühling 1813 unter dem Druck franzöſiſcher Behörden und Garniſonen, ſo wird man auf die Frage, weshalb ſich das mindeſtens doppelt ſo große Preußen vom Herbſt 1806 nicht zu einer ähnlichen Leiſtung aufraffte, immer nur die Antwort finden: weil die Führung fehlte, und weil man die Folgen der ungewohnten Niederlage nur durch Kopfloſigkeit zu einem Umfange anwachſen ließ, der durch die taktiſche Entſcheidung von Jena und Auerſtedt an ſich keineswegs geboten war.

Um wieviel höher Napoleon die geſchlagnen Preußen einſchätzte als dieſe ſich ſelbſt, beweiſt der Umſtand, daß obwohl er im Tilſiter Frieden das Land faſt bis zur völligen Ohnmacht reduziert und wehrlos gemacht hatte, obwohl er von dem Könige perſönlich einen ſehr geringen, wenn auch unrichtigen Eindruck empfangen hatte, er dennoch nie aufgehört hat, Preußen als ſeinen gefährlichſten Feind anzuſehen. Sein Sinnen iſt bis zum Jahre 1811 darauf gerichtet geweſen, dieſen Staat zu vernichten. Die Ahnung, daß von dieſem zerſtückelten Preußen aus die Axt an die Wurzeln ſeiner Macht gelegt werden, daß ſich jenſeits der Oder die Nemeſis zum vernichtenden Schlage erheben würde, hat ihn nie verlaſſen. Ségur erzählt, daß im Frühſommer 1812, auf dem Zuge nach Rußland, dem Kaiſer und ſeiner Umgebung in den preußiſchen Dörfern die Zahl der jungen Leute aufgefallen ſei, die in ſoldatiſcher Haltung ihn und ſein ſtattliches Gefolge vorüberziehen ſahen, ernſt, ſchweigend und ohne Begrüßung. Es waren die mit Hilfe des Scharnhorſtſchen Krümperſyſtems

ausgebildeten Mannſchaften, die ein Jahr ſpäter auf den Ruf des Königs zu den Fahnen eilten, die künftigen Sieger von Lützen bis Belle-Alliance. Auf der Parade zu Inſterburg im Juni 1812 machte das dort verſammelte preußiſche Hilfskorps auf ihn einen ſichtbaren Eindruck. Seinem prüfenden Auge entging die ſtolze Haltung dieſer ſechs Jahre zuvor von ihm geſchlagnen Truppen nicht. Während die Rheinbündler und die Polen ihn beim Abreiten der Fronten mit Vive l'empereur begrüßten, ſtanden die Preußen ſchweigend unter präſentiertem Gewehr. Die Geſchichte des Feldzuges von 1812 iſt ſchon in der Aufmarſchbewegung vor der Überſchreitung des Niemen nicht ohne Züge mühſam zurückgehaltner Erbitterung in den Reihen der preußiſchen Truppen, von dem Augenblick an, wo York die Führung übernahm, prägte ſie ſich auch an dieſer oberſten Kommandoſtelle deutlich genug aus.

Die Lage Preußens in den Jahren 1805 und 1806 iſt Gegenſtand vieler wertvoller geſchichtlicher Darſtellungen geworden. Seitdem Ranke im Jahre 1877 die Denkwürdigkeiten Hardenbergs herausgegeben hatte, wandte ſich das öffentliche Intereſſe, noch unter den warmen Eindrücken des ſo glorreich beendeten Krieges, mit erhöhter Aufmerkſamkeit der Erforſchung des Feldzuges von 1806 und der Urſache der Niederlage zu. Das Intereſſe belebte ſich, authentiſch feſtgeſtellt zu ſehen, ob die Verwaltung, ob das Heer die Hauptſchuld an dem großen Zuſammenbruch getragen habe, und wer die Perſönlichkeiten geweſen ſeien, denen an erſter Stelle die Verantwortlichkeit dafür zufiel. Aus dieſem Erforſchungseifer heraus iſt unter anderm auch Hermann Hüffers Buch „Die Kabinetsregierung in Preußen und Johann Wilhelm Lombard“ (Leipzig, Duncker und Humblot) hervorgegangen, das auf die Verhältniſſe in Preußen während der Jahre 1797 bis 1810 in vieler Beziehung ein bezeichnendes Licht wirft und eigentlich jeden Zweifel daran beſeitigt, daß es im weſentlichen das Syſtem der Kabinetsregierung geweſen iſt, dem nicht erſt bei Jena, ſondern ſchon lange vor der Schlacht und jedenfalls nach ihr — der preußiſche Staat erlag. Wir beſitzen in dem genannten Buche unter anderm eine ſehr wertvolle Denkſchrift des Kabinetsrats Mencken, des Großvaters Bismarcks mütterlicherſeits, der unterm 11. Oktober 1797 dem Generaladjutanten von Köckritz eine eingehende Schilderung des Kabinetsdienſtes unter Friedrich dem Großen gibt und daran Ratſchläge knüpft, wie dieſer Kabinetsdienſt künftig praktiſch einzurichten ſei, auch eine für Friedrich Wilhelm den Dritten noch als Kronprinzen bearbeitete Denkſchrift über die Führung der Geſchäfte im Kabinet von einem ungenannten Verfaſſer iſt bemerkenswert. Ebenſo hat ſich General von Rüchel im Jahre 1797 in einer Denkſchrift zu demſelben Gegenſtande geäußert. Friedrich Wilhelm der Dritte zog nach ſeiner Thronbeſteigung die Summe dieſer Ratſchläge und richtete ſich auf dieſe Kabinetsregierung ein, die vor allen Dingen an dem Kardinalfehler litt, daß ſie einen die geſamten Verhältniſſe des Staates leitend und führend mit voller Schaffenskraft überſchauenden Monarchen zur Vorausſetzung hatte. Mencken ſagt in ſeiner Denkſchrift von Friedrich dem

Digitized by Google

Großen: „Die Geſichtspunkte der Staatsleitung lagen ausſchließlich im Kopfe des Königs; die Staatsdiener mußten ſie erraten und rieten oftmals falſch. Manche Individuen litten ungerecht und andre wußten durch irrige Vorſtellungen Begünſtigungen ſich zu verſchaffen. Ja, es konnte ſogar einer der zu bloßen Schreibmaſchinen gebildeten Kabinetsſekretäre durch Zuſammenſtellung der Geſchäfte, durch Aufmerkſamkeit auf die Laune des Tages und andres, den Willen des Königs beſchleichen. Die Bildung ſelbſtdenkender Geſchäfts- und Staatsdiener, die den Departements als wahre Chefs hätten vorſtehen können, und deren eine jede gut organiſierte Regierung bedarf, wurde gänzlich verhindert. Die Miniſter und Präſidenten ſollten bloß handeln und ausführen, und ſelbſt in der Ausführungsart ließ er ihnen ſelten die Hände frei. Sobald daher der Kopf fehlte, der für ſie gedacht hatte, und ſie ſelbſt die Geſchäfte ihres Departements in großen Überſichten faſſen und leiten ſollten, da fand ſich, freimütig geſprochen, im Grunde kein einziger, der ſeinen Pflichten gewachſen geweſen wäre.“ Mencken ſagt weiter, die Schäden dieſer Geſchäftsführung zeigten ſich ſchon in den letzten Jahren des Königs ſelber, beſonders in den entferntern Provinzen, wohin ſein Auge nicht mehr allerwärts durchdringen konnte. „Seine Grundſätze reichten für die ſich mehrenden Komplikationen der Staatsmaſchine nicht mehr hin, zum Teil waren ſie auch für den Geiſt der Zeit und der Menſchen, die ſich bereits merklich zu verändern anfingen, zu alt und zu rauh. In ſeinem Alter wären keine Abänderungen ſeines Syſtems von ihm zu erwarten geweſen, aber es iſt nicht zu zweifeln, daß wenn er in dieſem Augenblick in ſeiner vollen Jugendkraft auf dem Throne ſäße, er es ſelbſt unmöglich finden würde, den Staat, ſo wie er jetzt exiſtiert, nach ſeiner vorigen Art zu regieren und in ſeinem noch ſo einzigen Kopfe wiederum das Ganze und das Detail allein zu konzentrieren.“ Alle dieſe Vorſchläge von Mencken, Rüchel u. a. gipfeln darin, daß ſie dem jungen König einen Kabinetsdienſt organiſieren, der durch reglementariſch geordnete Formen den König ſelbſt bindet, gewiſſermaßen eine äußere Ordnung ſchafft, aber damit auch den König weit mehr von den Kabinetsräten abhängig macht, die nicht mehr wie zur Zeit Friedrichs des Großen nur ſeine Werkzeuge — um Menckens faſt modernen Ausdruck zu gebrauchen: ſeine Schreibmaſchinen — ſind, ſondern einen direkten Einfluß auf die Bearbeitung der Geſchäfte und auf die königlichen Entſchließungen üben. Vom 3. März 1798 datierte noch ein Vorſchlag des Kabinetsminiſters Grafen von Haugwitz, der dem König empfiehlt, einen eignen Kabinetsrat für die auswärtigen Angelegenheiten anzuſtellen und Lombard mit dieſem Poſten zu betrauen. Auf Lombard ruhte dann auch in der Tat ein nicht geringer Anteil an der verhängnisvollen auswärtigen Politik der Jahre 1804 bis 1806. Preußen hatte ſich durch Napoleon hinhalten und täuſchen laſſen, namentlich im Jahre 1805, wo ein gemeinſames Vorgehn mit Öſterreich und Rußland von großer Bedeutung hätte werden können. Als man ſich 1806 gezwungen ſah, zu den Waffen zu greifen, nachdem es Napoleon an der Zeit hielt, die Maske abzuwerfen, war es für eine erfolgreiche Entſcheidung zu ſpät. Vergeblich hat Hardenberg wiederholt in mündlichen Erörterungen den König

Digitized by Google

auf die Gefährlichkeit dieſer Art von Regierung aufmerkſam gemacht, der König hörte ihn gütig an, ließ aber alles beim alten. Eine im April 1806 von Stein verfaßte Denkſchrift: „Darſtellung der fehlerhaften Organiſation des Kabinets und der Notwendigkeit der Bildung einer Miniſterialkonferenz“ wurde wegen der Derbheit der Sprache dem Könige nicht übergeben, ſondern der Königin zugeſtellt, iſt aber, wie Hüffer annimmt, niemals vor die Augen des Königs gelangt.

Eine Denkſchrift ähnlichen Inhalts las am 15. Auguſt 1806 — nach der befohlnen Mobilmachung — General Rüchel, einer der angeſehenſten Offiziere des Heeres, als Verfaſſer dem Könige ſelbſt vor. Auch ihm gegenüber beſchränkte ſich der König auf höfliche Antworten; des Königs Schwager, der Prinz von Oranien, der Herzog von Braunſchweig-Oels hatten mit ähnlichen Schritten keinen andern Erfolg. Lombard rechtfertigte ſich und Haugwitz, vom Könige ſelbſt von dieſen Schritten in Kenntnis geſetzt, durch eine ausführliche Apologie. Jetzt ſchickten ſich die um das Schickſal des Staates beſorgten Perſönlichkeiten an, nachdem die Vorſtellungen der Einzelnen nichts gefruchtet hatten, einen ſchon im Juli von der Königin empfohlnen gemeinſamen Schritt zu tun. Es klingt heute faſt unglaublich, daß ſich Hardenberg, Stein, die Prinzen, Rüchel u. a. zu einer Denkſchrift an den König vereinigten, in der die ſofortige Entlaſſung von Haugwitz und Lombard verlangt und die ganze Kabinetsregierung zum Gegenſtand einer ſehr ſcharfen Kritik gemacht wurde. Die Prinzen hatten ſich an Johannes von Müller gewandt, der ihrer Denkſchrift ſeine Feder lieh. Hüffer ſagt von ſeiner Arbeit, ſie war eine Denkſchrift, die von jeher als Markſtein für die Geſchichte der Zeit und insbeſondre des preußiſchen Staatsweſens gegolten hat. „Die ganze Armee, das ganze Publikum und auch die beſtgeſinnten auswärtigen Höfe betrachten mit äußerſtem Mißtrauen das Kabinet Eurer Majeſtät, wie es gegenwärtig organiſiert iſt. Dies Kabinet, welches nach und nach zwiſchen Eurer Majeſtät und das Miniſterium ſich ſo eingedrungen hat, daß jeder Mann weiß, es geſchehe alles durch die drei oder vier Männer, hat beſonders in Staatsſachen alles Zutrauen längſt eingebüßt. Aller der freche Mißbrauch, welchen Bonaparte von der Friedensliebe Eurer Majeſtät gemacht hat, wird ihnen zugeſchrieben. Die öffentliche Stimme redet von Beſtechung. Dies wollen wir ununterſucht laſſen, denn auch Vorurteile und andre perſönliche Neigungen und Verhältniſſe können zu ebenſo ſchlechten Handlungen verleiten wie das Geld. Genug, die allgemeine und auf notoriſchen Tatſachen gegründete Überzeugung iſt, daß es mit Bonaparte auf alle Weiſe kolludiert und entweder den Frieden durch die ſchändlichſte Nachgiebigkeit erkaufen oder im Kriege äußerſt ſchwache Maßregeln ergreifen, oder wenn Eure Majeſtät kräftige vorſchreiben, und ehrenvolle Generale ſie auch herzhaft ausführen wollen, dieſelben lähmen, wo nicht verraten, und hierdurch über Eure Majeſtät, über dero ganzes Haus und getreue Untertanen das äußerſte Unglück bringen wird.“ Die Denkſchrift ſchließt mit dem Ausdruck der Zuverſicht, daß ſich da nur durch die Entfernung des Grafen Haugwitz und der beiden Kabinetsräte Beyme und Lombard Zutrauen, Feſtigkeit und Ruhe für die Gemüter und eine gegründete Hoffnung des guten Ausgangs der Sachen erreichen laſſe,

Digitized by Google

der König die bezeichneten Perſönlichkeiten entlaſſen werde. Die Denkſchrift, unterzeichnet von vier preußiſchen Prinzen, dem Prinzen von Oranien, des Königs Schwager, dem General von Rüchel, dem Staatsminiſter von Stein und dem Generalmajor Phull, datiert vom 25. und 31. Auguſt, iſt durch den Adjutanten Rüchels, den Hauptmann von Kleiſt, dem Könige am 2. September zu Charlottenburg in einem Augenblick überreicht worden, in dem er ſich in den Gemächern der Königin befand, auf deren Unterſtützung gerechnet worden war. Aber erſchreckt vor dem Zorn ihres Gemahls leiſtet die Königin dieſe Unterſtützung nicht. Der Augenblick war freilich auch ſchlecht gewählt. Am 9. Auguſt war die Mobilmachung ausgeſprochen worden, vierzig Kuriere hatten die Befehle in die Provinzen getragen, man befand ſich faſt am Vorabend des Krieges. „Nichts war dem Könige ſo widerwärtig, ſchreibt Hüffer, als ein offner Eingriff in ſeine freie Willensbeſtimmung und ein Benehmen, das nur entfernt der ihm ſchuldigen Ehrfurcht zu ermangeln ſchien. Selbſt in dem Verhalten Napoleons hatte er am bitterſten die Nichtachtung ſeiner perſönlichen Würde empfunden.“ Man kann danach ermeſſen, wie der König dieſen in Preußen ganz unerhörten Schritt auffaßte, der in ſeinen Augen ſicherlich noch dadurch erſchwert wurde, daß nicht einer der Prinzen perſönlich das Schriftſtück überreicht hatte, ſondern ein Adjutant Rüchels damit beauftragt worden war. Rüchel erhielt einen ſcharfen Verweis, den Prinzen, ſeinen Brüdern, gab der König unverhohlen ſein Mißfallen zu erkennen, und er verbat ſich ein für allemal Zuſchriften dieſer Art. Der Herzog von Braunſchweig-Oels und der Prinz von Oranien erhielten kalt abweiſende Antworten, dem Miniſter vom Stein mußte General Phull die Unzufriedenheit des Königs ausſprechen. Die Prinzen, die eine Stellung bei der Armee bekleideten, erhielten Befehl, ſich ſofort auf ihre Poſten zu begeben, dem Prinzen Louis Ferdinand wurde nicht einmal geſtattet, ſich vom König oder der Königin perſönlich zu verabſchieden, als er am 5. September Berlin verließ.

Der König ſelbſt reiſte am Abend des 20. September zur Armee ab, nachdem drei Tage zuvor der Krieg feſt beſchloſſen worden war. In die Zwiſchenzeit fällt noch ein Briefwechſel mit dem Kaiſer Alexander von Rußland, der im Fortgange der ſeit Monaten ſchwebenden Verhandlungen den König zum Kriege ermuntert hatte. Der König erwidert am 6. September, er werde ſich durch keinen Verſuch Napoleons einſchläfern laſſen, ſondern auf der Verbindung der norddeutſchen Fürſten gegenüber dem Rheinbunde und dem Rückzug der franzöſiſchen Truppen aus Süddeutſchland beſtehn. Da Napoleon vorausſichtlich auf dieſe Bedingungen nicht eingehn werde, ſo ſei der Krieg gewiß; ein beſondrer Geſandter werde unverzüglich über die von Preußen gewünſchten Maßnahmen in Petersburg das Nähere mitteilen. Aber der Oberſt von Kruſemark, der dieſe Sendung übernehmen ſollte, trat erſt am 18. September die Reiſe an, um ein Hilfsheer von 60000 Mann zu verlangen. Fünf Wochen nach der preußiſchen Mobilmachung! Es kann nicht wundernehmen, daß dieſe auffällige Rückſtändigkeit in der diplomatiſchen Vorbereitung des Krieges nicht nur die ein-

Digitized by Google

geweihten Perſönlichkeiten, ſondern darüber hinaus weitere Kreiſe mit tiefem Mißtrauen und nur allzu berechtigter Beſorgnis erfüllte. Lombard, der dem König in das Hauptquartier nach Naumburg gefolgt war, empfing den Auftrag, den Abſagebrief an Napoleon und das Kriegsmanifeſt zu verfaſſen. Das Schreiben, das Lombard für den König entwarf, war allerdings weder dem Zweck noch der Lage entſprechend, eine Miſchung von Vorwürfen, Bewunderung, ja Zärtlichkeit. Hüffer ſagt dazu: „ein verratner Freund, eine verlaſſene Geliebte könnten in ſolchem Tone dem Ungetreuen ſchreiben. Beinahe alles iſt wahr, manches ſchön und treffend im Ausdruck, aber es klingt ſonderbar im Munde eines Fürſten und paßt am wenigſten für den, an den es gerichtet war.“ Napoleon hat ſpäter über das Schreiben geſpottet, in Briefen an Talleyrand, an die Rheinbundfürſten und ſogar in einem Bulletin nannte er es ein ſchlechtes Pamphlet, zwanzig Seiten lang, eine Rhapſodie, aus engliſchen Zeitungen abgeſchrieben, er habe es nicht einmal ganz geleſen. Das auffallendſte iſt, daß es gar keine Forderung ausſpricht, ſondern in ſeiner Schilderung von Gefühlen und in der Bewunderung Napoleons ſeinen Abſchluß findet. Es iſt nicht ein Abſagebrief, unmittelbar vor Beginn einer welterſchütternden Fehde geſchrieben, ſondern eine ausgeſtreckte Hand, die da erwartet, daß der andre Teil ſie noch ergreifen werde. Gentz, der auf Einladung von Haugwitz am 3. Oktober aus Wien im Hauptquartier Naumburg eingetroffen war, um auf deſſen Wunſch die preußiſche Politik mit ſeiner Feder zu unterſtützen, ſollte mit Lombard das von dieſem in franzöſiſcher Sprache abgefaßte Kriegsmanifeſt durchgehn und es ins Deutſche übertragen. Das Manifeſt ſuchte durch eine Reihe von Beiſpielen zu beweiſen, daß die franzöſiſche Politik ſeit fünfzehn Jahren eine Geißel der Menſchheit geweſen, und kam zu dem Schluß, daß der König nach langen Geduldsproben nicht ferner zögern dürfe, die Waffen zu ergreifen, um ſeine Monarchie vor dem ſie bedrohenden Schickſal zu bewahren und das unglückliche Deutſchland von dem Joch, unter dem es erliege, zu befreien. Ungemein charakteriſtiſch für die Handhabung der Regierungsgeſchäfte iſt es, daß wenigſtens nach den Mitteilungen von Gentz, ein ſo wichtiges und verantwortungsreiches Schriftſtück ganz allein von Lombard und Gentz bearbeitet wurde. Gentz ſchreibt wörtlich: „Weder der König noch Graf Haugwitz noch ſonſt jemand wurde dabei irgendwie zu Rate gezogen, denn das Manifeſt blieb gerade ſo, wie es aus unſern Händen hervorgegangen war, und der König hat es nicht einmal wiedergeſehen, bevor es gedruckt und veröffentlicht wurde.“ Die Beratung war Abends neun Uhr beendet, Gentz verwandte die ganze Nacht darauf, es ins Deutſche zu übertragen. Am 8. Oktober wurde es in Weimar gedruckt, und vom 10. Oktober ab gelangte es an die Öffentlichkeit.

Großherzog Friedrich von Baden in Verſailles

4

Mit der Unterzeichnung der Verträge und ihrer Vorlage an den Reichstag des Norddeutſchen Bundes waren die politiſchen Kämpfe um Deutſchlands Einigung im weſentlichen beendet. Die Möglichkeit blieb ja nicht ausgeſchloſſen, daß ſie im Norddeutſchen Reichstage und im bayriſchen Landtage noch zu Schwierigkeiten führen konnten, aber was an der Entſcheidung noch fehlte, durfte getroſt der Schwerkraft der nationalen Entwicklung überlaſſen bleiben. Weſentlich mit aus dieſem Grunde hatte der Bundeskanzler darauf gehalten, daß aus der Verfaſſungsfrage alles ausgeſchieden würde, was die Schwierigkeiten zu vermehren irgend geeignet war. Dahin gehörte die Oberhausfrage, die hier noch einmal flüchtig berührt werden möge. Schon bei der Verfaſſungsvorlage von 1866 hatten ſich gerade die Fürſten, die für die Führung Deutſchlands durch Preußen eintraten und zu Opfern bereit waren, für die Oberhausfrage erwärmt. Als ſich jetzt die Gelegenheit zu bieten ſchien, das damals nichterreichte nachzuholen, traten dieſe Wünſche an den Bundeskanzler in Denkſchriften und Anträgen heran. Am ausführlichſten iſt wohl, mit einem genau detaillierten Vorſchlage, eine oldenburgiſche Denkſchrift, deren genauere Prüfung aber auch heute noch von der Unausführbarkeit überzeugen muß. Der Grundgedanke, durch ein Oberhaus ein Gegengewicht gegen das allgemeine Stimmrecht zu ſchaffen, den fürſtlichen Häuſern und den Einzelſtaaten einen größern Einfluß zu ſichern, war an ſich nicht von der Hand zu weiſen, aber man geriet damit auf ein Gebiet doktrinärer Erwägung. Der Kronprinz wollte „einen freiſinnigen Ausbau der Bundesverfaſſung", die doch durch ihr Einkammerſyſtem mit dem allgemeinen Stimmrecht wohl ziemlich die demokratiſchſte in Europa iſt, zugleich aber wollte er durch ein Oberhaus die Wirkungen des allgemeinen Stimmrechts, alſo des freiſinnigſten Grundzuges dieſer Verfaſſung, abgeſchwächt wiſſen. Bismarck iſt damals wohl mit Recht der Meinung geweſen, daß ein Oberhaus, wie es ſich dieſe fürſtlichen Herren in Geſtalt der alten Reichstage dachten, nicht nur mit den neuen Inſtitutionen unvereinbar ſein werde, ſondern überdies ſehr leicht ein Mittelpunkt für Intriguen und Erſchwerungen aller Art werden könnte, die dem Ausbau des Reiches wenig förderlich wären. Worauf es in der weitern Entwicklung der Reichsverfaſſung zunächſt ankam, war dem allgemeinen Stimmrecht gegenüber nicht die Verſtärkung des einzelſtaatlichen Einfluſſes als eines

Digitized by Google

künftigen diſſentierenden Elements, ſondern die Feſtigung der monarchiſchen Gewalt, der kaiſerlichen Macht. König Wilhelm hat, das iſt zwar beſtritten worden, iſt aber dennoch authentiſch, in dem Kaiſertitel urſprünglich nur „den Charakter-major" geſehen, das heißt eine Form ohne Inhalt, unter Verringerung der preußiſchen Königsmacht. Nicht die Kaiſerwürde an ſich war es, der er widerſtrebte, ſondern die geringe Machtfülle, die ihm die Verfaſſung zu bieten ſchien. Er glaubte, nach ſo glorreichen Erfolgen als König von Preußen ſtark und mächtig genug zu ſein, ſich und ſeinen Staat an der Spitze Deutſchlands zu behaupten, und war deshalb wenig geneigt, eine Minderung von königlicher Macht gegen äußere Formen einzutauſchen. Er hielt von jeher mehr auf das Weſen der Dinge als auf ihren Schein. Bismarck dagegen und ebenſo der Großherzog von Baden waren überzeugt, daß in dem kaiſerlichen Titel, allerdings je nach der Perſönlichkeit ſeines Trägers, eine außerordentliche Entwicklungsfähigkeit enthalten ſei, und daß gerade König Wilhelm bei ſeinen Herrſchereigenſchaften und bei der allgemeinen großen Verehrung, die Deutſchland ihm zollte, wie kein andrer Fürſt berufen ſein würde, dieſem Kaiſertitel Inhalt und Gepräge zu geben.

Es iſt ein nicht genug zu preiſendes Glück in der Geſchichte jener großen Zeit, daß der Staatsmann, der berufen war, die Geſchicke Deutſchlands zu formen und der neuen Verfaſſung ihr höchſtes Kleinod einzufügen, in dieſen letzten Anſchauungen durchweg mit dem Fürſten einverſtanden war, der dieſen Ausgang ſeit langen Jahren im Herzen trug und, opferbereit wie kein zweiter, für ſeine Verwirklichung unausgeſetzt tätig geweſen iſt. Gewiß waren eine Zeit lang die Wege des ſüddeutſchen Fürſten und des preußiſchen Miniſters weit auseinandergegangen, auseinandergegangen deshalb, weil der Großherzog die Verwirklichung des Reichsgedankens durch ein liberales, Deutſchland moraliſch eroberndes Preußen wünſchte, während Bismarck die Bedingung der Führung Deutſchlands durch Preußen in einem ſtarken preußiſchen Königtum ſah, deſſen Machtfülle nicht durch parlamentariſche Majoritäten beeinträchtigt werden durfte, weil deren Parteizwecke nur geeignet waren, den preußiſchen Staat von ſeinen großen Zielen abzulenken. Nach 1866 ſind beide Männer aber wohl ſchließlich doch in dem Gedanken übereinſtimmend geweſen, daß die Vollendung der deutſchen Einheit das Werk einer kriegeriſchen Auseinanderſetzung mit Frankreich ſein werde. Der Großherzog arbeitete unabläſſig darauf hin, daß Baden im gegebnen Augenblick ſeinem Anteil an dieſer Aufgabe gewachſen ſein möge. Deshalb wünſchte er ſein Land in das Gefüge des Nordbundes einzugliedern. Er wollte der Iſolierung und der Zwangslage von 1866 nicht zum zweitenmal ausgeſetzt ſein. Bismarck dagegen erachtete es für das Gebot einer weiſen Politik, Frankreich nicht vorzeitig den Anlaß zu einem Kriege zu geben, namentlich nicht, bevor die Militärverfaſſung des Nordbundes ihre Früchte zeitigen könne, aber er hielt zugleich darauf, ſich das Geſetz der bewaffneten Entſcheidung nicht von Frankreich vorſchreiben zu laſſen. Deshalb konnte und

wollte er im Juli 1870 vor einer franzöſiſchen Drohung nicht zurückweichen, ſondern hielt daran feſt, daß ſobald Frankreich herausfordernd mit dem Kriege drohe, Deutſchland ihn führen müſſe. Vom Tage des Kriegsausbruchs an waren daher neben den militäriſchen Zielen auch die politiſchen feſt ins Auge gefaßt worden, wenngleich es dem Kanzler auch da noch als ein Gebot der Klugheit erſchien, zunächſt durchgreiſende militäriſche Entſcheidungen abzuwarten, bevor er ſich den nationalen Zielen öffentlich zuwandte. In Konſequenz dieſes Gedankens wollte er die Reichsoberhauptfrage nicht von Preußen aus, ſondern möglichſt von dem größten ſüddeutſchen Staat angeregt wiſſen, ſowohl um den Anſchein nicht aufkommen zu laſſen, als ob der Krieg nur im Intereſſe der Erhöhung Preußens geführt worden ſei, als auch um dem künftigen Reichsoberhaupte, das doch nicht „das Präſidium“ bleiben konnte, die breiteſte Grundlage der Popularität und des unbedingten freiwilligen Einverſtändniſſes aller deutſchen Fürſten zu ſichern. Deshalb wünſchte er in dieſer Frage eine fürſtliche Initiative Bayerns, die Preußen nicht nehmen konnte, und für die er nicht einmal direkte Hinweiſe geben mochte. Der Großherzog wiederum ſah es als ſein Recht und ſeine Pflicht an, ſelber eine Initiative zu ergreifen, die er bei Bayern nur ſchwer vorauszuſetzen vermochte, aber ſein Eintreten für die Herſtellung der Kaiſerwürde iſt dennoch auch in München nicht ohne Erfolg und für die Entſchließungen des Königs Ludwig weſentlich mitbeſtimmend geweſen.

Aus der Geſchichte der Verſailler Verhandlungen wiſſen wir, daß die bayriſchen Unterhändler von Anfang an damit rechneten, das Anerbieten der Kaiſerwürde als einen Preis für bayriſche Vorzugsrechte zu verwerten. Bei der Abreiſe von München waren ſie aber doch wohl nicht vorbereitet geweſen, in Verſailles und im geſamten Feldlager einer ſo ausgeſprochnen „Kaiſer“-ſtimmung zu begegnen. Sie trat dem Grafen Bray auch in der erſten Unterredung mit Bismarck entgegen. Schon am Tage nach ſeiner Ankunft in Verſailles konnte er über ſeine erſte Unterredung mit dem Bundeskanzler nach München berichten: „Aus Graf Bismarcks Äußerungen geht deutlich hervor, daß die Abſicht, dem neuen Bunde den Namen Reich, deſſen Präſidenten den Namen Kaiſer zu geben, hier mit entſchiedner Vorliebe behandelt wird.“ Bray ſchließt daraus ſowie aus dem weitern Hinweiſe Bismarcks auf eine wünſchenswerte Initiative der Fürſten, an ihrer Spitze der König von Bayern, daß Preußen vieles konzedieren werde, wenn ihm in dieſem Punkte entſprochen werde. Hier liege der Schwerpunkt der Situation, und damit ſei der Preis bezeichnet, um den Konzeſſionen reellerer Art erlangt werden könnten. Graf Bray darf ſomit das Verdienſt für ſich in Anſpruch nehmen, Kaiſer und Reich zum Gegenſtande des Handelns und Bietens für bayriſche Vorzugsrechte gemacht zu haben. Über die Bereitwilligkeit Preußens, berechtigten bayriſchen Wünſchen entgegenzukommen, wird er ja ohnehin nicht im Zweifel geweſen ſein. Aber das Verhalten der bayriſchen Bevollmächtigten war anfänglich ein ſolches, daß Bismarck und Delbrück, wie wir geſehen haben, es vorzogen, zunächſt die

Verhandlungen mit den andern ſüddeutſchen Staaten zum Abſchluß zu bringen, und daß der Kronprinz den wackern General von Hartmann, Kommandierenden des zweiten bayriſchen Armeekorps vor Paris, veranlaßte, die Miniſter zu ſich einzuladen, „um ihnen den Kopf zurechtzuſetzen“. Graf Bray und der Kriegsminiſter von Pranckh mögen ſich dort allerdings überzeugt haben, daß die Stimmung der bayriſchen Truppen „gut kaiſerlich“ war, wie ſich das ſchon am 19. September auf der genommnen Höhe von Clamart, bei der Zernierung von Paris, bekundet hatte. Auch Prinz Luitpold von Bayern, der jetzige Regent, ſcheint ſich frühzeitig darüber klar geweſen zu ſein, daß der Krone Bayern die Anregung zur Kaiſerwürde zu geben zukomme. Wie Keudell in ſeinem Buche „Fürſt und Fürſtin Bismarck“ berichtet (S. 463), beſuchte der Adjutant des Prinzen, Hauptmann Graf Berchem (ſpäter bis 1890 Unterſtaatsſekretär im Auswärtigen Amt des Reiches), ihn am 13. Oktober und legte ihm vertraulich die Frage vor: „ob es nach meiner Auffaſſung der Lage opportun ſein würde, wenn eine Anregung dazu käme, deß das Bundespräſidium den Schmuck der Kaiſerkrone erhielte? Ich erwiderte, der Kanzler habe ſich über eine ſolche Möglichkeit meines Wiſſens nie geäußert, doch ſei ich feſt überzeugt, daß eine bezügliche Anregung ihm höchſt willkommen ſein würde. Der Chef billigte die von mir gegebne Antwort.“

Vergegenwärtige man ſich den Zeitpunkt: vom Tage vor dieſer Frage datiert Bismarcks Schreiben nach Karlsruhe und ſeine Antwort an den Herzog von Koburg, vom Tage nachher ſeine telegraphiſche Einladung nach München, infolge deren die bayriſchen Unterhändler am 20. abreiſten. Es iſt deshalb wohl mit einiger Sicherheit anzunehmen, daß Prinz Luitpold ſpäteſtens am 14. Oktober dem König eine entſprechende Mitteilung über die eingezogne Erkundigung gemacht haben wird, vielleicht lag auch der Frage ſchon eine Weiſung des Königs zugrunde. Die bayriſchen Miniſter konnten mithin ſchon bei ihrer Abreiſe von München als Gewißheit annehmen, daß die Kaiſerfrage nahe daran war, in ein Stadium amtlicher Behandlung zu treten; als ſie in Verſailles eintrafen, konnten ſie ſich alsbald überzeugen, daß ſie dieſes Stadium ſchon erreicht hatte.

Großherzog Friedrich hatte inzwiſchen dieſe ihm ſo am Herzen liegende Angelegenheit ununterbrochen im Auge behalten. Ein Brief des Kronprinzen vom 15. Oktober an die Großherzogin ſprach ſich in dieſer Beziehung zum erſtenmale hoffnungsvoll aus. Er ſehe ſeit einigen Tagen die Dinge als in guter Bahn fahrend an und habe gegründete Urſache anzunehmen (drei Tage nach Bismarcks Brief an den Herzog von Koburg), daß der Bund in Verſailles erſt mit Abgeſandten, dann mit den Fürſten ſelbſt geſchloſſen werde, dem Kaiſer und Reich „auch noch hier“ unmittelbar folgen müſſen. „Bismarck will die endliche Einigung Deutſchlands; ſoweit man überhaupt für ſeine Anſichten aufkommen kann, zweifle ich nicht an ſeiner Aufrichtigkeit hierin. Ebenſo will er die Kaiſerfrage regeln, mithin ſind unſrerſeits keine Schwierigkeiten mehr zu erwarten, um ſo mehr als

Digitized by Google

ich Papa kürzlich auf die unabweisliche Kaiſerfrage angeredet habe, ihm klar machte, daß dieſelbe nicht mehr zu umgehn oder abzuweiſen ſei, aber der preußiſchen Krone dadurch keineswegs zu nahe getreten würde, vielmehr ähnlich wie in Öſterreich Kronen nebeneinander beſtehn könnten. Bismarck hat auch bereits hier ſeinen Vortrag gehalten, und wäre denn ſoweit das Eiſen geſchmiedet. Ich tue mein möglichſtes, um die Augen offen zu halten, und werde nichts unterlaſſen, um endlich dieſe große Frage hier auf franzöſiſchem Boden zu Ende zu führen." Der Herzog von Koburg hat in ſpätern Jahren zu Guſtav Freytag geäußert, daß niemand, auch der Kronprinz nicht, eine rechte Ahnung gehabt habe, wie die Sache (die Wiederherſtellung des Kaiſertums) anzufangen und ins Werk zu richten ſei. Man ſei der Meinung geweſen, die ſich ja nachträglich als falſch herausgeſtellt habe, daß der König ſchwer für die Neuerung zu gewinnen ſein würde, und daß auch der Bundeskanzler ſeine im Jahre 1866 gehegte Anſicht noch kaum geändert haben dürfte.

Die badiſchen Miniſter waren bekanntlich am 20. Oktober nach Verſailles abgereiſt. Am 24. richtete der Großherzog auf Grund des obigen kronprinzlichen Briefes ein längeres Schreiben dorthin an Jolly, worin er ihn erſuchte, ihn recht bald zu benachrichtigen, was Bismarck in betreff der vom Großherzog angeregten Frage der Schaffung von Kaiſer und Reich geſagt habe. Die baldige Löſung der Frage ſei dringend, denn mit dem Eintritt wahrer Friedenshoffnungen würden ſich alle opferwilligen Geſinnungen in berechnende umwandeln. Beſonders ſei das in Bayern zu erwarten. Der Großherzog führte dann auf Grund einer vertraulichen Korreſpondenz aus München weiter aus, es werde vielfach von ihm gewünſcht, den König von Bayern zum Vortritt in der Kaiſerfrage zu bewegen. Er ſei dazu bereit, nur müſſe dem Könige kein Zweifel bleiben, daß wenn der Vortritt von ihm nicht genommen werde, die Proklamierung von den übrigen Fürſten erfolgen ſolle. Selbſtverſtändlich werde er dieſe wichtige Frage gern mit Unterſtützung Bismarcks betreiben, aber auch ohne ſolche ſei er feſt entſchloſſen, die Kaiſerfrage, die er als conditio sine qua non eines vernünftigen Zuſtandes in Deutſchland betrachte, bei den andern Herren Kollegen zur Anregung zu bringen. In dieſem Sinne habe er einen Brief an den König von Bayern entworfen und werde, falls er keine Nachricht erhalte, ihn in einiger Zeit abgehn laſſen.

Jolly fand den Bundeskanzler ſehr bereit, auf den Vorſchlag des Großherzogs einzugehn. Bismarck ſprach ſich bei dieſer Gelegenheit mit Entſchiedenheit für die Kaiſeridee aus und erklärte ein perſönliches Schreiben des Großherzogs an den König für zeitlich richtig, es möge in der Form einer Anfrage gehalten ſein, ob König Ludwig für die von andern Fürſten beabſichtigte Erneuerung der Kaiſerwürde die Initiative ergreifen wolle. Das Ergebnis der mancherlei Erwägungen und Sondierungen, die infolge dieſer Mitteilungen ſtattfanden, war dann die ſchon berichtete Entſendung des Staatsrats Gelzer mit einem eigenhändigen Schreiben des Großherzogs an den König. Es war darin

Digitized by Google

mit den wärmſten Worten und mit aller Anerkennung der Stellung des Königs unter den Fürſten Deutſchlands darauf hingewieſen, daß er berufen ſei, an ihre Spitze zu treten, um den König von Preußen zur Annahme der deutſchen Kaiſerkrone aufzufordern, wenn, wie zu erwarten ſei, das Reich durch den Hinzutritt der Südſtaaten zum Nordbunde gebildet ſein werde. Staatsrat Gelzer habe den Auftrag, die Gedanken des Großherzogs über die wichtige Frage offen und vertrauensvoll, wenn es der König geſtatte, vorzutragen. Der König, der ſich beim Eintreffen Gelzers in München am 15. November in Hohenſchwangau befand, dankte dem Großherzog eigenhändig, ließ aber Gelzer mitteilen, er wolle ihn nicht an ſein entferntes Hoflager bemühen, ſondern ſandte am 18. November ſeinen Kabinettsſekretär Eiſenhart zu einer Rückſprache nach München.

Eiſenhart ſprach ſich bei dieſer Unterredung dahin aus, daß ſich der König als konſtitutioneller Monarch in einer ſo wichtigen Angelegenheit erſt mit ſeinen Miniſtern beſprechen müſſe, deren Rückkehr aus Verſailles er nun erwarte. Die ſämtlichen Miniſter würden eine Voreingenommenheit gegen die Kaiſerwürde nicht haben, wohl aber beſtünden ſolche bei andern Mitgliedern des Königshauſes, die darin eine Beſchränkung der bayriſchen Souveränität ſähen, ſowie bei einer ſtarken Partei im Lande. Zu einer Reiſe des Königs nach Verſailles ſei ſehr wenig Ausſicht, es wäre deshalb in Erwägung zu ziehn, ob falls ſich der König zu dieſer Initiative entſchlöſſe, er den Antrag nicht auch ſchriftlich oder durch Vertretung ſtellen könne. Die Unterredung endete damit, daß Gelzer darauf hinwies, wie die Kaiſeridee unter allen Umſtänden der Durchführung ſicher bleibe, da ſich die andern Fürſten auf die Dauer nicht zurückhalten laſſen würden, ſie zu beantragen. Wie ſchon mitgeteilt worden iſt, richtete Gelzer dann noch eine Denkſchrift über die Kaiſerfrage an den König, für die dieſer ihm unter dem 11. Dezember zuſtimmend dankte, als der „Kaiſerbrief“ in Verſailles ſchon übergeben war. Der König hatte ſich nämlich inzwiſchen kurzerhand entſchloſſen, ſeinen Oberſtallmeiſter Grafen Holnſtein nach Verſailles zu entſenden, um vom Großherzog und von Bismarck zu erfahren, wie denn die Sache praktiſch eingeleitet werden ſolle. Er telegraphierte dem Grafen Bray, dem Bundeskanzler zu ſagen, daß Graf Holnſtein binnen drei Tagen in Verſailles eintreffen werde. Graf Holnſtein legte die Reiſe mit tunlichſter Beſchleunigung, zum Teil auf der Lokomotive, zurück und motivierte in Verſailles ſeine Sendung äußerlich damit, daß er den Auftrag habe, ſich die Einrichtungen dort anzuſehen für den Fall, daß der König erſcheine. Bei dem Großherzog erkundigte er ſich in bezug auf das Kaiſertum, ob die Anregung auch brieflich erfolgen könne, was der Großherzog bejahte, wobei er ſich zugleich erbot, das weitere bei den Bundesfürſten in die Wege zu leiten. Auch über die Form des Briefes, den der König ſchreiben müßte, wünſchte ſich Graf Holnſtein zu unterrichten, da der König geneigt zu ſein ſcheine, die Kaiſerfrage nicht durch das Miniſterium, ſondern als eine perſönliche Angelegenheit der Bundesfürſten zu behandeln. Der Großherzog wies hiermit den Grafen Holnſtein an den Bundeskanzler.

Am Sonntag, dem 27. November Mittags kam Bismarck zum Großherzog, um ſich mit ihm über die Miſſion Holnſtein zu beſprechen. Lorenz berichtet a. a. O. S. 420: „Bei einer Zigarre war der Kanzler geſprächiger und aufgeräumter als ſeit lange." Der Großherzog referierte über ſein Schreiben an den König und über Gelzers Berichte, Bismarck äußerte ſich ſehr befriedigt über das, was geſchehen war. Da Graf Holnſtein eine Vorlage wünſche, wie der König zu ſchreiben habe, ſei es am beſten, ihm ein Formular als Anhaltpunkt für den König mitzugeben, damit dieſer ſeinen Antrag danach geſtalte. Das werde am beſten durch einen Brief des Königs Ludwig an Seine Majeſtät den König Wilhelm geſchehen. Er habe dem Grafen Holnſtein ſchon geſagt, der Antrag könne brieflich, ja ſogar telegraphiſch geſtellt werden. Nur ſei wünſchenswert, daß es recht bald geſchehe, damit die Sache noch dieſem Reichstage vorgelegt werden könne. Der weitere Verlauf iſt bekannt. Nach einer Aufzeichnung der Frau von Kobell äußerte Graf Holnſtein zum Kanzler: „Wiſſens was, Exzellenz, ſchreibens gleich ſelbſt einen Brief auf, ſo wie er ſein ſoll, ſonſt gibts hintennach doch wieder Anſtänd." Bismarck entwarf das Konzept zu dem hiſtoriſch denkwürdigen Briefe des Königs Ludwig an König Wilhelm und fügte außerdem noch ein perſönliches Schreiben*) an den König hinzu. Mit beiden reiſte Graf Holnſtein in größter Eile noch am Abend desſelben Tages (27. November) nach Hohenſchwangau ab, der König empfing ihn nach ſeinem Eintreffen am 30. November ſofort, ſchrieb den Brief ab, und am 2. Dezember war Graf Holnſtein wieder in Verſailles. Prinz Luitpold konnte am folgenden Tage dem König Wilhelm das Schreiben überreichen. Der König las den Brief und bemerkte darauf zum Prinzen Luitpold, der Antrag überraſche ihn ſehr, vom König von Bayern habe er ihn am wenigſten erwartet, da ja die Verhandlungen erwieſen hätten, wie ſchwer der König und ſeine Regierung ſich entſchlöſſen, in den neuen deutſchen Bund einzutreten. Er wolle den Brief demnächſt beantworten und den Antrag des Königs annehmen, ſobald er von allen deutſchen Fürſten gemeinſchaftlich geſtellt ſein werde. Er hoffe, daß daraus ein feſtes Band der deutſchen Einigung erwachſe, dies ſei um ſo nötiger, als man ja wiſſe, daß doch nur Baden mit vollem Entgegenkommen das Einigungswerk ermöglichen wolle. Mit freundlichen und anerkennenden Worten für die Perſon des Königs ſchloß die Audienz.

Es war der Geburtstag der Großherzogin. Am Abend nach der königlichen Tafel verabredete Bismarck mit dem Großherzog, daß dieſer nun ſogleich die Zuſtimmung der Bundesfürſten einholen möge. König Ludwig hatte jedoch zugleich an ſämtliche deutſche Fürſten ein längeres Zirkularſchreiben richten laſſen, das ſich durch einen warmen und ſchwungvollen Ton auszeichnet, während das von Bismarck entworfne Schreiben an König Wilhelm nicht anders als knapp und geſchäftsmäßig ſein konnte. Dieſes Zirkularſchreiben beantworteten die in

*) Iſt im Jahre 1898 veröffentlicht worden.

Verſailles anweſenden deutſchen Fürſten nach eingeholtem Einverſtändnis des Bundeskanzlers mit folgendem, am 4. Dezember an den König gerichteten Telegramm:

Die in Verſailles anweſenden unter den verbündeten regierenden deutſchen Fürſten haben mit Genugtuung Kenntnis erhalten von der Erklärung, welche Eure Majeſtät bezüglich der Herſtellung des Deutſchen Reichs und ſeiner Kaiſerwürde an Seine Majeſtät den König von Preußen gerichtet haben. Sie entſpricht ihren eignen Wünſchen und politiſchen Überzeugungen, deren Ausdruck ſie zurückgehalten haben, um der Initiative Eurer Majeſtät nicht vorzugreifen.

Ich bin in der Lage, im Namen und Auftrag Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs von Sachſen-Weimar, Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs von Oldenburg, Seiner Hoheit des Herzogs von Sachſen-Koburg-Gotha wie in meinem eignen Namen das herzliche Einverſtändnis und den vollen Anſchluß an den von Eurer Majeſtät getanenen Schritt auszuſprechen, und ich wähle hierzu unter Zuſtimmung unſrer genannten Bundesgenoſſen den telegraphiſchen Weg, weil die Kürze der Zeit bis zum 1. Januar, an welchem die mit Süddeutſchland abgeſchloſſenen Verträge ins Leben treten ſollen, die Beſchleunigung notwendig macht.

Friedrich
Großherzog von Baden.

Ein neuer wichtiger Abſchnitt in der Geſchichte der deutſchen Entwicklung war erreicht, die Siegesfrucht, die Deutſchland aus dem opferreichen Kriege heimbringen würde, in ihren Umriſſen deutlich erkennbar: Kaiſer und Reich, Elſaß und Lothringen als Reichslande. Großherzog Friedrich hatte auch an den Großherzog von Mecklenburg telegraphiert, der als Heerführer mit dem Prinzen Friedrich Karl an der Loire ſtand, ebenſo an den ſich dort bei ſeinem 32. Regiment befindenden Herzog von Meiningen. Sie antworteten umgehend mit freudiger Zuſtimmung. Die Könige von Sachſen und Württemberg meldeten, daß ſie ihr Einverſtändnis nach München ausgeſprochen hätten; innerhalb einer Woche waren alle Beitrittserklärungen eingelaufen.

Die Annahme wäre nun wohl berechtigt geweſen, daß es jetzt nur noch einer letzten Formalität bedurft hätte, die Kaiſerfrage zum Abſchluß zu bringen: der feierlichen Überreichung der Zuſtimmung aller deutſchen Fürſten von ſeiten des Königs von Bayern und der Annahmeerklärung ſeitens des Königs Wilhelm durch einen feierlichen Akt. Aber ſogar bei verhältnismäßig einfachen Dingen liebt es die Weltgeſchichte, ihre eignen Wege zu gehn. Noch dauerte es ſechs meiſt recht ſorgenvolle Wochen, bevor ſich das große Ereignis vollziehen, die Kaiſerverkündigung ſtattfinden konnte.

Volkstümlichkeit der Geſetze und Vertrauen zur Rechtspflege

Von Landrichter Dr. Winter

Der Grund für die unverkennbar in weiten Kreiſen des deutſchen Volkes vorhandne und von gewiſſer Seite fleißig geſchürte Unruhe über Recht und Richtertum, die ſich in der Abnahme des Vertrauens in die Rechtspflege, des Stolzes auf die deutſchen Gerichte, des überzeugten Glaubens an die Unparteilichkeit der Richter wie in dem Niedergang der Autorität von Geſetz und Gericht leider hie und da äußert, iſt nicht leicht zu ermitteln und aufzudecken. Zum Teil liegt der Grund in der entſtellenden Wiedergabe von Gerichtsverhandlungen in der Preſſe und in der von nicht genügend ſachkundiger, dafür aber von Parteileidenſchaft entflammter oder intereſſierter Seite geübten Kritik an allem, was mit der Rechtspflege zuſammenhängt. Die Wichtigkeit der Frage für Staat und Geſellſchaft, für das Anſehen des deutſchen Vaterlandes wie für die Erhaltung des ſozialen Friedens gebietet aber ihre Prüfung von möglichſt verſchiednen Seiten.

Weitere Urſachen dieſer Unzufriedenheit und Beunruhigung glaubt man zu finden in dem angeblichen Mangel an „Volkstümlichkeit“ unſrer Geſetze und in der „Weltfremdheit“ unſrer Richter.

Dieſe Vorwürfe ſind nur zu einem verſchwindend kleinen Teile berechtigt. Was man nicht beurteilen kann, darf man auch nicht verurteilen! Wer von unſrer modernen Geſetzgebung verlangt, daß ſie „volkstümliches“ Recht in dem Sinne ſchaffe, daß jedermann aus dem Geſetzbuche ohne weiteres müſſe herausleſen können, was in dem einzelnen gerade ihn intereſſierenden Falle Recht oder Unrecht ſei, der verlangt Unmögliches und beweiſt nur ſeine Ahnungsloſigkeit über das Zuſtandekommen und den Zweck der Geſetze, ſeine Unkenntnis von der bunten Vielfältigkeit des täglichen Lebens und von der verſchiedenartigen Rechtsauffaſſung und Rechtsgewohnheit in Nord und Süd, in Oſt und Weſt! Ein Geſetzgebungswerk, wie es zum Beiſpiel unſer Bürgerliches Geſetzbuch iſt, ſtellt eine von den beſten Köpfen der deutſchen Nation in fünfundzwanzigjähriger fleißiger Tätigkeit geſchaffne wiſſenſchaftliche und Kulturarbeit dar. Ein Geſetz abfällig beurteilen, ſei es in allgemeinen Redensarten ohne tiefergehende Unterſuchungen, ſei es auf Grund ſpezieller Kenntniſſe,

Digitized by Google

einzelne Materien und Vorſchriften als undeutſch, ungeſchickt, verfehlt bezeichnen — das iſt nicht ſchwer. Der Geſetzgeber hat ſchwierige Aufgaben zu löſen, er muß nicht nur einen durchdringenden Verſtand und ein umfaſſendes poſitives Wiſſen auf dem geſamten juriſtiſchen Gebiete haben, ſondern auch mit der hiſtoriſchen Entwicklung der in Frage kommenden Rechtsgebilde und ihrer praktiſchen Ausgeſtaltung im heutigen Leben vertraut ſein; er muß Juriſt und Hiſtoriker, Nationalökonom und Sozialpolitiker in einer Perſon ſein. Nur ſo gearteten, in jeder Beziehung durchgebildeten, zugleich gelehrten und modernen Perſönlichkeiten kann ein ſolches Geſetzes- und Kulturwerk, wie es das Bürgerliche Geſetzbuch für das Deutſche Reich iſt, gelingen. Die Aufſtellung einiger weniger Leitſätze mochte wohl in grauer Vorzeit, die Zuſammenſtellung ſchlichter Rechtsregeln, die auf den Einzelfall zugeſchnitten waren, konnte noch vor einigen hundert Jahren genügen. Heute wäre bei der enormen Entwicklung von Handel und Wandel, Induſtrie und Technik, bei der fabelhaften Steigerung der Lebensbedürfniſſe jeder Art ein ſolches Geſetzbuch unbrauchbar. Die Millionen von verſchieden liegenden Fällen, die das praktiſche Leben in jedem Augenblick erzeugt, können unmöglich vorausgeſehen und bei Feſtlegung der Geſetzesnormen berückſichtigt werden; Tag für Tag ſpottet das wirkliche Leben aller menſchlichen Vorausſicht und Phantaſie! Darum gilt es für die moderne Geſetzgebung, aus Tauſenden von einigermaßen gleichartigen Rechtsfällen und Rechtsſätzen einen Oberſatz, ſozuſagen das juriſtiſche Prinzip, zu formen, der die Hauptgeſichtspunkte feſtlegend und die allen Fällen dieſer und ähnlicher Art gemeinſamen charakteriſtiſchen Merkmale herausſchälend gewiſſermaßen den einen Hut darſtellt, unter den das bunte Gewimmel zu bringen iſt. Dabei iſt die geſchichtliche Entwicklung des ſo gewonnenen Rechtsgedankens ebenſowenig aus dem Auge zu verlieren wie die heutige Anſchauungsweiſe der verſchiednen Völkergruppen innerhalb des deutſchen Vaterlandes und die Anſprüche des modernen Verkehrs; unſer heutiges Recht ſoll ein ſoziales Recht ſein! Volkstümlichkeit kann keiner hervorragenden wiſſenſchaftlichen Schöpfung eigen ſein; ſie kann nicht „gemeinverſtändlich“ ſein, weil die Gedanken und die Sprache hochentwickelter Geiſtesbildung immer nur von ſolchen verſtanden werden wird, die wenigſtens annähernd auf derſelben geiſtigen und wiſſenſchaftlichen Stufe ſtehn wie die Verfaſſer der Geiſteswerke. Wer nicht mit genügender fachwiſſenſchaftlicher Vorbildung und mit der Fähigkeit ausgeſtattet iſt, ſich in den Gedankengang des Geſetzgebers zu verſetzen, kann deshalb auch nicht die Schwierigkeiten eines Geſetzgebungswerks voll ermeſſen und es ohne weiteres verſtehn. Aber auch wenn der einſichtige und gebildete Laie die einzelne Geſetzesvorſchrift ihrem Sinne und ihrer Tragweite nach begreift — von der Verwirklichung der Forderung, daß ſich jedermann aus dem Geſetzbuche, das er nur aufzuſchlagen braucht, ſofort über den ihn angehenden Spezialfall ſoll unterrichten können, iſt man da immer noch himmelweit entfernt. Es kann eben nicht für jeden der Tauſende und Abertauſende

von Rechtsfällen, deren einer faſt niemals dem andern völlig gleicht, eine beſondre Regel im Geſetzbuche ſtehn. Denn es gibt auf jedem einzelnen Rechtsgebiete unzählige Beſonderheiten der vorkommenden Verhältniſſe. Kaum je wird ein Rechtsverhältnis nur eine einzige Rechtsfrage enthalten; es ſteckt meiſt auch in ſcheinbar ganz einfachen Fällen eine große Anzahl von juriſtiſchen Fragen. Denken wir zum Beiſpiel an einen Mietvertrag. Da iſt nicht nur zu prüfen, welche Räume, zu welchem Preiſe und für welche Zeit ſie vermietet werden, nein, auch die Frage nach der Form des Vertrags, der Geſchäftsfähigkeit der Beteiligten, nach der Mithaftung der Ehefrau oder des Vaters, nach dem Gerichtsſtande für etwaige Prozeſſe zu erörtern, die Stempelpflichtigkeit des Vertrags zu berückſichtigen, nach der Einquartierungslaſt, dem Waſſerzins uſw. uſw. zu fragen. Das alles kann natürlich nicht in einem Paragraphen ſtehn!

Unverſtand und Leidenſchaft, Eigennutz und Bosheit arbeiten zuſammen, um die Abſichten des Geſetzgebers zu durchkreuzen, den ſtaatlichen Vorſchriften Gewalt anzutun und allerorten den Hütern des Geſetzes Hemmniſſe zu bereiten. Um die Herſtellung und Durchführung der Rechtsordnung zu ſichern, um das vom Geſetzgeber in die Wege geleitete Rechtsordnungswerk fortzuführen und zu vollenden, dazu iſt das Richteramt berufen und vom Staate zu Nutz und Frommen jedes Untertanen bereit gehalten.

Bei aller Juriſtentätigkeit handelt es ſich, wie ein berühmter Rechtslehrer einmal geſagt hat, um „eine auf Wiſſenſchaft geſtützte Anwendung einer Kunſt“. Es iſt nun ohne weiteres zuzugeben, daß nicht alle Richter ſolche „Künſtler“ in dieſem Sinne ſind, daß manche Richter ihre Aufgabe und Stellung falſch auffaſſen, ſich für etwas beſſeres und höheres halten als den Laien, nicht hinreichendes Intereſſe für naturwiſſenſchaftliche oder techniſche Dinge, für landwirtſchaftliche oder induſtrielle Verhältniſſe an den Tag legen, ſich von den ſozialen Arbeiten der Gegenwart zu Unrecht fernhalten und ohne genügende Kenntnis des realen Lebens auf der sella curulis ſitzen. Gewiß! der Richter darf nicht bloßer juriſtiſcher Automat ſein. Gerade heute, wo nicht mehr für jeden Einzelfall eine beſondre Rechtsregel gegeben iſt, ſondern dem Richter größere Freiheit in Anwendung der geſetzlich feſtgelegten Hauptgrundſätze auf den zu entſcheidenden Fall gegeben iſt, ſodaß er gewiſſermaßen ſelbſt Geſetzgeber iſt, indem er aus dem Grundprinzip die Rechtsregeln für den Einzelfall bildet, gerade heute muß der Richter eine äußerſt umfaſſende Bildung haben; er muß die zahlloſen wirtſchaftlichen Machtverſchiedenheiten berückſichtigen, er muß neben einer feſten juriſtiſchen auch eine ſozialökonomiſche Bildung haben als Kern der politiſchen Bildung, die für die Gegenwart unerläßlich iſt. Der Richter ſoll über den Parteien ſtehn — in dem Sinne, daß er keinen Beeinfluſſungen von einer oder der andern Partei zugänglich iſt und ſich ein kühles objektives Urteil über alle tatſächlichen und rechtlichen Verhältniſſe bewahrt, die dem leidenſchaftgetrübten Blick der Beteiligten ſelbſt

Digitized by Google

nicht klar und richtig erſcheinen können. Er muß aber in ſtändiger enger Fühlung mit dem praktiſchen Leben bleiben und Land und Leute kennen; er muß ſeiner wichtigen ſozialen Aufgaben eingedenk ſein und darf bei allem berechtigten Standesbewußtſein auch nicht einen Augenblick vergeſſen, daß er ein Glied der armen ſchwer ringenden Menſchheit iſt, der zu dienen, zu raten und zu helfen mit ſeiner Kenntnis und Machtfülle ſeine edelſte und ſchönſte Aufgabe iſt.

Die Mehrzahl unſrer deutſchen Richter, das kann freimütig ausgeſprochen werden, faßt ihre richterliche Stellung heute ſo auf und ſtrebt unabläſſig danach, ſich in allen den genannten Richtungen zu vervollkommnen und den gewaltigen Anforderungen, die die Gegenwart an den Richterſtand ſtellt, gerecht zu werden. Von dem weniger glücklichen Wirken vereinzelter nicht auf der Höhe ihres Berufes ſtehender Richter iſt keine Gefahr zu beſorgen, um ſo weniger als in den obern Inſtanzen überall ein Kollegium, alſo eine Mehrheit von Richtern, die einander korrigieren und ergänzen, tätig iſt, und gegen die Entſcheidungen der Untergerichte Rechtsmittel aller Art zum Zwecke der Nachprüfung vor der übergeordneten Inſtanz gegeben ſind.

Hier kann alſo wohl für keinen Einſichtigen ein Grund für eine wirkliche Verſtimmung, für eine Abnahme des Vertrauens zur Rechtspflege liegen.

Die wahre Urſache iſt eine andre: der Mangel an Kenntniſſen in allen juriſtiſchen Dingen bei den Laien, die Vorſtellung, daß der Juriſtenſtand eine volksfeindliche Kaſte, ſeine Wiſſenſchaft eine Geheimkunde ſei, das inſtinktive Mißtrauen gegen alles Unbekannte! Nach dem alten Satze: „Der Wiſſende iſt duldſamer als der Nichtwiſſende“ ſollte deshalb vor allem in gewiſſen Grenzen Aufklärung über Recht, Geſetz und Rechtspflege unter dem deutſchen Volke angeſtrebt werden. Die Anzeichen einer Krankheit und die Anwendung der gewöhnlichen Heilmittel ſind jetzt, nachdem das Volk in den letzten Jahrzehnten durch Zeitungen, Broſchüren, von den akademiſchen Lehrſtühlen aus und von den Sanitätsbehörden immer wieder aufgeklärt und über alle wichtigen Punkte belehrt worden iſt, ziemlich allgemein bekannt; die Furcht vor den Krankheiten iſt dadurch gemindert, das Vertrauen in die ärztliche Wiſſenſchaft geſtärkt worden. Wie viele — ſogar hochgebildete — Laien kennen aber Weſen und Wirkung der Hypothek, der Bürgſchaft, des Teſtaments und dergleichen, wiſſen den Unterſchied zwiſchen Zivilrecht und Strafrecht darzulegen und ſind mit dem Rechtsgange vertraut? Man ſteht in jedem Einzelfalle noch ſo einfachen Rechtsfragen ratlos gegenüber und muß den Rechtsanwalt oder gar den unſeligen Volksanwalt befragen, man hat eine gewiſſe Scheu vor dem Richter und ſeiner Tätigkeit, die man nicht kennt und nicht würdigt. Dem Laien die Grundzüge des Rechts bekannt zu machen, Zweck, Wirkung und Zuſammenhang der wichtigſten Rechtsregeln, die keineswegs „Geheimparagraphen“ ſind, klarzulegen, den Prozeßgang zu veranſchaulichen und ihm einen Blick in die Werkſtatt des deutſchen Richters — den dieſer wahrlich nicht zu ſcheuen

braucht! — zu öffnen, das iſt eine wichtige und dankenswerte Aufgabe. Dieſe Aufklärung durch Vorträge und Schriften in populärer Form, insbeſondre auch durch Volkshochſchulkurſe, wird es, wenn ſich auch die gute Preſſe daran beteiligt, in wenig Jahren erreichen können, daß das deutſche Volk wiſſend und damit auch wieder voll vertrauend dem Recht und den Gerichten gegenüberſteht. Hand in Hand damit muß und wird manche Beſſerung in der Gliederung und der Arbeitsleiſtung der Gerichte wie in der Vorbildung des Richterſtandes gehn, die erwünſcht, ja notwendig erſcheint, wenn der deutſche Richter wieder auf eine den hochentwickelten wirtſchaftlichen und ſozialen Verhältniſſen entſprechende volle Höhe ſeiner Stellung und Leiſtungsfähigkeit gehoben werden ſoll.

Kulturbilder aus den Balkanſtädten

Von Karl Dieterich

1. Allgemeine Phyſiognomie

Nirgends kann man die Wahrheit des Satzes von der Berührung der Extreme ſo bewährt finden wie auf der Balkanhalbinſel. Zwei Kulturen ſchieben ſich hier ineinander: die patriarchaliſch-konſervative des Orients und die modern-fortſchrittliche des Occidents. Jene beherrſcht das flache Land, dieſe hat ihren Sitz in den wenigen großen Städten; jene iſt uralt und erſtarrt, dieſe blutjung und zukunftfreudig; jene iſt ein Gewächs des Bodens, dieſe von außen importiert. Land und Stadt ſind darum auf dem Balkan zwei Welten, die ſich bekämpfen, einander den Boden ſtreitig machen; die Städte ſind wie fremde Mächte in Feindesland, vorgeſchobne Kulturfeſtungen. Man weiß noch nicht recht: werden ſie das Land erobern, oder das Land ſie? Wird das alte geſchichtliche oder das neue ungeſchichtliche Weſen die Oberhand behalten?

Rein numeriſch genommen, hat die junge Stadtkultur auf dem Balkan einen ſchweren Stand; denn alle Balkanländer ſind wie Rußland und auch Ungarn, wie überhaupt alle oſteuropäiſchen Länder Bauernländer. Was ſie an einheimiſcher Kultur haben, iſt bäuerliche Kultur; ein ſtarkes Bürgertum hat ſich vor den Pforten des deſpotiſchen Orients nie entwickeln können, und orientaliſche Mächte haben ja weit über ein Jahrtauſend auf dem Boden der Balkanhalbinſel geherrſcht: erſt das halborientaliſche Byzanz, dann das reinaſiatiſche Türkentum. Während dieſer Zeit hat alle ſtädtiſche Kultur danieder gelegen, und erſt ſeit fünfundſiebzig Jahren ſehen wir hier europäiſche Städte

Digitized by Google

emporwachſen, zunächſt in Rumänien und in Griechenland, dann auch in Serbien und in Bulgarien.*)

Dieſe Wiedereroberung einer dem Orient verfallnen Länder- und Völkergruppe durch moderne europäiſche Kultur iſt zweifellos ein feſſelnder Vorgang, nicht unähnlich dem, der ſich vor etwa hundert Jahren in Amerika vollzogen hat, nur daß unſer Gebiet nicht das unbeſchriebne Blatt iſt wie die Neue Welt, vielmehr einer von verſchiednen Händen beſchriebnen alten Handſchrift gleicht, die man in einen modernen, eleganten Einband zu faſſen im Begriffe iſt.

An dieſem Bilde kann man ſich den Widerſpruch gut vergegenwärtigen, der zwiſchen der äußern Form und dem innern Charakter der Balkanhauptſtädte klafft, denn daß beides nicht organiſch miteinander verbunden iſt, werden die obigen Bemerkungen zur Genüge gezeigt haben. Aber das macht gerade das Reizvolle an dem Bilde dieſer Städte aus, mögen ſie nun Bukareſt oder Athen, Belgrad oder Sofia heißen, daß ſich hier in einer modernen Staffage doch der Geiſt eines eigentümlichen Volkstums zu verkörpern trachtet, das, freilich in ſeiner äußern Erſcheinungsform mehr und mehr zurückgedrängt, nur noch in ſeinen tiefern Wirkungen erkennbar iſt, und daß dieſes Volkstum, wie in ſeinen innerſten Offenbarungen, ſo auch in ſeinem äußern Gebaren und ſeinen Lebensgewohnheiten auf der ganzen Balkanhalbinſel dasſelbe iſt, ſodaß auch das lebendige Bild, das die genannten vier Städte zeigen, trotz aller Verſchiedenheit des äußern Rahmens im Grunde übereinſtimmende Züge zeigt. Auf dieſe wollen wir zunächſt unſer Augenmerk richten.

Was in der äußern Anlage die Balkanſtädte von unſern weſteuropäiſchen unterſcheidet und ihren unhiſtoriſchen Urſprung verrät, iſt, daß innere Stadt und äußere Stadt in umgekehrtem Verhältnis zueinander ſtehn wie bei uns: die innern Stadtteile ſind gewöhnlich die modernſten und ſchönſten, während nach der Peripherie hin der Charakter immer bunter, ungeordneter und primitiver wird, ſodaß man nicht mehr weiß, ob man ſich in einem Dorf oder in einer Stadt befindet. Die Sache erklärt ſich ſo: bei der Neuregulierung und der Moderniſierung dieſer Städte, die für Bukareſt und Athen in den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts begann, wurde die eingeſeſſene Bevölkerung immer mehr nach außen gedrängt, und da ſich dieſe zum Teil aus ſehr verſchiednen Beſtandteilen zuſammenſetzt — Bukareſt zum Beiſpiel beherbergt unter ſeiner niedern Bevölkerung zahlreiche Juden, Bulgaren und Zigeuner —, ſo zogen ſich dieſe in beſondern Vorſtädten zuſammen, Machalá genannt, die einen förmlichen Gürtel um die eigentliche Stadt bilden. So liegt alſo die Altſtadt draußen, und die Neuſtadt drinnen. Da die Bahnhöfe

*) Es iſt dem Verfaſſer nicht verborgen, daß die folgenden Ausführungen von den oſteuropäiſchen Haupt- und Großſtädten überhaupt gelten, alſo auch vor allem auch von denen Rußlands. Weil aber die Balkanſtädte jünger ſind, läßt ſich der hier geſchilderte Kulturprozeß an ihrem Beiſpiel am beſten verfolgen.

Digitized by Google

der Balkanſtädte ziemlich weit außerhalb liegen, ſo muß man zunächſt durch jene äußern, noch halb orientaliſchen Buden- und Hüttenſtädte hindurch und iſt dann erſtaunt über den Kontraſt zweier Welten, indem man in einer Viertelſtunde aus dem Orient nach Europa gelangt, aus ungepflaſterten, ſtaubigen Landſtraßen, belebt von Hammelherden oder Büffelwagen, Bauern- und Hirtengeſtalten in dem ſarmatiſchen Hemd (über den Hoſen) oder der albaneſiſchen Fuſtanella, in gerade, breite und ſaubre Straßen mit elektriſchen Bahnen, eleganten Fiakern und nach der neuſten franzöſiſchen Mode gekleideten Paſſanten.

Eines freilich fällt einem ſofort auf, beſonders wenn man durch die Straßen von Bukareſt oder Athen geht, und beweiſt einem, daß man nicht ſo ganz in Europa iſt: an Stelle der hohen, aneinandergedrängten Mietkaſernen und Warenhäuſer ſieht man mit wenig Ausnahmen kleine, einſtöckige, würfelartige Häuschen mit ſpitz zulaufenden, gleichſeitigen Dächern, freiſtehend und meiſt von der Seite aus zugänglich — das kann wohl nur ein Villenviertel ſein, denkt unwillkürlich der europäiſche Großſtädter, doch nein, da iſt ja ein großes Café in dem einen Hauſe, und gegenüber das königliche Schloß, wir müſſen alſo wohl im Mittelpunkte der Stadt ſein. Allerdings iſt es ſo, aber die Balkanleute ſind noch keine ſo eingefleiſchten Kulturmenſchen, daß ſie ſich in vier- und mehrſtöckigen Mauermaſſen lebendig begraben ließen; ſie wollen Luft und Licht, und vor allem wollen ſie ihre eignen Herren ſein. Sie ſind in dieſer Hinſicht ebenſo patriarchaliſch und ſo exkluſiv wie die Engländer mit ihrem Begriff des homelike und des my house is my castle. Da es nun aber in den meiſten Fällen nicht möglich iſt, daß jede Familie ihr eignes Haus bewohnt, ſo hat man ſich in der Regel auf das einſtöckige Zweifamilienhaus geeinigt, doch ſo, daß zu jeder Wohnung eine eigne Treppe führt, damit ſich die beiden Familien nicht begegnen; dem ausgeprägten Sippenbewußtſein des Balkanmenſchen — ein Überreſt des alten Clanweſens — wäre das unerträglich.*) Da alſo jeder ſeinen eignen Eingang hat, und da nur gute Bekannte ins Haus zu kommen wagen, hält man auch nicht ängſtlich auf die Türverſchließung, und man kann, wie auf dem Lande, meiſt ungehindert eintreten; Abends muß man ſich dann des überall verbreiteten Türklopfers bedienen. Vor etwa zwanzig Jahren dachte man in Athen ſogar des Nachts nicht daran, die Türen zu verſchließen, und es wurde erſt in den Zeitungen darauf hingewieſen, daß es Diebe gebe.

Dieſe Kleinheit und weite Anordnung der Häuſer mit dem dazwiſchen liegenden Gärtchen hat zweifellos etwas anheimelndes; man iſt zum Beiſpiel in Bukareſt in einer Großſtadt, ohne doch das Drückende der Großſtadt zu empfinden — hier wie in Athen ſind es nur verſchwindend wenig Geſchäftsſtraßen, die feſtgeſchloſſene Häuſerreihen aufweiſen, und dieſe ſind nach deutſchem

*) Nur das Proletariat wohnt in Bukareſt in ſogenannten Mietkaſernen.

Digitized by Google

Muſter angelegt worden; nur in Belgrad und in Sofia ſind die Häuſer eng aneinander gebaut, weshalb dieſe Städte auch keinen ſo großen Umfang haben. Im übrigen wirkt die weitläufige Anlage der Stadt äußerſt wohltuend, zumal in Verbindung mit den vielen Gärten um die Häuſer, an denen beſonders Bukareſt reich iſt, und die ihm den Beinamen einer Gartenſtadt verſchafft haben.

Aus dieſer nach unſern Begriffen verſchwenderiſchen Bauweiſe erklärt es ſich auch, daß dieſe Städte eine im Verhältnis zu ihrer Bevölkerungszahl ungeheure Ausdehnung haben, was man ſofort bemerkt, wenn man ſie von einem erhöhten Punkte aus betrachtet. So bedeckt zum Beiſpiel Bukareſt mit 300000 Einwohnern ein Areal von 35 bis 40 Quadratkilometern — alſo etwa ebenſoviel wie Berlin — und hat einen Umfang von mehr als 25 Kilometern, Athen mit 140000 Einwohnern ein Areal von 18 bis 20 Quadratkilometern. In Bukareſt kommen ſomit auf jeden Bewohner etwa 100 bis 120 Quadratmeter Wohnfläche! Ein wahrhaft idylliſcher Zuſtand, wenn man damit die Wohnverhältniſſe in unſern Städten gleicher Größe vergleicht.*) Und dabei findet man im Innern der Städte noch viele brachliegende Grundſtücke, um die ſich keine Terrainſpekulation kümmert.

Die lockere Gruppierung der Häuſer und deren geringe Höhe machen allerdings das Städtebild von oben wenig impoſant, zumal da ihm noch etwas fehlt, was das Wahrzeichen unſrer Städte iſt: die hochragenden Türme und die Kuppeln der Kirchen. Das iſt um ſo wunderſamer, wenn man lieſt, daß Bukareſt allein 120 Kirchen hat, Athen etwa 50. Wenn man aber bedenkt, daß der Balkan der griechiſch-orthodoxen Konfeſſion angehört, und wenn man die Bauart der byzantiniſchen Kirchen mit ihrer kapellenartigen Anlage, ihrer wenig monumentalen Architektur und den gedrückten, bauchigen Kuppeln kennt, ſo wird man verſtehn, daß in der Höhe nicht viel davon zu ſehen iſt. Und während gerade unſre älteſten Kirchen die gewaltigſten Bauwerke ſind, iſt es in der griechiſchen Kirche mit ihren individualiſtiſchen Tendenzen wieder umgekehrt: es ſind kleine, jetzt halbverbaute Kapellen, die man kaum bemerkt; ſo wenigſtens in Bukareſt (das Stavropoleoskirchlein an der Calea Victoriei) und in Athen (die Kapnikaraea im Zuge der Hermesſtraße). Nur die bulgariſche Hauptſtadt weiſt ſchon mit ihrem Namen (Sofia) darauf hin, daß hier eine die Gegend beherrſchende Kirche der Hagia Sophia geſtanden haben muß, deren gewaltige Ruinen noch heute auf einem Hügel im Oſten der Stadt ſichtbar ſind und verraten, daß der Bau ſeines großen Vorbildes in Konſtantinopel nicht ganz unwürdig geweſen ſein muß.

Überhaupt darf man in dieſen Städten keine gewaltigen hiſtoriſchen Denkmäler aus dem Mittelalter und der Neuzeit erwarten; dazu war ihre Ge-

*) In Paris und in Wien kommen auf jeden Einwohner etwa 80 Quadratmeter Wohnfläche.

Digitized by Google

ſchichte zu unbedeutend und ihr politiſches Schickſal zu wechſelvoll, als daß hier Künſte des Friedens hätten gedeihen können. Bukareſt und Belgrad haben, obwohl die älteſten Städte der Halbinſel — jenes war ſchon im ſiebzehnten Jahrhundert eine große Stadt —, nur verſchwindende Reſte älterer Bauwerke bewahrt, und in Belgrad iſt gerade das intereſſanteſte davon, der Prinz Eugenpalaſt nur in ganz kümmerlichen Spuren erhalten. In Bukareſt deutet eigentlich nur das labyrinthiſche Netz ſeiner krummen Straßen auf ein höheres Alter, das ſonſt nur noch Athen in ſeinen ältern Vierteln um die Akropolis zeigt, während Belgrad und Sofia ganz nach einem künſtlichen Plan angelegte Städte ſind und darum ſchnurgerade, meiſt ſich rechtwinklig kreuzende Straßenzüge und weite viereckige Plätze zeigen, für deren Anlage teils Wiener, teils Pariſer Vorbilder maßgebend geweſen ſind.

Will man ſich überzeugen, daß alle dieſe Städte nur Kulturoaſen ſind, ſo braucht man nur ein paar Stationen mit der Eiſenbahn zu fahren oder eine Tagespartie in die Umgegend zu machen; dann muß man ſich ſchon verproviantieren, wenn man nicht in einem der ländlichen Kramläden (Bakale) mit den charakteriſtiſchen drei Bogentüren mit Brot, Käſe und Landwein vorlieb nehmen will. Die ländliche Kultur iſt wohl in die Stadt, nicht aber die ſtädtiſche auf das Land gedrungen; hier iſt alles noch primitive Balkankultur, unberührt von der Ziviliſation der nahen Stadt, von deren Herrlichkeiten der biedere Wirt, wenn er ſie überhaupt geſchaut hat, dem Gaſte ſtaunend erzählt wie von einem Märchenſchloß und dabei wohl einen tiefen Griff mit der Hand in das Salzfaß tut, das auf dem Tiſche ſteht, um ſich ſein trocknes Brot und ſein triſtes Daſein zu würzen. ... So fällt man hier von der Kultur plötzlich in die Unkultur. Aber man braucht nicht einmal ſoweit zu gehn, ſondern kann getroſt in den Städten bleiben und in deren Leben und Treiben lehrreiche Studien machen über die eigentümliche Miſchung von ſtädtiſchem und bäuriſchem Weſen, die wir bisher nur in ihrer äußern Erſcheinung feſtgeſtellt haben.

2. Die Balkanſtädte von der volkstümlichen Seite

Schon auf dem Bahnhof in Budapeſt kann man ſich davon überzeugen, daß man in die orientaliſche Kulturſphäre eingetreten iſt. Kaum hat der Zug angehalten, ſo ertönt von allen Waggons der Ruf: Hordó! (Gepäckträger.) In Bukareſt braucht man ſchon nicht mehr zu rufen, da iſt der Gepäckträger, ehe man ſichs verſieht, im Wagen und bemächtigt ſich faſt von ſelbſt des Gepäcks. So will es der Orientale. Er würde es nicht über ſich gewinnen, auch nur zehn Schritte weit ſeinen Koffer ſelbſt zu tragen; er würde es als eine Demütigung empfinden, als eine Verletzung ſeiner Würde.

Wir erfaſſen hier eine der am ſtärkſten hervortretenden Seiten im Charakter des Balkanmenſchen: ſein Herrenmenſchentum — offenbar ein Reſt ſeiner orientaliſchen Vergangenheit. Wie es im Orient üblich iſt, Waren, die man

Digitized by Google

auf dem Markte oder im Baſar eingekauft hat, und ſeien es nur ſechs Apfelſinen, einem der zahlreichen umherlungernden, mit einem Korbe verſehenen Jungen zu übergeben, der ſie prompt nach Hauſe befördert, indem er gehorſam hinter ſeinem Herrn hergeht — in Bukareſt hat ſich daraus ein eignes Gewerbe entwickelt, das des Zwiſchenhändlers oder Prekupez —, ſo gilt es auch in den Balkanſtädten für höchſt unfein, mit einem wenn auch nur kleinen Paket durch die Straßen zu gehn, und man erkennt ſofort den Ausländer daran, den der Eingeborne für einen argen Knicker hält, weil er nicht einmal die paar Pfennige opfert, ſich ſein Paket tragen zu laſſen! Dagegen beobachtet man manches, was wieder bei uns nicht üblich iſt, daß nämlich Käufer von Fiſchen dieſe gleich mitnehmen, indem man ſie an einem Haken aufgezogen an der Seite trägt. Einen drolligen Eindruck macht es, wenn zum Beiſpiel ein Offizier in Uniform, wie ich es oft in Athen geſehen habe, mit einem ſolchen Fiſchbündel bewaffnet durch die Straßen zieht.

Daß dieſe Abneigung des Balkanbewohners gegen das Tragen kleiner Laſten nicht nur Bequemlichkeit, ſondern tatſächlich Herrenmenſchentum iſt, kann man in ſeinem Verhalten gegen Niedre, beſonders gegen dienſtbare Geiſter, zum Beiſpiel gegen Kellner in Reſtaurants und Cafés oder gegen Verkäufer beobachten. Hier kommt ſofort das alte Verhältnis zwiſchen Herren und Hörigen zum Vorſchein. Zwar iſt der dienſtbare Balkanmenſch nicht devot und auch nicht kultiviert genug, als daß er wie der Öſterreicher gleich mit einem „Küß die Hand, gnäa Herr!“ bei der Hand wäre, um ſo paſchamäßiger aber iſt der Ton, worin der Auftraggeber mit ihm redet. Tritt ſo ein Paſcha mit dem Zylinderhut gemeſſenen Schrittes in ein Café, ſo klopft er, wenn er einen Platz gefunden hat, zunächſt mit ſeinem Stock gebieteriſch auf den Marmortiſch oder klatſcht — wie in Griechenland — in die Hände, wie Aladdin, als der Geiſt erſcheinen ſollte, um dem Kellner ſeine Anweſenheit bemerkbar zu machen;*) ſind dann zufällig ein paar Waſſer- oder Kaffeeflecke auf dem Tiſche, ſo bittet der Gaſt — pardon, der Paſcha — nicht etwa den Kellner ruhig, ſie abzuwiſchen, ſondern er hält gleich in erregtem Ton eine Strafpredigt: „Sieh, wie der Tiſch ausſieht! Schämt ihr euch nicht? Gleich wiſch ihn ab!“ Während dann der Dienſtbare den Tiſch bearbeitet und die Beſtellung mit einem eifrigen „ſofort“ entgegengenommen und an den Buffetier mit Stentorſtimme weitergegeben hat, läßt ſich der Paſcha auf einen Stuhl nieder, zieht mit der einen Hand einen zweiten heran, deſſen Querleiſte als Fußbank benutzend, und beginnt den inzwiſchen ſervierten, natürlich nach türkiſcher Art zubereiteten Kaffee zu ſchlürfen (Milchkaffee und „Mélange“ bekommt man nur in Bukareſt und in Belgrad in den erſten Cafés). Der

*) Dieſes Verhalten hat freilich eine gewiſſe Berechtigung; denn das dienſteifrige Entgegenkommen der Kellner würde der Orientale nicht verſtehn; ſie haben zu warten, bis man ſie ruft. Auch gibt es „Gäſte“, die nur in ein Café gehn, um Waſſer zu trinken und Zeitung zu leſen. Auch ein Stück Kommunismus!

orientaliſche Eindruck des Bildes wird noch erhöht, wenn ſich, wie man es in Athen noch häufig ſehen kann, der Paſcha im Zylinderhut eine türkiſche Waſſerpfeife kommen läßt, an ihrem langen, peitſchenartigen Rohr zu ſaugen anfängt und den Raum mit monotonem Gurgeln und dem übeln Geruch der heißen Waſſerdämpfe erfüllt.

Mit einem vollendeten Herrentypus tritt der europäiſch gekleidete Orientale auch in ein Geſchäft. In dieſem Moment muß er das Gefühl haben: „Dies alles iſt mir untertänig!" Von Hutabnehmen und „Guten Tag" ſagen iſt natürlich keine Rede. Er wirft einen prüfenden Blick auf die gerade daliegenden Waren, ergreift einige, befühlt und betrachtet ſie, wirft ſie wieder hin, wenn ſie ihm nicht zuſagen, und wendet ſich dann erſt an den gehorſam dabeiſtehenden Verkäufer. Iſt dieſer dann mit ſeinen Schätzen zum Vorſchein gekommen, ſo beginnt der Käufer höchſt eigenmächtig und nicht ſehr ſchonend darin herumzuwühlen, als gehörten ſie ſchon ihm. Hat ſich dann der Paſcha nach langem Schwanken und Nörgeln endlich entſchieden, ſo geht es an das Handeln und zuletzt an das Zahlen.

Würden ſich ſolche Vorgänge, wie ſie hier geſchildert worden ſind, in einem orientaliſchen Kaffeehaus oder in einem orientaliſchen Baſar, etwa in Konſtantinopel, abſpielen, ſo wäre nichts auffallendes daran; denn dann paßten ſie eben in das Milieu. Was ſie ſo poſſierlich macht, iſt gerade der ſeltſame Kontraſt zwiſchen der äußern europäiſchen Umgebung und dem orientaliſchen Geiſte, der darin ſein Weſen treibt; denn dieſer Geiſt kann auch in der neuen Hülle ſein Weſen nicht verleugnen; Kulturwanderungen ſind leichter als Seelenwandlungen, und eher wandert ein Europäer in eine orientaliſche Seele, als ein Orientale in eine europäiſche. Dafür noch ein Beiſpiel von der vor kurzem eröffneten Eiſenbahnlinie Athen—Lariſſa, der erſten „europäiſchen" Bahn in Griechenland mit Normalſpurweite und Durchgangswagen. Dieſe Strecke benutzte auch ein Athener Abgeordneter. Wie nun der Schaffner an ihn herantritt, um nach „europäiſcher" Weiſe die Billetts zu revidieren, herrſcht ihn der Abgeordnete an, ob er nicht wiſſe, wer er ſei. Als der Beamte ſchüchtern bemerkt, daß er doch nur ſeine Pflicht tue, hält ihm jener mit einem vielſagenden Blicke nur ſeine — Viſitenkarte entgegen, worauf ſich der Schaffner ſofort um Entſchuldigung ſtammelnd zurückzieht. Der Arme wußte nur zu gut, daß ihn der Zorn eines Abgeordneten ſeiner Stellung berauben konnte!

Wie ſich nun dieſer innerlich wenig demokratiſche Ton im ſozialen Leben mit dem rein demokratiſchen Prinzip im politiſchen Leben verträgt, iſt eine ſchwierige Frage. Der noch ſehr niedrige Bildungsſtand des Volkes ſpricht nicht dafür, daß eine parlamentariſche Verfaſſung die richtige Staatsform dieſer Länder iſt. Doch das mögen die Politiker entſcheiden. Uns drängte ſich dieſe Betrachtung nur auf in der Erinnerung an die Art, wie man in den Hauptſtädten des Balkans Droſchke fährt. Da zeigt es ſich doch ganz deutlich, wie das Volk noch gelenkt werden muß. Während bei uns jeder rechtſchaffne

Digitized by Google

Droſchkenkutſcher zugleich Roſſetreiber und Roſſelenker iſt, iſt er auf dem Balkan nur das erſte: er fährt einfach darauf los, ohne zu wiſſen, wohin; denn der Fahrgaſt muß ihn lenken. Dieſer ſitzt wie ein deus in machina da und dirigiert ihn, wie ein Kapellmeiſter, mit dem Spazierſtock: ſoll er rechts umbiegen, tippt er ihn rechts an, ſoll er links fahren, tippt er links, und ſoll er anhalten, ſo berührt er ihn nur mit der Spitze des Stockes im Rücken. Dieſes auch in Rußland übliche Verfahren — die Bukareſter Kutſcher ſind übrigens ruſſiſche Skopzen und an ihren langen Sammetmänteln erkennbar — iſt wohl darauf zurückzuführen, daß die Kutſcher die Straßen meiſt weder alle dem Namen nach kennen noch die Straßenſchilder leſen können. Zur Ehre der Balkankutſcher ſei übrigens bemerkt, daß ihre Wagen und Pferde vorzüglich ſind und ebenſo vorzüglich fahren. Jedenfalls fährt man in einem Berliner Taxameter nicht ſo gut und ſo ſchnell wie in einer der eleganten Bukareſter oder Athener Droſchken, trotz den ſchlechtern Straßen. Man fährt eben in den ſüdöſtlichen Städten überhaupt mehr Droſchke als bei uns — man iſt auch in dieſer Hinſicht noch nicht ſo demokratiſiert im Verkehrsweſen.

Ein weiterer mit dem Herrentum verwandter Zug, den der Europäer im Verkehrsleben der Balkanhauptſtädte bemerken kann, iſt das ſchwach entwickelte Geſellig- und Gemeinſamkeitsgefühl, das ſich in dem Mangel an Verkehrsformen äußert. Wie im Hauſe, ſo ſchließt ſich der Balkanbürger auch in öffentlichen Lokalen gern ab, ſetzt ſich nicht gern an einen Tiſch, an dem ſchon andre ſitzen, und wenn er es tut, ſo grüßt er nicht. Es iſt dies weniger Unhöflichkeit, da er ſonſt, zumal Fremden gegenüber, ſehr zuvorkommend iſt, als vielmehr der noch fehlende ſoziale Takt, die Ungewohntheit, auf andre Rückſicht zu nehmen. Dieſen Völkern iſt dabei ein gewiſſer patriarchaliſcher Kommunismus eigen, der freilich von Altruismus nichts weiß und nur an ſich denkt. Würden zum Beiſpiel auf den Tiſchen der Cafés Feuerzeuge mit Zündhölzern ſtehn, ſo würde ſich niemand ein Gewiſſen daraus machen, dieſe als ſein Eigentum einzuſtecken, und darum ſtehn keine da. Man bekommt aber doch welche, nur zugemeſſen; wenn nämlich der Kellner bemerkt, daß ein Gaſt Anſtalten zum Rauchen macht, langt er in die Weſtentaſche, zieht drei bis vier Zündhölzchen hervor und wirft ſie vor den Gaſt auf den Tiſch. In kleinern Cafés ſieht man noch die türkiſchen Feuerzeuge mit der glühenden Kohle. Manche meinen freilich, dieſe Maßregel hänge damit zuſammen, daß Zündhölzer in den Balkanſtaaten Monopol ſind. Vielleicht wirkt beides zuſammen. Aus demſelben Grunde ſind zum Beiſpiel die Federhalter in den öffentlichen Poſtämtern an langen Ketten befeſtigt, und werden Bücher der öffentlichen Bibliotheken nicht nach Hauſe verliehen.

Von ſonſtigen Überreſten orientaliſcher Anſchauungs- und Lebensart oder Unart ſei noch auf die Stellung der Frau hingewieſen. Die Orientalin, auch die chriſtliche, tritt bekanntlich nicht in die Öffentlichkeit, ſondern bleibt hübſch im Hauſe. Das wirkt nun noch nach, auch in der europäiſchen Großſtadt.

Freilich gibt es hier Unterſchiede, zum Beiſpiel zwiſchen dem überhaupt ſehr freien und von ungariſcher Leichtlebigkeit beeinflußten Bukareſt und dem noch ſehr konſervativen Athen. In Bukareſt gehn zwar die rumäniſchen Frauen auch noch nicht auf den Markt einkaufen, aber Weiber ſelbſt ſitzen dort ſchon und verkaufen; in Athen wäre das unmöglich, hier ſieht man nur Männer auf dem Markte, ſei es als Käufer oder als Verkäufer, und wenn man dort als Deutſcher ein griechiſches Dienſtmädchen hat und von ihr verlangt, ſie ſolle in einem benachbarten Laden etwas einkaufen, ſo würde ſie ſich mit Händen und Füßen dagegen ſträuben und höchſtens bis zur Haustür gehn, einen Stiefelputzerjungen herbeiwinken und dieſen den Auftrag beſorgen laſſen. Auch in Hotels findet man in Griechenland kein weibliches Weſen, und wo es einmal in den erſten Hotels vorkommt, kann man ſicher ſein, daß es eine Fremde iſt. Das iſt in Bukareſt wieder ganz anders; hier iſt die weibliche Hotelbedienung ſogar berüchtigt, ſie beſteht aber auch meiſt aus Ungarinnen. Dagegen iſt es in Bukareſt ebenſo wie in Athen und in Belgrad unmöglich, daß eine Frau, ſei es auch in Begleitung eines Herrn, ein Café betritt; das Café iſt ja die Stätte der politiſchen Debatten, und darum muß das Weib hier nicht nur ſchweigen, ſondern darf ſich nicht einmal zeigen. Immerhin iſt es ſehr bemerkenswert, daß die Rumänin ſchon anfängt, als Beamte eine Rolle zu ſpielen: an der neuen Hauptpoſt in Bukareſt findet man mehrere Frauen als Schalterbeamte tätig. Die Frauenfrage ſcheint alſo hier ſchon aufgerollt zu ſein; doch iſt die Frau am Balkan, auch die gebildete Städterin, im allgemeinen noch ein recht gebundnes Weſen, vor allem, ſolange ſie ledig iſt. Es gibt viele Mädchen, die nur deshalb heiraten, um ein freieres Leben führen zu können; die orientaliſche Unfreiheit der Mädchenjahre rächt ſich dann oft in der Ehe in höchſt verhängnisvoller Weiſe.

Die Gebundenheit der Sitte, ſoweit ſie in der Öffentlichkeit zum Ausdruck kommt und ſich nicht nur auf die Frau erſtreckt, hat freilich auch ihre guten Seiten. Beſonders ſympathiſch wirkt die pietätvolle Haltung gegenüber der Erſcheinung des Todes: hier iſt es noch, wie auch bei uns in katholiſchen Gegenden, allgemein üblich, vor einem Leichenzuge den Hut zu lüften, und wenn man zum Beiſpiel in einem Café ſitzt und draußen ein Leichenzug vorüberkommt — in Athen wie überhaupt bei den Griechen iſt der Sarg immer offen —, kann man beobachten, wie plötzlich alles politiſche Geſchwätz verſtummt, ſich jeder von ſeinem Stuhle erhebt und den Hut lüftet, ähnlich wie die katholiſchen Bauern beim Ave-Marialäuten.

Im übrigen trägt das Straßenleben den Stempel der ungebundenſten Freiheit, und ähnlich wie in Italien ſpielt ſich ein großer Teil auch des Geſchäftslebens im Freien ab, und nicht nur in den volkstümlichen Vierteln; auch in die vornehmſten Teile ergießt ſich die kribbelnde und wimmelnde Handelswelt des Orients, da ja der Straßenhandel nirgends „geſperrt“ iſt; da ſieht man den Waſſerverkäufer mit ſeinem auf einem zweirädrigen Wagen ruhenden Waſſer-

Digitized by Google

faſſe durch die Straßen ziehn, den Salepverkäufer mit ſeiner ſamowarartigen Metallkanne um den Leib, aus der er das dicke, hafergrützenartige, im Winter ſehr erwärmende Getränk verzapft, die Brezelhändler mit ihren kleinen Körben und den an daraus hervorſtehenden Stangen aufgereihten kreisrunden mit Seſam beſtreuten Brezeln, dazwiſchen die Zeitungsjungen und die Stiefelputzer, meiſt beides zugleich, die die Blätter der zahlreichen Parteien ausrufen und wie Heuſchreckenſchwärme über die Caféhaushocker herfallen, und alle dieſe arbeiten gleichſam unter einer eignen muſikaliſchen Begleitung, indem ſich das bald lang herausgezogne, bald kurz herausgeſtoßne Stichwort ihres Gewerbes zu einer völligen Melodie auswächſt, teils in hohlen Klagetönen wie von einer Dampfpfeife bei den Braga- und Waſſerhändlern, teils in ſchrillen Diskantlauten wie von einer Lokomotive bei den jungen Brezel- und Zeitungshändlern. So geht es heulend und kreiſchend den lieben langen Tag, und es klingt aus der Ferne wie in unſern Induſtrieſtädten das mittägliche Pfeifen der Fabrikpfeifen mit ihren heulenden Tönen.

Doch gibt es auch ſtumme und ſeßhafte Geſtalten unter den Straßenhändlern, die nur durch ihre Erſcheinung wirken, ohne von ſich reden zu machen. Da iſt zunächſt der für die Balkanſtädte ſehr charakteriſtiſche „fliegende Antiquar“, der nicht wie bei uns ſeine Schätze auf Wagen herumfährt, ſondern ſich mit Vorliebe der Gitter und der Mauern öffentlicher Gebäude bemächtigt und ſie mit ſeinen aufgeſchlagnen Büchern verziert, ſodaß man es im erſten Moment mit Maueranſchlägen zu tun zu haben glaubt. Und das nicht etwa in den Vorſtädten, ſondern in den feinſten Vierteln, beſonders in der Nähe der Univerſität. In Athen kann man oft deren ganze Rampe ſowie die Sockel der davor ſtehenden Denkmäler in einen Büchermarkt verwandelt finden.

Zu den Stummen und dazu noch Verſteckten, aber um ſo gefährlichern gehören die Geldwechſler, die man zum Beiſpiel in den belebtern Straßen Athens, Sofias und Belgrads in den Haustüren hinter ihren Glaskäſten ſitzend auf Beute lauern ſehen kann, und die das in dieſen Städten fehlende Börſenleben erſetzen; denn in keiner findet man ein größeres Börſengebäude — ebenfalls ein Kennzeichen des Orients.

Eine Spezialität des Balkans ſind auch die umherziehenden Federviehhändler, die mit einer für unſre Begriffe unerhörten Grauſamkeit ihre lebendige Ware, in Bündeln an den Beinen zuſammengebunden, den Kopf der armen Tiere nach unten, ſtundenlang durch die Straßen ſchleppen, ferner die Ziegenhirten, die mit ihren breiten, nur den Oberkörper bedeckenden braunen Umhängen von hinten wie große wandelnde Schildläuſe ausſehen, zumal mit ihrem vom vielen Knien watſchelnden Gang; denn ſie melken dem Käufer die Milch ihrer Ziegen gleich in das Gefäß, wobei ſie ſich in eine frei hockende Stellung niederlaſſen, die ihnen offenbar gar keine Schwierigkeiten verurſacht; man kann in den Dörfern junge Burſchen in dieſer Stellung oft eine Stunde

Digitized by Google

lang zuſammenhocken und ſich unterhalten ſehen, ohne daß ihnen die Beine „einſchlafen“; ſie ſcheint ihnen ganz natürlich zu ſein.

Zu den abſtoßenden Seiten des Straßenbildes der Balkanſtädte gehören noch die zahlreichen Verſtümmelten und Blinden, die an den Straßenecken ſtehn und betteln, indem ſie entweder unter tieriſchem Geheul den Vorübergehenden die verſtümmelten Gliedmaßen entgegenſtrecken oder durch typiſche, gebetartige Formeln, den Zinnteller in der Hand, das Mitleid der „Chriſten“ zu erregen ſuchen. So erinnere ich mich eines Blinden, der beſtändig an einer Straßenecke in Athen ſtand und immer dieſelben klagenden Worte wiederholte: „Erbarmt Euch meiner, Herr, denn ich habe nicht meine Äuglein, ich Armer!“ (Eleïsaté me, kirie, pu dén écho ta matákia mu o kaïménos!) Und als Dank für die gereichte Gabe hört man gewöhnlich die merkwürdige Wendung: „Gott habe deine Toten ſelig!“

Aber noch ſeltſamere Gewohnheiten und Gebräuche kann man im Straßenleben beobachten, die nur beweiſen, daß ſich das Gros der Bewohner dieſer Städte im Geiſte noch auf dem Dorfe befindet und ſich demgemäß benimmt, zumal da es an ſtrengen Polizeivorſchriften oder doch an ihrer energiſchen Durchführung fehlt, und oft ſogar die Geſetzgebung ſelber an veralteten Inſtitutionen feſthält. Hierher gehört es zum Beiſpiel, daß in Athen die Inſaſſen eines im Innern der Stadt liegenden Gefängniſſes ruhig durch die vergitterten Fenſter hindurch mit dem Publikum verkehren und die Vorübergehenden, wie es mir paſſierte, um Tabak anbetteln, oder daß in Bukareſt vor Häuſern ſäumiger Schuldner von der Gendarmerie ein Trommelſtändchen aufgeführt wird, um ſie an den Pranger zu ſtellen; offenbar ein Überreſt alten Gewohnheitsrechts, ähnlich dem bayriſchen Haberfeldtreiben.

Als ein ſolches Gewohnheitsrecht betrachte ich es auch, daß die Athener Variététheater im Winter bei regneriſchem Wetter die angeſagten Vorſtellungen einſtellen. Als ich mich eines Abends vor einem ſolchen Theater einfand, war alles in Dunkel gehüllt, und als ich mich an einen zufällig anweſenden Mann wandte, erwiderte er mit faſt vorwurfsvoller Miene: „Aber es regnet doch! Die Leute gehn nicht aus, wenns regnet.“ Mir wollte das nicht einleuchten, denn ich fand gerade, daß ein prächtiges „Theaterwetter“ war, aber dieſen Begriff ſchien man in Athen, wo man an die offnen Sommertheater gewöhnt iſt, nicht zu kennen. Erſt jetzt, wo das neue königliche Theater „funktioniert“, deſſen Hauptſaiſon in den Winter fällt, ſcheint man ſich auch hier an das Wintertheater zu gewöhnen. Als Entſchuldigung für die genannte Abneigung muß allerdings der furchtbare Schmutz gelten, der zur Regenzeit in den nur makkadamiſierten Straßen herrſcht.

Hinzu kommt vielleicht noch, daß der Orientale überhaupt weniger vergnügungsſüchtig iſt, ſich jedenfalls des Vergnügens wegen keine Beſchwerden auferlegt und ſich nicht leicht aus ſeiner Ruhe bringen läßt. Das gilt beſonders von dem Griechen, der ſogar eine Abneigung gegen lärmende,

Digitized by Google

ausgelaſſene Vergnügungen hat. Deshalb gibt es auch in den Städten wenig volkstümliche Feſte, ſoweit ſie nicht kirchlicher Natur ſind. Ich erinnere mich nur der Feier des 1. Mai, die in ganz Griechenland, ähnlich wie in Oberbayern, begangen wird, und die ich in Athen mitmachte. Es ging aber dabei herzlich witzlos zu; man ſchmückte ſich mit Blumen, unterhielt ſich mit ſeiner „Pareja“ (ſeiner Sippe), im übrigen hatte man ein Gefühl, als warte man auf etwas, das nun kommen ſollte, aber nicht kam; es fehlte an der Geſamtſtimmung, die wir bei ſolcher Gelegenheit erwarten. Der Grieche iſt zu ſehr Einzelmenſch und kann nicht in eine Maſſe aufgehn. Das iſt wohl auch der Grund, daß es in Athen an eigentlichen volkstümlichen Vergnügungslokalen fehlt, wie ſie Bukareſt in Opplers Koloſſeum und ſogar Belgrad in ſeinem „Topſchider“, einer Art Prater, aufweiſt. Der Athener begnügt ſich noch mit ſeinen zwiſchen „Schmiere“ und Tingeltangel die Mitte haltenden kleinen Vorſtadtvariétés. Volksbeluſtigungen großen Stils gibt es nicht.

Hierin iſt Bukareſt wieder „europäiſcher“: dort entwickelt ſich auf dem als „Moſch“ bezeichneten großen Markt alljährlich in der Woche vor Pfingſten ein echtes Jahrmarktsfeſt, wie es das Münchner Oktoberfeſt nicht ſchöner ſein kann, dem es auch darin gleicht, daß es ſich der Teilnahme der königlichen Familie erfreut. Nur bietet es noch viel mehr reines Volkstum als jenes; denn hier entfaltet ſich die ganze bunte Völkerkarte des Balkans, hier kann man die verſchiednen bunten Volkstrachten von Rumänen, Bulgaren, Serben, Magyaren, Zigeunern und Siebenbürgern ſtudieren, ihre Volkstänze beobachten, ihren Volksweiſen lauſchen, ihre mannigfachen, uns in Klang und Ausſehen ſo fremdartigen Muſikinſtrumente kennen lernen und ſich an ihrer harmloſen, nie in Roheiten ausartenden Heiterkeit erfreuen. Und kehrt man dann in die Stadt zurück, ſo wird man es verzeihlich finden, daß manches von dieſem urwüchſigen Volkstum auch hier vielleicht mehr, als ſich mit dem Charakter einer Großſtadt verträgt, abſärbt, ſich mancher rückſtändige Zug bemerkbar macht.

So beobachtete ich einmal, wie in Bukareſt in einer Uferſtraße an der Dimbovitza gegenüber dem neuen Juſtizpalaſt ein Mann mitten auf dem Damme damit beſchäftigt war, zwei Hühner, die ihm ein Dienſtmädchen aus einem Hauſe brachte, zu enthaupten, ſodaß die kopfloſen Körper auf der Straße umhertanzten, zum großen Gaudium der Straßenjugend. An ſo etwas muß man ſich hier gewöhnen.

Daß ſchließlich auch der Sache die Gemütlichkeit nicht fehlt, allerdings in einem Falle, wo ſie eigentlich aufhört, mag das folgende Intermezzo zwiſchen dem König von Rumänien und einem vor ſeinem Palais Wache ſtehenden Soldaten, einem Zigeuner, bezeugen, das zu einer Anekdote geworden iſt. Ein Zigeuner ſtand vor dem Palaſt Wache, als der König herauskam. Der Zigeuner knabberte gerade an einem Rettich, und da er den König nicht erkannte, ſalutierte er nicht. Da fragte ihn der König: „Wer bin ich?“ — „Du

wirſt wohl ein Muſikant ſein oder ein Huſſchmied.“ Da ſprach der König: „Ich bin der König.“ — „O weh, verzeih mir, Herr König, und halte mir den Rettich, damit ich dich grüßen kann.“

Die Schule der Welt

Ein preußiſches Luſtſpiel Friedrichs des Großen

Von Georg Peiſer

1

Zu Anfang des Jahres 1745 herrſchte unter den Profeſſoren der Univerſität Halle eine nicht geringe Erregung. Aus Berlin war ein ſehr ungnädiges Reſkript des jungen Königs Friedrich des Zweiten eingetroffen, das den Gehorſam der gelehrten Herren auf eine ſehr harte Probe ſtellte. Am 24. Dezember des verfloſſenen Jahres hatte ſich das Generalkonzil der Univerſität mit einer Eingabe nach Berlin gewandt, in der es auf die Unordnung hinwies, wozu die Aufführung von Komödien die Studenten verleite, und um Ausweiſung der Schauſpieltruppe bat, die ſich damals in Halle aufhielt. Die Univerſität konnte ſich darauf berufen, daß auch König Friedrich Wilhelm der Erſte wiederholt das Auftreten von Komödianten, Harlekinen und Marktſchreiern in Halle unterſagt hatte. Aber Friedrich der Große ſchien zunächſt durchaus nicht gewillt, das Beiſpiel ſeines Vaters nachzuahmen. Er glaubte in der Eingabe einen dreiſten Vorſtoß des Halliſchen Pietismus und insbeſondre die Einwirkung des jüngern Francke zu erkennen, gegen den er ſeit deſſen Beſuch am Hofe ſeines Vaters in Wuſterhauſen im Jahre 1727*) eine ganz perſönliche Abneigung hatte. Zornig ſchrieb er an den Rand der Eingabe: „Das iſt das geiſtliche Muckerpack Schuld daran. Sie ſollen Spillen und Herr Franke oder wie der Schurke heißet ſoll dabei ſeindt, um die Studenten wegen ſeiner närriſchen Vorſtellung eine öffentliche Reparation zu thun und mihr ſol der Atteſt vom Comödianten geſchicket werden, daß er da geweſen iſt.“ Das Generaldirektorium, dem die Ausführung des königlichen Befehls oblag, geriet in große Verlegenheit. Denn gerade die Unterſchrift Franckes fehlte unter der Eingabe, die im übrigen von den hervorragendſten Männern der Univerſität, insbeſondre auch von dem Geheimen Rat und Kanzler Chriſtian von Wolff unterzeichnet war. Erſt als Friedrich wiederholt daran erinnerte, daß das verlangte Atteſt noch nicht eingereicht ſei, fand das Generaldirektorium den Mut zu ſubmiſſeſter Erklärung des Sachverhalts, und der König präziſierte ſeinen Befehl nunmehr dahin, daß alle, die die Eingabe wirklich unterzeichnet hätten, der nächſten Theatervorſtellung beiwohnen ſollten. Francke aber, „ſo darinnen die meiſten motus gemacht haben ſoll“, habe „ohne Widerrede“ zwanzig Taler an die Armenkaſſe zu zahlen.

Was bei dieſem Konflikt am meiſten auffällt, iſt nicht ſowohl die Abneigung des Königs gegen den Halliſchen Pietismus, die bei dem Charakter

*) Zu dieſer Abhandlung ſind die einſchlägigen Werke von Koſer, Schrader, Rödenbeck, Zeller, Poſner, Preuß, Mangold u. a. benutzt worden.

Digitized by Google

Friedrichs ja nicht wundernehmen kann, als der Mangel jeder Rückſicht gegenüber Chriſtian Wolff, an deſſen Namen für alle Zeiten der Ruhm Friedrichs des Großen als Schirmherrn der Denkfreiheit geknüpft iſt. Aber dieſer Zuſammenſtoß war nur der Vorbote eines weit ſchärfern Streiches, den Friedrich wenig Jahre darauf gegen Chriſtian Wolff und die Univerſität Halle überhaupt führen ſollte.

Am 16. März 1748 wurde in dem kleinen Theater des Potsdamer Stadtſchloſſes von den Berliner Hofſchauſpielern ein franzöſiſches Luſtſpiel aufgeführt: L'école du monde, comédie en trois actes. Als Verfaſſer war ein monsieur Satiricus genannt, der den Wunſch habe, inkognito zu bleiben. Aber es war für niemand ein Geheimnis, daß der Autor kein geringerer als der junge König ſelbſt war. Nicht zum erſtenmal wandelte hier Friedrich in den Bahnen Molières. Schon zur Feier der Vermählung ſeines Freundes Keyſerlingk im Jahre 1742 hatte er ein übermütiges kleines Luſtſpiel Le singe de la mode verfaßt, das einen jungen Stutzer darſtellt, der ſich nach langem Sträuben nur deshalb zur Ehe entſchließt, weil man ihm einredet, das frühe Heiraten ſei jetzt in Paris Mode. In ſeinem neuen Luſtſpiel nun ſteht ein Halliſcher Student, ein wüſter Geſell, im Mittelpunkte der Handlung, und der Profeſſor Difucius, ce grand homme, l'honneur de l'Allemagne et de l'humanité, deſſen Philoſophie mit beißender Ironie verſpottet wird, iſt kein andrer als Chriſtian Wolff, deſſen Lehre die führenden Geiſter der Nation ſeit Jahrzehnten beherrſchte. Friedrichs Luſtſpiel iſt ein Markſtein in der Geſchichte ſeiner philoſophiſchen Entwicklung; ſeine alten und ſeine neuen Anſchauungen treten ſcharf einander gegenüber. Es iſt deshalb unerläßlich, ehe wir zur Analyſe des Stückes ſchreiten, einen Blick auf Friedrichs früheres Verhältnis zu Chriſtian Wolff zu werfen. Es wird ſich dabei ergeben, daß ſich der König gewiſſermaßen ſelbſt ironiſiert. Was er an Wolff und deſſen Schule beſpöttelt, iſt gerade das, was er in einer frühern Periode ſeiner Entwicklung als groß und geiſtvoll bejubelt hatte.

In jenen glücklichen Rheinsberger Tagen, wo Friedrich mit faſt unerſättlichem Fleiß die Lücken ſeiner Jugendbildung auszufüllen ſuchte, hat er auch die Metaphyſik des Halliſchen Philoſophen, der ſeit 1723 bei Strafe des Stranges aus den preußiſchen Landen verwieſen worden war, kennen gelernt. Sein Freund Suhm mußte ihm eine franzöſiſche Überſetzung des Werkes anfertigen, und er konnte es kaum erwarten, bis er wieder einige neue Bogen des Buches in Händen hatte. Es war nicht bloß das Mitgefühl für den Märtyrer der Denkfreiheit, das den ſelbſt unter hartem Zwange ſtehenden Jüngling zu Wolff hinzog, es war das brennende Verlangen einer nach Erkenntnis dürſtenden Seele, einen ſichern Grund und Boden für ſeine Weltanſchauung und für ſeine moraliſchen Überzeugungen zu finden. Er fühlte ſich von der Klarheit und der Tiefe des Wolffiſchen Syſtems mächtig ergriffen. Er ſah darin den Weg, in die Geheimniſſe der Natur einzudringen. Wolff ſei es gelungen, uns nicht nur Rechenſchaft von Dingen zu geben, die früher für dunkel und verworren galten, ſondern ſogar von ſolchen, die man bisher für geradezu unverſtändlich gehalten habe. Bei der Lektüre des Wolffſchen Buches, ſchrieb er, falle es ihm wie Schuppen von den Augen; jeden Tag gehe ihm ein neues Licht auf. Er pries den Verfaſſer als den größten Philoſophen der Gegenwart. Als die Grundgedanken des Leibniz-Wolffſchen Syſtems bezeichnete er zutreffend die Lehre von den einfachen Weſen, wie Wolff die Leibnizſchen Monaden nannte, den Satz vom zureichenden Grunde und den des Widerſpruchs — dieſes

Digitized by Google

alte ariſtoteliſche Prinzip hat er vermutlich erſt durch Wolff kennen gelernt. Er bekannte ſich als ihren unbedingten Anhänger. „Dieſe Prinzipien, ſchreibt er, verbreiten Licht und Klarheit in unſrer Seele, auf ſie gründe ich meine Urteile. Es ſind die Arme und Beine meiner Vernunft, die ohne ſie ein armer Krüppel wäre, ſodaß ich mich, wie der große Haufe, auf den Krücken des Aberglaubens und des Irrtums fortbewegen müßte."

Sogar bei der Prüfung politiſcher Fragen glaubte er damals dieſer Grundſätze nicht entraten zu können. In ſeiner Flugſchrift vom Jahre 1738, den „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zuſtand des Körpers von Europa", bedient er ſich des Satzes vom zureichenden Grunde als Richtſchnur, um den innern Zuſammenhang der politiſchen Ereigniſſe, ihre geſchichtliche Entwicklung und ihre notwendigen Folgen klar zu erkennen.

Aber je mehr er ſich mit der Metaphyſik beſchäftigte, je eifriger er in ſtändiger Diskuſſion mit Voltaire auch andre Syſteme ſtudierte, deſto raſcher verflog ſein Enthuſiasmus. Er kam zu der reſignierten Überzeugung, daß dem Menſchen die letzten Gründe der Dinge immer verborgen bleiben würden, und daß jeder Verſuch, ſie zu erklären, zu metaphyſiſchen Träumereien führen müſſe. Mit tauſend Maſten war er in den Ozean der Philoſophie hinausgefahren; jetzt nennt er die Metaphyſik ein unburchmeſſenes Meer voll Schiffbrüchiger, einen Charlatan, der viel verſpreche und nichts halte. Enttäuſcht ſchrieb er im Jahre 1738: Früher habe er die Metaphyſik für ein Land gehalten, in dem ſich große Entdeckungen machen ließen, aber man könne gerechterweiſe von den Herren Metaphyſikern nicht verlangen, daß ſie uns die genaue Beſchreibung eines Landes geben, das man nie geſehen habe, von dem man keine Nachricht habe, das vollkommen unzugänglich ſei. Er habe eine Unzahl von Syſtemen geleſen, aber keines gefunden, das nicht von Abſurditäten ſtrotze. Auch die Phyſik hielt er jetzt für ebenſo ungewiß wie die Metaphyſik, und gegen die Mathematik, die ebenfalls von Wolff doziert wurde, bildete ſich bei ihm eine Abneigung aus, die mit den Jahren immer ſtärker wurde und ihn ſpäter ſo oft in Streit mit ſeinem Freunde d'Alembert verwickeln ſollte. „Ich geſtehe, daß ich ſie fürchte, ſchrieb er 1738 an Voltaire, ſie trocknet den Geiſt zu ſehr aus, und wir Deutſchen ſind ohnedies zu trocken."

Hatte ſich ſomit Friedrich ſchon als Kronprinz von Wolffs Syſtem weit entfernt, ſo galt ihm ſein Urheber doch noch als ein „großer Mann", dem er hohe perſönliche Verehrung ſchulde. Mitten in der Überfülle der Geſchäfte, die bei ſeiner Thronbeſteigung auf ihn einſtürmten, erinnerte er ſich des verfolgten Philoſophen. Am 6. Juni 1740, alſo wenige Tage nach ſeinem Regierungsantritt, richtete er an den Propſt Reinbeck, einen Schüler und Freund Wolffs, das berühmte Schreiben, durch das er die Rückberufung des Gelehrten einleitete. So kurz der Brief iſt, ſo bezeichnet er doch ſcharf den Standpunkt, den Friedrich jetzt Wolff gegenüber einnahm: kein Wort der Anerkennung mehr für Wolffs Syſtem, aber hohe perſönliche Achtung. „Ein Menſch, der die Wahrheit ſucht und ſie liebet, heißt es darin, muß unter aller menſchlichen Geſellſchaft wert gehalten werden und glaube ich, daß er eine Conquete im Lande der Wahrheit gemacht hat, wenn er den Wolff hierher perſuadiert." Wolff erhielt eine glänzende Genugtuung für die Unbill, die er dereinſt erfahren hatte. Er kehrte als Geheimrat und Vizekanzler der Univerſität mit einem Jahresgehalt von 2000 Talern nach Halle zurück und nahm ſeinen Lehrſtuhl wieder ein, den er vor ſiebzehn Jahren hatte räumen müſſen. Im Jahre 1743 wurde er zum Kanzler befördert. Dankend nahm Friedrich auch die Widmung der folgenden

Digitized by Google

Teile des Naturrechts an, deſſen erſten Band er noch als Kronprinz von Wolff erhalten hatte. Aber eben bei dieſer Gelegenheit zeigte es ſich, welche Fortſchritte Friedrich in der kritiſchen Beurteilung Wolffs ſeit 1740 gemacht hatte. Als er 1746 den ſechſten der acht Quartbände erhielt, ſchrieb er dem Verfaſſer unumwunden, er glaube, daß er wohl mit weniger Worten und in kleinern Werken die nötigen Wahrheiten der Vernunft ebenſo gut zu erkennen geben könne. Wolff pflegte zu rühmen, daß er im Gegenſatze zu Leibniz, der an ſeinen Werken immer ſehr gefeilt habe, ein Buch in derſelben Kontinuität wie einen Brief niederſchreibe, und es iſt unzweifelhaft, daß er ſeiner leichtflüſſigen Diktion, ſeiner allgemeinen Verſtändlichkeit einen großen Teil der Einwirkung verdankt, die er ein Menſchenalter lang auf die deutſche Denkart ausgeübt hat. Aber gerade dieſe ſich oft wiederholende Weitſchweifigkeit, dieſe wortreiche Breite mußten, je mehr Friedrich ſelbſt zu einem klaſſiſchen Schriftſteller heranreifte, ſeinen Widerwillen erregen. Im Jahre 1748 hatte Friedrich Wolff innerlich ſchon ſo weit überwunden, daß er zum Angriff gegen ihn überzugehn wagen durfte. Nicht als König, ſondern als Schriftſteller ſucht er den Gegner zu Boden zu ſtrecken und eine Breſche in die auf allen deutſchen Hochſchulen herrſchende Lehre zu legen. Er hat zugleich von zwei Seiten aus den literariſchen Feldzug gegen ihn eröffnet. In ſeinem Aufſatze „des mœurs", einer kulturhiſtoriſchen Beilage zu ſeinen „Brandenburgiſchen Denkwürdigkeiten", die zur Verleſung in einer öffentlichen Sitzung der Berliner Akademie beſtimmt war, ſtellt er Leibniz und Wolff einander ſcharf gegenüber. Nachdem er von Leibniz gerühmt hat, daß er im Notfalle ganz allein eine Akademie hätte repräſentieren können, fährt er fort: „Wolff kommentierte Leibniz' geiſtvolles Syſtem von den Monaden und ertränkte in einer Sintflut von Worten, Argumenten, Korolarien und Zitationen einige Probleme, die Leibniz den Metaphyſikern vielleicht als Lockſpeiſe hingeworfen hatte. Der Halliſche Profeſſor ſchrieb mit mühſamem Fleiße eine Menge Bände, die, anſtatt erwachſene Leute zu belehren, höchſtens als Katechismus der Dialektik für Kinder dienen können. Die Monaden haben die deutſchen Philoſophen und Mathematiker in Streit miteinander gebracht, und ſie disputieren immer noch über die Teilbarkeit der Materie." Die Abhandlung trägt am Schluſſe das Datum des 11. Februar 1748.

Genau zu derſelben Zeit und faſt mit denſelben Worten hat Friedrich auch in ſeinem Luſtſpiel „Die Schule der Welt" eine volle Schale ätzenden Spottes über den armen Philoſophen ausgegoſſen. Aber das Angriffsfeld iſt hier weit größer. Nicht der Doktor Difucius allein krümmt ſich unter den Pritſchenſchlägen des königlichen Dichters; er iſt nur eine Nebenfigur des Dramas. Der Wert der Univerſitätsbildung überhaupt wird in Frage geſtellt. Ein trübes Bild akademiſchen Lebens wird entrollt, und als Produkt eines zweijährigen Aufenthalts an der Univerſität Halle ein Student vorgeführt, von dem wir uns mit Widerwillen abwenden ſollen.

Es war gerade die Zeit, wo Friedrich Wilhelm Zachariä in ſeinem gleichnamigen komiſchen Epos das Urbild des „Renommiſten" geſchaffen hat. „Es war ſein hohes Amt, ſagt er von ihm, ein großes Schwert zu tragen, Oft für die Freiheit ſich auf offnem Markt zu ſchlagen, Zu ſingen öffentlich, zu ſaufen Tag und Nacht Und Ausfäll oft zu tun auf armer Schnurren Wacht. Er ſprach nie ohne Fluch und ſprach von nichts als Morden." Von Jena wendet er ſich zunächſt nach Leipzig, aber hier wird ihm der Boden bald zu heiß. Die Studenten erſcheinen ihm wie modiſche Stutzer, er ſelbſt macht ſich mit ſeinen ungeſchlachten Manieren überall lächerlich. Und ſo entweicht er denn

bald nach dem „freien“ Halle, wo er das Jenenſer Leben fortſetzen zu können hofft. Mag nun der König Zachariäs Epos gekannt haben oder nicht: — gewiß iſt, daß es ihm auch ſonſt nicht an Gelegenheit gefehlt hat, feſtzuſtellen, daß ſich der Halliſche Student damals von dem übelberufnen Jenenſer nicht ſonderlich unterſchied.

Im Auguſt 1747 wandte ſich die Bürgerſchaft von Halle mit einer Immediateingabe an den König, worin ſie in beweglichen Worten auf die Abnahme der Zahl der Studierenden hinwies und den Schaden, den die Stadt dadurch erleide, auf etliche Tonnen Goldes berechnete. Obwohl der Ton dieſer Bittſchrift in Berlin ungnädig vermerkt wurde, hatte ſie doch die Wirkung, daß eine ſorgfältige Viſitation der Univerſität beſchloſſen wurde. Eben damals war der Hof- und Legationsrat Bielfeld, einer der Rheinsberger Freunde Friedrichs, der ihm auch bei der Abfaſſung der Brandenburgiſchen Denkwürdigkeiten mancherlei literariſche Hilfe geleiſtet hatte, zuſammen mit dem Großkanzler von Cocceji und dem Miniſter von Marſchall zum Oberkurator der Univerſitäten ernannt worden. Als er Ende Januar 1748 in perſönlichen Angelegenheiten — ſeine Braut wohnte in Halle — dorthin reiſte, erhielt er den Auftrag, eine eingehende Prüfung der Verhältniſſe der Univerſität vorzunehmen. Sein Bericht und die beiliegenden Gutachten der Fakultäten geben ein überaus intereſſantes Bild von dem damaligen Zuſtande der Univerſität. Die Philoſophie bezeichnet er als das „dermalige Favoritſtudium von Halle“; ſie werde ſo ſtark getrieben, „daß auch die humaniora, die Literatur und andre nötige Dinge darüber verſäumet würden“. „Einige Teile der Gelehrſamkeit, tadelt der literariſche Genoſſe Friedrichs, werden in Halle entweder gar nicht getrieben, oder doch weit ſchlechter und weniger als an andern Orten, wohin . . . ſonderlich die Sprachen und ſchönen Wiſſenſchaften auch Beredſamkeit und Dichtkunſt gehören.“ Er findet den Verfall der Univerſität „klar und unwiderſprechlich“. Den Grund hierfür ſieht er außer in dem Abgang großer Celebritäten, denen ebenſo bedeutende Männer nicht nachgefolgt ſeien, vor allem auch in der „eingeriſſenen Ungezogenheit und liederlichen Lebensart der Studenten“. Ein Profeſſor klagt in einem dem Bericht beigefügten Briefe, daß in „jetziger Zeit ſo viele liederliche Burſche allhier ſeien, die keine Kollegia hören, ſondern ſich aufs Saufen, Dorflaufen, Fechten und Schlagen legen“. Andre rügen „die ſchlechte, ja beinahe gänzlich unterbliebne Beobachtung des königlichen Duellmandats“ und das „entſetzliche Schreien und Wetzen der Degen auf den Stuben und Straßen“. Alle ſtimmen darin überein, daß der Krebsſchaden der Univerſität in der großen Anzahl von Billard- und übeln Häuſern liege, in denen die Studenten zu ſchlechtem Lebenswandel und leichtſinnigem Schuldenmachen verleitet würden; Schlägereien ſeien da an der Tagesordnung. Bielfelds ſchriftlicher Bericht trägt das Datum: Potsdam den 24. Februar 1748. War auch, wie wir ſehen werden, das Luſtſpiel des Königs damals im weſentlichen ſchon vollendet, ſo ſtimmt doch das Bild akademiſchen Lebens, das der königliche Dichter an uns vorüberziehn läßt, ſo genau mit den Eindrücken Bielfelds überein, daß ſich die Vermutung nicht zurückdrängen läßt, dieſer habe dem Könige, den er oft ſah, ſchon vorher mündlich über die Ergebniſſe ſeiner Viſitationsreiſe Vortrag gehalten.

So waren die Stimmungen und Vorausſetzungen beſchaffen, aus denen heraus Friedrich der Große ſein Luſtſpiel gedichtet hat.

Das Stück ſpielt in Berlin in einem vornehmen Miethauſe, worin mehrere wohlhabende Familien wohnen. Mit Ungeduld erwartet der reiche Bardus die

Digitized by Google

Rückkehr ſeines Sohnes Bilveſee (billevesée bedeutet ſo viel wie albernes Geſchwätz, Hirngeſpinſt) von der Univerſität Halle, da er ihn alsbald nach ſeinem Eintreffen mit Julie, der Tochter ſeines Freundes Argan, der in demſelben Hauſe wohnt, verloben will. Er weiß nicht, daß ſein Sohn ſchon ſeit zwei Tagen in Berlin iſt. Aber anſtatt zu ſeinem Vater, iſt er zunächſt in das Haus der Madame la Roche gegangen, die, wie Friedrich einmal in einem Gedichte ſagt, dem Publikum von Berlin dieſelben Dienſte leiſtet wie Merkur dem Herrn der Götter. Hier hat er nicht nur ſeinen letzten Taler ausgegeben, ſondern ſich ſogar verleiten laſſen, einen Wechſel über fünfzig Dukaten auszuſtellen. Ehe er nun in das elterliche Haus zurückkehrt, ſchickt er ſeinen Diener Martin aus — denn nach der Sitte reicher Studenten der Zeit hatte er einen eignen Bedienten mit auf die Univerſität genommen —, um das Terrain zu ſondieren. Martin ſtößt beim Eintritt in das Haus auf Juliens Kammerzofe Nerine, die er liebt, und erfährt zu ſeinem Schrecken, daß ſie ſchon von dem Aufenthalt Bilveſees bei Madame la Roche weiß. Denn wenn die Zofen der Nachbarſchaft zuſammenkämen, hätten ſie, wie Nerine Martin auseinanderſetzt, nichts beſſeres zu tun, als von ihrer Herrſchaft zu ſprechen, und ſo erfahre man die Geheimniſſe der ganzen Stadt. Sie verſpricht zwar zu ſchweigen, ſchimpft aber weidlich auf die Univerſität, die Bilveſee verdorben zu haben ſcheine. Er habe dort vermutlich alle Laſter der jungen Leute, mit denen er verkehrte, angenommen und komme nun, anſtatt recht gelehrt, ganz verwildert zurück. Und auf Martin werde wohl der Spruch paſſen: Wie der Herr, ſo der Diener.

Martin verteidigt ſich lebhaft. Während ſein Herr in Halle die ganze Bahn der Galanterie durchlaufen habe, ſei er ſelbſt ſeiner Nerine immer treu geblieben — wenigſtens in Gedanken. Gewiſſe kleine Galanterien freilich müſſe ſie ſchon ſeiner Stellung zugute halten, denn ein Kammerdiener von heutzutage, der nicht etwas galant wäre, gelte leicht für plump. Dafür werde ſie den Triumph haben, daß ſich eine ganze Reihe hübſcher Mädchen ihretwegen vor Eiferſucht die Haare ausraufen würden. Nerine läßt ſich jedoch durch die Eroberungen, mit denen er prahlt, wenig imponieren. Sie erklärt ihm, daß ihr nur an einer Liebe von echtem Schrot und Korn etwas gelegen ſei. Doch jetzt kommen die beiden Väter, und Martin macht ſich ſchleunigſt aus dem Staube, um ſeinen Herrn zu holen.

Bardus iſt voll Sorge über das Ausbleiben ſeines Sohnes. Er fürchtet, daß er durch das viele nächtliche Studieren krank geworden, oder daß ihm unterwegs ein Unfall zugeſtoßen ſei. Vielleicht ſei er aber auch länger in Halle geblieben, um noch einen phyſikaliſchen Kurſus oder ein Kolleg zu Ende zu hören. Gerührt ſetzt er dem Freunde auseinander, welche Hoffnungen er auf ſeinen einzigen Sohn ſetze, der in allen Stücken ſein Ebenbild ſei. Er habe ſich leicht erziehen laſſen, denn er ſei ſanſt wie ein Lamm und habe von Kindheit an den größten Lerneifer gezeigt. Mit acht Jahren habe er ſchon leſen und ſchreiben können und mit fünfzehn alle rabbiniſchen Bücher durchſtudiert gehabt. „Was, die rabbiniſchen Bücher?“ ruft Argan entſetzt. „Jawohl, erwidert Bardus ſtolz, nichts nimmt ſich in einem Buche oder einem Briefe beſſer aus wie ein Zitat aus einem Rabbin.“ Aber er habe ihn auch die Jurisprudenz nach Cujacius und Bartholus ſowie die Metaphyſik, die Phyſik und die höhere Mathematik ſtudieren laſſen. Indem Argan ſich nun lebhaft gegen die Beſchäftigung der Jugend mit der Metaphyſik wendet, braucht er denſelben Vergleich, mit dem wir Friedrich zehn Jahre früher ſeine Abwendung von Wolff begründen ſahen. Die Metaphyſik biete nur die chimäriſche Geſchichte eines Landes, das nie ein Menſch

bewohnt habe noch bewohnen werde. Er wünſcht (gerade ſo wie Bielfeld in ſeinem Bericht), daß die Jugend lieber in den ſchönen Wiſſenſchaften unterrichtet werde. Ein junger Mann müſſe beredt ſein und die guten alten und neuern Schriftſteller ſtudieren, um ſeinem Geſpräch einen Firnis von Feinheit zu geben. Die Lebenskunſt beſtehe in der Kunſt zu gefallen, und ein junger Mann mache ſein Glück weit eher dadurch, daß er ein Bonmot aus einem klaſſiſchen Schriftſteller zitiere, als wenn er ſich auf phyſikaliſche Lehrſätze berufe. Bardus unterbricht ihn verächtlich. Argans Geiſt ſei durch das Studium deſſen, wozu nur Genie gehöre, von Grund aus verdorben. Die ſchönen Wiſſenſchaften ſeien die gemeine Heerſtraße, auf der ſich die kleinen Geiſter umhertummelten, die bei den Damen ihr Glück machen wollten. Virgil, Homer und ſogar Cicero ſeien nicht wert, Plato die Schuhriemen aufzulöſen, und dieſer wiederum ſtehe, da er keine Algebra verſtanden habe, tief unter dem hochweiſen und hochgelehrten Leibniz und ſeinen Schülern. Er verteidigt ſeinen Standpunkt faſt mit denſelben Worten, die einſt der junge Kronprinz gebraucht hatte, als er noch in Wolffs Metaphyſik ſchwelgte. Die Wiſſenſchaft ſei imſtande, mit Hilfe des Kalküls von der einen und der metaphyſiſchen Syſteme von der andern Seite, die Geheimniſſe ans Licht zu bringen, die der Schöpfer des Weltalls habe verbergen wollen. Triumphierend ſetzt er hinzu, er habe ſeinen Sohn außer der höhern Mathematik auch Lateiniſch, Griechiſch, Hebräiſch, Syriſch, Koptiſch und die Anfangsgründe des Chineſiſchen lernen laſſen, damit er in allen Sprachen ſchreiben, und damit ſeine Korreſpondenz dem Staat um ſo nützlicher werden könne. Argan bezweifelt freilich, ob ein koptiſcher Briefwechſel oder die höhere Mathematik für den Handel oder die Politik Preußens ſehr von Nutzen ſein könnten. Aber Bardus erwidert hitzig: „Begreifen Sie denn nicht, daß unſer Staat, ja die Welt überhaupt nur darum ſo ſchlecht regiert wird, weil alle die, die in der Politik herumpfuſchen, nichts vom Euklid und der Algebra verſtehn und weder den Satz des Widerſpruchs noch den des zureichenden Grundes ſtudiert haben?"

Einſt hatte Friedrich, wie wir wiſſen, in dieſen Leitſätzen eine Art Offenbarung geſehen und ſogar in politiſchen Fragen gemeint, ohne ſie nicht zu richtigen Schlüſſen kommen zu können. Jetzt hatte er nur noch ein Lächeln für ſeine damalige Anſchauung. König Friedrich der Große bedurfte eines Führers wie Wolff nicht mehr, den Weg zu den politiſchen Idealen zu finden, die ihm vorſchwebten. Wie er in Worten voll einfacher Größe, unbekümmert um alle philoſophiſchen Theorien, durch den Mund Argans die Aufgabe des Fürſten bezeichnet, wird immer eines tiefen Eindrucks auf den Leſer gewiß ſein. „Wir verlangen von denen, die uns regieren ſollen, Klugheit, Weisheit, Scharfſinn und vor allem Gerechtigkeit. Wir verlangen, daß der Regent und ſeine Räte das Vaterland aufrichtig lieben, ſeine Mängel erkennen und ihnen abzuhelfen ſuchen, daß ſie gleichweit entfernt von Ehrgeiz und Schwäche den Völkern den Frieden erhalten, ohne zu dulden, daß die Dreiſtigkeit der Nachbarn die Majeſtät des Staates entwürdige. Wir verlangen, daß ſie ohne Parteilichkeit die Tugend belohnen und das Laſter ohne Anſehen der Perſon ſtrafen, und endlich, daß ihre Güte die letzte Zufluchtsſtätte für die Unglücklichen ſei, die von Natur und Schickſal verfolgt werden." Bardus freilich läßt ſich in ſeinen Anſchauungen dadurch ganz und gar nicht beirren. Die höhere Mathematik insbeſondre erſcheint ihm geradezu als eine göttliche Wiſſenſchaft, die das Denken exakt mache und ihre Jünger vor Verirrungen ſchütze; er rät Bardus dringend, auch ſeine Tochter darin noch unterrichten zu laſſen. „Braucht man denn Mathematik zum

Kinderkriegen?“ fragt dieſer unmutig. „Man braucht ſie zu allem!“ erwidert Bardus überlegen. Im Geiſte ſieht er ſchon entzückt die Brut von kleinen Philoſophen, die aus einer ſolchen Verbindung hervorgehn müſſe. Argan meint allerdings, ſoweit wären ſie noch nicht. Erſt müſſe Julie doch ihre Einwilligung geben. „Was? ruft Bardus entrüſtet — und man ſpürt hier leiſe die Bitterkeit durch, die Friedrich empfand, als er dieſe Worte ſchrieb —, Sie ſind der Vater und wollen Ihre Tochter nach ihrer Meinung fragen, wenn Sie ſie verheiraten? Sind Sie nicht Herr in Ihrem Hauſe? Mein Sohn wird die heiraten, die ich ihm ausſuchen werde.“ „Nein, erwidert Argan, wir ſind die erſten Freunde unſrer Kinder und nicht ihre Tyrannen.“ Von einer Philoſophie, die zu ſolchen Grundſätzen führe, will Argan nichts wiſſen. Wenn er eine Philoſophie ſchätze, ſo ſei es nicht eine ſolche, die ſich mit leeren Spekulationen beſchäftige, ſondern eine, die zu einer geſunden und reinen Moral führe. Vergebens führt nun Bardus auch die materiellen Vorteile, die eine Ehe mit ſeinem Sohn biete, ins Feld. Bilveſee ſei die erſte Partie weit und breit; er werde einmal 6000 Taler Rente haben. Als auch jetzt Argan nicht wärmer wird, ſprudelt Bardus ſeinen Verdacht heraus, daß Argan Mondor, den Lehrer ſeiner Tochter, den Hohlkopf, der ihr mit ſeinen ſchönen Redensarten von Seele, Herz, Gefühl den Kopf verdrehe, ſeinem Sohne vorziehn wolle. Argan verteidigt ſich gegen dieſen Argwohn. Er wolle nur auf ſeine Tochter keinen Druck ausüben, weil er wiſſe, wie verderblich eine erzwungne Ehe auf die Moral junger Leute einwirke, die von Haus aus tugendhaft geweſen ſeien. Er geht, um mit Julie noch einmal über die Wünſche der beiden Väter Rückſprache zu nehmen.

Verächtlich blickt ihm Bardus nach. „Ein Schwachkopf, ſagt er, aber ſo ſind ſie alle, die Leute, die nur auf der Oberfläche der Dinge umherkriechen und ſich dabei in ihrer ſchwachen Vernunft und unfruchtbaren Moral einbilden, ſie wären ebenſoviel wert wie wir.“ Da werde ſein Sohn doch einmal ein ganz andrer Mann werden. Der werde Newton, Leibniz und den ſubtilen Malebranche ſicher einſt in den Schatten ſtellen. Er wird in ſeinem Selbſtgeſpräch durch Martin unterbrochen, der in Reiſekleidern eintritt und ſeinen Herrn meldet, der ſoeben eingetroffen ſei und um die Erlaubnis bitte, ſeinem Vater ſeine Aufwartung machen zu dürfen. „Was für Komplimente, ruft Bardus ärgerlich, herein mit ihm!“ Aber er beruhigt ſich ſofort ſelbſt. „Er iſt eben ein guterzogner Sohn und voll Aufmerkſamkeit gegen ſeinen Vater.“ Nun tritt Bilveſee ſelbſt ein, ſcheinbar ganz Reſpekt und Ehrerbietung. Nach der erſten haſtigen Umarmung fragt ihn der Vater: „Nun, was machen die Monaden?“ Bilveſee wird verlegen. Aber Martin, der die Monaden wohl für eine Art weiblicher Weſen hält, antwortet mit tiefer Verbeugung: „Sie laſſen ſich Herrn Bardus aufs beſte empfehlen.“ Etwas mehr als ſein Diener weiß Bilveſee aber doch von den Monaden. Er ſtottert: „Sie ſind immer noch ſehr hochgeſchätzt.“ „Haſt du ſie auch zur Grundlage bei deinem ganzen Studium gemacht?“ fragt der Vater. Martin, dem ſein Irrtum klar geworden iſt, ſeufzt: „Die Monaden ſind ſchrecklich teuer geworden.“ „Der Herr Profeſſor verkauft ſie jetzt ſehr teuer,“ ſtammelt Bilveſee. „Wir konnten unmöglich etwas davon kaufen,“ fährt Martin fort. Bardus verbittet ſich ſolche Späße: „Der Doktor Difucius, mein Freund, hat mir feſt verſprochen, dich zu unterrichten und in unſre metaphyſiſchen Myſterien einzuführen.“

Daß dieſer Apoſtel der Monadenlehre kein andrer iſt als Chriſtian Wolff, darauf deutet ſchon der Spottname, den Friedrich ihm gibt, und der, wenn ich nicht irre, eine Art Gegenſtück zu Confucius, dem Stifter der orthodoxen chineſiſchen Moralphiloſophie, ſein ſoll. Aber die Identität wird ſofort

noch deutlicher. „Hat Doltor Difucius, fragt Bardus, noch nicht auf das erbärmliche Buch geantwortet, worin man ſein Syſtem widerlegen will?“ Wieder antwortet Martin für den Herrn: „Er iſt noch immer damit beſchäftigt, ſeine vierundzwanzig erſten Bände in Folio zu zitieren und muß ſehr viele Korkolarien, Theoriemenen und Agremente anbringen.“ Es ſind, wie man ſieht, dieſelben Vorwürfe unendlicher Weitſchweifigkeit und Breite, wie ſie Friedrich in ſeinem Aufſatze des mœurs gegen Chriſtian Wolff erhoben hat. Und vergleicht man vollends die Ähnlichkeit der Worte — auch dort wird über Wolffs Argumente, Korollarien und Zitationen geſpottet —, ſo kann man, glaube ich, nicht zweifeln, daß es auch in unſerm Luſtſpiel das Haupt der Halliſchen Philoſophie ſelbſt iſt, auf das Friedrich ſeine ſpitzen Pfeile ſendet.

Auch Bilveſee weiß jetzt etwas von Doktor Difucius zu ſagen. Der Profeſſor iſt ſehr fleißig, verſichert er eifrig, und ſeine Tochter hat mir geſagt, daß er immerfort damit beſchäftigt iſt, irgend jemand zu widerlegen. „Du ſcheinſt Lektionen bei der Tochter genommen zu haben, ſeufzt Bardus, und nicht bei dem Vater, dieſem großen Mann, der Zierde Deutſchlands und der Menſchheit. Zwei Jahre biſt du in Halle geweſen und kennſt nicht einmal die Geſchichte aller Refutationen, die dort geſchrieben werden?“ Er beruhigt ſich erſt, als der Sohn ihm beteuert, er habe alle Kollegien fleißig mitgeſchrieben. „Ja, verſichert auch Martin, unſre ganze Gelehrſamkeit ſteckt in unſerm Mantelſack, wenn wir auspacken, ſollen Sie Ihr blaues Wunder ſehen. Wir ſind vortrefflich beſchlagen. Sie hätten nur hören ſollen, wir Ihr Sohn auf der Univerſität ſeine Theſen verteidigte! Wir haben Ehre eingelegt.“

Sicherlich zu Bilveſees großer Erleichterung verläßt nun Bardus dies heikle Thema und ſetzt dem Sohne ſeine Zukunftspläne auseinander. Er habe ihm eine junge, ſchöne, wenn auch ein wenig kokette Braut ausgeſucht. Nach der Verlobung ſolle Bilveſee auf Reiſen gehn und nach der Rückkehr heiraten. „Du wirſt aus deiner Frau eine kleine Philoſophin machen, ſetzt er vergnügt hinzu, und mein Haus wird eine ganze Akademie der Wiſſenſchaften ſein.“ Bilveſee iſt ganz Gehorſam und Unterwürfigkeit. Aber kaum hat ſich Bardus entfernt, um eine lateiniſche Abhandlung zu holen, die er ſeinem Freunde Fabricius zur Durchſicht bringen will, ſo entlädt ſich Bilveſees Ingrimm über den alten Pedanten, wie er ſeinen Vater reſpektlos nennt, in tauſend Flüchen. Er habe bei dem Verhör Blut geſchwitzt und beſitze leider nicht mehr ſoviel Geld, um ſich ein Buch zu kaufen, aus dem er ſich über die Monaden etwas unterrichten könne. „Wir hätten eben fleißiger ſtudieren ſollen, ſeufzt Martin, wie oft habe ich Ihnen das geſagt, wenn wir alle Nächte uns auf den Straßen herumtrieben, am Tage uns betranken, Mädchen verführten, uns rauften und unſer Geld im Spiel verloren.“ Die Ausſicht, ſich bald verheiraten zu müſſen, ſchreckt Bilveſee wenig. Seines Erfolges ſei er ſicher, denn ihm habe noch nie ein Weib widerſtanden; und dann bekomme er Geld in die Finger und könne es in luſtiger Geſellſchaft durchbringen. Auch Martin findet dieſe Grundſätze denn doch etwas zu ſtark. „Sie waren ſo brav, als Sie von Hauſe fortgingen, klagt er, warum mußte man Sie auf die Univerſität ſchicken, wo böſes Beiſpiel, beſtändige Zerſtreuung und unbeſchränkte Zügelloſigkeit Sie verdorben haben.“ Aber Bilveſee ſtopft ihm bald mit einigen Kernflüchen den Mund.

In der Reſidenz zu Kleinhauſen

Von Maina Jenſen

(Fortſetzung)

Der Empfangstag im Schloſſe war gekommen. Seit Tagen ſchon hatte die Erregung deutlich auf allen Geſichtern gelegen — war durch die Straßen geſchwirrt. Und alles war gebeten! Von den Spitzen bis zu den Subalternen hinab! Das ließ bei den letzten die Wagſchale für den Herrn Miniſter plötzlich ſchwer und voll herabſinken, denn augenſcheinlich dankte man es doch ihm. Seine Durchlaucht richtete ſich in dieſen Dingen ja eigentlich ganz nach ſeinem Rate. Da war er doch mal wieder beamtenfreundlich geweſen! —

Ob ich mei Gelbs anzieh oder mei Rots? In ihrer Erregung vergaß ſich die Frau Amtsſekretär ſo weit, hierüber die Frau Regierungsrat Klipſel zu fragen, die ſie auf der Straße flüchtig angeredet hatte.

Da müſſen Sie ſich an Ihre Rangklaſſe wenden — die Rätinnen erſcheinen nach der Vorſchrift!

Da hatte ſies! Mit tränengewiſchten Augen kam ſie nach Haus.

Ja, wie oft muß ichs dir noch ſage, räſonierte ihr Mann, daß man ſich nie ſo weit vergeſſe ſoll!

Nun ſtrahlte der weiße, vergoldete Rokokoſaal in blendendem Lichterglanz. In feierlicher Ordnung waren die Beamten aufgeſtellt. Daneben drängte ſich flüſternd die Reihe ihrer Frauen. Die Häßlichen ein bißchen mehr nach vorn, die Hübſchern etwas nach hinten gerückt — man konnte nie wiſſen —

Befriedigt muſterte der Herr Miniſter und Hofmarſchall aus der Ferne ſeine Anordnung.

Jöſſes Schnetzer! Dei Aufhänger ſteht dir naus! flüſterte erregt die dicke Gattin des Herrn Bürgermeiſters und Standesbeamten. Eilig wurde die ſchwarze Öſe unter den Rockkragen heruntergebogen.

Der hat halt auch mal was anders ſehe wolle als die Bureautür! meinte einer, und murmelnder Beifall belohnte den Witz.

Nun, ſo fröhlich, meine Herren? Der Miniſter trat hinzu. In dunkelblauem Stahlglanz ruhten ſeine Augen prüfend auf den Geſichtern, über die es plötzlich wie Schatten herunterfiel. Aber er bemerkte es nicht. Mit einem bezaubernden Lächeln um den kleinen Mund wandte er ſich nun an die junge Aſſeſſorin nebenan.

Sie war die hübſcheſte unter den Frauen. Ein mächtiger dunkler Haarknoten krönte das ovale blaſſe Geſichtchen. Jetzt aber übergoß es ſich mit Purpurglut.

Auch Roſen blühen heute im Saal, ſprach er leiſe, blühen und freuen ſich ihres Daſeins! Darf man als Beglückter den Grund dieſer Freude teilen?

Dem Herrn Bürgermeiſter ſein Aufhänger — iſt herausgeſtanden — ſtammelte die kleine Frau, und ein ſcheuer Blick zitterte aus den dunkeln Augen in die ſeinen. Er trat etwas ſeitwärts von den übrigen zurück, und unwillkürlich folgte ſie ihm

Digitized by Google

nach. Dabei ſuchte ſie ängſtlich nach ihrem Mann. Drüben ſtand er an der Wand. Wie ſchlecht ſaß ihm doch heute ſein Frack! Und warum hielt er nur die Hände ſo linkiſch übereinander gelegt?

Ja, da ſteht er, Ihr guter Franz Joſeph, fuhr der Miniſter fort, ach, daß auch mich einmal dieſe Augen ſo bewundernd anſchauten! Ich hatte neulich einen ſchönen Traum — ſeine Stimme wurde zum Flüſtern, der Mond ſchien — die Nachtigallen ſchlugen — der Flieder blühte — Ihr Mann war, wie ſo oft, verreiſt. Sie ſtanden in Ihrem weißen Kleide oben am Fenſter und blickten in die Traumwelt hinaus — voll unbewußter Sehnſucht, verlangend — einſam. Da fiel ein dunkler Schatten an der Mauer unten entlang, dann trat eine hohe Geſtalt ins Mondlicht heraus. Und dieſe Geſtalt — war ich. Sie blickten herunter — ich hinauf — Sie wandten ſich — ich harrte bebend — dann kamen Sie — kamen — Sein Flüſtern wurde immer heißer, eindringlicher; Purpurglut wechſelte mit tiefer Bläſſe auf dem Geſichtchen vor ihm — aber wie in einem Bann hingen die großen Augen an ſeinem bleichen bebenden Munde. Ich legte den Arm um Ihre ſüße Geſtalt — wir ſchritten in Ihren Garten, das Treppchen hinauf, zwiſchen die blühenden Beete. An der erſten Laube gingen wir vorüber — ſie war zu hell vom Mond durchſchienen — dann kam die zweite — die war dunkel. Aber es war ein Traum — ein ſeliger Traum — muß er . . . es bleiben?

Der Saal hatte ſich inzwiſchen gefüllt. Gedämpftes Stimmengewirr lief an den Wänden entlang. Die Spannung in den Geſichtern wuchs von Minute zu Minute. In den Ecken flatterten, wie ein Schwarm aufgeſcheuchter Krähen, die Frauen der kleinern Beamten. Schwarz von Kopf zu Fuß! Als ginge es zu einem Begräbnis!

Ah, grüß Sie Gott, Herr Stallmeiſter! Die Frau Gemahlin nicht da?

Gewiß, gewiß, und ob! Na, meinetwege könnts jetz losgehe! und ein prüfender Blick ſtreifte die reich mit kalten Platten beladne Tafel, die die ganze Längsſeite des Saales einnahm.

Geh, Karl! Wer wird auch heut ans Eſſe denke, bei ſo ner Ehr! wiſperte ſeine Frau, die herzugetreten war, ſchäm dich au!

Na na, tu nur nit ſo! Freuſch dich doch au ſchon die ganze Woch drauf!

Mitten im Gewimmel ſtand auch Robert Feller. Eigentlich war ihm die ganze Sache ſchrecklich öde. Er hatte mit den wenigen Bekannten, deren er ſich in dem raſch die Perſonen wechſelnden Städtchen noch erinnerte, einige Phraſen ausgetauſcht und dann ein paar ältere Damen begrüßt. Sie waren alle wie geiſtesabweſend. Ihm war, als ſtünde er auf der Bühne, mitten in einem Luſtſpiel. Alle die Geſichter um ihn herum waren direkt draus hergelaufen. Dazwiſchen die hohe Geſtalt des Miniſters mit dem lächelnden Schurkengeſicht!

Oder konnte das Stück vielleicht auch eine Tragödie ſein?

Er ſah zu ſeinem Vater hinüber, der einſam an einem Pfeiler lehnte.

Schade, daß die kleine Lisbeth Lenz nicht da war! Er hatte ſie noch immer nicht geſehen, denn gleich am zweiten Tage ſeiner Ankunft war er tief in eine Gartenſtudie geraten — der Holler blühte nur ſo kurz —, da hatte er jede Stunde nutzen müſſen. Aber dieſer Tage wollte er ſie beſtimmt aufſuchen — zwiſchen allen den Maſken verlangte es ihn förmlich nach ihrem ſtillen Geſicht.

Da ſchmetterte eine Fanfare auf! Zwei rotberockte Diener poſtierten ſich links und rechts der Flügeltür. Nun ſtießen ſie ihre langen Stäbe zu Boden.

Fürſt und Fürſtin traten in den Saal. An der Tür ließ ſie den Arm ihres Gemahls los und eilte voraus mit kurzen ſchnellen Schritten. Etwas knieſchwachen Ganges, als Ausläufer einer niedergehenden Dynaſtie, folgte der Fürſt.

Digitized by Google

Totenſtille.

Man hätte eine Nadel fallen hören.

Nur ein Niedertauchen ging durch die Reihen, wie wenn der Wind über ein Kornfeld läuft.

Allein der Miniſter ſtand hoch aufgerichtet, und aus ſeiner Ecke ſah Robert Feller den Blick, den die Fürſtin mit ihm über die ſchwarzen Frackrücken wechſelte. Kurz wie ein Blitz —

Aber Unbeſchreibliches hatte darin gelegen von gemeinſamem Hohn.

Die Augen des jungen Malers hingen faſziniert an dieſem Geſicht, dieſer Geſtalt. Es erinnerte ihn an das herrlich gezeichnete Exemplar einer Tigerkatze, der er kürzlich lange im zoologiſchen Garten zugeſchaut hatte. Das raubtierartig Geſchmeidige wurde noch durch die gelbe kniſternde Seide erhöht. Um den bloßen Hals lag eine matte Perlenſchnur. Das ſah aus wie Tautropfen auf Elfenbein. Und drüber türmte ſich eine Flut dunklen Haares.

Eine Sekunde lang zitterte auch etwas in dem unbewegten Geſicht des Miniſters — die beiden Naſenflügel dehnten ſich —

Nun trat Ihre Durchlaucht an die vorderſte Reihe der Damen heran. Ein bezauberndes Lächeln lag dabei auf ihren vollen Lippen, zwiſchen denen die weißen Zähne blitzten. Berauſchendes ging von dieſem Lächeln aus.

Ich höre, Frau Superintendentin, ſagte ſie in ihrem tiefen fremdländiſchen Accent, mit dem ſcharfen Zungen-r, ich höre, daß Ihr Enkelchen erkrankt iſt? Wie leid mir das tut! Die Kriſis iſt doch überſtanden? Da wünſche ich nun recht baldige volle Geneſung.

Ihr Mann, liebe Frau Regierungsrat, hat ſich ganz wieder erholt von dem Malheur im Winter? Das war wirklich eine fatale Affäre!

Ach, Frau Bürgermeiſter! Wie lange iſt denn Ihr Töchterchen aus der Penſion zurück? Ich ſah es kürzlich. Das Kind hat einen eignen Charme!

Gar zu viel Ehre, Durchlaucht! Und die beglückte Mutter ſank, mit rot umzirkelten Backen, tief zu Boden.

Ja, es iſcht gut, ſo eine Penſion; man weiß nachher doch auch, was man für ſein Geld hat ...

Langſam ſchritt die Fürſtin weiter. Wirklich, jede einzelne der Damen mußte das Gefühl haben, mit ganz beſonderm Intereſſe behandelt worden zu ſein.

Ach, ſie iſcht zu liebenswürdig! Nein, wie ſie ſich aber auch um alles kümmert!

Ja, ſüß! wonnig! flüſterte die kleine Aſſeſſorsfrau.

Ach, daß unſer Herrgott ihr doch endlich ein eigen Kindchen ſchenken wollte! Die Tränen ſtanden der Bürgermeiſterin bei dieſen Worten in den Augen.

Und die Toilett wieder — wie ihr das Geld ſo gut geht!

Bewundernd folgten ihr alle Blicke.

Mit wem ſpricht ſie jetzt au? Ach, iſch das nit der jung Feller? Nei, aber hat ſich der verändert!

Ja, aber finde Sie nit, man merkt ihm der Künſchtler auch gar ſo wenig an? Meiner Freundin ihr Sohn in Dünkelhauſe iſcht auch Maler — aber da ſieht mans doch auch gleich!

Ja, und meine Sie, ſtolz ſoll er ſein! Sei Mutter hats mir geſchdern verzählt — aber nicht wahr, meine Damen, ganz im Geheimen? — daß er ſich auch ſo gar nit verſtehe woll, den Leit nach ihrm Geſchmack zu male. Ich mein, ein rechter Künſchtler muß ſich danach doch zuerſcht richte.

Digitized by Google

Na, zum Glück iſcht er ja nit ſo drauf angwieſe. Er ſoll aber doch ſchon Bilder verkauft habe. Das werde halt ſo Leut ſein, die die veraltet Richtung liebe. Sei Lehrer ſoll ja auch ſo einer gwäſe ſein! Feierbach mein ich, hat mir ſei Mutter gſagt.

Ja die Kunſt, die Kunſt! Sind die Damen mal wieder auf ihrem Lieblings=thema! Grüßend trat der Herr Kanaliſationsdirektor hinzu.

Der Fürſt hatte inzwiſchen die Runde bei ſeinen Beamten beendet. Leutſelig oder verbindlich; aber man ſah ihm an, er war froh, die Sache hinter ſich zu haben. Im ſtillen dankte er ſeinem Miniſter, der ihn ſo geſchickt zu führen verſtanden hatte. Daß dieſer angefeindet wurde, mein Gott, das war begreiflich. Alle großen Staatsmänner wurden angefeindet. Nein — ſie ſollten ihm nur mit ihren Beamtenquengeleien und =Verdächtigungen vom Halſe bleiben — er wußte, was er wußte!

Suchend ſah er ſich nach ſeiner Gemahlin um. Sie ſtand immer noch bei dem jungen Maler in lebhaftem Geſpräch.

So wandte ſich Seine Durchlaucht an den Kabinetſekretär, der hinter den Herrſchaften in den Saal getreten war, und ſprach mit ihm über die zur Kur in Oſtende eingetroffnen Fürſtlichkeiten.

Beglückt ſtand die alte Mutter Robert Fellers.

Vatter, flüſterte ſie, ſchau doch, ſie wills widder gut mache, was der Fürſcht letzthin an dir verſäumt hat.

Warts ab! Der Alte runzelte die Brauen. Er hatte ſchon einige Zeit den Miniſter beobachtet. Sich lebhaft unterhaltend ſtand er bei der Regierungsrätin Klipſel; aber ſein Blick lag mit unheimlichem Glanz auf dem Paar in der Ecke.

Das mattbronzene Geſicht der Fürſtin hatte ſich leicht gerötet. Pulſierendes Leben ſprühte aus den dunkeln Augen, wetterleuchtete um die vollen Lippen.

Alſo es bleibt dabei, bringen Sie mir von Ihren Studien, ſagte ſie nun und reichte dem jungen Maler die Hand.

Jöſſes, er wird ihr doch auch 'n Handkuß gäbe? flüſterte ſeine Mutter, ſo junge Leut kenne ebe die feinere Form noch ſo wenig! Wo hätt er ſie auch lerne ſolle? Er war ja immer fort von daheim!

Nein, er gab ihr keinen! Aber mit trunknen Augen blickte er hinter ihr drein, wie ſich die ſchlanke Geſtalt nun dem Miniſter zuwandte.

Habe mich vortrefflich unterhalten. Das iſt ja eine Bereicherung für unſer Neſt. Warum ſagten Sie mir noch nichts von dem jungen Manne, Krollinger?

Er meldete ſich zum Empfang und iſt deshalb natürlich auch eingeladen. Der Fürſt befahl aber, die Aufwartung dankend als gehabt anzuſehen. Auch ſchien mir, daß ein gewiſſer Mangel an Formen —

Macht nichts! Paßt zu ihm! lachte die Fürſtin. Freut mich, daß ich den hier traf! Aber nun Schluß! Man erſtickt ja in dieſer Appetitluſt!

Und mit beſtrickendem Lächeln wandte ſich Ihre Durchlaucht an die Damen:

Bitte, jetzt greifen Sie zu!

Desgleichen Seine Durchlaucht an die Herren. Dann ein gnädiges Kopfnicken — eine ebenſo gnädige Handbewegung zur Tafel hin — und die leuchtenden Geſtirne waren entſchwunden — erregt wogte alles durcheinander — man war auf die Erde zurückgekehrt . . .

Nur Robert Feller ſtand, als habe er aus reinſtem Himmelsgold plötzlich einen Guß Regenwaſſer über den Kopf bekommen. Wie war das möglich? Bei ſo viel Geſchmack und kluger Bildung eine ſolche plumpe Taktloſigkeit! Das glich ja direkt einer Rübenabfütterung! So, nun nehmt euern Raub! hatte es geklungen. Und nicht einmal pro forma ein Glas, ein Tellerchen mit zur Hand genommen! Empört

bäumte es ſich in ihm auf. Er hoffte die Beſtürzung auf allen Geſichtern zu ſehen, die Unentſchiedenheit — das Zaudern —

Da wurde er durch einen knallenden Sektpfropfen aus ſeinen Gedanken geriſſen. Er blickte auf und ſah einen Teil der Anweſenden ſich wie eine gierige Meute auf die Tafel losſtürzen. Löffel, Gabeln klirrten, Gläſer klangen — mit hoch aufgetürmten Tellern drängten ſich einzelne durch die noch Anſtürmenden hindurch in den Saal zurück. Der Herr Stallmeiſter voran. Er hatte einen ganzen Hummer erobert, neben dem ſich ein Berg Kaviar und Gänſeleberpaſtete wölbte. Die nötigen Brote ſchauten aus den Taſchen hervor. Hoch den Teller haltend, ſchritt er triumphierend durch den Saal und ſchnalzte mit der Zunge. Wohl bekomms! rief ihm der Waſſerbauinſpektor zu.

Robert zitterte. Er ſah nach ſeiner Mutter. Dort ſaß ſie, in ihrem ſchwarzen Seidenkleid, und mühte ſich eifrig an einem Huhn in Gelee. Ein dichter Kreis umſtand ſie, alle gleich eifrig eſſend, mit erregten Geſichtern. Man ſchien ihr zu gratulieren — ſie wehrte mit der Gabel ab. Was geſprochen wurde, konnte er nicht verſtehen. Er ſah nur noch, wie die Frau Amtsrichter der Rentmeiſterin, mit der ſie ſpinnefeind war, eine verzuckerte Erdbeere in den Mund ſteckte, und dieſe ſie mit verzückten Augen in die Backentaſche ſchob —

Ein Ekel überkam ihn. Er ſuchte ſeinen Vater. Endlich ſah er ihn mit einem Glas Sekt in der Hand an einer der Saaltüren ſtehn, neben dem Regierungsrat und dem Superintendenten. Alle drei ſchauten verſtimmt vor ſich hin. Nun traten noch ein paar andre Herren hinzu und ſchüttelten die Köpfe.

Robert hoffte, unbemerkt aus dem Saal verſchwinden zu können; doch er war noch nicht ganz zur Tür gelangt, als er ſich im letzten Moment dem Miniſter gegenüber ſah. Mit freundlichem Lächeln begrüßte ihn dieſer.

Ich freue mich außerordentlich, Sie hier zu ſehen!

Robert verbeugte ſich knapp. Und während er dieſes Geſicht, dieſen Mund ſtudierte, hörte er ihn ganz deutlich der Fürſtin Bericht erſtatten über den weitern Verlauf des heutigen Abends. Und dazwiſchen ihr lautes Lachen — das gab ihm einen Stich.

Und doppelt freut mich, fuhr der Herr Miniſter fort, daß ſich die Frau Fürſtin zu Ihnen herabgelaſſen hat. Ich hatte ihr von Ihrem Studiengange erzählt.

Wie plump iſt dieſer Menſch, dachte Robert, ſoeben hatte die Fürſtin geſagt, daß ſie nichts von einem Sohne des Herrn Forſtmeiſters geahnt habe. Er antwortete nicht. Etwas minder ſicher fuhr ſein Gegenüber fort: Sie wollten das Feſt der Durchlauchtigen Herrſchaften gerade verlaſſen?

Ja, der Empfang ſcheint beendet zu ſein.

Nun, ich verſtehe Sie. Ich hoffe jedoch, unſre heute angeknüpfte Bekanntſchaft ſei damit nicht beendet. Ich werde Sie im Auge behalten.

Robert ſtieg die breiten Marmorſtufen hinab. Der hohe Plüſchläufer ſog ſeine Schritte auf; nur aus dem Saal hinter ihm drang verworrnes Geräuſch — ihm war, als habe er keinen Boden mehr unter den Füßen. In den hohen Spiegelſcheiben der Treppenwand glitt ſeine eigne Geſtalt geſpenſtiſch zu beiden Seiten neben ihm die Stufen hinunter.

Aufatmend trat er ins Freie. Da lag die Sternennacht und leuchtete mit goldnen Augen wieder aus den breiten Waſſerarmen, die den Park durchzogen. Warum fielen ihm dabei die Blicke der Fürſtin ein? Ärgerlich ſchüttelte er den Kopf und ging weiter. Der Mond ſtand hoch am Himmel. Auf der Weideninſel oben in den Zweigen ſaßen die Pfauen und ſchliefen, wie Silber rieſelte das Licht von ihren Federn herab. Darunter auf dem See zogen ſchwarze Schwäne ihre

Digitized by Google

Kreiſe; ſie bewegten leiſe die ſchlanken Hälſe, wie im Traum, und ſtießen Klagelaute in die helle Nacht hinaus — Nebel ſtiegen aus den Raſenflächen auf, über denen das Schloß in ſeinem Lichterglanz lag.

Robert ſtand lange und ſah hinüber. Dort war ſie — hinter einer jener hohen ſtrahlenden Scheiben. Er meinte noch, ihren Atem beim Sprechen zu fühlen. Nein, es war der Abendwind, der einen Strom Roſenduft von den Beeten herübertrug. Dann fuhr er plötzlich zuſammen. Der Nachtzug brauſte hohl rollend an den nahen Wieſen hin, Signale tönten, von der Kirchturmuhr ſchlug es elf.

Nun würden wohl auch ſeine Eltern bald nach Hauſe gehn. Langſam ſchritt er durch die ſtillen Straßen und durch das vertraute Tor dem Forſthof zu. Aus dem Wohnzimmer fiel ſchon ein Lichtſchein; am Tiſch, unter der grünen Lampe ſaß ſeine Mutter in der Nachtjacke und trennte den Schmelzbeſatz wieder von ihrem Seidenkleid ab. Es war nur geliehen geweſen von der Frau Rentmeiſter, die hatte ihn heute nicht gebraucht — und zu kaufen war Schmelz immer ſehr teuer. Der Papagei in der Ecke war bei ſeinem Eintritt wach geworden und hüpfte unruhig an den Käfigſtäben entlang. Rob—bärt! rief er, Rob—bärt, wo kommſt du he—är? Robert gab ſeiner Mutter die Hand und ſetzte ſich zu ihr an den Tiſch.

Ach, zu ſchön wars doch widder, Robbert! Nei — und die Toilett von der Fürſchtin! Wie ihr des Gelb gut zu Gſicht gange iſch! — Der Vatter? Er hat mich herbracht und iſch dann noch zu de Herre ins Kaſino. Ich bin froh, daß er widder anfangt, mit ihne zu verkehre — Ja, jetzt ſag aber au endlich, was hat ſie denn alles mit dir gredet? Das war a Ehr! Nei, ſo a Ehr!

Wir haben von Paris und von Malerei geſprochen, Mutter, von einigen meiner Lehrer und Bekannten. Ich ſoll ihr morgen Skizzen ins Schloß bringen.

Jöſſes, Robbert, du? A nei, geh, du treibſch dei Spaß mit mir!

Aber Mutter, iſt das denn ſo etwas Unglaubliches?

Ja aber Robbert! Was werde da die Leut ſage — nei ſo was! ſo was! Je, du wirſch mir aber doch au nix Ungeſchickts ſchwätze? Und gar in der Kunſcht, wo man ſich ſo wie ſo nimmer auskennt? Sei nur mit dene Impreſſioniſchte vorſichtig! Der Kanaliſationsdirektor hat mich öfters wege dene gwarnt.

Robert mußte lächeln.

Nein, Mutter, beruhige dich! Die Impreſſioniſten gehn mich nicht mehr an, als ich will.

Er nahm die Viſitenkartenſchale, die feierlich mitten auf dem Tiſch ſtand. Obenauf lag eine Karte der Fürſtin, auf deren Rückſeite mit kurzen Worten um einen Beſuch gebeten war, ſchon völlig abgegriffen und verfleckt, da ſie immer wieder unter den andern hervorgeſucht und zuoberſt gelegt wurde.

Alles tat ihm weh heut Abend — auch ihr Bild, das daneben in goldnem Rahmen, mit eigner Unterſchrift prangte, mit ſteilen, feſten Handzügen.

Verloren blickte er in das ſchöne Raubtiergeſicht. Ja, das war ſie — nur im Leben noch viel ſchöner. Doch was wollte er eigentlich?

Verdroſſen über ſich und die ganze Welt ſtand er auf. Gute Nacht, Mutter, ich bin ſehr müde und will hinübergehn. Grüße den Vater, wenn du ihn noch ſiehſt.

Haſch denn du auch was geſſe, Robbert? Ich hab dich nirgends nit gſeh am Büffee? S' wär noch e Stück Gſälchts drübe in der Speis — oder hättſch am End lieber 'n Käs?

Ich danke dir, Mutter — für alles. Schlafe recht wohl.

Und Robert ging in ſein Schlafzimmer hinüber.

* * *

Digitized by Google

Ja, Betty, ganz gewiß, ich werde Diakoniſſin! Ich habs ſchon all die letzten Jahre gedacht — aber nun weiß ichs ganz beſtimmt.

Ernſthaft ſah die kleine Lisbeth Lenz ihrer Freundin dabei ins Geſicht, während ſie nebeneinander durch die verwinkelten Gäßchen gingen.

Da begreif ich dich nicht, Lisbeth; warum denn grad das?

Ach, ich denke es mir ſchön, kranken Menſchen zu helfen, ſie zu tröſten —

Ne du! Da würd' ich doch noch lieber Malerin oder ſo was! Du könntſt ja hier beim Löblhuber Unterricht nehmen?

Nein — Malerinnen gibts genug. Dafür muß man wirklich etwas Großes können, ſo wie — oder — ſie brach plötzlich ab. Nein, und ich muß auch fort von hier — mir iſt manchmal, als erſtickte ich — ſo eng iſt alles, ſo — ſo — traurig.

Ja, dieſen Winter war freilich gar nichts los, da haſt du ſchon Recht — bis auf Scherwinsky —

Du verſtehſt mich nicht, Betty — ich will ja keine Vergnügungen. Ach, ihr ſeid alle ſo anders —

Das is ja nett! So — na — und Betty lehnte ſich an das Geländer der Brücke, über die ſie gerade ſchritten, und trällerte mit den Fingern darauf.

Beide ſahen ſchweigend auf das klare Waſſer hinab. Dann ſagte Betty in pathetiſchem Ton:

Sahſt du ein Glück vorübergehn,
Das nie ſich wieder findet,
Iſts gut, in einen Strom zu ſehn,
Wo alles kommt und ſchwindet —

Ein tiefer Seufzer entrang ſich dabei ihrer Bruſt, ihr war, als ſähe ſie dort unten die rotbeſetzte Uniform des Leutnants Scherwinsky vorübergleiten. In wenig Tagen war ja ſein Urlaub abgelaufen — würde ſie ihn wohl je mehr zu Geſicht bekommen?

Lisbeth ſagte nichts. Aber um ihren Mund hatte bei der Strophe etwas wie Schmerz gezuckt.

Kennſt du die ſchönen Verſe auch? fragte ſie dann leiſe.

Ja, ich hatt ſie neulich auf einem Knallbonbon! Ach du, das war übrigens fein! Scherwinsky wollte gerade —

Sind Sie es denn wirklich, Fräulein Lisbeth?! tönte da eine Stimme hinter den beiden Mädchen, und ſie fuhren erſchrocken herum. Es war Robert Feller, der mit einer Mappe unter dem Arm aus dem Park kam. Erſtaunt ſah er in das junge Geſicht.

Es iſt mir zu ſchrecklich leid, daß ich noch nicht dazu kam, Ihnen und Ihren Eltern guten Tag zu ſagen — nun freu ich mich aber von ganzem Herzen —

Sie ſah ihn mit traurigen Augen an.

Ja, wir dachten ſchon, Sie kämen wohl gar nicht mehr.

Er ſchien es zu überhören.

Aber wahrhaftig, ſagte er dann, ich hätte Sie kaum wieder erkannt, ſo groß ſind Sie geworden und ſo — ſo —

Sagen Sie nur hübſch! fiel Betty, der ſich Robert mit einer Verbeugung vorgeſtellt hatte, lachend ein, und da will ſie Krankenpflegerin werden! Und ſie ſchlug ihrer Freundin auf die Hand.

Nein wirklich?

Ja, ich glaub — ich weiß noch nicht —

Wie um Schonung bittend, ſahen ihn die braunen Augen an.

Ja, jetzt ſagt ſie ſo — aber — Sie müſſen nämlich wiſſen, es iſt ihr nicht mehr gut genug bei uns, Herr Feller, ſie hat höhere Ideen!

Der Maler ſah überraſcht in Lisbeths ernſtes Geſicht. Wie eigenartig war es geworden, mit den feinen dunkeln Brauen! Und doch waren es noch die lieben Kinderzüge, alles fand er darin wieder. Schöne, vergeſſene Erinnerungen ſtiegen vor ſeiner Seele auf; ihm wurde ſo gut, ſo warm ums Herz, als ſei er jetzt eben erſt aus der Fremde in die Heimat zurückgekehrt.

Das dürfen Sie nicht — Lisbeth, ſagte er und nahm ihre Hand.

Da tönte Pferdegetrappel, ein leichter Korbwagen flog vorüber.

Halten, Friedrich! rief eine Stimme, und gleich darauf ſprang die Fürſtin leichtfüßig heraus.

Eine dunkle Blutwelle ſchlug Robert ins Geſicht. Haſtig grüßte er die jungen Mädchen und wandte ſich Ihrer Durchlaucht entgegen, die die vorbeigefahrne kurze Strecke zurückkam.

Freu mich, Sie zu treffen, Feller! Der letzte Entwurf gefällt mir. Erinnert an Feuerbach — und doch eigenartig. Ich will zum Fiſcheſchießen nach der Eremitage hinüber. Haben Sie Zeit? Fahren Sie ein Stückchen mit.

Leicht taumelnd folgte ihr der junge Maler, und das zierliche Gefährt flog mit beiden davon.

Die Mädchen hatten ſich tief verneigt.

Nun ſagte Betty, den Staubwölkchen nachblickend: Na, ſo 'n Männerlackhut tät ich mir als Fürſtin auch nich aufſetzen — und der kurze Seidenrock dazu. Aber das muß jetzt modern ſein, im letzten Wiener Journal war auch was ähnliches. Haſt dus geſehen?

Nein — ich erinner mich nicht mehr.

Du, aber verteufelt weiß ſie trotzdem, was ſteht! Wenn ich ein Mann wär, raſend tät ich mich in ſie verlieben — na, was haſt du denn? und ſie ſah ihre Freundin verwundert an, wegen vorhin, mit der Krankenſchweſter, das nimmſt du mir doch nicht übel?

Lisbeth ſchritt wie nachtwandelnd vorwärts. Sie ſchüttelte den Kopf und verſuchte zu lächeln. Aber ihr Mund zuckte nur. Wie verblaßt ſahen die jungen Augen in den Glanz hinaus.

Mir fällt eben ein, Betty, ſagte ſie dann, ich muß ja noch zu Fräulein Minette hinauf, ihr etwas von der Mutter auszurichten. Wir ſehen uns wohl in den nächſten Tagen wieder? Gehſt du hier? dann leb wohl — und haſtig bog ſie, den ſchmalen Pfad an der Kirche entlang, aufwärts.

Betty ſah ihr einen Augenblick nach, mit erhobnem Stumpfnäschen. Dann zog ſie die Augenbrauen in die Höhe, zuckte die Achſeln und ſchwenkte am Superintendentenhauſe vorüber, wo Scherwinsky zu Beſuch war, ihrem Elternhauſe zu.

(Fortſetzung folgt)

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsſpiegel. (Der Kaiſer und die braunſchweigiſche Frage. Das Haus Cumberland — Fremdlinge in Braunſchweig wie in Deutſchland, ohne jeden Anſpruch auf braunſchweigiſche Anhänglichkeit. Die Aufzeichnungen des Fürſten Hohenlohe. Nochmals die Kolonialtruppen.)

Bei den publiziſtiſchen Erörterungen über die Braunſchweiger Angelegenheit wird vielleicht dem Umſtande zu wenig Rechnung getragen, daß in den Erlaſſen des Fürſten Bülow nicht ſowohl der Reichskanzler und preußiſche Miniſter des Auswärtigen als vielmehr der Kaiſer in ſeiner doppelten Eigenſchaft als Reichsoberhaupt und König von Preußen ſpricht. In einer ſo wichtigen Sache iſt es ſelbſtverſtändlich, daß alle amtlichen Äußerungen zuvor der Zuſtimmung des Kaiſers unterbreitet werden, und es iſt daran feſtzuhalten, daß die entſchiedne Abwehr der welfiſchen Beſtrebungen und damit auch der Thronbeſteigung des Herzogs von Cumberland hauptſächlich vom Kaiſer ausgeht, mit deſſen Auffaſſung ſich Fürſt Bülow allerdings in voller Übereinſtimmung befindet. Namentlich in der preußiſchen Antwort iſt der Satz bemerkenswert: „Es kann Preußen nicht zugemutet werden, daß es in dem benachbarten Bundesſtaat eine welfiſche Regierung dulde, durch die der preußiſche, unter dem Schutz der Reichsverfaſſung ſtehende Beſitzſtand gefährdet werden würde.“ Dieſer Satz richtet ſich offenbar gegen die Thronbeſteigung irgendeines Mitgliedes des cumberländiſchen Hauſes.

Einige deutſche Zeitungen haben an den Erlaſſen des Fürſten Bülow auszuſetzen, daß ſie „wenigſtens im Ton“ hätten freundlicher ausfallen können. Dazu war aber doch wirklich keine Veranlaſſung gegeben. Mit Sentimentalitäten macht man keine Politik, und die Angelegenheit eignet ſich ganz und gar nicht zu einem Rührſtück. Die braunſchweigiſche Landesverſammlung mußte ſich über die Antwort im voraus klar ſein. Weder für Preußen noch für das Reichsoberhaupt beſteht die allergeringſte Veranlaſſung, die Haltung zu ändern, die dem preußiſchen Antrage von 1885 und dem daraufhin gefaßten Bundesratsbeſchuß zugrunde liegt. Das iſt nun auch deutlich genug in den Worten ausgeſprochen: „Die Königliche Staatsregierung würde hiernach einem etwaigen Antrag auf Aufhebung oder Abänderung des Bundesratsbeſchluſſes vom 2. Juli 1885 ihre Zuſtimmung verſagen müſſen.“ Damit iſt die Antwort Preußens im voraus gegeben für den Fall, daß von irgendeiner Seite her ein ſolcher Schritt verſucht werden, oder daß die braunſchweigiſche Landesverſammlung etwa in dieſem Sinne beſchließen ſollte. Es iſt nicht anzunehmen, daß ſie die Kraftprobe machen wird.

Die Sehnſucht, die im braunſchweigiſchen Lande nach dem Herzog beſteht, iſt außerhalb Braunſchweigs nicht recht verſtändlich. Wenn es ſich um eine fürſtliche Familie handelte, die ſeit Jahrhunderten ihr Wohl und Wehe mit Braunſchweig verknüpft, z. B. die ſchwere Zeit von 1806 bis 1815 mit dem Lande getragen hätte, ſo würde die für ein ſolches Fürſtenhaus bekundete Anhänglichkeit ſelbſtverſtändlich und erklärlich ſein. Aber der Herzog von Cumberland und ſeine Nachkommenſchaft ſind dem Lande Braunſchweig nicht nur vollſtändig fremd, haben mit ihm nichts als den Namen gemeinſam; im Gegenteil, wenn über die Fortdauer „der Ungewißheit“ im Lande Unzufriedenheit beſteht, ſo iſt ausſchließlich der Herzog dafür verantwortlich, der ſeit zweiundzwanzig Jahren nicht nur nichts dafür getan hat, die Ungewißheit und damit die dadurch hervorgerufne Unzufriedenheit zu beenden, ſondern im Gegenteil alles, ſie zu verewigen. Auf die Anhänglichkeit der Braunſchweiger hat ſomit der Herzog und hat ſein Haus nicht den geringſten moraliſchen Rechtstitel. Glauben denn die Braunſchweiger wirklich, daß ſie ſich unter einer welfiſchen Regierung, die von Preußen fortgeſetzt mit Mißtrauen beobachtet

Digitized by Google

werden müßte, einem Mißtrauen, das dem Wohlergehen des braunſchweigiſchen Landes ſchwerlich frommen kann, wohier befinden würden, oder daß ihnen unter der welfiſchen Regierung eine beſondre Glückſeligkeit zuteil werden würde? Das Haus Cumberland ſteht auch dem Deutſchen Reiche fremd gegenüber, ſeit mehr als einem Menſchenalter hat es an der arbeitsvollen Entwicklung Deutſchlands, an ſeinen Sorgen und an dem Dienſt des Reiches, an dem fürſtlichen Dienſt für das Reich, nicht den geringſten Anteil genommen; ſeine Mitglieder ſind für Deutſchland wie für Braunſchweig Fremdlinge. Die Zumutung an Preußen, mit dem Hauſe Cumberland ſeinen Frieden zu machen, den unter den einzig annehmbaren Bedingungen eingehen zu wollen dieſes bisher beharrlich abgelehnt hat, und an den Reichskanzler, dieſen Frieden herbeizuführen, geht darum ziemlich weit. Die Zeit, wo der Friedensſchluß möglich war, iſt verpaßt und vorüber, es müßte ſeltſam zugehen, wenn die Bedingungen heute noch in loyaler Weiſe dargeboten und in loyaler Weiſe erfüllt werden ſollten. Braunſchweig mag nun getroſt einen Regenten wählen, für den Preußen ihm keinen Kandidaten auferlegt, die Regentſchaft wird für das Land jedenfalls weniger Nachteile haben als ein welfiſches Regiment. Wenn die Geſchichte über das Haus Cumberland zur Tagesordnung übergegangen iſt, ſo hat es ſich das ganz allein zuzuſchreiben.

Die Aufzeichnungen des Fürſten Hohenlohe über die Bismarckkriſis haben in Anbetracht der Perſönlichkeit ihres Verfaſſers um ihres Inhalts willen ein begreifliches Aufſehen erregt. Wäre dem Fürſten Hohenlohe die Zeit geblieben, ſeine Erinnerungen, wie er beabſichtigt hatte, ſelbſt zu bearbeiten, ſo würden ſie wahrſcheinlich anders ausgefallen ſein als dieſe Veröffentlichung bruchſtückweiſer und keineswegs lückenloſer Notizen, die ihrer ganzen Natur nach nur Gedächtnismerkmale für den Augenblick und in ihrer erſichtlich ſehr flüchtigen Niederſchrift keineswegs beſtimmt waren, Geſchichte zu werden. Bei der Natur ſeiner Beziehungen zu Bismarck fällt es auch auf, daß Fürſt Hohenlohe, obwohl am 21. März früh in Berlin eingetroffen, Bismarck erſt am 27., alſo am ſiebenten Tage ſeiner Anweſenheit, aufſucht, zumal er ſogar noch an dieſem Tage mit der Möglichkeit rechnet, oder ſie doch wenigſtens andeutet, daß der Kaiſer Bismarck binnen wenigen Monaten zurückrufen werde.

Was das damalige Verhältnis Deutſchlands zu ſeinen beiden Nachbarn anlangt, ſo darf nicht überſehen werden, daß wir mit Rußland den ſeitdem bekannt gewordnen Geheimvertrag hatten, der unmittelbar vor der Erneuerung ſtand, als die Märzkriſis ausbrach. Bismarck ging keineswegs darauf aus, Rußland gegen Öſterreich zu unterſtützen. In den „Gedanken und Erinnerungen“ ſagt er wörtlich: „Wir müſſen und können der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie das Bündnis ehrlich halten; es entſpricht unſern Intereſſen, den hiſtoriſchen Traditionen Deutſchlands und der öffentlichen Meinung unſers Volkes. ... Wir dürfen Öſterreich nicht verlaſſen, aber auch die Möglichkeit, daß wir von der Wiener Politik freiwillig oder unfreiwillig verlaſſen werden, nicht aus dem Auge verlieren.“ Weiter ſpricht Bismarck ſich dafür aus, daß Deutſchland England oder Öſterreich nicht unterſtützen ſolle, falls dieſe ſich einem ruſſiſchen Angriff auf Konſtantinopel widerſetzen ſollten, ſondern Deutſchland ſolle abwarten, „ob Öſterreich angegriffen wird und damit unſer casus belli eintritt“. Es hat ſich 1890 in dieſer Frage wohl nur um Mißverſtändniſſe gehandelt, hervorgerufen durch eine gegenteilige Beurteilung der damaligen ruſſiſchen Truppenbewegungen, die in der Märzkriſis eine große Rolle geſpielt haben, die Hohenlohe aber nicht einmal erwähnt, obwohl dieſe Dinge längſt öffentlich ſind, und er ſie in ſeiner Stellung ſicherlich damals in Berlin erfahren hat.

Als Fürſt Hohenlohe noch Reichskanzler war, hatte ein Beſucher eines Tages Gelegenheit, ihm die Geneſis der Märzkriſis von 1890 vorzutragen, wie der Be-

Digitized by Google

ſucher ſelbſt ſie aus dem Munde Bismarcks empfangen hatte. Hohenlohe hörte aufmerkſam zu. Als der Gaſt geendet hatte, bemerkte der Fürſt: „Ihre Mitteilungen ſind mir doppelt intereſſant, einmal um ihres Inhalts willen, und ſodann, weil ſie ſich genau mit dem decken, was der Kaiſer ſelbſt mir darüber erzählt hat“, wobei er dann hinzufügte, daß jene Aprilnacht auf der Fahrt und in der Jagdhütte vollſtändig der Beſprechung dieſes Gegenſtandes gewidmet geweſen ſei. Aber gerade die Aufzeichnungen über die Mitteilungen des Kaiſers ſcheinen recht lückenhaft und ungenau zu ſein, wie ſie denn ſchon in ihrem äußern Umfange nicht dem Inhalt eines einſtündigen oder gar mehrſtündigen Geſprächs entſprechen. Das Erſcheinen des Buchs ſteht unmittelbar bevor, und es wird dann vielleicht angezeigt ſein, auf ſeinen Geſamtinhalt zurückzukommen.

Zu der vielerörterten Frage der künftigen Unterſtellung der Kolonialtruppen iſt in der Allgemeinen Zeitung bemerkt worden, zunächſt müſſe die Frage der künftigen Geſtaltung der Kolonialverwaltung zum Austrag gebracht werden, bevor an dieſe Angelegenheit herangetreten werden könne. Nach vorliegenden Anzeichen wird der Gegenſtand bei der Beratung über das Kolonialamt im Reichstage ſofort berührt werden und eine nicht geringe Rolle ſpielen. Selbſtverſtändlich muß den Gouverneuren in den Kolonien die Verfügung über die Truppen bleiben, das hat aber mit der Frage, was für eine Inſtanz in Berlin die Aufſtellung, die Ausrüſtung, den Transport, die Sorge für den Erſatz uſw. betreiben ſoll, eigentlich wenig zu tun. Da dabei doch immer wieder auf das Kriegsminiſterium zurückgegriffen werden muß, ſo iſt kein Grund zu ſehen, weshalb dieſe Behörde nicht die Verwaltung in der Hand behalten ſoll. Die Einheitlichkeit des Kolonialdienſtes wird dadurch doch in keiner Weiſe berührt. Die Kolonialverwaltung beantragt das Erforderliche beim Kriegsminiſter, und dieſer ſtellt es ihr gebrauchsfertig zur Verfügung. Damit ſind nicht nur die Bürgſchaften für Sparſamkeit und Zweckmäßigkeit gegeben, ſondern auch für den bleibenden Zuſammenhang mit der Armee, die aus ihren Reihen Offiziere und Mannſchaften für den Kolonialdienſt beurlauben muß. Es handelt ſich ja nicht um auf der Straße angeworbne Leute, ſondern um Angehörige des Heeres, das ſie zu ſtellen und — die Offiziere für den Frontdienſt, die Mannſchaften für den Beurlaubtenſtand — zurückzunehmen hat. *z*

Das nordamerikaniſche Parteileben und ſeine Rückwirkung auf Europa. Mit dem Siege der Republikaner bei der nächſten Präſidenten- und Kongreßwahl würde ſich der Hochſchutzzoll in den Vereinigten Staaten behaupten, der Imperialismus zunehmen und der zollpolitiſche Panamerikanismus bedeutend aufflammen. Erringen dagegen die Demokraten die Palme, ſo ſetzt man wahrſcheinlich die Zölle herunter, ſchon um die verhaßten Truſts an ihrer empfindlichſten Stelle zu treffen. Der Imperialismus wird abgeſchwächt, und von Panamerikanismus kann gar keine Rede mehr ſein. Die Rückwirkung auf Europa iſt deshalb handgreiflich, und zwar ſo ziemlich für alle europäiſchen Staaten dieſelbe.

Wie das Glücksrad aber laufen wird, darüber können ſich die Amerikaner ſelber kaum eine klare Vorſtellung verſchaffen. Nur einige Punkte ſtehen unbedingt feſt. Dazu gehört vor allem, daß die Truſts außerordentlich verhaßt ſind, nicht nur bei den Demokraten, ſondern auch bei der großen Mehrheit der Republikaner, obwohl ſie dieſe durch ihre rieſigen Mittel mit früher ungekannten Wahlfonds ausſtatten. In der Tat, die Truſts können gar nicht anders. Denn die Republikaner ſind die Partei des Hochſchutzzolls, der den beſten Wall bietet, hinter dem die monopolartigen Bildungen des Rieſenkapitals ihre erpreſſeriſchen Preiſe durchſetzen können. Eben ſo ſicher iſt aber auch, daß große Maſſen innerhalb der republikaniſchen Partei einen ausgeſprochnen Haß gegen das Treiben des Rieſenkapitals haben,

Digitized by Google

das in großen Haufen die kleinern Unternehmungen zerſtört hat und ſowohl die Arbeiter wie die Käufer von ſeiner Willkür abhängig macht.

Sogar der beſte und volkstümlichſte Mann der republikaniſchen Partei, der Mann, der in ſeiner Perſon ein gut Teil der Kraft dieſer Partei vereinigt, Präſident Rooſevelt, hat die Gefahren des Truſtweſens erkannt und zugegeben. Er hat ſich ſcharf gegen ſie gewandt und dadurch ſeine Popularität außerordentlich befeſtigt. Allerdings hat er ſich ſchwankend verhalten. Er hat zuweilen geradezu von der Natwendigkeit geſetzgeberiſcher Maßregeln zur Zügelung der Übermacht der Plutokratie geſprochen. Und dann hat er wieder geſagt, daß er weit entfernt ſei, die Truſts in Bauſch und Bogen zu verdammen; ſie müßten nur unter Staatsaufſicht geſtellt werden, damit ihre Wirkſamkeit zum Nutzen des Gemeinweſens geſichert werde. Beim Antritt ſeines Amtes griff er die Äußerung ſeines Vargängers Mac Kinley auf, daß die Induſtrie in vielen Zweigen ſo ſehr erſtarkt ſei, daß man an Herabſetzung mancher Zölle denken müſſe. Das verkündete Roaſevelt auch als ſeine Anſicht. Später aber wies er rundweg alle Zumutungen, den Zolltarif zu revidieren, als unmöglich zurück. Die Sache war nämlich die, daß das Rieſenkapital anfing, ſich gegen ihn zu wenden. Es machte Miene, mit ſeinen Beiträgen für die Parteikaſſen zurückzuhalten, wenn nicht entweder Raaſevelt ſich anders verhalte aber aber durch einen andern Mann erſetzt werde. Raaſevelt hat ſich aber ſehr wohl gehütet, völlig mit ſeinen truſtfeindlichen Tendenzen zu brechen. Er hat als Schiedsrichter den Streit der Anthrazitkahlenbergwerke mit ihren Arbeitern zugunſten dieſer entſchieden. Auch das Geſetz gegen die ausbeuteriſche Tarifpalitik der Eiſenbahnen hat er begünſtigt, und endlich iſt er der Mann der Aufdeckung der ſchimpflichſten Zuſtände im Fleiſchtruſt geweſen.

Wie die Truſts jetzt zu ihm ſtehen, weiß man nicht. Daß ſie ihn nicht lieben, iſt ſicher, aber ob ſie eine Attacke gegen ihn wagen, iſt durchaus ungewiß. Denn die große Menge der Truſthaſſer bleibt nur deshalb bei der republikaniſchen Partei, weil ſie in Roaſevelt einen einflußreichen Geſinnungsgenaſſen verehrt. Stellen die Republikaner ſtatt ſeiner einen ausgeſprachnen Truſtfreund auf, ſo unterliegen ſie ganz ſicher. Es iſt nun nicht ausgeſchlaſſen, daß die Truſts ſuchen werden, ein faules Kampromiß anzuſtreben, nämlich daß Roaſevelt 1908 wieder Präſident wird, daß jedach erſtens die Zölle unangetaſtet erhalten bleiben, und daß zweitens nur Scheinmaßregeln gegen die Truſts getroffen werden, denen ſie das im amerikaniſchen Gerichtsweſen ſa ausgiebig bekannte Schnippchen ſchlagen können. Ob Rooſevelt ſich dazu hergibt?

Die Truſts ſind alſo die Achillesferſe der Republikaner. Da ſie das fühlen, treffen ſie ſchan jetzt Varkehrungen, nach andrer Richtung hin ihre Popularität aufzufriſchen. Das gilt zunächſt vom Panamerikanismus, d. h. von der Gewinnung bevarzugter Abſatzmärkte für ihre Ausfuhr auf Koſten der europäiſchen Induſtrie. Das iſt in den Vereinigten Staaten ſehr populär. Denn man ſagt ſich dort: auf neutralem Gebiet können wir mit der nur „Hungerlöhne" zahlenden eurapäiſchen Induſtrie nur ſchwer konkurrieren; wir müſſen, wenn wir unſre hahen Löhne erhalten wallen, uns Varzugstarife für Süd- und Mittelamerika verſchaffen; alſa hinaus mit der engliſchen und deutſchen Kankurrenz; ſchließen wir „Gegenſeitigkeitsverträge" mit den kleinern Staaten ab. Salche hat man ſchon einmal, 1888 bis 1892 in anſehnlicher Zahl geſchaffen. Seitdem ſind ſie rapid eingegangen. Nun aber iſt Staatsſekretär Root in Rio de Janeira geweſen und hat zunächſt mit Braſilien und Ecuadar neue Verträge dieſer Art geſchlaſſen. Er durchreiſt Südamerika, um weiter in dieſem Sinne zu wirken, ſtößt aber in Argentinien und Chile auf ſchwere Hinderniſſe, weil dieſe Staaten weitaus das größte Ausfuhrgeſchäft nach Europa richten, und die Nardamerikaner ihnen gar keine Zallvarteile auf Kaſten Europas einräumen können.

Digitized by Google

Schwieriger liegt die Sache bei Kuba. Wohl betreiben der Zuckertruſt und der Tabaktruſt die Annexion; vielleicht ſtehn ſie hinter dem jetzigen Aufruhr. Aber bei dem böſen Mißerfolg, den die Vereinigten Staaten auf den Philippinen gehabt haben, kann dem Präſidenten weder der Aufruhr noch die Notwendigkeit einer Einmiſchung (zu der die Vereinigten Staaten freilich berechtigt ſind) willkommen ſein. Noch viel mehr gilt das von einer Annexion der Inſel wider den Willen der Bevölkerung.

Auf der demokratiſchen Seite iſt von der größten Tragweite, daß der leitende Mann den Bimetallismus, mit dem er ſich ſo ſchwer kompromittiert hatte, und mit dem er 1896 wie 1900 die Kampagne verlor, offen über Bord geworfen hat. Der Bimetallismus iſt tot, ſagt der frühere Kandidat Bryan, er iſt an der Goldproduktion Südafrikas geſtorben. Er und mit ihm die Partei ſetzt alles auf den Haß gegen die Truſts. Er bringt ihn in viel wildern Formen zum Ausdruck als Rooſevelt, wie er überhaupt ein weit weniger beſonnener Mann iſt, deſſen Tiraden zuweilen an den Anarchismus ſtreifen. Aber er iſt ein Volksredner allererſten Ranges, eine dämoniſch-demagogiſche Natur. Vor einigen Wochen kam er von einer Weltreiſe, auf der er unter anderm die Philippinen, Deutſchland und England beſucht hatte, nach Newyork zurück. Das großartige Empfangsfeſt, zu dem Delegierte und private Verehrer aus dem ganzen Gebiete der Union herbeigeſtrömt waren, verlief nach ſeinen eignen Anordnungen. Namentlich hatte er zur Bedingung gemacht, daß als durchſchnittliche Spende für die Koſten nur ein Dollar gegeben werden dürfe; niemand dürfe mehr als fünfzig Dollar geben, denn er wolle nicht als Vertreter der Kapitaliſten erſcheinen. Im Gegenteil, er rief: die Plutokratie muß ausgetilgt werden; ſie ſchlägt den freien Wettbewerb in Bande. Reviſion des Zolltarifs, denn das iſt das einzige, was ihren Künſten, die Geſetze des Landes wie Spinngewebe zu zerreißen, ein Ende macht. Und dann Übergang der Eiſenbahnen in das Eigentum der Staaten, damit nicht mehr durch willkürliche Tarifmanipulationen das Publikum geſchunden werden kann. Los von den Philippinen, denn die gewaltſame Beherrſchung fremder Völker iſt verfaſſungswidrig. Wenn wir uns auf ein Schutzverhältnis beſchränken, ſo werden die Filipinos uns mit Freuden alles abtreten, was wir an Kriegshäfen in ihrem Lande brauchen. Wir werden dankbare Freunde haben.

Dieſe leidenſchaftlichen Ausführungen enthalten die Stärke aber auch die Schwäche der demokratiſchen Partei. Der redneriſche Erfolg wird ſehr verſchieden beurteilt. Viele Stimmen meinen, Bryan habe durch die Rede ſeine Chancen vollkommen verſpielt. Namentlich die Verſtaatlichung der Eiſenbahnen werde in dem nach Freiwirtſchaftlichkeit ſtrebenden Amerika niemals populär werden. Man fürchte die mit der ſtaatlichen Verwaltung kommende Korruption. Der höchſte Trumpf in der Hand der Demokraten ſei die Feindſchaft gegen die Truſts. Wenn Rooſevelt feſt bleibe und dem Rieſenkapital nichts nachgebe — wenigſtens ſcheinbar nichts —, ſo manövriere er die Gegenpartei in den Sumpf. Er habe es ſehr geſchickt angefangen, daß er die Truſtfeindſchaft für ſich einſpanne. Dagegen führen andre aus, daß erſtens das Verhalten der Truſts noch unklar ſei, und daß zweitens die Demokraten die Angriffe Rooſevelts gegen die Truſts als eine Huldigung für ihre, der Demokraten Grundſätze anſehen müßten. Wolle die Nation etwas erreichen, ſo müſſe ſie mit den Demokraten zur Reviſion des Zolltarifs ſchreiten.

Am 6. November d. J. wird das Repräſentantenhaus neu gewählt. Jetzt hat es eine große republikaniſche Mehrheit. Wird ſie auch nur erſchüttert, ſo wirft das ein ſchlechtes Licht auf die weit wichtigere Wahl vom Jahre 1908. Wird ſie gar beſeitigt, was aber kaum anzunehmen iſt, ſo iſt Rooſevelt gelähmt. Denn eine imperialiſtiſche Politik kann er nicht allein mit dem Senat, eine truſtfeindliche nicht allein mit dem Repräſentantenhauſe machen.

Digitized by Google

Auch eine Reſolution. Wohin die Sucht, bei jeder paſſenden und unpaſſenden Gelegenheit Reſolutionen loszulaſſen, führt, zeigt der ſonderbare Beſchluß, den nach den Mitteilungen der Tagespreſſe die Generalverſammlung des Bundes Deutſcher Frauenvereine bei ihrer Tagung in Nürnberg am 4. Oktober gefaßt hat. Dieſe Reſolution lautet: „Der in Nürnberg verſammelte Bund Deutſcher Frauenvereine gibt ſeiner tiefen Empörung Ausdruck über die jeder Geſittung Hohn ſprechenden Greueltaten, die in Rußland aus Raſſenhaß und im Intereſſe der Aufrechterhaltung der Autokratie fortgeſetzt an wehrloſen Frauen und Kindern verübt werden. Er gedenkt ferner mit hoher Bewunderung derjenigen ruſſiſchen Frauen, die an dem gewaltigen Ringen ihres Volkes um perſönliche und bürgerliche Freiheit ſo heldenhaft teilnehmen.“ Hat der „Bund Deutſcher Frauenvereine“, der unſers Wiſſens ſtatutengemäß jede politiſche Tätigkeit ausſchließt, wirklich nichts beſſeres zu tun, als mit papiernen Proteſten gegen die angeblich zur Aufrechterhaltung der Autokratie in Rußland verübten Greueltaten einzuſchreiten? Verſpricht er ſich von ſolchen Redensarten irgendeinen Erfolg? Die Damen, die ſo kategoriſch verlangen, daß Polizei und Soldaten, die bei ihrem Erſcheinen von dem mord- und raubgierigen Pöbel mit Revolverſchüſſen und Bomben empfangen werden, gegen das „ſchwache“ Geſchlecht mit Schonung vorgehn ſollten, ſcheinen keine Ahnung davon zu haben, daß, wie bei allen revolutionären Bewegungen, auch bei der ruſſiſchen Revolution die Weiber am fanatiſchſten hetzen und kämpfen.

Noch bedenklicher aber iſt, daß der „Bund“ den ruſſiſchen Frauen, „die an dem gewaltigen Ringen ihres Volkes um perſönliche und bürgerliche Freiheit ſo heldenhaft teilnehmen“, ſeine „hohe Bewunderung“ auszudrücken für nötig hält. Es iſt den Damen wohl gänzlich unbekannt, daß die Mehrzahl dieſer „heldenhaft“ kämpfenden Frauen aus Dirnen und unreifen Mädchen — Studentinnen und Schülerinnen — beſteht, deren Begriffe von „Freiheit“ ebenſoſehr mit den ethiſchen Anſchauungen gebildeter Nationen kollidieren wie die Mittel, mit denen ſie die Verwirklichung ihrer „Ideale“ durchzuführen ſuchen.

Jedenfalls beweiſt die „Reſolution“ wieder einmal, wohin es führt, wenn ſich Frauen, anſtatt in ihrem natürlichen Wirkungskreiſe zu bleiben, um Dinge bekümmern, von denen ſie nichts verſtehn, und denen ſie nicht mit verſtandesmäßigen Erwägungen, ſondern mit Gefühlen gegenübertreten. J. R. H.

Grenzboten
42

Ruſſiſche Briefe

Von George Cleinow

1

Die innere Politik Rußlands ſitzt, von außen betrachtet, wieder einmal in der Sackgaſſe. Will man ſich in dem Chaos einigermaßen zurechtfinden, dann muß man die einzelnen Erſcheinungen, durch die die Lage bedingt wird, genau unterſuchen. Das iſt aber nur mit Hilfe eines Rückblicks auf das ablaufende Revolutionsjahr möglich. Denn abſichtlich und unabſichtlich ſind Geſchehniſſe in den Vordergrund gedrängt worden, die tatſächlich nur momentanes Intereſſe beanſpruchen durften, während wichtigere Vorgänge unbeachtet blieben, nur weil ſie mit keiner Senſation verbunden waren. Daraus ergibt ſich ein ſchiefes Bild, und das Ausland klagt dort an, wo es loben ſollte, und lobt, wo der ſchärfſte Tadel am Platze wäre, dadurch die Lage noch nebelhafter geſtaltend, als ſie ſchon iſt. Ich glaube meiner Aufgabe gerecht zu werden, wenn ich mit den Ereigniſſen beginne, die im Oktober 1905 ſtattgefunden haben. Wo ein weiteres Zurückgreifen in die Geſchichte nötig ſein wird, ſoll es nicht verſäumt werden. Dadurch hoffe ich, die für den heutigen Zuſtand verantwortlichen Kräfte ſo bloßzulegen, daß auch der ausländiſche Leſer ſie klar erkennt. Leider ſteht mir keine deutſche Hilfsliteratur zur Verfügung, an die ich den Leſer erinnern könnte; ich muß darum, wo Erklärungen notwendig ſind, auf meine eignen Aufſätze und Schriften zurückgreifen. Einige wertvolle Ergänzungen bietet wohl nur die Arbeit von Max Weber im 22. Bande des Archivs für Sozialwiſſenſchaft und Sozialpolitik (Tübingen, 1906): „Zur Beurteilung der gegenwärtigen politiſchen Entwicklung Rußlands.“ Allerdings ſteht auch dieſer Verfaſſer ſtark unter dem Einfluß ruſſiſcher Radikaler.

* * *

Digitized by Google

Am 17. (30.) Oktober 1905 bewilligte der Zar dem ruſſiſchen Volke die Magna Charta. Ein Vergleich des entſprechenden Manifeſts mit den Artikeln der 102 Sjemſtwomänner vom November 1904 zeigt, inwieweit der Zar den Wünſchen der Geſellſchaft entgegenkam. Wir erkennen, daß der Zar durch den Akt vom 17. (30.) Oktober in Verbindung mit dem Erlaß vom 17. (30.) April 1905 das gegeben hatte, was die bürgerlichen Führer der Befreiungsbewegung ſeinerzeit gefordert hatten. In der Reſolution der Sjemſtwomänner beginnen die Forderungen wie folgt:

§ 5. „Zur Beſeitigung der Möglichkeit adminiſtrativer Willkür iſt es notwendig, das Prinzip der Unverletzlichkeit der Perſon und der privaten Wohnungen einzuführen und folgerichtig ins Leben zu übertragen. Niemand darf ohne Spruch einer richterlichen Gewalt verurteilt oder einer Beſchränkung ſeiner Rechte unterworfen werden.“ Es folgt dann die Forderung nach Verantwortlichkeit der Beamten vor dem Zivil- und Strafrichter.

§ 6 fordert Glaubens- und Religionsfreiheit, Freiheit des Worts, der Preſſe ſowie auch das Verſammlungs- und Vereinsrecht;

§ 7 Gleichſtellung aller Bürger;

§ 8 Aufhebung der beſondern Geſetze für den Bauernſtand ſowie deſſen Unterſtellung unter die ordentliche Gerichtsbarkeit;

§ 9 Änderung der Wahlen für die Sjemſtwo- und die Städteverſammlungen in demokratiſchem Sinne; Einrichtung kleinerer Provinzialverwaltungseinheiten; Ausdehnung der Sjemſtwo auf alle Teile des Reichs;

§ 10 Bildung einer Volksvertretung „zur Ausübung der geſetzgeberiſchen Gewalt, zur Aufſtellung des Staatsbudgets für Einnahmen und Ausgaben und zur Kontrolle der geſetzlichen Tätigkeit der Adminiſtration.“ (Dieſe letzte Forderung wurde jedoch nur von 71 Delegierten aufrecht erhalten, während 27 Stimmen eine Detaillierung der Aufgaben ablehnten.)

Dieſen Forderungen der ſogenannten Sjemſtwoorganiſation wurde zunächſt Rechnung getragen durch die allerhöchſten Willensäußerungen vom 3. März und das Manifeſt vom 17. (30.) April, das den chriſtlichen Bekenntniſſen Glaubensfreiheit und Gleichberechtigung im Staat einräumte. Dann folgte das im März verſprochne Wahlgeſetz Bulygins vom 6. (19.) Auguſt und ſchließlich das Manifeſt vom 17. (30.) Oktober, die Magna Charta. Das Manifeſt gipfelte in folgenden Hauptſätzen:

1. Der Bevölkerung ſind die unantaſtbaren Grundlagen bürgerlicher Freiheit zu ſchenken, beruhend auf tatſächlicher Unantaſtbarkeit der Perſon, Glaubensfreiheit, Freiheit des Worts, der Verſammlungen und der Vereine.

2. Erweiterung des Wahlrechts auf die Kreiſe, die nach den beſtehenden Geſetzen ausgeſchloſſen waren, und Anbahnung der Durchführung eines allgemeinen Wahlrechts.

3. Kein Geſetz ſoll Giltigkeit haben, das nicht von der Reichsduma genehmigt wurde; die Volksvertreter ſollen die Möglichkeit haben, die Geſetzmäßigkeit der Tätigkeit der Beamten zu beaufſichtigen.

Digitized by Google

Gegenüber den Forderungen der Sjemſtwovereinigung hat der Zar ſomit mehr gegeben durch die Verheißung des allgemeinen Wahlrechts; die Altgläubigen, die Sektierer und die Juden hat er nicht voll befriedigt. Aber er gab der Geſellſchaft durch den Punkt 3 auch das Werkzeug in die Hand, mit deſſen Hilfe jede einigermaßen gebildete Geſellſchaft die in Punkt 1 und 2 feſtgeſtellten Prinzipien in die Praxis übertragen und leicht erweitern konnte. Somit mußten ſich alle ehrlichen Elemente einſtweilen zufrieden geben und ihre geſamte Arbeitskraft der Verwirklichung der gewährten Freiheiten widmen. Graf Heyden, D. N. Schipow und M. A. Stachowitſch taten es auch durch ihre öffentliche Abſage an die revolutionären Oſwoboſhdjence und durch gleichzeitige Gründung des „Verbandes vom 17. Oktober“.

Wie kam es nun, daß trotz des weiten Entgegenkommens des Zaren und trotz der Zufriedenſtellung gerade der beſten Männer des Landes die Revolution nicht nur nicht aufhörte, ſondern in noch viel grauſamerer Weiſe fortgeſetzt wurde als vorher? Die Schuld hieran liegt an drei Stellen.

Vor allen Dingen hatte die Regierung den Fehler begangen, ſchrittweiſe nachzugeben und mit der Herausgabe der Magna Charta — dieſem Minimum, das ein Volk an politiſchen Freiheiten beanſpruchen muß — zu lange, faſt ein Jahr gezögert. Im März 1905 hätte ein ſolches Geſetz wahrſcheinlich allgemein befriedigt, vielleicht ſchon allein aus dem einen Umſtande, daß die Sozialiſten noch nicht ſo gut auf die offne Revolution vorbereitet waren wie im Oktober. Durch ihre Unentſchloſſenheit hat die Regierung ſomit den revolutionären Organiſationen Zeit gegeben, ſich endgiltig zu konſtituieren. Dann aber hat ſie auch zwei wichtige Erſcheinungen der damaligen Situation außer acht gelaſſen: die Stellung der Geſellſchaft gegenüber den Juden ſowie den Sozialiſten aller drei Schattierungen überhaupt und — die Eitelkeit der ruſſiſchen Intelligenz.

Der Heilige Synod hatte ſich nach ruſſiſchen Begriffen durch den Erlaß vom 17. (30.) April zu ſo außerordentlich großen Konzeſſionen an die nicht orthodoxen Glaubensbekenntniſſe entſchloſſen, daß es keinen politiſchen Wert mehr für ihn hatte, vor einer Emanzipation der Juden Halt zu machen. Das Prinzip der Alleinberechtigung der orthodoxen Kirche im ruſſiſchen Staatsweſen war aufgehoben worden. Infolgedeſſen mußte die Beibehaltung von Ausnahmen gegenüber einem einzigen Volksſtamm wie eine Kriegserklärung wirken und die Autorität des Staates bei dieſem Volksſtamm entwürdigen. Die Regierung bewies nur, was ihr vorher ſchon vorgeworfen worden war, daß ſie und der Zar antiſemitiſch geſinnt ſeien, während ſie ſich vorher an ein — wenn auch unvernünftiges — Prinzip klammern konnte. So erwies ſich denn das Geſetz als eine halbe und darum gefährliche Maßregel. Praktiſch, d. h. hier in wirtſchaftlicher und ſozialer Beziehung, konnte die Aufhebung der Judengeſetze dem Staate keinerlei bedeutende Nachteile, ſondern nur Vorteil bringen. Denn es erſcheint volkswirtſchaftlich ausgeſchloſſen, daß ſich ſofort im Anſchluß an die Bekanntgabe eines Emanzipationsgeſetzes die $6^1/_2$ Millionen Juden aus den Städten Polens, Litauens und Kleinrußlands aufmachen würden, um das von Juden

freie Großrußland zu überſchwemmen. Auch wenn die Alliance Israelite Hunderte von Millionen aufbringen würde — wie befürchtet wird —, um die Juden des Anſiedlungsrayons zu mobiliſieren, würde ſich die Überſiedlung erſt im Laufe vieler Jahrzehnte vollziehen können. Das Volk iſt ſo beiſpiellos arm, daß der Wert des Beſitztums einer Familie in den meiſten Fällen kaum zehn Rubel erreicht! In ein Nichts aber müßte er zerfließen, ſollte der Verſuch gemacht werden, dieſen Wert für größere Teile der Bevölkerung zu realiſieren. Die ganze Exiſtenz der Juden beruht auf ihren Beziehungen an dem Ort, wo ſie ſeit Jahrhunderten angeſeſſen ſind, und wo ſie einander in wirtſchaftlicher und ſozialer Beziehung helfen können. Herausgeriſſen aus dieſen Verhältniſſen iſt das Gros von ihnen ohne bedeutende, lange Zeit hindurch gewährte materielle und moraliſche Unterſtützungen unfähig, eine ſelbſtändige Exiſtenz zu führen. Der beſte Beweis für die Richtigkeit dieſer Behauptung wird von den Juden ſelbſt erbracht. Überall, wo ſie hinkommen, kleben ſie ſofort zuſammen und trachten danach, faſt genau unter den gleichen Verhältniſſen weiter zu leben, aus denen ſie der Auswanderungsagent oder die jüdiſche Kolonialgeſellſchaft herausgeholt hat. Es ſei nur an Whitechapel in London erinnert. Das Stadtviertel iſt eine getreue Kopie des Judenviertels zu Warſchau, und man wird unmöglich behaupten können, daß die Schuld dafür die engliſche Regierung träfe. Denn irgendein Zwang wie in Rußland wird gegen die Juden in England nicht angewandt. Ähnliche Vorgänge werden in Paläſtina und in Argentinien beobachtet. Dort angeſiedelte Koloniſten vermögen ſich infolge ihres geiſtigen Tiefſtandes nicht einzeln zu erhalten. Solcher und ähnlicher Argumente ſcheint ſich die ruſſiſche Regierung bewußt zu ſein. Ihre Vertreter verſchanzen ſich auch heute noch hinter der Notwendigkeit, die Juden vor dem ruſſiſchen Antiſemitismus „ſchützen“ zu müſſen, das aber ſei einzig durch Iſolierung möglich. Hier liegt unbedingt ein Fehlſchluß vor. Bisher hat ſich die Regierung nicht befähigt erwieſen, die Juden durch die ſie abſondernden Geſetze zu ſchützen, hat ſogar bedeutend zur Demoraliſation der die Geſetze ausübenden Beamten beigetragen, indem ſie die Beſtechung großzog und die Kräfte der Staatsgewalt ſomit zwecklos vergeudete. Wenn ſie alſo fortgeſetzt auf ihre vermeintliche Aufgabe den Juden gegenüber hinweiſt, erſchwert ſie ſich dieſe unnütz, vergrößert ſich ſelbſt die Verantwortlichkeit und macht ihre Lage vor der Welt noch ſchwieriger, als ſie ſchon iſt. Sie ſollte nur den Mut haben und die Juden dem Schutze der Geſellſchaft überlaſſen. Dann würden auch die vorkommenden Metzeleien nicht ihr zur Laſt gelegt werden können, ſondern dem ruſſiſchen Volk. Nach einer Judenemanzipation werden aber zweifellos Judenhetzen in größerm Umfange hervorbrechen. Der ruſſiſche Kaufmann und Beamte iſt Antiſemit, während der Bauer fremdenfeindlich und ſomit ebenfalls ohne weiteres Antiſemit iſt. Möge doch die ruſſiſche Regierung gerade die einmal dem ruſſiſchen Volkswillen überlaſſen, die davon als Oſwoboſhdjence und Sozialdemokraten fortgeſetzt als von etwas „Erhabnem“ faſeln; ich glaube, ſie würden auf ewig geheilt ſein von ihrer Verehrung für

den „heiligen Willen" eines ſo ungebildeten Volkes. Einzig in den gebildeten Klaſſen bei der Intelligenz finden wir im Zuſammenhang mit ihrer Sympathie für Weſteuropa überhaupt Philoſemiten. Dieſe Philoſemiten ſind es, deren Eitelkeit durch die Nichtaufhebung der Judengeſetze getroffen wurde. Die ruſſiſche Regierung überſah, daß die ruſſiſche Intelligenz und die Juden eine verbündete Macht waren, und daß im Ruſſen eine angeborne Dankbarkeit ſchlummert, die gerade in den gebildeten Kreiſen einen bewunderungswürdigen Edelſinn erzeugt. Wohl war die Mehrzahl der ruſſiſchen Intelligenz durch die Akte vom 17. (30.) Oktober zufriedengeſtellt, aber ihre jüdiſchen Waffengefährten mochten ſie doch nicht im Stich laſſen. Hieraus wird man verſtehn können, warum ſogar gemäßigte Elemente, die noch in der Nacht vom 17. zum 18. Freudenorgien feierten — ich habe ihnen perſönlich beigewohnt —, ſchon am nächſten Tage an der Herabſetzung derſelben Akte halfen. Dieſer Vorgang wurde von den Sozialiſten mit den im „Bund" organiſierten Juden an der Spitze ſehr geſchickt ausgenutzt. Als Parole wurde ausgegeben: die Erkämpfung des allgemeinen Wahlrechts mit gleicher, direkter und geheimer Stimmabgabe. „Denn, argumentierten ſie, nur eine auf dieſer Grundlage gewählte Volksvertretung gibt euch die Garantie für die Erfüllung eurer Wünſche."

Die Sozialiſten hatten, wie gezeigt werden ſoll, ein gewiſſes erworbnes Recht, ſo aufzutreten. Das Verhalten der bürgerlichen Demokraten — inſonderheit die Taktik der Oſwoboſhdjence — während des vergangnen Revolutionsjahres hatte ihre Poſition in der Politik treibenden Geſellſchaft ſo geſtärkt, daß ſie glaubten, alles fordern zu dürfen. Die Oſwoboſhdjence hatte nämlich, um ſich einen größern Rückhalt auch in den breitern Schichten der halbgebildeten Intelligenz zu ſchaffen, die Organiſation von Berufsverbänden zuwege gebracht. Anfänglich hatte man ſich begnügt, Hoch= und Mittelſchullehrer=, Ärzte=, Advokaten= und Ingenieurverbände zu begründen. Im April dehnte die Oſwoboſhdjence ihre organiſatoriſche Tätigkeit auch auf Volksſchullehrer, Apotheker= und Rechtsanwaltsgehilfen ſowie Dorfſchreiber, Feldſchere, niedere Angeſtellte der Sjemſtwo= und Stadtverwaltungen aus. Damit aber kamen ſie den Sozialdemokraten und Sozialrevolutionären ins Gehege. Die zuletzt genannten Gruppen der Geſellſchaft waren ja ſchon ſeit Jahrzehnten die Pflanzſtätte der ruſſiſchen Nihiliſten, Narodniki, Sozialiſten und Anarchiſten! Entſprechend dem Beſchluß des Parteitags der ruſſiſchen Sozialdemokratie nahmen die Berufnen die Aufforderung der Oſwoboſhdjence gern an und ſtrömten in die Verſammlungen der bürgerlichen Demokraten. Im Sojüs Sojüſow, der eine Art Zentrale für ſämtliche Berufsverbände war, wurden alle demokratiſchen Beſchlüſſe vom ſozialiſtiſchen Geiſt durchtränkt, und beſonnene Vertreter des Bürgertums, wie Profeſſor Miljukow, unterlagen Heißſpornen wie dem Rechtsanwalt Sſokolow. Dieſes Überwiegen der Sozialiſten machte ſich auch in der Nacht vom 17. zum 18. Oktober a. St. in der denkwürdigen Sitzung in den Räumen der Freien ökonomiſchen Geſellſchaft bemerkbar. Die

Parteidisziplin der Sozialdemokraten feierte Triumphe. Wie ſchon geſagt, das die weiteſten Kreiſe befriedigende Geſetz wurde in wenig Stunden diskreditiert.

Trotz dieſer Lage der Dinge wäre für das Bürgertum doch nicht alles verloren geweſen, hätte die Regierung in der Perſon des Miniſterpräſidenten Grafen Witte nicht von Anfang an den Kopf hängen laſſen. Angeſichts der ſtraffen Organiſation des Vorgehens bei den Sozialiſten mußte ſich meines Erachtens Graf Witte ſofort an die bürgerlichen Parteien wenden und ihnen die Zuverſicht einflößen, daß die Regierung ſtark genug ſei, ſie vor dem Terror von links und von rechts zu ſchützen. Andrerſeits mußte er den roten und den weißen Revolutionären mit Strang und Blei drohen, wenn ſie ſich unterſtehn ſollten, die Ruhe im Staat zu ſtören. Statt deſſen ſagte er in ſeinem Immediatbericht an den Zaren, „dem politiſchen Takt der ruſſiſchen Geſellſchaft muß Glauben geſchenkt werden“. Die Folge dieſer Weichherzigkeit war, daß zunächſt drei Tage lang revolutionäres Geſindel unter Anführung der Sozialdemokraten ſämtliche Städte Rußlands beherrſchte, und daß alsdann die Reaktionäre an dreiunddreißig Orten Blutbäder veranſtalteten. Die Armee wurde gar nicht oder zu ſpät in Anſpruch genommen. Innerhalb des Offizierkorps bildeten ſich politiſche Organiſationen zum Selbſtſchutz gegen die fortſchrittliche Bewegung. Das iſt verſtändlich, denn an allen Orten wurden Offiziere beleidigt, gemißhandelt, ja getötet, und das Publikum auf der Straße nahm gegen ſie Partei, wenn ſie — ihrer Pflicht nachkommend — Mannſchaften wegen Nichtgrüßens zur Rede ſtellten. Der zweite Eiſenbahnſtreik und ein Poſt- und Telegraphenſtreik wurden in Szene geſetzt. In Moskau brach eine wirkliche Revolution mit Straßen- und Barrikadenkämpfen aus. Dennoch erweiterte der Zar durch das Geſetz vom 11. (24.) Dezember 1905, wie im Manifeſt verſprochen worden war, das Wahlrecht ſo, daß de facto das allgemeine Wahlrecht gegeben war. Leider wurde das aber nicht genügend unterſtrichen, und die techniſche Notwendigkeit der Kurienwahl wurde nicht gehörig nachgewieſen. Inzwiſchen hatte Graf Witte, der den Zaren in dem Glauben zu erhalten ſuchte, die Aufrechterhaltun der Autokratie ſei möglich, während er ſich nach außen als Konſtitutionaliſt gebärdete, das Vertrauen aller eingebüßt. Mit Recht! Die bürgerlichen Parteien ſchützte er nicht und trieb ſie dadurch gerade in das Lager der Sozialiſten. Das Inſtrument der Staatsgewalt, die Armee, benutzte er nicht, gab ſie ungeſtraft dem Hohn der Revolutionäre preis und ließ ſie demoraliſieren. Dabei hätte Graf Witte weit mehr wagen können, als es andern Staatsmännern möglich war. Die auswärtigen Börſen bauten auf ihn Häuſer; zwei Dutzend Vertreter der größten Blätter der ganzen Welt ſtanden zu ſeiner Verfügung und warteten darauf, daß er eingriffe. Nichts dergleichen! „Meine Herren, Sie verſtehn den ruſſiſchen Volkscharakter nicht! Ich aber weiß Beſcheid.“

Es kam, wie es kommen mußte. Graf Witte wurde trotz ſeiner zweifelloſen geiſtigen Fähigkeiten eine Null im politiſchen Rechenexempel und nur des

Digitized by Google

Auslandes wegen gehalten. Herren des Landes aber waren der reaktionäre Miniſter des Innern, Durnowo, und die Sozialiſten.

* * *

Die erſten Folgen dieſer Politik machten ſich bei dem jungen „Verbande vom 17. Oktober“ bemerkbar. Wie ſein Name ſchon andeutet, begründet der Verband ſein politiſches Aktionsprogramm auf den im Manifeſt vom Zaren zur Verfügung geſtellten Freiheiten. Seine Schöpfer waren jene 27 Sjemſtwomänner, die im November 1904 für die kürzere Form des § 10 geſtimmt hatten, mit den ſchon genannten Dmitri Nikolajewitſch und Alexander Graf Heyden an der Spitze. Sie wollten eine bürgerliche Organiſation ſchaffen, keine politiſche Partei, um die Wahl gemäßigter, arbeitstüchtiger Abgeordneten in die erſte Duma zu ermöglichen. Die erſte Duma ſollte befähigt ſein, den republikaniſchen Anſprüchen der Sozialiſten wie den reaktionären Tendenzen der „allruſſiſchen Männer“ entgegenzutreten. In dem Programm des Verbandes war jedoch ein ſchwerwiegender Fehler. Die Frage, ob die Selbſtherrſchaft beibehalten werden ſollte oder nicht, war offen gelaſſen worden; man wollte ihre Beantwortung der Volksvertretung überlaſſen. Schuldig an dieſer Unterlaſſung waren die liberalen Slavjanophilen. Dadurch wurde nämlich die Grenze zwiſchen den Abſolutiſten und den Konſtitutionaliſten von vornherein verwiſcht, und dem Verbande ſtrömten mit der „Partei der Rechtsordnung“ und der „Handelspartei“ ausgeſprochen reaktionäre Elemente zu. Auf der andern Seite grenzte ſich der Verband ſcharf nach links ab. Dagegen wäre an ſich nichts einzuwenden geweſen, wenn die Regierung ein ehrliches Bündnis mit dem Verbande eingegangen und kraftvoll aufgetreten wäre. So aber war es ein taktiſcher Fehler auch gegenüber den linksſtehenden Gruppen. Denn die Oſwoboſhdjence wurde durch den Abſtrom gemäßigter Elemente organiſch nur noch empfänglicher für den Einfluß der Radikalen. Unter dieſen Verhältniſſen war es für die ſeit dem Spätherbſt in die „Konſtitutionell demokratiſche Partei“ umgewandelten Oſwoboſhdjence nicht ſchwer, ihrerſeits den Verband als reaktionär anzuſchwärzen. Der Verband wurde bei den Wahlen von vereinigten Kadetten und Sozialiſten auf der ganzen Linie geſchlagen.

Die Siege der konſtitutionellen Demokraten oder „Kadetten“, wie ſie im Volksmunde hießen, waren jedoch problematiſch. Ihre auch bei den Wahlen befolgte Taktik, ſich auf die revolutionären Kreiſe im Lande zu ſtützen, ſich dagegen nach rechts ſcharf abzuſchließen, untergrub ihre eigne Macht. Ihr Programm war für wahre Vertreter des Bürgertums eine Ungeheuerlichkeit. Mit Hilfe der an ſich ausgezeichneten Kadettenorganiſation wurden ſo viele Sozialrevolutionäre, Sozialdemokraten und Anarchiſten in die Duma gewählt, daß ſie, als Arbeitsgruppe vereinigt, die tatſächliche Mehrheit im Parlament bildeten. Die Kadetten wurden aber zum ausführenden Organ dieſer ungebildeten Geſellſchaft herabgedrückt. Leider ſind ſich die Kadetten des Beſchämenden

Digitized by Google

und Unwürdigen ihrer Rolle nicht bewußt geworden. Sie haben vielmehr immer darauf hingewieſen, daß ſie die Führung haben und nur zur Bildung eines Miniſteriums zugelaſſen zu werden brauchten, um das Land zu beruhigen. Und dabei ging ihre Unterordnung unter die Revolutionäre ſo weit, daß ſie es nicht wagen durften, in der Duma gegen den politiſchen Mord zu proteſtieren. Wie falſch ihre Anſicht war, geht ſchon aus dem Verhalten der ſozialdemokratiſchen und ſozialrevolutionären Preſſe hervor. Bis zum Oktober 1905 ſtand in den im Auslande erſcheinenden Blättern der Sozialiſten, wie Iſkra, Proletarii, Iswjeſti Bunda, Revolutionnaja Roſſija, Sozialdemokrat zu leſen: „Genoſſen, unterſtützt die Bourgeois nur ſo lange, als ſie revolutionär ſind. Wenn ſie einen Schritt vorwärts ſtreben, dann ſtoßt ſie zehn voran. Laßt ſie aber nicht glauben, daß wir ihnen die Kaſtanien aus dem Feuer holen würden, um ſie zur Macht zu bringen. Die Sjemſtwomänner ſtreben nach dem Miniſterportefeuille, wir aber erſtreben die föderative Republik!“ Als dann nach dem neuen Preßregulativ vom Februar 1906 die genannten Blätter unter andrer Bezeichnung nach Rußland überſiedelten, wurden die Kadetten in ihnen genau ebenſo mitgenommen wie die Vertreter der hohen Bureaukratie. Hätten die Kadetten wirklich den Verſuch gemacht, Miniſter zu ſpielen, dann wären ſie von ihren „Bundesgenoſſen“ wahrſcheinlich ebenſo beiſeite geſchoben worden wie in der Duma, oder aber ſie hätten ebenſo zur Waffe greifen müſſen, wie nun endlich — elf Monate zu ſpät — Stolypin es tut. Dann aber hätten ſie zugleich ihrer ganzen revolutionären Vergangenheit entſagen müſſen, und das halte ich ſchon aus ganz menſchlichen Gründen für ausgeſchloſſen. Die Weigerung Goremykins, Kadetten in größerer Zahl zu Miniſtern zu machen, kann dem ſonſt wenig befähigten Manne nicht hoch genug angerechnet werden — vor allen Dingen von der Partei ſelbſt.

Was die Rolle der Kadetten im allgemeinen betrifft, ſo möchte ich ſie vergleichen mit der, die Graf Witte*) ſpielte. Beide verheimlichten ihre wahre Geſinnung. Sie wollten es mit der ſchließlich ſiegenden Richtung nicht verderben; die aber ſtand noch nicht feſt. Bei Witte handelte es ſich um Autokratie oder Konſtitution — bei den Kadetten um Monarchie oder Republik. Beide maskierten die revolutionäre Organiſation, weil ſie nicht den Mut hatten, im gegebnen Augenblick durchzugreifen oder aber in der Erkenntnis ihrer eignen Ohnmacht von der politiſchen Bühne abzutreten. Hinter Witte ordneten die Reaktionäre ihre Reihen, hinter den Kadetten betrieb die Arbeitsgruppe den Ausbruch der Revolution. Beide haben ſie das Ausland durch deſſen Preſſe für ſich eingenommen, und beide haben ſie durch ihre einſeitige Darſtellung der Verhältniſſe dem Ausland eine ganz falſche Meinung von ihren politiſchen Fähigkeiten beigebracht. Sehr ſchädlich hat in dieſer Beziehung auch die in

*) Über die Perſönlichkeit des Grafen Witte findet ſich ein ausführlicher Aufſatz im Märzheft von 1906 der Deutſchen Monatsſchrift, herausgegeben von Profeſſor Dr. Otto Hoetzſch.

Berlin erſcheinende Ruſſiſche Korreſpondenz gewirkt. Der Schaden iſt um ſo größer, als nur ganz vereinzelte deutſche Tagesblätter genügend vorgebildete Korreſpondenten in Rußland haben. Als die Duma aufgelöſt worden war, haben viele Vertreter der Kadetten den ganzen europäiſchen Kontinent überſchwemmt und haben — ihrer alten Taktik treu — alle rechts von ihnen ſtehenden Kreiſe zu diskreditieren verſucht, ſich ſelbſt aber Weihrauch ſtreuen laſſen. Gewiß haben die Kadetten dem Lande ſeinerzeit durch die Mobiliſierung der bürgerlichen Kreiſe außerordentlichen Nutzen gebracht. Der Nutzen iſt vielleicht ſo groß, daß ſpätere Geſchichtſchreiber alle ihre taktiſchen Verfehlungen als gegenſtandlos werden unberückſichtigt laſſen dürfen. Für uns Zeitgenoſſen aber malt ſich die Schuld größer, weil das Verhalten der Kadetten ſeit dem Oktober 1905 die friedliche Entwicklung Rußlands für Jahre vertagt hat. Ihr Hauptvergehen liegt in der Unterſtützung der Sozialiſten bei den Wahlen, weil dadurch eine Duma geſchaffen worden war, von der es von vornherein feſtſtand, daß ſie aufgelöſt werden mußte.

St. Petersburg, den 1. Oktober 1906.

Zur Juſtizreform

Von Reichsgerichtsrat Henderichs

1

In neuerer Zeit wird vielfach über die Abnahme des Vertrauens in die Rechtspflege geklagt. Die Klagen werden immer lauter und allgemeiner und haben jüngſt zu Erörterungen in den parlamentariſchen Körperſchaften geführt. Solche Klagen haben ihre ernſte Bedeutung und bedürfen einer gründlichen Prüfung, ſoll nicht das Staatsleben in ſeinen Grundfeſten erſchüttert werden. Denn justitia est fundamentum regnorum. In nachſtehendem ſoll ein Beitrag zur Erörterung dieſer Frage geliefert, und es ſollen einige Grundgedanken hervorgehoben werden, die dazu dienen ſollen, der Juſtiz wieder zu der notwendigen und verdienten Anerkennung zu verhelfen. Von vornherein muß zugegeben werden, daß die Autorität der Gerichte und des Richterſtandes in den letzten Jahren eine Einbuße erfahren hat. Die Gründe dieſer bedauerlichen Erſcheinung berühren zum Glück nicht die Unparteilichkeit und die Integrität der Richter; denn ſie ſtehn unangefochten feſt, abgeſehen von den tendenziöſen Angriffen einer gewiſſen Partei. Auch der Fleiß und die Rechtskenntniſſe der Richter werden nicht in Zweifel gezogen; im Gegenteil haben hervorragende Theoretiker und Praktiker, wie Dernburg und Staub, die Gründlichkeit und die Sicherheit rühmend anerkannt, mit der die Gerichte die ihnen durch die Einführung des Bürgerlichen Geſetzbuchs und der vielen Nebengeſetze geſtellte außergewöhnlich umfangreiche

und ſchwierige Aufgabe gelöſt haben. Unter der Herrſchaft des neuen Rechts entwickeln die Diener der Themis eine in dem Maße früher nie gekannte literariſche Fruchtbarkeit. Die mehr oder minder abfälligen Urteile über die Rechtspflege ſind vielmehr auf das Zuſammenwirken einer Reihe ſachlicher Umſtände zurückzuführen. Daß die richterliche Tätigkeit, die ſich zum großen Teile in dem vollen Lichte der Öffentlichkeit abſpielt, einer fortwährenden Kritik ausgeſetzt iſt, liegt in der Natur der Sache und gereicht ihr, ſofern die Kritik objektiv iſt, mehr zum Vorteil als zum Schaden. Daß aber die Kritik in manchen Fällen nicht objektiv, geſchweige denn wohlwollend geſinnt iſt, erſcheint ebenſo einleuchtend. Man denke nur an die Angeklagten, die verurteilt worden ſind, an die Parteien und deren Vertreter, die unterlegen ſind, an die Zeugen, deren Zunge im Intereſſe der Wahrheit gelöſt oder gehütet werden mußte, endlich an die Sachverſtändigen, deren Gutachten keine Anerkennung gefunden hat. Allen dieſen Leuten hieße faſt Übermenſchliches zumuten, wenn man von ihnen unter Verleugnung ihrer Perſon oder wichtiger Intereſſen eine objektive Beurteilung richterlicher Tätigkeit erwarten wollte. Aber auch die Kritik der Kreiſe, die an der Rechtſprechung nicht unmittelbar beteiligt ſind, iſt keineswegs immer eine objektive und ſachkundige. Zu einer ſachkundigen Kritik gehört die genaue und vollſtändige Kenntnis des Tatbeſtandes und der einſchlagenden, vielfach komplizierten und dem Laien kaum verſtändlichen Geſetzesbeſtimmungen. Je mehr das Urteil des Kritikers durch Mangel an Sachkenntnis getrübt und je geringer ſein Verantwortlichkeitsgefühl iſt, um ſo abſprechender und vernichtender fällt oftmals die Kritik aus. Auch die Urteile der Tagespreſſe über die Rechtspflege erfreuen ſich keineswegs immer der notwendigen Zuverläſſigkeit, insbeſondre nicht immer der notwendigen Objektivität. Aber nicht bloß aus Laienkreiſen ſtammen die Klagen. Kein geringerer als der Oberlandesgerichtspräſident a. D. Dr. Hamm hat das Wort „Weltfremdheit der Richter“ geprägt, um damit die den Anforderungen des Lebens nicht entſprechende Richtung der Rechtſprechung zu kennzeichnen. Die Weltfremdheit der Richter iſt nachgerade zu einem geflügelten Wort geworden. Auch der dem Richterſtande ſonſt wohlgeſinnte Oberbürgermeiſter Dr. Adickes klagt hierüber in der Deutſchen Juriſtenzeitung 1906 Seite 502 ff. wie folgt:

„Dabei iſt es nur natürlich, daß die durch die Gemeinſamkeit der Berufsintereſſen verbundnen Richter regelmäßig nur in engem und begrenztem Umkreiſe Gelegenheit zum Erwerb von Menſchen-, Verkehrs- und Geſchäftskenntnis haben können, zumal ſie amtlich nur in der Lage ſind, von oben herab auf die wirtſchaftlich arbeitenden Kreiſe herniederzuſehen, ohne ſich in ihre Stimmungen und die Beweggründe ihrer Entſchließungen und Handlungen hineinverſetzen zu können. Daher ſtammt die Weltfremdheit, die der Begabte zwar in erheblichem Maße überwinden, der Mann des Mittelmaßes aber vergeblich bekämpfen wird.“

Wenn man von Weltfremdheit der Richter hört, ſo kann man auf den Gedanken kommen, die Richter ſeien auf einer einſamen, entlegnen Inſel geboren,

Digitized by Google

oder ſie ſäßen, losgelöſt von allen verwandtſchaftlichen, geſelligen und wirtſchaftlichen Beziehungen, gleichſam auf einem Iſolierſchemel, oder ſie gingen mit Scheuklappen an den Augen durch das Leben. Und doch gehören ſie nicht zu kleinem Teile Familien an, die mitten im wirtſchaftlichen Leben ſtehn. Zum großen Teile ſind ſie in kleinern Orten aufgewachſen, die wegen der Durchſichtigkeit ihrer Verhältniſſe und der eingehenden Beſprechung aller Ereigniſſe für die Sammlung von Menſchen- und Lebenskenntnis vorzugsweiſe geeignet ſind, und zwar gerade, was die Schichten der Bevölkerung anlangt, mit denen ſich der Richter hauptſächlich amtlich zu befaſſen hat. Faſt alle werden durch ihre amtliche Stellung, ſei es als Referendar oder als Amtsrichter, auf kürzere oder längere Zeit an einen kleinern Ort geführt. Andrerſeits läßt ihr Bildungsgang ſie meiſtenteils als Studenten, Referendare oder ihre Anſtellung als Amtsrichter auch einen Einblick in die Verhältniſſe größerer Städte tun. Welche Fülle und Mannigfaltigkeit von Lebens- und Rechtsverhältniſſen ſpielt ſich nicht vor dem Forum des Amtsrichters in einer größern Stadt ab! Es gibt kaum einen Kreis von Perſonen, der nicht vor dem Amtsrichter in Angelegenheiten der ſtreitigen oder der freiwilligen Gerichtsbarkeit, ſei es als Partei, Zeuge oder Sachverſtändiger, ſei es als Vormund uſw. zu erſcheinen hätte. Als Amtsrichter wirkt der Richter zuſammen mit den Schöffen, am Landgericht mit Handelsrichtern und Geſchwornen. Der Richter müßte mit auffallendem Stumpfſinn ausgeſtattet ſein oder Augen und Ohren verſchließen, wenn er als gebildeter Mann nicht von alledem, was um ihn in der Welt vorgeht, Kenntnis nehmen ſollte. Darum kann der Vorwurf der Weltfremdheit im allgemeinen nicht begründet ſein; Ausnahmen aber können ein allgemeines Urteil nicht rechtfertigen. Freilich wird man auch den Richtern gegenüber die allgemeine Lebenswahrheit gelten laſſen müſſen, daß kein Meiſter geboren wird. Wenn die Richter — übrigens nur in größern Städten — vorwiegend in dem Kreiſe ihrer Berufsgenoſſen geſelligen Verkehr pflegen, ſo iſt dies eine Gewohnheit, die ſie mehr oder minder mit andern Ständen teilen. Ein ſolcher Verkehr mag die Gefahr einer gewiſſen Einſeitigkeit in ſich bergen, vermindert aber andrerſeits die Gefahr ungehöriger Beeinfluſſung durch Privatrückſichten. Zuverläſſigem Vernehmen nach beſchränkt Hamm den Vorwurf der Weltfremdheit, ſoweit die Rechtſprechung des Reichsgerichts in Betracht kommt, auf die Entſcheidungen in Strafſachen (vgl. Deutſche Juriſtenzeitung, neunter Jahrgang, Seite 890 ff.), während er der Rechtſprechung in Zivilſachen die vollſte Anerkennung zollt. Die Unterſcheidung iſt nicht bedenkenfrei. Denn es müßte auffallend erſcheinen, wenn ſich die Mitglieder desſelben Gerichtshofes, die denſelben Bildungsgang durchgemacht haben und unter denſelben Verhältniſſen arbeiten, als weltfremd oder als weltkundig erweiſen ſollten, je nachdem ſie in Straf- oder in Zivilſachen entſcheiden. Auch klingt es befremdend, daß die Mitglieder der Zivilſenate des Reichsgerichts nicht an dem gerügten Mangel der Weltfremdheit leiden, obwohl ſie doch aus den weltfremden Inſtanzrichtern hervorgegangen ſind und als Reviſionsrichter berufsmäßig weniger Berührung

mit dem Publikum haben als die Inſtanzgerichte. Wenn wirklich ein Unterſchied in der Rechtſprechung beſtehn ſollte, ſo findet er ſeine natürliche Erklärung in der Verſchiedenheit der Geſetzgebung, zu deren Korrektur das Reichsgericht nicht das Recht hat. Daß der Rechtſprechung des Reichsgerichts in Zivilſachen allerdings nicht der Vorwurf der Rückſtändigkeit gemacht werden kann, dafür dürfte als Zeugnis die Anerkennung dienen, die deſſen Tätigkeit in Patentſachen, alſo auf dem Gebiete der Technik und des Fortſchritts, aus Anlaß der Novelle betreffend die Entlaſtung des Reichsgerichts gefunden hat. Die Kritik, die Hamm an der ſtrafrechtlichen Rechtſprechung des Reichsgerichts geübt hat, iſt wieder einer Kritik durch den Senatspräſidenten beim Reichsgericht Freiherrn von Bülow in der Deutſchen Juriſtenzeitung, elfter Jahrgang, Seite 40 jedenfalls mit guten Gründen unterzogen worden. Ob die eine oder die andre Kritik die größere Berechtigung für ſich hat, kann dahingeſtellt bleiben. Hier genügt es, darauf hinzuweiſen, daß auch eine Kritik von ſo hochſtehender und berufner Seite in ihrem Ergebnis nicht über allen Zweifel erhaben iſt. Man wird in der Annahme nicht fehlgehn, daß ſo manche Kritik richterlicher Entſcheidungen, die dem Richter Weltfremdheit vorwirft, auf eine andre Anſicht hinausläuft, die richtig, aber auch unrichtig ſein kann. Bei der Würdigung einer ſolchen Kritik ſollte man jedenfalls nie außer acht laſſen, daß, wie die Parteien ſelbſt über das Recht ernſthaft ſtreiten, ſo auch eine verſchiedne Auffaſſung aller derer nicht ausgeſchloſſen iſt, die zur Urteilsfindung berufen ſind oder ſich hierzu berufen fühlen. Dieſe Gedankenreihe ſchließe ich ab mit dem Urteil eines hervorragenden Mannes, der nicht dem Richterſtande angehört. In einem Aufſatze „Rechtspflege und volkstümliches Rechtsbewußtſein" (Deutſche Juriſtenzeitung, zehnter Jahrgang, Seite 10) ſchreibt Profeſſor Laband:

„Wer die Sammlungen der Entſcheidungen in bürgerlichen Rechtsſachen durchſieht, wird ſich der Überzeugung nicht verſchließen, daß die Gerichte redlich bemüht ſind, unter ſorgfältiger Würdigung der Verkehrsbedürfniſſe und nach Billigkeit zu entſcheiden, und daß der Vorwurf fiat justitia pereat mundus auf ihre Urteile nicht zutrifft. Man darf aber nicht überſehen, daß der Richter an eine doppelte Schranke gebunden iſt: einerſeits an die poſitiven Vorſchriften der Geſetze, andrerſeits an das von den Parteien ihm unterbreitete Material, welches nicht immer vollſtändig und ſachgemäß iſt, ſodaß manches ungerechte Urteil von den Parteien ſelbſt verſchuldet iſt."

Ergeben die vorſtehenden Ausführungen, daß die abfälligen Urteile über die Rechtſprechung jedenfalls mit Vorſicht aufzunehmen ſind, ſo ſoll doch den Klagen über Mängel in der Rechtspflege nicht alle Berechtigung abgeſprochen werden. Eine andre Frage iſt es jedoch, wieviel hiervon auf Schuld der Gerichte, wieviel auf die Juſtizverwaltung und Geſetzgebung zurückzuführen iſt. Da die Reform der Strafjuſtiz im Werke und ſchon anderweit einer eingehenden Kritik unterworfen worden iſt, ſo ſoll hier bloß die Zivilrechtspflege in den Kreis der Erörterungen gezogen werden.

Digitized by Google

Es iſt ſchon erwähnt worden, daß die Gerichte durch die Einführung des Bürgerlichen Geſetzbuches und durch ſonſtige Veränderungen auf weiten und wichtigen Gebieten des Rechts vor eine neue, ſchwierige und außergewöhnliche Aufgabe geſtellt worden ſind. Die Neuheit des Rechts hat natürlich während einer Übergangszeit eine gewiſſe Unſicherheit in ſeiner Handhabung zur Folge, die in der Natur der Verhältniſſe ihre Erklärung und Entſchuldigung findet. Dazu kommt, daß ſich das Volk ſchwer von altgewohnten und liebgewonnenen Rechtseinrichtungen trennt und ſich an neues Recht gewöhnt, daß der Wechſel des Rechts eine Zeit lang unangenehm empfunden wird, und daß dieſe Empfindung auch gegenüber den das Recht handhabenden Organen ihre Rückwirkung äußert. Neben der Neugeſtaltung des Rechts iſt in den letzten Jahrzehnten eine großartige Umwandlung des wirtſchaftlichen Lebens vor ſich gegangen, das durch die Hebung des Verkehrs und durch Schaffung mannigfacher neuer Gebilde einen ſo komplizierten Umfang angenommen hat, daß ſogar der, der Zeit und Muße hat, der Entwicklung der Verhältniſſe zu folgen, nur mit Mühe auf der Höhe bleibt. Von allen dieſen Neuerungen wird das Rechtsleben und damit die Tätigkeit der Gerichte berührt; ſie alle ſoll der Richter kennen und auf alle das Recht anwenden. Durch die Mannigfaltigkeit und Kompliziertheit der Rechtsverhältniſſe iſt die Aufgabe der Rechtſprechung natürlich viel ſchwieriger geworden, als zu der Zeit, wo ſich Leben und Verkehr noch in einfachen, altbekannten Bahnen bewegten. Darum kann es nicht wundernehmen, daß ſich über die Richtigkeit einer Entſcheidung in vielen zweifelhaften Fällen ſtreiten läßt, und daß auch Fehlſprüche nicht ausgeſchloſſen ſind. Fehlſprüche werden auch nicht ausgeſchloſſen ſein, mag der Richterſtuhl beſetzt ſein, wie er will, ſo lange Irren menſchlich bleibt. Übrigens darf nicht überſehen werden, daß an die Rechtſprechung nicht ſelten ungerechtfertigte und übertriebne Anforderungen geſtellt werden. Zutreffend ſagt Laband in dem erwähnten Aufſatze:

„Wenn man von der Rechtspflege verlangt, daß ſie jedem neu hervortretenden Bedürfnis des Augenblicks, jedem in einem beſtimmten Intereſſentenkreiſe ſich geltend machenden Verlangen, jeder durch das beſtehende Recht geſchaffnen Schwierigkeit prompte Abhilfe verſchaffe, ſo verkennt man das Weſen des Rechts und der Rechtſprechung. Das Recht bedarf der Feſtigkeit, mit welcher ein gewiſſer Grad von Sprödigkeit und Unbiegſamkeit verbunden iſt. Das Recht muß eine Widerſtandskraft haben; was zu nachgiebig iſt, kann keine Stütze ſein. Die Rechtspflege darf ſich nicht von den wechſelnden Tagesſtrömungen und den ſich aufdrängenden Tendenzen beſtimmter wirtſchaftlicher, geſellſchaftlicher, politiſcher Klaſſen oder Gruppen hin und her bewegen laſſen, wie die Halme vom Winde; ſie muß unbeirrt durch das Murren derjenigen, welche ſie vergeblich für ihre Zwecke mißbrauchen wollen, ruhig ihre erhabne Bahn weiter wandeln."

Was von einer auf der Höhe ihrer Aufgabe ſtehenden Rechtſprechung erwartet werden kann, iſt nur das, daß die Sachen ſorgfältig und gründlich,

Digitized by Google

nötigenfalls unter Zuziehung von Sachverſtändigen behandelt, gerecht und mit geſundem Menſchenverſtande entſchieden werden. Die ſorgfältige Erledigung der Rechtsſachen verlangt einen hinreichenden Zeitaufwand und ſetzt voraus, daß die Gerichte ordnungsmäßig beſetzt und nicht übermäßig belaſtet ſind. Für den durch ungenügende Beſetzung und unnötige Belaſtung mit Schreibwerk und mechaniſchem Beiwerk entſtehenden Mangel ſorgfältiger Erledigung ſowie Verzögerung der Entſcheidung ſind nicht die Gerichte, ſondern die Juſtizverwaltungen verantwortlich zu machen. Leider kann die Bemerkung nicht unterdrückt werden, daß die Juſtizverwaltung an das Richterperſonal durch Belaſtung mit Schreibwerk Anforderungen geſtellt hat, die die ſchreibende Hand ermüdet und für den urteilenden Verſtand nicht viel Zeit übrig gelaſſen haben, iſt es doch ſeinerzeit einem Oberlandesgerichtspräſidenten dankbar als ein Verdienſt angerechnet worden, daß er die Vorlegung der Entwürfe zu Verſäumnis- und Anerkenntnisurteilen den Gerichtsſchreibern an den größern Amtsgerichten zur Pflicht machte. An den kleinern Amtsgerichten mußte der Richter die Kanzliſtenarbeit nach wie vor ſelbſt verrichten. Wenn in dieſer Weiſe der Richter zum Kanzliſten herabgewürdigt und unter Schädigung der Staatsfinanzen mit dem teuern Richterperſonal Verſchwendung getrieben wird, dann darf man ſich über das Sinken des richterlichen Anſehens und den Mehrbedarf an Richterkräften nicht wundern. Dank der Verfügung des jetzigen preußiſchen Juſtizminiſters Beſeler vom 25. April 1906 iſt durch Entlaſtung vom Schreibwerk endlich Wandel geſchafft worden.

An einer ausreichenden Beſetzung der Gerichte hat es in Preußen lange Jahre gefehlt, was ſchon allein durch die Tatſache ins helle Licht geſetzt wird, daß an dem Oberlandesgerichte zu Köln bis vor einigen Jahren bloß fünf, jüngſt aber nicht weniger als elf Senate vorhanden waren. Es iſt ein Verdienſt des Juſtizminiſters a. D. Schönſtedt, daß er für eine bedeutende Vermehrung der Richterſtellen Sorge getragen hat. Damit wird jedoch ein Punkt berührt, auf den nicht zum geringſten Teile das Sinken des Anſehens der Richter zurückzuführen iſt. Denn je zahlreicher eine Beamtenkategorie iſt, deſto mehr ſinkt ihr äußeres Anſehen in der Wertſchätzung des Publikums. Aber nicht bloß das äußere Anſehen ſinkt, ſondern auch der qualitative Wert wird vermindert, weil die Auswahl der namentlich für die höhern Stellen geeigneten Perſonen durch den größern Bedarf erſchwert wird. Nicht gering anzuſchlagen iſt auch die mit der Vermehrung des Perſonals verbundne Steigerung der Ausgaben für Gehälter, Penſionen, Geſchäftsräume uſw. In Preußen gab es nach dem Terminkalender

	Senatspräſidenten	Oberlandesgerichtsräte	Landgerichtsdirektoren
1880	36	234	176
1906	58	339	306

	Land- und Amtsrichter
1880	3368
1906	4408

Digitized by Google

In dem Bezirke des vormaligen Appellationsgerichtshofes zu Köln kam man mit weniger als einem Viertel des jetzt dort vorhandnen Perſonals aus; die Juſtiz ſtand in Anſehen, und die Bevölkerung war mit der Rechtspflege zufrieden. Die inzwiſchen eingetretne bedeutende Vermehrung kann nur zum Teil durch die Zunahme der Bevölkerung ihre Erklärung finden; zum großen Teil iſt ſie durch Änderung der Geſetzgebung notwendig geworden. Das ſtarke Anwachſen der Richterzahl beweiſt, daß es ſo nicht fortgehn kann, und daß auf anderm Wege, ſei es durch Änderung der Organiſation oder des Verfahrens, Abhilfe geſchafft werden muß. Dem Oberbürgermeiſter Dr. Adickes gebührt das große Verdienſt, auf die Notwendigkeit der Reform hingewieſen zu haben. Ich nehme keinen Anſtand, zu behaupten, daß die geltende Zivilprozeßordnung in großem Maße an der Schwächung der Autorität der Gerichte und an dem Sinken des Anſehens der Richter die Schuld trifft. Ihre ſiebenundzwanzigjährige Geltung iſt die praktiſche Probe auf ihren Wert. Vom Standpunkte doktrinärer Prinzipienreiterei iſt ſie das Muſter der Vollkommenheit. Vom praktiſchen Standpunkt aber kann ihr bei aller Anerkennung ihrer Vorzüge der Vorwurf nicht erſpart bleiben, daß ſie an bedeutenden Mängeln leidet. An eine den Bedürfniſſen des praktiſchen Lebens entſprechende Prozeßordnung iſt die Anforderung zu ſtellen, daß ſie dem verletzten Rechte möglichſt raſch, mit ausreichender Sicherheit und mit einfachen Mitteln unter Berückſichtigung der Koſtenlaſt der Parteien ſowohl als auch des Staates zum Siege verhilft. Es ſoll nicht verkannt werden, daß der Kampf um das Recht eine ethiſche Bedeutung hat und als Betätigung der Perſönlichkeit der Betrachtung eine ideale Seite darbietet. Bei der Geſtaltung des Verfahrens darf der Geſetzgeber jedoch die Tatſache nicht außer acht laſſen, daß jeder Prozeß ein ſoziales und wirtſchaftliches Übel iſt, das die Leidenſchaften entfeſſelt und Opfer an Zeit und Geld verlangt. Deshalb muß ſein Ziel darauf gerichtet ſein, das Prozeßübel nicht über das notwendige Mindeſtmaß auszudehnen und der Prozeßſucht ſowie der Prozeßverſchleppung möglichſt zu ſteuern. Er muß ſich vor Augen halten, daß ſich eine vollkommne Sicherheit richtiger Entſcheidung nicht immer erreichen läßt, und daß bei der Unvollkommenheit aller menſchlichen Einrichtungen nicht das Erſtreben unerreichbarer Ideale, ſondern nur das praktiſch Durchführbare und Zweckmäßige ſeine Aufgabe ſein kann. Wie verhält ſich nun zu dieſen Anforderungen die Zivilprozeßordnung? Ein Beiſpiel kennzeichnet die ganze Richtung und damit ihren Hauptmangel. Unter der Herrſchaft der Zivilprozeßordnung in der Faſſung vom 30. Januar 1877 konnte es vorkommen, daß ein Streit wegen des geringfügigſten Gegenſtandes im Wege der Beſchwerde von dem Amtsgerichte durch alle Inſtanzen hindurch bis an das Reichsgericht gebracht wurde. Welche Handhabe für eine Partei, die darauf ausging, den Prozeß zu verſchleppen! Welche Verſchwendung von Richterkräften, die regelmäßig im umgekehrten Verhältnis zur Wichtigkeit des Gegenſtandes ſtand! (1 Amtsrichter, 3 Mitglieder des Landgerichts, 5 Mit-

Digitized by Google

glieder des Oberlandesgerichts, 7 Mitglieder des Reichsgerichts, abgeſehen von den Kräften des Gerichtsſchreiberei- und Zuſtellungsdienſtes, alles vielleicht wegen einiger Mark!) Daß bei der Vielheit der Inſtanzen die Entſcheidung der einzelnen Inſtanz, von der höchſten abgeſehen, faſt auf die Bedeutung eines vorläufigen Gutachtens herabſank, und daß dabei eine Verſchiedenheit der Entſcheidungen mehr oder minder unvermeidlich war, erſcheint ohne weiteres einleuchtend. Kein Wunder, daß bei einem ſolchen Verfahren die Autorität der Rechtſprechung ſyſtematiſch untergraben und das Volk in ſeiner Auffaſſung von Recht und Gerechtigkeit irre wurde. Ein ſolches Verfahren erinnert in der Tat an eine Lotterie mit vielen Ziehungen und läßt den im Volksmunde herrſchenden Sprachgebrauch, der Prozeß iſt gewonnen oder verloren, nicht unbegründet erſcheinen. Noch heute kommt es vor, daß die Oberlandesgerichte als Berufungsgerichte gegen Urteile der Landgerichte bei dem Mangel einer Berufungsſumme wegen der geringfügigſten Sachen, ſogar wegen einiger Mark, angerufen werden können. Nach der jüngſt im Juſtizminiſterialblatt veröffentlichten Statiſtik waren im Jahre 1905 bei den Oberlandesgerichten in Preußen nicht weniger als 9494 Beſchwerden anhängig, die erfahrungsmäßig dem Gegenſtande nach meiſtenteils geringfügiger Art ſind. Kein Wunder ferner, daß ſich die Termine der höhern Gerichte häufen, und daß über Prozeßverſchleppung geklagt wird. Die Klagen über Prozeßverſchleppung, die von den Gerichten den Rechtsanwälten, von dieſen den Gerichten vorgeworfen wird, ſind weniger auf Schuld der Organe der Rechtspflege als auf Mängel der Prozeßordnung zurückzuführen. Die Richter walten unermüdlich ihres Amtes und ſeufzen unter der Laſt der Arbeit, aber trotzdem Unzufriedenheit des Publikums, Klagen über Prozeßverſchleppung und über mangelhafte Rechtspflege! Eine weitere Folge davon, daß ſich die höhern Gerichte mit Bagatellſachen befaſſen müſſen, die eines ſolchen Aufwandes von Kräften nicht wert ſind, iſt der Übelſtand, daß ihre Zeit den höhern, wichtigern Aufgaben des Berufs entzogen wird, und daß aus der Beſchäftigung mit dem vielen Kleinen die Gefahr erwächſt, daß ſich auch der Blick ins Kleine verliert, und der Geſichtskreis beſchränkt wird. Deshalb muß nochmals betont werden, es muß mit dem koſtſpieligen und koſtbaren Richterperſonal Maß gehalten und Wandel geſchafft werden durch Änderung der Organiſation oder des Verfahrens.

Digitized by Google

Jena

2

Gegen das Manifeſt wie überhaupt gegen den übereilten Ausbruch eines weder diplomatiſch noch militäriſch hinreichend vorbereiteten Krieges, den man eigentlich ſeit zwei Jahren wollte, aber vor der Ausführung immer wieder zurückſchreckte, ſind gleich bei der Veröffentlichung ſehr viele Vorwürfe erhoben worden. Lombard ſcheint das vorausgeſehen zu haben, er ſprach ſich am nächſten Tage ſehr eingehend zu Gentz darüber aus. Als dieſer ihm die Frage ſtellte: „Wenn Sie von der Unmöglichkeit, den Krieg zu vermeiden, ſo feſt überzeugt waren, ſo begreife ich nicht, warum Sie ſo manchen entſcheidenden Zeitpunkt verſäumten, in dem ſich der König unter den vorteilhafteſten Ausſichten darauf einlaſſen konnte?“ — geſtand Lombard in ſeiner Erwiderung, er habe ſich im Jahre 1803 bei ſeiner Sendung nach Brüſſel*) durch Napoleon täuſchen laſſen, aber noch vor Ablauf des Jahres ſei ſeine Täuſchung entſchwunden geweſen, da er den Charakter und die Abſichten Napoleons durchſchaut habe. Unter dieſer Vorausſetzung, bemerkt Hüffer, wäre Lombards Verhalten in den Jahren 1804 und 1805 in der Tat nicht zu entſchuldigen geweſen. In Wirklichkeit ſeien ihm die Augen erſt im Frühling 1806 aufgegangen, da erſt habe er erkannt, daß er in Brüſſel von Napoleon getäuſcht worden ſei, und von da ab datiere ſeine Erbitterung. Auf die weitern Bemerkungen von Gentz erwiderte Lombard: „Sie wundern ſich, daß ich bei ſo vielen dringenden Beweggründen nicht auf einem Wechſel des Syſtems beſtanden habe. Kennen Sie den König? Meine Rechtfertigung liegt ganz und gar in dieſer Frage. Was hätten Sie getan, einen Herrſcher zum Kriege zu bewegen, der ſchon den Gedanken daran verabſcheut, und der, was das ſchlimmſte iſt, ſich außerſtande glaubt, ihn

*) Lombard war im Juli 1803 vom Könige mit einem Schreiben an den damaligen Erſten Konſul, General Bonaparte, nach Brüſſel geſchickt worden, um der Beläſtigung der Hanſeſtädte durch die Franzoſen ſowie der Störung des Handels auf der Elbe und der Weſer und der franzöſiſchen Beſetzung von Cuxhaven und Ritzebüttel ein Ende zu machen. Lombard wurde von Napoleon nicht ernſt genommen, um ſo mehr als der neue franzöſiſche Geſandte Laforeſt aus Berlin berichtet hatte, „der König iſt furchtſam und von furchtſamen Leuten umgeben“. Lombard erreichte ſeinen Zweck nicht, kam aber enthuſiasmiert über Bonapartes Perſönlichkeit und deſſen gute Abſichten über Preußen und ſeinen König nach Berlin zurück. Napoleon hatte ihn dupiert und — es iſt wohl nicht zu viel geſagt — als einen Narren behandelt, der Vergötterung entſprechend, in der ſich Lombard ihm gegenüber gefiel.

führen zu können? Das iſt das große Geheimnis unſrer Unentſchloſſenheit und aller unſrer Verlegenheiten. Die preußiſche Monarchie iſt nicht organiſiert wie andre Staaten. Bei uns müſſen zur Kriegszeit alle Regierungszweige in der Armee ihren Mittelpunkt finden. Der König kann demnach den Oberbefehl keinem andern anvertrauen, er wäre nichts mehr, wenn er nicht an der Spitze ſeiner Truppen erſchiene. Nun wohl dieſer König, den niemand ſo ſehr ſchätzt und anbetet wie ich, hat das Unglück, kein geborner General zu ſein. So gut wie andre ſah auch er ſeit langer Zeit, daß der gegenwärtige Stand der Dinge nicht dauern könne, daß er gern oder ungern den Degen ziehen müſſe. Aber er hat immer mit ſich ſelbſt kapituliert, immer hat er ſich geſchmeichelt, daß irgendeine Kataſtrophe, unabhängig von ſeinen Entſchlüſſen, das Problem löſen würde. Endlich, als die Verlegenheiten ſich mehrten, als das ganze Land mit lauter Stimme ein verändertes Syſtem forderte, als er den Augenblick kommen ſah, wo er mit ſeiner Meinung allein ſtehn würde, da gab er nach, doch ganz gegen ſeinen Willen; dafür ſtehe ich ein." Lombard fügte weiter hinzu, daß er von den düſterſten Ahnungen gequält ſei. Das Heer ſei ſchön und tapfer, doch wo ſei der mächtige Geiſt, ſeine Bewegungen zu leiten. Zum Herzog von Braunſchweig könne man nicht länger Vertrauen haben, welche Vorſtellung könne man ſich von ſeinen Plänen machen? Lombard war damals ſchwer leidend, an Händen und Füßen gelähmt, ſodaß er ſich nur mühſam von einem Stuhl zum andern ſchleppen konnte. Er war darum einigermaßen im Recht, wenn er hinzufügte, er wünſche ſich bei ſeiner Beſorgnis über den Ausgang faſt Glück wegen ſeiner Gebrechen, weil ſie ihm eine ehrenvolle Veranlaſſung gäben, ſich zu entfernen. Vielleicht habe ſeine körperliche Schwäche auch Mut und Hoffnung in ihm vernichtet, aber wie es auch ſei, er wolle nicht bei der Exploſion zugegen ſein. Das erſte Unglück ſei hinreichend, ihn zu töten; ſich in Berlin begraben zu laſſen, ſei alles, was er wünſche. Gentz fügt hinzu, Lombard habe dieſe letzten Worte in höchſter Aufregung geſprochen: „Ich ſah ihn völlig erſchöpft und war nicht willens, ein Geſpräch fortzuſetzen, aus dem ich nur zuviel ſchon erfahren hatte, deshalb ergriff ich den erſten Vorwand, ihn zu verlaſſen." Am 11. Oktober trat das ganze diplomatiſche Hauptquartier die Rückreiſe nach Berlin an, Lombard mit ihm, am 15. abends traf er in Berlin ein. General von Knobelsdorf war mit dem Briefe des Königs an Napoleon geſandt worden, er ſollte ihn zugleich mit einer Note übergeben, die den Rückzug der franzöſiſchen Truppen aus Süddeutſchland und volle Freiheit für die Bildung eines norddeutſchen Bundes forderte; im Falle der Verweigerung ſollten die Feindſeligkeiten am 8. Oktober beginnen. Talleyrand nahm die Schriftſtücke am 5. Oktober in Mainz in Empfang, am 7. Oktober nahm Napoleon ſie in Bamberg entgegen, er war am 24. September zur Armee nach Deutſchland abgereiſt. Schnell die Situation erfaſſend, umging er die preußiſche Armee in der linken Flanke, um ſie nicht allein von ihren Magazinen in Naumburg, Merſeburg und Halle, ſondern auch von Berlin und den öſtlichen Provinzen abzuſchneiden. Am 10. Oktober

Digitized by Google

ſand der erſte Zuſammenſtoß bei Saalfeld ſtatt, wo die Vorhut des linken preußiſchen Flügels von überlegnen Kräften angegriffen wurde, und wo Prinz Louis Ferdinand fiel. Am 14. folgte die Entſcheidung. Sowohl bei Jena als bei Auerſtedt war der Beginn des Kampfes für die preußiſchen Waffen glücklich. Aber bei Jena zerſchellte das Heer an der franzöſiſchen Übermacht und der völlig unzureichenden Oberleitung. Rüchels verſpätetes Eintreffen vermochte die Schlacht nicht wiederherzuſtellen; bei Auerſtedt war es die ſchwere Verwundung des Herzogs von Braunſchweig, mit dem die Einheit des Befehls verloren ging; die einzelnen Truppenteile erſchöpften ſich in nutzloſen Anſtrengungen und verließen ſchließlich in Verwirrung das Schlachtfeld. Dem geſchlagnen Heere blieb nur auf weiten Umwegen der Rückzug nach Magdeburg und zur Elbe, während der Weg nach Berlin dem Sieger offen ſtand.

Als Lombard am 15. Oktober in Berlin eintraf, lagen dort erſt die bis zum Mittag des 14. reichenden noch günſtigen Nachrichten vor. Im Laufe des folgenden Tages nahm die Beſorgnis zu, und am 17. traf der Kapitän Dorville aus dem königlichen Hauptquartier ein mit Nachrichten für den Miniſter Grafen Schulenburg, die über die Niederlage des Heeres vollen Aufſchluß gaben. Die allgemeine Beſtürzung und Erbitterung war der geeignete Nährboden für die Gerüchte, die behaupteten, Lombard ſei von den Franzoſen beſtochen und habe im Einvernehmen mit dem franzöſiſchen Geſandten Laforeſt*) — mit dem er allerdings einen auffallend intimen Verkehr gepflogen hatte — jede wirkſame Vorbereitung zum Kriege verhindert, die Sendung Kruſemarks nach Petersburg verzögert und den rechtzeitigen Abmarſch der ruſſiſchen Hilfstruppen hintertrieben. Nachdem ihm auch der Stadtpräſident erklärt hatte, daß er für ſeine Sicherheit nicht einſtehn könne, entſchloß ſich Lombard zur Abreiſe und verließ am Nachmittag mit ſeiner Familie Berlin. Am 19. Abends traf er in Stettin ein, wo ſich ſchon die Königin mit ihrer Schweſter, der Prinzeſſin Solms, ihrer Schwägerin, der Prinzeſſin von Oranien, und der Erbprinzeſſin von Weimar, der Schweſter des Kaiſers Alexander, befand. Es iſt bekannt, daß die Königin die gegen Lombard gerichteten Denkſchriften gebilligt hatte, ſie war eine entſchiedne Gegnerin der Kabinetsregierung geworden, und auch ſie hielt Lombard für den Anſtifter alles Unheils, das über den Staat hereingebrochen war. Am Morgen des 20. Oktobers meldete er ſich bei der Königin. Was im Laufe dieſer Unterredung vorgegangen, iſt nicht authentiſch feſtgeſtellt, eine Viertelſtunde nach ſeiner Entlaſſung wurde er auf Befehl der Königin verhaftet, wie damals verlautete, auf Veranlaſſung der Erbprinzeſſin von Weimar, die mit der Behauptung auftrat, daß Lombard wichtige königliche Depeſchen an ihren Bruder böswillig vierzehn Tage lang zurückgehalten habe. Auch ſeine Papiere wurden durchſucht und mit Beſchlag belegt. Noch

*) Es iſt das derſelbe Laforeſt, der ſich im Februar 1806 zu Talleyrand rühmte, Preußen von Schritt zu Schritt in die Schlinge geführt zu haben, aus der es ſich jetzt nicht mehr befreien könne. Vgl. bei Hüffer a. a. O. S. 183. 197. 205 uſw.

Digitized by Google

im Laufe des Tages begab ſich die Königin von Stettin nach Küſtrin, um dort mit dem Könige zuſammenzutreffen. Erſt am 22. erfuhr Beyme dort von dem Vorgang, eilte zum Könige, der entrüſtet den Stettiner Behörden ſofort aufgab, Lombard auf der Stelle in Freiheit zu ſetzen, das Publikum über die Ungerechtigkeit der Beſchuldigungen, womit es dieſen ausgezeichneten und verdienten Staatsdiener überhäufe, zu belehren und für die Sicherheit ſeiner Perſon und ſeiner Angehörigen die zweckmäßigſten Maßregeln zu nehmen. Auf den Bericht der Stettiner Behörden erteilte der König dieſen unter dem 25. Oktober einen ſcharfen Verweis, der Lombard durch eine beſondre Kabinetsorder abſchriftlich mitgeteilt wurde.

Währenddeſſen zog Napoleon in ſchnellem Vorſchreiten die Konſequenzen des Sieges von Jena. Er hatte zwei Tage vor der Schlacht am 12. Oktober noch ein Schreiben an den König gerichtet, das in verſöhnlichem Tone gehalten geweſen ſein ſoll, vielleicht um den König wankend zu machen. Es gelangte erſt am Morgen des Schlachttages in die Hände Friedrich Wilhelms. Daran anknüpfend ließ der König am Tage nach der Schlacht um Waffenſtillſtand bitten, was abgelehnt wurde, und am 18. ſchickte er aus Magdeburg den bisherigen preußiſchen Geſandten in Paris, Marcheſe Luccheſini, mit einem Friedensantrag an Napoleon. Luccheſini wurde nicht einmal vorgelaſſen, aber Duroc, der Vertraute Napoleons, forderte in Kemberg, wo er mit dem Geſandten zuſammentraf, die Abtretung aller preußiſchen Gebiete links von der Elbe, Ausſchließung Preußens von jeder Verbindung mit den übrigen deutſchen Staaten, die ſämtlich dem Rheinbunde angeſchloſſen werden ſollten, und eine Kriegsentſchädigung von 100 Millionen Franken. Der König erhielt dieſe Bedingungen erſt am 25. Oktober in Küſtrin. Tags darauf ſandte er den General von Zaſtrow in das franzöſiſche Hauptquartier, während er ſich ſelbſt nach Stargard begab. Napoleon blieb unerſchütterlich und hatte zur Nachgiebigkeit um ſo weniger Grund, als ſich die Lage Preußens von Tag zu Tag verſchlechterte. Eine Reihe nachteiliger Gefechte vollendete die Auflöſung des Heeres, der Staatsorganismus verſagte vollſtändig. Am 24. Oktober rückten die Franzoſen in Potsdam ein, Spandau ergab ſich am folgenden Tage ohne jeden Widerſtand, am 27. Nachmittags hielt Napoleon ſeinen Einzug in Berlin. Am 28. Oktober kapitulierte Fürſt Hohenlohe bei Prenzlau, am nächſten Tage ergab ſich Stettin mit einer Beſatzung von 5000 Mann und reichen Vorräten. Unter dieſen Umſtänden erklärten ſich die preußiſchen Unterhändler Luccheſini und Zaſtrow am 30. Oktober zu Charlottenburg bereit, die franzöſiſchen Forderungen als Grundlage einer Friedensverhandlung anzunehmen. Am 1. November ergab ſich Küſtrin, das der König wenig Tage zuvor verlaſſen hatte, am 7. November mußte Blücher mit dem letzten Reſt des Feldheeres nach ehrenvollem Widerſtande wegen gänzlicher Erſchöpfung von Lebensmitteln und Munition bei Lübeck kapitulieren, zugleich fiel auch Magdeburg mit einer Beſatzung von 24000 Mann.

Digitized by Google

Der König war inzwiſchen in Graudenz eingetroffen und hatte dort eine Konferenz von Staatsmännern und Generalen um ſich verſammelt, an der auch die Prinzen, ſeine Brüder, teilnahmen. Man entſchied ſich für die Annahme der Bedingungen, und Friedrich Wilhelm ſchrieb an den Kaiſer noch einmal im Tone alter Freundſchaft und Vertraulichkeit. Die unerwarteten Erfolge hatten jedoch Napoleons Anſprüche ins Ungemeſſene geſteigert. Am 16. November übergab Duroc den preußiſchen Bevollmächtigten einen neuen Entwurf, nicht für den Frieden, ſondern nur für einen Waffenſtillſtand. Alle preußiſchen Truppen ſollten ſich hinter die Weichſel zurückziehen, Thorn, Graudenz, Kolberg und Danzig, ferner Hameln und Nienburg, der größte Teil von Schleſien mit Glogau und Breslau ſollte den Franzoſen eingeräumt werden, ferner ſollte Preußen die heranziehenden Ruſſen zum Rückzug über ihre Grenzen nötigen und während der Verhandlung keine fremden Truppen in ſein Gebiet einlaſſen. Am 16. November unterzeichneten Luccheſini und Zaſtrow dieſe Bedingungen, um noch Schlimmeres zu verhüten. Der König hatte ſich an demſelben Tage nach Oſterode begeben, um den heranziehenden ruſſiſchen Truppen näher zu ſein. Dort verſammelte er am 21. November von neuem eine Konferenz, in der ſich zwar die Mehrheit der Anweſenden für die Annahme des Waffenſtillſtandes ausſprach, der König aber für die Verwerfung den Ausſchlag gab. Er hatte ſich ſelbſt wiedergefunden, ein Schreiben des Kaiſers Alexander, worin dieſer in den dringendſten Worten zur Standhaftigkeit aufforderte mit dem Verſprechen, an der Spitze von 140 000 Mann zur Hilfe zu kommen, beſtärkte ihn in dieſer Richtung und wog ſchwerer als alle Bedenken. Der König verwarf den Waffenſtillſtand. Duroc, der am folgenden Tage in Oſterode ankam, um die Ratifikationen auszuwechſeln, kehrte mit der ablehnenden Antwort zu Napoleon zurück, während ſich der König in das ruſſiſche Hauptquartier nach Pultusk begab.

Hüffer nennt mit Recht dieſen Entſchluß einen der folgenreichſten in der Geſchichte Preußens. Nach vielen Schwankungen während der letzten Jahre entſchied ſich der König erſt in Oſterode endgiltig für die Verbindung mit Rußland, die mit geringen Unterbrechungen mehr als ſiebzig Jahre gedauert und die Geſchicke Europas während dieſer Zeit zum großen Teil beſtimmt hat. Das Einzige, was der König in dieſe Allianz mitbrachte, waren der durch den Miniſter vom Stein aus Berlin nach Königsberg gerettete Staatsſchatz und die ſchwachen Truppenteile, die aus den oſtpreußiſchen und den pommerſchen Garniſonen ſowie durch Aushebungen, Aufnahme von Flüchtlingen uſw. hatten formiert werden können, Truppen, die ſich während der Winterkämpfe bei Pultusk, bei Eylau, Heilsberg und Friedland vorzüglich bewährten und die Ehre der preußiſchen Waffen wiederherſtellten. Der ganze von Franzoſen beſetzte Teil des preußiſchen Staates und ſeine Hilfsquellen waren für den Krieg natürlich verloren. Vor der Abreiſe des Königs zur Armee war auf Grund einer vom Kabinetsrat Beyme entworfnen Inſtruktion aus den in Berlin zurückbleibenden Miniſtern

Digitized by Google

ein „großer Staatsrat“ als Vereinigungspunkt für die innern Landesbehörden gebildet worden, aber mit ſo beſchränkten Befugniſſen, ſo abhängig vom königlichen Kabinet, daß Miniſter vom Stein jede Beteiligung ablehnte und ſich mit Krankheit entſchuldigte. Von einer Tätigkeit dieſer Behörde hat denn auch nichts verlautet, Napoleon erſetzte ſie ſchon am 3. November durch eine Generaladminiſtration. Aber auch in der unmittelbaren Umgebung des Königs hatte unter den erſchütternden Ereigniſſen der Dienſt verſagt. Es kam vor, ſo berichtet Hüffer, daß der König, als er von Küſtrin abreiſte, die Vollmacht für Zaſtrow nicht unterſchrieben hatte, ſodaß ein Feldjäger mit dem Schriftſtück nachgeſandt werden mußte. Sogar die Schlüſſel der Chiffern waren in Berlin vergeſſen worden, und die eingehenden Depeſchen konnten nicht einmal geleſen werden. Das Schreiben, worin der König dem Kaiſer Alexander von dem in Oſterode gefaßten Beſchluß Kenntnis gab, ging erſt fünf Tage nachher nach Petersburg ab. Es mag dies daran gelegen haben, daß Haugwitz, der immer ein entſchiedner Gegner der Anlehnung an Rußland geweſen war, bis zur Entſcheidung vom 21. November den auswärtigen Dienſt verſah und erſt da um ſeine Entlaſſung bat.

Bei den obwaltenden Verhältniſſen, unter denen Preußen ganz auf Rußland angewieſen war, konnte freilich ein Miniſter nicht im Amte bleiben, gegen den der Zar ſeine Abneigung und ſein Mißtrauen ſo oft und ſo offen ausgeſprochen hatte. Hatte der ruſſiſche Hof doch ſchon ſeit dem September wiederholt, auch durch die Vermittlung der Königin, die Entfernung von Haugwitz, Beyme und Lombard herbeizuführen geſucht. Überhaupt gingen neben den ſorgenvollen Entſcheidungen auf dem Gebiete der auswärtigen Politik und der militäriſchen Lage die Kämpfe um die Geſtaltung der oberſten Regierungsinſtanz in Preußen unausgeſetzt fort. Bei der Entlaſſung von Haugwitz machten ſich die Gegenſätze, die zur Denkſchrift vom 2. September geführt hatten, von neuem mit voller Kraft geltend. Schon am 20. November, alſo vor der Entſcheidung in Oſterode, hatte der König Stein das Miniſterium des Auswärtigen interimiſtiſch antragen laſſen, „weil ſich Graf Haugwitz um eines Augenleidens willen auf eine Zeit lang von Geſchäften zurückziehen müſſe“. Stein ſchlug den Geſandten in Petersburg, Grafen von der Goltz, vor und ſpäter auf erneuten Antrag des Königs Hardenberg, der bei dem Monarchen in voller Ungnade war, fügte aber hinzu, eine Abhilfe in den Mängeln des Dienſtes ſei nur möglich, wenn der König unmittelbar mit einem aus den Miniſtern zuſammengeſetzten Staatsrat die Geſchäfte leite. Der König gab zum Teil nach und ließ durch Beyme eine Denkſchrift ausarbeiten, der zufolge an Stelle des von Stein vorgeſchlagnen Staatsrats die Miniſter des Auswärtigen, des Krieges und ein Miniſter der innern Angelegenheiten in einem Conſeil die wichtigſten Staatsangelegenheiten mit dem König erledigen ſollten. Nur die Hilfe eines Kabinetsrats wollte der König nicht aufgeben und ſich von Beyme nicht trennen, der zur Führung des Protokolls und zur ſchleunigen Ausfertigung der königlichen Befehle an

Digitized by Google

dem Conſeil teilnehmen ſollte. Die Verhandlungen zogen ſich ſehr lange hin, der König griff endlich auf Hardenberg zurück und ließ ſich durch General Rüchel, den er zum Gouverneur der Provinz Preußen ernannt hatte, beſtimmen, Hardenberg das Auswärtige zu übertragen. Das Innere ſollte an Stein fallen, der aber mit voller Beſtimmtheit erklärte, die gleichzeitige Exiſtenz des Kabinets und des Conſeils ſei unzuläſſig, ein Widerſpruch in ſich ſelbſt und abſurd, „eine Einrichtung, an der ſich ein vernünftiger Menſch nicht beteiligen könne“. Am 19. Dezember entſchied ſich der König endgiltig für die Bildung eines Conſeils. Aber ehe dieſer neue Organismus noch in Funktion treten konnte, brach der Konflikt mit Stein aus, der am 3. Januar 1807 zu deſſen Entlaſſung führte. Die unmittelbare Urſache war geweſen, daß der König bald nach dem Einzug der Franzoſen in Berlin die Königliche Bank ohne Vorwiſſen ihres Chefs, des Miniſters vom Stein, angewieſen hatte, dem Hofmarſchallamt Zahlungen bis zum Betrage von hunderttauſend Talern für die Aufnahme des franzöſiſchen Kaiſers zu leiſten. An Stein erging aus Berlin die Anfrage, ob dieſe Ausgaben fortdauern und wie es mit den Zahlungen weiter gehalten werden ſolle. Stein ließ das Schriftſtück, ohne ſich zu äußern, an das Kabinet weiter gehen und lehnte, als es ihm wiederholt durch den General von Köckritz im Auftrage des Königs zur Äußerung vorgelegt wurde, ein Eingehen darauf ab, ihm ſei darüber nichts bekannt, die Sache gehöre vor den Miniſter des Auswärtigen. Es ſei beiſpiellos, daß man dem Sieger, der alle Hilfsquellen des Landes in ſeiner Gewalt habe, auch noch aus geretteten Fonds freiwillige Beiträge leiſte. Das Ende war dann das bekannte Schreiben des Königs an Stein, worin er ihn als „einen widerſpenſtigen, trotzigen, hartnäckigen und ungehorſamen Staatsdiener“ bezeichnete, der „auf ſein Genie und ſeine Talente pochend, weit entfernt, das Beſte des Staates vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenſchaft und aus perſönlichem Haß und Erbitterung handle“. Stein gab ſeine Entlaſſung, die umgehend angenommen wurde.

Eine definitive Ordnung erfuhr die Verfaſſung der oberſten Staatsbehörden erſt in den Jahren 1808 bis 1810. Es iſt hier deshalb ſo ausführlich auf dieſe Gegenſätze eingegangen worden, weil die Verhältniſſe, die ihnen zugrunde lagen, die eigentliche Urſache der großen Kataſtrophe ſind. Die Verfaſſung der Armee an ſich, ſoviel an der Ausbildung gegenüber der franzöſiſchen Fechtweiſe ſowie in mancher andern Hinſicht auch zu wünſchen übrig war,*) wäre an ſich noch kein Grund für eine Niederlage geweſen, am allerwenigſten hätte dieſer eine Schlachttag zur Zertrümmerung des Heeres und der Monarchie zu führen brauchen, wenn die Vorkehrungen für den ſeit mehreren Jahren drohenden Krieg in militäriſcher wie in politiſcher Beziehung mit mehr Um-

*) Lettow-Vorbeck bezeichnet zum Beiſpiel in ſeinem vorzüglichen Buche über den Krieg von 1806 und 1807 das Fehlen der Mäntel bei der Infanterie als eine weſentliche Urſache der Zerſtörung (I, 59). In der Tat wurden in den Berliner Zeitungen Geldſammlungen für Soldatenmäntel veranſtaltet, als die Armee ſchon vor dem Feinde ſtand.

ſicht und mit mehr Anpaſſung an den Gegner getroffen worden wären, mit dem man zu tun hatte. So aber war die politiſche Niederlage des Staates ſchon lange vor Ausbruch des Krieges entſchieden. Seit der Entſendung Lombards nach Brüſſel im Jahre 1803 zu Napoleon hatte dieſer ein hinreichendes Bild der Kräfte gewonnen, die im preußiſchen Staatsweſen leitend tätig waren. Lombard hatte er nicht für ernſt genommen, und daß der König gerade ihm einen ſolchen Mann ſchickte, erſchien ihm charakteriſtiſch für die geſamte Handhabung der preußiſchen Politik, die er nun mit leichter Mühe unter geſchickter Benutzung ihrer Schwächen Schritt für Schritt in die Zwangslage brachte, ſich entweder ſeinem Willen zu unterwerfen oder die bewaffnete Entſcheidung unter ungünſtigen Verhältniſſen ſuchen zu müſſen.

Gewiß hat die Periode der Stein-Hardenbergſchen Reformgeſetzgebung viele gebundne Kräfte im preußiſchen Staatsweſen frei gemacht, die wenig Jahre ſpäter in den Befreiungskämpfen zur vollen Geltung kamen. Aber ſo hoch man die Wirkungen der Reformperiode nach dieſer Richtung hin auch einſchätzen will, es ſind doch ſchließlich nur vier Jahre geweſen, innerhalb deren ſie unter dem Druck der Zeitverhältniſſe, der franzöſiſchen Belaſtung des Landes, kurzum gegen Widerſtände aller Art langſam zur Geltung kamen. Neben ihnen wirkte der Haß und die ungeheure Erbitterung, die die franzöſiſche Unterjochung wachgerufen hatte, moraliſche Kräfte, die doch nur in einem geſunden Volkskörper leben können. Gerade die glorreiche, von Volk und Heer freudig getragne Erhebung im Jahre 1813, aus der tiefſten Volksſeele hervorgegangen trotz der ungeheuern Opfer, die ſechs Jahre lang das Land und ſeinen Wohlſtand erſchöpft hatten, beweiſt, daß das Preußen von 1806 im Kern geſund war, und daß nur Geiſt und Form der Staats- und Heeresleitung der durch die franzöſiſche Revolution und ihre Folgen veränderten Zeit nicht mehr angepaßt waren. War der Zuſammenbruch ohnegleichen geweſen, ſo war es ſechs Jahre ſpäter auch die Erhebung. Der unbefangne hiſtoriſche Rückblick nach hundert Jahren berechtigt die Enkel heute zu der Auffaſſung, daß wenn die Schlacht bei Jena einerſeits die Wirkung von Urſachen geweſen iſt, die rechtzeitig zu beſeitigen einer weitſchauenden Regierung ſehr wohl möglich geweſen wäre, ſie andrerſeits wiederum ſelbſt zur Urſache ſegensvoller Wirkungen geworden iſt, deren wir uns noch heute in dem umſfeſteten Frieden des geeinten Deutſchen Reiches erfreuen. Das Unglück wurde zur Quelle des Heils. Wie dem über das Schlachtfeld von Jena dahinwandernden Schloſſergeſellen Dreyſe ein aufgeſundnes preußiſches Gewehr den Anſtoß zur ſpätern Erfindung des Zündnadelgewehrs bot, mit dem Preußen nach ſechzig Jahren die ſiegreichen Einigungskämpfe führte, ſo iſt von jenem Tage und von jenem Schlachtfelde auch die politiſche Wiedergeburt Preußens und damit Deutſchlands ausgegangen. Darum können wir am 14. Oktober an die Gräber der in der Doppelſchlacht Gefallenen, wenn auch mit Ernſt und Wehmut, ſo doch in dem ſtolzen Bewußtſein treten, daß ſie nur den Anfang des Weges bezeichnen, der im Januar 1871

Digitized by Google

vor Paris geendet hat. Es waren harte Lehren. Aber wohl dem Herrſcherhauſe und dem Volke, die in dieſer Schule der Prüfungen ſo viel gelernt haben und dieſe Lehren gewiß für alle Zukunft beherzigen werden! Was uns 1806 fehlte, was wir 1813 hatten, und was uns hoffentlich für alle Zeit erhalten bleiben wird, iſt, daß an der höchſten Spitze des Staatsweſens ebenſo wie im innerſten Volkskörper „ein Herz ſchlägt, das ſeiner Sache gewiß iſt“.

H. J.

Großherzog Friedrich von Baden in Verſailles

5

Mit dem 3. Dezember, an welchem Tage durch den bayriſchen Königsbrief die Kaiſerfrage an die Perſon König Wilhelms unmittelbar herangetreten war, war damit nunmehr auch die Entſcheidung über die höchſte Frucht des Krieges ausſchließlich in ſeine Hand gelegt. Nicht mehr die Verfaſſungsfrage, ſondern die perſönliche Frage, der König ſelbſt, trat damit in den Vordergrund.

Es liegt in der Natur der Dinge, daß König Wilhelm, der ſich in Verſailles doch hauptſächlich als Oberfeldherr fühlte, und zwar mit dem vollen Gefühl der Verantwortlichkeit für die Geſchicke Deutſchlands, alles andre hinter die militäriſchen Fragen des Augenblicks zurücktreten ließ. Dieſe aber hatten ſich gerade um den 3. Dezember in recht ernſter Weiſe gehäuft. Am 1. und 2. Dezember war die große Ausfallſchlacht bei Champigny geſchlagen worden, faſt wäre Graf Holnſtein mit ſeinem hiſtoriſchen Briefe von Lagny aus in die Schlacht hineingeraten. Die taktiſchen Ergebniſſe ließen ſich am 3. Dezember in Verſailles noch keineswegs mit Sicherheit überſehen, die Franzoſen hatten abermals mit drei bis vier Armeekorps Stellung genommen und die Sorge vor einer Durchbrechung der dünnen Einſchließungslinie war noch am 4. Dezember keineswegs gehoben. An der Loire hatte am 28. November die ſiegreiche Schlacht bei Beaune la Rolande ſtattgefunden, unter hervorragenden Leiſtungen der deutſchen Truppen. Ihr war am 2. Dezember die Schlacht von Loigny gefolgt, über die dem Könige im Laufe des Tages die erfreulichen Meldungen des von ihm zu der Armee des Prinzen Friedrich Karl und der Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin entſandten Flügeladjutanten Grafen Walderſee vorlagen. Aber es ſtanden nun die Kämpfe um die Wiederbeſetzung von Orleans bevor, gegen das vorzugehen der König am 2. Dezember befohlen hatte, Kämpfe, die gerade am 3. und 4. Dezember ſtattfanden, und deren Ausgang auch auf die Belagerung von Paris von Einfluß ſein mußte. Man begreift, daß dem Könige dieſe Sorgen viel näher lagen als die Frage der Kaiſerwürde, und aus ſeiner ernſten militäriſchen Stimmung heraus iſt es zu verſtehn, wenn er zum Kronprinzen bemerkte, der

Digitized by Google

Brief des Bayernkönigs ſei ſehr zur Unzeit gekommen. Der Kronprinz hatte ſeinen königlichen Vater mißverſtanden, wenn er annahm, daß ſich dieſe Äußerung gegen den Antrag ſelbſt richtete. Nur hatte der König in jenen Tagen dringendere Sorgen, er ſah die Kaiſerfrage als cura posterior an. Dazu kamen die Differenzen um die Belagerung von Paris, derentwegen bekanntlich im Hauptquartier ſehr ſcharfe Gegenſätze beſtanden. Bismarck hatte ſich wiederholt über das unwirkſame militäriſche Vorgehen beklagt und auf die ernſten politiſchen Folgen dieſer Verzögerung hingewieſen. Moltke ſah darin eine unbefugte Einmiſchung der Politik in die Kriegführung und war beſonders erbittert über den Bismarckſchen Vorwurf, daß es unrichtig geweſen ſei, die Armee vor Paris feſtzulegen, anſtatt den Krieg in das Innere Frankreichs zu tragen und ſo die Bevölkerung dem Friedensſchluß geneigter zu machen. Der Kanzler hatte ſchon vorher, am 27. November, die Vermittlung des Großherzogs in Anſpruch genommen, der aber über dieſen Streit nicht hinreichend informiert war, um ſofort ſeine Hilfe in Ausſicht ſtellen zu können.*) Darauf hatte Bismarck eine Immediateingabe an den König gerichtet, einige Tage ſpäter machte er nochmals den Großherzog auf die bedenkliche militäriſche Lage aufmerkſam. Der perſönliche Konflikt zwiſchen Bismarck und Moltke dauerte dann trotz der vom Kronprinzen unternommnen Verſöhnungsverſuche und trotz des befehlenden Eingreifens des Königs faſt bis unmittelbar vor der Kapitulation von Paris fort. Zwiſchen Roon und Moltke hatte der Gegenſatz in der Belagerungsfrage faſt noch ſchärfere Formen angenommen als zwiſchen dem Bundeskanzler und dem Chef des Generalſtabes. Differenzen über die notwendige Verſtärkung der Feldarmee traten hinzu: Moltke rechnete Roon in einem Schreiben vor, daß Frankreich während des Krieges neue Truppenkörper in Stärke von anderthalb Millionen Köpfen aufgeſtellt habe, eine Anſtrengung, an die die deutſche bei weitem nicht heranreiche. Er forderte ausgiebigern Erſatz für die Feldarmee, Aufgebot ſämtlicher Landwehren, Heranziehung aller in der Heimat entbehrlichen Landwehrbataillone ſowie eines Teiles der Erſatzbataillone für den Etappendienſt und den Garniſondienſt in Metz und in Straßburg. Dazu traten die Meinungsverſchiedenheiten wegen der Munitionsbeſchaffung für die Belagerungsartillerie, der Bildung eines Fuhrparks uſw. Alle dieſe Dinge mußten ſelbſtverſtändlich auch dem Könige vorgetragen werden und nahmen die Arbeitskraft und die Leiſtungsfähigkeit des dreiundſiebzigjährigen Monarchen mehr als ausreichend in Anſpruch. Man begreift leicht, daß da der beſorgten und wohlwollenden Vermittlung ein weites Feld der Tätigkeit blieb. Hier kam das große Vertrauen des Königs zum Großherzog zuſtatten, mit dem er alle dieſe Fragen in voller Offenheit beſprach. Zu den militäriſchen geſellten ſich dann noch allerlei Sorgen auf dem Gebiete

*) Der Großherzog ſcheint jedoch an dieſem oder am nächſten Tage ein Geſpräch mit dem König gehabt zu haben, wenigſtens datiert vom 28. November ein ſehr ſcharf gehaltener königlicher Erlaß an Moltke und Roon in der Belagerungsfrage.

der auswärtigen Beziehungen. Das Großherzogtum Luxemburg hatte ſich verſchiedne Neutralitätsverletzungen zuſchulden kommen laſſen, die gerade in dieſen Tagen eine Note des Bundeskanzlers zur Folge hatten, des Inhalts, daß ſich die preußiſche Regierung auch ihrerſeits in den militäriſchen Operationen der deutſchen Heere durch keine Rückſicht auf die Neutralität des Großherzogtums mehr gebunden erachten werde und ſich die nötigen Maßregeln zur Sicherſtellung gegen ähnliche Vorkommniſſe vorbehalte. Schwieriger noch ſchien die Pontusfrage, über die ſoeben eine Mitteilung an den Bundesrat ergangen war, worin man ſich eine Erörterung der Frage im Reichstage vorbehalten hatte. Wie ſich der Reichstag zu den Verträgen mit Süddeutſchland, namentlich mit Bayern ſtellen würde, war ebenfalls noch nicht abzuſehen, alle vorliegenden Berichte ſagten, daß ſowohl im Bundesrat als im Reichstage die Bayern eingeräumten Vorzugsrechte ſtark angefochten würden. Unter dieſem Geſichtspunkt verlor denn auch das Angebot des Königs von Bayern viel von der Freiwilligkeit, die für König Wilhelm doch die Vorausſetzung für die Annahme der Kaiſerwürde war. Da die Kenntnis aller dieſer Schwierigkeiten in einem verhältnismäßig engen Kreiſe blieb, nach außen nicht für jedermann erkennbar, ſo iſt die wachſende Ungeduld erklärlich, mit der in der Heimat ſowohl die militäriſche Aktion vor Paris als auch die Entwicklung der Kaiſerfrage beurteilt wurde. Dieſe Stimmung wurde noch verſtärkt durch einen Königlichen Armeebefehl vom 6. Dezember, worin der Bundesoberfeldherr unter Hinweis auf die ſoeben vor Paris, an der Loire und in der Normandie, wo Rouen von der erſten Armee beſetzt worden war, errungnen Erfolge einen neuen Abſchnitt des Krieges ankündigte und zur Ausdauer mahnte, bis ein ehrenvoller Friede erkämpft ſein werde.

Als der Großherzog von Baden am Sonntag, den 4. Dezember, zum Könige kam, fand er ihn krank und in nervöſer Gereiztheit. Es war die unvermeidliche Folge der Eindrücke, die in den letzten Tagen von allen Seiten auf ihn eingeſtürmt waren. Er war noch am 4. Dezember darauf gefaßt, die Einſchließung von Paris aufgeben zu müſſen. Die Aufzeichnungen des Großherzogs, die Ottokar Lorenz zu ſeinem mehrfach zitierten Buche benutzen durfte, berichten, daß in Verſailles die militäriſche Lage für ſchlimmer angeſehen wurde, als jemals bekannt geworden iſt, erſt die Nachrichten von den Erfolgen der Loirearmee brachten wieder Beruhigung und ſtellten das Gleichgewicht wieder her. Moltke unterließ nicht, dem General Trochu, dem Oberbefehlshaber in Paris, von dem Falle von Orleans Kenntnis zu geben. Die ernſte Stimmung dieſer Tage übertrug ſich ſelbſtverſtändlich auch auf den Kronprinzen, der ebenſo wie ſein Vater Zeit brauchte, die durch die verſtimmende Geſamtlage vermehrten Zweifel an dem Wert der neuen Krone zu überwinden. Noch am 9. Dezember mußte der Großherzog ihn durch den Hinweis beruhigen: „Der heute ſcheinbar leere Kaiſertitel werde bald genug zur vollen Bedeutung gelangen.“ Bei der großen Zahl der Höfe erfolgte auch die Zuſtimmung nicht von allen ſo ſchnell, wie anfänglich

erwartet ſein mochte, mehrere der Fürſten erachteten es für ihre Pflicht, zunächſt mit ihren zum Teil im Feldlager ſtehenden Bundesgenoſſen in einen Gedankenaustauſch einzutreten, andre forderten Bericht von ihren Miniſtern in Berlin. Immerhin verging Zeit, bevor die Zuſtimmungen ſämtlich zur formellen Erledigung gelangten. Da aber die Verfaſſungsverträge und damit die Kaiſerfrage ſchon vom 6. Dezember ab im Reichstage zur Erörterung ſtanden und der Reichstag dann am 10. Dezember, nachdem die Einführung der Worte Kaiſer und Reich in die Verfaſſung in allen drei Leſungen genehmigt worden war, eine Adreſſe an den König und deren Überreichung durch eine Deputation von dreißig Mitgliedern beſchloſſen hatte, ſo ſah ſich der König auch noch der Eventualität gegenüber, dem Reichstag eine Antwort in der Kaiſerfrage geben zu müſſen, bevor die Zuſtimmung aller deutſchen Fürſten formell vorlag. In der Mitteilung Delbrücks an den Reichstag vom 8. Dezember über den im norddeutſchen Bundesrat mit dem Einverſtändnis der Bevollmächtigten der ſüddeutſchen Staaten eingebrachten Antrag, in der Verfaſſung die durch den Titel Kaiſer und Reich nötig gewordnen Änderungen vorzunehmen und am nächſten Tage darüber zu beſchließen, mußte ausgeſprochen werden, daß die Zuſtimmung noch nicht von allen beteiligten Souveränen eingegangen ſei.

Das vom 1. Dezember datierte offizielle Schreiben des Königs von Bayern an den Großherzog von Baden mit der Aufforderung, die Beitrittserklärungen zu ſchaffen und einzuſenden, war dieſem erſt am 8. Dezember zugegangen. Ein großer Teil der Erklärungen war inzwiſchen nach München gerichtet worden, ſodaß als König Wilhelm am 10. Dezember von der an dieſem Tage beſchloſſenen Adreſſe des Reichstags erfuhr, noch keine amtliche Mitteilung von der allſeitigen Zuſtimmung der Fürſten vorlag. Der König hatte ſomit auch noch keine Veranlaſſung und Gelegenheit gehabt, ſich ſeinerſeits über die Annahme endgiltig zu erklären. Es war ſein Wunſch geweſen, ſich über ſeine Stellung zu dieſer Frage zu den verſammelten Fürſten ausſprechen zu können. Die Kaiſerwürde auch diesmal wieder abzulehnen, war für die Krone Preußens wohl ausgeſchloſſen, zumal nachdem die weſentlichſte Bedingung, das Anerbieten ſeitens der Fürſten, erfüllt worden war, aber es war der Wunſch des Königs, den Fürſten zu erkennen zu geben, daß er dabei mehr ein Opfer bringe als einen Vorteil gewinne, indem er die anerkannte Machtfülle des Königs von Preußen gegen einen erſt durch die Zeit auszufüllenden Titel aufgebe. Alle die Schwierigkeiten und Halbheiten, die in der Verfaſſungsfrage zutage getreten waren, machten es dem Könige wie auch wohl der großen Mehrzahl der Perſönlichkeiten, denen ſein Ohr in Verſailles zugänglich war, um ſo wünſchenswerter, die Übernahme der Kaiſerkrone durch einen feierlichen Akt vor den deutſchen Fürſten zu bekunden. Nicht unerwähnt darf in dieſem Zuſammenhange bleiben, daß auch die Königin, ſeine Gemahlin, in ihrer brieflichen Kritik der Verfaſſung und des Kaiſertums, bei der ſie auf die den König in jenen Tagen beherrſchende Stimmung einging, ihm die Entſchließung nicht erleichterte. Die Königin gab jedoch damit nur der

Anſchauung Ausdruck, die damals in vielen preußiſch empfindenden Kreiſen Berlins und der engern Heimat verbreitet war.

Unter dieſen Umſtänden iſt es nur zu begreiflich, daß ſich das Mißfallen des Königs an dem ihm übereilt erſcheinenden Beſchluß des Reichstags zunächſt dem Bundeskanzler gegenüber entlud, und zwar noch am 10. Dezember. Bismarck litt ſchon ſeit dem Tage zuvor an einer Venenentzündung, er ließ ſich deshalb bei den dem Könige zu haltenden Vorträgen durch den Geheimen Legationsrat Abeken vertreten. Dieſer berichtet über den 10. Dezember: „Dreimal mußte ich heute zum König, und das drittemal ging ich mit Zittern und Zagen, denn das zweitemal war ich in größter Ungnade hinausgeworfen worden, oder wenigſtens war der König in höchſtem Zorn und in höchſter Aufregung hinausgegangen in ſeine Schlafſtube, und ich war kaum zuhauſe und hatte dem Miniſter Bericht erſtattet, ſo kam ſchon in derſelben Sache ein vom König eigenhändig geſchriebnes Telegramm, das der Miniſter in Chiffre abgehn laſſen ſollte, aber nicht abgehn laſſen wollte, und mich deshalb noch einmal zum König ſchickte, um ihn zum Zurücknehmen des Telegramms zu bewegen. Das war keine angenehme Aufgabe, ſie wurde leichter, als ich dachte, denn der König war von einer rührenden Güte und Freundlichkeit. Niemals habe ich den König in ſolcher Aufregung, ja ſolchem Zorn geſehen und dabei doch jedem Argument und jeder Remonſtration zugänglich.“ Die Situation war eine ſolche geworden, daß am Morgen des 13. Dezember beim Frühſtück zwiſchen Bucher, Hatzfeld und Keudell der Rücktritt Bismarcks ernſtlich erörtert wurde. Am Abend des 10. Dezember hatte ſich der König noch bei der Tafel ſehr erzürnt über die Abſichten des Reichstags ausgeſprochen, der in ſeine Adreſſe ausdrücklich die Bitte eingeflochten hatte, daß es dem Könige gefallen möge, durch Annahme der deutſchen Kaiſerkrone das Einigungswerk zu weihen. Der König äußerte, es werde dies zu einem zweiten 1849 führen, er werde ſich die Krone ebenfalls nicht vom Reichstage anbieten laſſen. Bismarck wolle offenbar die Sache im Sturm nehmen und habe die Annahme der Deputation nach Berlin ausgeſprochen, ehe der König überhaupt etwas von der Sache gewußt habe. Nun möge die Deputation nur hier eintreffen, er werde ſie aber nicht empfangen, bis er im Beſitz der Zuſtimmung aller Fürſten ſei, das heißt, bis der König von Bayern ihn davon benachrichtigt habe. Auch hier war es die Aufgabe des Großherzogs, die verſchobnen Dinge wieder in das rechte Gleis zu bringen. Er beruhigte den König durch den Hinweis, daß es kaum anders zu machen geweſen wäre, und daß infolge der von Delbrück dem Reichstage gemachten Mitteilung von dem Schritte des Königs von Bayern die Kaiſerfrage notwendig zur Verhandlung hätte kommen müſſen. Da die Adreſſe des Reichstags, über deren Inhalt der König anſcheinend nicht richtig unterrichtet worden war, tatſächlich durchaus nicht den Anſpruch erhob, als werde die Krone vom Reichstage angeboten, ſo ſtimmte der König ſchließlich dem Vorſchlage des Großherzogs zu einer telegraphiſchen Mitteilung an den König von Bayern bei, es müſſe wegen der in

Ausſicht ſtehenden Reichstagsdeputation durchaus dafür geſorgt werden, daß der Antrag der Fürſten vorher in Verſailles eintreffe. Da König Wilhelm wünſchte, daß die Sache mit Bismarck beſprochen und vereinbart werden ſolle, ſo machte der Großherzog noch an demſelben Abend den Verſuch, den Kanzler zu ſprechen. Bismarck lag jedoch krank zu Bett und war unzugänglich. Er ſandte ſpät am Abend durch Abeken einen Entſchuldigungsbrief, und am andern Tage kam dieſer ſelbſt, um die Angelegenheit in Bismarcks Auftrage mit dem Großherzoge zu ordnen. Die Wogen des Mißvergnügens glätteten ſich auf beiden Seiten, und der König ſah, mit dem Kanzler wieder in vollem Einverſtändnis, dem Eintreffen der Reichstagsdeputation entgegen, die dann am Abend des 16. Dezember in ungefähr zwanzig Poſtwagen bei ſtrömendem Regen ihren Einzug in Verſailles hielt. Der eigentliche Ausgangspunkt der Verſtimmung des Königs war der von Bismarck am 7. Dezember telegraphiſch an Delbrück erteilte Auftrag geweſen, die Kaiſerfrage, die durch Delbrücks formloſe Mitteilung über den Antrag des Königs von Bayern im Bundesrate wie im Reichstage total feſtgefahren ſchien, in Form einer im Bundesrate zu beſchließenden Vorlage an den Reichstag zu behandeln, nach der gewiſſe Artikel in der Bundesverfaſſung mit Rückſicht auf den Kaiſertitel abzuändern wären. Es ſollte damit die geſchäftliche Zuſtimmung der Regierungen erreicht und die geſetzliche Unterlage geſchaffen werden, auch für die noch ausſtehenden Fürſten war damit die geſchäftliche Nötigung gegeben, ſich zu entſchließen. Dies hatte Delbrück am folgenden Tage dem Reichstage angekündigt. Wie es ſcheint, iſt es dieſe Leitung der Dinge geweſen, die bei dem letzten Vortrage Bismarcks am 9. Dezember den König arg verſtimmt hatte. Lorenz berichtet nach den Aufzeichnungen des Großherzogs, daß als der Kaiſer ſpäter durch dieſen den Wortlaut des Reichstagsbeſchluſſes erfahren hatte, er von dem Inhalt doch vollſtändig befriedigt war, und daß, als in den nächſten Tagen die Königin Auguſta in ihren Briefen die Schwächen der neuen Verfaſſung und die mangelhafte Ausgeſtaltung des Kaiſertums abermals einer Kritik unterzog, der König ſelbſt als Verteidiger des Geſchehenen und Erreichten auftrat. Dem Großherzoge gegenüber äußerte er, man müſſe in betreff der Titelfrage Geduld haben und hoffen, daß ſich das nötige Anſehen nachträglich dazu doch noch einfinden werde. Der Großherzog unterſtützte den König in dieſer Anſchauung und bemerkte nur, daß gewiſſe kaiſerliche Abzeichen nicht früh genug ins Leben gerufen werden könnten, beſonders in der Armee und in der Marine, die als kaiſerliche geführt werden müßten; auch für den Bundeskanzler und die ihm unterſtehende Beamtenſchaft ſei dieſe Bezeichnung alsbald einzuführen. Der König war damit einverſtanden. Ebenſo unbefangen — ſo wird nach den Aufzeichnungen des Großherzogs weiter berichtet — erörterte er die Frage, ob der neue Titel im dynaſtiſchen Sinne zu verſtehn und auf das Hohenzollernſche Haus überhaupt auszudehnen ſei. Nach ſeiner Anſicht dürfe die Kaiſerwürde nur ihn und die Königin, den Kronprinzen und die Kronprinzeſſin, alle übrigen Familienmit-

Digitized by Google

glieder aber nicht berühren. Er habe jedoch noch nicht mit Bismarck darüber geſprochen, es müſſe aber bald geſchehn, weil noch eine große Anzahl andrer Fragen zu erörtern bleibe, die mit der Annahme der Kaiſerkrone in Verbindung ſtünden, zum Beiſpiel was für ein Wappen, was für eine Krone, was für eine Flagge zu führen ſei und dergleichen mehr. Es ergibt ſich hieraus, daß der König gegen die Mitte Dezember ſachlich durchaus auf dem Boden der Kaiſeridee ſtand und zur Annahme der Kaiſerwürde innerlich entſchloſſen war. Andrerſeits war es nach der ganzen Sachlage ſelbſtverſtändlich, daß er ſich erſt nach empfangner Zuſtimmung aller Fürſten öffentlich und verbindlich darüber ausſprechen wollte; er war berechtigt, in dem Ausbleiben der Benachrichtigung des Königs von Bayern einen Mangel an Rückſicht zu ſehen. Das iſt durchaus vereinbar mit gelegentlichen Äußerungen, daß es ihm in ſeinem Alter ſchwer falle, die neuen Inſtitutionen noch auf ſich zu nehmen, die viel richtiger dem Kronprinzen nach ſeinem dereinſtigen Regierungsantritt vorbehalten geblieben wären. Man darf aber wohl ſagen, daß der König, obgleich er für ſeine Perſon auf die Kaiſerwürde, zumal bei der Art ihres Zuſtandekommens, vielleicht weniger Wert legte, er ihre Übernahme doch als eine Pflicht ſeines Hauſes gegen Deutſchland anſah und ſich ihr deshalb willig, wenn auch ohne innere Befriedigung unterzog.

Als die Reichstagsabgeordneten am Abend des 16. Dezember in Verſailles eingetroffen waren, wurde Präſident Simſon noch zu einer langen Unterredung von Bismarck empfangen, die ſich im weſentlichen darum drehte, daß der König es ablehne, vor Eintreffen der Zuſtimmung ſämtlicher Fürſten die Deputation zu empfangen, und daß er auf dem Standpunkte beharre, daß es nur die Fürſten ſeien, aus deren Hand er die Kaiſerkrone annehme und denen er die Wiederherſtellung des Kaiſertums zugeſtehe. Wie eingehend und umfangreich dieſe Unterredung war, beweiſt der Umſtand, daß ſie von neun Uhr Abends bis zum dämmernden Dezembermorgen des nächſten Tages dauerte und Simſon keinen geringen Schrecken bekam, als er beim Heraustreten den Feldpoſtwagen, der ihn direkt zu Bismarck geführt hatte, noch immer vor der Tür haltend fand. Es hatte ſich weſentlich darum gehandelt, eine Erwiderung für den König auf die Adreſſe des Reichstags zu entwerfen, und Bismarck hatte dabei den Wortlaut der Antwort vor ſich, die Friedrich Wilhelm der Vierte im April 1849 der damals ebenfalls von Simſon geführten Kaiſerdeputation erteilt hatte. Doch benutzte der Bundeskanzler ſie anſcheinend mehr, um unliebſame Anklänge an jenen Vorgang zu vermeiden. Der 17. Dezember verlief in allſeitiger banger Erwartung, es war ein Sonnabend. Erſt am Nachmittag erging durch den Kronprinzen die Mitteilung, daß der König die Deputation am nächſten Tage empfangen werde, die Nachricht vom König von Bayern, daß die Zuſtimmung aller deutſcher Fürſten vorliege, war endlich eingegangen. Während Simſon beim Kronprinzen in langer Unterredung weilte, kam auch die Mitteilung des Bundeskanzlers, daß der Empfang durch den König am nächſten

Digitized by Google

Mittag zwei Uhr ſtattfinden werde. Der feierliche Hergang iſt in vielen Geſchichtsbüchern erzählt. Simſons ſchöne würdige Anſprache, die vom König unter tiefer Bewegung vorgetragne Antwort — als der Flügeladjutant Graf Lehndorf ihm die Erwiderung überreichte, konnte er zuerſt vor Schluchzen die Worte nicht hervorbringen — alle dieſe Momente ſind zur Genüge bekannt.

Die in Verſailles anweſenden Fürſten und Prinzen, die Generale und die Staatsmänner waren nach einer erſt Vormittags nach dem Gottesdienſt getroffnen Anordnung des Königs bei dem feierlichen Akte zugegen. Das Ereignis ſollte mehr dem Charakter eines häuslichen Feſtes angepaßt ſein, nicht ein Staatsakt, der bei der Abweſenheit der meiſten Fürſten den Schwerpunkt der Wiederaufrichtung der Kaiſerwürde in den Reichstag und in die von dieſem beſchloſſene Adreſſe verlegt haben würde. Bismarck hatte auch deshalb dafür Sorge getragen, daß in der Antwort des Königs der Anteil des Reichstags von dem, was die Fürſten für die Herſtellung des Kaiſertums in Übereinſtimmung in den Wünſchen und Hoffnungen der deutſchen Nation und ihrer Vertreter getan hätten, genau auseinander gehalten blieb. Den perſönlichen Empfindungen des Königs hatte Bismarck durch den Satz Rechnung getragen, daß er die Kaiſerkrone nicht nach eignem Gefühl und Urteil, ſondern aus Pflichtgefühl annehme. Der König hatte Bismarck, Roon und Moltke, ganz beſonders aber den erſten, nach beendeter Feier mit ſichtbarer Freude und Dankbarkeit ausgezeichnet. Prinz Luitpold von Bayern war der Feierlichkeit fern geblieben, vielleicht in der Annahme, daß es ſich nur um einen Akt handle, der das Verhältnis des Königs von Preußen zum Reichstage des Norddeutſchen Bundes berühre. Aber ſein Fernbleiben wurde um ſo mehr bemerkt, als der Antrag ſeines Königs ſowie deſſen Mitteilung von der Zuſtimmung aller deutſchen Fürſten doch die eigentliche Grundlage der Feier bildeten.

Noch in der Nacht zuvor hatten dem König naheſtehende Fürſten Mühe gehabt, ihn zur Erteilung der gewünſchten Antwort zu bewegen. Mit tränenden Augen ſprach er ſich nach dem offiziellen Akt über die Schwere des Moments gegen ſeine Generale aus, wie Roon in den Briefen an die Seinigen mitteilt. Roon ſchreibt darin ſehr hübſch: „Weil Sieg und Niederlage nach Gottes Willen erfolgt, ſo erblicke ich in dieſer neuſten Entwicklungsphaſe unſrer deutſchen Geſchichte den unverkennbaren Finger Gottes und halte jede andre, auf Eitelkeit und Hochmut baſierte Auffaſſung für frevelhaft, das auf preußiſch-partikulariſtiſcher Sentimentalität beruhende Streben aber für unberechtigt.“ An einer andern Stelle: „Sehr gehoben war der Kronprinz, der ſich bei Bismarck und dann bei mir ausdrücklich für das Gewordne bedankte.“ Nach der großen Tafel, an der alle Fürſten und Deputierten teilnahmen, hatte der Großherzog Friedrich ein längeres Geſpräch mit Roon, den er Abends noch in ſeinem Quartier aufſuchte, um die Unterredung fortzuſetzen. Roon bemerkt dazu: „Ich bin von ſeiner Aufrichtigkeit überzeugt, wenn er mir in allen mich betrübenden vorangegangnen Differenzen zuſtimmt und ſeine Unterſtützung zu-

Digitized by Google

ſichert.“ Simſon ſchreibt über die tiefe Bewegung des Königs, man werde gewiſſermaßen an Karl den Großen erinnert, dem nach der Erzählung ſeines Biographen Einhardt der Kaiſername anfangs ſo unerwünſcht geweſen ſein ſoll, daß er verſicherte, er würde an jenem Weihnachtstage des Jahres 800 die Peterskirche in Rom nicht betreten haben, wenn er die Abſicht des Papſtes vorausgeſehen hätte. Simſon war in einem ziemlich defekten Wagen, den ein Kanonier lenkte, vor die Präfektur gekommen. Der König ſcherzte zu ihm über das eigentümliche Fuhrwerk, das er vom Fenſter aus beobachtet habe. Simſon antwortete: „Das bedeutet, daß es die Armee iſt, welche uns ſo weit gebracht hat“, eine Erwiderung, der der König zuſtimmte.

Nachdem nun die Zuſtimmung aller deutſchen Fürſten vorlag, war weiter zu erwägen, wie die Wiederaufrichtung der Kaiſerwürde dem deutſchen Volke bekannt zu geben ſei, damit ſie zugleich mit der neuen Reichsverfaſſung am Neujahrstage 1871 in Kraft und Übung treten könne. Der König ſelbſt war von der Wichtigkeit dieſes Schrittes ganz außerordentlich erfüllt, und ſeine Gedanken ſuchten nach geſchichtlichen Beiſpielen. Das nächſtliegende war ja die Kaiſerkrönung Karls des Großen am Weihnachtstage des Jahres 800, und es lag nahe, auch das jetzt herannahende Chriſtfeſt als paſſenden Termin in Ausſicht zu nehmen. Nach der Tafel am Abend des 18. Dezembers erſuchte der König den Großherzog um einen Vorſchlag, in welcher Weiſe das Kaiſertum nun zu proklamieren ſei. Der Großherzog bezeichnete als den geeignetſten Weg, der König von Bayern möge, nachdem ihm König Wilhelm ſchriftlich ſeine Zuſtimmung dazu gegeben habe, im Namen und unter Anführung aller mitwirkenden Fürſten eine Urkunde ausfertigen laſſen, die dem Könige in feierlicher Verſammlung vorgeleſen und überreicht werden ſolle. Darauf würde die inzwiſchen ausgefertigte Zuſtimmungs- und Annahmeurkunde des Königs von Preußen zu verleſen ſein, und beide Schriftſtücke würden ſodann den Fürſten und den freien Städten in vervielfältigten Exemplaren übermittelt werden, damit durch dieſe die Publikation in den einzelnen Staaten ſtattfinden könne. Dem Könige gefiel dieſer Vorſchlag ſehr, und er wünſchte, daß dieſer Gedanke dem Bundeskanzler mitgeteilt würde, wozu der Großherzog noch an demſelben Abend Gelegenheit fand, als er den Beſuch von Abeken empfing, der im Auftrage Bismarcks zu ihm kam. Es ſtellte ſich aber leider nur zu bald heraus, daß die kurze Friſt von einer Woche für die Herſtellung, Ausfertigung und Überſendung der Urkunden nicht ausreichen würde, auch lagen allerlei Anzeichen vor, daß es nicht leicht ſein werde, den König von Bayern noch einmal zu einer Tätigkeit in der Kaiſerfrage veranlaſſen zu können. Die Berichte aus München ſtimmten darin überein, daß es höchſt zweifelhaft wäre, ob der bayriſche Landtag die Verträge mit dem Norddeutſchen Bunde genehmigen würde, und daß entſchieden eine der Reichsidee unfreundliche Stimmung am Münchner Hofe Boden gewonnen und auch den König Ludwig nicht unberührt gelaſſen hätte, Stimmungen, die um die Mitte Januar ſogar zu einem recht bedenklichen Ausdruck gelangten. Die

Digitized by Google

bayriſche Regierung hatte am 14. Dezember der Kammer die Verträge mit dem Norddeutſchen Bunde vorgelegt und war warm für ſie eingetreten. Aber bei der Ausſchußwahl überwogen die Gegner der Verträge, und einer der entſchiedenſten, der Abgeordnete Jörg, wurde zum Referenten des Ausſchuſſes gewählt. König Wilhelm ſowohl wie Bismarck hielten daran feſt, daß, nachdem wegen des Kaiſertitels Bayern nun einmal ein Vortritt eingeräumt worden war, man nicht weiter fortſchreiten könne, ſolange die deutſche Verfaſſungsfrage nicht auch in Bayern endgiltig entſchieden ſei. Der Bundeskanzler war zwar über die Haltung des bayriſchen Landtages in hohem Grade verdroſſen und eine Zeit lang geneigt, die Kaiſerproklamation auch bei einem ablehnenden Votum des bayriſchen Landtages nicht zu verſchieben. Aber der König blieb auf ſeinem Standpunkte, daß der Kaiſer lieber gar nicht auferweckt werden ſolle, als daß der Schein entſtünde, Preußen hätte die Kaiſerwürde zu begehren nötig gehabt. Er wollte deshalb von einer Beeilung abſolut nichts wiſſen, und von einer Weihnachts-Kaiſerfeier war bald keine Rede mehr.

Tiflis

Reiſeerinnerungen von H. Toepfer

Tiflis als Hauptſtadt von Kaukaſien iſt ein getreues Abbild des Landes, das wegen ſeiner Lage und ſeiner reichen Bodenſchätze von den älteſten Zeiten an auf die verſchiednen Völker die größte Anziehungskraft ausgeübt hat und ſie in dem Streben nach Ruhm und Reichtum miteinander hat ringen ſehen. Alle die Völker haben ihre deutlichen Spuren hinterlaſſen, die alten Iranier, Juden, Griechen, Römer, Goten, Alanen, Hunnen, Araber, Seldſchukken, Chaſaren, Mongolen, Genueſen und viele andre, deren Namen faſt verſchollen ſind. Früh ſtrebte das Ruſſentum aus ſeinen weiten Ebnen in und durch den Bergwall des Kaukaſus, deſſen es bedurfte, wenn es ſelber Ruhe haben wollte. Aber erſt mit der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts wurden ſeine Beziehungen zu den chriſtlichen Völkern in Kaukaſien feſter geknüpft, die an dem glaubensverwandten Moskowiterreiche ihre natürliche Anlehnung gegen das Vordringen des Islams ſuchten. Dieſe Beziehungen führten ſchließlich zur Einverleibung Kaukaſiens, der mit der Beſitznahme von Tiflis zwar das Siegel aufgedrückt worden war, die aber erſt nach dreiundſechzigjährigem blutigem Ringen zur vollendeten Tatſache wurde. Tiflis, das 1795 von den Perſern zerſtört worden iſt, hat an den Wandlungen geſchichtlicher Zeit ſeinen reichen Anteil gehabt und iſt heute, wie Kaukaſien im großen, der Schauplatz mehr oder weniger friedlichen Ringens verſchiedner Nationalitäten um die Vorhand unter dem äußern Firnis

Digitized by Google

ruſſiſcher Oberhoheit. Gruſinier beanſpruchen die Stadt als ihre Hauptſtadt, während die Armenier ſie als armeniſche Handelsſtadt betrachtet wiſſen wollen. Außerdem friſten Teile aller andern Völker und Völkchen, zwiſchen und neben beiden ſtehend, hier ihr Leben. Und wie ruſſiſche Koloniſten mit einem guten Teil deutſchen Blutes die beſten Striche des Landes an ſich genommen haben, ſo haben ſie ſich auf dem größten und beſten Raum des engen Kuratals ausgedehnt und den kaukaſiſchen Stadtvierteln von Tiflis einen oberflächlichen Anſtrich europäiſcher Städteordnung gegeben.

Die Bedeutung von Tiflis wurzelt in der günſtigen Lage im Kreuzpunkt der uralten Straßen vom Schwarzen zum Kaſpiſchen Meer, nach Kleinaſien über Kars, nach Perſien über Eriwan und nach Südrußland über den Kaukaſus, endlich nach den fruchtbaren Weinlandſchaften in Kachetien, und iſt für den Touriſten von Wichtigkeit, weil er dieſe Ziele heutzutage alle auf ſehr bequeme Weiſe erreichen kann. Nicht ohne Intereſſe iſt es auch für uns Deutſche, die Kulturarbeit von Landsleuten unter ruſſiſchem Zepter zwiſchen Aſiaten dort gut gedeihen zu ſehen. Und Deutſche ſind es, die im Dienſte des Ruſſentums für die Erforſchung und die Erſchließung des Landes viel getan und in Tiflis gewirkt haben, wie der verdienſtvolle Begründer des Kaukaſiſchen Muſeums, Geheimrat Radde. Dennoch bereitete uns Tiflis eine kleine Enttäuſchung, mag es nun ſein, daß uns das Scheitern unſrer Pläne zu Ausflügen gegen die Stadt voreingenommen, oder daß Konſtantinopel mit ſeinem vielgeſtaltigen Leben unſre Phantaſie und Aufnahmefähigkeit zu nachhaltig in Anſpruch genommen hat, oder daß unſre Erwartung zu hoch geſpannt geweſen iſt.

Tiflis iſt auch einer von den Orten, die der Sage nach von jagenden Herrſchern als Badeort entdeckt worden ſind. Heiße Schwefelquellen haben ihm ſeinen Namen gegeben, der mit Teplitz — wohl nicht bloß zufällige — Ähnlichkeit hat. Die heißen Schwefelquellen ſpeiſen eine Anzahl Bäder, von denen die des Fürſten Orbeliani die großartigſten und entſchieden ſehenswert ſind — aber beſſer bei Tage, denn bei Nacht ſoll der Ton darin etwas frei ſein. An die glückſeligen Jagdgefilde des glücklichen Entdeckers erinnert jetzt ſchlechterdings nichts mehr. Dank dem ſteinigen Grund und Boden, auf dem Tiflis ſteht, erfreut es ſich nicht gerade üppigen Pflanzenwachstums. Die Unterhaltung der drei öffentlichen Parks: Muſchtaid-, Alexander- und Botaniſcher Garten, verurſacht deshalb nicht wenig Mühe und Koſten, ſorgſame Pflege und künſtliche Bewäſſerung. Dieſe ſpielt bei der hohen Jahrestemperatur von 12,7 Grad eine beſonders wichtige Rolle und vermag doch trotz aller Arbeit keine großen Erfolge zu erreichen. Am intereſſanteſten für uns iſt der Botaniſche Garten, der am Südhang des Feſtungsberges in einem ſchmalen Tal gegenüber dem mohammedaniſchen Kirchhof liegt. Vom Maidan, dem Zentrum der Baſarſtadt, aus gelangt man durch enge Gaſſen, über ſchmale, in den Fels gehauene Treppen, ungeſchickte Stufen und durch ganz enge Paſſagen an den Eingang dieſes Paradieſes. Ein wahres Wunder erſchien es uns, wie ſich ein mohammedaniſcher

Leichenzug im Geſchwindſchritt vor uns durch dieſes Labyrinth bewegte. Der Naturfreund bekommt in der vollzähligen Sammlung kaukaſiſcher Bäume und Pflanzen, die zum Teil ſchon in bunter Blütenpracht prangten, viel Anregung und Gelegenheit zu gründlicher Orientierung — die kaukaſiſche Flora iſt ebenſo verſchieden wie die Bodengeſtaltung und das Klima des Landes. Andre Beſucher finden mehr Genugtuung in dem Beſchauen der darüber liegenden Feſtungsruine und in dem Blick vom Feſtungsberg auf die unter ihm liegende Stadt. Großartiger noch iſt das Panorama von der höchſten Höhe des das Davidskloſter tragenden Berges im Weſten der Ruſſenſtadt. Mühſam, ſteil und von dem Reſt der Schneeſchmelze noch ſchlüpfrig war der Pfad, auf dem wir im Zickzack bis zu einer Höhe von 670 Metern, 216 Meter über Tiflis, emporklettern mußten, da die inzwiſchen eröffnete Drahtſeilbahn*) nach einigen mißglückten Probefahrten noch mehrerer Umbauten bedurfte. Zum Teil auf Viadukten mit wohl 40, oben ſogar 60 Grad Steigung erbaut, führt ſie in ſchnurgerader Richtung in ein einfaches Reſtaurant auf der Höhe und ermöglicht nach wenig Minuten zu ſchauen, was wir uns im Schweiße unſers Angeſichts, angetan mit dem dieſesmal recht unbequemen Pelz, verdienen mußten. Wir wurden jedoch ganz beſonders belohnt: nochmals lud uns der zweigipflige Kasbek im goldroten Abendſonnenſchein zum Beſuche, und glänzend lag das ſchneebedeckte Maſſiv des Großen Kaukaſus in langer Kette uns gegenüber. Drunten im ſchmalen Tal der Kura zog ſich die kaukaſiſche Hauptſtadt mehr als acht Kilometer lang hin von dem Muſchtaidpark im Nordweſten noch hinaus über die ſchmale Pforte, die der Feſtungsberg mit den Ruinen der alten perſiſchen Zwingburg einerſeits und die Höhe mit dem Metech, dem gruſiſchen Kaiſerſchloß, andrerſeits der ſtark fallenden Kura offen laſſen. Deutlich unterſchied ſich die regelmäßig angelegte deutſche Stadt jenſeits der Kura am Bahnhof von den grünen Dächern und dem großen Gebäudekomplex von der um das Generalgouvernement herum gruppierten Ruſſenſtadt auf dem rechten Kuraufer. Dieſe geht am Eriwanplatz in die perſiſch-armeniſche Baſarſtadt mit ihrem unüberſichtlichen Gewirr von Straßen, Sträßchen und Sackgaſſen über. Am Metech aber, durch die Maidan- und Metechbrücke mit dem Baſar verbunden, beginnen die faſt ebenſo engen gruſiſchen Quartiere, deren Häuſer in eintönig grauer Farbe dem Stadtteil wenig Anſehen geben, aber alle mit Balkons geſchmückt ſind. Man würde übrigens fehlgehn, wenn man die Nationalitätenfrage in Tiflis ſo einfach gelöſt anſähe. Wie im ganzen Kaukaſus, ſo verwiſchen ſich auch hier die Grenzen, und es entſteht bei der Ruſſenſtadt ſchon ein Durcheinander, das wie in Konſtantinopel einen Hauptreiz des Straßenlebens ausmacht.

Unſer erſter Ausgang führte uns in die orientaliſchen Stadtteile. Man biegt vom Eriwanplatz in die Armjanskibaſarſtraße ein und bahnt ſich nun bergauf bergab, an dunkeln Sackgaſſeneingängen vorüber ziemlich mühſam ſeinen Weg. Hier und da öffnet ſich ein Loch, das ſich bei näherm Zuſehen als

*) 486 Meter lang und durch einen franzöſiſchen Ingenieur für 280000 Rubel erbaut.

Digitized by Google

Karawanſerei erweiſt. Einige Schritte weiter hängt eine alte verbogne und vermorſchte Galerie in die Straße herein und droht mit Zuſammenbruch. Da kommen glattgeſchorne Tataren, deren dunkle Augen unter der tief ins Geſicht gezognen Fellmütze hervorfunkeln. Ihnen folgt nachdenklich und ernſt die ärmlich bekleidete ſehnige Geſtalt eines Lesghinen, dann wieder gewichtigern Schritts ein Perſer mit hoher, ſpitzer Lammfellmütze auf dem glattraſierten Schädel, Bart und Fingernägel rotgefärbt. Krummnaſige ſchwarzlockige Armenier mit dunkeln, unſteten Augen, geborne Verſchwörerphyſiognomien, wechſeln ab mit ſtolzen ſchnurrbärtigen Gruſiniern in der kaukaſiſchen Nationaltracht und überholen einen kleinen Mullah mit langem grauem Bart und weißer Tſchalma um das Haupt. Dort bahnt ſich ein kräftiger Gurier in kurzer Jacke und ſtramm ſitzenden Hoſen, mit braunem Baſchlik auf dem Kopf ziemlich rückſichtslos einen Weg über die Straße, und ein paar weibliche Weſen mit buntgeſtickter Tſchadra auf dem nicht allzu ängſtlich verſchleierten Kopf verſchwinden in einer der Sackgaſſen, ehe man Zeit gehabt hat, auch an ihnen Volkstypen zu ſtudieren. Jetzt ſchleppen zwei mächtige Stiere mit ganz breiten, die enge Straße verſperrenden Stirnjochen einen zweirädrigen, im Achslager laut quietſchenden ſchwerbepackten Laſtkarren ſo nahe an uns vorüber, daß wir uns an die Wand drücken müſſen. Der Fuhre folgt bald ein Trupp philoſophiſch dreinſchauender Eſel mit Holzkohlen und andern ſchönen Sachen, die ihr Führer ebenſo laut grölend wie unverſtändlich anpreiſt. Ein Waſſerverkäufer führt ſein mit Burdjuks (zuſammengenähten Tierhäuten) als Waſſergefäßen beladnes Pferd durch die Menge. Der und jener Erſcheinung folgt man wohl mit den Augen, bis man durch einen Stoß unſanft ermahnt wird, geradeaus zu ſchauen: ein unter der hochaufgetürmten Rückenlaſt langſam und gebückt vorwärts ſchreitender Muſcha kann unmöglich ſeine Kometenbahn verlaſſen, ohne aus dem Gleichgewicht zu kommen. Ein ſtämmiger Koſak zu Pferde, anſcheinend eine Ordonnanz, die Eile hat, vorwärts zu kommen, bahnt ſich mit der Nagaika rückſichtslos ſeinen Weg und kümmert ſich nicht im geringſten um das Gebrumm des Bummlers, der ſich die getroffne Stelle reibt. Das alles und noch viel mehr ſchiebt, windet und drängt ſich durcheinander und geſtikuliert, ſingt, ſchreit, ſchimpft und lacht, geht ſeiner Beſchäftigung nach oder faulenzt mit orientaliſcher Gleichgiltigkeit gegen das, was die Zukunft bringt.

Man tut am beſten, zunächſt zu Wagen durch das Gewirr zu ſtreben, um erſt einen Überblick zu bekommen, und läßt ſich dann treiben, beſieht ſich, was einen intereſſiert, und kauft und feilſcht, ſo gut man kann; auch hier kommt man nur mit Dreiſtigkeit, Deutlichkeit, Hartherzigkeit und einer Preisdrückerei, die einen ſelbſt verblüfft, zu einem annehmbaren Preiſe zu dem Gewünſchten. Viel Schleuderware harrt des Reiſenden, der wahllos kauft, was ihm gefällt. Namentlich im Waffenhandel wird ſtark betrogen, denn mancher will gern einen der ſchön verzierten kaukaſiſchen Säbel oder Dolche erſtehn, mit denen ſich der Eingeborne zu ſchmücken liebt. Nicht bloß der Armenier, ſondern auch der in Beſchmet und Tſcherkeßka mit ziſelierten Waffenſcheiden Reklame machende Gruſier huldigt dem Geſchäfts-

Digitized by Google

prinzip, daß wahnſinnige Preisaufſchläge kein Betrug ſind. Ähnlich iſts im Teppichhandel, zu dem man ſehr viel Zeit und Geduld haben muß, und wobei man gut tut, Äußerungen des Gefallens an wirklich ſchönen Stücken aufzuſparen, bis man in ihrem Beſitz iſt. Ein armeniſcher Teppichhändler hats uns mit ſeinen Waren angetan.

Viele Läden dienten zugleich der Herſtellung der Waren. Mehr originell als appetitlich gings in einer perſiſchen Bäckerei zu, in der die halbnackten Geſtalten große Teigfladen an einen dickbauchigen runden Backherd klebten, der nach oben in den Schornſtein überging. Noch weniger erfreulich war freilich das Treiben in der Barbierſtube nebenan, wo ſich Perſer die Schädel raſieren ließen, und wo die Gehilfen ihrem Opfer der Einfachheit halber auf die abzukratzenden Flächen ſpuckten.

Ein hölliſches Pflaſter und ſchwache Anklänge an einen Bürgerſteig zeugen von dem Beſtreben der ſtaatlichen Gewalt, zu europäiſieren. Ihre Vertreter, die Schutzleute, die in ganz Rußland gleich uniformiert und mit dem Revolver ausgerüſtet ſind, ſtanden an den Hauptſtraßen und beobachteten trotz ihrer ſcheinbaren Gleichgiltigkeit ſehr ſcharf. Ihre Selbſterhaltung verlangte es: ſie erfreuen ſich, ob mit oder ohne Schuld ihrerſeits, keiner Beliebtheit, und die letzte der hundertundfünf Mordtaten, die Tiflis ſeit wenig Monaten in Aufregung hielten, hatte einen braven Schutzmann das Leben gekoſtet. Bei Nacht wird das Polizeiaufgebot auf dem Maidan auf einen ganzen Zug und dazu eine halbe Sotnie Koſaken verſtärkt. An einigen Stellen werden ſtarke Poſten aufgeſtellt, und Patrouillen durchziehen das trübe erleuchtete Straßengewirr. Die Unruhen und die allgemeine Unſicherheit hatten in Tiflis außerdem beſondre militäriſche Maßnahmen notwendig gemacht. Die Truppen wurden alarmbereit gehalten. Die Hauptwache auf dem Golowinskiproſpekt war von einer ganzen Kompagnie beſetzt, und die Konvoiſſotnje des Generalgouverneurs war jederzeit zum Ausrücken bereit, ihre Pferde ſtanden geſattelt in den von der Straße aus durch mehrere Tore zugänglichen Ställen, während ſich die Mannſchaft die tödliche Langeweile dieſes halben Kriegszuſtandes durch Abſingen ihrer melodiſchen aber wie alle ſlawiſche Muſik etwas ſchwermütig klingenden Lieder vertrieb.

Die Stimmung unter den höhern Offizieren und Beamten war dem Ernſt der Lage angemeſſen. Natürlich waren die Ereigniſſe in Baku ein Hauptthema der Unterhaltung; die nach Tiflis geflüchteten und die Hotels bewohnenden Privatperſonen taten das ihrige, es nach ihrer Weiſe zu variieren. Auch ruhige, verſtändige Menſchen vermeinten ſchon damals das Krachen aller Fugen des Reiches zu hören und erzählten als Tatſache, daß alle Offiziere Todesurteile von irgendeinem Revolutionskomitee empfangen hätten. Auffällig war immerhin die Beſtimmtheit, mit der für den kommenden Sonnabend der Wiederausbruch der Unruhen in Baku verſprochen und Reflexwirkungen im ganzen Kaukaſien erwartet wurden. Natürlich wollte der Chef des Gouvernements Tiflis, General S., dem wir mangels des noch nicht ernannten Statthalters unſern Beſuch machten,

Digitized by Google

davon nichts wiſſen. Aber er empfing doch, während wir in ſeinem Kabinett ſaßen, den zur Beſprechung wichtiger Maßnahmen erſchienenen Kreischef von Gori, auch einen Offizier — die höhern Verwaltungsposten ſind ſämtlich mit ſolchen beſetzt. Und drei armeniſche höhere Geiſtliche waren befohlen, die man für die Haltung ihrer Volksgenoſſen verantwortlich machen wollte. Die Befliſſenheit endlich, mit der ſich drei bis vier Schutzleute bei unſerm Eintreffen vor der Wohnung des Gouverneurs um uns drängten, vermochten wir auch nicht bloß als einen Ausfluß ſlawiſcher Liebenswürdigkeit aufzufaſſen, ſoviel Proben uns ſonſt von ſolcher zuteil geworden waren.

Wieder ein klein wenig Unruheſtimmung verriet ſich in dem regen Treiben auf dem Poſtamt und auf der Bank, auf die mein Kreditbrief lautete. In den Sälen des Poſtamts ſtanden Poſten mit Gewehr und wie üblich aufgepflanztem Bajonett — die Erfahrungen mit Attentaten frechen Raubgeſindels haben dieſe Maßregel gezeitigt. Auf der Bank machte ich die Bekanntſchaft eines Landsmanns, der ſich als ehemaliger Danziger entpuppte, und weil ihm der Boden wohl etwas heiß wurde, den Rückzug nach dem Lande ſeiner Väter antreten wollte. Zum Dank bot er mir für meine gern erteilten Auskünfte ſeine Hilfe und Vermittlung bei etwa beabſichtigter Erwerbung von abbauwürdigen Gruben an. Ich hatte leider keine Verwendung.

Das Straßenbild des ruſſiſchen Tiflis zeigte nichts auffälliges. Vielmehr äußerte ſich in dem ganzen Leben und Treiben auf der Prachtſtraße, dem Golowinskiproſpekt, die ganze Leichtlebigkeit und Gedankenloſigkeit der mit dem Feuer ſpielenden ruſſiſchen Geſellſchaft. Hier jagten auf dem breiten Fahrdamm um Mittag eine Menge eleganter Fuhrwerke mit der üblichen ruſſiſchen Beſpannung, dem Traber unter der ſilberbeſchlagnen, oft glöckchenbehangnen Dugá, auch Troiken mit den auswärts ausgebundnen, immer galoppierenden Beipferden durcheinander, und die Lenker der recht eleganten, Phaethon genannten Droſchken bemühten ſich, mit ihnen dasſelbe Tempo zu halten. Offiziere aller Waffen fuhren, ritten und flanierten in ihren gut geſchnittenen grauen Paletots, deren Kummerfalte das vorläufig noch unerreichte Muſter unſrer Militärſchneiderei iſt. Das Niſhegorodſki-Dragonerregiment Nr. 44, eins der beſten Linienregimenter der ruſſiſchen Armee, war mit ſeinen karmoiſinroten Abzeichen am meiſten und eleganteſten vertreten. Eleganz zeigte auch die auf und ab wogende Frauenwelt in Haltung und Kleidung, und an Frohſinn und Lebhaftigkeit ließ ſie es nicht fehlen. Den guten Geſamteindruck freilich ſtörten die verſchliſſen und verſchmiert ausſehenden Uniformen der Studenten und der techniſchen Hochſchüler. Nachdem Univerſität und Polytechnikum in Charkoff, auf die die Kaukaſier mangels eigner Hochſchulen angewieſen ſind, ihre Pforten geſchloſſen hatten, genoſſen ihre Zöglinge die unfreiwillige Freiheit in vollen Zügen und wirkten durch ihr anmaßendes Auftreten und geſchmackloſes Äußere überall gleich lächerlich und unerfreulich. Wieviel friſcher, fröhlicher und adretter ſah dagegen eine mit eigner Muſik vorbeimarſchierende Abteilung Kadetten aus, die über den Golowinski nach Hauſe zog!

Digitized by Google

Den Proſpekt, der übrigens in ſeiner Verlängerung in die berühmte gruſiniſche Heerſtraße über den Kasbek übergeht, zieren außer einer Reihe von Geſchäftshäuſern mit ganz guten Auslagen mehrere öffentliche Gebäude. Zwei davon erwecken unſer beſondres Intereſſe. Das Kaukaſiſche Muſeum, die Schöpfung eines Danzigers, des oben genannten Geheimrats Radde, gibt, mit viel Liebe zuſammengeſtellt, in den in ihm vereinigten Gegenſtänden aus allen Gebieten der reichen Natur des kaukaſiſchen Landes, den Erzeugniſſen uralter und neuerer Kultur, den Darſtellungen der Wohnungen und der Volkstypen der verſchiednen Stämme ein in ſeiner gedrängten Fülle doch noch überſichtliches Bild kaukaſiſchen Lebens. Das neben der Hauptwache liegende kriegshiſtoriſche Muſeum vereinigt in packenden Gemälden die kriegeriſchen Ereigniſſe während der langen Jahre der Eroberung des Kaukaſus. Es iſt eine Ruhmeshalle für Sieger und Beſiegte, ein Tempel, worin ſich beide die Hand reichen ſollten zu gegenſeitiger Anerkennung kriegeriſcher Tüchtigkeit, zu aufrichtiger Verſöhnung und darauf aufgebauter Friedenstätigkeit. Sind es koloniſatoriſches Ungeſchick, Mißbräuche der herrſchenden Regierungsform oder kriegeriſche Neigungen, unausgeglichne Raſſengegenſätze, die das ſchöne, reiche Land nicht zur Ruhe kommen laſſen, oder vereinigt ſich alles dieſes zu einem ſo unerwünſchten Reſultat? Dann freilich ſollte die Ruhmeshalle ihre Pforten ſchließen. Faſt ſchien es, als ob man eine Vergrößerung der Spannung durch den Anblick früherer Taten vermeiden wollte, denn nur zögernd wurde uns die ſonſt weit geöffnete Pforte aufgetan.

Mit dem Rückblick in die letzte Vergangenheit nahmen wir Abſchied von Tiflis. Bei feurigem Kachetiner und einem echt ruſſiſchen Mahle wurde im Hotel die flüchtige Bekanntſchaft mit einem in Tiflis lebenden liebenswürdigen Deutſchen und dem Kuſtos des Kaukaſiſchen Muſeums, Herrn Dr. S., vertieft und die Vorzüge einer deutſchen Wirtſchaft mit Behagen bis zum letzten Augenblick ausgekoſtet. Dann kamen die Trinkgeldempfänger in rotem Arbeitshemd und in Portiersuniform und die hochgewachſnen Gentlemen in Geſellſchaftstoilette, die Kellner aus gruſiſchem Stamme mit rabenſchwarzem Vollbart, denen gegenüber das übliche „Du“ gar nicht am Platz erſcheint, ſie alle heiſchten ihren Obolus — das Unweſen iſt hier noch ſchlimmer als in Deutſchland. Herr Richter ließ es ſich dafür nicht nehmen, uns zur Bahn zu geleiten. Wieder fanden wir tadelloſes Unterkommen im Pullmanwagen des Bakuer Abendzuges und rollten in der hereinbrechenden Dunkelheit an dem gruſiniſchen Stadtteil vorüber nach Oſten weiter.

Digitized by Google

In der Reſidenz zu Kleinhauſen

Von Maina Jenſen

(Fortſetzung)

Fräulein Minette Häberlein, die Tochter eines frühern Beamten, wohnte in einem Giebelhäuschen ziemlich am Ende der Stadt.

Sie war ein kleines, hageres Perſönchen und ſchon fünfzig Jahre alt. Aus dem gelben, ſcharfgeſchnittnen Geſicht mit gebogner Naſe und dunkelſchimmernden Augen blickten Klugheit und Leidenſchaft. Schwarze Locken, wie aus Ebenholz gedrechſelt, lagen um die hohe Stirn und waren hinten in ein altmodiſches Netz zuſammengefaßt. Man hatte das Gefühl, das ganze Perſönchen ließe ſich in einer Hand zerdrücken, und dann bliebe nur ein Häufchen gelben Staubes darin zurück.

Die ganze Stadt kannte Fräulein Minette. Sie war darin geboren und nie in den fünfzig Jahren über die nächſte Bahnſtation fortgekommen. Sie hatte die beſten Backwerk- und Kräuterrezepte, die ſchönſten alten Stick-, Klöppel- und Häkelmuſter. Das kleine Vermögen, das ihre Eltern ihr hinterlaſſen hatten, und eine Waiſenrente, die ihr zukam, reichten knapp aus für ſie, die alte Magd und ihren Dackelhund. Mehr brauchte ſie nicht. Vor allem aber kannte das ganze Städtchen ſie und bewarb ſich um ihre Gunſt, weil die Fürſtin einen Narren an ihr gefreſſen hatte. Sie war die Einzige, die zu jeder Tageszeit Zutritt ins Schloß hatte; faſt täglich ſah man ſie in der Abenddämmerung dort wie ein ſchwarzes Kätzchen hineinhuſchen.

Sie lag der Fürſtin anbetend zu Füßen — ließ ſich ſtreicheln und treten — wies gerade kam. Keine Klatſcherei, keine Neuigkeit paſſierte im Städtchen, die Minette nicht ſofort gewußt hätte.

Wo ſie nur immer ſchöpft! ſagte ganz ratlos die Frau Amtsrichter.

Pikant gewürzt bot ſie es dann der Fürſtin dar. Dieſer machte es einen Heidenſpaß, die Verwirrung dann womöglich noch zu vergrößern — ſelbſt in die Fäden einzugreifen und ſchließlich das Ganze, wenn es Tableauform bekommen hatte, öffentlich zu behandeln. Sie befahl der Minett, ihr alles zu ſagen; ſie brauche ſowas zur Unterhaltung, erſticke ſonſt aus Luftmangel.

Nun fiel die Sonne über die Nelken- und Rosmarintöpfe hinweg in ihr Eckſtübchen, wo ſie auf dem erhöhten Fenſtertritt ſaß und an ihrem Stickrahmen arbeitete.

Gegenüber leuchtete der Pfarrgarten in hundert bunten Farben. Die alte Magd kniete dazwiſchen und jätete Unkraut. Von Zeit zu Zeit hob Fräulein Minett den Kopf, und ihre Augen ſchauten ſinnend in das Blütengewirr hinein, wo jedes Pflänzlein, auch das Unkraut, nach Licht und Schönheit rang — dann ſank der ſchwarze Kopf wieder auf die Arbeit herunter.

Im Zimmer war ein merkwürdiges Gemiſch von Luxus und Einfachheit. Man ſah, daß ein großer Teil der Sachen Geſchenke aus dem Schloſſe waren; nützliche und unnütze Dinge. Neben vergoldeten Körbchen und Etageren blickte das Geſicht der Fürſtin verſchiedentlich aus ſchweren Rahmen nieder. Daneben hingen farbloſe Aquarelle aus dem Anfang des letzten Jahrhunderts. Und das grüne verſchoſſene Sofa in der Ecke mit den hohen geſchweiften Beinen erzählte eine alte Geſchichte dazu.

Plötzlich ſprang der Dackel in ſeinem Korb auf und bellte. Die Magd öffnete die Tür, und Lisbeths helle Geſtalt trat ein.

Ah, grüß dich Gott, liebs Kind!

Fräulein Minette war aufgeſtanden und ſtreckte dem Mädchen die Hand entgegen. Komm, ſetz dich dort aufs Fenſterplätzl! Und freundlich ſah ſie ihr mit den dunkeln Augen ins Geſicht.

Die Mutter läßt ſchön grüßen und um das beſprochne Plattſtichmuſter bitten.

Gewiß, gerne! Aber was fehlt dir denn, Liſel, du biſt ja ganz blaß?

Ich — blaß? O nein — das kommt nur immer, wenn mir recht heiß iſt — aber verräteriſch zuckte es um das weiche Mäulchen, und haſtig ſprach ſie weiter: O, Fräulein Minett, wie ſchön ſind da draußen die Sonnenblumen! Gerad wie Geſichter — man möchte ſie malen — dabei fällt mir ein: malt eigentlich die Fürſtin noch viel?

Nein, die längere Zeit nicht. Aber nun hat ſie wieder angefangen, ſeit der junge Herr Robert ſo viel bei ihr iſt. Wißt ihr denn ſchon die große Neuigkeit, daß ſie ihm den Auftrag gegeben hat, die Halle in der Villa Tereſa auszumalen?

Klirrend fiel das Scherchen zu Boden, das Lisbeth zwiſchen die Finger genommen hatte.

Was malt er denn? fragte ſie leiſe.

Ja, denk auch, eine Amazonenſchlacht! Die Fürſtin hat das wilde Motiv ſelbſt gewählt — und er ſoll großartige Entwürfe gemacht haben. Hat er euch denn noch nichts davon erzählt?

Uns? O nein — er war noch gar nicht bei uns.

Noch nicht bei euch?

Nein — zehn Tage iſt er hier und hat uns noch nicht beſucht! Und plötzlich jammervoll aufſchluchzend ſchlug Lisbeths Kopf auf das Nähtiſchchen nieder.

Die Sonne glitt langſam hinter den Pfarrgiebel — wie ſie es ſeit fünfzig Jahren jeden Tag getan hatte. Einen Augenblick lag ſie noch aufleuchtend auf dem goldbraunen Haar — dann fiel es wie Aſche darüber.

In Fräulein Minettes Geſicht aber ging etwas merkwürdiges vor. Es war, als lauſche ſie auf etwas in weiter, weiter Ferne.

Es blieb ganz ſtill im Zimmer, nur die alte Empireuhr auf der Kommode tickte mit feinem Klang — auch genau ſo, wie ſie es hier nun ſeit fünfzig Jahren jeden Tag getan hatte. Und langſam nahm Fräulein Minette die Hand von der Stirn, und ihre Augen glitten von dem braunen Köpfchen herunter auf die Hand, die weiß und mager auf dem Tiſche lag. Und als das Mädchen nun das Geſicht hob, brach ihr aus Fräulein Minettes Augen ein ſolcher Strom ſchmerzlichen Mitgefühls entgegen, daß Lisbeth erſchüttert aufſchluchzte: Ach, Sie ſind gut, Fräulein Minett — ich weiß es. Und einem Menſchen es ſagen zu können, tut ſo wohl. Ich hab ihn ja immer ſo — ſo lieb gehabt — ſchon als Kind — Nur an ihn hab ich gedacht und die Tage gezählt, ſeit er fort war. Und nun iſt er zurück — und jetzt — jetzt —

Da klingelte es draußen. Die Magd ſteckte kurz das Geſicht herein:

D' Frau Rentamtmann! und gleich darauf trat die Genannte ins Zimmer. Auf ihrem Kopf wogte der ganze Sommer! Neben lila Stiefmütterchen, gelben Primeln und Reſeden ſchwankten an der Seite noch ein paar leuchtende Johannisbeertrauben auf das feuchtſchwarze Stirnhaar herab. Ihr war vom Gehen ſehr heiß geworden, ſodaß es ausſah, als lieſe ihr der rote Fruchtſaft über das Geſicht.

Ach, iſcht daas eine Hitze! Und raten Sie, meine Damen, wen ich getroffe hab? ... Ihre Durchlaucht! Und im Vollgefühl dieſes wichtigen Ereigniſſes ließ ſie ſich in den grünen Armſtuhl fallen. Aber in demſelben Augenblick fuhr ſie mit einem Schrei auch ſchon wieder in die Höhe.

Ja um aller Heiligen wille! Was iſcht denn daas?

In der Franſenverzierung hinten auf ihrem Umhang baumelte der neue Kapotttrauerhut, den ſie ſich kürzlich angeſchafft hatte. Es war eine günſtige Gelegenheit geweſen — und man konnte nie wiſſen — die Mutter Seiner Durchlaucht war doch ſchon recht bejahrt — und nachher war alles ausgeſucht — dieſer Kapotthut nun mußte ſich im Kleiderſchrank dort hinten in die Franſen verfangen und eingehakt haben — traurig hatte der lange, ſchwarze Schleier als Schleppe hinter ihr drein geſchleift — die ganze Straße entlang ...

Jöſſes! Ja um aller Barmherzigkeit wille! Drum hat die Fürſchtin ſo gelacht, wie ſie vorhin an mir vorbeigefahre iſch!

Und die Arme ſtand einen Augenblick wirklich wie zur Salzſäule erſtarrt.

Sogar über Lisbeths Geſicht glitt ein blaſſes Lächeln.

Ich muß nun gehn, Fräulein Minett, ſagte ſie, und vielen Dank! Ich komme vielleicht morgen wieder, wenn ich darf?

Ein herzlicher, ſtumm redender Blick antwortete ihr aus Fräulein Minetts dunkeln Augen, dann ſchloß ſich die Tür hinter ihr, und langſam ſchritt ſie die Straße hinunter.

In der Abenddämmerung zogen Heuwagen, hoch aufgetürmt, aus den Wieſen heim. Eine Woge Jasmindufſt kam aus dem Park herübergeweht, und an dem offnen Fenſter der Näherin ſang der Kanarienvogel ſchmetternd ſein Abendlied.

Lisbeth ging ein Stück mit geſchloſſenen Augen. Wie anders war ſie hier noch vor kurzem gegangen, mit welch ſteter, ſtummer, ſeliger Erwartung im Herzen. Nun war alles aus, das Glück vorüber mit der Kinderzeit, heute hatte ſie Abſchied von beiden genommen. Und plötzlich war ihr, als ſähe ſie ſich im grauen Schweſternkleid an einem Krankenbett ſitzen. Die Vorhänge waren niedergelaſſen — alles ſtill — nur vor der Tür flüſterten ein paar Stimmen — und die Kranke drehte ſich ſtöhnend nach der Wand um.

Langſam glitt Lisbeth mit der Hand über ihre Stirn, als wolle ſie dort etwas wegwiſchen. Dann richtete ſie ſich gerade auf und ſchritt den altvertrauten Kindheitsweg zur altväterlichen Säge hinunter.

* * *

Der Ponywagen der Fürſtin flog über den Kiesweg und hielt vor der Villa Tereſa. Die Halle, in der Robert Feller malte, wurde von dem großen Oberlichtflur gebildet; man trat durch die Haustür unmittelbar hinein.

Sie ſind gut vorwärts gekommen! rief die Fürſtin erfreut. Das iſt originell, daß Sie den Vorgang auf eine üppige Wieſe verlegen! Ich ſah ſonſt bei dieſem Sujet immer nur Felſenſzenerie, Meeresgeſtade, derlei.

Digitized by Google

Gerade an eine Ebene am Meer dacht ich zuerſt auch, Durchlaucht. Aber ich kenne das Meer zu wenig, müßte mehr Studien davon haben. So machte ich mir wiſſenſchaftlich klar, daß die Heimat der Amazonen von den Griechen in den Steppen Lykiens gedacht iſt. Und da haben wir ja ähnliches auch hier zum Studieren.

Das weiß der Himmel! Sie machen aus der Not eine Tugend, Feller! Überhaupt, ich bewundre Sie ſchon jetzt, obwohl das Bild erſt in der Aufzeichnung iſt, daß Sie das aus dem Kopf fertig bringen!

Nun, einige Skizzen hab ich ja. Für die Gewandſtudien gab mir der Kaſtellan die alte Gliederpuppe; der hochſelige Fürſt hat ja auch gemalt ...

Wiſſen Sie, Ihr Bild iſt eigentümlich! Der Einfall, den Kampf in das halbhohe Gras zu verlegen, urmodern. Aber Sie ſind kein Moderner, haben zu viel Formgefühl!

Ich bin wohl keiner, Durchlaucht. Aber —

Haben Sie Angſt, ich rechne Sie zu den Alten? Gott bewahre! Alſo „Schule", Feller! Kleinhäuſer Schule — brrr! Nein, „Schule Feller" klingt beſſer. Fellerſche Schule noch beſſer! Wiſſen Sie, ich mag Ihren jetzt Mode gewordnen Sprachſtil in Deutſchland nicht! Da drin iſt auch kein Formgefühl. Ich leſe viel. Was ſoll man ſonſt hier tun? Habe viel von Ihren Schriftſtellern geleſen! Auch von den Jungen! Aber da vergißt man alles ſofort wieder! Mit den Alten iſts anders. Wie oft fällt einem da dieſe oder jene Strophe und Bemerkung wieder ein, und man behält ſie. Zum Beiſpiel von Keller oder Geibel —

Er ſah ſie ganz ſtarr an.

Durchlaucht haben Geibel geleſen?

Nicht wahr, das paßt nicht zu mir? Trotzdem liebe ich ihn, er intereſſiert mich, iſt der am meiſten Deutſche von allen.

Und plötzlich brach ſie los:

Es paßt hier überhaupt nichts zu mir! Dieſes Kleinhauſen! Dieſes Dünkelhauſen! Die Menſchen, die Häuſer ſo klein, ſo klein, ſo verputzt mit elendem Mörtel! Glauben Sie, mir iſt ſchon zumute geweſen, ich müßte mit jemand auf und davon, hinaus — und wärs mit Krollinger —

Dem Miniſter ...!

Ja, ſtarren Sie mich nur an! Ich weiß, Sie finden mich unvorſichtig! Bin ich! Ich weiß auch, was Sie ſonſt ſagen wollen über Krollinger. Iſt ja immer das gleiche! Man wird am Ende wohl Recht haben; aber der Fürſt ſchwört nun einmal nicht höher als auf ihn. Und was gehts mich an? Er iſt doch wenigſtens ein Menſch, kein Flachkopf! Sie ſind auch keiner. Drum ſprech ich mit Ihnen von der Leber weg. Quand même — das iſt doch wenigſtens noch ein Fürſtenrecht!

Robert ſtand tief verwirrt, und ſie fuhr fort:

Doch dasſelbe verlange ich von Ihnen! Sie ſollen mir alles ſagen, alles, verſtehen Sie?

Er wäre weniger beſtürzt geweſen, hätte ſie ihn nicht ſo brennend angeſehen.

Darf man Fürſten alles ſagen? ſtotterte er endlich, und gar Fürſtinnen? ſetzte er plötzlich hinzu und erſchrak ſelbſt, denn er hatte im Grunde nur ſuchen wollen, ſeine feierliche Frage etwas ſcherzhaft abzutönen. Mit tiefer Röte übergoſſen ſtand er neben ihr.

Kommt ganz drauf an! Aber ich glaube in allen Fällen, was man einer Frau ſagen kann, kann man auch einer Fürſtin ſagen. Nun addio für heute! Ich ſeh bald wieder nach Ihnen. Wenn Sie Requiſiten für Ihr Bild brauchen, kommen Sie, ſagen Sie es mir. Ich habe ſelber noch ein Panzerhemd, Ringel-

Digitized by Google

panzer, ſtammt noch von einer meiner Vormütter! Habs ſelbſt mal bei einer Feſtlichkeit, ſo einem Maskenſcherze angehabt — früher.

Das Metall könnt ich hier freilich vortrefflich brauchen, ſagte er und wies auf eine der aufgezeichneten Figuren im Vordergrunde.

Na alſo! Kommen Sie morgen Nachmittag um fünf Uhr. So — hierbleiben. Arbeiten Sie ruhig weiter.

Weg war ſie. Er fühlte ihren Handſchuh noch vor ſeinen Lippen. Wahrhaftig, ſeine Mutter wäre zufrieden geweſen mit ſeinen untertänigſten Handküſſen!

Arbeiten konnte er nicht mehr. Sobald das Knirſchen des Wagens verklungen war, ſchloß er ab und ſtürzte hinaus.

Still lagen die grünen, weiten Raſenflächen in der Mittagsſonne, die heiß herabbrannte. Nirgends regte ſich etwas, nur die Luft flimmerte zitternd vor ſeinen Augen. Durch die ſchlanken Baumkronen warf die Sonne goldne Ringe auf den Kiesweg. Geheimnisvoll ſtanden die grauen Stämme im Schatten, und ihm war, als könnte hinter jedem plötzlich eine ſchimmernde Amazone in funkelndem Panzerhemd hervortreten und ihn mit den brennenden Augen der Fürſtin anſchauen.

Er mußte die ſeinen ſchließen. So lief er weiter, dem Ausgang des Parkes zu. Faſt hätte er an der Wegbiegung einen ihm entgegenkommenden Herrn umgerannt.

Hobbela!

Es war der Rentamtmann, der ihn gutmütig lachend begrüßte.

Na, wiſſen Sies ſchon? Unſer Superintendent iſt penſioniert worden!

So plötzlich? fragte Robert gedankenlos, um doch etwas zu ſagen.

Nun, ſo plötzlich nicht! Gemunkelt hat man ja ſchon immer davon. Der Miniſter hat ſchon lange einen ſtrebſamen jüngern Herrn mit adlicher Damenprotektion — hä hä, Sie verſtehen wohl — für die Superintendentur bereit gehabt. Seit Monaten ſchon quengelt er an dem alten Herrn herum, jetzt hat ers glücklich ſo weit gebracht. Nachdem er ihm noch den Vorſitz in irgendeiner Prüfungskommiſſion abgenommen hat, weil er „ſchon etwas alt" werde, hat der Superintendent es aufgegeben und ſeinen Abſchied eingereicht.

Robert mußte unwillkürlich an ſeinen Vater denken.

Aber, fuhr der Rentamtmann mit großem Eifer fort, es heißt in der ganzen Stadt, er will bei der Verabſchiedung dem Fürſten alles ſagen, endlich mal ganze Sach machen! Die Reſidenz iſt in großer Aufregung! Viele meinen zwar, er ſolls lieber laſſen, 's gäb ne zu große Geſchicht. Die Feiglinge! Aber wir andern beſtehen doppelt drauf. Denn der Superintendent weiß viel, der hat Beweiſe, zu dem kommen die Leut. Auch aus dem Schloß weiß er manches. Na, aber die Hauptſach iſt, wenn nur der Fürſt mal von der Art der Verwaltung erfährt! Und dann von all dem Elend, daß keiner weiß, wie er dran iſt, ob er nicht ſo oder ſo weggezwickt wird, nur weil er 'n anſtändiger Kerl iſt. Ja wirklich, da ſchlägts ſchon zwölf! Ei jeu jeu! Jetzt heißts aber Beine machen, ſonſt gibts 'n naſſes Jahr daheim! Habe die Ehre — empfehle mich — Herr Feller!

* * *

Der nächſte Tag ſteckte ein graues Geſicht auf. Gegen Abend hatte ſich ein ſchweres Gewitter über der Stadt entladen, Straßen und Wege waren durchweicht, in Flußbetten verwandelt. Aber Robert Feller achtete ihrer nicht. Wie ein Wahnſinniger war er aus dem Schloß geſtürzt gekommen und rannte im Geſellſchaftsanzug durch die entlegenſten Parkwege — ſtundenlang ...

Digitized by Google

Dann ſaß er, nachdem er ſich auf den Fußſpitzen in ſein Zimmer geſchlichen hatte, um von ſeiner Mutter heute nichts mehr gefragt zu werden, dort noch lange bei der Lampe und ſchrieb auf das erſte beſte Blatt folgende Verſe:

Und ob du gleich zuletzt als Herrin ſprachſt,
Du täuſcheſt uns doch beide nicht: am Munde,
An ſeinem Zucken ſah ich, du begräbſt
Sie auch nicht wieder, dieſe Abendſtunde.

Wir ſtöberten vor flackerndem Kamin
In Eurer Ahnen halbvergeſſenen Schätzen,
In Ketten, Diademen, Goldbrokat
Und toter Herzoginnen Purpurfetzen.

Da kam hervor ein ſchimmernd Panzerhemd,
Und mich durchzuckt des Künſtlers Traumverlangen —
Ich bog das Knie und bat — da gingſt du fort
Und kamſt zurück mit heißerglühten Wangen.

Und ſtandeſt hoch im hellen Kerzenſchein,
Stahlfunkelnd und mit weißen Marmorarmen,
Der Amazonen ſtolze Königin —
Und doch gelöſt in zärtliches Erbarmen.

Ein wunderſam Vergeſſen ſprach dein Blick —
Aus ſeinem Dunkel fielen warme Tränen,
Du zogſt mein Haupt an deine Bruſt, die wild
Im Silberpanzer ſtürmte voller Sehnen . . .

Dann war der Traum entflohn, du ſchrecteſt auf,
Hobſt dich hinweg mit zürnend kargem Munde —
Und haſt mich doch geliebt, und haſt geweint
In jener weltvergeſſenen Traumesſtunde.

So blieb es unſers Schickſals Gleichnis: warm
Dein Herz und deine Bruſt, die menſchlich holde,
Doch zwiſchen uns der kalte Stahl, gleichwie
Das Schwert einſt trennte Triſtan und Iſolde.

Robert ſah auf. In gleichmäßigen Pauſen tropfte draußen der Regen vom Dach auf das Brett vor ſeinem Fenſter. Er öffnete es und lehnte ſich hinaus.

Wie anders heute als an jenem erſten Abend, da er in ſein Elternhaus zurückgekehrt war! Ein ganzes Leben ſchien ihm dazwiſchen zu liegen —

Die „Tränen“ in ſeinem Gedicht hatte er „ergänzt“. Wäre es ihm in den Sinn gekommen, daß ſich jenes Zucken, ſobald die Tür hinter ihm zugefallen war, in eine ſchallende Lache gelöſt hätte —! Unbezahlbar! Das iſt was für Krollinger! Na, der wird wieder ein Geſicht machen.

* * *

Fürſt Franz war von einer Beſuchsreiſe zurückgekehrt und hatte ſoeben die Vorträge ſeines Generalgewaltigen entgegengenommen.

Sind wir fertig, Krollinger?

Dank Euer Durchlaucht Ausdauer, ja, ſobald Sie gnädigſt noch einen Punkt genehmigen wollen. Der alte Superintendent Brinckmann hat ſich noch zur Abſchiedsaudienz gemeldet und iſt auf heute halb zwölf Uhr beſtellt. Er wird ſchon da ſein.

Ah ſo, der war ja ruhebedürftig. Nicht wahr, ruhebedürftig? Na, ſonſt braver Mann, was? Räſoniert er auch?

Minder. Er iſt doch ein gebildeter Mann und nicht ohne Einſicht, wie ſehr in dieſer Zeit, da aller Reſpekt zerflattert, Durchlaucht Recht haben, die alte Autorität von Pflicht und Moral als einen Rocher de bronce zu ſichern.

Rocher de brance — war Friedrich Wilhelm, nicht? Der Kurfürſt?

Der erſte König des Namens.

Ah ſo. Ihr Zitat iſt etwas lange her, Krallinger — na, ſchadt aber nicht, iſt gut. Was ſagt denn die Fürſtin, daß der Brinckmann geht?

Die Frau Fürſtin ſcheinen ihn zu verſchmerzen, obwohl er bei den humanitären Beſtrebungen ſehr angenehm war, alles beſorgte. Er kannte alle Leute und Verhältniſſe. Mit Seelſorge hatte er als evangeliſcher Geiſtlicher die Frau Fürſtin ja nicht zu beſchweren —

Die und Seelſorge! ... Nun, dann müſſen wir den alten Herrn wohl mal kommen laſſen.

Durchlaucht werden noch orientiert ſein: dem Herrn Superintendenten fehlten zwei Monate zur vollen Penſionsberechtigung, die ihm durch höchſte Gnade trotzdem gewährt worden iſt. Dieſe zwei Monate nun drücken den braven Mann, wie es ſcheint, ſehr, und er will heute ſein Gewiſſen darüber erleichtern. Da er aber ſehr umſtändlich in der Rede iſt, werden ſeine „Bedenken“ und Dankſagungen nicht raſch vom Stapel laufen — und Durchlaucht wollten doch ſpäter nach —

Danke, lieber Krallinger, danke. Ich werds ihm ſchon ſparen. Das ſoll ihn nicht bedrücken. Wie heißt doch der Nachfolger?

Ölbrunner.

Ölbrunnen — iſt gut! Au revoir, lieber Krollinger! Und er winkte dem ſich leicht Verbeugenden freundſchaftlichſt mit der Hand.

Der greiſe Superintendent trat in die Tür, und Fürſt Franz eilte ihm entgegen. Er ſprach in gnädigſten Ausdrücken von vortrefflichen langjährig treu geleiſteten Dienſten, dauernder Dankbarkeit, fragte nach der Frau Superintendent, nach dem künftigen Wohnort, nach dem Neffen, Leutnant Scherwinsky, der ihm einen ſo vortrefflichen Eindruck gemacht habe, echter Kavalier ...

Der alte Herr gab kurze ernſte Antworten und meinte, es ſei zu hoffen, daß der junge Offizier ſeiner guten Mutter Freude machen werde. Dann hob er etwas feierlich an:

Gnädigſter Fürſt, ich bitte untertänigſt um einige Minuten geneigten Gehörs.

Fürſt Franz ſah nach der Uhr und ſagte leichthin: Ach laſſen Sie doch das, mein lieber Brinckmann, ich weiß ja ſchon — es hat mich lediglich gefreut.

Ich bitte ebenſo gehorſam wie dringend, weil Euer Durchlaucht unmöglich wiſſen können, was ich zu ſagen habe, ſetzte der alte Herr ſeine Bitte aufs neue mit höflicher Beſtimmtheit fort.

Aber wirklich, Sie irren ſich — pardon — lieber Superintendent —

Der Fürſt machte eine Wendung, als wolle er zu ſeinem Schreibtiſch zurückgehn.

Alſo bitte ſchön, nicht wahr, kein Wort mehr davon! Es freut mich herzlich, daß ich längſt gewußt habe, wie Sie darüber denken, und ich habe trotzdem mit Abſicht ſo gehandelt. Alſo keine Sorgen deswegen!

Durchlaucht können unmöglich —

Doch doch, mein Lieber. Dieſen Augenblick nach habe ich mit Herrn von Krollinger über die Sache geſprochen. Alſo davon Schluß, nicht wahr? Leben Sie recht, recht herzlich wohl! Ich hoffe, wir haben uns nicht zum letztenmal geſehen, auch wenn

Sie zu Ihren Kindern ziehen. Die Fürſtin hat Sie vorhin ſchon empfangen? So, alſo. Nochmals alles Gute! Vergeſſen Sie uns nicht ganz!

Er hatte den alten Herrn bis in die Tür gedrängt und zog die Klingel. Der Diener im Vorzimmer ſah entſetzt, wie der würdige alte Superintendent, ſobald die Tür wieder geſchloſſen war, mit verſtörter Miene zwei zitternde Hände gegen die Zimmerdecke aufreckte.

(Fortſetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsſpiegel. (Die Braunſchweiger Erbfolge. Engliſche Preßſtimmen. Die internationale Lage. Ein Sozialdemokrat als Stadtrat.)

Für die Politiker ſowohl als für die Geſchichtſchreiber ſind gute Tage angebrochen. Die in der braunſchweigiſchen Sache ergangnen Aktenſtücke Preußens und des Reichs ſtecken zwar in einer ſammetnen Scheide, ſind aber haarſcharf geſchliffen, an einzelnen Stellen meint man, die Schneide auch durch den Sammet durchzufühlen. Der Schwerpunkt liegt in dem Satze des preußiſchen Schreibens vom 3. Oktober: „Es kann Preußen nicht zugemutet werden, daß es in dem benachbarten Bundesſtaat eine welfiſche Regierung dulde, durch die der preußiſche, unter dem Schutz der Reichsverfaſſung ſtehende Beſitzſtand gefährdet werden würde." Dieſer Satz enthält auch die Grundlinien der an den Herzog von Cumberland erteilten Antworten des Kaiſers und des Reichskanzlers, er bricht zugleich der Einwendung, die der Herzog in ſeinem Schreiben an das braunſchweigiſche Staatsminiſterium vom 9. dieſes Monats macht, die Spitze ab. Der Bundesratsbeſchluß von 1885 richtet ſich allerdings dem Wortlaut nach gegen die Perſon des Herzogs, weil damals nur dieſe in Frage ſtand. Dem Beſchluß liegt aber der Antrag Preußens vom 21. Mai 1885 zugrunde, und der Inhalt dieſes Antrags bleibt derſelbe, auch wenn der Herzog von Cumberland einen ſeiner Söhne für die braunſchweigiſche Erbfolge vorſchlägt. Nicht gegen den Herzog, ſondern gegen das Haus Cumberland richteten ſich ihrem ganzen Inhalt nach der preußiſche Antrag ſowohl als der Bundesratsbeſchluß, es wird durch den Vorſchlag des Herzogs an der Sach- und Rechtslage mithin nicht das geringſte geändert. Der Herzog hat dem braunſchweigiſchen Staatsminiſterium den Wunſch ausgeſprochen, ſein Schreiben vom 9. Oktober durch die amtlichen „Braunſchweigiſchen Anzeigen" zu veröffentlichen und der Landesverſammlung vorzulegen. Dies wäre wahrſcheinlich ohnehin geſchehn, denn das Schreiben knüpft ja an die Reſolution an, die die Landesverſammlung dem Herzog hat übermitteln laſſen. Aber eine andre Frage iſt, ob der Herzog einen Anſpruch auf Veröffentlichung ſeines Schreibens im amtlichen Blatt des Herzogtums hat, und ob es notwendig war, daß das Miniſterium dieſem ſeinem Wunſche willfahrte. Dem Verlangen nach Veröffentlichung im amtlichen Organ des Herzogtums liegt eine beabſichtigte Berechnung im Sinne der welfiſchen Agitation zugrunde. Es ſoll im Lande die Meinung erweckt werden, als ob der Herzog dort irgendwelche Publikationsbefugnis hätte. Wenn es in ſeinem Schreiben heißt: „Und ganz unerfindlich iſt mir, inwiefern die Regierungsübernahme meines jüngſten Sohnes im Herzogtum Braunſchweig die Intereſſen des mächtigen Deutſchen Reiches ſollte gefährden können", ſo überſieht der Herzog, daß Richter über das,

Digitized by Google

was dem Reiche Gefahr droht, allein der Kaiſer als der aberſte Hüter des Reichsintereſſes iſt; auf die Meinung des Herzags van Cumberland kann es dabei nicht ankommen. Wenn ſich gleichſam mitten im preußiſchen Staatsgebiet ein welfiſcher Fürſt auftut, deſſen Vater und älterer Bruder Anſpruch auf eine benachbarte preußiſche Pravinz erheben und dort eine nachhaltige beunruhigende Agitation auf jede Weiſe fördern, ſich zu deren Mittelpunkt machen, anſtatt ſie loyalerweiſe abzulehnen, ſo iſt das eine Gefährdung des preußiſchen Staatsintereſſes und des Reichsfriedens zugleich. Hat der Herzag dafür kein Empfinden, ſo beweiſt er damit nur van neuem ſeine und ſeines Hauſes Regierungsunfähigkeit. Der Herzag ſcheint von der Geduld, die Preußen zwanzig Jahre lang der welfiſchen Agitatian gegenüber an den Tag gelegt hat, eine ſehr hohe Meinung zu haben. Nachgerade iſt jedoch dieſer Geduldſaden durch den langen Mißbrauch allmählich ſa dünn geworden, daß er bei nächſter Gelegenheit reißen muß. Viel „unerfindlicher“ iſt jedenfalls, wie ſich der Herzag Ernſt Auguſt einen Landesfürſten van Braunſchweig varſtellt, deſſen Bevallmächtigten zum Bundesrat Preußen nicht anerkennt, and wenn er, was dach in hahem Grade unwahrſcheinlich iſt, im Bundesrat eine Mehrheit finden ſallte. Wir ſind überzeugt, daß er nicht einmal eine Minderheit finden würde. Auch hier kammt der preußiſche Antrag von 1885 in Betracht, der ſolche Möglichkeit vorſehend wörtlich ſagt: „Wenn die Landeshaheit in Braunſchweig mit allen ihren Rechten an der Reichsregierung in die Hände eines Fürſten gelegt würde, der einem Teil der Bevölkerung von Hannover als Prätendent auf die geſamte preußiſche Provinz dieſes Namens gilt, ſa würde Seine Majeſtät der König van Preußen die Fürſarge für die Sicherheit im Lande ſelbſt in die Haud nehmen, wenn nicht die Inſtitutianen des Reiches die Mittel zur Verhütung unmöglicher Zuſtände darböten.“ Die Bekanntmachung des Generalmajars von Hilgers vom 18. Oktober 1884 enthält in dieſer Hinſicht einen ſehr bemerkenswerten Fingerzeig. Wallte Preußen auf den Varſchlag des Herzogs Ernſt Auguſt eingehn und den jüngſten Sohn auf Grund des Erbvertrags van 1863 zur Thranfalge zulaſſen, ſo würde es damit unter anderm auch die Beſtimmung dieſes Vertrages anerkennen, die in der Urkunde vom 3. März 1863 unter 3a niedergelegt iſt: „daß das Königreich Hannaver und das Herzagtum Braunſchweig als ſelbſtändige deutſche Bundesſtaaten nebeneinander fartbeſtehen müſſen“. Schan dieſer eine Punkt des Erbvertrages iſt nicht mehr ausführbar, und auch daran ſcheitert der welfiſche Varſchlag. Das Wart hat jetzt die Landesverſammlung. Sie wird ſich darüber keiner Täuſchung hingeben dürfen, daß es dem Kaiſer mit der Aufrechterhaltung des von ihm eingenammnen Standpunktes völliger und entſchlaſſener Ernſt iſt. Weder kann das Reichsoberhaupt das welfiſche Haus, das Anſpruch auf Hannaver erhebt, in Braunſchweig zulaſſen, noch kann der König von Preußen daran denken, dem die preußiſche Herrſchaft in Hannover bekämpfenden Prätendententum dieſen Stützpunkt einzuräumen. Der Herzag hat zwanzig Jahre lang Zeit gehabt, ſeinen Frieden mit Preußen zu machen, das ihm ſeinerzeit durch Herausgabe des Welfenſonds ſehr weit entgegengekommen iſt. Es beſteht in dieſer Beziehung ein Ausſpruch des verſtarbnen Reichskanzlers Fürſten Hahenlohe, der allerdings nicht in ſeinen Memairen zu finden iſt: „Ich könnte meinem Vorgänger alles vergeben, nur die Herausgabe des Welfenſonds nicht.“ Auch Hahenlahe ſtand ſamit in der Frage der Bekämpfung der welfiſchen Prätenſionen ebenſalls vollſtändig auf dem Baden der alten preußiſchen Palitik.

Die Grenzbaten haben jüngſt einen Artikel wiedergegeben, den der engliſche Schriftſteller Edward Dicey im Septemberheft der Empire Review über die Monarchenbegegnung in Friedrichshaf veröffentlicht, und worin er hervorgehaben hatte, der Wert dieſer Begegnung beruhe hauptſächlich darin, daß beide Herrſcher in

Wahrheit die Träger der Empfindungen, Anſchauungen und Beſtrebungen der beiden Nationen ſeien, die durch ſie repräſentiert würden. Hierin fand er die Gewißheit, daß in der Begegnung eine Bürgſchaft für freundliche Beziehungen gewonnen ſei. Im Oktoberheft der Empire Review kommt Dicey noch einmal auf den Gegenſtand zurück und ſagt darin nach einem allgemeinen Rückblick über die europäiſche Lage, daß der Reichskanzler gegen das engliſch-franzöſiſche Übereinkommen und ſogar gegen ein ähnliches engliſch-franzöſiſch-ruſſiſches nichts einzuwenden haben werde, ſolange es ſich auf diplomatiſche und moraliſche Unterſtützung beſchränke, aber daß er dieſe Übereinkommen mißbilligen müſſe, ſobald ſie die Grenzen einer Entente cordiale überſchreiten und die Form einer antideutſchen Koalition annehmen würden. Dicey erklärt dazu, daß die Idee, England könne ſich unter heutigen Verhältniſſen irgendeiner europäiſchen Koalition gegen Deutſchland anſchließen, völlig chimäriſch ſei. Die auswärtige Politik Englands ſei ein Geſchäft für ſich und könne auch nur als ſolches entſchieden werden auf Grund der Anſchauungen Englands über ſeine eignen Intereſſen und ſeine eigne Wohlfahrt. Ebenſowenig laſſe ſich etwas dagegen einwenden, daß Deutſchland ſeine auswärtige Politik nach denſelben Grundſätzen reguliere. Nun könne es England vernünftigerweiſe verſtehn, daß im deutſchen Volke Befürchtungen entſtanden ſeien durch die außerordentliche und außergewöhnliche Aufnahme, die den engliſchen Offizieren bei den jüngſten franzöſiſchen Manövern bereitet worden ſei und durch die wiederholten Erklärungen in der Pariſer Preſſe, daß dieſer Willkommensgruß nur das Vorſpiel zu einem militäriſchen Bündnis zwiſchen Frankreich und England geweſen ſei. Unter dieſen Umſtänden werde es nützlich ſein, daß die engliſche Regierung ausſpreche, daß, von gänzlich unvorhergeſehenen Bedingungen abgeſehen, die Entente cordiale mit Frankreich keiner weitern Ausdehnung fähig ſei. In einer Lage wie die augenblickliche ſei eine offne Sprache nicht nur der ehrlichſte, ſondern auch der weiſeſte Kurs.

Inzwiſchen hat der Standard, allerdings kein Organ des jetzigen engliſchen Kabinetts, die Idee einer Militärkonvention mit Frankreich entſchieden zurückgewieſen. Auch läßt ſich ja immerhin annehmen, daß das Vorhandenſein militäriſcher Abmachungen zwiſchen England und Frankreich die von England angeſtrebte Verſtändigung mit Rußland gerade nicht erleichtern würde. In bezug auf Tibet ſoll ſie ſchon erfolgt ſein, und zwar auf Grundlage der beiderſeitigen Anerkennung der chineſiſchen Oberhoheit. Da Deutſchland in Tibet keinerlei Intereſſen hat, ſo wird es auch von dieſer engliſch-ruſſiſchen Verſtändigung nicht berührt. Jetzt ſoll nun eine Abmachung über Perſien folgen. In Perſien haben wir lediglich wirtſchaftliche Intereſſen, die bei geordneten Zuſtänden in dieſem Lande unter Wahrung des Prinzips der offnen Tür nur gedeihen können. Es iſt darum auch kein Grund zu ſehen, warum ſich Deutſchland einer ruſſiſch-engliſchen Verſtändigung über Perſien widerſetzen ſollte, ſofern ſie unſre dortigen wirtſchaftlichen Intereſſen nicht ſchädigt. Eine engliſch-ruſſiſche Verſtändigung über den ſogenannten nähern Orient würde ohne Befragung der Mächte, die Geranten der Verträge von 1856 und 1878 ſind, ohnehin nicht möglich ſein, ſie wird erſchwert durch das ſichtbare Beſtreben der engliſchen Politik, einen neuen Kleinſtaat auf dem Balkan zu gründen, ſelbſtverſtändlich auf Koſten der Türkei, oder Bulgarien zu einer Ausdehnung zu verhelfen, die mit der Erhaltung des Gleichgewichts unter den Balkanſtaaten kaum vereinbar wäre. Bis jetzt iſt Rußland dort mit Öſterreich Hand in Hand gegangen, und man darf annehmen, daß es dieſer Politik auch ferner treu zu bleiben gedenkt. Eine ruſſiſch-engliſche Verſtändigung würde deshalb zur Vorausſetzung haben müſſen, einerſeits daß ſie Öſterreichs Intereſſen nicht berührt und andrerſeits, daß ſie den Exiſtenzbedingungen der Türkei nicht zu nahe tritt. Es iſt hier und da behauptet worden,

eine der Grundregeln der Bismarckiſchen Politik ſei die geweſen, eine Verſtändigung zwiſchen Rußland und England zu verhindern. Gerade das Gegenteil iſt richtig und ſchon dadurch zur Genüge bewieſen, daß ſich Bismarck auf den Berliner Kongreß einließ, der doch tatſächlich in der Hauptſache nur den Ausgleich eines ruſſiſch-engliſchen Intereſſengegenſatzes zum Gegenſtande hatte. Ganz im Gegenſatz zu jenen Anſchauungen hat Bismarck vielmehr wiederholt ausgeſprochen, Deutſchland dürfe ſich nicht in die Lage bringen, zwiſchen Rußland und England optieren zu müſſen. Wenn im Jahre 1886 auf die Anfrage des ruſſiſchen Kaiſers bei dem drohenden Konflikt wegen Afghaniſtan Deutſchland eine wohlwollende Neutralität im Umfange der ruſſiſchen von 1870 zuſagte, ſo iſt das hauptſächlich in der Abſicht geſchehn, einen Zuſammenſtoß beider Mächte dadurch zu verhindern. Eine deutſche Politik, die in Petersburg zum Konflikt mit England oder in London zum Konflikt mit Rußland treiben würde, würde ſich wahrſcheinlich an beiden Stellen verdächtig machen und gerade das Gegenteil, das heißt eine Annäherung auf Deutſchlands Koſten herbeiführen.

Es iſt fortdauernd in deutſchen Blättern von der „Einkeſſelung“ oder der „Iſolierung“ Deutſchlands die Rede, immer unter Hinzufügen, daß das unter Bismarck nicht der Fall ſein würde. Dem ſteht doch die Tatſache gegenüber, daß Bismarck noch in ſeiner letzten großen Reichstagsrede vom 5. Februar 1888 dargetan hat, wie die preußiſche und deutſche Politik auch unter ſeiner Leitung fortgeſetzt mit europäiſchen Koalitionen gegen Deutſchland zu rechnen hatte. Mehr oder minder ausgeprägte deutſchfeindliche Koalitionen ſind deshalb keineswegs erſt eine Errungenſchaft der nachbismarckiſchen Zeit oder der angeblichen Fehler der Nachfolger des erſten Reichskanzlers. Wir haben ein unbequemes Auftreten Rußlands im Herbſt 1866 nur durch eine ſehr nachdrückliche Entſchloſſenheit verhindern können; die Hinneigung des Fürſten Gortſchakow zu Frankreich während der ſiebziger Jahre iſt in friſcher Erinnerung, und unter den Blättern, die der deutſchen Politik heute Einkeſſelung und Iſolierung vorwerfen, ſind nicht wenige, die ſich im Jahre 1897 beim Bekanntwerden des deutſch-ruſſiſchen Geheimvertrags nicht laut genug über die „Doppelzüngigkeit“ der Politik ereifern konnten, die jenem Vertrage zugrunde lag. Er iſt dann durch die franzöſiſch-ruſſiſchen Abmachungen erſetzt worden, die als Allianz zu bezeichnen Kaiſer Nikolaus den Franzoſen bei ſeiner letzten Anweſenheit in Frankreich nicht mehr abſchlagen konnte. Aber Fürſt Lobanow hat das Verhältnis ſehr richtig dahin charakteriſiert, daß Rußland Frankreich an das Leitſeil genommen habe, um zu verhindern, daß die Franzoſen Dummheiten machten, wie Fürſt Chlodwig Hohenlohe in ſeinen Aufzeichnungen mitteilt. Als der verſtorbne Reichskanzler dem jetzigen Zaren im Jahre 1896 in Breslau die Aufwartung machte und beim Abſchied verſicherte, er werde nach ſeinen Kräften alles tun, um gute Beziehungen zwiſchen beiden Ländern zu erhalten, erwiderte ihm der Zar: „Das wird Ihnen nicht ſchwer werden, die Beziehungen werden gute bleiben.“ Wenn freilich jede Unterſtützung, die deutſche Polizei- oder Juſtizbehörden der ruſſiſchen Regierung gegen Verbrecher an Leben und Eigentum leiſten, in der liberalen Preſſe als verdammenswerte Barbarei angegriffen wird, ſo wird man ſich kaum wundern dürfen, wenn die Neigung zu freundnachbarlichen Beziehungen dadurch auf ruſſiſcher Seite nicht vergrößert wird.

Seitdem ſind mehr als zehn Jahre verfloſſen, und das Verhältnis zwiſchen beiden Staaten hat ſich jedenfalls nicht verſchlechtert. Die Haltung Deutſchlands ließ es zu, daß Rußland während des japaniſchen Krieges ohne Bedenken ſeine Weſtgrenzen entblößen konnte, und wenn wir anſcheinend in Algeciras dafür wenig Dank geerntet haben, ſo wollen wir doch eingedenk bleiben, daß Rußland durch

Digitized by Google

eine ablehnende Haltung reichlich in der Lage geweſen wäre, das Zuſtandekommen der Konferenz zu verhindern oder ſchon in einem frühern Stadium der Marokkoangelegenheit der deutſchen Politik in den Arm zu fallen. Als nach dem Friedensſchluß von Portsmouth ein umfangreicher Depeſchenwechſel zwiſchen den Staatsoberhäuptern ſtattfand und auch alsbald zur Veröffentlichung gelangte, iſt der Gedankenaustauſch zwiſchen dem Zaren und Kaiſer Wilhelm dem Zweiten unveröffentlicht geblieben — und zwar bis auf den heutigen Tag —, wohl aus dem Grunde, weil das Verdienſt des Deutſchen Kaiſers um den Friedensſchluß noch größer war, als die ſehr warmen Worte des Präſidenten Rooſevelt das verrieten. Wenn dennoch Rußland in Algeciras für ſeinen franzöſiſchen Verbündeten Farbe bekennen mußte, ſo lag der beſtimmende Grund in dem unaufſchiebbaren Geldbedürfnis, das von deutſcher Seite nicht befriedigt werden konnte und ſollte, ſchon aus dem naheliegenden Grunde nicht, weil wir den deutſchen Markt für alle Möglichkeiten für uns ſelbſt freihalten mußten. Je mehr der Zar um ſeine monarchiſchen Rechte mit der revolutionären Bewegung zu kämpfen gezwungen iſt, um ſo wichtiger bleibt für ihn die Anlehnung an die großen Monarchien Europas, zunächſt an ſeine Nachbarn. Von deutſcher Seite ſind ihm in dieſer ganzen Zeit nur Ratſchläge zuteil geworden, die für ihn und Rußland nützlich und für Deutſchland durchaus uneigennützig waren. Das Verhältnis zwiſchen Deutſchland und Rußland iſt damit wohl zur Genüge charakteriſiert, und es beſteht abſolut kein Grund, in engliſch-ruſſiſchen Abmachungen über Tibet und Perſien beunruhigende Symptome oder gar eine „Iſolierung" zu ſehen. Engliſch-ruſſiſche Verſtändigungen in Aſien gehn Japan weit mehr an als uns, und engliſch-franzöſiſche Intimitäten haben zur Zeit der Orleans und Napoleons des Dritten wiederholt beſtanden. Monarchenbeſuche, wohlklingende Toaſte, Flottenbeſuche, das alles iſt nicht nur einmal, ſondern häufig dageweſen und immer wieder durch ernſte Spannungen abgelöſt worden. Wenn Frankreich heute in England den Verbündeten aufſucht, der Rußland ihm nicht mehr ſein kann, und England in Frankreich die kontinentale Macht findet, deren es zu ſeinem Schutze zu bedürfen glaubt, und die Deutſchland um der Freiheit ſeiner Entſchließungen willen nicht ſein konnte und nicht ſein wollte — an wiederholten Anregungen von engliſcher Seite hat es ja nicht gefehlt —, ſo läge darin eine „Iſolierung" für Deutſchland nur *dann*, wenn wir zum Beiſpiel mit England Streitpunkte hätten, die auf dem Wege friedlicher Verſtändigung auszutragen England ablehnte. Es beſteht aber zwiſchen uns und Großbritannien kein einziger Streitpunkt von internationaler Bedeutung. Preßpolemik zählt nicht in dieſe Kategorie.

Etwas andres wäre es, wenn das heutige Deutſche Reich wie Preußen im Jahre 1805 eine Gelegenheit verabſäumt hätte, in eine günſtige Koalition zur Bekämpfung eines den Frieden ſchwer bedrohenden Gegners einzutreten. Aber weder hat ſeit dem Jahre 1871 ein ſolcher Anlaß beſtanden, noch hat Deutſchland einen ſolchen verſäumt. Als im Jahre 1879 die erſte Möglichkeit einer wirklichen Friedensſtörung auftauchte, haben wir das Bündnis mit Öſterreich geſchloſſen, ſpäter auch das mit Italien, hauptſächlich um Öſterreich rückenfrei zu machen. Dieſes Bündnis beſteht noch heute auf eine Reihe von Jahren, und die uns gegneriſche Preſſe irrt ſich in der Unterſtellung, daß der Bund mit Öſterreich für uns ohne praktiſche Bedeutung, und der mit Italien in das Gegenteil verkehrt worden ſei. Öſterreich hat uns in Algeciras das Bündnis ebenſo treu erfüllt wie Rußland den Franzoſen das ſeinige. Wie ſich die Dinge praktiſch geſtalten würden, wenn jemals die Notwendigkeit für Öſterreich eintreten ſollte, mit Deutſchland gemeinſam ins Feld zu rücken, iſt erſtens eine ſo fernliegende und zweitens in ihren Einzelheiten auf Jahre oder Jahrzehnte voraus

Digitized by Google

ſo ſchwer zu beurteilende Möglichkeit, daß niemand berechtigt iſt, die Unfruchtbarkeit dieſes Bündniſſes heute als Glaubensſatz zu verkünden. Wir werden Öſterreich unſre Bündnispflicht auch darin erfüllen, daß wir die öſterreichiſch-italieniſchen Reibungen nach Möglichkeit hintanzuhalten und in ihren Wirkungen abzuſchwächen verſuchen. Den Italienern zu verübeln, daß ſie ſich zu einem antiklerikalen Frankreich hingezogen fühlen, nachdem ſie ſeinerzeit vor dem klerikalen bei Deutſchland Schutz geſucht und gefunden haben, beſteht für uns keine Notwendigkeit. Die italieniſchen Sympathien für Frankreich ſind weit weniger von Frankreichs auswärtiger Politik als von ſeiner innern Lage abhängig; ſobald die antiklerikale Politik in Frankreich ihren Höhepunkt überſchritten haben wird, dürfte auch in Italien die Erinnerung wieder lebendiger werden, daß man durch Königgrätz nach Venedig und durch Sedan nach Rom gekommen iſt. Paris hat jüngſt das Schauſpiel gehabt, daß inmitten des von hunderttauſend Menſchen beſetzten Rennplatzes die Tribünen angezündet und die Totaliſatorkaſſen ausgeplündert werden konnten. Sollten ſich ſolche Vorgänge wiederholen, ſo würde das für die heutige Republik, wenn nicht für die Republik überhaupt, nicht ohne Gefahr ſein.

Die Beſtätigung eines Sozialdemokraten als Stadtrat durch den Großherzog von Heſſen hat inſofern berechtigtes Aufſehen erregt, als der Großherzog und die für ſeine Akte verantwortliche Regierung damit anſcheinend in einen bewußten Gegenſatz zur Reichspolitik treten. Nicht nur zur Reichspolitik, ſondern auch zu den Selbſtverwaltungsorganen des eignen Landes, die wie die Kreisausſchüſſe von Offenbach und Groß-Gerau die Übernahme eines Amtes als Bürgermeiſter oder Beigeordneter durch Anhänger der ſozialdemokratiſchen Partei für unzuläſſig erklärt haben, weil dieſen polizeiliche Funktionen nicht anvertraut werden können, und weil man ihnen, als den prinzipiellen Bekämpfern der heutigen ſtaatlichen Ordnung, die Aufrechthaltung und die Durchführung der ſtaatlichen Einrichtungen und Geſetze nicht überlaſſen können. Hat der Großherzog jetzt ſein ihm in den Städten zuſtehendes Beſtätigungsrecht im entgegengeſetzten Sinne ausgeübt, ſo dürfte hier hauptſächlich die Perſönlichkeit des Betreffenden in Betracht kommen. Seit die badiſche zweite Kammer einen Vizepräſidenten hat, der zur Hoftafel geht, mag man in Heſſen einen Verſuch damit machen, aus einem Saulus einen Paulus, aus einem Bekämpfer der ſtaatlichen Ordnung eine ihrer Säulen zu machen. Wir wollen hoffen, daß das Experiment gelingt. Gelingt es nicht, ſo wird der damit unmittelbar angerichtete Schaden nicht groß ſein und ſich reparieren laſſen. Anders ſteht es mit der Verwirrung, die durch ſolche politiſchen Extratouren in den Geiſtern angerichtet wird. Aber wir wollen dabei zwei Dinge nicht außer acht laſſen: erſtens den ſtark partikulariſtiſchen Zug, der der Sozialdemokratie in Süddeutſchland noch anhaftet. Ebenſo wie von der württembergiſchen Demokratie vor Jahren geſagt wurde, ſie wolle die Republik, aber mit dem König Karl an der Spitze, ſo zeigt auch die ſüddeutſche Sozialdemokratie noch überwiegend einen „landsmannſchaftlichen“ Zug, der der norddeutſchen vollſtändig fehlt. Der Reichskanzler konnte zum Beiſpiel mit Herrn von Vollmar ein ſehr vergnügt verlaufnes Geſpräch führen, mit Bebel, Singer uſw. würde das nicht möglich geweſen ſein. Der ſüddeutſchen Sozialdemokratie fehlt zum nicht geringen Teil doch der fanatiſche Haß, die Verbiſſenheit, die ein Charakteriſtikum der Sozialdemokratie der großen norddeutſchen Städte ſind. Auch der Umſtand, daß dieſe großen Städte im Süden weniger zahlreich ſind, kommt in Betracht, die Bevölkerung iſt in ſich homogener als im Norden, in allen Schichten und Parteien ihre Stammeseigentümlichkeiten an ſich tragend und durch dieſe auch enger untereinander verbunden. Die Verwirrung, die dieſe Beſtätigung in den Geiſtern anrichtet, wird aber vielleicht auch die Sozialdemokratie nicht unberührt

laſſen. Wo bleiben denn die Prinzipien der Partei, wenn die Führer von dem vielgeſchmähten Staat und ſeinen Organen Ämter annehmen, ſich vom Großherzog beſtätigen laſſen und ſich ihm als Beamte durch Treueid verpflichten? Das Experiment wird ja nur bei Einzelnen und mit Vorſicht anzuwenden ſein, aber man darf es mit Intereſſe begleiten. ·g·

Bezahltes Märtyrertum. Vor kurzem iſt ein amerikaniſcher Miſſionar namens Labaree von religiöſen Fanatikern in Perſien ermordet worden. Die Regierung der Vereinigten Staaten verlangte 50000 $ Entſchädigung von Perſien, aber die Witwe des Ermordeten, Mrs. Mary Schauffler Labaree, erhob lauten Proteſt gegen die Erpreſſung der ihr ſelbſt zugedachten Summe. Sie erklärte ſich zwar ihres Rechtes, als amerikaniſche Bürgerin für die Ermordung ihres Mannes entſchädigt zu werden, durchaus bewußt; aber ſie wies das Geld im Intereſſe der auch ihr am Herzen liegenden heiligen Miſſionsſache zurück. Die Perſer würden wohl das Geld als „Blutgeld" anſehen, und ein gewaltſames Einziehen durch die Vereinigten Staaten möchte dem Miſſionswerke gewaltigen Schaden zufügen. Eine Regierung kann ſich nach modernen Prinzipien natürlich auf ſolche ſentimentale Erwägungen nicht einlaſſen, und ſo hat die amerikaniſche Regierung die Summe von Perſien verlangt und erhalten, allerdings mit der von den Amerikanern geſtellten Bedingung, daß die Perſer ſie aus allgemeinen Staatsmitteln zahlen müſſen und nicht etwa der Provinz, in der der Miſſionar ermordet wurde, auflegen. Dieſe Angelegenheit macht in Amerika viel von ſich reden; allgemach kommt es zum Bewußtſein, daß Mrs. Labaree chriſtlicher gedacht hat und vernünftiger handelte als gewiſſe amerikaniſche Miſſionsgeſellſchaften, deren Verlangen gegen heidniſche Länder der Staatsſekretär Hay geradezu als „blutdürſtig" bezeichnet hat. Auch wir finden, daß die Märtyrerkrone in unſern mit Kriegsſchiffen und weittragenden Geſchoſſen ausgerüſteten Zeiten ein ganz koſtbares Gut geworden iſt, aber in ganz andrer Weiſe koſtbar als die, die ſich die Märtyrer der Kirche von ihren Protomartyres an, den ſieben makkabäiſchen Jünglingen, deren Reſte in San Pietro in Vincolis ruhen ſollen, aufs Haupt geſetzt haben. Der Akt des Märtyrertums iſt heutzutage oft zum Fälligkeitstermin einer Lebensverſicherungspolice zugunſten der Hinterbliebnen oder der Miſſionsanſtalt, der der Glaubensheld angehört, geworden — einem Vergleich, mit dem wir aber in keiner Weiſe die Seelengröße der hinausziehenden Prediger des Chriſtentums herunterreißen wollen. Nur gingen ſie früher hinaus ohne den Hintergedanken, daß für Familie, Orden oder Miſſionsinſtitut durch ihren Tod ein materieller Vorteil entſpringen könne. Und der große Gedanke, der ſich in der Ablehnung der Mrs. Schauffler Labaree geäußert hat, macht ſchon Schule. Der Board of Foreign Missions der Presbyterianiſchen Kirche in Newyork hat ebenfalls ſowohl auf materielle Entſchädigung wie auf Strafgelder in China verzichtet, wo am 28. Oktober 1905 vier ſeiner Miſſionare und ein Kind auf grauſame Weiſe ermordet worden ſind. The Nation, die angeſehene Newyorker Wochenſchrift, veröffentlicht unter dem 2. Auguſt das Protokoll dieſer Miſſionsgeſellſchaft mit dem Verzicht auf Rache und zugleich die Antwort des chineſiſchen Geſandten in Waſhington, Chentung Liang Chang, an den Vorſitzenden der Miſſionsgeſellſchaft: „Geehrter Herr, Ich habe Ihren Brief erhalten, in dem Sie die Güte hatten, mir die Anſichten ihres Boards in der Entſchädigungsfrage wegen der vier in Lien=Chou getöteten Miſſionare mitzuteilen. Mit beſondrer Dankbarkeit leſe ich daraus, daß Ihre Verwaltung einmütig beſchloſſen hat, Indemnität nicht anzunehmen, geſchweige denn zu verlangen. Ich habe keinen Moment verloren, meine Regierung von dem verſöhnlichen Standpunkt zu unterrichten, den Sie einnehmen, und glaube überzeugt ſein zu dürfen, daß meine Regierung ihn eben ſo

hoch anrechnen wird, wie ich es tue. Die mir mitgeteilten Worte des ermordeten Miſſionars Rev. John Rogers Peale haben, wie ich glaube, prophetiſchen Sinn. In ihm hat Amerika einen edeln Sohn und China einen wahren Freund ſehr zur Unzeit verloren.“ — Iſt dieſer Verzicht auf Entſchädigung und Strafe nicht chriſtlicher und zugleich für die Erhaltung guter Beziehungen und die Hochſchätzung der Miſſionsarbeit förderlicher? M.

Wörterbuch der Volkswirtſchaft, herausgegeben von Prof. Dr. **Ludwig Elſter**, Geheimem Oberregierungsrat und Vortragendem Rat im Miniſterium der Geiſtlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten in Berlin. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Jena, Guſtav Fiſcher, 1906. Die Ausgabe erfolgt in Lieferungen im Preiſe von 2 Mark 50 Pf. Preis des vollſtändigen Werkes in zwei Bänden broſchiert 35, elegant gebunden 40 Mark.

Von dieſer zweiten Auflage des vortrefflichen und für viele Klaſſen geiſtig Arbeitender unentbehrlichen Werkes, deſſen Erſcheinen wir im 29. Heft angekündigt haben, ſind jetzt die dritte bis ſiebente Lieferung erſchienen; dieſe macht den Schluß des erſten Bandes. Von den Bereicherungen, die das Werk in dieſen fünf Lieferungen erfahren hat, führen wir nur einige an. Neu hinzugekommen ſind unter anderm die Artikel: Aufſichtsamt für Privatverſicherung, Auslosungsverſicherung, Bauordnung und Bebauungsplan, Beſoldung und Beſoldungspolitik, Beſtattungsweſen, Boykottverſicherung. Bedeutend vermehrt und teilweiſe umgearbeitet ſind unter anderm die Artikel Ausfuhr und Einfuhr (Außenhandel), Ausfuhrprämien (hier wird die neueſte Phaſe der Zuckerbeſteuerung behandelt und auf die neue Erſcheinung der von Kartellen gewährten Ausfuhrprämien hingewieſen); Bevölkerung; Bauer (ebenſo, wie der Artikel Bauernbefreiung, um eine Darſtellung der bäuerlichen Zuſtände des Auslands vermehrt); der von vier auf zwölf Spalten angewachſene Artikel Bodenreform ſtellt auch die neueſten praktiſchen Verſuche auf dieſem Gebiete dar und kritiſiert ſie im ganzen günſtig. Sehr ſtark vermehrt ſind auch die Artikel: Bergarbeiter, Bergbau und Bergrecht. Völlig umgearbeitet und von $16\frac{1}{2}$ Spalten auf 54 ausgedehnt iſt der Artikel: Auswanderung. Das Inhaltsverzeichnis lautet: „I. Allgemeine Grundlagen. 1. Weſen und Begriff. 2. Arten der Auswanderung. 3. Urſachen. 4. Wirkungen a) auf das Mutterland, b) auf das Einwanderungsland. 5. Auswanderungspolitik. 6. Geſchichtliches. II. Auswanderung aus Deutſchland. 1. Ziele. 2. Statiſtik. 3. Recht und Geſetzgebung. 4. Unternehmer. 5. Deutſche Auswanderungspolitik. a) Lenkung, b) Auskunftserteilung, c) Erhaltung des Deutſchtums im Auslande. III. Auswanderung und Auswanderungsrecht der außerdeutſchen Staaten (es werden 17 Staaten behandelt). IV. Internationale Regelung des Auswanderungsweſens. V. Einwanderungsbeſchränkungen.“ Am Schluß des ſehr ausführlichen Artikels „Börſenweſen“ wird bemerkt, daß die fortſchreitende Konzentration der Banken die Bedeutung der Effektenbörſe vermindert und dieſe vielleicht mit der Zeit überflüſſig macht, da die Umſätze zwiſchen den mit zahlreichen Filialen ausgeſtatteten Großbanken durchs Telephon vollzogen werden können. Außer vielen graphiſchen Erläuterungen ſtatiſtiſcher Angaben finden wir zwei hübſche Karten: eine Karte der ſchiffbaren Flüſſe und Kanäle und das Schnellzugnetz des Deutſchen Reiches.

Ein Jünger Eugen Dührings. Der blinde Philoſoph ſchätzt Adam Smith, Friedrich Liſt und Carey als die größten Nationalökonomen. Dem engliſchen Meiſter hat er die Geringſchätzung des Staates entnommen, die dem deutſchen ſehr fern lag, und hat ſie in ſeinem Radikalismus zum Haß gegen den Staat geſteigert.

Digitized by Google

Auf Dühringſchen Grundſätzen nun hat Dr. Franz Krauß eine „Theorie der Dekadenz“ errichtet und unter dem Titel: Der Völkertod herausgegeben. Im zweiten, 1905 bei Franz Deuticke in Leipzig und Wien erſchienenen Teile führt er aus, daß aller Verfall der Völker eine Wirkung der Ungerechtigkeit iſt, mit Verbrechen gegen die Natur begonnen hat und in weitern Verbrechen und ſozialem Elend verläuft. In der Politik iſt die Ungerechtigkeit Syſtem geworden, und dieſes politiſche Syſtem iſt demnach der Todfeind des natürlichen, geſunden und guten volkswirtſchaftlichen Syſtems, deſſen ausſchließliches Walten einen geſunden ſozialen Organismus erzeugen würde. Von den Sozialiſten unterſcheidet ſich Krauß wie Dühring dadurch, daß er den Kommunismus verwirft. Sein ſozialer Idealkörper beſteht aus den Familien kleiner freier Beſitzer, die das, was unſre heutige Großinduſtrie leiſtet, genoſſenſchaftlich vollbringen. Der Gliederung in herrſchende und dienende Stände ſowie dem Kriege ſpricht er jede kulturfördernde Wirkung ab und ſucht ſeine Behauptung in einem beſondern Kapitel, das wir „Geſchichte ſchwach“ zenſieren müſſen, in Beziehung auf Alexander den Großen, den Römerſtaat, Karl den Großen und die moderne Kolonialpolitik zu beweiſen. Für die Leſer der Grenzboten bedarf es keiner Widerlegung der ſkizzierten Theorie, aber es iſt nicht unintereſſant, an dem Buche zu ſehen, wie bei mangelhafter Geſchichtskenntnis aus unzweifelhaften Wahrheiten ein verfehlter Gedankenbau konſtruiert werden kann. Es iſt unzweifelhaft richtig, und wir haben es oft hervorgehoben, daß der Menſch nur in der Freiheit ſeine Kräfte voll entfalten und das Höchſte leiſten kann, daß Sklaverei ſowohl die Sklaven wie die Herren demoraliſiert, daß die Spaltung eines Volkes in verhältnismäßig wenige Beſitzer und eine Überzahl beſitzloſer Lohnarbeiter aus vielen Gründen nicht wünſchenswert iſt, und daß eine ſchlechte Einkommenverteilung die Produktion in falſche Bahnen leitet. Aber es iſt andrerſeits undenkbar, daß die Kultur auch ohne „Gewalteigentum“, ohne Unterdrückung, ohne Gliederung des Volkes in Stände, ohne Staat, ohne Differenzierung der Vermögen und der Einkommen hätte entſtehn und fortſchreiten können. So hat z. B., um nicht auf die Uranfänge zurückzugehn, Inama-Sternegg gezeigt, daß ohne die großen Grundherren der Karolinger- und der Sachſenzeit, die Bataillone von Hörigen kommandieren konnten, der deutſche Urwald niemals würde gerodet worden ſein; und wären in England alle Einwohner freie Bauern oder Gutspächter geblieben, ſo hätten wir das Maſchinenzeitalter nicht erlebt. Noch in andrer Beziehung iſt das Buch intereſſant. Weil Krauß den Lauf der Weltgeſchichte ethiſch erklärt, muß er die mechaniſchen Erklärungsweiſen der Darwinianer verwerfen, und er geht darin ſogar ſo weit, daß er die Deſzendenz ablehnt und jeder Gattung einen beſondern Urſprung zuſchreibt. Ein neuer Beweis für die alte Wahrheit, daß außerhalb der exakten Wiſſenſchaften die Entſcheidung für und gegen gewiſſe Hypotheſen weit weniger von wiſſenſchaftlichen Gründen als von Sympathien und Antipathien, von Herzenswünſchen und Vorurteilen abhängt. Das intereſſanteſte aber iſt, daß er, der gleich ſeinem blinden Meiſter alle „Pfaffen“ und das Chriſtentum haßt, ſich dieſem durch ſeine ethiſche Geſchichtskonſtruktion in auffälliger Weiſe nähert. Wenn er alle Übel aus der Ungerechtigkeit erklärt und die erſte Ungerechtigkeit durch alle Zeiten hin fortzeugend Böſes gebären läßt — was iſt das anders als das Erbſünddogma ohne mythiſche Einkleidung?

Das preußiſche Offizierkorps von 1806 im Lichte neuer Forſchungen und Veröffentlichungen

In der kleinen Feſtungſtadt am Rhein, wo ich die Jahre vor der Schulzeit und das erſte Schuljahr verlebt habe, zog ſich nach meinen Erinnerungen vom Franzöſiſchen Tor zum kleinen Paradeplatz eine Kaſtanienanlage. Ein Soldat mit einem Meſſingſchild auf der Bruſt hütete den grünen Fleck. Zur Zeit der Veilchenblüte und des Maikäferflugs hatte er mit der Jugend der engen Feſtungsgaſſen Kämpfe zu beſtehn, danach hatte er leichten Dienſt, und im Auguſt war ſeine Hut überflüſſig, das Laub der Kaſtanien und der Raſen waren unter der heißen Sonne der Rheinebne herbſtfarben und dürr geworden.

Von den wenigen Geſtalten, die ſich als Stammgäſte der Anlage des kurzlebigen Grüns freuten, hat ſich eine mir tief eingeprägt: ein hagrer, hochgewachſner Mann von militäriſcher Haltung, immer in Grau — Feldgrau nennt man die Farbe jetzt — gekleidet, ein graues Käppi auf dem Haupte, grau der Schnurrbart, grau die Farbe des gefurchten Geſichts. Er muß der Feſtungsjugend als Störer ihrer „Blumen- und Käferfreude“ läſtig geworden ſein, vielleicht hat auch mißverſtandner Klatſch die jungen Herzen vergiftet — ſo oft er auf ſeinen Spaziergängen in der dürftigen Anlage von Jungen erſpäht wurde, klang ihm aus ſicherm Verſteck ein Spottruf nach, deſſen erſter Beſtandteil das Wort „Abgedankter“ und deſſen zweiter eine militäriſche Rangbezeichnung war. Ich weiß nicht mehr, welche, obwohl ich mich ſelbſt durch den Ehrgeiz, es größern Jungen gleichzutun, verleiten ließ, dem Manne jene Worte nachzurufen, die ihm weh tun ſollten. Ich habe dieſe kindliche Roheit gebüßt. Denn die Erinnerung an ſie erzeugte ſpäter in mir ein Gefühl, das die peinlichſte Gewiſſenserforſchung, die eindringlichſte exhortatio unſers Religionslehrers und mein ernſteſter Wille nie in mir zu wecken vermochten: ſchmerzliche Reue. Der Mann konnte nichts Unehrenhaftes begangen haben, ſonſt hätte er ſich in der kleinen Feſtungſtadt, in die ihn Heimatliebe oder

Armut gewieſen hatte, nicht halten können. Daß er arm war, habe ich mit ältern Augen an dem Bilde, das mir mein Gedächtnis von ihm vorhielt, erkannt, und daß er Kummer hatte, lehrte mich die von Zeit zu Zeit auflebende Erinnerung an meine Begegnungen mit dem einſamen grauen Manne immer beſſer verſtehn. Immer beſſer und immer ſchmerzlicher, je reifer ich wurde. Als ich in meiner Gymnaſialzeit die ſchwere Kataſtrophe kennen lernte, die im Jahre 1806 das preußiſche Heer betroffen und Tauſende von Offizieren mit Schande und ſchwerer Not, Hunderte mit Schuld beladen hat, trat mir ſein Bild vor die Seele, obwohl ich nicht einmal wußte, ob er Offizier war.

Dieſe ſchattenhafte, anachroniſtiſche Illuſtration des Offizierelends von 1806 lehrte mich das Leid und die Not jener preußiſchen Offiziere mit tiefſter Teilnahme erfaſſen. Mit freudiger Spannung habe ich darum die Forſchungen, die die Rehabilitation des preußiſchen Offizierkorps von 1806 zum Ziele hatten, verfolgt. Sie ſind jetzt am Ziele angelangt.

Im zehnten Beihefte des Jahrgangs 1901 des Militär-Wochenblatts hat Generalmajor z. D. Kunhardt von Schmidt auf die Frage, „in welchem Umfange die Männer, die im Jahre 1806 das Offizierkorps des Heeres ausmachten und in den Wirbel der Niederlagen hineingeriſſen wurden, nachmals den Ruhm der Preußiſchen Waffen wieder aufrichten halfen und die Befreiung Deutſchlands erſtritten", eine Antwort gegeben. Er hat damit eine Forderung der Gerechtigkeit erfüllt, und die Antwort iſt tröſtlich: von 7166 Offizieren, über die Preußen beim Beginn des Krieges von 1806 verfügte, haben 3913 an den Befreiungskriegen teilgenommen. Nach neuern Forſchungen der Kriegsgeſchichtlichen Abteilung II des Großen Generalſtabs betrug die Zahl der preußiſchen Offiziere im Oktober 1806 7096 und die Zahl der Offiziere von 1806, die an den Befreiungskriegen teilnahmen, 3898. Von den fehlenden 3198 ſind 190 in den Jahren 1806 und 1807, 56 in den Jahren 1809 bis 1812 gefallen und an Wunden geſtorben, 54 infolge der Abtretung von Landesteilen ausgeſchieden, 77 zwiſchen „Sturz und Sieg" deſertiert und verſchollen, 734 geſtorben, 208 wegen ihres Verhaltens in den Jahren 1806 und 1807 beſtraft worden und ausgeſchieden. Außer dieſen 1319 Offizieren haben an den Befreiungskriegen noch 1879 nicht teilgenommen. Davon waren die meiſten wegen Krankheit, Wunden und hohen Alters nicht mehr dienſtbrauchbar. Von den Offizieren, die im Jahre 1806 mitgekämpft hatten, ſind nach Kunhardt von Schmidts Forſchungen 361 in den Befreiungskriegen gefallen. Alſo: mit Blücher, Gneiſenau, Scharnhorſt, York, Bülow, Tauentzien, Kleiſt, Clauſewitz haben noch 3890 Offiziere von 1806 in den Befreiungskriegen gekämpft, und mit Scharnhorſt ſind noch 360 Offiziere von 1806 im Siege gefallen.

Ich freue mich, daß auch von den Beſtrebungen, die unglücklichen Offiziere von 1806 zu rehabilitieren, das beſcheidne und zugleich ſtolze Wort gilt, womit Johannes Grunow das Lob ſeiner umfaſſenden Bildung abzulehnen

Digitized by Google

pflegte: „Es hat ja beinahe alles ſchon mal in den Grenzboten geſtanden, man braucht ſich nur daran zu erinnern.“ Otto Kaemmel hat im 20. Hefte des Jahrgangs 1905 der Grenzboten in einem Aufſatze über das alte Preußen vor 1806 hervorgehoben, daß die vielgeſchmähten Junker bei Auerſtedt 47 tote und 221 verwundete Offiziere auf dem Platze ließen. „Nicht an Tapferkeit fehlte es, auch nicht an Intelligenz, ſondern an Entſchlußkraft, an dem feſten Willen zu ſiegen. ... Aber dieſer Mangel an Entſchlußkraft war ein Mangel der Deutſchen dieſer ganzen Zeit, eine Folge der einſeitig literariſch-äſthetiſchen, humanen, weltbürgerlichen, ganz unpolitiſchen Bildung.“

734 Offizieren von 1806 verrann im Harren auf Krieg und Sieg und Sühne das Leben, mehr als 1000 wurden invalid und alt, 56 fielen in den Jahren 1809 und 1812. Schill und ſeine Elf von Weſel hat ihr Heldentod von dem Makel der Niederlage gereinigt. Niemand denkt, wenn er ihre Namen hört, daran, daß auch ſie Offiziere von 1806 waren. Schon der andern vier, die mit dieſen zwölf gefallen ſind, denkt man nicht ſo dankbar, wie ihrer durch ein Aufſehen erregendes Geſchick apotheoſierten Kameraden. Und die zwölf Offiziere des preußiſchen Hilfskorps, die im Jahre 1812, bevor York in der Mühle zu Poſcherun die Konvention mit den Ruſſen geſchloſſen hatte, auf dem äußerſten linken Flügel der „Großen Armee“ fielen, — auch ſie harrten des Kriegs und ſehnten ſich nach Sühne, aber es wurde ihnen nur ein bittrer Tod für den Landesfeind. Wer nahm ſie in den hundert Jahren, die nun bald ſeit ihrem Tode verfloſſen ſind, von dem Vorwurf aus, den Gehäſſigkeit, Gedankenloſigkeit und ſchließlich, von beiden genährt, eine zähe Gewohnheit in die Bezeichnung „Offizier von 1806“ gelegt haben? Wer denkt daran, daß auch ſie den Makel von 1806 getilgt haben? Wer dankt ihnen — „auch ſie ſtarben für des Vaterlandes Befreiung“?

Die 361 Offiziere von 1806, die in den Befreiungskriegen gefallen ſind, und ihre 1500 Kameraden, die neben ihnen verwundet worden ſind, haben ein Opfer an Leben und Blut gebracht, das als Sühne für die Fehler und die Schwächen des Offizierkorps von 1806 genügen ſollte. Aber dieſe Offiziere werden gewöhnlich nicht als Veteranen von 1806, ſondern als Freiheitskämpfer betrachtet und beurteilt, ihr Heldentum vermag darum das Urteil über das Offizierkorps von 1806 nicht zu mildern. Das Dunkel von 1806 und das Licht von 1813, 1814 und 1815 ſind in unſrer Vorſtellung allzu ſcharf geſchieden. Man muß ſich immer wieder erinnern, daß ſich das Offizierkorps eines Heeres trotz großen Verluſten und Abgängen in ſechs Jahren nicht vollſtändig erneut. Und man tut gut, ſich die Identität eines großen Teils der Geſchlagnen von 1806 und der Sieger der Freiheitskriege dadurch deutlich zu machen, daß man ſich vergegenwärtigt, welche Stellung die Führer der Freikorps und der Heere der Freiheitskriege im Jahre 1806 einnahmen. Schill war im Jahre 1806 Leutnant im Regiment Königindragoner, Lützow Leutnant im Küraſſierregiment von Reitzenſtein Nr. 7, das bei Auerſtedt faſt vernichtet wurde. Nach Kunhardt

Digitized by Google

von Schmidt erſcheint in der Rangliſte von 1806 Blücher als Generalleutnant, Chef des Huſarenregiments Nr. 8 und Gouverneur von Münſter, Gneiſenau als Kapitän in der Niederſchleſiſchen Füſilierbrigade in Jauer, Scharnhorſt als Oberſt im Generalquartiermeiſterſtabe in Berlin, York als Oberſt und Kommandeur des Feldjägerregiments in Mittenwalde, Bülow als Oberſt und Bataillonskommandeur in der 2. Oſtpreußiſchen Füſilierbrigade in Soldau, Tauentzien als Generalmajor, Chef des Infanterieregiments Nr. 56 in Neuenkirchen bei Bayreuth, Kleiſt als Oberſt und Generaladjutant in Berlin, Clauſewitz als Stabskapitän und Adjutant des Prinzen Auguſt von Preußen.

Wenn an den Namen Blüchers und Scharnhorſts die Namen Lübeck und Ratkau, wo ſie ehrenvoll unterlagen und kapitulierten, haften geblieben wären, gereichte ihnen das nicht zur Schande. Wie ſie haben aber auch noch viele andre Offiziere von 1806 in engerm Wirkungskreiſe ihre Pflicht getan. Das darf man nicht vergeſſen.

Damit ſoll nicht geſagt ſein, daß aus den Beſiegten von 1806 ohne jede Veränderung ihrer Geſinnung die Sieger von 1813 geworden ſind. Das preußiſche Offizierkorps wurde nach 1806 „auf eine neue ſittlich hohe Grundlage geſtellt“, auf die Grundlage, „die noch immer feſt gefügt daſteht, die aber nur dadurch aufzurichten war, daß die Bauſteine nicht fehlten“.

Dieſe Umgeſtaltung ſchildert ein von der Kriegsgeſchichtlichen Abteilung II des Großen Generalſtabs herausgegebnes Werk mit dem Titel: 1806. Das Preußiſche Offizierkorps und die Unterſuchung der Kriegsereigniſſe.*)

Die Herausgeber gehn von der Tatſache aus, daß Preußen die Führer, die es für ſeine Streiter in den Befreiungskriegen brauchte, in dem Offizierkorps ſeiner Armee fand, in demſelben Offizierkorps, das im Jahre 1806 geſchlagen worden war. Sie zeigen, daß dies hauptſächlich dadurch möglich wurde, daß das Offizierkorps nach dem Kriege auf Befehl des Königs ſelbſt über ſich zu Gericht geſeſſen und alle ſeine Mitglieder, die in dem unglücklichen Kriege gefehlt oder auch nur geirrt hatten, mit rückſichtloſer Strenge beſtraft und ausgeſchieden hatte.

Unmittelbar nach dem Zuſammenbruch des militäriſchen Organismus begann das Heilungsverfahren, ſo wenig Hoffnung auf Geneſung geblieben war. Denn der Zuſammenbruch war furchtbar.

Im Oktober und im November 1806 kapitulierten neun feſte Plätze, Erfurt, Spandau, Stettin, Küſtrin, Magdeburg, Fort Clarenberg bei Czenſtochau, Hameln, Nienburg und Plaſſenburg, und im freien Felde bei Wichmannsdorf, Prenzlau, Paſewalk, Anklam, Boldekow, Wahren, Wolgaſt, Wismar, Krempersdorf, Ratkau, Travemünde und Lüneburg die Trümmer des in den Schlachten und Gefechten an der Saale geſchlagnen Heeres und

*) Berlin 1906, Ernſt Siegfried Mittler und Sohn.

Digitized by Google

iſolierte Abteilungen, die infolge der Iſolierung ohnmächtig waren oder von den geſchlagnen Heeresteilen mit ins Verderben geriſſen wurden.

Das alles ereignete ſich in ſechs Wochen. Intakt blieben nach Kunhardt von Schmidt die Bataillone der Oſtpreußiſchen und der Warſchauer Infanterie-inſpektion, 33 und ein halbes an der Zahl, und 55 Schwadronen der Preußiſchen Kavallerieinſpektion, die in ihren Inſpektionsbezirken zurückgeblieben waren, ſowie eine größere Anzahl von Batterien.

Darauf erließ König Friedrich Wilhelm der Dritte am 1. Dezember 1806 von Ortelsburg aus ein „Publicandum wegen Abſtellung verſchiedener Mißbräuche bei der Armee“. Er macht in dieſem Erlaſſe, deſſen Entwurf er eigenhändig geſchrieben hat, ſein Heer nicht für alles Unglück verantwortlich. Er erkennt an, „daß ſich viele Theile derſelben vom Erſten bis zum Geringſten durch ausdauernden Muth, Beharrlichkeit und wahres Ehrgefühl ausgezeichnet haben“. Denen aber, die im großen oder im kleinen die Schuld an dem Zuſammenbruche des Heeres tragen, kündigt und droht er „allerſtrengſte“ Beſtrafung an. Unter dieſe Schuldigen rechnet er: „1. Alle diejenigen ſo an der beiſpielloſen Art wie die Feſtungen Stettin, Küſtrin, Spandau und Magdeburg ſich dem Feinde übergeben haben, mehr oder weniger Antheil haben, 2. Ferner alle diejenigen Officiere, welche nicht bei dem capitulirenden Corps zugegen geweſen, ſich aber freiwillig als hiezu gehörig angeſehen und wohl gar ihre Cameraden oder ſelbſt ihre Untergebenen zugeredet haben, einen gleichen nichtswürdigen Entſchluß zu faſſen. 3. Endlich alle diejenigen, welche ohne Urlaub erhalten zu haben, oder gefangen zu ſeyn, ſich von der Armee weg und etwa nach Hauſe uſw. begeben haben.“

Im Anſchluſſe daran werden Strafen gegen die für die Übergabe der Feſtungen Erfurt, Stettin, Küſtrin, Spandau und Magdeburg verantwortlichen Offiziere ausgeſprochen, dann gegen die Offiziere des Hohenloheſchen Korps und des Bilaſchen Detachements, die ſich den bei Prenzlau, Paſewalk und Anklam am 28., 29. und 30. Oktober abgeſchloſſnen Kapitulationen nachträglich angeſchloſſen haben, endlich gegen die Offiziere, die während des Rückzugs ihre Truppenteile verlaſſen haben und ohne Urlaub zu haben und gefangen zu ſein in ihre Heimat zurückgekehrt ſind.

Daran reiht der König, „um ähnlichen Pflicht-Vergeſſenheiten für die Zukunft vorzubeugen“, eine Anzahl von Strafbeſtimmungen und Verhaltungsmaßregeln. Er droht und mahnt jedoch nicht nur, er verheißt auch Beförderung ohne Rückſicht auf die Herkunft und ſichert Verſorgung der Hinterbliebnen zu: „So lange der Krieg dauert, wird der Unteroffizier und Gemeine, wenn er ſich durch Gewandheit und Geiſtes-Gegenwart beſonders auszeichnet, ſo gut Officier, wie der Fürſt. Nur der, welcher Verbrechen begangen, iſt vom Officier-Range ausgeſchloſſen. Wer ſich ausgezeichnet hat und vor dem Feinde bleibt, deſſen Wittwe erhält eine Penſion, die mit dem Grade, den ihr Mann bekleidete, im Verhältniß ſteht.“

Digitized by Google

Die Sühne, die durch dieſen Erlaß des Königs eingeleitet wurde, bildet einen Teil der Heeresreorganiſation, die der König unmittelbar nach der Niederlage auf dem Rückzug begonnen hatte. Durch die alle Kräfte in Anſpruch nehmenden Kämpfe des Jahres 1807 wurde die Reorganiſation verzögert. Wenige Wochen nach dem Abſchluſſe des Friedens zu Tilſit, am 27. Juli 1807 berief der König eine Militär-Reorganiſationskommiſſion. Den Vorſitz übertrug er dem Generalmajor von Scharnhorſt, die Arbeit ſchrieb er der Kommiſſion in einem eigenhändigen Schriftſtücke von neunzehn Punkten vor. Davon lauteten die erſten beiden: „1. Wird man vor allen Dingen die Offiziere, ſo ihre Schuldigkeit offenbar nicht gethan haben, vom Dienſt ausſchließen und nach Umſtänden auf das Strengſte zu beſtrafen haben. 2. Solche, deren Betragen zweifelhaft geblieben, zur Rechenſchaft ziehen.“

Die Größe der Aufgabe, die aus dieſer Anordnung erwuchs, forderte eine eigne Kommiſſion. Die Reorganiſationskommiſſion entwarf eine Inſtruktion für die Immediat-Unterſuchungskommiſſion und ſchlug dem König Offiziere als Mitglieder der Kommiſſion vor. Der König änderte den Entwurf der Dienſtanweiſung und die Mitgliederauswahl weſentlich. Den Vorſitz übertrug er ſeinen Brüdern, den Prinzen Heinrich und Wilhelm, und dem Generalleutnant von L'Eſtocq. Am 6. Dezember 1807 ging die Kommiſſion in Königsberg an die Arbeit.

Schon die Sammlung und die Sichtung des Materials, das ſich durch die freiwilligen Rechtfertigungsſchreiben der Offiziere und durch die Beſprechung der Kriegsereigniſſe in der Preſſe ergab, forderte viel Mühe und Zeit. Die Preſſe brachte Anklagen und Verleumdungen, daher mußte ſie auch Verteidigungen und Rechtfertigungen der Angegriffnen bringen. Broſchüren und Flugblätter dienten denſelben Zwecken. Es war eine Zeit, wo der Wehrſtand gefliſſentlich herabgeſetzt wurde. Blücher ſprach dieſen Preßſtimmen faſt jede Glaubwürdigkeit ab, Major von Pirch, der ehemalige Adjutant des Fürſten Hohenlohe, erhob gegen die Preſſe die Anklage: „alle ungünſtigen Nachrichten über Offiziere habe er nur aus den Zeitungen, die jetzt nur Schlechtes über Offiziere aufnehmen dürften“. Der juriſtiſche Leiter der Unterſuchungskommiſſion, Generalauditeur von Koenen, traf das Richtige, indem er die Sammlung und die Beiziehung aller Preßſtimmen befürwortete, nicht „weil die oft ſehr ſchiefen und unberufenen Urteile der Skribenten beſondere Rückſicht verdienen, ſondern weil in jenen Schriften Tatſachen und Anekdoten, ſelbſt Rechtfertigungen, vorkommen, die vielleicht der Erörterung wert ſind“.

Aus der Notwendigkeit, über einzelne belaſtete Offiziere mehrere Ausſagen zu hören, erwuchs eine neue ſchwierige Arbeit, die Ermittlung der Adreſſen der Offiziere, von denen ein großer Teil infolge der Heeresverringerung verabſchiedet, andre ausgewandert oder gefangen waren oder in den vom Feinde beſetzten Provinzen lebten. Schließlich mußte hierzu trotz der Abneigung des Königs gegen dieſes Verfahren die Preſſe in Anſpruch genommen werden. Ein

Digitized by Google

großes Stück Arbeit wurde der Kommiſſion dadurch abgenommen, daß der König einen Vorſchlag des Generalleutnants von Grawert guthieß, wonach das Verhalten der Frontoffiziere durch Regimentstribunale unterſucht werden ſollte, die jedes Offizierkorps aus ſeiner Mitte zu wählen und einzuſetzen hatte.

Dem Willen des Königs entſprechend beſchränkte ſich die Kommiſſion auf die Unterſuchung des Verhaltens der höhern Führer in den Schlachten und in den Gefechten an der Saale und auf dem Rückzuge ſowie der Kapitulationen der Feſtungen und einzelner Truppenteile. Daneben behielt ſie die Oberleitung der Regimentstribunale.

Zuerſt nahm ſie die Prüfung der Feſtungskapitulationen vor, danach die des Verhaltens der Offiziere, die an der Saale kommandiert hatten, zuletzt die der Kapitulationen auf freiem Felde. Dieſe letzte Arbeit war beim Ausbruch der Befreiungskriege noch nicht erledigt und wurde überhaupt nicht beendet. Im Jahre 1817 wurde die Unterſuchung der Kapitulation bei Prenzlau und der damit in Verbindung ſtehenden Kapitulationen niedergeſchlagen.

Wie gewiſſenhaft die Kommiſſion bei der Unterſuchung vorging, geht daraus hervor, daß ſie für die Übergabe der Feſtungen neben den Gouverneuren und Kommandanten die Befehlshaber der in den Feſtungen eingeſchloſſnen Truppen ſowie die Artillerie- und die Ingenieuroffiziere zur Rechenſchaft zog, daß ſie die Berichte aller dieſer Offiziere, den Wortlaut des Dienſteides der Feſtungskommandanten und des Ingenieurreglements, das ſtreng geheim gehalten wurde, einforderte, beſonders auch daraus, daß ſie auch Zivilperſonen der Zeugenpflicht unterwarf. Man weiß, daß Zivilperſonen bedeutenden Anteil an der Erhaltung Kolbergs hatten. Meiſt aber waren Zivilperſonen am Falle der Feſtungen mitſchuldig. Aus den Akten der Unterſuchungskommiſſion ergibt ſich, daß Joachim Nettelbeck an der Gemahlin des Kommandanten von Küſtrin eine Geſinnungsverwandte hatte. Als ſich Oberſt von Ingersleben anſchickte zur Abſchließung der Kapitulation über die Oder zum Feinde zu fahren, beſchwor ihn ſeine Gattin nicht zum Feinde zu gehn und die Feſtung nicht zu übergeben — memoriae proditur quasdam acies inclinatas iam et labantes a feminis restitutas. Hier war das Flehen der Frau umſonſt. Die Heinrich Blank, deren falſche Humanität und deren unſeligen Kosmopolitismus Paul Heyſe in ſeinem Schauſpiel Colberg ſchildert, waren in Küſtrin zahlreicher und mächtiger als die Nettelbeck. Der Kammerpräſident beſtimmte den unſchlüſſigen Kommandanten zu der unheilvollen Fahrt in das Lager des Feindes. Ein Umſtand milderte das tragiſche Schickſal der unglücklichen Frau von Ingersleben. Sie ſtarb zwiſchen 1806 und 1808, erlebte alſo die Verurteilung ihres Mannes nicht, die am 29. September 1809 erfolgte und am 14. November beſtätigt wurde.

Mit welcher Sorgfalt ſich die Mitglieder der Kommiſſion die Entſtehung der unheilvollen Entſchlüſſe im Geiſte der zu beurteilenden Offiziere vergegenwärtigten, zeigt das Urteil, das über den Gouverneur von Magdeburg, General der Infanterie von Kleiſt, in dem Gutachten über die Kapitulation von

Digitized by Google

Magdeburg gefällt wird. Dieſes Gutachten dürfte nach dem Arbeitsplan der Kommiſſion von Major von Pirch verfaßt ſein. Das Verhalten des Gouverneurs wird in militäriſcher Hinſicht als ſehr tadelnswert bezeichnet, dann heißt es: „als Menſch dürfte er aber eher zu entſchuldigen ſeyn. Er war 71 Jahre alt, durch Krankheit, Bleſſuren und angeſtrengte Fatiguen des Gebrauchs eines Theils ſeiner Glieder beraubt, demohngeachtet nahm er doch den Reſt ſeiner Kräfte zuſammen und ordnete in der erſten Zeit bey Tag und bey Nacht alles perſönlich an. Eine ſolche Anſtrengung konnte aber nicht von Dauer ſeyn; ihr mußte Erſchlaffung folgen. Freylich wäre es gut geweſen, wenn er gleich vom Eintritt der Gefahr einen Conſeil, beſtehend aus den erfahrenſten Generalen, dem Ingenieur vom Platze und dem Artillerie-Chef, angeordnet hätte, um die Vertheidigungs-Anſtalten planmäßig zu führen; dies erlaubte aber ſein Trieb, alles allein zu verfügen, nicht und er mochte wohl glauben, dies jetzt wie in ruhigen Zeiten thun zu können. Kummer über das Unglück des Staats und über das Hinſinken ſeiner kräftigſten Stützen, den er als wahrer Patriot ſehr lebhaft fühlen mußte, und Aerger über die Auflöſung aller Subordinations-Verhältniſſe mußten ihn natürlich oft verſtimmen und ihn taub gegen den Rath derjenigen ſeiner Untergebenen machen, die vielleicht, weil ſie nicht ſo tief als er die Zernichtung der Preußiſchen Glorie fühlten, mehr Beſonnenheit behielten. Unlautere Abſichten hat er wenigſtens bey der unglücklichen Uebergabe ſeiner Feſtung nicht gehabt, davon ſprechen ihn alle Anzeigen, die Armuth, in welcher er ſein Leben beſchloß und ſein uneigennütziger Lebenswandel völlig frey; nur ſeine militairiſche und politiſche Anſicht von ſeiner Lage war falſch und dieſe verleitete ihn, von dem früher wiederholt geäußerten Entſchluſſe abzugehen, ſeine Feſtung bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen."

Trotz dieſer pſychologiſch feinen Erklärung ſeines Verhaltens wurde über den verſtorbnen General Gericht gehalten. Das Urteil des Kriegsgerichts lautete, daß der General „wegen der im November 1806 ſich ſchuldig gemachten ſehr übereilten, ganz eigenmächtigen und durchaus pflichtwidrigen Uebergabe der wichtigen Feſtung Magdeburg an die Kayſerlich franzöſiſchen Truppen, wenn er noch am Leben wäre, zu arquebuſiren ſeyn würde".

Außer den Kommandanten von Küſtrin und Magdeburg wurden noch zwei Offiziere wegen der Übergabe von Schweidnitz, einer wegen der von Spandau, und zwei wegen der Kapitulation bei Paſewalk nach dem Kriegsrecht des Großen Kurfürſten von 1656 zum Tode verurteilt. Eines der Todesurteile traf, wie oben erzählt worden iſt, einen Toten. Von den übrigen beſtätigte der König nur eines, das gegen den Kommandanten von Küſtrin. Vollſtreckt wurde es nicht. Ingersleben hatte ſich nach Sachſen geflüchtet. Er ſtarb im Jahre 1814 in der Nähe von Leipzig.

Die Offiziere, die zwar nicht an den Kapitulationen beteiligt waren, aber ſonſt ihre Pflicht verletzt hatten, wurden von der Kommiſſion in drei Gruppen eingeteilt. Die erſte umfaßte die „Befehlshaber großer oder kleiner Detachements,

welche ſich dem Gefechte entzogen“ oder „durch Fahrläſſigkeit in ihren Obliegenheiten den Verluſt ihres Poſtens oder ihres Detachements veranlaßt, dadurch zu weitergefolgten nachtheiligen Ereigniſſen mitgewirkt haben“. Eine zweite Gruppe bildeten die Offiziere, „welche einen Mangel an Muth gezeigt und das Gefecht verlaſſen haben“, ferner die, „welche nicht zu den capitulirten Feſtungsgarniſonen gehört und nicht zur Vertheidigung mit angeſtellt waren, auch nicht durch eine ſtarke Verwundung oder bedeutende Krankheit abgehalten wurden, ihren Corps und Regimentern zu folgen“, ſowie die, „welche ſich von rückwärts geſchloſſenen Capitulationen angeſchloſſen“ oder „zur Rückkehr in die Heimath ſich vom Feinde Päſſe geben ließen“, obwohl ſie zur Armee nach Preußen kommen konnten, oder „bei der Retraite vorgaben, krank zu ſein, in ihrem Nachtquartier verblieben und ſolchergeſtalt ſpäteſtens den folgenden Morgen gefangen waren“. Zu dieſer Gruppe rechnete man auch die Offiziere, „welche zum Hohenloheſchen und Blücherſchen Corps gehörten, nicht von demſelben abgeſchnitten waren und nach Preußen gingen“. Eine dritte Gruppe bildeten die Offiziere, die ſich ähnlicher Vergehen ſchuldig gemacht hatten, wie die zur zweiten Gruppe gehörenden, deren Schuld jedoch durch beſondre Umſtände gemildert erſchien. Die Feſtſtellung des Schuldmaßes der mit ſolchen Vergehen belaſteten Offiziere war die Aufgabe der Tribunale.

Die nach dem Urteile dieſer Tribunale zur erſten Gruppe gehörenden Offiziere ſollten nach einem Vorſchlage der Unterſuchungskommiſſion vor ein Kriegsgericht verwieſen werden. Für die zweite Gruppe ſchlug die Kommiſſion „die Entlaſſung ohne Abſchied und mit Verluſt der Anſprüche auf irgend eine Verſorgung oder Gnadengehalt“ als Strafe vor. Zur Sühne der Schuld der zur dritten Gruppe gehörenden Offiziere erſchien ihr „die Nichtwiederanſtellung im Kriegsdienſte“ genügend. Den durch die Unterſuchung ihres Verhaltens als vorwurfsfrei erwieſnen Offizieren ſollte ein Zeugnis hierüber ausgeſtellt werden.

Der König war milder als die Unterſuchungskommiſſion. Er gab ihren Vorſchlägen nur mit Vorbehalt ſeine Zuſtimmung, wies darauf hin, daß bei allen Gruppen mildernde Umſtände in Betracht kommen könnten und in Betracht zu ziehen ſeien, und bezeichnete bei dem Obwalten ſolcher Umſtände auch für die zweite Gruppe die „Nichtwiederanſtellung“ als ausreichende Sühne. Die Ausſtellung von „Zeugniſſen des Wohlverhaltens“ für die Offiziere, die von der Unterſuchungskommiſſion oder von den Regimentstribunalen als untadelhaft erfunden würden, hieß er gut.

Die Regimentstribunale wurden mit Genehmigung des Königs zuerſt von Generalleutnant von Grawert bei den ſchleſiſchen Truppenteilen, dann in Pommern und in Weſtpreußen, dann auch jenſeits, das heißt links von der Oder, ferner bei den Artillerieregimentern, bei den Feſtungsartilleriekompagnien, bei den Ingenieur- und bei den Mineuroffizieren errichtet. Auch die Train- und die Lazarettoffiziere ſowie die Regimentschirurgen, die Auditeure und die Regimentsquartiermeiſter mußten ſich über ihr Verhalten ausweiſen. Die Ein-

Digitized by Google

richtung umfaßte die Truppenteile der Saalarmee. Aber auch mehrere Offizierkorps, die in Preußen geſtanden hatten, errichteten mit Genehmigung des Königs Tribunale zur Unterſuchung ihres Verhaltens. So willkommen war den Offizieren eine Gelegenheit, ſich öffentlich zu rechtfertigen.

Denn ſchwerer noch als die materielle Not, als der Hunger, der die zu Hunderten brotlos im Inlande und in den abgetretnen Provinzen umherirrenden zum nächſten beſten Broterwerb, ſo zum Holzhauen, zur Feldarbeit, zur Annahme von Unteroffizierſtellen in Freikorps zwang, in fremde Kriegsdienſte trieb, in Fallen, wie das von dem Fürſten Karl von Iſenburg im Dienſte Napoleons errichtete Régiment d'Infanterie Prussienne, lockte, laſtete auf den Offizieren die Schmach, die durch die Preſſe und eine reiche Schmähſchriftenliteratur auf ſie gehäuſt wurde. Zur Charakteriſtik dieſer Angriffe auf das Offizierkorps genügt die Tatſache, daß eine Berliner Zeitung im Jahre 1807 das preußiſche Heer „den Feind" nannte und über ſeine Niederlagen frohlockte. Man begreift, daß die durch die Regimentstribunale gebotne Gelegenheit, ſich zu rechtfertigen, für viele Offiziere der erſte Lichtblick in ihrer verzweiflungsvollen Lage war, „denn es genügte in jener Zeit, Offizier zu heißen, um ſich allen Schrecken des Geächteten ausgeſetzt zu ſehen". Die Berichte der Offiziere an die Regimentstribunale enthüllten die Tragik der Ereigniſſe und des Geſchicks der einzelnen Mitkämpfer. Wie leicht es für die Offiziere war, ſchuldig zu werden, und wie ſchwer ihnen oft durch ſittliche Mächte, wie Gehorſam und Kameradſchaft, das Faſſen des richtigen Entſchluſſes gemacht wurde, geht aus den Antworten auf die Frage „ob es ihnen nicht möglich geweſen ſei, der Gefangenſchaft zu entgehen?" hervor, die allen vorgelegt wurde. Rechtzeitiges Abreiten oder Abmarſchieren nach Preußen ſah oft genau ſo aus wie Fahnenflucht und wurde von Kameraden oft ſo gedeutet, während das Ausharren bei den einer unrühmlichen Kapitulation verfallnen Truppenteilen, das Streben, nicht in den ſchwer widerlegbaren Verdacht der Deſertion zu kommen, der Wunſch, das Schickſal der Kameraden zu teilen, als Schwäche, Hang zur Bequemlichkeit, ſchlaue Sicherung des eignen Lebens gedeutet werden konnten.

Friedrich Auguſt Ludwig von der Marwitz hat als Major und Adjutant des Fürſten Hohenlohe die Schlacht bei Jena und die Kapitulation bei Prenzlau mitgemacht. In ſeinem „Pflichtmäßigen Bericht über die Ereigniſſe vom 15. bis 28. October 1806, in ſo weit der Verfaſſer als Augenzeuge ihnen beigewohnt hat", erzählt er, ſo ſtreng gegen ſich wie gegen andre, wie es kam, daß er ſich nicht der Gefangenſchaft entzog. Hohenlohe ſtand, unfähig zu einem kräftigen Entſchluſſe, bei Prenzlau, das man vom Feinde beſetzt wähnte. Man ſprach vom Kapitulieren. „. . . da man ſah, daß nichts helfen wollte, verbanden ſich hier und da einige, wenn es ſo weit kommen würde, wenigſtens für ihre Perſon der Schande zu entgehen und davon zu reiten. Der Verfaſſer, der den Geiſt des Ganzen ſchon längſt ſich ſeinem Tode nähern ſah, hatte es ſchon vor einigen Tagen mit dem Rittmeiſter Alvensleben und Major Fagel gethan,

wozu nun noch der Cornet Graf Brühl kam, der als Ordonanz-Offizier der Gensd'armes gerade im Hauptquartier gegenwärtig war." Es kam zu dem Gefecht bei Prenzlau, zu einer Unterredung zwiſchen Hohenlohe und Murat, und unwahre Angaben des Franzoſen über die Stellung der franzöſiſchen Korps und ein unrichtiger Rapport eines preußiſchen Offiziers nahmen auch den Mutigſten, auch Marwitz, der noch zuletzt zu einem kühnen Angriff geraten hatte, alle Hoffnung. „Der Verfaſſer geſteht, daß er von nun an nichts mehr hoffte, an nichts mehr Theil genommen, und nichts mehr zur Stellung des Ganzen verſucht hat. Die allgemeine Lahmheit und Mattigkeit, die ſchon ſo lange auf alle Geiſter drückte, ſteckte auch ihn an. Dazu trug vielleicht mit bei, daß er auf einem, durch 24ſtündiges Herumſchicken ganz ermüdeten Pferde ſaß, nachdem er die ſeinigen in Boitzenburg verloren hatte. Hätte es noch fortgekonnt, ſo hätte er ſich beſſer umgeſehen und wäre inne geworden, daß alles, was man ihm ſagte, Irrthum und Lügen waren." Während der Unterhandlungen ſtieg hinter einer Anhöhe eine mächtige Dampfkugel auf. Später erfuhr man, daß es der Pulverdampf eines auffliegenden Pulverkaſtens war. Den preußiſchen Offizieren, die ſich eingeſchloſſen wähnten, erſchien die Dampfmaſſe wie ein Signal, und ein Franzoſe hatte die Geiſtesgegenwart, ſie ſo zu deuten: Ah! Voilà le signal du Maréchal Soult, qui nous annonce, qu'il est arrivé sur Votre chemin, et qu'il Vous a coupé la retraite! Dieſes lähmte den Preußen die Entſchlußkraft vollends: „Nun, dachten wir, wenn der Soult ſo nahe ſteht, können wir ihm auch gar nicht entkommen! Und da man ſo hörte, die Offiziere ſollten Päſſe bekommen, um hingehen zu können wohin ſie wollten, ſo unterblieb unſer Wegreiten und wir nahmen uns vor, ſogleich nachher zum König zu gehen, um uns auswechſeln zu laſſen. Um die nemliche Zeit ritt der Capitain Tippelskirch vom Generalſtaabe und der General-Chirurgus Görke in einem kleinen Trab immer hinter uns fort. Sie kamen glücklich und unaufgehalten nach Stettin."

Marwitz, der ſpäter ſeinen Namen mit einem der früheſten Erfolge der Befreiungskriege, dem Gefecht bei Hagelsberg, geſchmückt hat, hatte ſich bei Jena und auf dem Zuge nach Prenzlau als tapfrer Offizier bewährt. Am Ende lähmte ihn das Übermaß der Mühen und machte ihn der kontagiöſen „Lahmheit und Mattigkeit", die im Heere herrſchte, zugänglich. Die Regimentstribunale und die Unterſuchungskommiſſion konnten über das Verhalten der Offiziere in dieſem Punkte natürlich nur von Fall zu Fall entſcheiden. Wie die ganze Unterſuchung wurden auch die ſich auf dieſen Punkt beziehenden Verhöre und Nachforſchungen mit der größten Sorgfalt geführt. Es entſpannen ſich Korreſpondenzen über einzelne Fälle, und es iſt bei dieſem Verfahren, das in alle Seelenregungen der zu beurteilenden Offiziere eindrang, nicht verwunderlich, daß allein das Kriegsarchiv des Großen Generalſtabs 606 Aktenbände der Immediatunterſuchungskommiſſion aufbewahrt, die bis zu je 700 Blättern ſtark ſind.

So arbeitete dieſe Vergeltungsmaſchine mit furchtbarer Sicherheit in der Stille, während die Öffentlichkeit noch von lautem Hohn über das Offizierkorps erfüllt war. Sie förderte Schuldloſigkeit und Schuld zutage, und zwar viel mehr Rechtfertigung und Verdienſt als Vergehen und Verſäumnis. Etwa 6500 Offiziere nahmen an den Kriegsereigniſſen der Jahre 1806 und 1807 teil, 4600 an den Kämpfen und am Rückzuge der Saalarmee. Von dieſen 6500 Offizieren ſind bis zum Beginn der Befreiungskriege 208 infolge von Strafen aus dem Heere ausgeſchieden, 77 deſertiert oder verſchollen. Was nicht der Tod, Krankheit oder Altersſchwäche zurückhielt, wetzte im Jahre 1813 die Scharte von 1806 aus. 3898 von 6500 kämpften in den Befreiungskriegen. Droyſen hat Recht: „Nie hat ſich ein Staat aus tieferem Sturz ſchneller und ſtolzer erhoben als Preußen nach dem Tage von Jena."

Die Angriffe auf das Heer ſind ſeit hundert Jahren immer nur vorübergehend verſtummt, die Niederlage von 1806 iſt immer wieder als bequemer und beliebter Vorwurf gegen das Offizierkorps verwandt worden. Das deutſche Offizierkorps iſt jetzt das Ziel des giftigen Hohns, der ſich einſt gegen das preußiſche richtete. Die Ergebniſſe der Forſchungen Kunhardt von Schmidts und des Großen Generalſtabs müſſen darum jedem, der weiß, was Deutſchland dem preußiſchen und dem deutſchen Offizierkorps verdankt, willkommen und wert ſein.

Nachdem dieſe ſorgfältigen Forſchungen die Legende von den Offizieren, die alle ihrer Pflicht vergaßen, die alle hinter der Front waren, zerſtört und gezeigt haben, wie klein die Zahl der Schuldigen war, bedarf es nur noch des Hinweiſes darauf, daß die durch die Schuld irrender Angehörigen ſchwer mit Schande und Leid beladnen Familien der beſtraften Offiziere wohl ausnahmslos durch die Verdienſte jüngrer Glieder rehabilitiert worden ſind. Bei einer Anzahl dieſer Familien fielen Schuld und Sühne in die Lebensgrenzen der im Jahre 1806 ſo ſchwer heimgeſuchten. Andre Familien fanden im Friedensdienſt und in den Einigungskriegen Gelegenheit zu voller Sühne.

Ich habe die Namen der Offiziere von 1806, die auf die Vorſchläge der Unterſuchungskommiſſion und der Regimentstribunale wegen ihres Verhaltens beſtraft worden ſind, ſoweit ſie in dem Werke des Großen Generalſtabs angeführt ſind, zuſammengeſtellt. Kunhardt von Schmidts „Verzeichniß der im Befreiungskriege 1813 bis 1815 gefallenen oder an Wunden geſtorbenen Offiziere des aktiven Heeres, welche ſchon 1806 der Armee angehört hatten", legte ich daneben. Da ergab es ſich, daß, abgeſehen von verſchiednen Schreibungen desſelben Namens, die keinen ſichern Schluß auf die Zuſammengehörigkeit der Träger zulaſſen, ein bürgerlicher und zehn adlige Namen im Soll und im Haben vertreten waren. Hier ein irrendes Glied einer Familie, drüben ein, zwei, drei, vier Glieder derſelben Familie, die durch den Tod im Siege ihren Namen von dem Makel des böſen Jahres gereinigt haben.

Mit der wärmſten Teilnahme an altem, ſchwerem, wenn auch längſt verwundnem Leid nahm ich wahr, daß gerade die Namen, auf denen die ſchwerſte

Schuld und das ſchwerſte Leid von 1806 gelaſtet hat, durch die ſchwerſten Opfer an Blut und Leben wieder zu Ehren und zu höhern Ehren gebracht worden ſind:

Ein Ingersleben und ein Kleiſt haben im Jahre 1806 die ihnen anvertrauten Feſtungen ſchmachvoll übergeben und ſind zum Tode verurteilt worden. Drei Ingersleben und vier Kleiſt ſind in den Befreiungskriegen auf dem Felde der Ehre geblieben.

Günzburg a. d. Donau — Ludwig Kemmer

Zur Juſtizreform

Von Reichsgerichtsrat Henderichs

2

Noch ein wichtiger Umſtand muß erwähnt werden, der das Anſehen der Juſtiz ſehr beeinträchtigt. In dem größten und einflußreichſten Bundesſtaate, Preußen, genießt die Juſtiz in den maßgebenden Kreiſen nicht das ihr nach der Wichtigkeit und Würde ihres Berufs zukommende Maß äußerer Anerkennung, wie dies beiſpielsweiſe auch in der Rangſtellung des Oberlandesgerichtspräſidenten in die Erſcheinung tritt. Hierin liegt meines Erachtens ein Hauptgrund, weshalb viele Aſſeſſoren der Richterkarriere den Rücken kehren, obwohl dieſe doch durch die Unabhängigkeit der Stellung von unſchätzbarem Vorteil iſt und für jeden, der für die Volksſeele Sinn und Verſtändnis hat, auch des Intereſſanten genug bietet. Der ihrer tatſächlichen Bedeutung entſprechenden äußern Anerkennung kann aber auch die Juſtiz nicht entbehren, pflegt doch das Publikum gerade nach Äußerlichkeiten den Maßſtab für die Wertſchätzung eines Standes anzulegen.

An alle, die berufen ſind, die Autorität der Gerichte und das Anſehen des Richterſtandes als notwendige und feſte Stütze der Staatsordnung hochzuhalten, richtet ſich der Mahnruf: nicht Mißtrauen gegen die Rechtspflege zu ſäen, ſondern das Vertrauen zum Richteramt zu ſtärken.

Meine Ausführungen bezwecken hauptſächlich, den Klagen über die Rechtſprechung zu begegnen und nachzuweiſen, daß jedenfalls im weſentlichen nicht die Gerichte daran ſchuld ſind, daß das Anſehen des Richterſtandes geſunken iſt. Zugleich will ich jedoch einige Gedanken über eine etwaige Reform der Zivilrechtspflege anſchließen. Der Grundzug der Reform, der zwar nicht in einem beſtimmten Paragraphen formuliert werden kann, aber alle Geſetzesvorſchriften durchziehn muß, ſollte die Umkehr von dem bisherigen Syſtem des Mißtrauens gegen den Richter ſein, das ſich in der übermäßigen Zuläſſigkeit von Rechtsmitteln kundgibt. Vertrauen zum Richter ſei fortan die Loſung. Alle Kautelen zum Schutze der Parteirechte ſchlagen fehl, wenn es an der

Digitized by Google

erſten und notwendigſten Vorausſetzung einer gedeihlichen Rechtspflege, an dem Vertrauen zum Richterſtande, fehlt. Nach ihrer Vorbildung, ihrer Unbeſtechlichkeit, Unparteilichkeit und Pflichttreue kann das deutſche Volk jedenfalls nicht minder als jede andre Nation ſeinen Richtern Vertrauen ſchenken, mag von einer gewiſſen Partei auch noch ſo viel von Klaſſenjuſtiz die Rede ſein. In Wahrheit iſt der Schutz des wirtſchaftlich Schwachen in der Rechtſprechung namentlich bei Bewilligung des Armenrechts ſo ſehr der vorherrſchende Zug, daß mehr die Frage am Platze erſcheint, ob hierin die Gerichte nicht zu weit gehn, als die umgekehrte, ob ſie weit genug gehn.

1. Zuerſt ſchlage ich eine Erhöhung der amtsgerichtlichen Zuſtändigkeit für vermögensrechtliche Anſprüche auf 1000 Mark vor. In Hannover reichte die Zuſtändigkeit der Amtsgerichte ſchon im Jahre 1859, alſo zu einer Zeit viel höhern Geldwertes, bis zu 150 Talern. Die Amtsgerichte erkennen ſchon heute ohne Rückſicht auf den Wert des Streitgegenſtandes in den im Paragraphen 23, Ziffer 2 des Gerichtsverfaſſungsgeſetzes bezeichneten Sachen von nicht ſelten bedeutendem Wert. Im Vergleich mit ihrer wichtigern Zuſtändigkeit in Strafſachen dürfte es nicht gewagt erſcheinen, ihre Zuſtändigkeit in Zivilſachen auf 1000 Mark zu erhöhen. Die von dem Abgeordneten Baſſermann in der Reichstagsſitzung vom 23. Mai 1906 vorgeſchlagne Erhöhung auf 2000 Mark dürfte meines Erachtens zu weit gehn.

2. Ferner erſcheint mir die Einführung einer Berufungsſumme bei vermögensrechtlichen Anſprüchen notwendig. Mag auch die Folgerichtigkeit verlangen, die Berufung ohne Rückſicht auf den Streitwert entweder zuzulaſſen oder auszuſchließen, ſo kann doch in wichtigen Fragen praktiſcher Geſetzgebungspolitik nicht die Prinzipienreiterei, ſondern nur die Durchführbarkeit und Zweckmäßigkeit einer Vorſchrift ausſchlaggebend ſein. Neben der Richtigkeit der Entſcheidung, die mit abſoluter Sicherheit doch nicht immer zu erreichen iſt, hat auch die Rückſicht auf die Einfachheit und die Raſchheit des Verfahrens Anſpruch auf Beachtung. Vor allem kommt in Betracht, daß die für den Rechtsſchutz aufzuwendenden Mittel im Verhältnis zur Wichtigkeit des Gegenſtandes ſtehn müſſen; das Kleine darf man nicht dem Großen und Wichtigen gleichſtellen. Die Rechtsmittel ſind aber, wie Vierhaus (Soziale und wirtſchaftliche Aufgaben der Zivilprozeßordnung) mit Recht hervorhebt, in hohem Maße geeignet, die Energie des Prozeſſes zu lähmen. In der Rheinprovinz entſchieden die Friedensrichter, die meiſtenteils nicht die große Staatsprüfung gemacht hatten, alſo nicht die volle Richterqualifikation beſaßen, nach der Verordnung vom 7. Juni 1821 bis zu 20 Talern in letzter Inſtanz. Nach der Gerichtsverfaſſung Frankreichs vom Jahre 1838 erkannten die Friedensrichter bis zu 100 Franken, die Erſtinſtanzgerichte und die Handelsgerichte bis 1500 Franken in erſter und letzter Inſtanz. In Öſterreich iſt in Bagatellſachen bis zu 50 Gulden die Berufung nur wegen gewiſſer grober Rechtsverletzungen zuläſſig (§§ 501, 448 der öſterreichiſchen Zivilprozeßordnung). Für die Endurteile der Amtsgerichte

will mir nach dem Vorgange der Geſetze betreffend die Gewerbe- und die Kaufmannsgerichte eine — nach dem Werte des Beſchwerdegegenſtandes zu berechnende — Berufungsſumme von 200 bis 300 Mark, gegen die der Landgerichte eine ſolche von 500 Mark angemeſſen erſcheinen.

Gegen Zwiſchenentſcheidungen im Laufe des Verfahrens, wie zum Beiſpiel gegen die Ernennung von Sachverſtändigen, dürfte den Parteien, abgeſehen von der Ablehnung des Richters und etwa von der Ausſetzung des Verfahrens auf lange Zeit, ein Rechtsmittel nicht einzuräumen ſein. Denn in den Sachen, in denen die Berufung gegen das wichtigere Endurteil unzuläſſig wäre, müßte es widerſinnig erſcheinen, gegen eine minder wichtige Zwiſchenentſcheidung ein Rechtsmittel zuzulaſſen. In den der Berufung zugänglichen Sachen aber kann eine Beſchwerde über eine Zwiſchenentſcheidung, ſofern es nach dem Endurteil hierauf überhaupt noch ankommt, noch in der Berufungsinſtanz geltend gemacht werden (vgl. C. d. pr. civ. Art. 451). Die Anfechtung eines Urteils wegen örtlicher Unzuſtändigkeit des Gerichts dürfte dem Beklagten überhaupt zu verſagen, und im Falle der Unzuſtändigkeitserklärung wegen örtlicher Unzuſtändigkeit dürfte auf Antrag des Klägers der Rechtsſtreit vor das zuſtändige deutſche Gericht durch Beſchluß in bindender Weiſe zu verweiſen ſein. Bei der Gleichheit der Gerichte und des Verfahrens hat dieſe Zuſtändigkeitsfrage nicht mehr ſo große Bedeutung, daß ihretwegen ein langer Inſtanzenzug eröffnet und das materielle Recht dem formellen hintangeſetzt werden müßte.

Die beiden Vorſchläge bieten den Gerichtseingeſeſſenen den Vorteil prompter und billiger Juſtiz; ſie erhöhen die Bedeutung und das Anſehen der Amtsgerichte und entlaſten in bedeutendem Maße die höhern Gerichte von der Menge kleiner Sachen, die des großen Richteraufwandes nicht wert ſind. Würde mit der Erhöhung der Zuſtändigkeit auch noch der kleine Gehaltsunterſchied zwiſchen dem Oberlandesgerichtsrat und dem Amtsgerichtsrat ausgeglichen, ſo würde der Drang der Amtsrichter nach den höhern Gerichten immer mehr aufhören. Der Amtsrichter würde wieder ſeßhafter, mit der Bevölkerung verwachſen und immer mehr Vertrauensmann ſeines Bezirks werden. Wenn infolge der Erweiterung der amtsgerichtlichen Zuſtändigkeit einzelne kleinere Landgerichte nicht mehr exiſtenzfähig bleiben ſollten, ſo würde dieſer doch nur vereinzelt eintretenden Folge gegenüber dem Vorteile des großen Ganzen und im Hinblick auf das hochentwickelte Verkehrsweſen der Gegenwart keine große Bedeutung beizumeſſen ſein. Dem Mangel ließe ſich übrigens da, wo hierzu ein beſondres Bedürfnis vorhanden wäre, durch eine detachierte Zivil- und Strafkammer abhelfen.

Im übrigen möchte ich an der Organiſation und der Art der Beſetzung der Gerichte keine weſentliche Änderung vorgenommen wiſſen. Unſre Gerichtsorganiſation iſt nun einmal hiſtoriſch gegeben. Das Volk hat ſich daran gewöhnt und damit vertraut gemacht. Sie ſtimmt im weſentlichen mit der der Nachbarſtaaten, namentlich Öſterreichs, überein. Sachliche Gründe zu einer Änderung ſcheinen mir auch nicht vorzuliegen. Wenn Abickes in ſeiner Schrift

Digitized by Google

„Grundlinien durchgreifender Juſtizreform“ auf die Rechtspflege in England zielt, ſo iſt es weder für abſehbare Zeit möglich, noch überhaupt zweckmäßig, engliſche Zuſtände und Verhältniſſe bei uns einzuführen.*) Wenn in England nur wenige, reich dotierte Richter, hervorgehend aus der Advokatur, vorhanden ſind, ſo hängt das zuſammen mit der ganzen Entwicklung des engliſchen Rechtslebens, mit der Ausbildung der Juriſten und beſonders mit den hohen Koſten. Das deutſche Volk dürfte nicht geneigt ſein, ſeinen Richtern ähnlich hohe Gehalte zu zahlen, wie ſie in England üblich ſind. Ohne entſprechende Entſchädigung für die Aufgebung ihres großen Einkommens dürften ſich die hervorragenden Anwälte zum Eintritt in den Richterdienſt nicht beſtimmen laſſen. Durch Mittelgut aus dem Anwaltſtande wird aber das Anſehen der Richterſtellung nicht erhöht. Sind übrigens die Anwälte nicht aus demſelben Holze geſchnitzt, aus dem auch die Richter gebildet werden? Gehn ſie nicht aus denſelben Kreiſen hervor, und iſt ihre Ausbildung nicht dieſelbe? Es mag ſein, daß der Anwalt durch ſeine Tätigkeit mitten im Verkehrsleben reichere Erfahrung gewinnt. Aber den Schatz ſeiner Erfahrungen behält der Anwalt nicht für ſich; zwiſchen den Anwälten und dem Richterkollegium findet ein fortwährender Austauſch der Gedanken und Erfahrungen ſtatt. Andrerſeits iſt die langjährige Schulung und Übung im objektiven Denken ein unverkennbarer Vorzug des „beamteten“ Richters. Gewiß ſoll der Richter eine angeſehene, von dem Vertrauen der Bevölkerung getragne Stellung einnehmen. Dazu gehört aber nicht, daß er nach Art des engliſchen Richters mit außergewöhnlich hohem Gehalte dotiert iſt und gleichſam hoch vom Throne auf die Rechtſuchenden hinabſchaut; dazu genügt vielmehr, daß er eine der Wichtigkeit und der Würde ſeines Berufs entſprechende, den Verwaltungsbeamten in Rang und Gehalt völlig gleichſtehende Stellung einnimmt.

Wenn Adickes (Grundlinien S. 113) unter Berufung auf Vierhaus a. a. O. dem Einzelrichter im Vergleich zum Kollegialrichter das Wort redet, ſo kann ich dieſer Anſicht nicht zuſtimmen. Adickes mag Recht haben, wenn man dem Salomo als Einzelrichter ein aus unfähigen Richtern zuſammengeſetztes Kollegium gegenüberſtellt. Anders muß jedoch nach meiner langjährigen Erfahrung als Einzel- und als Kollegialrichter die Entſcheidung ausfallen, wenn man, wie es doch geſchehen muß, den Durchſchnitt, die Regel der Vergleichung zugrunde legt. Das Kollegium ſchützt vor Einſeitigkeit und vor Verſehen, vor denen auch der zuverläſſigſte Einzelrichter nicht ſicher iſt. Es ſchläft auch Homer einmal. Die kollegiale Behandlung iſt eine Schule für die Verbreitung theoretiſcher und praktiſcher Rechtsanſchauungen unter den Kollegialmitgliedern. Die geiſtig und wiſſenſchaftlich tüchtigen Mitglieder des Kollegiums üben einen bildenden Einfluß auf die minder befähigten aus; die wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen und Errungenſchaften einzelner werden im Wege kollegialer Be-

*) Vergleiche hierüber die während des Druckes dieſes Aufſatzes erſchienenen vortrefflichen Ausführungen von Hamm und Fiſcher in der Deutſchen Juriſtenzeitung vom 1. Oktober 1906.

Digitized by Google

ratung in gewiſſem Grade Gemeingut aller, die vielſeitige Erörterung gewährt eine größere Sicherheit für die gründliche und erſchöpfende Beurteilung ſowie für die Richtigkeit der Entſcheidung. Der Wert und die Vorzüge der Kollegialverfaſſung ſind denn auch bei der Beratung des Gerichtsverfaſſungsgeſetzes faſt allgemein anerkannt worden. Deshalb möchte ich die in der bisherigen ſtärkern Beſetzung der höhern Gerichte liegende größere Gewähr für die Richtigkeit der Entſcheidung nicht vermindert ſehen. Zwar iſt nicht zu beſtreiten, daß es zum Erlaß eines Verſäumnis- oder Anerkenntnisurteils nicht einer Zahl von drei oder fünf Richtern bedürfte, aber der für den Erlaß ſolcher Urteile notwendige Zeitaufwand iſt erfahrungsmäßig zu geringfügig, als daß ihm ein Einfluß auf die Art der Beſetzung der Gerichte eingeräumt werden könnte. Ob aber eine Reviſion ſichtlich unbegründet iſt — ein Fall, auf den Vierhaus zur Verminderung des Apparats von ſieben Richtern beſonders zurückkommt —, entſcheidet ſich erſt mit der Abſtimmung des letzten Mitglieds. Denn wenn auch nur ſelten, ſo kommt es doch vor, daß durch das Votum des letzten Mitglieds alle übrigen Mitglieder umgeſtimmt werden. Die Beſetzung mit fünf Mitgliedern halte ich zur gründlichen kollegialen Beratung für die geeignetſte, beim Landgerichte jedoch aus praktiſchen Rückſichten nicht für durchführbar. Wenn ich gleichwohl vorhin eine Erweiterung der amtsgerichtlichen Zuſtändigkeit befürwortet habe, ſo geſchah es nur in der Erwägung, daß mit vorhandnen Mitteln und mit andern ſchon hervorgehobnen praktiſchen Rückſichten gerechnet werden muß.

3. Die gegenwärtig als Regel vorgeſchriebne Zeugenvernehmung vor dem Prozeßgericht muß bei der tatſächlichen Durchführung der Vorſchrift zu einem geſchäftlichen Bankrott der höhern Gerichte führen. Der hieraus für den Geſchäftsbetrieb entſtehende Nachteil ſteht bei der Unzuverläſſigkeit des Zeugenbeweiſes überhaupt in keinem Verhältnis zum Werte der unmittelbaren Beweiserhebung vor dem Prozeßgericht.

4. Nichts iſt für die Autorität der Gerichte nachteiliger als ein Widerſpruch zwiſchen einem verurteilenden Straferkenntnis und einem gegenteiligen Zivilurteile. Deshalb iſt nach dem Vorbilde des Paragraphen 268 der öſterreichiſchen Zivilprozeßordnung eine Vorſchrift am Platze, wonach der Richter für die Frage des Beweiſes und der Zurechnung einer ſtrafbaren Handlung an den Inhalt eines rechtskräftigen verurteilenden Erkenntniſſes des Strafgerichts gebunden iſt.

5. Um der Gefahr einer frivolen Prozeßführung möglichſt entgegenzutreten, empfiehlt ſich eine Beſtimmung wie die des Paragraphen 408 der öſterreichiſchen Zivilprozeßordnung, wonach das Gericht die unterliegende Partei, die offenbar mutwillig den Prozeß geführt oder verſchleppt hat, auf Antrag der ſiegenden Partei zur Leiſtung eines entſprechenden Entſchädigungsbetrags nach freiem Ermeſſen verurteilen kann.

6. Von dem Standpunkt aus, daß die obſiegende Partei die Vermutung des Rechts für ſich und damit mehr Anſpruch auf Rechtsſchutz hat als die unterliegende, dürfte im Intereſſe einer ſchleunigen Beendigung des Prozeſſes

Digitized by Google

eine Erweiterung der Fälle in Erwägung zu ziehen ſein, in denen das Urteil auf Antrag ohne Sicherheitsleiſtung für vorläufig vollſtreckbar erklärt werden kann und dem Gegner die Abwendung der Vollſtreckung gegen Sicherheitsleiſtung einzuräumen iſt. Unangemeſſen, weil die Energie des Prozeſſes lähmend, erſcheint mir der Paragraph 717 Abſatz 2 der Zivilprozeßordnung, wonach der Kläger im Falle der Aufhebung oder der Abänderung eines für vorläufig vollſtreckbar erklärten Urteils zum Erſatze des durch die Vollſtreckung des Urteils dem Beklagten entſtandnen Schadens zu verurteilen iſt. Denn grundſätzlich ſetzt die Verpflichtung zum Schadenerſatz Verſchulden voraus; hiervon kann aber nicht wohl die Rede ſein, wenn der Kläger im Vertrauen auf die Autorität des zuſtändigen Gerichts ein für vorläufig vollſtreckbar erklärtes Urteil vollſtrecken läßt.

7. Für die Berufungsinſtanz erſcheint mir zur raſchern Erledigung des Prozeſſes empfehlenswert, daß der Berufungskläger in der Berufungsſchrift, abgeſehen von bloßen Rechtsausführungen, alle Rechtsbehelfe, Behauptungen und Beweiſe unter dem Nachteile der Präkluſion vorbringen muß, ſofern er nicht glaubhaft macht, daß er hierzu außerſtande geweſen ſei. Eine gleiche Vorſchrift empfiehlt ſich für die innerhalb gewiſſer Friſt dem Berufungskläger zuzuſtellende Schrift des Berufungsbeklagten. Es darf angenommen werden, daß die Parteien nach dem Prozeßgange der erſten Inſtanz hinreichend in der Lage ſind, den Prozeßſtoff zu überſehen, und während der Berufungsfriſt auch genügende Zeit zur Überlegung und zur Wahrung ihrer Rechte haben. Dem Antrage des Berufungsklägers auf Erlaß eines Verſäumnisurteils dürfte inſoweit, als ihm nicht öffentlich-rechtliche Gründe entgegenſtehn, ohne weitere materielle Prüfung zu entſprechen ſein. Denn man darf davon als Regel ausgehen, daß eine Partei, die in der Berufungsinſtanz nicht erſcheint, dem Antrag des Berufungsklägers nicht weiter widerſprechen will. Die Rückſicht auf die Autorität des einmal erlaſſenen Urteils darf nicht dazu führen, von der einfachen und zweckentſprechenden Geſtaltung des Verſäumnisverfahrens abzuſehen, zumal da im Falle des Einſpruchs die Entſcheidung durch die vorherige Sachprüfung in dem abändernden Verſäumnisurteile nicht ſelten erſchwert wird.

8. Die Abänderung eines amtsgerichtlichen Urteils dürfte ſich nur im Falle der Einſtimmigkeit des Landgerichts rechtfertigen laſſen, da im Falle einer Meinungsverſchiedenheit unter Zuzählung der amtsrichterlichen Stimme für und wider Stimmengleichheit beſteht, und die Rückſicht auf die Gleichmäßigkeit und die Autorität der Rechtſprechung die Aufrechterhaltung des Urteils gebieten muß. Der meines Erachtens ſachgemäße Vorſchlag würde zugleich eine Verminderung der Zahl der Berufungen zur Folge haben.

9. Das Mahnverfahren und die Feſtſetzung der Koſten dürfte den Gerichtsſchreibern zu übertragen ſein mit der Maßgabe, daß dem Widerſprechenden der Antrag auf Entſcheidung des Gerichts zuſteht, das hierüber bis zur Höhe der für ſeine Urteile maßgebenden Berufungsſumme endgiltig, darüber hinaus be-

züglich der Koſten unter Zuläſſigkeit der Beſchwerde entſcheidet. Der Vorſchlag dürfte unbedenklich ſein, da der Zahlungsbefehl bloß die Bedeutung einer verſtärkten Mahnung hat und ſich nach dem Schema erledigt, die Berechnung der Gerichtskoſten aber ohnehin dem Gerichtsſchreiber obliegt, dem auf dem Gebiete des Koſtenweſens hinreichende Übung und Erfahrung zur Seite ſtehn. Damit würde der Richter von einem großen Teile mechaniſcher Arbeit befreit, für die ihm gegenwärtig auch nach der angeführten Miniſterialverfügung die Verantwortlichkeit verbleiben muß. Dem Gerichtsſchreiber des Amtsgerichts kann in einfachen Sachen auch die Anfertigung des Tatbeſtandes der Urteile nach Anleitung und unter Kontrolle des Amtsrichters übertragen werden. In dieſem Zuſammenhange mag darauf hingewieſen werden, daß die Einführung der Berufungsſumme zu einer Vereinfachung des Tatbeſtandes in den nicht der Berufung unterliegenden Sachen dienen und der Tatbeſtand regelmäßig auf das Angriffs- oder Verteidigungsmittel beſchränkt werden kann, das zur Verurteilung des Beklagten oder zur Abweiſung der Klage führt.

Noch ein Wort über die Ausbildung der Referendare und die Beſchäftigung der Aſſeſſoren. Die Referendare ſollten mit Schreibwerk und Protokollierung möglichſt verſchont bleiben. Eine längere Ausbildung bei einem Anwalt halte ich für ſehr lehrreich. Nach ihrer Wahl ſollte ihnen wenigſtens für ein Jahr die Beſchäftigung in der Staats- oder der Kommunalverwaltung oder bei einer größern Bank erlaubt ſein. In derſelben Weiſe ſollte den Gerichtsaſſeſſoren die Gelegenheit zur weitern Ausbildung geboten werden. Daß die Aſſeſſoren gleich nach beſtandner Staatsprüfung zur unentgeltlichen Beſchäftigung den Amtsgerichten überwieſen und „gleich auf das Publikum losgelaſſen“ werden, möchte ich nicht befürworten. Angemeſſener erſcheint es mir, daß die jüngern Aſſeſſoren während der Dauer ihrer unentgeltlichen Beſchäftigung wenigſtens eine Zeit lang einem Landgericht als Beiſitzer überwieſen werden mit dem Rechte, an der Beratung teilzunehmen, jedoch ohne Stimmrecht. Unter der Ägide älterer, erfahrner Richter und im Verkehr mit Kollegen und Rechtsanwälten erweitern ſie ihre Erfahrung und juriſtiſchen Kenntniſſe. So tüchtig geſchult, werden ſie ſich in die Mannigfaltigkeit des ihnen aus der Referendarzeit nicht fremden amtsgerichtlichen Geſchäftskreiſes mit Leichtigkeit einarbeiten und beim Publikum mehr Vertrauen genießen. Mit dem Aufenthalt am Sitze des Landgerichts würde allerdings für die Aſſeſſoren, die nicht mehr an dem heimatlichen oder dem benachbarten Amtsgerichte beſchäftigt würden, eine Erhöhung des Koſtenaufwandes und damit eine Erſchwerung des Eintritts in die Richterkarriere verknüpft ſein. Ob hierin ein Vorteil oder ein Nachteil zu finden wäre, darüber werden freilich die Anſichten geteilt ſein.

Digitized by Google

Großherzog Friedrich von Baden in Verſailles

6

Im Gegenſatz zu der Haltung des bayriſchen Landtags hatten ſich die Landtage von Baden, Württemberg und Heſſen beeilt, den auf ſie geſetzten patriotiſchen Erwartungen zu entſprechen. Der badiſche Landtag hatte am 16. Dezember, alſo ſchon vor Empfang der Reichstagsdeputation in Verſailles, die Verträge mit dem Norddeutſchen Bunde und die Militärkonvention mit Preußen angenommen und eine Adreſſe an den Großherzog beſchloſſen, die Lorenz mit Recht als eines der ſchönſten Denkmale der großen Zeit bezeichnet. Es heißt darin: „Und als es galt, das Einigungswerk Deutſchlands zu vollenden, da waren Eure Königliche Hoheit der erſte, um das Wort der Treue gegen Deutſchland mit Verleugnung jedes Sonderintereſſes einzulöſen, in der Überzeugung, daß das, was Deutſchland ſtark und frei zu machen berufen iſt, auch dem Teil des Ganzen, dem geliebten Heimatlande, zum Segen und Heil gereicht.“ Der württembergiſche Landtag nahm die Verträge am 23. an, der heſſiſche in beiden Kammern am 20. und 29. Dezember, ſodaß für ganz Deutſchland mit Ausnahme von Bayern die Reichsverfaſſung mit Antritt des neuen Jahres Giltigkeit hatte.

In München lagen die Sachen ſo, daß es der Miniſterpräſident Graf Bray nach ſeiner Rückkehr nicht hatte durchſetzen können, vom Könige zum mündlichen Vortrag zugelaſſen zu werden, und da der Abgeordnete Jörg erklärte, der Ausſchuß werde mehrere Wochen zur Abſtattung eines Berichtes an die Kammer nötig haben, ſo war der bayriſche Miniſterpräſident in die beſchämende Notwendigkeit verſetzt worden, dem Bundeskanzler anzuzeigen, daß er den für den 1. Januar feſtgeſtellten Ratifikationstermin nicht innehalten könne.

Die in Verſailles anweſenden deutſchen Fürſten waren jedoch darüber einig, daß der Neujahrstag nicht vorübergehn dürfe, ohne der Nation ein Zeichen zu geben, daß der Kaiſer nicht wieder in den Kyffhäuſer entwichen ſei. Sehr entſchieden trat der Kronprinz auf, der am 28. Dezember den Entwurf zu einer Proklamation niedergeſchrieben hatte, in der der Entſchluß des Königs verkündigt werden ſollte, nach dem Wunſch und Antrag der Fürſten das Reich und das Kaiſertum der Deutſchen wiederherzuſtellen. Der in dieſem Entwurf enthaltne Hinweis auf das alte Kaiſertum fand jedoch keinen Beifall, und auch Bismarck vermochte ſich nicht damit zu befreunden. Der König beſtimmte überdies ausdrücklich, daß mit einer feierlichen Verkündung gewartet werden ſolle, bis die

Digitized by Google

Verhandlungen in den bayriſchen Kammern in der einen oder andern Weiſe abgeſchloſſen ſeien. Wie der Großherzog in ſeinen Aufzeichnungen berichtet, war die Stimmung, als man ſich am Silveſterabend beim König verſammelte, ſehr ernſt, und König Wilhelm ſelbſt verriet eine große innere Bewegung in den freundlichen Worten, die er faſt an jeden einzelnen der Anweſenden mit dankbarer Anerkennung des von allen Geleiſteten richtete. Der Stimmung der Fürſten gab der Kronprinz mit der Bitte Ausdruck, daß beim Empfang am Neujahrsmorgen eine Anſprache mit Rückſicht auf die Schöpfung des Reiches und des Kaiſers gehalten werden dürfe, aber der König konnte ſich beſonders im Hinblick auf eine erneute Erkrankung des Bundeskanzlers, der wieder an einer Venenentzündung daniederlag, dazu nicht entſchließen.

Bismarck hatte ſich ſeit mehrern Tagen in ſeiner Wohnung ſo vollſtändig abgeſchloſſen, daß auch der Großherzog von Baden nicht zu ihm gelangen konnte. Am Neujahrsmorgen verabredeten jedoch die anweſenden Fürſten, der Großherzog ſolle bei der königlichen Tafel eine Rede in ihrem Namen mit dem Hinweis auf die Neugeſtaltung der Dinge halten, wozu ſich der Großherzog unter der Bedingung bereit erklärte, daß er die Zuſtimmung des Königs dazu erlangen könne. Großherzog Friedrich ſelbſt berichtet darüber: „Alles, was den König perſönlich betrifft, iſt ihm unangenehm, und beſonders, wenn etwas geſagt werden ſoll, was zu ſeinem Lobe dient, ſo proteſtiert er dagegen. So war es denn auch zuerſt, als ich ihm den Wunſch der Fürſten und meine Gedanken darüber mitgeteilt hatte. Endlich aber ſagte er: Er wolle ſelbſt einen kurzen Trinkſpruch auf die Anweſenden ausbringen, und da könne ich ja dann darauf antworten, aber ganz kurz. Ich bat ihn nun, aus Rückſicht für die Abſicht der Fürſten mir zu geſtatten, ihm das Weſentliche meines Entwurfs mitzuteilen, und nachdem es geſchehen war, ſagte er: Nun in Gottes Namen, wenn ihr es ſo wollt, ſo will ich euch nicht ſtören, aber wiſſen will ich nichts davon, denn das darf man nicht glauben, daß ich mir ſolche Dinge gern ſagen laſſe." Zur Tafel waren alle in Verſailles anweſenden Fürſten eingeladen, auch der Kronprinz von Sachſen war aus ſeinem Hauptquartier eingetroffen, es war eine Geſellſchaft von mehr als hundert Perſonen. Zur gegebnen Zeit erhob ſich der König zu einem Trinkſpruch, worin er den Wunſch ausſprach, daß das neue Jahr für Deutſchland ein glückliches werden möge. Er blicke dankend auf das abgelaufne Jahr, in dem durch die Mitwirkung der deutſchen Fürſten und des vereinigten Heeres ſo Großes geleiſtet worden. Er danke dem Heere und deſſen Führern ſowie den Fürſten und bringe deren Wohl aus. Die herrliche Antwort des Großherzogs hier vollſtändig wiederzugeben, geſtattet der Raum nicht, ſie iſt ohnehin in alle Geſchichtsbücher der großen Zeit übergegangen. Sie gipfelt in dem Satze: „Der heutige Tag iſt dazu beſtimmt, das ehrwürdige Deutſche Reich in verjüngter Kraft erſtehen zu ſehen. Eure königliche Majeſtät wollen aber die angebotne Krone des Reiches erſt dann ergreifen, wenn ſie alle Glieder desſelben ſchützend umfaſſen kann. Nichtsdeſtoweniger erblicken wir

heute ſchon in Eurer königlichen Majeſtät das Oberhaupt des deutſchen Kaiſerreichs und in deſſen Krone die Bürgſchaft unwiderruflicher Einheit". Der Großherzog ſchloß mit einem Hoch auf König Wilhelm den Siegreichen, eine Bezeichnung, die der König von Bayern zu geſchichtlicher Bedeutung erhoben habe. Der König reichte dem Großherzog freundlich die Hand und ſagte: „Nun, Du haſt das Beſte für die Einigung getan, Dir gebührt der Dank dafür." Auch verlangte der König eine ſchriftliche Aufzeichnung der Rede.

Nachdem der Gedanke, das Weihnachtsfeſt für die Kaiſerproklamation zu benutzen, hinfällig geworden war, war bei dem König der Wunſch entſtanden, dem 18. Januar, dem bedeutungsvollſten Tage ſeines Hauſes, durch Verkündigung der Kaiſerwürde eine neue Weihe zu geben. Am 5. Januar richtete er ein Schreiben an Bismarck, der noch immer das Zimmer hütete, des Inhalts, daß er nun baldigſt Vorſchläge erwarte über alles, was die Einſetzung und die Ausſtattung des Deutſchen Kaiſerreichs betreffe; die Titelfrage, die Ausdehnung des Titels auf die königliche Familie, Wappen, Fahnen und Flaggen waren die weſentlichen Punkte, die der König erledigt zu ſehen wünſchte. Er war damals auch durchaus bereit, für das geſamte deutſche Heer das kaiſerliche Abzeichen einzuführen, wie das ja auch in der Militärkonvention mit Baden vorgeſehen war, und gab dieſe Abſicht erſt auf, als ſich die Schwierigkeiten aller Art fortgeſetzt mehrten. Bismarck ſandte alsbald den Miniſter Delbrück zum Kronprinzen, der ſich mit dieſen Dingen ſchon ſeit längerer Zeit beſchäftigt hatte, um mit ihm eine Vorlage vorzubereiten. Der Kronprinz erwiderte, der Titel des Kaiſers ſolle Kaiſer von Deutſchland lauten, der des Kronprinzen dementſprechend. Das ganze königliche Haus müſſe kaiſerlich werden, das geſamte deutſche Heer ſolle kaiſerlich deutſches Heer, die Marine kaiſerlich deutſche Marine heißen. Das geſamte Heer ſolle die ſchwarzweißrote Kokarde und das ſchwarzweißrote Fahnenband führen. Der Großherzog ſowie auch der Herzog von Koburg waren mit dieſen Anſichten des Kronprinzen durchaus einverſtanden, die nun gemeinſchaftlich mit den Vorſchlägen des Bundeskanzlers dem Könige vorgelegt wurden und zunächſt Gegenſtand weiterer ſchriftlicher Verhandlungen waren. Bismarck berichtet in ſeinem Vortrag dem Könige, die bayriſchen Bevollmächtigten hätten ſchon bei den Verhandlungen im November die Bedingung geſtellt, der Titel „Kaiſer von Deutſchland" dürfe nicht gebraucht werden, und er beantrage darum die Führung des Titels „Wir Wilhelm von Gottes Gnaden Deutſcher Kaiſer, König von Preußen". Die Königin ſoll den kaiſerlichen Titel führen, der Kronprinz und die Kronprinzeſſin die gegenwärtige Bezeichnung behalten, jedoch kaiſerliche und königliche Hoheit genannt werden. Wie es der König mit den übrigen Mitgliedern des königlichen Hauſes gehalten wiſſen wolle, ſtelle er, der Bundeskanzler, ehrfurchtsvoll anheim. In betreff der Armee und ihrer Abzeichen ſchloß ſich Bismarck der ſchließlichen Meinung des Königs an, daß Preußen die preußiſchen Fahnen und die andern Kontingente die ihrigen behalten ſollten, nur in Kriegszeiten ſolle allen ein dreifarbiges Fahnenband

gemeinſam ſein. Die Kokarde wünſchte der Kanzler auf das ganze Heer angewandt, für die Marine die kaiſerliche Bezeichnung.

Es iſt hier der geeignete Ort, eine hiſtoriſche Reminiszenz über die Entwicklung einzuſchalten, die der Bundeskanzler wegen der deutſchen Frage an ſich ſelbſt durchgemacht hat. Es iſt im Anfang dieſer Darſtellung mitgeteilt worden, daß ſich in Unterredungen mit dem Großherzoge, die in Berlin im März 1870 zur Zeit des Geburtstags des Königs ſtattfanden, Bismarck dem Kaiſergedanken zugänglicher gezeigt habe. Sieben Monate zuvor fand zwiſchen ihm und Roon ein Briefwechſel ſtatt, der dadurch hervorgerufen worden war, daß Roon für die Marinebeamten die preußiſche Amtsbezeichnung erhalten zu ſehen verlangte, um ihnen die Kommunalſteuerfreiheit zu ſichern, die für die Beamten des Norddeutſchen Bundes nicht beſtand. Es war daraus eine Haupt- und Staatsaktion entſtanden. Das Staatsminiſterium hatte gegen Roon, der damals auch Marineminiſter war, entſchieden, und Roon wollte infolgedeſſen ſeinen Abſchied nehmen. Bismarck hatte an dieſen Vorgängen nicht teilgenommen und antwortete dem Miniſter auf deſſen Mitteilung von dem beabſichtigten Schritte in einem längern Schreiben aus Varzin vom 27. Auguſt, dem wir folgende Sätze entnehmen: „Staatsrechtlich vermag ich die Beſtimmungen der Bundesverfaſſung im Artikel 53 nur dahin auszulegen, daß die norddeutſche Marine eine Bundesmarine iſt. Wir haben dieſes Reſultat bei Herſtellung der Verfaſſung ſorgfältig und bewußterweiſe erſtrebt und darin nicht eine Verminderung der Stellung des Königs geſehen, zu der ich gewiß nicht die Hand geboten hätte, ſondern eine Mediatiſierung der übrigen Bundesſtaaten zugunſten Sr. Majeſtät bezüglich der Marine, wie ſie analog in betreff des Poſt- und Telegraphenweſens und mancher andern juriſtiſchen Gebiete ſtattgefunden haben. *Die Form, in welcher der König die Herrſchaft in Deutſchland übt, hat mir niemals eine beſondere Wichtigkeit gehabt*; an die Tatſache, daß er ſie übt, habe ich alle Kräfte des Strebens geſetzt, die mir Gott gegeben, und daß unſer Herr der Gebieter über die deutſchen Seekräfte im vollſten Maße iſt, ſteht außer Zweifel. Sollen wir Denen, die nicht den Namen Preußen führen, die Unterordnung, ohne welche die Einheit unmöglich iſt, durch äußerliche Formen erſchweren? . . .“ An einer andern Stelle in demſelben Schreiben heißt es: „Hätten wir 1866 ſofort das »Deutſch« oder auch nur »Norddeutſch« dem »Preußiſch« ſubſtituieren können, wir wären jetzt ſchon zwanzig Jahre weiter. Wie ſchwer ſolche Namen wiegen, das zeigt Ihr eignes Beiſpiel, und Sie werden doch zugeben, daß wir beide und unſer allergn. Herr geborene Norddeutſche *ſind*, während vor etwa 170 Jahren unſre Vorfahren ſich im höheren Intereſſe ruhig gefallen ließen, den glorreichen Namen der Brandenburger gegen den damals ziemlich verſchollenen der Preußen zu vertauſchen, ohne Preußen zu *ſein*. Ich hoffe zu Gott, daß die Zeit kommen wird, wo unſre Söhne es ſich zur Ehre rechnen werden, den Söhnen des Königs in einer Kön.(iglichen) deutſchen Flotte und im Kön.(iglichen) deutſchen Heere zu dienen. Dazu aber müſſen wir uns

Digitized by Google

Freunde mit dem ungerechten (?) Mammon der Redensart machen und nicht als Preußen wie an jeder andern Spitze, auch an der des Partikularismus ſtehen." Es geht hieraus hervor, daß Bismarck im Jahre 1869 ſehr wohl ſchon an ein „königlich deutſches Heer" dachte, alſo wenigſtens an die militäriſche Einheit. Es liegt nahe, anzunehmen, daß ihn der Fortgang der Gedankenentwicklung, die in dieſem Briefe zum Ausdruck kommt, innerhalb der nächſten Monate auch zur Kaiſeridee geführt hat. Eine kleine Urſache und eine große Wirkung.

In betreff des Kaiſertitels ſtießen nun die Anſchauungen der nächſtbeteiligten Perſönlichkeiten ſowie auch der andern fürſtlichen Bundesmitglieder ſehr hart mit denen des Bundeskanzlers zuſammen. Sie hatten durchaus keine Neigung, Bayern auch noch hierin nachzugeben, ſondern empfanden es als ein beſchämendes Gefühl, daß die Meinung aller andern deutſchen Fürſten gegen die der bayriſchen Miniſter — von der Anſicht des Königs Ludwig wußte man überhaupt nichts — zurückſtehen ſolle. Es muß hier eingeſchaltet werden, daß der Titel „Kaiſer von Deutſchland" anfangs von den Bayern nicht prinzipiell angefochten worden zu ſein ſcheint. Wenigſtens berichtet der Großherzog von Oldenburg in ſeinen Aufzeichnungen über eine Unterredung, die er am 23. November 1870 in Verſailles mit dem bayriſchen Miniſter von Lutz gehabt hat. Dieſer habe berichtet: in betreff der Kaiſerfrage hätten die Miniſter wieder dringend den König gebeten, die Initiative zu ergreifen, ſowohl brieflich wie telegraphiſch. Bismarck habe verſprochen, ſeinen ganzen Einfluß aufzuwenden, daß ſich der Reichstag in dieſer Frage paſſiv verhalte, bis ihm Vorlagen zugingen. Es ſei zu hoffen, daß der König von Bayern an die Fürſten die Aufforderung erlaſſe, mit ihm gemeinſchaftlich die Kaiſerwürde dem König von Preußen anzubieten. Wegen des Titels ſei es unzweifelhaft, daß *Kaiſer von Deutſchland* gewählt werde. Herr von Lutz erzählte weiter, daß Bennigſen und Lasker in München erklärt hätten, der Reichstag werde bayriſchen Sonderwünſchen alle Rückſicht zuteil werden laſſen, und dies auch ſchriftlich getan hätten. Dieſe Aktenſtücke habe er Bismarck gezeigt, als dieſer ſich auf den Reichstag berufen hätte; der Kanzler ſei ſehr erſtaunt darüber geweſen, habe aber gute Miene zum böſen Spiel gemacht und ſich eine Abſchrift ausgebeten, um ſich nötigenfalls darauf dem Reichstag gegenüber berufen zu können. — Soweit die Aufzeichnung des Großherzogs von Oldenburg, die von Lorenz in der Anmerkung zu ſeinem Buche Seite 610 mitgeteilt wird. Es geht daraus hervor, daß bei der Unterzeichnung der Verſailler Verträge, die am 23. November ſtattfand, der Titel „Kaiſer von Deutſchland" von bayriſcher Seite noch nicht beanſtandet worden war. Wenigſtens ſcheint Lutz davon nichts gewußt zu haben, und es hätte ſomit eine Abmachung nur zwiſchen Bismarck und dem Grafen Bray ſtattgefunden, vielleicht auch nur mit dem Grafen Holſtein.

Was aber die Sache beſonders kompliziert machte, war der Umſtand, daß dem König Wilhelm am 11. Januar von bayriſcher Seite eine perſönliche

Mitteilung zuging, wonach ſich die Schwierigkeiten, die die bayriſche Regierung finde, die Verträge im Landtage durchzubringen, nahezu unüberwindlich geſtalteten. Ein weſentliches Mittel zur Abhilfe könne nur noch darin gefunden werden, daß Preußen auf den vereinbarten Fahneneid Verzicht leiſte; das bayriſche Heer ſei ohnehin ein ſo großer Körper, daß es beſondre Rückſichten beanſpruchen könne. Der König erwiderte, er erinnere ſich im Augenblick des Wortlauts der Vereinbarungen nicht ſo genau, daß er eine beſtimmte Erklärung geben könnte, aber er halte ſchon jetzt dafür, daß eine ſolche Änderung mit Rückſicht auf alle übrigen Staaten nicht getroffen werden könne. Hierauf wurde geantwortet, es ſei auch nicht die Abſicht, den Vertrag zu ändern, ſondern nur eine geheime Verabredung zu treffen, wonach der Vertrag in dieſem Punkte nicht zur Anwendung kommen ſollte. Dieſe Zumutung lehnte der König in der beſtimmteſten Weiſe ab. Zu derſelben Zeit war ein Brief des Königs Ludwig übergeben worden, in dem nur eine Entſchuldigung enthalten war, der vom Fürſten Lynar überbrachten Einladung nach Verſailles nicht Folge leiſten zu können. Der König befinde ſich unwohl, und es ſei ihm die Reiſe ins Hauptquartier deshalb unmöglich. Von einer Veränderung in der Eidesleiſtung war in dieſem kurzen und kühlen Schreiben keine Rede. Der Bundeskanzler beſchritt nunmehr auf Weiſung des Königs Wilhelm den amtlichen Weg nach München, aber der preußiſche Geſandte vermochte nur mitzuteilen, Graf Bray erkläre, außerſtande zu ſein, ſeinen König zu ſprechen. Der bayriſche Landtag nahm, wie hier vorgreifend bemerkt ſein möge, die Verträge am 21. Januar nach zehntägiger leidenſchaftlicher Debatte mit knapper Zweidrittelmajorität an, unter Verwahrung der ſogenannten Patriotenpartei. Zugleich wurde in München verbreitet, der König ſei ſehr enttäuſcht, daß ſein Antrag auf Herſtellung der Kaiſerwürde mißverſtanden worden ſei; er habe durchaus nicht an ein erbliches preußiſches Kaiſertum gedacht, und es ſei auch in ſeinem Briefe von der Erblichkeit nicht die Rede geweſen. Dieſe Dinge waren ſelbſtverſtändlich nicht geeignet, in Verſailles eine Neigung hervorzurufen, Bayern noch weitere Zugeſtändniſſe zu machen und namentlich die Kaiſerproklamation über den 18. Januar hinaus bis nach Annahme der Verträge durch den bayriſchen Landtag zu verſchieben. Auch der badiſche Geſandte in München, Herr von Mohl, berichtete am 16. Januar dem Großherzog über das angeblich von Sr. Majeſtät dem König von Bayern geſtellte Verlangen, den Fahneneid des bayriſchen Heeres nachzulaſſen, und noch im März 1871 meldete der badiſche Geſandte von Freydorf dem Großherzog aus Berlin aus den Verhandlungen des Verfaſſungsausſchuſſes, daß Bayern beim Artikel 63 hinter dem Worte „Kaiſer“ die Einſchaltung „als Bundesfeldherr“ beantrage, was von andrer Seite abgelehnt und ſchließlich auch ſchon als Tautologie für überflüſſig angeſehen wurde.

Der 18. Januar nahte heran, und es mußten Beſchlüſſe gefaßt werden. Der Gang der Angelegenheit war für den König angreifend und ermüdend, er ſprach die Abſicht aus, die Heereseinheit nunmehr aufzugeben und wieder

zu ſeinem preußiſchen Standpunkt zurückzukehren. Der Großherzog lud die übrigen in Verſailles anweſenden Fürſten zu einer Beratung ein, um den König zu einem ſelbſtändigen Vorwärtsſchreiten in der Kaiſerfrage aufzufordern. Am 13. Januar meldet ſich Miniſter Delbrück bei dem Großherzog, um im Auftrage des Bundeskanzlers die Titelfrage zu beſprechen. Hierbei berief ſich Delbrück beſonders darauf, daß vom Bundesrat und vom Reichstag die Bezeichnung „Deutſcher Kaiſer" ſtatt Präſidium in die Verfaſſung eingeſetzt worden ſei, auch verteidigte er die Auffaſſung Bismarcks, wonach die Bezeichnung „Kaiſer von Deutſchland" einen Territorialanſpruch bedeuten würde.*) Der Großherzog erwiderte, es ſcheine ihm in dieſem Punkte eine viel zu weitgehende Nachgiebigkeit gegen Bayern vorzuliegen, und er glaube allerdings, daß ſich ſo ſtarke Gegenſätze der Anſchauungen nicht leicht vereinigen ließen. Delbrück erklärte, er habe nur die Aufgabe, die Anſicht des Bundeskanzlers zu vertreten; dieſer aber ſei in dieſem Punkte feſt und könne ſich ſchlechterdings zu keinem Zugeſtändnis entſchließen. Am folgenden Tage fand eine Unterredung des Großherzogs mit dem Könige ſtatt. Der König beklagte, daß ſich ſo große Schwierigkeiten nun auch wegen des Titels ergeben hätten, der Titel Deutſcher Kaiſer ſei durchaus nicht der richtige,**) aber leider habe Bismarck dieſe Sache mit den Bayern beſprochen und ihn erſt jetzt davon unterrichtet. Der Großherzog erwiderte, daß es alle anweſenden Fürſten ſehr beklagen würden, wenn ſich der König nicht Kaiſer von Deutſchland nennen würde. Es ſei in dieſen Kreiſen bekannt, daß aus Rückſicht für Bayern eine Sache geſchehen ſolle, die weder in Deutſchland noch im Auslande verſtanden werde. Auch könne er dem Könige nicht verhehlen, daß man anfange, ſich die Frage zu ſtellen, warum denn auf die Gegner immer mehr Rückſicht als auf die Freunde genommen werde, um ſo mehr als die Freunde einen ſtarken Kaiſer, die Gegner nur einen Titelkaiſer wünſchten. Es ſei auch ſchon erwogen worden, ob die Fürſten nicht einen kollektiven Schritt tun ſollten, den König zu bitten, ſich als Kaiſer von Deutſchland zu proklamieren und alle damit gegebnen Folgerungen ſofort ins Leben zu rufen. Der König erwiderte, er habe ſchon lange zu Bismarck geſagt, daß dieſe Rückſichten auf Bayern nicht gerechtfertigt ſeien, und daß wir auf die Freunde mehr Rückſicht nehmen ſollten, er werde nochmals mit Bismarck darüber reden.

*) Seltſamerweiſe iſt gerade im (franzöſiſchen) diplomatiſchen Sprachgebrauch von dieſer Auffaſſung abgegangen worden. Alle internationalen Aktenſtücke, ſo auch der in Berlin ſelbſt unter Bismarcks Leitung redigierte Berliner Vertrag, wenden ſtets die Bezeichnung l'Empereur d'Allemagne, nicht l'Empereur Allemand, an. Ebenſo ſchreiben die franzöſiſchen Zeitungen und das halbamtliche Journal de St. Pétersbourg bis auf den heutigen Tag immer l'Empereur d'Allemagne, dem ſomit die internationale Anerkennung nicht fehlt und auch nicht gefehlt haben würde, wenn der Titel „Kaiſer von Deutſchland" gewählt worden wäre.

**) Die Reichsverfaſſung von 1849 hatte im Paragraph 70 feſtgeſetzt, dem damaligen belgiſch-franzöſiſchen konſtitutionellen Geſchmack entſprechend: „Das Reichsoberhaupt führt den Titel »Kaiſer der Deutſchen«."

An demſelben Tage war die Antwort des Königs, die Kaiſerwürde annehmen zu wollen, nachdem der bayriſche Antrag mit der Zuſtimmung aller Fürſten offiziell in Berlin übergeben worden war, im gleichlautenden Wortlaut allen Fürſten und freien Städten zugegangen. Am Sonntag, den 15. Januar eröffnete der König ſeinen endgiltigen Willen, daß die Kaiſerproklamation am 18. Januar ſtattfinden ſolle, und beauftragte den Kronprinzen mit der Anordnung der Feier. Am 16. Januar erging eine Reſolution des Königs an den Bundeskanzler, in der er beſtimmte, daß er den Titel Kaiſer von Deutſchland führen wolle. Indem er ſich bedauernd darüber ausſprach, daß ihm nicht früher bekannt geworden ſei, in welcher Weiſe die Frage mit Bayern behandelt wurde, erklärte er, die Konſequenzen dieſes Verfahrens nicht annehmen zu können, da er die Bezeichnung Kaiſer von Deutſchland für die richtigere halte. In allen andern Punkten trat er überwiegend den Anträgen Bismarcks gegenüber denen des Kronprinzen bei. In ſeiner Erwiderung beharrte der Kanzler unter Betonung ſeiner Verantwortlichkeit durchaus bei ſeiner Behauptung, daß der Titel Kaiſer von Deutſchland einen Territorialanſpruch enthalte, und er ſcheint bei dieſem Anlaß die Kabinettsfrage geſtellt zu haben. Ebenſo aber blieben die Fürſten auf ihrem Standpunkte, und der Großherzog von Baden wies dem Kronprinzen gegenüber nachdrücklich auf die für Deutſchlands politiſche Verhältniſſe immer drohendere Gefahr hin, daß die bayriſchen Miniſter, die die Sache offenbar ganz auf ihre eigne Fauſt und nicht einmal unter ausdrücklicher Inſtruierung des Königs Ludwig dem Bundeskanzler abgerungen haben müßten, immer verwegner und übermütiger werden würden, wenn man ihnen auch hierin zu Willen ſein wollte. Die Auffaſſung des Bundeskanzlers hatte inzwiſchen eine Unterſtützung gefunden durch den Hausminiſter von Schleinitz, der mit dem Oberzeremonienmeiſter Grafen Stillfried auf Befehl des Königs in Verſailles eingetroffen war. Für den 17. Januar war vom König eine Konferenz anberaumt, an der außer ihm der Kronprinz, Bismarck und der Hausminiſter von Schleinitz teilnahmen. Über dieſe Konferenz hat Bismarck in den „Gedanken und Erinnerungen“ berichtet. Das Ergebnis war, daß der König den Befehl gab, die ganze Feierlichkeit abzuſagen, weil eine Einigung nicht ſtattfinden könne. Nicht ohne Mühe gelang es, ihn zu beruhigen, um die Feſtſetzungen zu treffen, die ſeitdem in Deutſchland öffentliches Recht geworden ſind. Beſonders gereizt ſoll der König dadurch geweſen ſein, daß Bismarck ſeinen Rücktritt in Ausſicht ſtellte, an dem dieſer noch in ſeinem Geſpräch mit dem Großherzog nach der Kaiſertafel des nächſten Tages feſthielt.

Unter dieſer ſchwülen Stimmung für alle beteiligten Kreiſe kam der 18. Januar, die weltgeſchichtliche Feierlichkeit heran. Der König hatte die Teegeſellſchaft für den 17. abends abſagen laſſen, eine Ausſprache hatte infolgedeſſen nicht mehr ſtattfinden können. Der Großherzog empfing vom König wie vom Kronprinzen die Mitteilung, daß, obgleich Graf Bismarck den Titel Kaiſer von Deutſchland nicht wolle, der Großherzog dieſe Bezeichnung doch gebrauchen ſolle, wenn er nach dem

Akt der Proklamierung ein Hoch auf den Kaiſer ausbringe. Dem Großherzog blieb nichts andres übrig, als bei Beginn der Feſtverſammlung mit Bismarck noch einmal Rückſprache zu nehmen, der aber ebenſo auf ſeinem Standpunkte verharrte wie der König auf dem ſeinigen. Der Großherzog erwiderte, es könne für ihn nur noch den einen Weg geben, noch in der letzten Stunde eine Vermittlung der Gegenſätze zu verſuchen, indem er den König von der Lage unterrichte und ihm die Bedenken des Bundeskanzlers mitteile. Die Züge des Grafen Bismarck verrieten, wie der Großherzog hinzufügt, eine von jenen tiefen Erregungen, „in denen er ſogar dem unzweideutigſten und aufrichtigſten Ausſpruch mißtraut". Wenig Minuten darauf erſchien der König, tief ergriffen. Seine innere Bewegung war ſo groß und durch das raſche Erſteigen der großen Marmortreppe noch vermehrt, daß er Mühe hatte, die Fürſten mit einer kurzen Anſprache zu begrüßen. Die Aufzeichnungen des Großherzogs berichten nun: „Ich benutzte einen freien Augenblick, dem König die vorhin bezeichnete Lage zu ſchildern und hob hervor, daß nach erfolgter königlicher Sanktion es mir ratſam ſcheine, bei dieſem feierlichen Akt nur die Ausdrücke zu gebrauchen, welche ſtreng den gegebnen Beſtimmungen entſprächen, da ja jeder hier von offizieller Bedeutung ſei. Der König war ſehr ungehalten darüber und äußerte ſich in heftigen Ausdrücken über den Grafen Bismarck. Ich ſuchte ihn dadurch zu beruhigen, daß ich ihm vorſchlug, ich wolle das Hoch ſo ausdrücken, daß weder die eine noch die andre Bezeichnung genannt werde, worauf der König etwas unwillig erwiderte: »Du kannſt es machen, wie Du willſt, ich werde mich ſpäter doch nur ſo nennen, wie ich es will, nicht wie Bismarck es beſtimmen will.« Nun war ich wieder auf mich ſelbſt angewieſen, da der König ſich abwandte und uns aufforderte, ihm in den großen Saal zu folgen. Da ich dem Könige mit dem Kronprinzen folgte, ſo machte ich letzterm den Vorſchlag, nur Kaiſer Wilhelm zu ſagen, womit er einverſtanden war." Als der gegebne Augenblick gekommen war, rief der Großherzog, ſo laut er konnte, in die lautlos harrende Verſammlung: „Seine kaiſerliche und königliche Majeſtät Kaiſer Wilhelm lebe hoch!" was ſechsfach wiederholt wurde. Damit hatte die weiſe Vermittlung des Großherzogs auch dieſe Frage unter den denkbar ſchwierigſten Verhältniſſen glücklich gelöſt. Wie er der erſte geweſen war, der die Kaiſerfrage erhoben, ſie amtlich ſowohl als im Verkehr von Fürſt zu Fürſt geſchäftlich angeregt hatte, ſo war ihm auch in der feierlichen Stunde, die ſeine Wünſche und zugleich das Sehnen ganzer Geſchlechter erfüllte, die Aufgabe zugefallen, vor und mit allem Volk und ſeinen Fürſten zuerſt den Kaiſer zu grüßen.

Die nach jeder Richtung ſchwere Geburt ſchien mit dem 18. Januar glücklich beendet zu ſein, aber der Großherzog hatte ſelbſt noch im März in Berlin, zur Zeit der Beratung des Reichsverfaſſungsgeſetzes, als Bayern für ſeine Anſprüche auch noch die Unterſtützung Sachſens fand, das nicht ſchlechter als die beiden andern Königreiche geſtellt ſein wollte, mit klugem Ratſchlag fördernd und helfend einzugreifen. Ebenſo war er in Verſailles für den König wie für den Bundes-

kanzler und den Kriegsminiſter geradezu unentbehrlich in allen den ſtrittigen Fragen, die ſich auf den Angriff von Paris und auf Schwierigkeiten bei den Friedensverhandlungen bezogen, namentlich auch, als es ſich um Metz handelte. Er genoß dabei das Vertrauen des Kaiſers in hohem Grade. Nach dem dreiſtündigen Conſeil vom 26. Januar, bei dem es ſich weſentlich um den militäriſchen Teil der Friedenspräliminarien handelte, ſagte der Kaiſer zum Großherzog, „daß er alle Sorge nur dahin zu wenden habe, alle Köpfe unter einen Hut zu bringen, da die politiſchen Intereſſen von militäriſcher Seite nicht verſtanden und die militäriſchen von der politiſchen Seite nicht gewürdigt würden“.

Die ſegensreiche Tätigkeit des Großherzogs in Verſailles bei allen dieſen Fragen im einzelnen zu ſchildern, wird dereinſt eine dankbare Arbeit für einen gewandten und patriotiſchen Biographen ſein, dem ſich die Quellen der Aufzeichnungen und Archive erſchließen. Dieſe Arbeit erhebt nur den beſcheidnen Anſpruch, aus dem ſchon vorhandnen Material für weitere Kreiſe ein Bild ſeiner hingebenden Tätigkeit zu geben, der es, wie Kaiſer Wilhelm der Zweite jüngſt feierlich ausgeſprochen hat, weſentlich zu danken iſt, daß ſich des Reichs Standarte in den Lüften entrollt.

Luftreiſen

Von Johannes Poeſchel

4. Nach Rußland

Wieder iſts eine köſtliche Vollmondnacht, und wieder war ungünſtiges Wetter vorausgegangen. Schwere Gewitter hatten ſich noch in der Nacht zuvor vom 3. zum 4. Auguſt entladen, auch den Tag über war der Himmel bewölkt geweſen und hatte öfters Regenſchauer entſandt. Aber je näher die Stunde der Auffahrt kam, um ſo mehr hellte er ſich auf, und der aufſteigende Vollmond brachte völlige Klarheit. 11 Uhr 40 Minuten ſchwebte dieſelbe dreiköpfige Reiſegeſellſchaft, die in der Pfingſtwoche auf den Spicherer Höhen gelandet war, erwartungsvoll über die Muldenaue bei Bitterfeld empor. Wohin wird dieſesmal der „Ernſt“ ſie tragen? Der Wind hat mehrmals gewechſelt, doch ſcheint der Weſt jetzt die Oberhand zu gewinnen, der hierzulande ja recht häufig weht, vom Luftſchiffer aber wenig geſchätzt wird, zumal wenn eine Dauerfahrt geplant iſt. Etwa in Rußland niedergehn müſſen, unter den jetzigen Verhältniſſen, lieber nicht! Hoffen wir alſo, daß der Wind umſchlägt, oder daß ſich in höhern Schichten die bekannte, in der Bewegung der Erde begründete Rechtsdrehung recht kräftig geltend macht. Häufig wahrgenommner Luftzug beſtärkt uns in der Hoffnung auf einen Richtungswechſel.

Digitized by Google

Zu allen Reizen einer Vollmondnacht, wie wir ſie im Juni kennen gelernt haben, geſellt ſich heute ein neuer: Sternſchnuppen kreuzen leuchtend die Atmoſphäre. Zwiſchen Mulde und Elbe dehnt ſich unter uns, nur von wenigen Blößen bei Crina, Tornau und Söllichau unterbrochen, die Dübener Heide, in ihrem öſtlichen Teile über 180 Meter anſteigend. Ihre parallel und rechtwinklig zueinander verlaufenden Schneiſen laſſen uns ein großes Waldrechteck nach dem andern unterſcheiden. Da wir uns tief halten, atmen wir den würzigen Kiefernduft der Heide. In einer Stunde haben wir ſie überflogen und erblicken nun die im Mondſchein ſilbern glänzenden Sförmigen Windungen der Elbe nördlich von dem als lichten Streifen am ſüdlichen Horizont erkennbaren Torgau. Eine lange Reihe ſchwerer Frachtkähne, von einem Dampfer aufwärts geſchleppt, bewegt ſich genau in der Mitte des Stromes, deſſen Windungen ſich anpaſſend. Wir überfliegen ihn zwiſchen Wörblitz und Greudnitz.

Aus den Niederungen der Ebene bei Prettin, Reſten des alten Bettes der Elbe, und weiterhin bei Labrun und Bethau ertönt vielſtimmiges Froſchkonzert. Das Sumpfgebiet erſtreckt ſich oſtwärts bis in das Annaburger Forſtrevier hinein. Hirſche ſuhlen ſich plätſchernd im Waſſer, auch hören wir ſie ſchreien und Rehe ſchrecken. Bei Herzberg erreichen wir die ſich in viele dürftige Rinnſale verzettelnde Schwarze Elſter. Ein Laſtwagen fährt knarrend auf der Landſtraße, und ſeltſam berührt uns in der feierlichen Stille der Nacht der Geſang des Fuhrmanns: O Suſanna, wie iſt das Leben doch ſo ſchön!

Das Mondlicht ermöglicht es uns, die Fahrtlinie genau feſtzuſtellen. Außerdem haben wir heute viel Glück mit dem Anrufen, ſo wird uns auf unſre Frage von unten beſtätigt, daß der Ort, den wir 12 Uhr 50 Minuten aus 400 Meter Höhe unter uns ſehen, Collochau weſtlich von Schlieben iſt. Wieder folgt ein großer, wildreicher Forſt, die Rochauer Heide, bis zur Dresden—Elſterwerda—Berliner Bahn, die wir an der Stelle erreichen, wo ſie von der Nebenlinie Falkenberg—Lübben gekreuzt wird. Damit ſind wir in eine Landſchaft eingetreten, die wir ſchon bei unſrer erſten unvergeßlichen Fahrt von Charlottenburg nach dem Rieſengebirge vor zwei Jahren, von Nordweſten herkommend, ſchauen durften, den Spreewald mit ſeinen mehr als hundert Waſſerarmen, den Überbleibſeln eines ehemaligen Binnenſees. Es iſt der obere, beſonders merkwürdige Teil des Spreewaldes, der ſeinen Namen nicht mehr mit der Tat führt, weil ihn kein Wald bedeckt, ſondern nur Buſch, Feld und Wieſe und dazwiſchen verſtreute Blockhäuschen. Damals ſchwebten wir 2000 Meter darüber, und eine Wolke trübte das Bild. Heute ſtehn wir nur 400 Meter hoch, aber es iſt eben Nacht, und ſogar der Vollmond läßt uns nicht viel mehr ſehen als ein Netz glitzernder Waſſeradern. Und doch wem iſt dieſer Anblick wohl ſchon vergönnt geweſen? Es iſt halb drei Uhr, und ein Nachtſchwärmer — oder iſts vielleicht ein Frühaufſteher? —, der uns erblickt hat, ladet uns in unverkennbarem ſchnurrendem Lauſitzer Deutſch freundlich ein: „Kommt doch herrunter, hier iſt weicher Boden!“

Digitized by Google

Eine halbe Stunde ſpäter trägt uns der Ballon über die Spree ſelbſt, die hier mehrere Inſeln bildet. Etwa ſechs Kilometer ſüdlich grüßt hell erleuchtet unſer altes gutes Kottbus, das uns, ſeit wir das erſtemal bei ſtrahlender Mittagsſonne darüber hinweggekommen ſind, und durch drei damals aufgenommne Bilder nach ſeiner ganzen Anlage und in allen ſeinen Teilen wohlvertraut iſt. Ja als wir ſpäter einmal, um das von oben Geſchaute auch aus nächſter Nähe kennen zu lernen, mit einem eingebornen Kottbuſer die Stadt durchwanderten, zeigte dieſer ſich über die Gliederung des Ortes weniger unterrichtet als wir.

Die anfängliche Windgeſchwindigkeit von 36 Kilometern in der Stunde hat ſich auf etwa 45 geſteigert. Raſch nähern wir uns der Eiſenbahn Kottbus—Frankfurt a. O. ein wenig ſüdlich von Peitz und bewegen uns unmittelbar über eine Gruppe von Seen hinweg, die ſich zu einer großen, von ſchmalen Landſtreifen durchſetzten Waſſerfläche vereinigen, Teufelsteich, Hölter und Neuendorfer Teich. Der Blick, der ſich uns von der Mitte aus bietet, iſt ganz entzückend: das Waſſer ſchimmert, vom Winde bewegt, im Scheine des Vollmonds, der ſelbſt von leuchtenden Wolken umgeben iſt, während eine lange, dunkle Stratusſchicht darunter lagert. Wald begrenzt die Fläche im Oſten, die Bahn Kottbus-Guben führt durch ihn hindurch und überſchreitet dann die Malxe, deren geradliniger Lauf zeigt, daß es eine künſtliche Waſſerverbindung iſt.

An Großartigkeit der Eindrücke ſteht die heutige Fahrt hinter der vorigen ja weit zurück, es iſt etwas andres, Thüringer Wald, Rhön und Speſſart, Main und Rhein, bayriſche Pfalz und Lothringen aus Himmelshöhen zu betrachten als Teile des norddeutſchen Tieflandes. Aber auch ihnen fehlt es nicht an beſondern Reizen, und gerade jetzt im ſanften Lichte des aufdämmernden Morgens und dann, während Mond und Sonne um die Herrſchaft miteinander ringen, verſetzt dieſer ſchlichte Wechſel von Wald und nebelfeuchter Niederung, von rieſigen langgeſtreckten Fruchtgefilden und ſaftig grünen Wieſen in eine ernſte, weihevolle Stimmung.

Eine niedrige Hügelkette begleitet den weſtlichen Talrand der Neiße, mit der das Stromgebiet der Oder beginnt. Jenſeits von ihr ruht in waldiger Umgebung Birkenberg mit ſeinem Schloß. Es iſt genau dieſelbe Zeit, zu der wir auf unſrer letzten Fahrt in Ohrdruf eine Feuersbrunſt beobachteten, und merkwürdig, auch hier wieder entdecken wir ein großes Schadenfeuer. Es iſt nicht das einzige an dieſem Morgen, noch an zwei andern Orten nehmen wir Brände wahr, wie denn kaum eine unſrer Ballonfahrten ohne dieſen Anblick geblieben iſt von dem Waldbrand bei Langenau in Schleſien am 18. Juli 1904 bis heute. Ein wenig öſtlich ſchaut lieblich aus dem Buſch hervor eine ſchmucke kleine Ortſchaft mit höher liegender Kirche, daneben ein großes Rittergut, deſſen lange Wirtſchaftsgebäude mehrere Höfe umſchließen, Kohlo.

Nördlich von Jeßnitz und Starzeddel an der Lubſt, einem Nebenflüßchen der Neiße, paſſieren wir die Bahn Breslau-Berlin und haben nun wieder ausge-

dehntes Wald- und Heideland unter uns, in den Lichtungen nirgends Felder, ſondern nur üppig grünende Auen und einzelne kleine Waſſerbecken, ſo zu unſrer Linken den Jähnsdorfer See.

Die aufgehende Sonne beſchert uns zwei angenehme Überraſchungen. Wir räumen im Korbe auf, rollen das Schlepptau ab und entdecken dabei, daß wir einen Sack Ballaſt mehr an Bord haben, als nach unſrer anfänglichen Zählung möglich wäre. In den ſechs Nachtſtunden haben wir drei Sack verbraucht, und ſieben ſind noch übrig; ſomit hatten wir zehn, nicht bloß neun Säcke mitgenommen. Das läßt uns noch auf eine lange Fahrt hoffen. Südlich von Tornow kreuzen wir den vielgewundnen Bober, aber nicht bloß einmal, ſondern gleich hintereinander ein zweites und ein drittes mal, ein Zeichen, daß der Wind ſich geändert hat; er treibt uns nicht mehr nach Oſtnordoſt auf Grünberg zu, ſondern mit plötzlicher Wendung nach Oſtſüdoſt. So wird doch vielleicht der Kelch einer Landung an der ruſſiſchen Grenze oder gar in Rußland ſelbſt an uns vorübergehn, und mit Behagen genießen wir bei einer kurzen Fahrt am Schlepptau über die Paganzer Heide die mit Waldesduft gewürzte friſche Morgenluft.

Der Sonne entgegen gehts auch jetzt noch, immer entlang an einem faſt ohne jede Krümmung in den Wieſengrund eingegrabnen Flüßchen, der Schwarze, zu der parallel wenig Kilometer nördlich die Ochel fließt. Bei Neuſalz treffen wir auf die Breslau–Stettiner Bahnlinie und zugleich auf den zweiten großen deutſchen Strom, den wir dieſesmal berühren ſollen, die Oder, deren ſeit 1886 auf dieſer Strecke beendete ſegensreiche Regulierung durch abwechſelnd von beiden Ufern in regelmäßigen Abſtänden vorſpringende Buhnen von oben wie eine Verunzierung der Natur erſcheint. Kurz vor ſechs Uhr haben wir ſie das erſtemal überflogen und folgen nun, über dem Mediatfürſtentum Schönaich-Carolath und den Gewäſſern der Alten Oder ſchwebend, dem Großen Landgraben. Die Reſidenz der Fürſten, Dorf und Schloß Carolath, ebenſo der andre Hauptort des Fürſtentums, das Städtchen Beuthen, bleiben zu unſrer Rechten.

Die Sonnenwärme dehnt den Waſſerſtoff unſers Ballons aus und zieht uns allmählich immer mehr empor, und je höher wir ſteigen, um ſo mehr tritt zu unſrer Freude die erhoffte Rechtsdrehung der Luftſtrömung nach Südoſten zu ein. Infolgedeſſen ſchneiden wir in 1000 Meter Höhe noch zweimal die Oder, zuletzt bei Klein-Tſchirne, deſſen vielgenannten Gutsherrn wir jetzt freilich mit unſern Gedanken in Weichſelmünde aufſuchen müſſen. Dann laſſen wir den Fluß links von uns, während wir rechts im Südweſten einen kleinen bewaldeten Gebirgszug erblicken, in ſeinen höchſten Erhebungen zwar wenig über 200 Meter, aber doch iſts ein wohltätiger Anblick, nachdem wir ſolange nur Flachland geſchaut haben; und trotz ihrer geringen Höhe bleiben die von Weſten heranziehenden Wolken an ihm hängen. Es ſind die Katzenberge, der nordweſtliche Ausläufer des Mähriſch-Schleſiſchen Landrückens. Wenn wir die jetzige Richtung beibehalten, dann winkt uns — nach einem Fluge über Schleſien in ſeiner ganzen

Digitized by Google

Länge, über Bielitz und Biala an der galiziſchen Grenze, über den Klimczok im Zigeunerwalde, dem öſtlichſten Teile der Beskiden, hinweg — als herrliches Endziel die Hohe Tatra. Gas- und Ballaſtvorrat würden dazu ausreichen.

Im Nordoſten feſſelt jetzt Großglogau unſre Blicke, und es lohnt ſich, das Fernglas zur Hand zu nehmen, das wir zur Schonung der ohnehin übermäßig angeſtrengten Augen nur ſelten benutzen. Damit unterſcheiden wir den gotiſchen Dom auf der Oderinſel, das königliche Schloß, den Kranz der alten Feſtungswerke und die weiter vorgeſchobnen neuen, die Bahnhofs- und Hafenanlagen im Weſten, von Fabrikſchloten überragt. Der Fluß ſelbſt iſt belebt von Dampfern und vielen Laſtſchiffen, verkehren doch jährlich an zehntauſend Fahrzeuge hier, und bei dem ſtarken Gefälle und der ungleichen Tiefe des Stromes, die zwiſchen ein bis ſechs Meter ſchwankt, iſt die Unterhaltung der Schiffbarkeit nur mit großen Koſten möglich.

Einen merkwürdigen Anblick bieten in dieſer Gegend die Felder, auf denen das Getreide geſchnitten iſt. Überall liegen die Schwaden ſo, daß in der Mitte parallel zur Längsrichtung ein Gang freibleibt, der aber nicht bis an die Schmalſeiten heranreicht, ſondern ſich jedesmal ein bedeutendes Stück davon nach den Ecken des Feldes zu verzweigt, ſodaß die Felder von oben geſehen plaſtiſch erſcheinen, etwa wie volle, etwas flache Walmdächer. Den Grund für dieſe eigentümliche Sitte vermochten wir nicht ausfindig zu machen. Der Ackerboden ſelbſt zeigt verſchiedne Färbung, bisweilen iſt er, wie es der Luftreiſende auch ſonſt oft beobachtet, von ſeingeſchwungnen bunten Linien durchzogen, beides iſt auf verſchiednen mineraliſchen Gehalt des Bodens zurückzuführen.

Die Bahn Glogau—Steinau bildet die Sehne zu dem großen, nach Südweſten offnen Bogen des Oderlaufes zwiſchen dieſen beiden Städten, den wir völlig überſchauen. Etwa von Gramſchütz an bezeichnet dieſe Bahn die Richtung unſers Fluges, der uns nun in 1300 bis 1500 Meter Höhe über Kreidelwitz und Raudten, wo von Süden her die Liegnitzer Bahnlinie einmündet, wieder an die Oder und nördlich von Steinau über ſie hinwegführt. Wir folgen alſo dem Beiſpiele der Bahn, die, um den nächſten gewaltigen, dieſesmal nach Nordoſten geöffneten Bogen der Oder abzuſchneiden, ſie ebenfalls bei Steinau, ein wenig ſüdlich davon, überſchreitet. Blieben wir auch ferner unſrer Richtung auf die Hohe Tatra zu treu, ſo müßten wir, ebenſo wie die Bahn, bei Dyhernfurt wieder auf die Oder treffen, und dann müßte ſtromaufwärts eine Oderſtadt nach der andern, Breslau, Ohlau, Brieg, Oppeln, unter uns ſichtbar werden. Jedoch Wolken, die ſich ſchon ſeit längerer Zeit in der Ferne rings um uns, beſonders ſtark im Weſten bildeten, ziehen ſich, anfangs in leichten Flocken, dann raſch dichter und dichter werdend, nach der Mitte zuſammen und vergönnen uns immer ſeltener einen freien Blick auf die Erde. 7 Uhr 45 Minuten ſehen wir eine größere Stadt, aus der ein anſehnlicher ſchloßartiger Häuſerkomplex hervortritt. Das könnte Wohlau ſein, dann müßte auch die Oder bald wieder zum Vorſchein kommen. Aber die Stadt liegt ſüdlich von uns, das iſt eine peinliche Wahr-

nehmung. Der Wind hätte dann neuerdings ſeine Richtung wieder völlig geändert und triebe uns wie zu Anfang der Fahrt wieder genau nach Oſten. Bei der gegenwärtigen Geſchwindigkeit von ſtündlich 46 Kilometern wären wir in zweieinhalb Stunden an der ruſſiſchen Grenze.

Sobald eine neue Lücke in den Wolken entſteht, ſpähen wir nach einem bezeichnenden Merkmal aus, um uns auf der Karte zurechtzufinden. Vergebens. Wohl ſehen wir in geringen Abſtänden voneinander kleinere, auch einige größere Ortſchaften, ſlawiſche Rundlinge mit ihrem birnenförmigen Kern, jüngere deutſche Anlagen mit rechteckigem Markt in der Mitte, von dem die nach den vier Himmelsrichtungen den ehemaligen Stadttoren zuſtrebenden Hauptſtraßen und deren Parallelſtraßen ausgehn, aber auch ſie nach außen hin meiſt rund oder oval geſtaltet, ferner Schlöſſer und Rittergüter, kleine Wälder und Teiche. Aber dieſes alles bietet keinen Anhalt zur Orientierung, auch tauchen die Punkte beim Zerreißen des Wolkenſchleiers ſo flüchtig nur auf, als wärens Bilder der Phantaſie, und der Kompaß zeigt uns zwar an, wo Norden liegt, aber bei der, wenn auch geringen, ſo doch fortwährenden Drehung von Ballon und Korb, dem immer lebhaftern Treiben der Wolken, die weder Geſchwindigkeit noch Richtung völlig mit uns teilen, iſt es unmöglich, mit Sicherheit zu beſtimmen, wohin wir uns bewegen.

Jetzt ſind wir ganz und gar abgeſchnitten von der Erde, und zwar ſind es Gewitterwolken, über denen wir ſchweben. Wir hören den Donner von allen Seiten, aber ohnmächtig verhallt er im Weltenraum, wir ahnen die Blitze, aber der ruhige, ſieghafte Glanz der über uns glühenden Sonne läßt ihr zuckendes Licht nicht aufkommen. Die Wolken, die von unten dunkel und drohend ausſehen mögen, weil eine immer die andre beſchattet, ſind für uns blendend weiß wie unberührter Schnee, ſodaß die Augen uns ſchmerzen, während auch die herrlichſten Wolkengebilde, die wir auf Erden ſchauen, dagegen nur tauwetterſchmutzigen Schneemaſſen gleichen. Das iſt ein wunderſames Spiel. Eben noch ſchienen die Wolken ein unabſehbares wogendes Meer zu bilden, jetzt brodelts bald hier, bald dort empor wie der Qualm einer Feuersbrunſt bei Windſtille, aber alles in zarteſtem, duftigem Weiß, ewig wechſelnde Bilder von unvergleichlicher Schönheit, um deren Anblick willen ſich allein ſchon die ganze Fahrt lohnte. Auch bis zu uns im Korbe dringt von unten herauf kühlend der Wolkenhauch, und wir müſſen kleine Ballaſtopfer bringen, um uns auf der erreichten Höhe von 2000 Metern zu erhalten.

Der Charakter der Landſchaft unter uns hat ſich inzwiſchen verändert. Spalten in den Wolken laſſen uns Wälder von großer Ausdehnung wahrnehmen. Unſre Vermutung, daß wir oſtwärts fliegen, gewinnt an Wahrſcheinlichkeit. Es müſſen die Wälder öſtlich von Trachenberg ſein, die unter uns liegen, die Forſte Katholiſch-Hammer und Kuhbrück.

Auf allen Seiten werden jetzt, als fänden ſie in den tiefern Schichten keinen Raum mehr, ſeltſame luftige Geſtalten aus den Wolkenmaſſen heraus-

geſtoßen, ſäulenartig die einen, andre treiben aus breiten Grundpolſtern immer neue, ſich nach oben verjüngende Ballen hervor, frühere Gebilde rückſichtslos beiſeite drängend und überholend. Die Phantaſie glaubt oft wohlbekannte Bilder in ihnen zu entdecken, die Mehrzahl aber ſpottet in ihrer wilden Abenteuerlichkeit jeder Beſchreibung. Ein ſo haſtiges Neuformen und Umformen entſinnen wir uns noch nie geſehen zu haben, auch nicht, wenn wir ſtundenlang über Wolkenmeeren dahinfuhren. Das muß wohl Gewitterwolken beſonders eigen ſein. Bald finden wir uns in einen immer enger werdenden dampfenden Keſſel eingeſchloſſen, und über uns in wunderbarem Farbengegenſatz zu unſrer leuchtend weißen Umgebung ein wolkenloſer Himmel. Das iſt nicht das tiefe, ſanfte Blau, wie wirs ſonſt über nordiſchen Landen gewöhnt ſind, ſondern ein ſattes Tiefblau, wie es auch der Südländer nur ſelten erſchaut. Wie ſonſt wohl in der Sternennacht dringt das Auge jetzt auch bei Tage ein in die Unergründlichkeit des Äthers über unſrer Atmoſphäre und ahnt die Geheimniſſe, die er birgt. In ſolchen Augenblicken möchte ſich der Luftſchiffer ſo gern dem Gedanken an Unendlichkeit und Ewigkeit hingeben. Aber eine ſich vor uns auftürmende Wolke, der wir immer näher kommen, fordert uns zum Kampfe mit ſich heraus. Ein ſchöner Frauenkopf mit geknotetem Haar und ſtolzem Nacken auf kräftiger, ſchneeiger Büſte, ſo tritt ſie uns eine Weile entgegen. Dann zerfließt ſie breit, Zacken und Kanten ſchießen aus ihr hervor, ein eisſtarrendes, vielgipfliges Hochgebirge. Wir fürchten ihren Feuchtigkeits- und Elektrizitätsgehalt und werfen Ballaſt aus, um ſie, da ſie ſich langſamer vorwärts bewegt als wir, womöglich zu überſpringen; aber je höher wir ſteigen, um ſo mehr nimmt auch ſie an Höhe und Umfang zu.

Sie wich und wechſelte, mich zu umfließen,
Und wuchs geflügelt mir ums Haupt empor.

Wer wird Sieger ſein? Immer mehr von unſerm bisher ſo bedachtſam geſparten Ballaſt müſſen wir opfern. Auf 3000 Meter ſchon haben wir in dem ungleichen Ringen mit der Naturgewalt uns gehoben, doch der luſtige Kampf iſt lange nicht vollendet, der Feind überragt uns wieder um Bergeshöhe, unſer Vorrat an Sand iſt auf drei Säcke zuſammengeſchmolzen, das iſt wenig mehr, als wir zur Landung brauchen. Wir müſſen die Waffen ſtrecken und ergeben uns auf Gnade und Ungnade, mag kommen, was da will. Aber wir haben es mit einem großmütigen Gegner zu tun. Dieſes Eingeſtändnis unſrer Ohnmacht nur wars, das er uns abnötigen wollte. Mitleidig weicht er zur Seite und läßt uns vorbei. Ein leichtes Schauern nur empfinden wir bei ſeiner feuchtkühlen Nähe, doch macht dieſes unter den glühenden Strahlen der Auguſtſonne bald wieder einem wohligen Wärmegefühl Platz.

Führer wie Mitreiſende hat dieſer Kampf in geſpannter Erwartung und Tätigkeit gehalten; nun er 9 Uhr 40 Minuten zu Ende iſt, tritt einige Abſpannung ein. Das auch dieſesmal von freundlicher Damenhand mit feinem Verſtändnis vorbereitete reiche Frühſtück ſtellt uns wieder her, und der gute „Ernſt“ zeigt ſich,

wie immer bei ſolcher Gelegenheit, überaus rückſichtsvoll, er gönnt uns die wohlverdiente Ruhe und Stärkung zu neuer Anſtrengung und hält ſich, weit über den Wolken ſchwebend, in gleicher Höhe, ohne unſre Aufmerkſamkeit viel in Anſpruch zu nehmen. Eine an einem Flüßchen liegende hübſche Stadt mit Schloß und Park kommt bei einem Durchblick durch die Wolken flüchtig zum Vorſchein. Wir irren wohl nicht, wenn wir vermuten, daß es Oels iſt. Was wir ſonſt noch ab und zu erſpähen, gibt uns keinen Anhalt für die Orientierung.

Noch eine Stunde währt dieſe Fahrt über den Wolken, dann beginnen ſie ſich zu lockern, immer größere Flächen der Erde werden ſichtbar, endlich auch wieder eine Eiſenbahn, wie nachträglich feſtgeſtellt worden iſt, die Linie Kreuzburg—Oſtrowo—Poſen. Und jetzt, 10 Uhr 40 Minuten — es iſt kein Zweifel — überfliegen wir die ruſſiſche Grenze. „Woran wollen Sie das erkennen?" Bitte, achten Sie doch genau auf das, was Sie hier ſehen. Vergleichen Sie die Landſtraßen weſtlich von dieſem ſchmalen Fluß mit denen öſtlich davon. Dort die gleich breiten weißglänzenden Streifen, zu beiden Seiten regelmäßig mit Bäumen bepflanzt, hier die Wege bald ſchmal, bald breit, von verſchiedner Färbung, was auf Riſſe und andre Unebenheiten ſchließen läßt, zum größern Teile baumlos, nur hier und da einzelne oder auch mehrere Kiefern. Ferner die Felder! Dort wohl bebaut und fruchtbar, der Boden erweiſt ſich dankbar für jahrhundertelange treue Pflege, und wo das Getreide gemäht iſt, ſorgfältig gelegte Schwaden oder zierlich gereihte Puppen. Hier blickt überall der ſandige Boden durch ſpärlichen Pflanzenwuchs, er ſoll jahraus jahrein ſpenden, ohne daß ihm genügende Nahrung zugeführt wird, die geſchnittene Frucht liegt unordentlich umher. Große Strecken ſind überhaupt nicht bebaut, öde Sandwüſten, wie ſie vor alten Zeiten etwa die Mark Brandenburg aufzuweiſen hatte. Dort zahlreiche ſchmucke Dörfer mit anſehnlichen Gebäuden, hier nur wenige dürftige Anſiedlungen mit elenden Hütten. Das ſind polniſche Zuſtände. Unſre Träume von Beskiden und Hoher Tatra haben ſich als Schäume erwieſen. Wie wirds uns in Väterchens Reiche ergehn? Nun, die herrliche Fahrt und zuletzt der Kampf mit Naturkräften haben uns geſtählt, wenns not tut, auch etwas weniger Angenehmes zu ertragen, ſchon im voraus wären wir reichlich dafür entſchädigt.

Die Bewölkung des Himmels unter uns mochte uns wohl den Blicken der Grenzkoſaken entzogen haben. Es ſoll gelegentlich vorgekommen ſein, daß ſie auf Ballons, die über die Grenze flogen, geſchoſſen haben. Warum auch nicht? Wer auf dreimaliges Anrufen eines Poſtens nicht ſteht, der muß darauf gefaßt ſein, daß nach ihm geſchoſſen wird. Viel Ausſicht zu treffen hätten ſie freilich nicht gehabt, wir waren ja drei Kilometer über ihnen. Eine große Strecke folgen wir der Prosna aufwärts — denn das war der von uns bemerkte Grenzfluß, den wir bei Siemianice nordweſtlich von Pitſchen gekreuzt hatten —, dann verlaſſen wir ſie, immer in der Richtung nach Oſten, Kiefernwälder liegen zu unſrer Rechten. Die mitgenommnen Karten 1:300000 verſagen jetzt, ſie reichen nur bis zur Grenze, ſo bleibt uns nichts weiter als eine Karte von Mitteleuropa

Digitized by Google

1:2700000! Und doch kennen wir uns jetzt leichter aus als die Stunden vorher. Wir überſchauen ja aus unſrer Höhe von 3100 Metern unermeßliche Landgebiete, und jetzt zeigt ſich auch ein ganz ſicherer Anhalt. Dort vor uns weit von Oſtnordoſten kommt ein Fluß mit lehmbraunem Waſſer in vernachläſſigtem Bett, wendet ſich plötzlich ſcharf nach Norden und biegt ſchon nach wenig Kilometern wieder nach Nordoſten um. Ein Fluß mit ſo beinahe rechtwinkligem Doppelknie muß auch auf einer Karte in großem Maßſtabe erkennbar ſein. Richtig, es iſt die Warta, die uns in ihrem Unterlaufe bei Poſen und in ihrem Einfluß in die Oder bei Küſtrin als Warthe wohl bekannt iſt.

Nach einiger Zeit kommen wir über einen ſüdlichen Zufluß, die Liswarta, und bald darauf über die Warta ſelbſt. Jetzt iſts Zeit an die Landung zu denken. Auf unſrer Karte ſind zwei einander faſt parallel laufende Eiſenbahnen, die von Norden und Nordoſten her ſich bei Tſchenſtochau vereinigen, die weſtliche ſchwarz, die öſtliche von Warſchau kommende rot eingezeichnet, die eine alſo wohl eine Nebenbahn, die andre eine Hauptlinie. Mit dem Verkehr auf einer Nebenlinie zu rechnen erſcheint unſicher, dieſe müſſen wir alſo noch überfliegen, dann werden wir, wie ſich unter Berückſichtigung unſer jetzigen Fahrtgeſchwindigkeit von ungefähr 50 Kilometern in der Stunde mit dem Zirkel auf der Karte abmeſſen läßt, von ihr aus in etwa einer halben Stunde bei Nowo Radomsk die Warſchauer Bahn erreichen. Zwölf Uhr zehn Minuten liegt die erſte Bahn unter uns, und zwar ſo, daß wir gerade neben einer kleinen Halteſtelle landen könnten. Wir bleiben aber bei dem einmal gefaßten Entſchluſſe und fliegen weiter. Jedoch zwanzig Minuten vergehn, und es zeigt ſich keine Eiſenbahn wieder, auch in weiter Ferne nicht. Die nächſten beiden ruſſiſchen Bahnen aber liegen etwa 150 Kilometer auseinander. Da iſt irgend etwas nicht richtig, gehn wir alſo lieber ſofort herunter. Mit den zwei Sack Ballaſt, die wir noch übrig haben, können wir den Fall aus unſrer Höhe von 3000 Metern gut abſchwächen. Wir laſſen uns auf 2000, auf 1000 Meter ſinken. Freilich öde und menſchenleer ſiehts hier aus: ein flachwelliges Hügelland mit wenig Feldern, ſelten ein paar Güter beieinander, etwas Kiefernwald und viel Sand. Dort ein kleines Dörfchen, in ſeine Nähe müſſen wir zu gelangen ſuchen. Wir ſenken uns tiefer hinab, das Schlepptau berührt die Erde, und ſein auf dem Boden und über Bäume hingleitendes Ende verlängert ſich raſch. Letzter Ballaſtauswurf, letzter Ventilzug. Unmittelbar hinter einer Straße ſtößt, wie wir beabſichtigt hatten, der Korb zum erſtenmale auf. Der ſchnell aufgeriſſene Ballon trägt uns in raſendem Fluge noch einige hundert Meter weiter, über eine kräftige Balkenſchranke hinweg, die wir von oben nicht geſehen hatten. Eine der dahinter angepflanzten Kiefern bricht durch unſre Laſt krachend um, dann wühlt ſich der auf die Seite geſtürzte Korb ſandſchöpfend in die Heide. Wir liegen alle drei ausgeſtreckt übereinander, der Führer, wie es ſein Platz im Korbe beim Landen mit ſich bringt, zu unterſt. Neben uns im Sande eine dunkelrote Lache, aber gottlob! nicht von unſerm Blute, ſondern von zwei Flaſchen

Rotwein, die wir mitgenommen, aber nicht ausgetrunken hatten. Vom Genuß alkoholiſcher Getränke während der Fahrt ſind wir mehr und mehr zurückgekommen, während wir uns an Selterswaſſer und Fruchtſaft reichlich erfriſchen. Um den Wein aus dem Wege zu räumen, hatten wir ihn in einen leeren Sandſack außerhalb des Korbes geſteckt und beim Klarmachen vergeſſen, ihn in Sicherheit zu bringen. Jetzt hätten wir gern einen Schluck zu uns genommen.

Rendzinh hieß das kleine Dorf, in deſſen Nähe wir 12 Uhr 35 Minuten „glatt" gelandet waren, 15 Werſt öſtlich von Nowo Radomsk im Gouvernement Petrikau. Die Karte hatte uns alſo irregeführt: jene weſtliche ſchwarze Linie bezeichnete vielmehr eine Landſtraße, und die von uns überflogne Eiſenbahn, an der wir ſo gut hätten landen können, war ſchon die Warſchauer Bahn geweſen. Die in vierzehn Stunden von uns zurückgelegte Luftſtrecke betrug 570 Kilometer, 110 von der ruſſiſchen Grenze bis zum Landungsplatz, die Durchſchnittsgeſchwindigkeit 41 Kilometer die Stunde. Nun Hilfe herbei zum Verpacken! Wir brauchten nicht lange darauf zu warten. Noch nirgends hatte man uns nach einer Ballonfahrt herzlicher begrüßt als hier. Im Laufſchritt kamen ſie aus dem Dorfe herbei, jung und alt, Männer und Frauen, viel mehr, als wir in dieſer einſamen Gegend vermutet hatten, und ſchüttelten uns zum Gruße bieder die Hände. Dann ſtellten ſie ſich uns bereitweilig zur Verfügung und leiſteten geſchickt, wozu wir ſie anleiteten, ſodaß die Verpackung gut und raſch vonſtatten ging.

Die gegenſeitige Verſtändigung gab zu großer Heiterkeit Anlaß. Die paar ſlawiſchen Brocken, die wir irgendwo einmal aufgeleſen hatten, mußten herhalten, das meiſte aber tat die Zeichenſprache, namentlich, wenn ſichs um Zahlen handelte. Vortrefflich bewährte ſich auch der kleine Sprachanhang der Führerinſtruktion. Er enthält in holländiſcher, däniſcher, ſchwediſcher, ruſſiſcher, polniſcher, tſchechiſcher, ungariſcher, rumäniſcher und türkiſcher Sprache 21 Fragen nach der nötigſten Auskunft, die man der verſammelten Menge einfach vorzuleſen braucht. Das geſchah auch hier, und unſern polniſchen Landleuten machte dies bei unſrer jedenfalls ſchauderhaften Ausſprache rieſiges Vergnügen, aber ſie verſtanden uns doch. „Wir brauchen einen Wagen mit zwei Pferden für den Ballon, wer will ihn beſorgen? Er bekommt auch ein gutes Trinkgeld." Kaum war das letzte Wort heraus, da lief auch ſchon ein hübſcher, friſcher Burſche, der aufmerkſam zugehört hatte, lachend davon, und in weniger als einer Stunde war er mit einem zweiſpännigen Leiterwagen wieder zur Stelle. Alle ſonſtigen Schwierigkeiten löſten ſich vollends, als ſich in langem Kaftan und mit Peieslöckchen einige Juden einfanden, die wir hier ſehr ſchätzen lernten, da ſie ſämtlich auch fließend deutſch ſprechen und über alles, was man zu wiſſen wünſcht, gut unterrichtet ſind, alſo polniſche Juden als Pioniere des Deutſchtums und der Bildung!

Noch ein heiterer Zwiſchenfall ereignete ſich. Während der Verpackungsarbeiten praſſelte plötzlich ein durchdringender Gewitterguß auf uns nieder. Im

Augenblick waren alle unſre freundlichen Helfer und Zuſchauer wie weggeblaſen und hockten dicht beiſammen im nahen Kiefernwäldchen. Als wir ſelbſt in unſern Korb flüchten wollten, fanden wir dieſen ſchon geſtopft voll Polackenkinder. Eine Geldbelohnung ſchien man nicht erwartet zu haben, um ſo größer war die Freude, als wir in Ermangelung von Rubeln Markſtücke an unſre Mitarbeiter verteilten, und einer zeigte uns zum Beweiſe, daß er deren Wert ſehr wohl zu ſchätzen wiſſe, voller Stolz einen deutſchen Fünfpfenniger. Andre küßten dankbar die Hand des Spenders: Barce czinguja, pani.

Ballonhülle und Korb waren verladen, wir drei hatten auf Strohſitzen Platz genommen, und nun begann eine dreiſtündige, recht anſtrengende Leiterwagenfahrt auf Straßen, die ganz dem von oben gewonnenen Eindruck entſprachen: bald ſchmal wie ein Fußweg, bald breit wie ein Dorfplatz, ſandig und holprig, voll tiefer Riſſe der Länge und der Quere. Unſre kräftigen zwei Pferdchen waren es nicht beſſer gewöhnt und ſchleppten, meiſt in flottem Trabe, ihre Laſt über Höcker und durch Einſenkungen, ſodaß wir tüchtig durchgerüttelt und oft genug von unſern Sitzen in die Höhe gewippt wurden. Der Kutſcher unterhielt uns mit nie verſiegender Beredſamkeit und offenbar auch mit viel Witz, denn er ſelbſt wollte ſich öfters ausſchütten vor Lachen, war aber voll befriedigt, wenn von Zeit zu Zeit ihm einer von uns durch Laute des Staunens ſeinen Beifall kundgab, während die andern beiden — ſchliefen. Die übrigen Landleute liefen eine Strecke vergnügt neben dem Wagen her, wünſchten uns alles Gute für die Heimreiſe und gaben uns zu verſtehn, daß ſie durch ihre jüdiſchen Dolmetſcher über uns und unſre Fahrt Beſcheid erhalten hatten. Im Dorfe reichten ſie uns zum Abſchied wieder die Hand. Dort ſprach uns auch eine Dame an, die Beſitzerin eines großen Gutes, an dem wir vorbei kamen: ſie habe voller Teilnahme gehört, daß wir Unglück gehabt hätten, unſer Ballon ſei geplatzt und aus großer Höhe mit uns herabgeſtürzt, und lud uns zum Verweilen in ihrem Hauſe ein. Wir dankten für ihr gütiges Anerbieten, eilten aber weiter, um den letzten Zug in Nowo Radomsk noch ſicher zu erreichen.

Während wir, dort angekommen, bei einem jüdiſchen Wechſler uns ruſſiſches Geld verſchafften, wurde unſer Wagen auf dem Markte von einer Maſſe Neugieriger, darunter vielen Soldaten in weißen Litewken, umlagert. Der Bahnhof zeigte hier wie in den andern Städten, durch die wir kamen, ein bedrohlich kriegeriſches Ausſehen, an allen Ein- und Ausgängen, an jedem Fahrkarten- und Gepäckſchalter ſtanden militäriſche Poſten mit aufgepflanztem Bajonett. Uns begegnete man überall, Behörden wie Private, mit großer Liebenswürdigkeit, Angehörige der beſſern Stände überboten einander in Erteilung guter, wirklich guter Ratſchläge und verhandelten für uns mit den Beamten. Um Schwierigkeiten zu verhüten, wäre es das Natürlichſte und dem Brauch Entſprechende geweſen, daß der Ballonführer ſofort nach Petrikau reiſte und ſich beim Gouverneur meldete, doch rieten wohlmeinende Einheimiſche uns dringend davon ab: jeden Tag könne ein Eiſenbahnſtreik ausbrechen und unſre Heimkehr auf lange

Digitized by Google

verzögern oder irgendeine andre unerwartete ſchlimme Wendung eintreten; wir ſollten darum alles aufbieten, um womöglich noch in derſelben Nacht auf deutſches Gebiet zurückzukehren. Wir beſchloſſen, dem Rate zu folgen.

Im Warteſaal erſuchten uns zwei ſchmucke, bildhübſche, junge Gendarmen von offiziermäßig ritterlichem Auftreten ſehr höflich um unſre Legitimationen. Päſſe hatten wir nicht, auch wären ſie ohne die Beglaubigung durch ein ruſſiſches Konſulat den Vorſchriften nicht entſprechend geweſen. So zeigten wir, um nicht Verſchiedenartiges vorzulegen, jeder den gut ausgeſtatteten Quittungsabſchnitt des Berliner Vereins für Luftſchiffahrt vor, der uns nichts weiter beſtätigte, als daß wir unſern Beitrag für 1906 bezahlt hatten. Die Gendarmen erſtatteten über das ganze Vorkommnis telegraphiſche Meldung nach Petrikau, und als wir in Tſchenſtochau ankamen, empfing uns die dortige Gendarmerie mit einem langen Telegramm, das uns die ſofortige Rückkehr über die Grenze geſtattete, nur forſchte man eifrig, aber vergebens nach dem vierten Mann. Das Telegraphenamt hatte den Namen eines der Mitreiſenden, Caſſirer, als Amtsbezeichnung aufgefaßt und daher in der Drahtnachricht drei Berliner Luftſchiffer nebſt Kaſſierer aufgeführt. Eine kleine Weiterung, die entſtand, hatten wir nur uns ſelbſt zuzuſchreiben. Auf die erſte Befragung in Nowo Radomsk hatten wir angegeben, daß wir mehr nördlich über Herby Rußland zu verlaſſen gedächten. Da dies aber erſt am nächſten Tage möglich geweſen wäre, ſuchten wir darum nach, über Sosnowice nach Kattowitz fahren zu dürfen. Weil nun das Telegramm ausdrücklich die Rückkehr über Herby vorgeſehen hatte, trug der Gendarmeriewachtmeiſter in Tſchenſtochau Bedenken, unſrer Bitte zu willfahren. Nach kurzer, mit großer Artigkeit geführter Verhandlung und nach telephoniſcher Einholung eines weitern Beſcheids der Oberbehörde wurde auch die zuletzt erbetene Erlaubnis erteilt. Das war weit mehr, als wir zu hoffen gewagt hatten, und die deutſchen Zollbeamten in Sosnowice wünſchten uns Glück zu ſo ganz außergewöhnlich raſcher und glatter Abwicklung unſrer Angelegenheit, die ſie nicht für möglich gehalten hätten.

Mit ſtarker Verſpätung trafen wir nachts gegen ein Uhr mit ſämtlichem Ballongerät, das der Führer nach ſeiner Inſtruktion bis zur Grenze als Paſſagiergut mitzunehmen hat, in Kattowitz ein. Wir warfen einen Blick in den Leitartikel einer größern deutſchen Zeitung voll politiſcher Schwarzſeherei und laſen da die Worte: „Die Polen geben uns täglich Beweiſe ihrer Feindſchaft, die Ruſſen tragen einen glühenden Haß gegen das Deutſchtum zur Schau.“ Nun wir hatten jedenfalls bei den Polen eine herzlich liebenswürdige, faſt möchte man ſagen liebevolle Aufnahme und freundliche Unterſtützung gefunden, ruſſiſche Behörden aber waren frei von bureaukratiſcher Kleinlichkeit über alles Erwarten nachſichtig unſern Wünſchen entgegen gekommen.

Wohl bedauerten wir es, daß wir von ruſſiſchen Verhältniſſen ſo blutwenig kennen gelernt hatten. Durch das einſt viel umſtrittne Tſchenſtochau hatten wir hindurchhaſten müſſen, nahe vorbei an der Wallfahrtskirche auf dem

Klarenberge mit ihrem ſchwarzbraunen, angeblich von Lukas ſelbſt gemalten Marienbilde, zu dem noch jetzt alljährlich viele Tauſende gläubig pilgern. Auch vom ruſſiſchen Heer hätten wir gern mehr geſehen, der Unterſchied zwiſchen den nahe an der Grenze liegenden Truppen und den Soldaten in Nowo Radomsk war auch für den flüchtigen Beobachter auffallend, und zwar zugunſten jener. Und doch hatten wir alle Urſache, den Herren, die uns zu ſchleuniger Rückkehr rieten, dankbar zu ſein; ſie hatten recht damit gehabt, daß man in Rußland jetzt keinen Tag vor ſchlimmen Überraſchungen ſicher ſei. Am Tage darauf ſchon wurde in Tſchenſtochau von dem Revolutionsausſchuß der Belagerungszuſtand über die Stadt verhängt, Offiziere und Mannſchaften wurden durch Maueranſchläge, für den Fall, daß ſie nach zehn Uhr abends auf der Straße geſehen würden, mit Erſchießen bedroht. Dasſelbe berichteten uns Bewohner von Myslowitz von dem unmittelbar gegenüber auf dem linken Ufer der Przemſa liegenden Modrſhejow-Niwka, allabendlich höre man dort Schüſſe fallen. Für uns wäre dieſer Belagerungszuſtand kaum von Bedeutung geworden. Bedenklicher dagegen hätte ein andrer Vorfall für uns werden können, der ſich auf dem Bahnhof Sosnowice ereignete. In denſelben Warteraum, worin wir uns aufgehalten hatten, wurde zwei Tage ſpäter eine Bombe geſchleudert, durch die — wenn die Zeitungsberichte zuverläſſig waren — ein Mann getötet und viele ſchwer verletzt wurden, bei einer darüber ausbrechenden Panik ſei außerdem noch eine Menge andrer zu Schaden gekommen.

Wie an die frühern Ballonfahrten, ſo ſchloß ſich auch an dieſe eine zweitägige Reiſe an, zunächſt nach Myslowitz und der Dreikaiſerecke, wo an der Einmündung der Weißen in die Schwarze Przemſa Deutſchland, Rußland und Öſterreich (Galizien) zuſammenſtoßen, dann weiter nach dem kleinen Gebirge, wohin wir durch die Lüfte getragen zu werden hofften, nach dem Zigeunerwald und dem Klimczok; und was uns als ſchönes Endziel vorgeſchwebt hatte, auch die Hohe Trata, wurde von einem der Reiſegefährten beſucht.

Auf der Heimfahrt bewegten uns neben der Erinnerung an die Fülle des Erlebten Gedanken an die bevorſtehende Sedanfeier, den Tag nationaler Erhebung und Selbſtbeſinnung für unſer Volk. Wie viele Feſtredner würden diesmal, um ihre Zuhörer zu gerechter Freude an der Gegenwart zu ſtimmen, wohl darauf hinweiſen, wie ganz anders es gerade vor hundert Jahren, in den Tagen der Schlacht von Jena und Auerſtädt, in Deutſchland ausgeſehen habe. Nun, wie der Gedanke an das Nacheinander der Zeit, ſo muß den Deutſchen auch ein Vergleich des Nebeneinander im Raume zu dankbarer Würdigung der Zuſtände in der Heimat führen, wenn er hinſchaut auf das unglückliche Nachbarvolk im Oſten, das jetzt in verworrnem, blutigem Ringen mit ſich ſelbſt eine Sturm- und Drangzeit durchlebt.

In der Reſidenz zu Kleinhauſen

Von Maina Jenſen

(Fortſetzung)

Mitte Oktober war herangekommen. Nach warm-goldnen Wochen brachen eines Abends unerwartet die Herbſtſtürme herein. Erſt leiſe ſingend — auf den weißen Kieswegen im Parke fing das gelbe Laub an ſich raſchelnd zu drehen, hier und da fiel eine Kaſtanie, dumpf aufſchlagend, dazwiſchen nieder.

Durch die entblätterten Bäume, die noch vor kurzem als grüner Wall auf den Raſenflächen geſtanden hatten, ſchauten blaue Bergzüge herüber, nah-unheimlich — als kämen ſie gegen die Stadt herangerückt. Leiſe knackte es in den Zweigen, unter denen im welken Laub die Amſeln raſchelnd hüpften. Hier und da ſprang ein Häslein im Dämmerſchein über das vergilbte Gras; ein herber Geruch von letzten Kräutern und modernden Blättern ſtieg daraus hervor.

Vor den hohen Glastüren der Villa Tereſa ſang klagend der Wind. Kalt kam es aus dem Moſaikboden der Halle herauf. Sie war ja nur für den Sommer gebaut, an der Winterwehr fehlte es ihr völlig.

Aber der junge Maler merkte nichts davon. Die dicken Filzſchuhe, die ihm ſeine Mutter mitgegeben hatte, lagen unbeachtet in der Ecke. Er ſelbſt ſtand oben auf ſeiner Stiege und arbeitete.

Nun blickte er zuſammenſchreckend um. War da die Tür gegangen? Hatte nicht der Kies draußen wie unter Rädern geknirſcht?

Nein. Es mußte der Sturm geweſen ſein. Alles blieb ſtill, nur ſein eignes Herz klopfte laut.

Er ſprang vom Tritt herunter und trat vor das Bild. Augen und Kopf ſchmerzten ihn von der langen Arbeit. Den ganzen Morgen ſchon war er daran geweſen, hatte über Mittag nur haſtig ein mitgebrachtes Butterbrot hinuntergezwungen und weiter gearbeitet. Immer wieder, immer wieder an der einen Geſtalt! Es war die vorderſte Amazone, über Lebensgröße, in ſchimmerndem Panzer, die einem blonden Knaben ihren Speer ins Herz geſtoßen hatte. Gierig zuſchauend neigte ſie ſich vornüber, um zu ſehen, wie das rote Blut hervorſickerte — kein Schimmer von Mitleid lag in dem kalten Auge.

Robert trat ans Fenſter und ſah hinaus. Gleich ſchwarzen Reiterſcharen jagten die ſchweren Wolken am Himmel entlang. Die alten Weiden bogen ſich und ächzten, grau ſpritzte das Waſſer an ihnen in die Höhe. Ach, das tat wohl, wohl!

Haſt und Unruhe ſprachen aus ſeinem Blicke, aus jeder Bewegung.

Er hatte damals, als er die Fürſtin nach jenem Abend wiedergeſehen, ihr unter ſtammelnder Verwirrung das Gedicht überreicht. Sie hatte einen Blick darauf geworfen, war finſter geworden; dann hatte ſie es mehrmals durchgeriſſen und die Stücke, zu einem Knäuel zuſammengedrückt, in die Taſche geſchoben.

Digitized by Google

Haben Sie noch mehr gemacht? fragte ſie ſtreng. Er hatte noch eines, in dem von Franceſca von Rimini, ihrem Buhlen und beider ewiger Strafe die Rede war.

Eines. Ich werde es vernichten.

Ich verſtehe Sie gar nicht, ſagte die Fürſtin. Ich kann Ihrer Phantaſie ja keine Zügel anlegen, aber bitte, dichten Sie mein Verhalten nicht um, Herr Feller. Kennen Sie denn das Wort „Diskretion" nicht?...

Seit jenem Tage klang ihm dieſes eine Wort unaufhörlich ins Ohr. Alſo diskretionäre Vergnügungen waren, was er für ein unermeßliches Geſchick angeſehen hatte! Und nun ahnte er auch ihr Lachen! Denn ſie hatte zu oft mit ihm über andre gelacht. Erſt das Vergnügen einer kleinen fürſtlichen Laune, dann das zweite des Auslachens!

Oder täuſchte er ſich dennoch?

Robert empfand, daß er ſich völlig zu verlieren drohe. Seine Nerven fingen an überreizt zu werden. Ein bellender Hund konnte ihn zur Verzweiflung bringen. Wenn ſeine Mutter mit ihm ſprach, fingen ihm die Adern in den Schläfen an nervös zu klopfen. Und als ſie geſtern von der Fürſtin erzählte, wie gar ſchön ſie ausgeſehe hab, als ſie mit dem Herr Miniſchter über Land gefahre ſei — da hatte er ſich völlig vergeſſen. Er war aufgeſprungen, hatte mit der Hand in das vergoldete Füllhorn mit dem Makartbukett geriſſen und es wild zu Boden geſchleudert. Trug — Spinnweb — alles Falſch! Ich halt es nicht mehr aus bei euch! hatte er wie ein Irrer geſchrien.

Erſt als er ſeine Mutter jammernd in der Staubwolke am Boden hatte knien ſehen, war ihm die Beſinnung wiedergekommen, und aufſchluchzend hatte er das Zimmer verlaſſen.

Im Städtchen verkehrte er längſt mit niemand mehr. So'n Hochmütiger! hieß es da natürlich, und man ſteckte die Köpfe über ihn zuſammen. Auch Lisbeth Lenz ſah er faſt nie. Ihr Anblick tat ihm weh, er vermied es, wo er konnte, ſie zu treffen.

Die einzige, zu der er öfters ging, war Fräulein Minette. Er wußte, wie nahe ſie der Fürſtin ſtand, das hatte ihn im Anfang zu ihr getrieben. Aber allmählich waren ihm die Beſuche bei ihr zur Gewohnheit, ja zum Bedürfnis geworden. Faſt täglich, wenn er gegen Abend von der Arbeit nach Hauſe ging, ſtieg er ihre kleine Treppe hinauf, und ſie ſaßen ein Stündchen im Dämmern beiſammen. Das tat ihm wohl. Wie an einem goldnen Band wußte ſie ihn in ſeine Knabenzeit zurückzuführen, und er folgte ihr willig wie ein Kind. Längſt vergeſſene, frohe und ernſte Bilder zauberte ſie ihm wieder vor die Seele empor, und faſt in alle war Lisbeths zärtliche Geſtalt mit hinein verwoben.

Dann überkams ihn oft wie mit tiefem Heimweh, einem lang entſchwundnen Glücksgefühl, das nur noch hier, in der Erinnerung lebte, denn die Gegenwart gab es ihm nicht mehr.

Voll Wehmut überließ er ſich jenen ſchönen Stunden, und die Qualen in ihm beruhigten ſich.

Aber ein freundlicher Blick, ein Wort der Fürſtin am Tage darauf — und alles entflammte ſich aufs neue...

Da kratzte jemand draußen die Schuhe ab, und Robert fuhr aus ſeinem Brüten in die Höhe...

Die Tür ging auf. Ein wilder Tanz brauner Blätter wurde hereingewirbelt. Dahinter tauchte die Geſtalt des Herrn Kanaliſationsdirektors hervor.

Habe die Ehre! Wollte doch auch mal ſehen, was die Kunſt macht — ja die Kunſt! Aaah... und er trat vor das Bild.

Digitized by Google

Robert ſtieg eine dunkle Erinnerung auf, daß die Fürſtin ihn neulich erſucht hatte, heute Nachmittag endlich einmal Beſuche anzunehmen — das ſei man den Beamten ſchuldig —, und die Wand war ja auch ſo gut wie fertig.

Ein Schauer überlief ihn. Fröſtelnd ſah er ſich nach ſeinem Mantel um.

Der Herr Direktor war mit zugekniffnen Augen zurückgetreten und betrachtete das Bild durch die geſchloſſene Hand. Dann ſtürzte er mit raſchen Schritten vor, um es eingehender anzuſchauen. Er war Sachverſtändiger — das ſah man an jeder Bewegung.

Großartig! Wirklich effektvoll — nur — nur — natürlich nach meiner ganz unmaßgeblichen Meinung — ein bißchen zu blau der Himmel . . .

Vor dem Eingang der Halle hörte man Stimmen — Huſten und Lachen.

Jöſſes, häbe Sie die Auge zu! Die habe ja ſaſcht ahl nix ahn — flüſterte es nun an der Tür, durch die, dick vermummt, mehrere Geſtalten eintraten.

Nei — bin ich aber froh, daß ich d' Berthel nit mit hab! S' iſch im letſchte Moment noch wie ſo e Ahnung über mich komme — das Kind wär ja zeitlebens vor alle Herre blamiert!

Ah, grüß Ihne Gott, Herr Feller! Bekomme mir Sterbliche Sie auch mal wieder zu Gſicht! Darf ich vorſtelle: Herr Kunſchtmaler Feller — meine Freundin, Frau Konſiſtorialrat Ölbrunner, ſeit kurzem hierher verſetzt — Aber ſo'n Sturm! Un ganz plätzlich!

Gemütlich wickelte ſich die Frau Regierungsrat dabei aus ihren verſchiednen Schals heraus. Darf ma frage, was das Bild vorſtellt? Aha! E Amazoneſchlacht! Aber auch gar ſo e unheimlichs Süſchet!

Jö, aber die dort vorne gleicht der Fürſchtin! Nei, ganz Porträh! meinte nun die Frau Bürgermeiſter, wirklich, ganz der nämlich freundlich Ausdruck!

Herr Kanaliſationsdirektor, erinnert Sie jetz die Landſchaft hintedraan nit auch an unſer Klippeberg — ich mein dort, die Felspartie?

Ah, die Frau Vorſtand! Auch herausgewagt, bei dem Wetter? Ja, was tut man nicht der Kunſcht zulieb!

Mir iſchs jetz doch, als ob ich neulich in unſrer Schurnalmapp e Bild gſäh hätt — ich mein, im Kunſchtwart iſchs gwäſe — von wem wars doch au gleich?

Meine Sie vielleicht der Gorgonzola?

O nei, nit der! Der malt ja ganz anderſch! Nei — mit ü iſchs was gwäſe — Fü . . . Sü . . . na alſo, 's iſch ja gleich — des hat ebe auch ſo e antiks Gſecht vorgſtellt. Aber ich muß ſchon aufrichtig ſage, des hier gfallt mir bei weitem beſſer!

Wenn doch die Damen nicht immer vergleichen wollten, warf der Kanaliſationsdirektor ein, Kunſt iſt Kunſt!

Dem jungen Maler ſtieg es ſiedendheiß zur Kehle auf — mit einem plötzlichen Entſchluß griff er nach ſeinem Hute.

Die Herrſchaften verzeihen gewiß —

In einer dunkeln Ecke an der Tür ſtand auch Lisbeth Lenz. Mit weit offnen Augen hatte ſie lange Zeit auf die Wand hingeblickt — alles Schönſte, was ſie je an Bildern geſehen, ſchien ihr dieſes noch zu übertreffen. Eine neue Welt ging ihr ahnungsvoll auf.

Dann krampfte ſich ihr Herz zuſammen. Mit haſtigen Schritten ſtürzte ihr Jugendfreund an ihr vorbei, zur Tür hinaus. Faſt hätte ſie ihn nicht wieder erkannt, ſo gealtert ſchien er. Die langen Finger zerrten nervös an der Uhrkette, auf dem mager gewordnen Geſicht hatte es wie von körperlichem Schmerz gezuckt.

Ach, ihr war geweſen, als müſſe ſie zu ihm hinlaufen, ſeinen armen Kopf in Ruhe betten. Und ihm dann ſagen, wie ſie ihn verſtehe, ſo ganz, ganz. Daß ihr

Digitized by Google

geweſen ſei, als habe ſie eben aus grauem Dämmerleben ein paar Minuten lang in eine fremde, farbenglühende Welt ſchauen dürfen und müſſe nun zurück in die Gefangenſchaft.

Aber wie konnte ſie noch an ſich und ihn denken, ſeitdem ſie die gepanzerte Geſtalt und ihren Blick auf dem Bilde geſehen hatte!

Und leiſe aufſchluchzend, wie ein verlaſſenes Vögelchen, ſchlich ſich Lisbeth Lenz durch das fallende Laub im Novemberdunkel nach Hauſe.

* * *

Das war wieder gottvoll! Minett, echt! echt! lachte die Fürſtin und warf ſich in den hohen Armſeſſel am Kamin.

Hab ich heut einige Damen zum Tee. Wir gehen ins Nebenzimmer, ich voran — keine folgt! Durch den Spiegel beobacht ich ſie. Mit den Händen auf den ſchwarzſeidnen Buſen ſtehn ſie alle, ſich verneigend, beteuernd, mit erregten Mienen. Jede will der andern den Vortritt laſſen! Aber bitte, meine Damen! ſag ich endlich.

Als hätte der Blitz eingeſchlagen, ſtürzt nun die dicke Klipſel voraus, daß ihre lila Coiffure aus aller Balance kommt — ſcheu zuſammengedrängt folgen die übrigen. Zum Totſchießen! Dieſe Feierlichkeit auf den Geſichtern! Dieſe —

Lachend zündete ſich die Fürſtin eine Zigarette an. Das Feuer im Kamin kniſterte luſtig; der rote Widerſchein ſpielte flackernd auf dem topaſenen Geſicht. Draußen ſang der Wind mit hohlklagenden Tönen, aber es hörte ſich zwiſchen den ſchweren warmen Gobelins und Teppichen wie aus weiter Ferne an.

Fräulein Minette kauerte auf einem der ſeidnen Purpurhocker, halb zu Füßen der Fürſtin.

Ach, ſeufzte ſie leiſe, nun kommt die Zeit, die uns Euer Durchlaucht wieder für lange entführt! Wie werd ich mich ſehnen nach dieſen Stunden der Sonne — könnt ich den Winter doch verſchlafen wie ein Murmeltier!

Gelangweilt zerpflückten die feinen Finger der Fürſtin eine gelbe Roſe.

Nur keine Sentimentalitäten, Minett, das iſt plebejiſch!

Die zarten Blätter glitten von ihrem Schoß zu Boden, von wo ſie wie feine Muſcheln aufleuchteten. Fräulein Minett erhaſchte eines davon und ſog, geſchloſſenen Auges, den matten Duft ein.

So rochen ſie ſchon in meiner Kinderzeit, ſprach ſie leiſe.

Ach, wie ſchwärmeriſch! Das würde Herrn Feller aber beglücken! Schad, daß Sie nicht jünger ſind, Minett. Schickt mir dieſer Menſch heute früh einen Strauß aus ſeinem Garten — pah! Die Sache fängt an mich zu ennuyieren! Ich glaubte inzwiſchen, er ſei vernünftig geworden.

In Fräulein Minetts Augen glimmerte es wie Phosphor auf — oder ſpiegelte ſich nur die erlöſchende Glut darin?

Das ſcheint er auch, ſagte ſie devot, denn bei aller Verehrung und Bewunderung für Euer Durchlaucht hätte er die Roſen doch wohl lieber anderswo hingetragen, wenn nicht ſeine Mutter ihn beſtimmt —

Der Fürſtin Naſenflügel weiteten ſich — ein Zucken ging durch den Körper, als wolle ſie aufſpringen. Das war viel, was dieſe kleine Kröte ſich herausnahm — ſehr viel. Ihre Hand zuckte — aber Ihre Durchlaucht bezwang ſich. Mit eiſiger Stimme fragte ſie: Wieſo? Hat der Menſch hier irgendeine Paſſion?

Fräulein Minett neigte untertänig das Haupt.

Nun, und für wen?

Ich weiß nicht, ob die Betreffende das Glück hat, daß Euer Durchlaucht ſich ihrer gnädigſt entſinnen — es iſt das Fabrikantentöchterlein, drunten aus der Säge —

Ah ſo, von dem reichen Lenz das Kind — ja, ich erinner mich — ſo ein ſommerſproſſiges Gänſeblümchen! Vorzüglich! Warum ſagten Sie mir das nicht ſchon eher, Minett?

Die Sache iſt dem jungen Feller erſt in den letzten Tagen ſo recht zum Bewußtſein gekommen, Durchlaucht.

Nachläſſig warf die Fürſtin ihre Zigarette ins Feuer. Die dunkeln Augen ſchauten hinterdrein, wie ſie in Aſche zuſammenſank.

Sie können gehen, Minett.

Lautlos glitt das ſchwarze Angorakätzchen vom Seſſel herunter; nur das dunkelſeidne Kleid rauſchte leiſe, und es war, als ſträube ſich das Haar unter dem Netze in die Höhe. Die Fürſtin beachtete ſie nicht weiter, hatte ſich umgedreht und blätterte in einem Heft des Journal amusant, das ſie vom Tiſch genommen.

Wenn mir Euer Durchlaucht zürnen —

Sie ſollen gehen! ſchrie die Fürſtin plötzlich und ſtampfte hart mit dem Fuße.

Da huſchte Fräulein Minett wie ein Schatten durch die hohe Eichentür hinaus.

Die Fürſtin ließ das Heft ſinken. Dann ſprang ſie auf und durchglitt geräuſchlos den Saal, wie ein Panther, der ſeine Beute beſchleicht, um ſich dann pfeilſchnell drauſzuſtürzen und die tödlichen Krallen einzuſchlagen. Das hatte er gewagt? Ihr ein bürgerliches Gänschen vorgezogen? Ihr das? Und der raſende Menſch bildete ſich zugleich ein, ſie intereſſiere ſich für ihn? Und ſie hatte ihn ſo ſicher zu halten geglaubt, wie bisher alle, ſodaß das Spiel ſchon, wie gewöhnlich, angefangen hatte ſie zu langweilen.

Zum erſtenmal wurde ſie ſtutzig an der Macht ihrer Perſönlichkeit. Das ertrug ſie nicht. Haſtig warf ſie ein paar Worte auf einen Bogen. Ja, ſo wollte ſie es machen. Damit bekam dann auch die etwas peinliche Erinnerung an den Abend mit dem Panzerhemd eine nachträgliche, ihr wohl erwünſchte Wendung. Sie kuvertierte den Brief und klingelte.

Hier, dies ſofort an Herrn Kunſtmaler Feller — und die Roſen dort, hinaus, ſie duften ſchon welk — ſo, 's iſt gut —

Die Tür fiel geräuſchlos zu, und die Fürſtin warf ſich in ihren Schaukelſtuhl. Sie lehnte den Kopf hintenüber und ſchloß die Augen. Die gewöhnliche Farbe kehrte auf ihr Geſicht zurück — es ſah aus, als ſchliefe ſie. Nach einiger Zeit aber zogen ſich die Mundwinkel leiſe in die Höhe, und zwiſchen den zugedrückten Lidern ſchoß es wie ein gelber Blitz hervor — man ſah, daß ſich vor ihrem innern Auge ein Bild abſpiegelte, das ihr die verlorne Zufriedenheit wiedergab. Sie lächelte.

* * *

Robert ſaß mit ſeiner Mutter beim Nachmittagskaffee. Auf die letzten ſtürmiſchen Tage war ein wolkenlos blauer Morgen gefolgt. Mild lag die Herbſtſonne im Fenſter, an dem der grüne Papagei plappernd in ſeinem Käfig herumkletterte. Vom Ofen ſchaute, zwiſchen zwei neuen Makartſträußen, die Germania ſiegesfroh herab; ein Sonnenſtrahl funkelte, die Augen blendend, gerade auf ihrem mit Bronzetinktur angeſtrichnen Gewand!

O ſchau, Robbert, wie ſchön auch! ſagte die alte Frau, ich mein, könnſch du jetz dene andre Figure auf deim Bild nit auch ſo was anziehe? Ich verſchteh ja gwiß nix von der Kunſcht! Aber des, mein ich, fühlt doch e jeds! Die Frau Rentamtmann —

Hat es wohl auch gefühlt? fiel Robert lächelnd ein. Ja, Mutter, aber es würde die ganze Farbenwirkung zerreißen — und dann — es gibt doch auch nichts Schöneres als den menſchlichen Körper!

Jöſſes, Rabbert! Sag ſo was nur nit bei de Leut oder gar bei der Fürſchtin heut Abend! Und erregt löffelte ſie ihre aufgeweichte Semmel aus der Taſſe.

Aber dann tu ihne doch wenigſchdens was um. Ich mein ſo, wie ichs drin im Salon bei unſrer Statü gmacht hab! Und ſie deutete durch die offne Tür auf das kleine Gipsfigürchen, das mit einer ſchwarzen Sammetbinde um die Hüften, traurig unter ſeiner weißen Gazehülle, die zum Schutz gegen die Fliegen um ſie gelegt war, hervorſah.

Robert ſtand auf. Die niedere Stubendecke fing an, ihm wie Blei auf das Hirn herabzudrücken. Da polterte es an der Tür — ſein Vater trat ein.

Ja, biſch du ſchon zrück, Vatterle?

Der Alte antwortete nicht. Mit harten Schritten ſtieg er durchs Zimmer, daß die Einmachegläſer auf dem Schrank aneinander klirrten. Sein Geſicht war blaß — die roten Hände griffen zuckend in die Luft.

Vater, um Gottes willen, was iſt paſſiert?

Nichts iſt paſſiert! Aus iſts! Und er warf ſich keuchend in die Sofaecke.

So red doch, red doch, Vatter!

Meinen Namen ſoll ich unterſchreiben unter ein Schriftſtück, das ich mit meiner Ehr nit verantworten kann! Er wills — der . . .! Alle andern Herren haben unterſchrieben. Ne Dank- und Huldigungsadreſſe ists für den Miniſter, ehe er in die andre Reſidenz hinüberzieht. Sein Sekretär, der verkrachte Pole, hat ſie aufgeſetzt und in Umlauf gebracht. Von der aufrichtigen Trauer, daß er bald abreiſt, iſt die Red, von leuchtendem Vorbild, ſelbſtloſer Pflichterfüllung, von Edelſinn — ſo gehts weiter, immer dicker, ganz unglaublich!

Ich ſag dem Sekretär, das unterſchreib ich nicht; wozu der Herr Miniſter die Adreß nötig hätt. Auf die Bemerkung hin läßt mich der Miniſter kommen, fragt mich nach längern Redensarten ganz einfach, ob ich unterſchreiben will oder nicht. Jetzt erfordere es ſeine Ehre, daß ich meine Bemerkungen auf dieſe Weiſe gut mache. Er wolle meine Weigerung vergeſſen, aber — Sie wiſſen, mein lieber Forſtmeiſter, daß Ihre Stellung ſeit letztem Winter ſo wie ſo auf etwas wackligen Füßen ſteht. Ihr Alter kommt hinzu, eine jüngere Kraft wäre längſt erwünſcht, überlegen Sie ſich den Fall.

Ich bin gegangen; hab aber geſagt, ich brauche nichts zu überlegen.

Jöſſes, Vatter! Vatter! Laut weinend ſchlug die Frau die Hände zuſammen, ſo unterſchreibs doch, 's wird ja nit ſo drauf ankomme! Häng doch der Mantel ä biſſel mehr nach 'm Wind!

Weib! brüllte der Alte und donnerte mit der Fauſt auf den Tiſch, daß der Kaffeedeckel ab und in tauſend Scherben zu Boden flog.

Robert legte ſeinem Vater ruhig den Arm um die Schulter. Komm, Vater. Natürlich unterſchreibſt du es nicht. Jetzt trink aber mal erſt deinen Kaffee. Dann laß uns einen Gang in die Wieſen machen und beſprich mit mir alles ausführlich. Wir wollen ſehen, was zu tun iſt.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsſpiegel. (Politik im Oſten. Etwas vom Staatsſinn. Braunſchweig. Das Kabinett Clemenceau.)

Es iſt vor einiger Zeit von diplomatiſcher Seite ausgeſprochen worden, daß die Deutſchen im Gegenſatz zu früher das nervöſeſte Volk der Gegenwart geworden ſeien. Das präge ſich in der leichten Erregbarkeit der öffentlichen Meinung und namentlich auch der Preſſe aus, die einen ihr früher ganz unbekannten und dem Grundton des deutſchen Nationalcharakters völlig fremden Hang zum Senſationellen angenommen habe. Der Staatsmann, der dieſe Meinung äußerte, hat gute Kenntniſſe auf dem Gebiete der Völkerpſychologie. Er kennt die großen Nationen Europas aus eigner Anſchauung und hatte Gelegenheit genug, Vergleiche in der Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten in den einzelnen Ländern anzuſtellen. Es iſt in uns Deutſche entſchieden ein undeutſcher Zug gekommen, der das nationale Phlegma in ſein Gegenteil verkehrt, ohne die Nation mit größerer politiſcher Leiſtungsfähigkeit zu erfüllen. Früher galt das nur für die Deutſchöſterreicher, die durch ihre ſenſationelle Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten ſchließlich dahin gekommen ſind, daß ihr Deutſchtum keinem fremden Andringen mehr ſtandhält. Sie weichen nicht nur vor den Ungarn, den Italienern und den Polen zurück, ſondern auch vor den Tſchechen, den Slowenen, kurzum vor der geringfügigſten fremden Nationalität. Damit iſt ihnen ihre Beſtimmung, in Öſterreich zu herrſchen, vollſtändig verloren gegangen, auf dieſer deutſchen Ohnmacht beruhen die ſchwankenden Zuſtände in der Habsburgiſchen Monarchie, beruht das allgemeine Vordringen des Slawentums in Oſteuropa. Der alte deutſche Wall, der ſo oft dem Andringen der Mongolen, der Türken und andrer feindlicher Heerſcharen ſtandgehalten hat, iſt durchbrochen. Die ſlawiſche Flut ſteigt, und unter den Staatsmännern Öſterreichs hat ſich in den letzten vierzig Jahren kein einziger gefunden, der als umſichtiger Deichhauptmann imſtande geweſen wäre, die Lücke wieder auszufüllen und den ſchützenden Damm wiederherzuſtellen.

Das Anwachſen des Polentums in unſern öſtlichen Provinzen iſt eine Teilerſcheinung dieſes Vordringens des Slawismus in Oſteuropa und iſt demgemäß als ſolche aufzufaſſen und zu behandeln. Sie iſt, wie auch der Reichskanzler Fürſt Bülow wiederholt betont hat, gegenwärtig die wichtigſte innere Frage Preußens, namentlich ſeitdem ſich die ſteigende polniſche Flut nicht mehr auf Poſen und Weſtpreußen beſchränkt, ſondern auch die andern öſtlichen Provinzen bedroht, ſich in Schleſien ausbreitet, in Berlin zur Erſcheinung kommt und ebenſo im Weſten des Landes, im Rheinland und in Weſtfalen, in ganz unerhörtem Umfange zunimmt. Der Gedanke, den Bismarck im Jahre 1863 und ſpäter auch noch 1867 in ſeiner berühmten Polenrede vor dem Norddeutſchen Reichstage entwickelt hat, daß die polniſchen nationalen Aſpirationen nun von Adel und Geiſtlichkeit getragen ſeien, während ſich der Bauer, froh, der Adelsherrſchaft entronnen zu ſein, unter dem Zepter der Könige von Preußen ſehr wohl fühle, iſt längſt nicht mehr haltbar. Dieſe Theorie, ſo richtig ſie vor vierzig Jahren noch war, hat ſich längſt überlebt. Die preußiſchen Gymnaſien und die preußiſchen Realſchulen haben einen polniſchen Bürgerſtand erſchaffen, der ehedem vollſtändig fehlte, der aber ſeit Jahrzehnten in allen bürgerlichen Klaſſen und Berufszweigen mehr und mehr zur Geltung gelangt iſt. Der Rechtsanwalt, der Arzt, der Ingenieur, der Architekt, der Zahntechniker, der Tierarzt, der Kaufmann, kurzum alle Berufszweige, die zu einer gut

organiſierten bürgerlichen Geſellſchaft gehören und ehedem im Oſten, wenn nicht ausſchließlich, ſo doch weit überwiegend in deutſchen Händen waren, ſind jetzt reichlich durch Polen vertreten. Es gibt kein bürgerliches Gewerbe mehr, worin die Polen noch auf die Deutſchen angewieſen wären. Sie haben ſich in aller und jeder Richtung längſt ſelbſtändig und vom Deutſchtum unabhängig gemacht, zum großen Teil überwiegen ſie ſchon. Der ehedem nur politiſche und konfeſſionelle Gegenſatz hat ſich auch auf das wirtſchaftliche Gebiet übertragen. Deutſche und Polen meiden einander als Kunden und Käufer; mit Ausnahme der Anforderungen des Staates, des öffentlichen gemeinen Weſens, gibt es kaum noch ein gemeinſames Intereſſe für ſie. Um ſo mehr Gegenſätze, bei denen leider zutage tritt, daß die Polen einheitlich und geſchloſſen auftreten, während ſich die Deutſchen nach geſellſchaftlichen, wirtſchaftlichen und politiſchen Auffaſſungen ſpalten. Der deutſche Agrarier im Oſten hält viel mehr zum polniſchen Agrarier als zum Oſtmarkenverein, den auch ein nicht geringer Teil unſrer Bureaukratie als Wurzel alles Übels, das heißt aller Unbequemlichkeiten für eine bequem gewordne Beamtenſchaft, anſieht und behandelt. Der polniſche Adel von heute in den Oſtmarken iſt weit davon entfernt, ſich an die Spitze revolutionärer Bewegungen zu ſtellen. Er begünſtigt ſelbſtverſtändlich die nationalen Aſpirationen nach Kräften, hält ſich perſönlich aber zurück in der ſtillen Hoffnung, nicht eine preußiſche, wohl aber eine Hofpartei zu werden, die als ſolche zu ähnlichem Einfluß gelangen könnte wie in Öſterreich der polniſche Adel Galiziens. Die Zukunftshoffnungen, die einſt in der Tatſache ihren Ausdruck fanden, daß die polniſchen Damen der Provinz Poſen der Kaiſerin und Königin Friedrich bei ihrem Beſuche in Poſen, bald nach der Thronbeſteigung im Frühjahr 1888, nicht eine deutſche Adreſſe oder eine polniſche mit deutſcher Überſetzung, ſondern eine ſolche in franzöſiſcher Sprache überreichten, leben in unſerm polniſchen Adel noch heute. Sie haben in dem Poſener Schloßbau eher eine Ermutigung als eine Ernüchterung gefunden, denn man ſagt ſich in dieſen Kreiſen, daß ein kaiſerliches oder königliches Hoflager in Poſen ohne den polniſchen Adel auf die Dauer doch nicht denkbar ſei, wobei nicht das Schloß den Adel, ſondern der Adel als der ſtärkere Magnet das Schloß anziehen werde. Auf derſelben Linie bewegt ſich der polniſche Klerus, der in ſeinen oberſten Spitzen diplomatiſierend, in ſeinen breitern Schichten rückhaltlos polniſch iſt. Auch die erzbiſchöfliche Kurie in Poſen iſt weit davon entfernt, das im Entſtehen begriffne königliche Schloß als eine Art Zwing-Uri anzuſehen. Auch in jenen Kreiſen iſt man der Überzeugung, daß nicht das Schloß die Kurie, wohl aber dieſe das Schloß beeinfluſſen werde, gerade ebenſo wie der Ankauf polniſcher Güter durch die Anſiedlungskommiſſion zu einer wirtſchaftlichen Bereicherung des Polentums, ſei es durch die Käufe ſelbſt, ſei es durch die damit verbundne enorme Steigerung der Gutspreiſe geführt hat. Die Auswanderung aus Deutſchland iſt längſt minimal geworden, und die Bevölkerung nimmt dafür jährlich um 800000 Seelen zu, trotzdem iſt und bleibt der Mangel an Arbeitskräften infolge des Rieſenaufſchwunges der Induſtrie ſehr groß, und da iſt es ſelbſtverſtändlich und wird von der rheiniſch-weſtfäliſchen Induſtrie rundweg zugegeben, daß eine ſich in ſich ſelbſt ſo ſtark vermehrende Bevölkerung, wie die polniſche, unter ſolchen Umſtänden ſchwer in die Wage fällt. Ja man darf hinzufügen, je mehr das Polentum ſeine wirtſchaftliche Lage verbeſſert, um ſo zahlreicher, um ſo geſchloſſener und um ſo erfolgreicher tritt es auch in ſeinen untern Maſſen auf. Die Hochſpannung, mit der die deutſche Induſtrie gegenwärtig arbeitet, geht am beſten aus dem Umſtande hervor, daß der alljährliche Zuwachs der männlichen Bevölkerung um 400000 Seelen, der in dieſer Stärke von Jahr zu Jahr in das deutſche Erwerbsleben hineinwächſt, nicht ausreicht, die

Aufnahmefähigkeit der deutſchen Werkſtätten zu befriedigen, die fort und fort der Landwirtſchaft die Arme entziehen und durch ihre eigne Unerſättlichkeit im Verbrauch von Menſchenkräften die Löhne auf allen Gebieten ins Unendliche ſteigern.

Das aggreſſive Vorſchreiten des Polentums wird auch dieſesmal wieder den preußiſchen Landtag beſchäftigen. Die Tätigkeit der Anſiedlungskommiſſion ſoll ausgedehnt werden, man wird ihr vorausſichtlich auch eine andre Organiſation geben. Zur Erwägung wird unter anderm auch die Frage gelangen müſſen, ob es nicht notwendig werden dürfte, den Grunderwerb auch auf ſtädtiſchen Grundbeſitz auszudehnen. Der durch die Anſiedlungskommiſſion ausgekaufte polniſche Landwirt zieht in die Städte, kauft ſich dort von neuem an und iſt inmitten der intelligentern Stadtbevölkerung ein viel zäheres Element des Widerſtandes als zuvor draußen inmitten ſeiner Felder. Deutſchland hatte ehedem eine kultivierende und koloniſierende Kraft über ſeine Grenzmarken hinaus. Die Blüte dieſer Kraft wird durch die Tätigkeit des Deutſchen Ritterordens bezeichnet, deren letzte Spuren heute in Kurland, Eſtland und Livland dem ruſſiſchen Anſturm erliegen. Seit dem Niedergange des Ordens iſt dieſe Kraft erlahmt. Wir haben in allen unſern Grenzmarken, in Nordſchleswig, in Poſen, im Elſaß und in Lothringen, ja ſogar in der preußiſchen Rheinprovinz in der Gegend von Saarlouis, nicht mehr die nationaliſierende Kraft betätigen können, die Frankreich in ſeinen Grenzländern mit vollem Erfolge zur Anwendung gebracht hat, zum Beiſpiel in Nizza, das ihm noch nicht ein halbes Jahrhundert lang gehört. Hätten wir das Elſaß und Deutſch-Lothringen nicht im Jahre 1870 zurückgenommen, ſo würde auch dort wahrſcheinlich das Deutſchtum in den untern Klaſſen und bei der ländlichen Bevölkerung ebenſo dem Untergang verfallen geweſen ſein, wie dies in den obern Schichten der Fall war und zum großen Teil heute noch iſt.

In dieſem Punkte gilt nicht einmal als Entſchuldigung, daß Frankreich Einheitsſtaat, Deutſchland aber nur Bundesſtaat ſei, und daß darum bei uns in den Grenzmarken niemals der volle nationale Druck, wie im Einheitsſtaate, zur Anwendung komme. Das kann weder für Poſen noch für Nordſchleswig oder für Saarlouis uſw. geltend gemacht werden, die doch immerhin mit der vollen Schwerkraft des preußiſchen Staats regiert worden ſind. Aber allerdings greift hier ſeit 1867 die Bundes- und Reichsverfaſſung, man könnte ſagen im reichsfeindlichen Sinne, ein, indem ſie dieſen Landesteilen neben dem preußiſchen Wahlrecht auch noch das allgemeine Stimmrecht der Reichsgeſetzgebung verliehen hat, deſſen Betätigung auf der agitierenden Bearbeitung der Maſſen beruht und darum in dieſen Provinzen entſchieden im antideutſchen Sinne wirkt. Ferner hat die Reichsgeſetzgebung über alle deutſchen Staatsangehörigen eine Fülle von individuellen Rechten ausgegoſſen, die die einzelſtaatliche Geſetzgebung früher nicht kannte. Somit läßt ſich allerdings ſagen, daß die Reichsverfaſſung und das allgemeine Stimmrecht für die Germaniſierung und die Behauptung unſrer Grenzprovinzen in hohem Grade erſchwerend wirken. Damit mag es ſich, neben den oben angeführten Gründen, ebenfalls erklären, daß in Poſen und in Weſtpreußen der polniſche Adel und der polniſche Klerus in den Hintergrund treten. Das allgemeine Stimmrecht hat ſeit 1867 die Maſſen bewaffnet, das heißt mit dem Schwert des Stimmzettels verſehen, das ſie früher nicht führten, dazu iſt das gebildete Bürgertum getreten, das den polniſchen Heerbann organiſiert und leitet und dabei der ſtillen Mitwirkung des Adels, der Aſſiſtenz und des Segens der Kirche gewiß iſt. Man könnte dem ja entgegenhalten, daß in Nizza zum Beiſpiel ebenfalls das allgemeine Stimmrecht beſteht. Gewiß, aber daneben das franzöſiſche Präfektentum, die ſcharf konzentrierte Staatsmacht, die in nationalen Fragen, unter welcher Regierung immer, abſolut keinen

Spaß verſteht und darin von der ganzen Nation einmütig unterſtützt wird. In Deutſchland dagegen haben wir erſtens das ganze Zentrum auf der Seite des Polentums und dann noch eine nicht geringe Zahl der andern Parteien, denen der Doktrinarismus oder das Parteiintereſſe viel höher ſteht als die Staatsidee. Dies iſt auch mit der innerſte Grund für ſo viele auffallende Erſcheinungen in unſerm öffentlichen Leben. In Frankreich, England und Italien geht zum Beiſpiel die öffentliche Meinung, geht die Preſſe mit den Miniſtern gewiß mitunter ſehr rückſichtslos um, iſt aber ſofort empfindlich, wenn die ausländiſche Kritik in demſelben Sinne vorgeht. Ein großer Teil der deutſchen Preſſe dagegen glaubt ihren Leſern das größte Vergnügen zu bereiten, wenn ſie tadelnde oder ſpottende Urteile ausländiſcher Blätter über den Reichskanzler, Miniſter, ja über den Kaiſer ſelbſt mit Behagen abdruckt.

Die gegenüber der Zeit vor vierzig Jahren größere Zurückhaltung, richtiger: veränderte Haltung des polniſchen Klerus ſoll jedoch keineswegs ſo gedeutet werden, als ob er nicht zu den eifrigſten Förderern der nationalen Aſpirationen zählte. Im Gegenteil, die reichen Mittel, die ihm innerhalb der Ausübung des kirchlichen Amtes zur Verfügung ſtehn: Kanzel, Beichtſtuhl, private Einwirkung in der Familie und auf die wirtſchaftlichen Verhältniſſe, gewähren ihm ein außerordentlich ergiebiges Feld der Tätigkeit, das durch die Beſtimmungen der Reichsverfaſſung und durch das allgemeine Stimmrecht ebenfalls eine Ausdehnung ins Ungemeſſene erfahren hat. Hier ſetzt aber auch zugleich der internationale Charakter der Agitation ein. Im religiöſen Gewande iſt ſie an keine Landesgrenzen gebunden, ſie umfaßt Poſen, Galizien und das ruſſiſche Polen gemeinſam, verſinnbildlicht ſolchergeſtalt das altpolniſche Reich und ſtellt durch die Identifizierung von polniſch und katholiſch ein ſchier unangreifbares Refugium dar. Somit beſteht auch in Preußen die Stärke der polniſchen Bewegung gerade darin, daß ſie ihre Wurzeln ſo viel wie möglich auf das religiöſe und konfeſſionelle Gebiet verlegt und dadurch nicht allein die Staatsgewalt zum Teil entwaffnet, ſondern ſich auch entweder die direkte Unterſtützung andrer Parteien ſichert, aber ſie bedenklich macht, der Regierung die für eine nachhaltige Bekämpfung des Polonismus nötigen Waffen zu leihen. Beim Zentrum werden die Polen ſelbſt für die weiteſtgehenden Forderungen Verſtändnis und Unterſtützung finden. Bei den konſervativen ſowohl als bei den demokratiſchen Parteien werden ſie immer auf doktrinäre aber rechtliche Bedenken rechnen können, die dieſe Parteien verhindern, der Regierung bedingungslos Folge zu leiſten. Dieſe kann für die Bekämpfung des Polentums mit abſoluter Sicherheit nur auf die Reichspartei, die Nationalliberalen und einen Teil der Freiſinnigen rechnen. Auf die Konſervativen erſt dann, wenn es ſich um unmittelbaren Aufruhr handeln würde. Gerade dieſer zuletzt erwähnte Umſtand beweiſt, wenn man ihn mit den Zeiten und den Auffaſſungen Grolmans und Flottwells vergleicht, wie ſehr unter dem Einfluſſe des Verfaſſungslebens und des Strebens der Parteien nach Einfluß und Herrſchaft der Staatsgedanke in Preußen gelitten hat. An dem ſchließlichen Mißerfolge mögen ja immerhin manche Mißgriffe in den ſtaatlichen Maßnahmen mit die Schuld tragen. Die Hauptſchuld fällt dem mangelnden Staatsſinne zu, wie er ſich unter unſerm Verfaſſungsleben entwickelt hat, und der nicht nur dem Polentum, ſondern vielen andern ſtaatlichen Aufgaben gegenüber verſagt. Man ſchreibt dem Miniſterialdirektor Althoff in Berlin den Ausſpruch zu, die Deutſchen hätten ſo viel mit Philoſophie und Kunſt zu tun, daß ihnen für die Politik nichts übrig bleibe, und daß man ſich nicht wundern dürfe, wenn ſie ſchlechte Politiker wären. Das trifft im Vergleich mit andern großen Nationen vollſtändig zu. Wir bleiben das „Volk der Dichter und Denker", deſſen Schwächen auch die Auferſtehung des

Reiches überdauert haben und gleich der Erbſünde von Geſchlecht zu Geſchlecht fortwuchern. Deshalb kommen wir überall zu ſpät, deshalb bedürfen wir unausgeſetzt einer ſtarken führenden Hand und werden ſofort nervös, wenn wir, uns ſelbſt überlaſſen, gelegentlich durch ſtarke Impulſe aufgerüttelt werden. Auf dieſe Nervoſität führt, wie geſagt, eine große Menge auffälliger Erſcheinungen der letzten Jahre zurück. Sogar der Verlauf des bekannten Vorganges in Köpenick mit ſeinen lächerlichen und mit ſeinen ſehr ernſten Seiten iſt daraus zu erklären.

Ein gewiſſer Mangel an common sense ſpielt unverkennbar auch in der braunſchweigiſchen Frage eine Rolle. Dieſe Angelegenheit iſt ſo recht dazu angetan, die Stärken und die Schwächen eines bundesſtaatlichen Organismus zu enthüllen. Rechthaberei, Doktrinarismus und ein gewiſſer Rechtsfanatismus erweiſen ſich innerhalb der Welfenpartei und darüber hinaus ſtärker als der Staatsſinn. Kaum war 1871 der Reichsgedanke geboren, ſo ſuchte man faſt in jedem einzelnen deutſchen Staate ſorgfältig nach Gebieten, auf denen das Reich nicht zuſtändig war und — nach einem bekannten Worte „Bismarck nix tau ſeggen hätt'“. Solche Regungen ſind ſogar an Stellen vorhanden geweſen und heute noch nachweisbar, die ſonſt als Vorbilder nationaler Geſinnung mit in der erſten Reihe ſtehn. Demgemäß geht auch die cumberländiſche Politik darauf hinaus, die Sache in einem geeignet erſcheinenden Augenblick an den Bundesrat zu bringen, wo — wenigſtens nach der Anſicht der „Germania“ und andrer klerikaler Blätter — Preußen mit Sicherheit majoriſiert werden würde. Wenngleich dieſe Rechnung wohl ohne den Wirt gemacht iſt, ſo iſt doch immerhin die Tendenz bezeichnend, die ihr zugrunde liegt, und die nachträglich alle die Bedenken rechtfertigt, die Kaiſer Wilhelm der Erſte im Winter 1870 gegen die Annahme der Kaiſerkrone mit dieſer Verfaſſung gehabt hat. Es iſt die politiſche Überzeugung ſeines ganzen Lebens geweſen, daß Preußen in ſeinem deutſchen Bundesverhältnis nicht majoriſiert werden dürfe. So hatte er als Thronfolger gedacht, und als König hat er wiederholt das Wort ausgeſprochen: „Ich laſſe Preußen nicht majoriſieren.“ Eine Majoriſierung Preußens in der braunſchweigiſchen Angelegenheit, die für Preußen zu einer Lebensfrage geworden iſt, würde weitreichende Folgen haben, die weit über den unmittelbaren Anlaß hinausgehn. Daher das Beſtreben aller dem Reiche und Preußen feindlich gegenüberſtehenden Elemente, die Sache vor das Forum des Bundesrats zu ziehen.

Durch einen einfachen Verzicht aller Agnaten des Cumberländiſchen Hauſes auf Hannover, wie die braunſchweigiſche Landesverſammlung glaubt, iſt die Frage wohl nicht mehr zu löſen. In allem übrigen läßt Preußen der berufnen Vertretung des braunſchweigiſchen Landes die völlig freie Selbſtbeſtimmung, auch wegen der Perſon des künftigen Regenten. Man dürfte in Berlin ſehr weit davon entfernt ſein, den Braunſchweigern ein Regiertwerden von Berlin aus aufzudrängen. Eine preußiſche Kandidatur für die Regentſchaft beſteht abſolut nicht, und der Kaiſer hat zu keiner Stunde daran gedacht, einen ſeiner Söhne oder den Prinzen Heinrich dafür in Ausſicht zu nehmen. Was den Prinzen Heinrich namentlich anlangt, ſo liegt für dieſen nach ſeinem Charakter und nach ſeiner Vergangenheit der Wunſch, die Schlachtflotte des Reiches zu kommandieren, viel näher als der, ein kleines Herzogtum interimiſtiſch, auf Cumberländiſche Kündigung, zu verwalten. Dieſe Situation iſt es, die den verewigten Prinzen Albrecht bei allem Pflichtgefühl in der Stellung als Regent nicht ſo warm hat werden laſſen, wie es ſonſt in den Wünſchen des Prinzen ſowohl als des Landes lag. Er hat mit dem Pflichtgefühl ſeines Hauſes einem Wunſche des Kaiſers und einer preußiſchen Staatsnotwendigkeit Folge geleiſtet, hat aber dabei innerlich doch immer vor der Erwägung geſtanden, zumal bei vorrückendem Lebensalter, ob es der Würde eines

preußiſchen Prinzen völlig angemeſſen ſei, als Platzhalter des Herzogs von Cumberland zu fungieren. Ebenſowenig iſt ſelbſtverſtändlich irgendeiner politiſch maßgebenden Perſönlichkeit in Berlin der Gedanke gekommen, die Situation Braunſchweigs für Annexionsabſichten auszunutzen. Das Schickſal des Landes liegt ausſchließlich in der Hand des Regentſchaftsrates und der Landesverſammlung, ſelbſtverſtändlich mit dem Vorbehalt, daß Preußens Lebensintereſſen nicht durch ein welfiſches Regiment verletzt werden.

Eigentümlich berührt der Vorwurf, den die ſtaatsrechtliche Kommiſſion der ~~Landesverſammlung gegen „die Schlüſſigkeit" der Antwort des Reichskanzlers~~ erhebt. Was der Vorſitzende des Bundesrats dieſem zu unterbreiten gewillt iſt, ſteht ausſchließlich *bei ihm*, ebenſo wie der Bundesrat durch Majoritätsbeſchluß die Erledigung ihm vorgelegter Schriftſtücke *ablehnen* kann. Nach der Geſamtlage konnte Fürſt Bülow eine andre als eine ablehnende Antwort gar nicht geben. Um ſo erfreulicher iſt es, daß von einer abermaligen Mitteilung des Beſchluſſes an den Herzog und den Reichskanzler abgeſehen worden iſt.

Die Neubildung des franzöſiſchen Kabinetts mit Herrn Clemenceau an der Spitze kann möglicherweiſe dazu führen, daß chauviniſtiſche Färbungen in Paris wieder etwas ſtärker in den Vordergrund treten und den Gerüchten von Abmachungen mit England gegen Deutſchland neue Nahrung geben. Nach den Vorgängen des vergangnen Jahres iſt es, wenn auch nicht gerade notwendig, ſo doch begreiflich, daß ein Politiker, der nach der Miniſterpräſidentſchaft der Republik trachtet, in ſeinen öffentlichen Kundgebungen auch die nationale Saite ſtärker anklingen läßt. Man kann das beachten, aber es bietet an ſich keinen Grund zur Aufregung, hoffentlich werden unſre Zeitungen nicht nervös, wenn Herr Clemenceau und ein Teil der Pariſer Preſſe mit dem Säbel raſſelt. In dieſem Falle gehört Klappern zum Handwerk. Im übrigen dürfte aber der Betätigungsdrang des fünfundſechszigjährigen Miniſters nicht ſo gewaltig ſein, daß er außer ſeinem Portefeuille den Frieden Frankreichs und vielleicht die Exiſtenz der Republik auf das Spiel ſetzt. Die franzöſiſchen Miniſterien pflegen nicht von langer Lebensdauer zu ſein, chauviniſtiſche Tendenzen, denen die Bevölkerung in ihrer großen Mehrheit widerſtrebt, ſind ſchwerlich geeignet, die vorausſichtliche Lebensdauer des Kabinetts Clemenceau zu verlängern. Das Beſtehen militäriſcher Abmachungen zwiſchen England und Frankreich iſt vom Standard und andern Organen der engliſchen Publiziſtik in der jüngſten Zeit mit Entſchiedenheit in Abrede geſtellt worden, aber auch das Vorhandenſein eines protokollariſchen Gedankenaustauſches über eine etwaige Kooperation wäre an ſich nicht von weſentlicher Bedeutung. Ein ſolcher beſteht zwiſchen Rußland und Frankreich ſchon ſeit vielen Jahren. So etwas gehört zum Geſchäft der Generalſtäbe, und es bedarf nach allem, was aus dem ſchriftlichen Nachlaſſe Moltkes über deſſen Vorarbeiten bekannt geworden iſt, keines Erinnerns, daß auch unſer Generalſtab längſt alle kriegeriſchen Möglichkeiten, die für Deutſchland in Betracht kommen könnten, in den Kreis ſeiner Berechnungen gezogen hat. Bekanntlich iſt England jetzt im Begriff, einen Generalſtab nach preußiſchem Muſter aufzuſtellen, und dieſem erſt würde die Aufgabe zufallen, die Vorarbeiten für die künftigen möglichen Kriege Englands zu ſchaffen. Wir wollen gern überzeugt ſein, daß wenn Deutſchland heute einen ungerechtfertigten Krieg gegen Frankreich vom Zaune bräche, wir England an Frankreichs Seite finden würden. Da aber eine ſolche Abſicht in Deutſchland bei niemand beſteht, und da auch wohl in Frankreich niemand daran denkt, eine ſolche Veranlaſſung herbeizuführen, ſo laufen alle Erörterungen über militäriſche Abmachungen zwiſchen den beiden Mächten auf theoretiſche Spielereien ohne praktiſche Bedeutung hinaus.

Digitized by Google

Der ruſſiſche Miniſter des Auswärtigen, Herr von Iswolsky, weilt in Paris und aſſiſtiert der Geburt des neuen Miniſteriums. Es iſt begreiflich, daß er nach der franzöſiſch-engliſchen Annäherung, die England wiederholt als die unerſchütterliche Baſis ſeiner Politik bezeichnet hat, das Bedürfnis fühlt, ſich in Paris umzuſehen, wieviel für Rußland dort noch übrig geblieben iſt. Frankreich, der „Verbündete“ Rußlands, iſt der Verbündete Englands geworden und mit Japan in Reih und Glied getreten. Das iſt immerhin eine Tatſache, die die ruſſiſche Politik zu einer neuen Orientierung zwingt. Frankreich als Englands Freund würde ſelbſtverſtändlich Japan gegenüber heute zu einer viel ſtrengern und wohlwollendern Neutralität verpflichtet ſein, als die war, die es zur Zeit der Reiſe der ruſſiſchen Flotte, von der Oſtſee nach Oſtaſien betätigt hat. Die franzöſiſch-ruſſiſche Allianz, deren Inhalt authentiſch bis jetzt noch nicht bekannt iſt, hatte bei ihrem Abſchluß im Sinne der Franzoſen die Spitze unfehlbar gegen Deutſchland gerichtet. Es wird dereinſt von Intereſſe ſein, feſtzuſtellen, wieweit Rußland nach ſeiner Auffaſſung dieſe Allianz auf ein Zuſammengehen gegen England ausgedehnt hatte. Die Memoiren des Fürſten Hohenlohe erbringen in dieſer Beziehung ein Zeugnis, wenn er den Kaiſer Nikolaus vor deſſen Pariſer Reiſe im Jahre 1896 ſagen läßt, daß er England und die Engländer liebe, nicht aber die engliſche Politik, die er als eine ausgreifende bezeichnete. Da Rußland zu der Zeit, als Kaiſer Nikolaus auf vieles Beſtürmen den Franzoſen den Gefallen tat, bei ſeinem Beſuch das Wort „Allianz“ auszuſprechen, ſchon wieder in ſehr guten Beziehungen zu Deutſchland ſtand, eine Tatſache, der Kaiſer Nikolaus ebenfalls dem Fürſten Hohenlohe gegenüber einen ſehr beſtimmten Ausdruck verliehen hat, ſo läßt ſich mit um ſo größerer Sicherheit annehmen, daß er dieſes Wort Allianz nicht ausſchließlich im antideutſchen Sinne gemeint hatte und aufgefaßt wiſſen wollte. Nach den großen Niederlagen Rußlands hatte England deshalb ſehr leichtes Spiel, den Franzoſen klar zu machen, daß, da ſie von Rußland gegen Deutſchland doch nichts zu erwarten hätten, Frankreich viel beſſer bei England aufgehoben ſei, nachdem ſich beide Staaten über die kolonialen Differenzen, die doch ausſchließlich Ausgangspunkt eines Konflikts werden könnten, für die Dauer verſtändigt haben würden. Da England ſeiner Flottenpolitik den Twopower-Standard zugrunde gelegt hatte, ſo war es für das britiſche Kabinett ein ſehr naheliegender Gedanke, zu verhindern, daß ſich Frankreich nicht etwa Deutſchland näherte oder von dieſem mit Erfolg umworben werden konnte. Nachdem die ruſſiſche Flotte mindeſtens für ein Jahrzehnt in Wegfall gekommen war, lag es zu ſehr in Englands Intereſſe, die franzöſiſche Flotte an ſeine Flagge zu feſſeln. König Eduards Klugheit und Liebenswürdigkeit, ſeine traditionelle Vorliebe für Frankreich und Paris, taten das übrige. Vielleicht entdeckt ein ſpäterer Geſchichtſchreiber auch noch Tatſachen, aus denen hervorgeht, daß der engliſch-franzöſiſche Marokkohandel von ſeiten Englands die liebenswürdige Nebenbeſtimmung hatte, einen Gegenſtand der Verſtimmung zwiſchen Deutſchland und Frankreich zu ſchaffen und dieſes dadurch um ſo ſicherer in die Arme der britiſchen Politik zu führen. Die Dimenſionen, die die Sache annahm, dürften urſprünglich kaum in der Berechnung Englands gelegen haben, man hatte im Londoner Foreign-Office wohl eher auf eine ſtillſchweigende Nachgiebigkeit Deutſchlands gezählt. Um ſo berechtigter war es, daß von deutſcher Seite der klug ausgeſonnenen Kombination das Rezept verſchoben wurde, und daß bei dieſer Gelegenheit Grundſätze zur internationalen Anerkennung gelangten, die einer ſolchen bis dahin entbehrt hatten, ſo namentlich der, daß über Länder, wegen deren und mit denen internationale Abmachungen beſtehen, nicht einſeitig durch die eine oder die andre Macht verfügt werden dürfe. Das war immerhin ein ganz empfindlicher Gegenzug. England

Digitized by Google

gedachte uns zu verſtehen zu geben, daß es das continental sword, das Deutſchland für Großbritannien zu ſein abgelehnt hatte, unter weſentlich billigern Bedingungen, als ſie bei Deutſchland zu befürchten waren, in Paris gefunden habe und gelegentlich gegen uns ausſpielen könne. Aber Herr Delcaſſé ſtieß zu früh in die Lärmtrompete und gedachte England durch Frankreich ausſpielen zu können. Über dieſen unzeitigen Irrtum, der beide Länder erſchreckte, fiel er. •g•

Uneheliche Kinder. Die Zentrale für private Fürſorge in Frankfurt am Main hat eine ſtatiſtiſche Unterſuchung der Schickſale der dortigen unehelichen Kinder veranſtaltet und als zweiten Band der Probleme der Fürſorge veröffentlicht. (Dresden, O. V. Böhmert, 1905.) Die Ergebniſſe, die der mit der Arbeit beauftragte Dr. Othmar Spann gewonnen hat, entſprechen dem, was man von vornherein erwarten durfte. Die Sterblichkeit der Unehelichen in den erſten Lebensjahren iſt natürlich auch in Frankfurt enorm. (Von 1000 ehelichen Kindern erreichen dort 660,5, von 1000 unehelichen nur 181,5, alſo noch nicht der fünfte Teil das zwanzigſte Lebensjahr. Zahlen führen wir nicht an, weil ſie wegen des zu kleinen Unterſuchungsfeldes und der eigentümlichen Frankfurter Verhältniſſe — es iſt dort zum Beiſpiel mehr Arbeitgelegenheit für gelernte als für ungelernte Arbeiter vorhanden — nicht als typiſch angeſehen werden dürfen, ſondern höchſtens einen ähnlichen Verlauf an andern Orten wahrſcheinlich machen.) Die Militärtauglichkeit der Unehelichen iſt der der Ehelichen beinahe gleich, was ſich daraus erklärt, daß ja der Tod ſchon eine gründliche Ausleſe gehalten und nur die kräftigſten übrig gelaſſen hat. Und zwar iſt die durchſchnittliche Körperbeſchaffenheit eines Jahrgangs deſto beſſer, je mehr Stiefkinder darunter ſind, das heißt ſolche, deren Mutter einen Ehemann gefunden hat, die alſo in einer Familie aufgewachſen ſind. Bei Kindern, deren Vater die Mutter geheiratet und dadurch ſeinen Sprößling legitimiert hat, beſteht überhaupt keine „funktionelle Unehelichkeit“, das heißt, die voreheliche Geburt hat auf die körperliche und geiſtige Beſchaffenheit, auf die Entwicklung und die Schickſale des Kindes gar keinen Einfluß. Mit der intellektuellen und der ſittlichen Beſchaffenheit und dem Fortkommen im Leben verhält es ſich ebenſo wie mit der leiblichen Geſundheit und Tüchtigkeit. Je mehr Uneheliche eines Jahrgangs in einer Stiefvaterfamilie aufgewachſen ſind, deſto größer iſt die Zahl der guten Schüler, deſto kleiner die Zahl derer, die mit dem Strafrichter in Berührung gekommen ſind, und deſto mehr werden gelernte Arbeiter und ſteigen in höhere Berufe auf. Die Zahl der letzten iſt natürlich abſolut ſehr klein. Was die Unehelichen betrifft, deren Mütter ledig geblieben ſind, ſo gedeihen ſie am beſten, wenn ſie noch jung ihre Mutter durch den Tod verlieren und als Waiſen entweder von Verwandten oder auf Koſten der Stadt erzogen werden. Aus alledem geht hervor, daß nicht die uneheliche Geburt an ſich, ſondern nur das Aufwachſen außerhalb einer Familie ein Unglück iſt, jenes nur inſofern, als es dieſes verſchuldet. Daß aber die Waiſen beſſer gedeihen als die, deren ledige Mütter am Leben bleiben, beweiſt die Berechtigung des Vorurteils, das man gegen uneheliche Mütter zu hegen pflegt, denn die ehelichen Kinder von Witwen gedeihen nicht ſchlechter als die, deren Vater am Leben bleibt. Die Unterſuchung der Körperbeſchaffenheit von Schulkindern hat ergeben, daß die der Ehelichen beſſer erſcheint als die der Unehelichen, wenn man die guten und mittlern Konſtitutionen zuſammen den ſchlechten gegenüberſtellt; bei jenen machen die guten und mittlern 92,4, bei dieſen 87,2 Prozent aus. Dagegen kommen die Unehelichen viel beſſer weg, wenn man nur den Prozentſatz der guten Konſtitutionen ins Auge faßt. Er beträgt bei den Unehe-

lichen 58,43, bei den Ehelichen nur 38,3 Prozent. Spann folgert daraus, daß bei den Unehelichen die Raſſe beſſer ſei, während natürlich die Lebensverhältniſſe ſchlechter ſind; andre Folgerungen mögen die Leſer ſelbſt ziehn. Auch für die Kriminalität der Unehelichen iſt die ſchlechte Lage, die Not in erſter Linie verantwortlich zu machen, denn die Vergehungen ſind meiſt Diebſtähle. — Wir fügen die Titel einiger der uns zur Rezenſion überſandten Schriften ſozial- und wirtſchaftspolitiſchen Inhalts an, für deren Beſprechung uns der Raum fehlt. Arbeiterſchutz und Arbeiterverſicherung von O. von Zwiedineck-Südenhorſt. (78. Bändchen der bei B. G. Teubner in Leipzig erſcheinenden Sammlung: Aus Natur und Geiſteswelt.) — Grundzüge der Arbeiterverſicherung mit beſondrer Berückſichtigung der preußiſchen Ausführungsbeſtimmungen von Dr. jur von Köble, Regierungsaſſeſſor, Hilfsarbeiter im Reichsverſicherungsamt. Berlin, Otto Salle, 1906. — Soziales Wechſelfieber. Studien über Arbeiterbewegung und Sozialismus von John Graham Brooks, Profeſſor in Harvard, autoriſierte deutſche Überſetzung von Dr. Hermann Haſſe-Leipzig. Dresden, O. V. Böhmert, 1905. — Deutſche Konſumgenoſſenſchaften im Neuen Zentralverband und die Hamburger Großeinkaufsgeſellſchaft von Dr. jur. Hermann Ortloff. Leipzig, Jäh und Schunke, 1906. — Zwölf Vorleſungen über Sozialismus, Kommunismus und Anarchismus von Dr. Karl Diehl, Profeſſor an der Univerſität Königsberg. Jena, Guſtav Fiſcher, 1906. — Die Nationalökonomie des Saint-Simonismus von Proſper Enfantin, überſetzt von Dr. Albert Villaret mit einer Einleitung von Georg Adler. Leipzig, C. L. Hirſchfeld, 1905. — Thünen-Archiv, Organ für exakte Wirtſchaftsforſchung, herausgegeben von Dr. Richard Ehrenberg, Profeſſor der Staatswiſſenſchaften an der Univerſität Roſtock, 4. Heft. Jena, Guſtav Fiſcher, 1906 (enthält unter anderm: Raubwirtſchaft und Kraftkultur; die Arbeitzeit der Kontore; Bedeutung geſchäftlicher Bilanzen für die Wiſſenſchaft; Thünen und Thaer).

Vierzig Jahre deutſcher Parlamentarismus

Vor etwa einem Jahrzehnt erſchien in London ein Buch, worin für das Ende des Jahrhunderts der Zuſammenbruch des Parlamentarismus angekündigt wurde. Dieſe Weisſagung iſt nicht in Erfüllung gegangen, doch war ſie keineswegs ohne ſachliche Begründung, ſie ſtützte ſich auf die offenkundige Tatſache, daß faſt in allen feſtländiſchen Staaten die parlamentariſche Regierungsform, die den Schwärmern aus der Zeit des Sturms und Drangs als das Idol der Zukunft erſchienen war, herbe Enttäuſchungen gebracht und tiefe Erſchütterungen des ſtaatlichen Baues verurſacht hatte. Und zwar gilt dies von beiden parlamentariſchen Formen, dem reinen Parlamentarismus wie dem Konſtitutionalismus. Noch bildet England mit dem feſtgewurzelten konſtitutionellen Sinne ſeiner Bevölkerung und dem kräftigen Niederſchlag aus einer jahrhundertealten Tradition bis heute eine vereinzelte Ausnahme, in den übrigen Staaten hat ſich aber der Parlamentarismus entweder noch nicht einzuleben vermocht, oder er hat ſich beinahe ſchon wieder ausgelebt. Parlamentsreform iſt darum auch ſchon ſeit Jahren hie und da ein oft gehörtes Schlagwort. Es läßt ſich freilich leicht ſagen, daß der Parlamentarismus nicht der politiſchen Weisheit letzter Schluß iſt, aber wer ihn beſeitigen wollte, müßte auch angeben, was an ſeine Stelle zu ſetzen wäre. Auch der konſervativſte Politiker denkt heute nicht mehr an eine Wiedereinführung des Abſolutismus. In vielen Ländern verſteht man unter Parlamentsreform nur eine Wahlrechtsreform im Sinne der allgemeinen Stimmabgabe, was jedoch das Übel nur vergrößern würde. Deutſchland hat nun doch ſeit nahezu vier Jahrzehnten das allgemeine Wahlrecht, ſteht außerdem in der allgemeinen Bildung ſeiner Bevölkerung allen Ländern mindeſtens gleich, wenn nicht voran; es wird aber niemand behaupten wollen, und es hat auch noch niemand behauptet, daß die allgemeine Wahlberechtigung des deutſchen Volkes, die noch dazu in keinem Staate ungehinderter ausgeübt werden kann, den deutſchen Reichstag zu einem

Muſterparlament gemacht habe. Es glaubt auch kein ernſthafter Politiker, daß die in Deutſchland noch allein mögliche Ausdehnung des Wahlrechts auf Frauen und aktive Militärs eine Beſeitigung der parlamentariſchen Mängel zur Folge haben werde. In der Richtung der Erweiterung der Wahlberechtigung iſt demnach bei uns, und damit unzweifelhaft auch anderswo, die Parlamentsreform nicht zu ſuchen. Auch der nicht in Abrede zu ſtellende Umſtand, daß in Deutſchland infolge ſeiner jahrhundertelangen politiſchen Zerriſſenheit das Nationalgefühl, das ſich auch in Nationalitäten, die in der Kultur ſehr tief ſtehn, als geſunder nationaler Inſtinkt zeigt, noch wenig entwickelt iſt, kann nicht zur Entlaſtung angeführt werden, denn gerade das mit dem parlamentariſchen Leben verknüpfte öffentliche Treiben — wie ſich das in neuerer Zeit ſogar auch ſchon in England zeigt — iſt nicht geeignet, Gefühle der Gemeinſamkeit zu fördern, ſondern führt eher zur weitern Zerſplitterung.

Durch Heranziehung von minder geſchulten und gebildeten Volksſchichten zur parlamentariſchen Wirkſamkeit iſt der Ton der Volksvertretungen und der politiſchen Verſammlungen überall herabgeſtimmt worden, denn untere Volkskreiſe ſind leicht für die radikale Richtung einzunehmen, und der Radikalismus mit ſeinem Ungeſtüm und ſeiner Rückſichtsloſigkeit bringt an ſich ſchon eine gewiſſe Ungeniertheit der Ausdrucksweiſe mit ſich. Öſterreich-Ungarn, Italien und Frankreich bieten merkwürdige Belege dafür, und dieſe Erſcheinungen am Parlamentarismus ſtehn der furchtbaren Theorie nicht entgegen, daß bei den Völkern aller Überſchuß an Kraft, der nicht im Blute eines Krieges erſtickt wird, in den abgeſchmackteſten Tollheiten verpufft. In Deutſchland hat ſich der Verfall des parlamentariſchen Lebens erſt nach und nach herausgebildet, ſoweit dies den Reichstag betrifft. Dagegen hatte der preußiſche Landtag während der Konfliktszeit in Rückſichtsloſigkeit und Parteiterrorismus ſchon einen Tiefſtand erreicht, wie er in einer durch Klaſſenwahl berufnen Körperſchaft bisher wohl kaum vorgekommen war. Wie eine wohltuende Überraſchung wirkte darauf der vornehme, ſachliche Ton, der die Verhandlungen des norddeutſchen Reichstags und die der erſten Jahre des deutſchen Reichstags durchwehte. Viele wollten darin in der üblichen Verwechſlung des post hoc mit dem propter hoc ſofort die Wirkung des allgemeinen Wahlrechts erkennen, die Gegenwart weiß aber, daß uns ſeine unvermeidlichen Einflüſſe auf Ton und Tätigkeit des Reichstags nicht erſpart geblieben ſind, und daß die erwähnte vornehme Periode des deutſchen Reichstags von keinem Wahlrecht abgehangen hat, ſondern die Folge einer großen Zeit, gewaltiger geſchichtlicher Taten geweſen iſt, die auch das ſonſt Kleinliche hoben und veredelten. Denn die Beſchäftigung mit der täglichen Partei- und Agitationspolitik iſt es, die, nach Bismarck, „den Charakter verdirbt", die wirkliche große vaterländiſche Politik tut dies nicht, aber ſie leidet unter der andern.

Darum geht, was den politiſchen Wert und den Beſtand des Parlaments betrifft, ein peſſimiſtiſcher Zug durch die Gegenwart, die die bedenkliche Ent-

Digitized by Google

artung erlebt hat, die ſich faſt in allen geſetzgebenden Körperſchaften zeigt. Längſt nicht mehr wie beim Entſtehen der konſtitutionellen Einrichtungen ſieht man mit Vertrauen auf ihren Erfolg, man hat über die Ideale früherer Zeiten nüchterner urteilen lernen, und ſie haben, in der Nähe beſehen, natürlich viel von ihrem Glanze und ihrer Reinheit verloren. Man mag aber den heutigen Parlamentarismus betrachten, wie man will, immer wird ſich ergeben, daß er den eigentlichen Grundgedanken, auf dem er beruht, doch nicht erſchüttert, ſondern daß nur die Art und Weiſe, in der ſich ſein Wirken äußert, ſein Anſehen durch ſeine Vertreter ſelbſt geſchädigt hat. In Deutſchland namentlich ſind das Kaiſertum und die Monarchie für abſehbare Zeit nur denkbar in der konſtitutionellen Form, darum ſind die parlamentariſchen Einrichtungen unentbehrlich. Weil ſie es aber ſind, ſo iſt es wieder eine Lebensfrage für das Deutſche Reich, daß ſie geſund erhalten bleiben, denn es iſt nicht ein politiſcher Aberglaube allein, daß „Freiheit und Fortſchritt“ ohne geſetzgebende Körperſchaften auf demokratiſcher Grundlage undenkbar ſind. Auch die neueſte Entwicklung in Rußland hat unverkennbar die Unmöglichkeit des Abſolutismus dargetan, ſo wenig es auch der politiſchen Zerfahrenheit der erſten Duma des Reichs gelingen konnte, eine vernünftige politiſche Schöpfung zuſtande zu bringen; das war dem deutſchen Reichstag in Frankfurt auch nicht beſchieden geweſen. Auf dieſem Wege entſtehn dauerhafte Verfaſſungen überhaupt nicht. Schon wegen der Größe der heutigen Staaten iſt der Abſolutismus unmöglich, während er noch in dem Preußen des großen Friedrich unter ſeiner genialen Leitung eine ſegensreiche Tätigkeit zu entfalten vermochte. Muß man alſo auch bei der Betrachtung des heutigen Parlamentarismus ſehr häufig irre werden an ſeiner Berechtigung und ſeinen Nutzen bezweifeln, ſo ſind doch die Folgen, die ihn begleiten, nicht ſo bedenklicher Art, daß ſich aus ihnen bei eingehender Erwägung eine Waffe gegen den konſtitutionellen Grundgedanken ſelbſt ſchmieden ließe.

Wie angedeutet worden iſt, hat das parlamentariſche Leben in Deutſchland ſchon eine große und verheißungsvolle Periode hinter ſich: das erſte Jahrzehnt nach der Einberufung des konſtituierenden Reichstags des Norddeutſchen Bundes. Was vorher an Parlamentarismus in den deutſchen Staaten beſtand, war nicht viel andres als eine doktrinäre Nachahmung des franzöſiſchen oder genauer des belgiſchen Syſtems, die in einigen Mittel- oder Kleinſtaaten zeitweilig zu leidlich befriedigenden Zuſtänden gelangte, in Preußen aber zu einem tiefgehenden Konflikte führte, den nur große welterſchütternde Ereigniſſe zu Ende brachten. Es ſind jetzt genau vierzig Jahre ſeit jener auch für das Weſen des deutſchen Parlamentarismus bedeutungsvollen Zeit verfloſſen, und es iſt darum wohl angebracht, einmal wieder ſeiner einſtigen Höhe und der unverkennbaren Urſachen ſeines Niedergangs zu gedenken. Unter dem Eindrucke der Kataſtrophe von Königgrätz, deren welthiſtoriſche Bedeutung ſeitdem wohl noch nicht einmal von der Seeſchlacht bei Tſuſchima überholt worden iſt,

Digitized by Google

ließ der bis dahin das öffentliche Leben ausſchlagend beherrſchende deutſche Liberalismus ſein Streben nach der parlamentariſchen Regierung fallen, die gegenüber dem Erfolge des preußiſchen Königtums gänzlich ausſichtslos erſcheinen mußte und ſich auch mit der föderativen Verfaſſung des neuen Bundesſtaats nicht in Einklang bringen ließ. Auf dieſer klaren Erkenntnis der praktiſchen politiſchen Notwendigkeit beruhte in der Hauptſache die Höhe des erſten deutſchen Parlamentarismus im Reichstage und zugleich die große Zeit des Nationalliberalismus, der aus den Erfahrungen der Konfliktszeit gelernt hatte. Dieſem erſten deutſchen Parlamentarismus war es vorbehalten, der Welt zu zeigen, daß es politiſch nützlicher iſt, das öffentliche Leben, ſtatt auf die rückſichtsloſe Herrſchaft der einen Partei über die andern, auf die Verſtändigung zu gründen. Die jetzt lebende Generation hat nur noch wenig von den damaligen Vorgängen in der Erinnerung und erhält durch den ihr überreichlich gebotnen Leſeſtoff, der aber leider faſt ausſchließlich in einſeitigen Parteiblättern ſteht, nur parteiiſch gefärbte Kenntnis davon. Es würde jedoch zu weit führen, hier wieder weitläufiger darauf einzugehn.

Man kann nicht ohne tiefe Wehmut auf jene erſte Zeit des deutſchen Parlamentarismus zurückſchauen. Was war der Reichstag damals in den Augen des deutſchen Volkes, und was iſt er heute? Die geiſtige Höhe der jetzigen endloſen Verhandlungen ſteht tief unter der der ſiebziger Jahre, und das Ergebnis der ungebührlich in die Länge gezognen Seſſionen ſteht in ſchreiendem Mißverhältnis zu der aufgewandten Zeit. Man hat dafür allgemein das Übel des Abſentismus verantwortlich gemacht. Unſtreitig war die andauernde, wenn auch nur ſelten offen erklärte Beſchlußunfähigkeit des Reichstags die Haupturſache dafür, daß unnütze Debatten nicht beizeiten geſchloſſen werden konnten, doch dieſe unliebſame Erſcheinung iſt der Mißſtand ſelbſt, kennzeichnet aber nicht ſeine Urſache, denn es iſt unzweifelhaft, daß das Fernbleiben ſo vieler Abgeordneter von Berlin durch die Langweiligkeit und die Zweckloſigkeit der Debatten verſchuldet wird. Deshalb iſt auch jeder Appell an das Pflichtgefühl der Erwählten des Volkes fruchtlos geblieben. Der Bundesrat hat nun ein neues Mittel angewandt, den Abſentismus zu beſeitigen, indem er der von der Reichstagsmehrheit ſeit Jahren geforderten Gewährung von Diäten zugeſtimmt hat. Von liberaler Seite iſt wohl immer behauptet worden, die Gewährung von Diäten werde das Pflichtgefühl der Abgeordneten weſentlich ſchärfen; das iſt aber doch zu bezweifeln, denn dann müßte man die gewohnheitsmäßigen Abſentiſten doch noch viel niedriger einſchätzen, als es ohnehin ſchon geſchieht. Das ganze Übel unſers Reichstagselends iſt eine Folge des demagogiſchen Zuges, der hauptſächlich infolge der auf dem allgemeinen Wahlrecht fußenden Agitation unſer ganzes öffentliches Leben ergriffen hat. Wer ſpricht in unſern Tagen noch von Pflichten gegen den Staat und die Öffentlichkeit im allgemeinen? Man hört nur von dem „Recht", das nach Mephiſtopheles „mit uns geboren" ſein ſoll. So wird auch in den meiſten Zeitungen und

Digitized by Google

Verſammlungsreden das „Recht" der immunen Abgeordneten nahezu der Unfehlbarkeit gleichgeſetzt, von ihren Pflichten iſt kaum andeutungsweiſe die Rede, und meiſt auch nur, wenn einem Abgeordneten der Gegenpartei eins ausgewiſcht werden ſoll. Wäre es denn überhaupt möglich geweſen, daß das Schwänzen im Reichstag in ſo betrübender Weiſe eingeriſſen wäre, wenn die Preſſe ihres Amtes gewaltet und die Pflichtverletzung vor der Öffentlichkeit mit der gebührenden Schärfe gegeißelt hätte?

Die Parlamente ſind ihren Traditionen untreu geworden, ſie haben ihre Aufgabe und ihre Pflicht aus den Augen verloren. Der „Männerſtolz vor Königsthronen" hat den Abgeordneten die Unabhängigkeit geraubt, ſie haben keinen freien Willen mehr, ſeitdem ſie ſich abhängig nach unten gemacht haben. Mit modernen und häufig ſehr liberal klingenden Worten im Munde haben ſie ſich in den Dienſt des politiſchen und des wirtſchaftlichen Rückſchritts geſtellt; ſie haben, ſtatt die Gegenſätze in der Bevölkerung zu mildern, dieſe im Intereſſe der Partei noch verſchärft; um eine augenblickliche Volkstümlichkeit zu erwerben und gewählt zu werden, hat man Verſprechungen gegeben, die man gar nicht halten kann, man hat in der Sucht nach Popularität die Freiheit des Parlamentariers, damit die Höhe des Parlaments und zugleich auch die Intereſſen des Staats, damit aber ſchließlich auch die der Bevölkerung preisgegeben. Man ſehe ſich doch einmal die 397 Abgeordneten des deutſchen Reichstags darauf an, wie weit ſie wirklich nach dem klaren Wortlaut des Artikels 29 der Reichsverfaſſung „Vertreter des geſamten Volkes und an Aufträge und Inſtruktionen nicht gebunden" ſind. Ohnehin ſchon unter dem Bann der Partei ſtehend, der nicht leicht und kaum ohne unangenehme Folgen verlaſſen werden kann, ſind ſie faſt alle noch ſchwer beladen mit Verſprechungen und Reſolutionen, die bei einer andern Handhabung desſelben Wahl- und Agitationsapparats in den meiſten Fällen ganz anders, ſogar gegenteilig, hätten lauten können, nun aber als „öffentliche Meinung" und „Wille des Volkes" ausgegeben werden. Und dieſem künſtlich zubereiteten „Volkswillen" zuliebe werden dann die Agitationsreden „zum Fenſter hinaus" gehalten, die jeden nicht zu dem „Parteiklüngel" gehörenden Abgeordneten zum Hauſe hinaustreiben. Dieſe beklagenswerten, einer wahren Volksvertretung geradezu unwürdigen Zuſtände ſind ſchon ſo oft — auch in den Grenzboten — geſchildert worden, daß jedes weitere Eingehen darauf hier überflüſſig iſt. Dieſes Zerrbild einer beratenden Verſammlung und die „wahrheitsgetreue" Berichterſtattung darüber in den Parteiblättern haben das, was Deutſchland von ſeinem Reichstag erwarten mußte, in das abſolute Gegenteil verkehrt.

Unter dieſen Umſtänden darf man bezweifeln, ob die in die Länge gezognen, nur auf Wahlpolitik zielenden Debatten ſelbſt bei beſchlußfähigem Hauſe auch nur um eine Stunde kürzer ausfallen werden. Dem erwähnten demagogiſchen Zuge frönend, opfert man Reichstagsſitzungen in großer Zahl, und eigentlich alle Parteien, die einen mehr, die andern weniger, haben ſich mitſchuldig daran

gemacht. Es wird nun nach der Einführung der Anweſenheitsgelder erſt recht keine Partei dazu zu bringen ſein, für den Schluß der Debatte zu ſtimmen, ſo lange noch eine Parteigröße eine Rede zum Ruhme der Partei oder zum beſten der Wahlagitation auf der Pfanne hat. Der warme Freund Deutſchlands, Thomas Carlyle, ſagte ſchon zur Zeit des Deutſch-franzöſiſchen Krieges zu Friedrich Althaus, der als Folge des Krieges ein deutſches Parlament vorausſah: „Vermutlich, aber Sie wiſſen, Parlamente ſind Weſenheiten, die ich für meinen Teil nicht billige. Sie arten zu leicht in Redemaſchinen aus." Dieſer Gedanke bedarf angeſichts der heutigen Zuſtände im Reichstage keines Kommentars, unter zwei Stunden tut es ein richtiger Parteiredner kaum noch. Dem Demagogentum im Parlament einen Damm entgegenzuſetzen, darum hatte man bei der Gründung des Reichs die Diäten verweigert, der Liberalismus vermochte ſich nur ſchwer darein zu fügen, aber damals überwog auch in ſeiner Mehrheit das Beſtreben, die Tätigkeit des Reichstags auf das zu beſchränken, was dem neuen Reiche frommen und praktiſch durchgeführt werden könne. Damals brauchte man nicht Schlagwörter, wie „das Vaterland, nicht die Partei"; heute predigt man ſie in allen Ecken, aber in Wirklichkeit hat der Parteigeiſt den Gedanken an das Vaterland immer mehr verdrängt und iſt immer demagogiſcher geworden. Die Forderung der Diäten ſelbſt entſpringt ja auch dem demagogiſchen Zuge nach „Rechten", womöglich nach Rechten auf Koſten der Allgemeinheit. Jedermann möchte aus dem großen Topfe nehmen, aber keiner mag hineintun. Das Amt eines Abgeordneten ſollte ein Ehrenamt bleiben, das von ſeinem Inhaber Opfer fordert, dann erſt wird es bei ihm ſelbſt wie bei andern in der Achtung ſtehn, mit hohen Diäten wird es ein Broterwerb, eine Karriere. Jetzt hat bloß noch England, das Urſprungsland des modernen Parlamentarismus, Abgeordnete ohne Diäten. In Süddeutſchland macht ſich ſchon eine Bewegung geltend, um auch den Geſchwornen Diäten zu verſchaffen, danach werden wohl die Mitglieder der Gemeindevertretungen daran kommen. Was mag dann ſchließlich noch übrig bleiben von all den „Ehrenämtern", mit denen uns die neue Zeit noch reichlicher geſegnet hat als die Vergangenheit, wenn der Zug nach „Bezahlung" ſo weiter anhält?

Daß mit der Gewährung der Anweſenheitsgelder für den Reichstag wirklich „der neue Tag einer verſtändigern parlamentariſchen Dynamik und Wirtſchaft" angebrochen iſt, wie der Abgeordnete Dr. Böttger im „Tag" kurz nach Schluß der Seſſion hoffnungsvoll ausſprach, wird auf vielen Seiten bezweifelt, aber man kann ja mit ihm erwarten, „daß jetzt Selbſtzucht und ſtraffe Hausordnung bald die letzten Schwächeerſcheinungen, die den Reichstag zum Kindergeſpött zu machen drohten, überwinden werden". Die erſten Leiſtungen des mit Diäten ausgeſtatteten Reichstags haben ſo hohen Erwartungen freilich nicht entſprochen. Wenn ſich der Bundesrat nach Jahrzehnten der Weigerung ſchließlich entſchloſſen hat, die Diäten in Geſtalt von Anweſenheitsgeldern zu bewilligen,

ſo haben ihn offenbar Gründe der praktiſchen Politik hierzu veranlaßt. Von allen Gegengründen konnte eigentlich doch nur einer als ſtichhaltig gelten: die Anſicht des Begründers der Verfaſſung, in der Diätenloſigkeit, die Mittelloſen eigentlich die Annahme eines Mandats unmöglich machen würde, ein Gegengewicht gegen das allgemeine Stimmrecht zu ſchaffen. Durch die Gepflogenheit des Reichstags ſelbſt, der die Verfaſſungsbeſtimmung über den Bezug von Diäten nicht gehandhabt und die Mitglieder, die verfaſſungswidrig Parteidiäten bezogen, nicht ihres Mandats verluſtig erklärt hat, iſt jene Vorſichtsmaßregel wertlos geworden. Der Hinweis des Altreichskanzlers auf dieſe Verfaſſungsverletzung war im Hauſe niemals beachtet, und es war damit Rechtens geworden, daß Reichstagsmitglieder die Verfaſſung umgehn durften. Es wäre vom vierten Reichskanzler zu viel verlangt geweſen, wenn man ihm hätte zumuten wollen, was ſein großer Vorgänger nicht durchzuſetzen vermochte. Unter dieſen Umſtänden war es politiſch wohl am klügſten, ſtatt einen ſichern Konflikt mit dem Reichstage heraufzubeſchwören, die gegenſtandslos gewordne Verfaſſungsbeſtimmung fallen zu laſſen. Wenn dadurch für die ſchwerwiegenden politiſchen Aufgaben unſrer Tage erreicht würde, daß der Reichstag wenigſtens für eine Reihe von Jahren ſeine Arbeiten beſchleunigte, ſo wäre das ſchon ein großer Gewinn für das Reich. Ob freilich der Bundesrat die ihm jetzt gebotne Gelegenheit benutzen wird, durch Nichtanerkennung zukünftiger, von einer verfaſſungswidrigen Minderheit gefaßter Beſchlüſſe auf eine Abänderung der Geſchäftsordnung des hohen Hauſes hinzuwirken, ſteht dahin. Ohne eine ſolche iſt höchſtens eine vorübergehende Beſſerung zu erreichen, denn das Hauptübel im Reichstage liegt in der Zunahme der Dauerreden der Berufsparlamentarier, und deren Zahl wird nach der Gewährung von Diäten unaufhaltſam wachſen. Dieſe Überberedſamkeit ſchädigt aber die Brauchbarkeit und das Anſehen der Parlamente, ſie reden ſich ſelbſt tot.

Als Debattierklub war der deutſche Reichstag nicht gedacht und nicht geſchaffen worden, er ſollte vielmehr die Geſchäfte des Reichs beſorgen. Das Gemeinwohl leidet durch den Zerfall des Reichsparlamentarismus, und darum darf man um den Parlamentarismus beſorgt ſein, aber nicht um des Parlamentarismus, ſondern um des Gemeinwohls willen. Es gibt für den Parlamentarismus keine größere Gefahr als die Einführung von Diäten. Es iſt wahrſcheinlich, daß ſich die Zuſammenſetzung des Reichstags noch eine oder zwei Wahlperioden nicht ſehr von der gegenwärtigen unterſcheiden wird, weil ſo lange der Einfluß der heutigen Parteien die Wahlen beherrſchen dürfte. Dann aber werden ſich in raſcher Folge Männer zu den Wahlen drängen, die nur vom politiſchen Ehrgeiz beſeelt ſind, ſehr gern im öffentlichen Leben eine Rolle ſpielen, häufig in der Zeitung ſtehn und einen „Machtfaktor“ ſpielen möchten, ſei es auch nur, um große Oppoſitionsreden halten und ein Geſetz mit niederſtimmen zu können. Wenn dazu die bisherigen Parteien keinen geeigneten Rahmen abgeben, werden ſich durch Abſplitterung neue bilden. Man

braucht hier nicht auf Parlamentarier und Parteien hinzuweiſen, wenn man beweiſen will, daß ſich dieſer Vorgang ſchon während der Diätenloſigkeit gezeigt hat und von allen einſichtigen Politikern wie Freunden des Parlaments auch als Zeichen des Niedergangs gedeutet worden iſt. Was ſchon bei der Diätenloſigkeit möglich war, wird nun wie in andern Ländern in raſcherm Tempo vor ſich gehn. Daraus wird ſich eine ſchwere Gefahr für den Parlamentarismus entwickeln, weil der Reichstag bald in die Bahnen des preußiſchen Abgeordnetenhauſes zur Konfliktszeit einlenken würde. Seine innere Natur, ſeine Zuſammenſetzung werden ihn dazu treiben. Die Reichsverfaſſung verträgt aber keinen Konflikt, und darum wird der deutſche Parlamentarismus in eine Kriſe hineintreiben, die ihm nur verderblich ſein kann. Das erſte Jahrzehnt des deutſchen Parlaments hat mit einem Zug ins große eingeſetzt und dem deutſchen Namen zu dem Reſpekt vor den gewaltigen Waffenerfolgen im Auslande große Achtung erworben. Das fünfte Jahrzehnt beginnt mit der Ausſicht auf eine raſche Entwicklung des ſchon ſeit drei Jahrzehnten deutlich bemerkbar gewordnen Niedergangs. Wenn heute in Parlamentsreden und in Parteizeitungen viel von der Abnahme unſers Anſehens im Auslande zu vernehmen iſt, ſo mögen doch auch alle, die ſo reden und ſchreiben, ernſtlich mit in Betracht ziehen, welchen Anteil daran, neben dem natürlichen Verluſt unſrer Führer in großer Zeit, der Rückgang unſers parlamentariſchen Anſehens verſchuldet hat.

Die Bernſtorffs

Die glücklichſten Völker — wenn man dieſen Begriff überhaupt gelten laſſen will — ſind heutzutage nicht die großen Nationen, bei denen der immerwährende Kampf um einen „Platz an der Sonne“ wohl eine Unſumme von Tatkraft und Tätigkeit, aber auch von Unraſt und Unzufriedenheit erzeugt, ſondern die kleinen Nationen, wie die Schweizer und die Dänen, die wenig verſtrickt in die Händel der Weltpolitik in guten Erwerbsverhältniſſen und feſthaltend an mancher behaglichen Eigentümlichkeit den Eindruck glücklichen Gedeihens machen. Welcher Genuß iſt es z. B., in Kopenhagen oder in den die herrliche Stadt umgebenden Landorten und Seebädern das däniſche Volkstum zu beobachten. Nicht nur der Mann des ſtädtiſchen Mittelſtandes, ſondern auch der gutgekleidete Arbeiter, der meiſt als gewerblicher oder ſeemänniſcher Gehilfe oder als Markthelfer der großen Handelshäuſer ſein Brot verdient — eigentliche Fabrikarbeit iſt zum Heile des Landes in Dänemark wenig entwickelt —, macht dort einen ſelbſtbewußten und fröhlichen Eindruck.

Digitized by Google

Und nun vollends der ſeeländiſche Bauer: welches Bild von Kraft und Beſonnenheit, Ruhe und Behaglichkeit, wenn er, den großen Kopf mit aus-raſiertem Kinn- und Backenbart würdevoll wiegend wie ein engliſcher Premier-miniſter, des Abends im „Tivoli“ ſeinem Vergnügen nachgeht. Die ſchönſten männlichen Geſtalten freilich ſind die Seeoffiziere, die wie ſchlanke Gerten das wohlgewachſne Volk noch um Hauptes Länge überragen. Auch die däniſchen Frauen und Mädchen mit ihrem rotblonden oder aſchblonden Haar, ihren friſchen Farben und guten Zähnen ſind manchmal von großer Schönheit, faſt immer aber anmutig in Haltung und Bewegung, eine Folge der vor-züglichen Ernährung und der überall ins Land hereinwehenden friſchen See-luft. Kopenhagen iſt in der Tat eine Glücksprinzeſſin unter den europäiſchen Großſtädten, daß es in den Meeren und Wäldern Seelands die vorzüglichſten Lungen in unmittelbarer Nähe beſitzt. Denn der Strand dieſer geſegneten Inſel bis hinauf nach Hellebaek am Kattegatt und weiter wird bald von einer ununterbrochnen Reihe lieblicher Landhäuſer bedeckt ſein, die um ſo reizvoller erſcheinen, weil ſie nicht einer kleinen Kaſte von Millionären, ſondern dem Volke eigen ſind: denn ſie zeigen mit wenig Ausnahmen die ſchlichte vater-ländiſche Bauweiſe, und viele von ihnen ſind als „Einzimmerhäuſer“ ſo be-ſcheiden, daß auch der Wenigbemittelte einen ſolchen beglückenden Beſitz er-werben kann. Eigenartig iſt auch die künſtleriſche Kultur des kleinen Inſel-reichs. Holberg, Thorwaldſen und Anderſen ſind längſt nicht mehr die einzigen däniſchen Namen, die für die geſamte europäiſche Kultur von Wichtigkeit ſind. Eine nicht unbedeutende dramatiſche Dichtung und Romanliteratur bereichert faſt alljährlich durch Überſetzungen auch die deutſche Dichtung — ich brauche nur an den das moderne Dänemark am vornehmſten repräſentierenden Sophus Bauditz zu erinnern —, und in der keramiſchen Kunſt iſt Kopenhagen noch immer Trumpf.

Die däniſche Kultur iſt natürlich von der der Nachbarländer ſtark be-einflußt. Wenn man die ſogenannte jungdäniſche Dichterſchule (Georg Brandes, Holger Drachmann, Karl Gjellerup u. a.) und die Bücher als Maßſtab des herrſchenden Geſchmacks betrachtet, die die Kopenhagner Buchhändler in ihren Schaufenſtern auslegen, ſo iſt bis vor kurzem der franzöſiſche Einfluß ſehr bedeutend geweſen. Das iſt beſonders dadurch gekommen, daß ſich ſeit der Zuſpitzung der ſchleswig-holſteiniſchen Frage und beſonders ſeit dem Däniſchen Kriege von 1864, der ja dem von der eiderdäniſchen Partei geleiteten Volke die ſchmerzhafteſte Wunde ſchlug, die Kopenhagner Geſellſchaft mehr und mehr von Deutſchland ab- und zu ſeinen Gegnern hinwandte. Neuerdings aber treten Symptome einer innerlichen Ausſöhnung Deutſchlands und Dänemarks hervor, und zwar nicht nur in den guten Beziehungen der Königsfamilie zu der des deutſchen Kaiſers, und infolgedeſſen wendet ſich der däniſche Geſchmack auch wieder den Perioden zu, in denen deutſches Geiſtesleben und die deutſche Kunſt in Dänemark maßgebend waren. Die ganze große Bewegung, die man

unter dem Namen Renaiſſance zuſammenfaßt, iſt durch das aus Deutſchland ſtammende däniſche Königshaus und durch den ſchleswig-holſteiniſchen Adel in Dänemark eingebürgert worden. Nicht zufällig läßt Shakeſpeare den Prinzen Hamlet in Wittenberg ſtudieren, nicht umſonſt haben das ganze ſechzehnte und ſiebzehnte Jahrhundert hindurch zwiſchen dem däniſchen Königshauſe und den Wettinern die engſten Bande der Freundſchaft und Verwandtſchaft beſtanden: im Zeitraum eines einzigen Jahrhunderts waren drei ſächſiſche Kurfürſtinnen däniſche Prinzeſſinnen: Anna, die Gemahlin des Vaters Auguſt (1553 bis 1586), Hedwig, die Gattin Chriſtians des Zweiten (1591 bis 1611), und Anna Sophie, die Johann Georgs des Dritten (1680 bis 1691), die Mutter der beiden Kurfürſten Johann Georg des Vierten und Auguſt des Starken. Die augenfällige Verwandtſchaft der ſächſiſchen und der däniſchen Schloßbauten im ſechzehnten und im ſiebzehnten Jahrhundert (vgl. Grenzboten 1902, II, S. 273) iſt ein beredter Kommentar dazu, und die deutſchen Bibelſprüche an den Wänden der Kirche des Schloſſes Kronborg ſowie die Übereinſtimmung vieler Gegenſtände des däniſchen Nationalmuſeums in Frederiksborg mit ſolchen des Dresdner hiſtoriſchen Muſeums in Technik und Geſchmack überzeugen ſogar den Touriſten von den engen Beziehungen zwiſchen der däniſchen und der ſächſiſchen Kultur jener Zeiten.

Ganz bedeutend iſt auch die Zahl deutſcher Adlicher, die in höfiſchen und ſtaatlichen Stellungen in Dänemark eine Rolle ſpielten. Keine von dieſen Familien iſt bekannter als die der Grafen Bernſtorff, die nicht nur für Johann Elias Schlegel in Dänemark den Weg ebnete, ſondern auch Klopſtock (1751 bis 1771 in Kopenhagen) dahin berief und damit die ſpätere däniſche Unterſtützung Schillers vorbereitete. Es war deshalb ein richtiger Gedanke des däniſchen Gelehrten Aage Friis, den erſten Band ſeines aus meiſt ungedrucktem Material, beſonders aus den großen Briefſammlungen der Bernſtorffſchen Familienarchive aufgebauten Werkes Bernstorfferne og Danmark in deutſcher Bearbeitung auch den deutſchen Leſern vorzulegen.*) Dieſes Buch iſt hervorgegangen „aus vieljährigen Studien über die kulturelle und politiſche Wechſelwirkung zwiſchen Dänemark und Deutſchland in den Jahren von etwa 1750 bis 1835, d. h. von einer Zeit an, in welcher die beiden Nationen in ſo mancher Beziehung verſtändnisvoll zuſammenwirkten, bis dahin, wo der neu auflodernde Streit um Schleswig die durch ſo viele Bande verknüpften Bevölkerungen wieder auseinanderriß und für lange einander entfremdete. . . . Die Geſchichte des Bernſtorffſchen Geſchlechts während dieſer Periode iſt zugleich die Geſchichte der weſentlichen Beziehungen Dänemarks und Deutſchlands zueinander. Die aus dieſem Geſchlechte hervorgehenden Staatsmänner be-

*) Aage Friis, Die Bernſtorffs. Erſter Band: Lehr- und Wanderjahre. Ein Kulturbild aus dem deutſch-däniſchen Adels- und Diplomatenleben im achtzehnten Jahrhundert. Leipzig, Wilhelm Weicher, 1905. V und 522 Seiten Oktav.

Digitized by Google

einflüſſen die politiſchen Verhältniſſe in ihrem ganzen Umfang; das Leben in den Bernſtorffſchen Kreiſen enthält die Kulturelemente, die für die Wechſelwirkung zwiſchen den beiden Völkern von Bedeutung ſind; die männlichen wie die weiblichen Mitglieder der Familie ſind ſowohl in ihren Vorzügen als in den ihnen anhaftenden Mängeln typiſche Erſcheinungen; in ihrer geiſtigen Entwicklung und ihrem täglichen Leben ſpiegelt ſich die ganze Periode wider.“

Der erſte aus dem alten Geſchlecht der Herren von Bernſtorff, der ſich zu hoher Stellung und großem Beſitz emporarbeitete, war Andreas Gottlieb (1649 bis 1726), der ſeit 1677 als Geheimrat die Politik der braunſchweigiſchen Lande Lüneburg-Celle beſtimmte, dann die Vereinigung dieſes Landes mit dem 1692 zum Kurſtaat erhobnen Hannover betrieb und endlich dem Kurfürſten Georg Ludwig von Hannover die Krone von Großbritannien erwerben half. In Anerkennung ſeiner gegen Ludwig den Vierzehnten, den Protektor der Stuarts, ſiegreichen Politik erhob ihn Kaiſer Karl der Sechſte in den Reichsfreiherrnſtand. Später ſchwand ſein Einfluß auf ſeinen königlichen Herrn vor dem mächtigern Parteitreiben in England, und er ſtarb am 6. Juli 1726 in der Stille des Privatlebens auf ſeinem Schloſſe Gartow (an der Elbe, nahe bei der brandenburgiſchen Grenze), das er an Stelle der alten, von den Bülows erkauften Burg Gartow 1705 bis 1710 erbaut hatte. Er hinterließ ſeinen Nachkommen einen großen, wohlgeordneten Beſitz — die drei Fideikommiſſe Gartow, Wedendorf (Mecklenburg), Woterſen —, eine reiche welt- und ſtaatsmänniſche Erfahrung und in einem ausführlichen, von Klugheit und Sittlichkeit diktierten Familienſtatut den Antrieb, ihm nachzuſtreben. Trotzdem tritt die nächſte Generation (Joachim Engelcke 1678 bis 1737 und Charlotte Sophie) eigentlich nur als Fortpflanzer des Geſchlechts und Bewahrer der Güter hervor. Um ſo bedeutender waren die noch unter den Augen des Großvaters aufgewachſnen Enkel, beſonders der jüngere, der 1712 geborne Johann Hartwig Ernſt von Bernſtorff.

Erſt durch häuslichen Unterricht, dann durch zweijähriges Studium auf der Univerſität Tübingen gebildet unternahm er mit ſeinem ältern Bruder Andreas Gottlieb die übliche „Kavalierstour“ über Straßburg, Genf nach Turin. Hier lernte er unter dem ſtraffen Regiment des Königs Viktor Amadeus des Zweiten zuerſt einen ſtreng monarchiſch organiſierten Einheitsſtaat kennen. Dann ging die Reiſe nach Florenz, Rom, Neapel, Venedig, Wien, Regensburg und über Luneville nach Paris (März 1731). Hier ging es ihm wie ſpäter dem jungen Goethe in Leipzig: unter dem überwältigenden Eindrucke neumodiſcher Pracht wird die altfränkiſche Garderobe abgetan, und aus der Häutung ſteigt der Pariſer Elegant hervor, der im treſſenbeſetzten Rocke aus Drap d'Andylli, in der ſilbergeſtickten roſaſeidnen Weſte, in roten Strümpfen, mit Silberdegen und goldknopfigem, bänderbehangnem Stocke gar zierlich einherſtolziert. Doch den ſtreng proteſtantiſchen deutſchen Edelmann erſchreckt das verführeriſche, unſittliche Treiben, das ſich hinter den feinen Formen

Digitized by Google

verbirgt, er nippt wohl hie und da einmal an dem Pariſer Freudenbecher, aber ehe es zum völligen Rauſche kommt, entweicht er nach England und kehrt von da über Holland im Herbſt 1731 auf das heimiſche Gartow zurück. Seine Bildung gilt nun für abgeſchloſſen, und ſo rüſtet ſich der Zwanzigjährige zu ſelbſtändiger Tätigkeit. Seine proteſtantiſche Empfindung, ſein Wunſch, in einem größern Staatsweſen emporzukommen, und endlich die ſchon auf der Reiſe mit däniſchen Staatsmännern angeknüpften Verbindungen führen ihn nach Kopenhagen. Nach einem Probejahr in der „deutſchen Kanzley“ wurde er am 4. Mai 1733 von Chriſtian dem Sechſten zum Envoyé extraordinaire am kurſächſiſchen Hofe in Dresden ernannt.

Er kam (18. Juni 1733) in einem intereſſanten Zeitpunkte in Dresden an: Auguſt der Starke war tot, und Auguſt der Dritte war im Begriff, mit Hilfe Rußlands und Öſterreichs ſeine Nachfolge in Polen durchzuſetzen. Schnell erkannte er im Grafen Brühl den kommenden Mann und knüpfte mit ihm freundſchaftliche Verbindungen an. Die folgenden Abſchnitte des Buches führen den Leſer in ſehr eingehender Weiſe in die Leiden und Freuden eines Diplomatenlebens des achtzehnten Jahrhunderts ein. Wir begleiten Bernſtorff auf ſeinen Reiſen nach Polen, die er im Gefolge des ſächſiſchen Hofes mit vierzehn Dienern und dreißig Pferden unternimmt — kein Wunder, daß ihm bei dieſer Lebensführung ſein Jahresgehalt von 3000 Talern durchaus ungenügend erſchien —, wir ſehen ihn 1737 das geſellige, glänzende Dresden mit dem öden Regensburg vertauſchen, wo er einen erſchreckenden Einblick in die elende Verſumpfung des reichsdeutſchen politiſchen Lebens tat; 1741, zur Zeit der Schlacht von Mollwitz, ſiedelte er nach Frankfurt über. Hatte er früher in Polen den ruſſiſchen Geſandten den Herrn ſpielen ſehen, ſo bot ſich ihm hier ein ähnliches Schauſpiel dar, als Frankreichs Geſandter, der Marſchall Belle-Isle, beim Wahlkollegium in Frankfurt auftrat. Bernſtorffs Briefe und Berichte entwerfen von dieſem franzöſiſchen Diplomaten und Feldherrn, der noch einmal den Kampf Frankreichs gegen Habsburg organiſieren und die öſterreichiſche Erbſchaft unter die konkurrierenden deutſchen Fürſten verteilen ſollte, ein überaus glänzendes Bild. „Er vereinigt eine Menge Eigenſchaften, von denen jede für ſich einen Mann berühmt machen könnte, und damit verbindet er eine gewaltige, unermüdliche Arbeitskraft.“ Andre Geſchichtsquellen (vgl. Ziekurſch, Sachſen und Preußen um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts S. 93 f.) laſſen den Marſchall, der ſich meiſt fern vom Kriegsſchauplatz in Frankfurt oder in Dresden aufhielt, viel unbedeutender erſcheinen. Es mag wohl ſein, daß der intime Verkehr, zu dem Belle-Isle den däniſchen Geſandten in Frankfurt heranzog, ferner die freundſchaftliche Neigung, die Bernſtorff zu Belle-Isles Gattin faßte, ihm manches in hellerer Beleuchtung zeigte. Die Sehnſucht nach der Eleganz von Paris erwachte unter dem Einfluſſe der Marſchallin Belle-Isle und der prachtvollen Abendgeſellſchaften, die ſie in ihrem Frankfurter Palais gab, von neuem in Bernſtorff. Deshalb erfüllte

es ihn mit der größten Freude, als er im April 1744 auf Befehl ſeines Königs als däniſcher Geſandter nach Paris überſiedeln durfte. Hier blieb er bis 1750. Die Darſtellung ſeiner Tätigkeit in Frankreich und der vielen intimen Verbindungen, die er dort anknüpfte, iſt wohl der reizvollſte Teil des Friisſchen Buches. Wir tun bei der Lektüre dieſer Abſchnitte einen tiefen Einblick in die damalige franzöſiſche Kultur, die ſich doch nicht ſo einfach und ausſchließlich, wie es früher geſchah, unter den Begriff der ſittlichen Fäulnis ſtellen läßt. Den intimen Schilderungen des Zeitalters Ludwigs des Fünfzehnten, die wir neuerdings dem Polen Caſimir Stryienſki (La mère des trois derniers Bourbons Marie Josèphe de Saxe), den Brüdern Goncourt (La femme au XVIIIe siècle) und Pierre de Nolhac verdanken, reihen ſich dieſe Mitteilungen aus Bernſtorffs Leben würdig an. Bernſtorffs Verhältnis zur Marſchallin Belle-Isle war typiſch für den Frauenkultus, der dem Leben in der franzöſiſchen Ariſtokratie damals das Gepräge gab. Es war frei von aller erotiſchen Beimiſchung, denn die Marſchallin war eine treffliche Gattin und Mutter, und Bernſtorff ein Ehrenmann durch und durch, im übrigen aber voll der zärtlichſten Freundſchaft. Solche Verhältniſſe waren in der damaligen franzöſiſchen Geſellſchaft mit ihrer lasciven Auffaſſung der Ehe nicht die Regel, aber ſie finden ſich auch keineswegs ſelten. „Eine in ihrer Art einzige Reihe von Frauen, geiſtreich und lebensluſtig, zum Teil jung und ſchön, zum Teil verblüht, ja blind, und nur durch die Macht ihrer Intelligenz wirkend" ſind ſozuſagen „die Impreſſarien für die Talente der Männer, durch ihre Schönheit und ihren Geiſt erhalten die Werke der Dichter und Denker ihre Bedeutung für die Mitwelt, durch ihre Kreiſe wird die geſellſchaftliche Stellung der Schriftſteller geſchaffen und ihr literariſcher Ruf begründet. In keiner andern Zeit und in keinem andern Lande hat die Frau es verſtanden, ihre natürlichen Machtmittel zu ſolcher Vollkommenheit zu entwickeln." Dieſes Urteil des däniſchen Anwalts der franzöſiſchen Frauen iſt wohl etwas einzuſchränken: denn die Florentinerinnen der Renaiſſance ſind ihnen in dieſer Kunſt vorangegangen, und der Weimariſche Frauenkreis, der Goethes Charakterbildung vollendete, ſteht ihnen gewiß nicht nach, aber Friis zeigt uns doch mit Recht hier inmitten eines giftigen Sumpfes auch manche reinere und edlere Blume. Bernſtorffs Verkehr mit der faſt gleichaltrigen Marſchallin war ſehr frei und doch rein. „Selten war ihm ihre Tür verſchloſſen; ſelbſt wenn ſie ihm ein Billett mit der Nachricht ſandte, daß ſie wegen Migräne oder Erkältung das Bett hüten müſſe, oder wie ſie ganz ungeniert ſchrieb, weil ihre temps critique eingetreten ſei, fügte ſie hinzu, daß mon cher petit baron oder mon cher frère trotzdem Zutritt habe. Da war Bernſtorff der aufwartende Kavalier. In elegantem Viſitenanzug, den Degen an der Seite, ſaß er am Bette der Marſchallin oder in Poſitur zur Seite des mächtigen Toilettentiſches mit den koloſſalen Spiegeln, die das pikante Negligé wiedergaben. Während die Kammerfrauen mit der Toilette beſchäftigt waren, erzählte Bernſtorff Neuig-

Digitized by Google

leiten, las vor oder empfing ſeine Ordres für den Tag. ... Sie war der Gegenſtand ſeiner ausgeſuchteſten Junggeſellengalanterie; er beſorgte Parfüms, Pomaden und Seife, half ihr beim Arrangement ihrer Feſte, war ihr Reiſemarſchall und dann und wann auch ihr Sekretär. ... Alles, was ſich auf ihrer beider Geſundheit bezog, erfüllte ſie beide mit Unruhe. Man war damals bis zum Übermaß ſenſibel in bezug auf die eigne Geſundheit und die andrer; wir erhalten Mitteilung davon, wenn Madame Schmerzen im Kopf, Rücken oder Magen hat; über die Wirkung eines neuen Abführmittels wird eingehend verhandelt. Dann und wann verbot ſie ihm, ihr ſeinen Beſuch abzuſtatten, wenn ſie wußte, daß er dann in der Nacht bei Licht arbeiten müſſe, um ſeine Korreſpondenz zu erledigen."

Aber Bernſtorff hatte auch Bekanntſchaften andrer Art. In Metz war er 1744 Zeuge, wie Ludwig der Fünfzehnte während einer ſchweren Krankheit aus Angſt vor dem Tode und aus Reue über ſein bisheriges Leben ſeine Maitreſſe, die Herzogin von Chateauroux, nebſt ihrem Anhang verſtieß, um ſich wieder ſeiner Gemahlin zuzuwenden — aber wenig Monate ſpäter war die Chateauroux wieder in ihrer alten Stellung, bis ſie im Dezember 1744 ſtarb. Wieder begann ein Wettlauf der hochgebornen Schönen des Hofes um die Entſcheidung der Frage, wer an die Stelle der Verſtorbnen treten ſollte. Bernſtorff war zugegen bei all den Feſten und Bällen, wo die Damen ihre Reize vor den Augen des Königs zur Schau trugen, und am Donnerstag, den 25. Februar, war er auch auf dem Maskenball, der zu Ehren der Vermählung des Dauphins mit einer ſpaniſchen Infantin im Schloſſe abgehalten wurde. Nachher ſchrieb er in ſeinen Notizkalender „Anfang der Avanture von Madame d'Etiolles". Er hatte alſo geſehen, wie die auch ihm wohlbekannte ſchöne Frau mit dem „blondgelockten, elegant getragnen Köpfchen", die der König bald darauf zur Marquiſe von Pompadour erhob, in verführeriſcher Verkleidung den König zu einer Annäherung nach der andern reizte, dann ihr Taſchentuch fallen ließ, das der König aufhob und ihr mit den Worten zuwarf: Le mouchoir est jeté. Bernſtorff war auch zugegen, als am 14. September 1745 die feierliche Präſentation der Madame d'Etiolles bei Hofe ſtattfand; er ſah das Erröten des Königs und ihre Verlegenheit, als ſie von der Königin Maria Leſzczynska empfangen wurde. Auch Bernſtorff hat ſich nicht geſchämt, der neuen Maitreſſe zu ſchmeicheln. Wie Voltaire den Augenblick, wo er ſie beim Zeichnen angetroffen hatte, durch den eleganten Vers verherrlichte:

Pompadour, ton crayon divin
devrait dessiner ton visage:
Jamais une plus belle main
n'aurait fait un plus bel ouvrage,

ſo hat auch Bernſtorff der Marquiſe zum Beiſpiel eine koſtbare Porzellanuhr mit einem „zuckerſüßen" Briefchen geſandt. Alle Geſandten fremder Mächte

mußten ſo handeln, auch der ernſthafte Kaunitz-Rietberg, der ſpätere Miniſter der tugendhaften Maria Thereſia; denn der Weg zu Einfluß und Macht ging damals in Frankreich durch die Gunſt der königlichen Maitreſſe. Auffallender iſt es, daß Bernſtorff auch in ſeinen amtlichen und privaten Korreſpondenzen von ihr mit einer gewiſſen Achtung ſpricht: eine wirkliche Leidenſchaft ſei die Quelle ihres Unglücks und ihres Fehltritts, ihr Charakter ſei übrigens „gut und ſanft“. Auch imponierte ſie ihm als Beſchützerin der Künſtler und Schriftſteller. „Sie intereſſierte ſich für die Erneuerung von Frankreichs Kunſtinduſtrie und ſchuf in Vincennes eine Porzellanfabrik, die ſpäter nach Sèvres verlegt Porzellan hervorbrachte, das Meißens und Chinas feinſte Ware übertraf. Der Gedanke dieſer ſiegreichen Konkurrenz hatte Madame de Pompadour begeiſtert; es war ein halb ökonomiſch-patriotiſches, halb künſtleriſches Streben, das Bernſtorff ſpäter nachahmte.“

Wenn man Bernſtorff inmitten dieſer Sphäre als den überall wohlgelittnen, in die intimſten Hofzirkel eingeführten Mann der Geſellſchaft ſieht, könnte man wohl auf den Gedanken kommen, daß er in Paris bis zu demſelben Grade zum Franzoſen geworden ſei, wie ein Menſchenalter ſpäter der Prinz Xaver von Sachſen und Prinz Heinrich von Preußen. Aber das iſt nicht ſo. Er gab ſich mit äſthetiſchem Behagen den feinen Genüſſen der franzöſiſchen Geſellſchaft hin, aber ſtand ihr — mit einer einzigen Ausnahme — innerlich kühl gegenüber. Als er ſpäter ſeinen Neffen Andreas Peter Bernſtorff an die Herzoginnen Boufflers und La Vallière empfahl, ſchrieb er ihm insgeheim: „Laß Dich nicht von ihrer Moral verführen; nicht in dieſer Beziehung kann ich ſie loben und lieben. Beklage ihre Unkenntnis der wahren Güter, aber ziehe Vorteil aus den großen Vorzügen ihres Geiſtes.“ Bernſtorff blieb — und das macht uns ſeine Geſtalt beſonders anziehend — auch in Paris unter der Hülle des vollkommnen Galantuomo ein rechtſchaffner, frommer Deutſcher. Im unberührten Mittelpunkt ſeines Lebens ſtehn die Begriffe: Arbeit, Pflichterfüllung und Religion. Er ſieht in den literariſchen und philoſophiſchen Größen der Aufklärung und des Deismus „ſtrahlende und gefeierte Geiſter, die verbrecheriſch und verderblich ihr Genie dazu gebrauchen, die Autorität des Glaubens zum Wanken zu bringen“. Woher kam ihm ſolche Feſtigkeit? Sie kam aus den unverrückbaren Eindrücken ſeiner Jugend und Erziehung, aus dem ununterbrochnen Strom altlutheriſcher, deutſcher Frömmigkeit, der in dem mit den Geſchwiſtern auf Gartow unterhaltnen Briefwechſel aus der Heimat in ſein Leben rauſchte, ſie kam endlich aus ſeinem Verhältnis zur Marſchallin Belle-Isle, die ſich „unaffektiert und douce, ſtiller und milder“ als die meiſten vornehmen Franzöſinnen jener Zeit auch in innerlichem Gegenſatz zu den Heldinnen der damaligen Salons fühlte. Sie und Bernſtorff trafen „als gläubige Katholikin und gläubiger Proteſtant im Kernpunkte ihrer Lebensanſchauungen zuſammen“. Sie war ihm die Heimat in der Fremde, und von hier aus verſteht man erſt völlig das zarte Urteil,

das Bernſtorff über ſie fällte: ſie habe keinen Körper, ſondern nur einen Schleier, der ihre Seele verhülle.

Aber nicht nur in religiöſer Hinſicht bewahrte Bernſtorff das Erbgut der Heimat. Bei aller Hinneigung zum franzöſiſchen Esprit und zur engliſchen Philoſophie behielt er auch für die deutſche Literatur ein lebhaftes Intereſſe. Dieſer ſuchte er auch in Dänemark eine Heimſtätte zu bereiten. Freilich mußte dieſe Literatur erſt geſchaffen werden, wenigſtens die dramatiſche. „Leider, ſchrieb er dem däniſchen Miniſter Grafen Berckentin, haben wir [in Deutſchland] keinen Hof, der daran denkt, dieſen Teil der Literatur zu ermutigen und der Nation die Berühmtheit zu verſchaffen, die eine Frucht ſolcher Beſtrebungen ſein würde. Wir verſtehn nur, die Ausländer und ihre Werke zu bewundern und beſtreben uns ſogar zu glauben, daß wir ſelbſt und unſre Sprache außerſtande ſeien, Gedanken zu bilden und auszudrücken, die den ihrigen gleichkommen. Ich möchte wohl, daß man dies ungerechte und demütigende Vorurteil ausrotten könnte, aber ich wage nicht es zu hoffen.“ Da ſchickte ihm 1746 Graf Berckentin das Schauſpiel „Canut“, ein Werk des nach Dänemark übergeſiedelten Sachſen Johann Elias Schlegel, und Bernſtorff fand dieſes Stück würdig, unter die beſten Theaterſtücke aller Völker gerechnet zu werden, und hoffte, daß Schlegel den Namen eines deutſchen Corneille erwerben könne. Noch in Paris wurde Bernſtorff auf Klopſtock aufmerkſam, indem ihm ſein Legationsprediger Schreiber die drei erſten Geſänge des „Meſſias“ zu leſen gab. Sofort formte ſich in Bernſtorff der Gedanke, auch dieſen vielverſprechenden Dichter nach Dänemark zu verpflanzen. Da traf Bernſtorff im Anfang des Jahres 1750 die ſchon längſt erwartete beſtimmte Nachricht, daß ihn der ſeit 1746 regierende junge König Friedrich der Fünfte aus Paris abberufe, damit er Miniſter im Kopenhagner Staatsrat werde. Nur ſehr ſchwer riß ſich Bernſtorff von Paris los, wo ihn ſo vieles feſſelte, noch ſchwerer gewöhnte er ſich an den Gedanken, künftig als Miniſter in Kopenhagen ſeine Wohnung zu nehmen. Aber das liebenswürdige Zureden des Königs bewog ihn ſchließlich, am 14. Mai 1751 als Miniſter des Äußern und Chef der deutſchen Kanzlei in das Conſeil einzutreten. Noch in demſelben Jahre, am 27. Dezember 1751, verheiratete ſich der neununddreißigjährige Mann mit der neunzehnjährigen nicht eben ſchönen, aber liebenswürdigen und reichen Charitas Emilie von Buchwald. Maßgebend war bei dieſem Entſchluſſe wohl der Wunſch, für die in Paris in befreundeter Familie genoſſene Häuslichkeit irgendwelchen Erſatz zu finden. „Wehmütig ſchrieben Madame de Belle-Isle und andre ſeiner franzöſiſchen Freunde, ſie ſähen ein, daß nun von der Rückkehr Bernſtorffs zu ihnen nicht mehr die Rede ſein könne.“ In der Tat hatte ſich Bernſtorff nunmehr durch Amt und Familie an Dänemark gebunden. Der zweite größere Zeitraum ſeines Wirkens begann, doch von ihm berichtet der vorliegende erſte Band des Friisſchen Werkes noch nicht. Die letzten Kapitel des Buches behandeln vielmehr das Leben des ältern Bruders Andreas Gottlieb auf Gartow

und die Kindheit, das Univerſitätsleben und die Reiſen ſeines Sohnes Andreas Peter (geboren 1735) bis zu dem Punkte, wo dieſer, nach den Anweiſungen des Miniſters, ſeines Onkels, ebenfalls zum Staatsmann und Diplomaten gebildet, in Kopenhagen eintraf (25. April 1758), um deſſen Gehilfe und Nachfolger zu werden.

Wir wünſchen dem Friisſchen Werke die gute Aufnahme beim deutſchen Publikum, die es verdient, damit es nicht ein Torſo bleibe, ſondern ſeine Fortſetzung und Vollendung finde. Es bietet einen reichen und intereſſanten Stoff in gefälliger Form und beſter Ausſtattung. Hie und da iſt die Darſtellung etwas breiter als nötig, auch finden ſich entbehrliche Wiederholungen. Wenn der verdiente Verfaſſer den Entſchluß finden könnte, dieſe unbedeutenden Mängel bei den folgenden Bänden zu vermeiden, ſo würde der Raum gewonnen werden, im Texte noch etwas mehr originelle Äußerungen der Bernſtorffs ſelbſt und ihrer Korreſpondenten wiederzugeben, die doch ſchließlich den eigentlichen Wert eines ſolchen Buches ausmachen.

Deutſche Volks- und Bauernkunſt

Von Joſeph Auguſt Lux in Wien-Döbling

Die Bauernkunſt, dieſes Volkslied der bildenden Künſte, dem Schutze des Publikums zu empfehlen, iſt heute ſchon eine dringende Angelegenheit geworden. In den letzten Jahrzehnten iſt ein bißchen ſtark geſündigt worden gegen dieſes uralte und koſtbare Erbe des Volkes; in vielen Provinzen, namentlich in den Umgebungen der Großſtädte iſt vielfach ſchlechtes Neues an Stelle des guten Alten getreten, und die treuherzigen, auf bodenſtändiger Überlieferung beruhenden Formen im Hausbau und in ſonſtigen Dingen des Alltags ſind verſchwunden und mit ihnen ein gut Teil Schönheit des Landes. Einen Proteſt gegen dieſe Verheerungen legen neueſtens die Beſtrebungen zur Pflege künſtleriſcher Bildung ein, die unter der Anleitung von A. Lichtwark, Schultze-Naumburg, Avenarius u. a. namentlich auf den Heimatſchutz gerichtet ſind, und die ſicherlich auf eine große, täglich wachſende Anzahl von Mitſtreitenden und Mitſtrebenden rechnen können. Namentlich der Intelligenz des Dorfes, der Lehrerſchaft auf dem Lande, die ſich über den Mangel an Muſeen, Ausſtellungen, Kunſtanſtalten zu beklagen pflegt, ſoll gezeigt werden, daß das Kunſtintereſſe gerade dort die beſte Nahrung empfängt, wo die Kunſt ſo innig mit dem Leben verwachſen iſt wie auf dem Lande, obgleich der Bauer ſeine formalen Leiſtungen, die er organiſch aus dem Bedürfnis ableitet, zu ſeinem Glücke gar nicht als „Kunſt“ anzuſprechen geneigt iſt. Es ergeht ihm wie Mr. Jourdain, dem

Bourgeois-Gentilhomme Molières, der Proſa ſprach, ohne es zu wiſſen. Freilich wer verbürgt, daß nicht auch ihm im Augenblicke der Erkenntnis die Unbewußtheit und die Naivität, die der Bauernkunſt die Friſche und die Treffſicherheit gibt, abhanden kommt, und daß ein albernes Streben nach Geziertheit und Künſtelei das Ende vorbereitet? Dieſe Bedenken dürfte man aufrecht erhalten, wenn nicht die glückliche Unbewußtheit zur größern Gefahr der Geringſchätzung des eignen Gutes und zur allzu bereiten Empfänglichkeit für den ſtädtiſchen Einfluß geführt hätte. Das Wort Bauernkunſt iſt gemünzt gegen Stadtkunſt, allerdings nur gegen die ſtädtiſche Pſeudokunſt, die mit ihren billigen Surrogaten den jetzigen bedauerlichen Stand der Dinge, der zur Abwehr reizt, herbeigeführt hat. Gute Stadtkunſt weiß gute Landkunſt zu ehren, denn beide können in vorteilhafter Wechſelwirkung ſtehn; ſie behalten beide ihre Vorzüge und ihren Rang und verhalten ſich zueinander wie der friſche Feldblumenſtrauß zu den prächtigen Blüten einer hochentwickelten Kultur. Wie aber ſollte ſich der Bauer, unfähig zu unterſcheiden, gegen den Talmiwert ſchützen, da doch ſogar der größte Teil der Städter, ungeachtet der vorhandnen hohen Stadtkunſt, meiſt in einem Zuſtande trauriger Unkultur lebt? Zweifellos durch die Stärkung ſeines Selbſtbewußtſeins, das ihn ſtolzer auf ſeine Eigenart, mißtrauiſcher und widerſtandsfähiger gegen alles Fremde und Nichtartgemäße macht. Bauernkunſt muß alſo auch gegen den Bauer geſchützt werden, der anfängt, an ſich irre zu werden.

Die Bauernkunſt auf unſerm Lande zu finden hält nicht ſchwer. Wandert man landein, abſeits von großen Städten, Kurorten und Verkehrspunkten, kommt ſie einem auf allen Wegen entgegen. Lange bevor wir das Dorf betreten, verſpüren wir ihren Segen. Die Feldeinfriedungen, die Umzäunungen ſind in vielen Fällen Muſter einer hochentwickelten Flechtkunſt, und die außerordentlich geſchickte Weiſe, in der lange Scheite, Bretter und Latten durcheinandergeſteckt ſind, offenbart ebenſoviel Erfindung als praktiſchen Sinn. Primitive kindliche Kunſtblüten, ſchlichten Wegwarten gleich, ſind auch die Bildſtöcke und Marterln aus Stein, Eiſen oder Holz, mit Inſchriften und Malereien bedeckt. Unbeholfen und linkiſch wie die bäuerliche Hand, die den Pinſel führt, iſt die Phantaſie, die das Bild komponiert und die Verſe ſchmiedet. Hart und holperig wie die Malerei ſind auch die Strophen. Knittelverſe und Knittelmalerei. Aber naiv und herzhaft ſind ſie, bodenſtändig und wurzelhaft, anſpruchloſe Denkmäler, die den Wandrer um ſtille Andacht oder Gebetlein anflehen und oftmals auch durch gewollten oder ungewollten Humor erquicken.

Kommt nun das Dorf in Sicht, ſo gibt es für den Kunſtwandrer eine Fülle von intereſſanten Wahrnehmungen in bezug auf die Dorfanlage, die Straßenführung und den Hausbau zu machen. Was auf den erſten Blick regellos und willkürlich erſcheint, enthüllt ſich bei näherm Zuſehen als Ausdruck ſtrenger Geſetzmäßigkeit, die aus der Natur, dem Klima, der Stammes-

art und andern natürlichen lokalen Bedingungen ihre Satzungen empfängt. Die Bauweiſe, die Dachbildung, die Lage und die Form der Fenſter, die Türen und die Tore, die Einteilung der Hausräume, die Stellung der Häuſer zueinander und zur Straße ſowie zu den ſie umgebenden Grundſtücken, als Feld, Garten, Hof, ſind durchaus organiſch begründet und deshalb in hohem Grade zweckmäßig. Trotzdem hat jedes Haus ſeinen perſönlichen Ausdruck. Die Holzteile an Türen und an Fenſtern ſind vielfach mit bunter Farbe geſtrichen, die Tore und Hausgiebel oft reich geſchnitzt, oder es ſind durch die Lage der Bretter in den Türfüllungen manche hübſche Muſter hergeſtellt worden.

Der Hausrat, der Schmuck und die Tracht bieten dem bäuerlichen Kunſtfleiß ein ungeheures Feld zur Betätigung. Urtümliche, primitive Formen und Einzeltechniken ſind vorhanden, die auf die Urgeſchichte der Menſchheit zurückgehn und zugleich ſpätere Einflüſſe aus dem Mittelalter, der Renaiſſance uſw. deutlich verraten. Gewiſſe Hausformen, Köhlerhütten, Sennhütten uſw., aber auch ſchwierige Techniken geknüpfter oder geflochtner Gegenſtände, die alte Punkt-, Linien- und Spiralenornamentik an Möbeln und an Lederzeug gehören ſicherlich zu den Erinnerungen aus der Vorzeit, während die Sitzformen, die Truhen, Schränke, Tiſche, Betten, Wiegen, Handtuchhalter, Öfen und zahlreiches Kleingerät der mittelalterlichen Stadt, der Burg oder dem Fürſtenhof entlehnt ſind. Der Einzug der Renaiſſance und des Barocks iſt nicht weniger deutlich zu erkennen. Unbefangenheit und treffſicherer ornamentaler Sinn haben die übernommnen Beſtandteile freilich in vollſtändiges Bauerngut umgewertet. Buntbemalte Möbel, Bauernkeramiken und Stickereien liefern Belege für einen hochentwickelten dekorativen und farbenfrohen Sinn. Das Beſte, was ſich in dieſer Richtung vorfindet, ſind die Handarbeiten der Frauen, ein Kunſtzweig, der in der Stadt längſt im Dienſte eines vollkommen verrotteten Geſchmacks ſteht und des baren Unvermögens, zu unterſcheiden zwiſchen überflüſſigen Zutaten und deſſen, was das Leben nötig hat. Nicht ſo die bäuerliche Hausarbeit. An den alten Bauerntrachten können wir die Schönheit der Stickerei, den Reichtum und den Reiz von Form und Farbe und die materialgerechte Technik bewundern. Die Bäuerinnen des deutſchen Nordens und des ſlawiſchen Südens arbeiten mit ähnlichen Ergebniſſen in bezug auf die Ornamentik, weil ſie in ihren Erfindungen von einem ſichern Verſtändnis für die Forderungen des Materials geleitet werden. Das iſt Kunſt im Hauſe, die von einer hohen perſönlichen Kultur der Bauernſchaft zeugt. Aber nicht allein auf die Technik hin laſſen ſich die bäuerlichen Kunſterzeugniſſe betrachten, ſondern auch auf die Symbolik hin, die die Ornamentmotive des Bauern hoch über eine bloße leere Spielerei hinaushebt. Sein Ornament iſt Gleichnis, Symbol, Gedankenſtab. Liebe und Ehe, allegoriſche Begriffe, Glaube, Hoffnung, Trauer, Märchenvorſtellungen, endlich Bilder des Lebens und der Natur ſpielen eine große Rolle in ſeiner ornamentalen Erfindung. Gegenſtände finden ſich vor, die durch ihre beſondre

Digitized by Google

Schönheit an Feſte des Lebens erinnern und ſonſt nicht zur Verwendung kommen. Hochzeitsgeſchirre, Braut- und Bräutigamsſtuhl, allerhand geſchnitzte und bemalte Symbole, die eine ſolche Beziehung ausdrücken und an vielen Dingen des Alltags anzutreffen ſind. Kein Gegenſtand bäuerlicher Handarbeit iſt zu gering, jeder offenbart irgendeine intereſſante Beſonderheit.

Dieſes und vieles andre mag der Kunſtwandrer auf dem Lande heute noch antreffen, aber er wird auch viele minder erfreuliche Zeichen des Wandels und des Niedergangs finden. Sollte die alte reiche Bauernkultur wirklich im Ausſterben begriffen ſein? Es iſt nicht zu glauben und auch nicht zu wünſchen. Aber es muß endlich einmal etwas geſchehen, das Vorhandne vor der Vernichtung und der Verſchleppung zu ſchützen und der bäuerlichen Bevölkerung wieder die Freude und die Anhänglichkeit an der heimiſchen und angeſtammten Art zu geben, die vielfach einer demoraliſierenden Stadtſucht in Kleidung, Sitten und Lebensart Platz gemacht hat.

Damit wird auch die bei uns wichtige Frage des Heimatſchutzes aufgerollt. Iſt es nicht ſündhaft und ſchändlich, wie mit den alten Gütern draußen auf dem Lande aufgeräumt wird? Legt nicht jede winzige Sommerfriſche einen Ehrgeiz darein, mit „ſtädtiſchem Komfort" zu prunken? Wenn es nur wirklicher Komfort wäre! Wie aber ſieht es damit in Wahrheit aus? Der Bauer wandelt ſein Haus für die Sommerfriſchler um, klebt ihm eine protzige Zinshausfaſſade an, läßt große Fenſter einſetzen, die das einſt ſo behäbige, wohlbehütete Heim jedem Witterungswechſel, im Sommer der Hitze, im Winter der Kälte und der Feuchtigkeit preisgeben, und ſchafft auf dieſe Weiſe die elenden, unwirtlichen Hundelöcher, die als „Sommerwohnung" um teures Geld angeprieſen werden. Im alten Bauernhauſe gab es wirklichen Komfort, es war ein Behagen, darinnen zu leben. Nun aber will jedes Dorf ſtädtiſch ſein, auf die billigſte und ſchlechteſte Art natürlich. Die Bauſpekulation ſtellt kleine Schablonen unſrer ſtädtiſchen Mietkaſernenarchitektur hin, der Dorfwirt tauft ſein Lokal „Reſtauration" und tauft dementſprechend ſeinen Wein, für die Stadtleut iſt alles gut; der Verſchönerungsverein ruht nicht eher, bis im Dorfe und ſeiner Umgebung „ſtädtiſche Parkanlagen" als armſelige Karikaturen und lächerliche Surrogate der freien Natur entſtehn. Es iſt nun wirklich ſchon dringend notwendig, daß wir uns mit dem „Heimatſchutz" befaſſen, der ganz leicht zu organiſieren iſt. Es wohnen doch ſo viele gebildete Menſchen auf dem Lande: Geiſtliche, Lehrer, Ärzte, Apotheker, Gutsbeſitzer, eine Unzahl Naturfreunde, Touriſten uſw. gehn ins Freie, deren Obſorge es ſein könnte, das Beſtehende vor dem Vandalismus des Unverſtands zu ſchützen, alle Einzelheiten zu zeichnen und zu malen — es wird ja ſoviel gezeichnet und gemalt, das ziemlich überflüſſig iſt —, kleine Ortsmuſeen anzulegen, die der Dorfjugend und den andern Einwohnern die Beiſpiele der Kunſtgeſchicklichkeit ihrer Vorfahren vor Augen halten, um ſolcherart die Erhaltung der Tradition und die Stärkung des Heimatgefühls zu erreichen.

Digitized by Google

Tradition und Heimatgefühl müſſen den ſtarken Wall bilden, der gegen ungeſunde Stadtſucht und großſtädtiſche Bauſpekulation aufzurichten iſt. Die Stadt hat das alles verſchuldet, das iſt wahr, aber ſchließlich iſt es wieder die Stadt, die ſich für die Bauernkunſt einſetzt. Denn auch ſie hat ein großes Intereſſe daran, daß das Land ſeine Eigentümlichkeit und urſprüngliche Schönheit, ſeine Kultur und ſeine produktive Kraft, ſeine Hauskunſt und Hausinduſtrie bewahre, und daß der wertvolle Beſtand organiſcher Formen erhalten bleibe, die gerade für den ſchöpferiſchen Künſtler, der ſich in ſeinen Leiſtungen um dieſen organiſchen Ausdruck als der höchſten Zweckmäßigkeit bemüht, eine wahre Offenbarung ſind.

Eine ſolche Offenbarung ſind aber auch die andern volkstümlichen, nicht bäuerlichen Denkmäler, wie ſie etwa auf einer Wanderung im zuſtändlichen Nebeneinander angetroffen werden können, wenn man alte Stadtteile, abgelegne Vororte und Landſtädte betritt, wo die alte Kultur im Ausgedinge lebt. Es gibt zahlreiche Werke, die uns zur Genüge über den offiziellen Kunſtaufwand der Fürſten unterrichtet haben, der in ungenügenden, lächerlichen Nachahmungen bis in die kleinſte Bürgerwohnung herab ſeit einem halben Jahrhundert als kraß verzerrtes Vorbild wirkt. Dagegen wiſſen wir viel zu wenig, wie einſt das Volk mit ſeinem Leben formal fertig wurde. Wir wiſſen nicht, wie der Bürger im Barockzeitalter gelebt hat, wir wiſſen kaum, wie unſre Großeltern gelebt haben. Viele der charakteriſierten Bauwerke führen nur noch ein papiernes Daſein. Während der letzten Jahre ſind ſie verſchwunden. So raſch arbeitet die Vernichtungswut des Pöbels. Die Folgen, die ſich daraus ergaben, daß wir der Volkskunſt ſo lange den Rücken gekehrt haben, können wir an den neuen Stadtteilen ſehen, die neben den ehrwürdigen Reſten einer alten, von vielen Geſchlechtern überlieferten Volkskultur aufwachſen und die ebenſogut im wildeſten Weſt ſtehn könnten, ſo ſchablonenhaft und nichtsſagend ſind ſie. Häuſerzeilen entſtehn, die Faſſaden überladen mit lächerlichem Zierat, die Rückſeiten gefangenhausmäßig kahl und nüchtern, wahre Spottgeburten neben den alten biedern Wohnhausbauten der Barockzeit mit den reizvollen alten Höfen, die heute als Vorbilder heimiſcher Baukunſt gelten können. Protzenhafte Cottages ſtehn an der Peripherie der Stadt, mit Gärten, die kaum einen ſchwachen Abglanz der einſtigen Gartenkultur überliefern. Wo iſt das heimatliche Gartenmotiv, die gemütliche Laube, mit Wein, Ahorn oder Geißblatt umſponnen, in den heutigen öffentlichen oder privaten Gärten zu finden? Wie wird auf den alten aufgelaſſenen Friedhöfen gewirtſchaftet? Gibt es keine beſſere Verwendung für alte Skulpturen, als ſie dem Steinmetz zu verkaufen? Würden ſie nicht, in Gärten, auf öffentlichen Plätzen, an den Außenſeiten der Kirchen, in den Höfen der öffentlichen Gebäude aufgeſtellt, dazu beitragen, auch in der Großſtadt ein Heimatgefühl zu nähren? Für neue Anlagen, Denkmäler und ſonſtige ſogenannte „Ausſchmückungen“ der Städte werden Unſummen aufgebracht, Spekulantentum und Verſchönerungsvereine arbeiten einmütig daran, die Städte ſo häßlich zu machen wie möglich;

dagegen iſt für die Erhaltung und Wahrung des alten volksmäßigen Kunſt- und Kulturcharakters kein Sinn und folglich auch kein Geld vorhanden. Schon greift die Verheerung von der Großſtadt über ins offne Land und tritt in den Boden, was an alter Volks- und Bauernkunſt übrig geblieben iſt. Nun mag es ſchon hohe Zeit ſein, die Allgemeinheit mit der Sache zu beſchäftigen und ihr zu zeigen, was wir einſt in den Landhäuſern, Bauernhäuſern, Höfen, Gärten, Gartenhöfen, Luſthäuſern, Toren, Erkern, Schornſteinen, Dächern, Kirchen, Grabſtätten, Stuben und im Hausrat für unerkannte Schätze beſitzen, die, wenn ſie einmal erkannt ſind, uns mit tiefer Beſchämung über die künſtleriſche Unkultur erfüllen müſſen.

Kulturbilder aus den Balkanſtädten

Von Karl Dieterich

3. Die Balkanſtädte von der modernen Seite

In dieſes halb orientaliſche, halb patriarchaliſche Milieu wurden nun wie die Verſatzſtücke auf einer Bühne die Wahrzeichen europäiſcher Ziviliſation hineingeſtellt, aus den alten Landſtädten ſollten prächtige Reſidenzen werden, ein neues Leben ſollte aus den Ruinen emporblühen, man wollte teils mit dem weſtlichen Europa, beſonders mit Paris, wetteifern, teils ſich der kunſtſinnigen Vorfahren würdig erweiſen und ging nun mit Feuereifer an die Erneuerung und die Einrichtung des alten Wohnhauſes, man baute Schlöſſer, Parlamente, Univerſitäten, Bibliotheken, Theater, Muſeen, legte neue Straßen, Plätze und Parks an und erreichte ſo, daß in wenig Jahrzehnten dieſe Städte einen gänzlich neuen Anſtrich erhielten, und daß man wohl ſtolz ſein konnte auf das freilich mit fremder Hilfe und nach fremden Muſtern vollbrachte Kulturwerk, das durch die Schnelligkeit, mit der es aus einem Nichts emporwuchs, an amerikaniſche Vorbilder erinnert. Sind doch die älteſten dieſer Städte, Bukareſt und Athen, erſt ſiebzig Jahre alt, die jüngſten, wie Belgrad und Sofia, gar erſt vierzig und ſechsundzwanzig Jahre alt. Freilich haben ſie mit amerikaniſchen Städten auch ihren etwas parvenumäßigen Charakter gemein, doch iſt es wohlfeil, darüber zu ſpotten, man muß ſich vielmehr freuen, daß hier ein junges Europa im Entſtehn begriffen iſt, wenn auch zunächſt nur an den vier genannten Punkten. Man kann aber der jungen Städtekultur des Balkans nur gerecht werden, wenn man ſie nicht mit europäiſchen Großſtädten vergleicht, die auf dem Boden ſtarker und freier Staaten erwachſen ſind, ſondern mit der Stadt, die jahrhundertelang für jene Völker die „Stadt“ war, mit

Digitized by Google

Konſtantinopel. Dieſes ſollte man erſt beſucht haben, in dem Labyrinth ſeiner Gaſſen umhergeirrt, in ihrem Kot ausgeglitten, über ihre rollmopsartig daliegenden Hunde geſtolpert ſein, ſich mit Zollbeamten, Laſtträgern und Dragomans herumgeſchlagen haben, bevor man auf der Rückreiſe entweder in Athen oder in Bukareſt oder in Sofia und Belgrad Raſt macht. Dann wird man es zu ſchätzen wiſſen, was es heißt, wieder, wenn auch nicht in Kulturländern, ſo doch in Kulturſtädten zu ſein. Wer freilich den europäiſchen Orient vom Standpunkte des Malers aus betrachtet, der wird ſich in dem bunten Volksgewimmel von Konſtantinopel wohler fühlen als in dem elegantern, aber wenig originellen Milieu der modernen Balkanſtädte, es ſei denn, daß ihn deren maleriſche Lage reizt, wenn man etwa von Bukareſt abſieht, das in dieſer Hinſicht nichts bietet. Wer ſich aber auf den Standpunkt des europäiſchen Kulturfortſchritts ſtellt und die Europäiſierung des Balkans als einen politiſch, wirtſchaftlich und geiſtig wichtigen Prozeß anſieht, wer durch die äußere Erſcheinung in das Weſen der Dinge einzudringen ſucht und Verſtändnis hat für das Ringen junger Nationen um einen eignen Kulturbeſitz, der wird dieſe Städte nicht ohne Gewinn beſuchen, ihre Fortſchritte nicht ohne Intereſſe verfolgen, ſeien es zunächſt auch nur äußerliche. Aber auch hierin beobachtet man ſchon lehrreiche Unterſchiede in dem Charakter der vier Städte.

In der Geſamtanlage findet man inſofern Unterſchiede, als deren älteſte, Bukareſt (es war ſchon vor zweihundert Jahren Hauptſtadt der Walachei), faſt nur krumme Straßen aufweiſt, während Athen, das erſt ſeit 1835 exiſtiert, deutlich in zwei Teile zerfällt: einen ſüdlichen zwiſchen der Akropolis und der Euripidesſtraße liegenden mit labyrinthiſchem Gaſſengewirr und einen ſich nach Nordweſten, Norden und Nordoſten um dieſe Altſtadt herumlegenden neuern Teil, der erſt nach 1870 entſtanden iſt und von geraden, meiſt breiten Straßen durchzogen wird. Belgrad und Sofia endlich als die jüngſten der modernen Balkanſtädte beſtehn nur aus geraden, ſich rechtwinklig kreuzenden ſchönen, breiten Straßen und einigen großen Plätzen. Sofia iſt auch die einzige Stadt, die nach Wiener Muſter einen „Ring“ angelegt hat, den Skobeleffring. Dagegen hat Bukareſt einen Vorzug, um den es manche Stadt in Alteuropa beneiden muß, und durch den es ſich offenbar ſchadlos halten will für die unüberſichtliche Anlage ſeiner meiſten Straßen: das iſt der große Boulevard, der die ganze Stadt von Oſten nach Weſten in einer Länge von ſieben Kilometern durchzieht, der alſo etwa doppelt ſo lang iſt wie die Berliner Friedrichſtraße und nicht weniger als fünf verſchiedne Namen trägt: Boulevard der Unabhängigkeit, Boulevard Eliſabeth, Boulevard der Univerſität, Boulevard Carol, Boulevard Protopopescu. Außerdem ſind noch mehrere große Radialſtraßen, ebenfalls als „Boulevard“ bezeichnet, ſowie die ſie verbindenden Querſtraßen, wie die drei und einen halben Kilometer lange Strada Trajan und die zwei und einen halben Kilometer lange Strada Romăna hervorzuheben.

Digitized by Google

Die Vorliebe für die Bezeichnung „Boulevard“, die auch in Sofia üblich iſt und auch in Athen üblich war, ſich aber hier nicht gehalten hat, verrät den herrſchenden franzöſiſchen Einfluß, der in den Balkanſtädten von jeher ſehr groß war. In Athen erinnern noch daran die Namen der beiden Hauptplätze, des Verfaſſungsplatzes und des Eintrachtsplatzes (nach den Pariſer Place de la Conſtitution und de la Concorde), ferner Namen von Straßen wie Victor-Hugoſtraße, Chateaubriand-, Bérangerſtraße.

In ſeltſamem Kontraſt hierzu ſteht die auf den rumäniſchen und beſonders auf den griechiſchen Ahnenſtolz zurückzuführende Benennung von Straßen nach antiken „Vorfahren“. In Bukareſt iſt das noch zu ertragen; hier hat man ſich wenigſtens auf die um das alte Dakien verdienten römiſchen Kaiſer beſchränkt, wie Trajan, Veſpaſian und andre. In Athen aber wird dieſes Kokettieren mit dem Altertum lächerlich, und der praktiſche Zweck illuſoriſch: denn nicht nur, daß die erbärmlichſten Gaſſen oft die hochtrabendſten Namen tragen, wie Miltiades-, Praxiteles-, Ageſilaos-, Perikleſtraße, ſondern der einfache Mann kann ſich dieſe Namen gar nicht merken, ſodaß man oft vergebens nach einer Straße fragt, die ganz in der Nähe iſt; oft nimmt das Volk ſelbſt eine Korrektur vor: ſo wird zum Beiſpiel die Lykabettosſtraße, in der die Poſt liegt, faſt allgemein Poſtſtraße genannt, weil es natürlich wichtiger iſt, zu wiſſen, daß ſie zur Poſt, als daß ſie zum Lykabettos führt, deſſen antiken Namen übrigens nur der Gebildete kennt.

Derſelbe Klaſſizismus herrſcht auch in dem Charakter der öffentlichen Bauten. Vergleicht man zum Beiſpiel die öffentlichen Gebäude von Athen einerſeits und Bukareſt, Sofia und Belgrad andrerſeits, ſo findet man in allen Städten das Beſtreben nach äußerer Prachtentfaltung, die Freude an monumentalen Formen; es fallen aber dem vergleichenden Beobachter ſofort zwei weſentliche Unterſchiede auf: während zunächſt die Städte des nördlichen Balkans (Bukareſt, Belgrad, Sofia) ihre offiziellen Gebäude mit Vorliebe in den Stil der italieniſchen oder der franzöſiſchen Renaiſſance oder der „Moderne“ kleiden, ſucht Athen ſeine klaſſiſchen Traditionen durch die Anwendung eines möglichſt reinen, freilich mehr dem alexandriniſchen Klaſſizismus als der perikleiſchen Klaſſik gleichenden Stil in ſeiner Architektur zu wahren. Intereſſanter iſt es zu fragen, auf welche Art von öffentlichen Gebäuden ſich das Monumentale zum Beiſpiel in Bukareſt erſtreckt, und auf welche in Athen. In Bukareſt ſind die ſchönſten Bauten: der neue Juſtizpalaſt, die neue Hauptpoſt, die Depoſiten- und Verſicherungskaſſe (vielleicht das ſchönſte moderne Gebäude), die Nationalbank, das Domänenminiſterium, das Athenäum (Ausſtellungsgebäude). In Athen ſind es folgende: die Univerſität, die Akademie der Wiſſenſchaften, die neue Nationalbibliothek, das Nationalmuſeum, das Polytechnikum und das Parlament. Das heißt alſo: die bedeutendſten Bauten von Bukareſt — und dasſelbe gilt von Sofia und Belgrad — dienen praktiſch-ſozialen, die von Athen wiſſenſchaftlichen und repräſentativen Zwecken.

Die ſtaatlichen und Verkehrsinſtitute in Athen ſind dagegen alles andre als monumental. Das hängt damit zuſammen, daß in Griechenland weder Staat noch Gemeinden Geld für großartige Bauten übrig haben, und daß alle, die davon vorhanden ſind, aus Stiftungen reicher Privatleute errichtet worden ſind, dieſe aber, dem griechiſchen Charakter entſprechend, mehr Verſtändnis für wiſſenſchaftliche und Bildungszwecke haben als für die des Staats- und Gemeindeweſens. Der alte griechiſche Individualismus wirkt hierin noch deutlich nach. Rumänien und auch Bulgarien dagegen legen hauptſächlich Wert auf die Feſtigung von Rechtspflege, Verkehrs- und Wirtſchaftsleben und bringen dies auch in den Gebäuden ihrer Hauptſtädte zum Ausdruck. Athen gehört zunächſt der Wiſſenſchaft, ſpeziell der Archäologie; nur dieſe ſind großer Prachtbauten würdig, die Befriedigung praktiſcher Bedürfniſſe kommt erſt an zweiter Stelle, und wenn der Staat kein Geld dazu hat, auch dann noch nicht. Lieber muß ſich Athen bei ſeiner großen Ausdehnung mit zwei Poſtämtern begnügen,*) als daß große Kulturaufgaben, wie die Auslegung des Stadions mit Marmor und die Abhaltung olympiſcher Spiele, darunter leiden dürften. Lieber eine Akademie der Wiſſenſchaften, die leer ſteht, als ein Gerichtsgebäude, das der Würde des Staates entſpräche. „Die Wiſſenſchaft und das Altertum haben uns aufgefreſſen," ſagte mir einmal ein griechiſcher Freund.

Das Einzige, was in Athen daran erinnert, daß man in der Hauptſtadt eines eignen, modernen Staates iſt, iſt das Schloß und das Parlament; beide präſentieren ſich breit und gewaltig als die Vertreter des politiſchen Lebens: hier König — hier Volk! als wollten ſie beide an äußerer Poſitur den Mangel innerer Kraft und Bedeutung erſetzen; denn das griechiſche Königtum iſt ebenſo jämmerlich wie die griechiſche Volksvertretung: den Formen fehlt auch hier der Inhalt. Beide Gebäude laſſen auch aus ihrem Äußern auf ihre Beſtimmung ſchließen: das nüchterne Athener Schloß erinnert ebenſo ſehr an eine Kaſerne wie das monumentale Parlament an ein Theater (beſonders in ſeinem hohen Oberbau etwas an das Berliner Schauſpielhaus). Sollte das vielleicht beabſichtigt geweſen ſein? Denſelben Eindruck macht übrigens auch das bulgariſche Parlament in Sofia, die Sobranje, die wie ein ſchmuckes deutſches Stadttheater ausſieht; es werden ja auch darin manche Komödien auf Koſten des Landes aufgeführt. Dagegen berührt es angenehm, daß ſich die Reſidenzſchlöſſer in Bukareſt und in Sofia nicht über die Gebäude ihrer Umgebung erheben, ſich vielmehr ihnen beſcheiden anpaſſen.

*) Erſt ſeitdem ein reicher Grieche ſein palaſtartiges Haus dem Staate geſchenkt hat, beſitzt Athen ein modernes, geräumiges Poſtamt. Hoffentlich hat die griechiſche Poſtverwaltung nun auch ihren Beamten das Rauchen während des Schalterdienſtes verboten; denn es erinnert bedenklich an türkiſche Zuſtände, wenn man, wie es dem Verfaſſer begegnet iſt, erleben muß, daß der Herr Beamte das vor dem Schalter ſtehende Publikum ruhig warten läßt, bis er ſeine Zigarette gedreht und in Brand geſteckt hat.

Ein gemeinſamer Vorzug ſowohl von Bukareſt wie von Athen und von Belgrad ſowie ſchöne Denkmale echter und wahrer Wohltätigkeit ſind die zahlreichen aus privaten Stiftungen gegründeten und unterhaltnen Krankenhäuſer und Hoſpitäler, die ſich der Aufmerkſamkeit der nur auf „Sehenswürdigkeiten“ gerichteten Fremden gewöhnlich entziehn. Was an dieſen meiſt vorzüglich eingerichteten und muſterhaft geleiteten Anſtalten beſonders vorbildlich iſt, das iſt die völlige, wohl im Weſen der griechiſchen Kirche liegende Unentgeltlichkeit ihrer Verpflegung für nicht zahlungsfähige In- und Ausländer. In Bukareſt ſteht in dieſer Hinſicht an der erſten Stelle das Spital der Brankovanſchen Stiftungen, durch die ſich die weiblichen Nachkommen des ſamt ſeinen Söhnen 1751 von den Türken hingerichteten Fürſten Brankovan die höchſten Verdienſte erworben haben, und denen wir höchſtens in den Franckiſchen Stiftungen in Halle etwas ähnliches zur Seite ſtellen können. Außer aus dem Krankenhauſe beſtehn jene Stiftungen aus einer Schule, einem Aſyl für alte Frauen und einer nach der erſten Stifterin benannten prächtigen Kirche nebſt großen Parkanlagen und nehmen einen kleinen Stadtteil für ſich ein. Außerdem hat Bukareſt noch fünf weitere große Hoſpitäler mit je 140 bis 200 Betten, ferner ein großes Siechen- und Irrenhaus, ein Kinderſpital, ein Aſyl für weibliche Waiſen, beſonders von Offizieren und Beamten, ſowie ſechs kleinere Aſyle, alles aus Privatmitteln unterhalten.

Kann ſich auch Athen ſolcher großartigen Stiftungen nicht rühmen, ſo fordert doch die Gerechtigkeit, darauf hinzuweiſen, daß ſich die griechiſchen Patrioten nicht nur die Gründung von Akademien und Muſeen, ſondern auch von Hoſpitälern angelegen ſein ließen: alle Inſtitute dieſer Art in Athen, ein großes Krankenhaus, ein Zivilhoſpital, eine Augenklinik, ein Waiſen-, Findel- und Irrenhaus ſowie eine Abendſchule für die Stiefelputzer verdanken ihre Entſtehung wohltätigen Stiftungen.

Dieſe reiche private Opferwilligkeit in Verbindung mit der geringen Entwicklung der Gemeindetätigkeit iſt wohl der Grund, daß man in allen Balkanſtädten ein eignes Rathaus vermißt und nur ein wenig auffallendes Bürgermeiſteramt findet.

Trotzdem kann man nicht leugnen, daß die Stadtverwaltungen im allgemeinen in guten Händen liegen: Bukareſt, Athen und Sofia haben in den Hauptſtraßen elektriſche, ſonſt Gasbeleuchtung, ferner — mit Ausnahme von Athen — elektriſche Straßenbahn und gute Pflaſterung, hübſche öffentliche Parkanlagen, unter denen beſonders der aus einem Fieberſumpfe geſchaffne Park Cismegiu in Bukareſt ſeinesgleichen ſucht; aber auch Belgrad und Sofia haben ſchöne Stadtgärten, wobei es kulturgeſchichtlich merkwürdig iſt, daß der Belgrader ebenſo wie der Bukareſter einen türkiſchen Namen (Kalimegdan) führt, weil er an der Stelle der alten „Walſtatt“ liegt, wo in der Türkenzeit die Hinrichtungen ſtattfanden. Nur in Athen fehlt es, wenn man von dem ſchönen Schloßpark abſieht, der aber dem Publikum nur an

Digitized by Google

beſtimmten Tagen offenſteht, völlig an großen ſchattigen Anlagen, die bei dem heißen Klima ein doppeltes Bedürfnis wären, freilich bei der Unfruchtbarkeit des Bodens große Koſten verurſachen würden und vor allem viel Waſſer brauchten, das nicht vorhanden iſt. Die Nähe des Meeres muß dieſen Mangel erſetzen.

Der Nordländer wird trotzdem die Promenade an der Kiſeleffchauſſee in Bukareſt mit ihren prächtigen, ſchattigen Lindenalleen, wo ſich an Sommerabenden die elegante Welt zu Fuß und zu Wagen einfindet, der Promenade am Zappion zu Athen vorziehn; denn ſo reizvoll, ja entzückend auch von hier aus der Blick auf die Akropolis, das Meer und die Inſeln iſt, zumal bei Sonnenuntergang, ſo fehlt doch der Landſchaft die wuchernde Fülle des Lebens, den Menſchen die Unmittelbarkeit und die Bedürftigkeit des Genuſſes, die einen nicht dauernd darin wohl werden läßt. Da geht einem das Herz bei luſtigem Lachen unter Lindenbäumen weiter auf als bei der ſtoiſchen Haltung moderner Peripatetiker in heroiſcher Landſchaft. Allerdings verſichern Kenner der Verhältniſſe, daß an dem ſtarken Verkehr der Chauſſee Kiſeleff die Schauluſt ſtärker beteiligt iſt als die Naturfreude; denn auch der Rumäne wie der Grieche faßt den Spaziergang mehr im franzöſiſchen Sinne des se promener, d. h. des ſich Vorführens, als des behaglichen deutſchen ſich Ergehens auf; die Laſt der Arbeit drückt auf dieſe noch nicht zu Kulturſklaven gewordnen Erdenkinder weniger ſtark als auf uns. Die Bureauſtunden der Beamten in Bukareſt und in Athen beginnen meiſt nicht vor zehn Uhr und dauern weniger lange als bei uns. Das Klima fordert ſchon zum dolce far niente auf.

Berückſichtigt man dies, ſo darf man doch dieſen neugebacknen Kulturjüngern nicht den Vorwurf abſoluter Faulheit oder gar Unfähigkeit zu geiſtiger Arbeit machen, etwa weil ſie, wie ein klaſſiſcher Philologe klaſſiſch meinte, ſich in ihren Sprachen nicht des Kulturbeſitzes eines Infinitivs erfreuen. Vielmehr muß man zugeben, daß dieſe Städte nicht nur äußerlich europäiſches Gepräge, ſondern auch innerlich immer mehr europäiſchen Geiſt annehmen, und daß in ihnen ſchon viele talentvolle Schüler europäiſcher Geiſteskultur mitſchaffend tätig ſind, wenn ſie auch bisher mehr Verſtändnis für wiſſenſchaftliche als für künſtleriſche Kultur zeigen. Die fünf Univerſitäten der Balkanſtaaten — außer der von Bukareſt ſämtlich aus Privatmitteln errichtet und zum Teil auch daraus erhalten — ſind im Grunde deutſche Geiſteskolonien: die bedeutendſten Lehrer und Forſcher haben ihre Ausbildung an deutſchen Univerſitäten genoſſen, und die deutſche Wiſſenſchaft hat allen Grund, ſtolz auf dieſe Kulturpioniere zu ſein, die deutſche Lehr- und Forſchungsmethode durch Wort und Werk bis in die äußerſten Winkel der Unkultur tragen. Auch an Arbeitsgelegenheit fehlt es dem Jünger der Wiſſenſchaft nicht: neben den Univerſitäten verfügen dieſe Städte über gut dotierte und gut eingerichtete öffentliche Bibliotheken, unter denen der neue Prachtbau der Nationalbibliothek in Athen und das kleine, aber ſchmucke und vornehm ausgeſtattete Gebäude der

Digitized by Google

von König Carol zu ſeinem fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum geſtifteten Univerſitätsbibliothek in Bukareſt hervorragen.

Die Wißbegierde und geiſtige Regſamkeit unter den beſſern Teilen der hauptſtädtiſchen Bevölkerung kommt beſonders deutlich zum Ausdruck in den öffentlichen Vortragszyklen, die während des Winters von Univerſitätsprofeſſoren im Athenäum zu Bukareſt und im „Parnaß“ zu Athen gehalten werden, und die für die Hebung der geiſtigen Bildung von hoher Bedeutung ſind.

Weniger eng iſt die Fühlung der großen Maſſe mit der Kunſt, der bildenden wie der darſtellenden, was ja von allen aus der byzantiniſchen Kulturſphäre hervorgegangnen Völkern gilt. Das erkennt man ſofort an den öffentlichen Denkmälern dieſer Städte, ſoweit ſie nicht, wie das des Zaren Alexanders des Zweiten in Sofia, von fremden Künſtlern herrühren. Man merkt, daß es an künſtleriſchen Traditionen fehlt, ohne die es gerade in der bildenden Kunſt nicht geht. Im übrigen haben die wenigen Künſtler, die dieſe Völker bisher hervorgebracht haben, nicht nur ihre Ausbildung im Auslande, beſonders in Paris, erhalten, ſondern leben auch größtenteils dort. So hat auch die Kunſtſchule in Bukareſt, von den andern Städten zu ſchweigen, nur geringe Bedeutung.

Mehr Sinn und Begabung zeigt ſich für das Theater und die Schauſpielkunſt. Etwas ſchauſpieleriſche Neigung haben ja alle dieſe Völker. So haben auch Bukareſt und Athen je zwei große moderne Theater, die allen Anforderungen an Einrichtung und Ausſtattung genügen. Freilich müſſen ſie bei der geringen Entwicklung der heimiſchen Dramendichtung ihr Repertoire größtenteils durch Überſetzungen aus fremden Literaturen decken, wobei die franzöſiſche und die deutſche miteinander am ſtärkſten rivaliſieren. Man kann jedoch mit Befriedigung feſtſtellen, daß ſich in den letzten Jahren eine entſchiedne Wendung zugunſten des Deutſchen vollzogen hat, beſonders in Athen, wo im letzten Winter drei Viertel der im Königlichen Theater aufgeführten Stücke deutſche waren, meiſt von Goethe, Grillparzer, Hauptmann. Auffallend iſt die Vorliebe ſowohl der Rumänen wie der Griechen für Sudermann, ſpeziell für die „Heimat“, was jedenfalls beweiſt, daß ſie für geſchickte Bühneneffekte empfänglich ſind. Auch in Belgrad haben in den letzten zwanzig Jahren die deutſchen Bühnendichter die franzöſiſchen überholt.

* * *

So macht ſich in den Hauptſtädten des Balkans die ſtille Wirkung der deutſchen Kulturarbeit immer ſtärker geltend, ja man kann ſagen: was in ihnen an geiſtigem Lebensinhalt angeſammelt worden iſt, geht vorwiegend auf deutſchen Einfluß zurück, ganz abgeſehen von dem ſtarken deutſchen Element in der Bevölkerung Bukareſts und Belgrads (etwa 20 Prozent). Im öffentlichen Leben und Treiben und in der äußern Erſcheinung freilich kommt das

Digitized by Google

deutſche Weſen kaum irgendwo zum Ausdruck, es ſei denn in Belgrad, das ganz den Eindruck einer deutſchen Stadt macht. Im übrigen herrſcht, wenn man das moderne Leben und die äußere Phyſiognomie ins Auge faßt, ein franzöſiſch-italieniſcher Zug, wenn man das volkstümliche Treiben betrachtet, eine aus urwüchſigem Bauerntum und orientaliſcher Läſſigkeit gemiſchte Balkanart vor. Das Verhältnis dieſer beiden Beſtandteile aber beginnt ſich immer mehr umzukehren: wie ſich das Reflexbild eines Nebelbilderapparats leiſe wandelt, indem die Umriſſe des einen Bildes verſchwimmen, und die des andern daraus emportauchen, ſo erſcheint dem häufigern Beſucher das äußere Bild der Balkanſtädte wie ein ſolches Wandelbild; die Formen und die Farben des Orients verſchwimmen und verſchwinden mehr und mehr, und die Umriſſe eines modern europäiſchen Städtebildes treten immer deutlicher daraus hervor; die Metamorphoſe iſt noch lange nicht abgeſchloſſen und ſteht nicht überall in demſelben Stadium, wenn man aber bedenkt, in welchem Zuſtande dieſe Städte noch vor zwanzig Jahren waren, muß man ſtaunen, wie ſchnell ihre Europäiſierung ſeitdem vorgeſchritten iſt.

Die Schule der Welt

Ein preußiſches Luſtſpiel Friedrichs des Großen

Von Georg Peiſer

2

Der zweite Akt ſpielt in der Wohnung Argans. Julie iſt voll Verzweiflung über die Ausſicht, Mondor, dem ihr ganzes Herz gehört, entſagen zu müſſen. Aber ſie wagt trotz Nerinens Zureden keinen Widerſtand gegen ihren Vater, den ſie zärtlich liebt, und noch weniger gegen ihre Mutter, die das Regiment im Hauſe führt. Ihr Geſpräch wird durch das Eintreten der Madame Argan unterbrochen. Sie ſinkt ſofort in einen Seſſel und klagt über heftige Migräne. Die verwünſchte Schildwache an der Ecke mit ihrem ewigen Wer da-Rufen werde ſie noch ganz unter die Erde bringen. Nerine lenkt das Geſpräch auf die beabſichtigte Verlobung. Und während Julie ſtumm zuhört und nur von Zeit zu Zeit einen Verweis wegen ihrer ſchlechten Haltung bekommt, ſetzt die Mutter auseinander, weshalb ihr die Verbindung mit dem Sohne ihres Nachbars ſo ſehr zuſage. „Bardus iſt ſo grundgelehrt“ — was tut es, daß er ſich, wie Nerine einwirft, mit ſeiner Pedanterie in der ganzen Stadt lächerlich macht und ſogar der Zofe auf der Treppe philoſophiſche Vorträge hält, oder daß er ſich, wie böſe Zungen behaupten, ſeine Bücher von ſeinem Freunde, „dem dicken Profeſſor“, ſchreiben läßt. „Man kann doch nicht alles allein machen, erwidert Madame Argan. Die Hauptſache iſt: Bardus hat viel Geld, und Bilveſee iſt ſein einziger Sohn. Als man mir den Vorſchlag machte, meinen jetzigen Mann zu heiraten, meint Madame Argan, habe ich auch zuerſt gefragt: wieviel Ein-

kommen hat er? Und ich hätte ihn ganz ſicher nicht genommen, wenn ich mir nicht überlegt hätte, daß ich dann viel feiner leben könnte wie Madame de la Tribaudière, deren Equipage lange nicht ſo ſchön iſt wie meine, oder wie Madame la Couſade, bei der man ſehr ſchlecht ißt, oder wie Madame Turton, die im Spiel lange nicht ſo hohe Einſätze machen kann wie ich.“ So habe ſie denn auch den Triumph erlebt, daß einige ihrer Freundinnen vor Neid über ihre gute Partie die Gelbſucht bekommen hätten. Nerine wirft ein, daß ihr Mann doch außer ſeinem Gelde noch ſehr gute andre Eigenſchaften habe. „Von den guten Eigenſchaften eines Mannes lebt man nicht, erwidert ſie ſcharf, das Wichtigſte iſt, daß man zu eſſen und zu trinken hat, und vor allem, daß man ſeine Bequemlichkeit hat. Denn das iſt kein Leben, wenn man ſich quälen muß.“ Nerine wagt es, Madame Argan daran zu erinnern, daß ihr doch auch Mondor immer ſehr gut gefallen habe, und auch Julie findet endlich den Mut, einige zaghafte Worte zugunſten ihres Geliebten zu ſagen. Er habe die Mutter doch immer mit ſeinen hübſchen Geſchichten amüſiert und ſei voller Reſpekt für ſie. „Was fange ich mit ſeinem Reſpekt an, ſagt Madame Argan ungeduldig, er iſt arm wie ein Poet, mache mir den Kopf nicht warm mit deinen Dummheiten, du Gelbſchnabel.“ Niemals werde ſie ihre Zuſtimmung zu der Verbindung mit einem Manne geben, der nicht zu leben habe.

Sie ſchickt die Mädchen weg, da ihr Mann eintritt. Der ungewohnte Widerſpruch hat ſie dermaßen erregt, daß ſie ihm erklärt, Julie ſei ſo einfältig, daß ſie eine ſo gute Partie wie Bilveſee gar nicht verdiene. Sie ſei überhaupt ein ganz unvernünftiges Mädchen, das an Operntagen erſt um zehn Uhr Abendbrot eſſe und bis Mitternacht auf einem Ball bleiben könne. „Was iſt denn dabei Schlimmes, meint Argan, du kannſt doch nicht verlangen, daß ein junges Mädchen dieſelben Neigungen haben ſoll wie eine alte Frau.“ „Natürlich wird man mit der Zeit alt, erwidert Madame Argan gereizt, was kann ich dafür? Wie du mich geheiratet haſt, war ich jung.“ „Ich habe dir doch dein Alter gar nicht vorgeworfen, verteidigt ſich der Ehemann. Ich habe nur geſagt, daß ein Mädchen von achtzehn Jahren nicht den ganzen Tag auf dem Stuhle ſitzen kann, und daß man ihr doch auch ihr Vergnügen gönnen darf.“ „Solch ein Vergnügen, erwidert Madame Argan, iſt nichts andres als eine furchtbare Anſtrengung. Einmal in meinem Leben war ich bei einem ſolchen Spektakel und bin danach drei Wochen krank geweſen. Wenn ich nicht pünktlich um $^3/_4$10 Uhr einſchlafe, kann ich nicht exiſtieren. Julie iſt aber ganz anders, das iſt eben deine Tochter, während mein Sohn, der Leutnant, der liebe Junge, ganz und gar mein Ebenbild iſt.“

Freilich gehn die Anſchauungen der Eltern auch über den hoffnungsvollen Chriſtoph weit auseinander. Der Vater klagt bekümmert, daß der Sohn ein ausſchweifendes Leben führe und von der Mutter, die ſeine Schulden bezahle, noch darin beſtärkt werde. Die Mutter dagegen bemitleidet den armen Jungen, weil er alle acht Tage einmal auf Wache müſſe. Sie habe ihm von ihrem guten Kaffee und chineſiſchen Tee, auch Stoff zu einem Hausrock und ein Federbett geſchickt. Aber er wage nicht einmal, ſich auszuziehen, wenn er die Wache habe. „Denke dir nur, mein Schatz, klagt ſie, die ganze Nacht in Kleidern zu ſtecken!“ Überhaupt findet ſie, daß der Dienſt in Preußen viel zu ſtreng und exakt ſei, und möchte ihn am liebſten nach Holland ſchicken, wo, wie ſie gehört hat, jeder Offizier tun könne, was er wolle. Ihre Schweſter, die an einen Bürgermeiſter von Rotterdam verheiratet ſei, habe ihr verſprochen, ihm dort eine Kompagnie zu verſchaffen. Aber Argan erklärt ihr nachdrücklich,

daß er das nie und nimmer erlauben würde. „Wir gehören alle dem Vaterlande an, ihm müſſen wir dienen. Wer ſoll es verteidigen, wenn wir ihm unſern Arm verſagen? Nur dann dürfen wir fremde Dienſte nehmen, wenn das Vaterland uns ausſtößt oder ſich weigert, uns zu beſchäftigen. Und wenn der Dienſt bei uns ſtreng iſt, ſo dienen dafür die Offiziere hier mit Ehren und bedecken ſich mit Ruhm, während die andern dort ihren guten Ruf verlieren, weil ſie nicht in Zucht und Ordnung gehalten werden.“ Madame Argan hält es zwar für geraten, dieſer ungewöhnlichen Energie ihres Mannes gegenüber zunächſt keinen lauten Widerſpruch zu äußern, iſt jedoch feſt entſchloſſen, ihren Willen — ſowohl was Chriſtophs als was Juliens Zukunft betrifft — doch durchzuſetzen, denn ſie habe ja Gott ſei Dank die Herrſchaft in ihrem Hauſe. Als ihr nun aber, kaum daß ſie einen Augenblick wieder allein iſt, Bilveſee und Mondor zugleich gemeldet werden, ſeufzt ſie über die Unruhe, die ihr bevorſteht, tief auf. Freilich, was helfe das Klagen, man müſſe ſeine Pflicht tun, aber ſie werde Gott danken, wenn ſie ihre Tochter endlich verheiratet habe.

Bilveſee flüſtert der Kammerjungfer, die ihm öffnet, im Vorbeigehn raſch einige ſtark gepfefferte Komplimente zu und begrüßt dann Madame Argan mit einer ſchwülſtigen Liebeserklärung, die er ſich vorher für Julie wohl einſtudiert hat. Man ſieht aus ihr, daß er das Halliſche Theater, wo damals eine Dramatiſierung des Ziegler-Klipphauſenſchen Romans „Die aſiatiſche Baniſe oder das blut- doch mutige Pegu“ häufig geſpielt wurde, nicht ohne Erfolg beſucht hat. „O, holdes Wunder, redet er die zukünftige Schwiegermutter an, ich preiſe den Tag, da ich Sie endlich von Angeſicht zu Angeſicht ſehe, dieſen Tag, den ich ſo lange erſehnt, ſo ungeduldig erwartet habe, als den glücklichſten meines Lebens. O ſchöner Stern, von deſſen ſtrahlendem Glanze ganz Halle ſich erzählt, o himmliſche Schönheit, mit der ſich ſelbſt Helena, Roſamunde und Magelone nicht meſſen können. Baniſe war nicht wert, Ihnen die Schuhriemen aufzulöſen, mein Fräulein, und der Prinz Scandor würde, wenn er Sie geſehen hätte, ſicherlich ſeine Prinzeſſin haben ſitzen laſſen.“

Das Lachen Mondors, der ſich natürlich über den Irrtum ſeines Rivalen höchlichſt freut, bringt Bilveſee aus dem Konzept, und in ſeinen eignen Ton zurückfallend brüſtet er ſich, der galanteſte Student in ganz Halle geweſen zu ſein. Alle Weiber ſeien ihm nachgelaufen, und ſeine künftige Frau könne ſehr ſtolz ſein, daß ſie ſofort einen ſo tiefen Eindruck auf ihn gemacht habe. Mondor klärt ihn ſchadenfroh über die Verwechslung auf, aber Madame Argan nimmt die Komplimente, die ihr irrtümlich geſpendet worden ſind, durchaus nicht übel. Sie müſſe zugeben, daß ſie ſich wirklich ſehr gut konſerviert habe. In ihrer Jugend hätte ſie nie ohne Schleier in die Sonne gehn können, und auch jetzt noch habe ſie Tage, wo ſie ihre Tochter verdunkeln könnte, wenn ſie ſich die Mühe gäbe, ſich hübſch friſieren zu laſſen und gut anzuziehn. Sie läßt Julie holen und ſtellt ihr Bilveſee als ihren künftigen Gatten vor. Dieſer iſt bei ihrem Anblick gleich Feuer und Flamme. „Hol mich der Teufel, beteuert er ihr, ich bin ſo verliebt in Sie, als wenn ich Sie ſchon zehn Jahre gekannt hätte.“ Als er ſie nun gar zärtlich unters Kinn faßt und ihr verſichert, am liebſten möchte er gleich Hochzeit machen, kann Mondor nicht länger an ſich halten und macht ihn darauf aufmerkſam, daß ſich eine ſolche Kneipenſprache in einem anſtändigen Hauſe nicht ſchicke. Natürlich brauſt der Student nun auf, er hängt Mondor, unbekümmert um die Anweſenheit der Frauen, ein Dutzend Ehrennamen an, prahlt mit den Duellen, die er in Halle ausgefochten habe, und bedauert nur, ſeine Fechthandſchuhe, ſeine Piſtolen und ſeinen großen Degen nicht da zu haben, damit er

Mondor auf der Stelle züchtigen könne. Da dieſer ihm die Antwort nicht ſchuldig bleibt, ſcheint es zu Tätlichkeiten kommen zu ſollen. Madame Argan ringt verzweifelt die Hände, Nerine ſucht die Streitenden zu trennen, und Julie eilt weg, den Vater zu holen. Dieſer bringt denn auch die Gegner auseinander und nimmt ſie mit ſich, um den Streitfall zu unterſuchen.

Nerine iſt über die Roheit Bilveſees ſo empört, daß ſie ſich gelobt, ein ſolcher Menſch dürfe ihr Fräulein auf keinen Fall heiraten. Sie rechnet bei ihrem Vorhaben auf Martins Unterſtützung. Dieſer iſt denn auch, da Nerine ihm nur die Wahl zwiſchen ihr und Bilveſee läßt, bereit, ſeinen Herrn, den er gründlich ſatt hat, preiszugeben. Er erzählt ihr auf ihre Fragen alles, was ſich bei Madame la Roche zugetragen hat. Nerine iſt außer ſich. Die Väter täten ſehr unrecht, ihre Söhne auf die Univerſität zu ſchicken, wenn ſie dort dergleichen Dinge lernten. Martin ſetzt ihr auseinander, daß man ſorgfältig zwiſchen dem unterſcheiden müſſe, was die Profeſſoren die jungen Leute lehrten, und was dieſe in ſchlechter Geſellſchaft lernten. Aber er zeigt ſelbſt ſofort, daß auch er nicht umſonſt in Halle geweſen iſt. Während Nerine ihm den Plan ins Ohr tuſchelt, den ſie erſonnen hat, um die Heirat unmöglich zu machen, kommt Merlin, Mondors Diener, und will mit ihr ſprechen. Sofort packt Martin die Eiferſucht, und er verbietet ihm, Nerine anzureden. Wenn er ſich nicht ſofort packe, würde er ihn durchprügeln und hinauswerfen. Vergebens ſucht ihn Nerine zu beruhigen. „Dieſer Schlingel hat nicht ſtudiert, ruft er, ich werde ihn gleich hinausſpedieren.“ Während nun die Diener gerade ſo wie kurz zuvor ihre Herren einander in die Haare geraten, fällt der Vorhang.

Im dritten Akt ſehen wir die beiden Väter wieder. Bardus nimmt natürlich in dem Streit zwiſchen Bilveſee und Mondor die Partei ſeines Sohnes. Dieſem, der ſich mit den ſublimſten Materien beſchäftige, mußte natürlich ein Mann wie Mondor lächerlich vorkommen. Er dringt auf ſofortige Verlobung, da ein Freund ſeinen Sohn ſchon morgen mit auf Reiſen nehmen wolle. Er ſolle alle Profeſſoren Deutſchlands und Hollands kennen lernen, dann nach Frankreich reiſen, um ſich dort in die gute Geſellſchaft einführen zu laſſen, und ſchließlich nach England gehn, um ein tiefer Denker zu werden. Argan äußert lebhafte Bedenken gegen dieſen Plan. Ein junger Mann ſolle erſt dann auf Reiſen gehn, meint er, wenn er ſchon fähig ſei, ſich ein ſelbſtändiges Urteil zu bilden. Sonſt nähme er in der Fremde nur die Fehler und die Lächerlichkeiten andrer Nationen an, und der ganze Gewinn ſeiner Reiſe beſtehe darin, daß er eine neue Mode mit nach Hauſe brächte. Bardus beruft ſich dem gegenüber auf das Beiſpiel ſeines Vetters Germain, der einen ganz ſtupiden Sohn habe und ihn eigens nach Paris geſchickt habe, damit er ſich von dort Eſprit hole. „Hat er denn welchen mitgebracht?“ fragt Argan. „Nein, platzt Bardus heraus, verbeſſert ſich aber ſofort, er iſt noch nicht zurück.“ Bei ſeinem eignen Sohne ſei ein Mißerfolg übrigens ausgeſchloſſen, da er in Paris nur mit Herzögen, Pairs und Philoſophen verkehren ſolle. „Glauben Sie wirklich, fragt Argan ironiſch, daß gute Familien ſich die Mühe geben werden, einen jungen Mann abzuhobeln, der eben von der Univerſität kommt? Liebenswürdig muß man ſein, das iſt der Freibrief für die gute Geſellſchaft. Wer nicht ſchon vollſtändig erzogen iſt, ehe er nach Frankreich kommt, riskiert, dort nirgends empfangen zu werden. Sein ganzer Verkehr beſteht in einigen Theaterprinzeſſinnen und ein paar Stutzern, und er kommt verdorbner zurück, als er fortgegangen iſt.“

Wie Friedrich hier über die programmmäßige Tournee der jungen Deutſchen, „der Vettern Germain“ ins Ausland und insbeſondre über die zum guten Ton

gehörende Reiſe nach Paris ſpottet, ſo hat er das auch ſpäter in ſeinen Schriften nicht ſelten getan, freilich ſeinerzeit mit demſelben negativen Erfolg wie Argan im Luſtſpiel.

Bardus bleibt trotz allen Einwürfen des Freundes dabei, daß ſein Sohn die Welt ſehen müſſe, ehe er einen Beruf ergreiſe. „Was ſoll er denn werden?“ fragt Argan. „Soldat nicht,“ erwidert Bardus, denn ſein einziger Sohn brauche ſich nicht totſchießen zu laſſen. Auch das Finanzweſen behagt ihm nicht, denn es hieße die Majeſtät der Philoſophie entweihen, wenn man Bilveſee mit ſo niedern Dingen beſchäftige. Er ſolle Advokat werden. Sein Großvater Ariſtoteles Bardus habe einmal einen großen Prozeß verloren, und nun ſolle ſein Sohn ihn an der Juſtiz rächen und der Familie das Geld wiederſchaffen, das ihr damals entgangen ſei.

In der Antwort Argans ſpiegelt ſich der Stolz des Königs über die im Jahre 1747 begonnene Juſtizreform wider, die mit der raſchen Auſarbeitung der überjährigen Prozeſſe und mit der Säuberung des Richter- und des Advokatenſtandes eingeleitet wurde. Mitte 1747 war der Großkanzler von Cocceji von Pommern, wo unter ſeiner Leitung mit der Erledigung der überjährigen Prozeſſe begonnen worden war, nach Berlin zurückgekehrt, um an den dortigen Gerichten ſeine Reform fortzuſetzen. Zu Anfang des Jahres 1748 konnte er dem König eine Liſte vorlegen, worin Berlin allein mit 1364 im letzten Jahre erledigten Prozeſſen verzeichnet war. Und der König ſprach jetzt den pommerſchen Juſtizkollegien ſeinen Dank dafür aus, daß ſie die Bahn gebrochen hätten, die Rechtsverdrehung — Schikane — von der Juſtiz zu verbannen. Dies iſt der Zeitpunkt, wo Argan mit Recht ſeinem Freunde erwidern konnte: „Die Advokatur iſt ſoeben von allen Ungerechtigkeiten gereinigt worden, und die Prozeſſe ſind in einer Weiſe vereinfacht, daß die Schikane Hungers ſtirbt.“ Aber Bardus lächelt mitleidig über ſeinen optimiſtiſchen Freund: „Wenn man auch der Schikane die Nägel beſchnitten hat, ſie wachſen ihr ſehr raſch wieder.“

Sie werden von Madame Argan unterbrochen, die im Tone höchſter Beſtürzung meldet, Bilveſee habe das Haus verlaſſen, man wiſſe nicht, wohin er gegangen ſei. Vermutlich lauere er unten auf ſeinen Gegner, um ihn zu überfallen, ſobald er auf die Straße trete. Als Bardus Mondors, den die ängſtliche Madame Argan nicht weggelaſſen hat, anſichtig wird, überhäuft er ihn mit Schmähungen und muß ſich dafür von Argan die Zurechtweiſung gefallen laſſen, daß er für einen Philoſophen denn doch etwas zuviel Galle habe. Bardus dringt darauf, daß die Verlobung noch heute ſtattfinde, und wird darin lebhaft von Madame Argan unterſtützt, die die ewige Aufregung ſatt hat. Dieſe Unruhe bringe ſie ganz aus ihrer gewohnten Lebensweiſe. Gewiß werde ſogar ihre Spielpartie heute Abend nicht zuſtande kommen. Vergebens iſt alles Bitten Mondors. Als er verzweifelt ruft, dann bleibe ihm nichts übrig als zu ſterben, entgegnet Bardus trocken: „Aber bitte recht bald, das iſt das beſte, was du tun kannſt.“ Auch Juliens Flehen vermag an dem Entſchluß ihrer Mutter nichts zu ändern. „Hör endlich auf, ruft ſie zornig, meine Migräne iſt ſchon ganz unerträglich.“ In dieſem Augenblick erſcheint der Diener Mondors und bringt einen Brief, der für ſeinen Herrn abgegeben worden iſt. Argan nimmt ihn raſch dem Diener aus der Hand und bittet Mondor, ihn leſen zu dürfen. Aber es iſt nicht, wie er befürchtet hat, eine Herausforderung von Bilveſee, ſondern ein Schreiben aus dem königlichen Kabinett. Erſtaunt lieſt er: „Die Kunde von Ihren Verdienſten iſt bis an den Hof gedrungen, der König kennt Ihre Talente und Ihre bedürftige Lage, er bietet Ihnen eine Stelle an ſeinem Hof. Eilen

Sie, ihm dafür zu danken und zu beweiſen, daß Erkenntlichkeit nicht die geringſte Ihrer Tugenden iſt." Argan findet bei dieſer unerwarteten Wendung den Mut, trotz der Gegenwart ſeiner Frau, Mondor herzliche Sympathie zu zeigen, und wird dafür von Bardus, der die Ausſichten ſeines Sohnes bedenklich gefährdet ſieht, beſchuldigt, daß er Mondor jetzt umwerbe, weil er in die Umgebung des Königs komme. „Ich hätte meinen Sohn auch bei Hofe unterbringen können, renommiert er, aber ich werde mich wohl hüten, es zu tun. Unſerm Hof fehlt es an geſundem Menſchenverſtand; wahres Verdienſt wird dort nicht anerkannt." Argan verteidigt ſich entrüſtet gegen den Vorwurf niederer Schmeichelei, der in Bardus Worten liege. Es ſei doch ein großer Unterſchied, ob man eine Tugend ſchätze, die durch Fürſtengunſt belohnt werde, oder ob man etwa vor einem fürſtlichen Kammerdiener im Staube liege. Er ſei zwar nur aus einer gut bürgerlichen Familie, aber dazu viel zu ſtolz. Seiner Anſicht nach könne man einen Fürſten nicht ärger beleidigen, als wenn man glaube, ſeine Gunſt dadurch zu erwerben, daß man Leuten aus ſeiner Umgebung ſchmeichle.

Madame Argan iſt ſchwankend geworden. Nachdenklich wiederholt ſie mehrmals: „Alſo an den Hof kommt er, an den Hof!" Man merkt, daß ſie mit einem Entſchluſſe ringt; aber noch iſt ſie nicht ganz gewonnen. Da macht Martin, der offenbar im Einverſtändnis mit Nerine in die Geſellſchaft hereinſtürzt, allen Bedenklichkeiten ein jähes Ende. Atemlos keucht er: „Ach mein armer Herr, mein lieber Herr!" „Schon wieder ein neues Unglück? ruft Bardus angſtvoll, was iſt denn paſſiert?" „Die Polizei, ſchluchzt Martin, die grobe Polizei! Sie hat ihn arretiert, er ſitzt im Gefängnis."

Während Bardus vor Ungeduld vergeht, huſtet, räuſpert und ſchneuzt ſich Martin und beginnt dann höchſt umſtändlich ſeinen Bericht. „Kaum hatte die Sonne ihren Lauf vollendet und ſich in Phöbus Schoß zur Ruhe begeben, als Bilveſee zu mir ſprach: Komm, Genoſſe meines Ruhms und meiner Studien. Es iſt Zeit, uns durch einen kühnen Streich an Madame la Roche wegen ihres unmenſchlichen Verfahrens zu rächen." „Wer iſt denn dieſe Madame la Roche?" unterbricht ihn Madame Argan. „Nur Geduld, antwortet Martin, Sie werden ſchon alles hören." Er erzählt dann ebenſo emphatiſch weiter, wie ſie nur mit einer Schleuder bewaffnet vor das Haus der la Roche gezogen ſeien, das in einer Sackgaſſe liege. Hier habe Bilveſee ſeine edle Stimme erhoben und ſeinen Schuldſchein wiedergefordert. „Welchen Schuldſchein?" fragt der Vater. „Nun, den über fünfzig Dukaten, erwidert Martin ſcheinbar ganz harmlos, den er während der beiden Tage ausgeſtellt hat, als er in ihrem Hauſe wohnte." „Oh, dieſer weiſe Sohn!" ſpottet Argan.

Martin aber fährt, ohne ſich um die Unterbrechungen weiter zu kümmern, in ſeinem Berichte fort. Die la Roche weigert ſich, den Schuldſchein herauszugeben, und nun wird ihr förmlich der Krieg erklärt. Angſtvoll fliehen die Mädchen. Bilveſee und Martin aber leſen Steine von der Straße auf und eröffnen, wie ſie das von Halle her gewohnt ſind, wo das Fenſtereinwerfen damals ein beliebtes ſtudentiſches Vergnügen war, ein Bombardement gegen das feindliche Haus. In einer Viertelſtunde iſt keine Scheibe mehr ganz. Dann dringen ſie in das Haus, zerſchlagen die Spiegel und zerbrechen das Porzellan. Martin bedauert, daß dabei auch eine ſchöne Meißner Figur entzwei gegangen iſt, die beinahe ſo ſchön war wie eine japaniſche. Ein vornehm ausſehender Herr kommt Madame la Roche zu Hilfe, wird aber von Bilveſee und Martin die Treppe hinuntergeworfen. Schließlich kommt die Polizei, und

Digitized by Google

Bilveſee wird trotz heftiger Gegenwehr arretiert. Martin aber ſpringt aus dem Fenſter in den Garten und entwiſcht. Von weitem folgt er dann dem Zuge, der ſeinen Herrn auf die Wache bringt.

Die lange Erzählung Martins, während deren wir den Eindruck nicht loswerden, daß dieſer ſelbſt auf Anſtiften Nerinens ſeinem Herrn den Gedanken des Überfalls eingegeben hat, hat Bardus Zeit gelaſſen, ſeine Faſſung wiederzufinden. Er erklärt die Behandlung Bilveſees für einen Schimpf, den man der Philoſophie angetan habe, und will ſich ſofort auf den Weg machen, um der Juſtiz und dem ganzen Staate zum Trotz ſeinen Sohn zu befreien. Madame Argan ärgert bei der ganzen Geſchichte vor allem, daß eine Perſon wie die la Roche „Madame“ tituliert wird. „Alle Welt läßt ſich jetzt »Madame« nennen, das iſt doch geradezu himmelſchreiend.“ Argan aber rafft ſich endlich zu einem männlichen Entſchluß auf: „Machen Sie mit Ihrem Sohne, was Sie wollen, aber meine Tochter bekommt er nicht,“ erklärt er Bardus und legt die Hände der Liebenden ineinander. Er hätte es gern ſchon früher getan, entſchuldigt er ſich, aber die Vereinbarungen ſeiner Frau mit Bardus hätten ihn daran gehindert. „Alle Vereinbarungen, die deine Frau trifft, belehrt ihn dieſe ſcharf, ſind wohl überlegt.“ Aber angeſichts der veränderten Situation kann auch ſie natürlich an dem alten Plan nicht feſthalten, und ſo willigt ſie ſchließlich ein, in der beſtimmten Erwartung freilich, daß der König Mondor einen recht hohen Gehalt geben werde, und weil es doch ein Glück ſei, eine Tochter auf gute Weiſe loszuwerden.

Martin kann ſelbſtverſtändlich nach ſeinem Verrat nicht mehr zu ſeinem Herrn zurück. „Wovon willſt du nun leben?“ fragt ihn Nerine. „Ich will Liebesbote (Mercure) bei irgendeinem Miniſter werden, antwortet er. Auf dieſe Weiſe kann man die beſten Stellen im Finanzdienſt bekommen, und wenn ich mich recht gemäſtet habe, werde ich dich heiraten.“

Schon die Inhaltsangabe des Stückes hat verraten, daß Friedrich der Große die Technik des Luſtſpiels in nicht geringem Grade beherrſcht. Wiederholt hat er ſich mit der Theorie des Dramas, insbeſondre des Luſtſpiels, beſchäftigt. In der Epiſtel Sur les plaisirs, die er im Auguſt 1749 an ſeinen Theaterdirektor, den Baron Sweerts, gerichtet hat, prüft er die Frage, ob die Komödie auf den Hörer eine beſſernde Wirkung auszuüben imſtande ſei, und gelangt zu einem verneinenden Ergebnis. „Zeigt mir, wenn Ihr könnt, ruft er aus, einen einzigen Laſterhaften, der durch die Komödie in einen tugendhaften Menſchen verwandelt worden iſt. Eine ſittliche Läuterung kann nur durch innern Kampf, durch ſtrenge Selbſtprüfung geſchehen. In das Luſtſpiel geht man, um ſich an einem Witzwort zu erfreuen, das von der Satire ſcharf zugeſpitzt iſt. Man will keine Predigt hören, man will lachen. Wer aber ſich ſelbſt kennen lernen will, muß die Einſamkeit ſuchen. Nur wenn er mit ſich allein iſt, vermag er ſeine Fehler einzuſehen und die Maske abzureißen, hinter der er vor der Welt alle ſeine Verkehrtheiten verborgen hat.“

Wich Friedrich in dieſer prinzipiellen Frage von Molière entſchieden ab, ſo ſchien er ihm im übrigen die höchſte Vollkommenheit erreicht zu haben, deren das moderne Luſtſpiel überhaupt fähig ſei. In ſeinem amüſanten Discours sur les ignorants, der ſich ſelbſt beinahe wie eine Szene aus einem Luſtſpiel lieſt, hat er eben in der Zeit, wo er ſich zum erſtenmal in der Komödie verſuchte, Molières Meiſterſchaft mit Entzücken geprieſen. Er ſchildert hier einen dicken Hofprediger, der wider den Beſuch von Bällen und Redouten, wider Opern und Luſtſpiele eifert. „Haben Sie denn welche geſehen?“ wird er gefragt. „Gott

Digitized by Google

bewahre, erwidert er erſchrocken, ich bin in meinem ganzen Leben nicht im Theater geweſen." „Und ſo ein Mann, fährt Friedrich fort, der nichts kennt, will über Gut und Böſe urteilen? Geht ins Theater und hört Euch die herrlichen Stücke Molières an, in denen alle unſre Fehler bekämpft werden. Da iſt nichts Unreines, nichts Obſzönes. Seine Komödien ſind wie ein großer Spiegel, worin ſich jedermann in voller Figur ſehen kann." Und nun läßt er eine ganze Reihe Molièreſcher Typen an uns vorüberziehn: den allzu leichtgläubigen Ehemann, den lächerlichen Polterer, den adelsſtolzen Marquis, den Pedanten, den ſchlauen Betrüger, den Geizhals, den Ignoranten, und vor allem den Tartüffe, der ſchon manchem Hofprediger die Schamröte in die Wangen getrieben habe.

Als Friedrich dieſe bewundernden Worte ſchrieb, ſchien Molière in Frankreich ſelbſt ſchon überholt zu ſein. An die Stelle der Charakterkomödie war das Familienſtück mit einer ſtarken Tendenz zu moraliſcher Rührung getreten. Nivelle de la Chauſſée, der die neue Richtung zur Blüte brachte, bezeichnete ſeine Stücke ſchlechtweg als comédies; die Kunſtlehre erfand dafür den beſondern Namen des weinerlichen Luſtſpiels, der comédie larmoyante. Während ſie die franzöſiſche Bühne eroberte und ſogar Voltaire ihr in ſeiner Nanine ſeinen Tribut darbrachte, verhielt ſich Friedrich der neuen Richtung gegenüber vollkommen abweiſend.

Es gewährt einen eignen Reiz, auch in dieſem Falle Friedrich den Großen und Leſſing in feindlichen Lagern zu ſehen. Aber ſie ſcheinen gleichſam die Rollen getauſcht zu haben. Leſſing, der de la Chauſſée in ſeinen erſten Luſtſpielen nachgeahmt hatte, ſpendet ihm und der comédie larmoyante überhaupt noch in der Hamburgiſchen Dramaturgie hohes Lob. Ja ſogar für die Nanine ſeines Todfeindes findet er einige wohlwollende Worte. Friedrich dagegen nahm keinen Anſtand, dem bewunderten Freunde unumwunden zu ſchreiben, daß er ſein Stück und die ganze Richtung, der es angehöre, für durchaus verfehlt halte. (9. Lettre.) Man kann nicht zweifeln, weſſen Urteil hier das tiefer begründete war. „Ihre Nanine, ſchrieb Friedrich dem Verfaſſer, iſt ein Roman in eleganter Dialogform, der mir nur zufällig auf die Bühne Molières verſchlagen zu ſein ſcheint. Seine Muſe war die erſte auf dem Theater von Paris, die dem Lachen Grazie verliehen hat. Hütet Euch, daß ſie nicht die letzte ſei. Molière ſah die Natur, wie ſie iſt, und ſtellte ſie in gewaltigen Gemälden dar. Seine Nebenbuhler haben den Geſchmack des Publikums verdorben. Man iſt ſeiner kräftigen Malweiſe überdrüſſig geworden. An die Stelle ſeiner Sittengemälde ſind fade Plattheiten getreten. Melpomene, die tragiſche Muſe, hat ſich verkleidet, ſie kommt als ſchmachtende Bäuerin auf die komiſche Bühne, um verliebte Abgeſchmacktheiten zu ſagen und Heldentränen zu vergießen."

Er nennt die neue Gattung eine Ketzerei wider den Geiſt der wahren Komödie, eine Herabziehung der großen Vorbilder ins Triviale. Wenn es ſogar Voltaire durch ſeine Nanine nicht gelungen ſei, ihn zur Sekte de la Chauſſée zu bekehren, ſo werde das ſicherlich auch keinem andern glücken. Er zweifle ja nicht daran, daß es viele Leute gäbe, die lieber in der Komödie Süßigkeiten hören als ihre Fehler geſpielt ſehen wollten und ein Intereſſe daran hätten, einen ſchalen Dialog einer Sittenſchilderung vorzuziehn. Aber dann müſſe man eben auf die Kunſt eines Terenz und eines Molière verzichten und ins Theater nur gehn, um zu lernen, wie man auf hunderterlei Weiſe ſagen könne: ich liebe dich. „Mein Eifer für die gute Komödie, ſchließt er, geht ſo weit, daß ich lieber darin verſpottet ſein als dem ſchwächlichen Baſtard

Digitized by Google

Beifall klatſchen möchte, den der ſchlechte Geſchmack des Jahrhunderts in die Welt geſetzt hat.“

Wie ſich Friedrich hier theoretiſch als unbedingten Anhänger Molières bekennt, hat er ihn mit ſeiner Ecole du monde auch in der Praxis nachzubilden verſucht.

Schon der Titel erinnert an Molière, an ſeine beiden Ecoles, in denen Friedrich eine Art Vademecum für junge Eheleute ſah. Es wäre ihm lieber, hatte er bei den Verhandlungen über ſeine Heirat geſagt, wenn ſeine Braut die Schulen der Ehemänner — und der Frauen auswendig kenne als Arndts „Wahres Chriſtentum“. Von den Perſonen Molières kehren bei Friedrich Argan (aus dem Malade imaginaire) und Nerine (aus dem Pourceaugnac) und Sganarelle wieder. Doch hat er, wie dies Molière ſo oft tut, auch bei ſich ſelbſt eine Anleihe gemacht. Wieder heißt, wie im Singe de la mode, der eine der Väter Bardus, die Geliebte Julie. Der Name Mondor mag von monde abgeleitet ſein, wie ja ſein Träger die feine Weltbildung repräſentiert, die Friedrichs Ideal iſt. Bardus iſt gleich stupidns. Die drei Einheiten ſind auch bei Friedrich gewahrt. Die des Ortes jedoch nicht ſo ſtreng, daß er ſich nicht die Freiheit nähme, den zweiten und den dritten Akt in einem andern Zimmer ſpielen zu laſſen wie den erſten. Wichtiger iſt, daß er ſich auch in der Charakteriſierung ſeiner Figuren als gelehrigen Schüler Molières zeigt. Von deſſen bekannteſten Typen hat er nicht wenige herübergenommen: die empfindſame Tochter, die keinen Widerſpruch gegen den Willen ihrer Eltern wagt (wie Mariane in Tartuffe und Mariane und Eliſe im Avare), den etwas farbloſen Liebhaber, der an die beiden Valer in Tartuffe und Avare und an Clitandre in den Femmes savantes erinnert, den Ehemann, der ſeiner Frau gegenüber nichts zu ſagen hat, wie in Femmes savantes, den Philoſophen, der ſich ganz unphiloſophiſch ereifert, wie in Bourgeois-Gentilhomme, und vor allem die Kammerzofe, die die Vertraute ihrer Herrin iſt und die Verwicklung löſen muß. Auch das alte Motiv des Parallelismus zwiſchen Diener und Herrſchaft verdankt Friedrich ohne Zweifel ſeiner Kenntnis Molières.

Natürlich fehlt es auch im einzelnen nicht an Situationen und an Wendungen, die an Friedrichs großes Vorbild erinnern. Auch Climene in der Kritik der Frauenſchule, dritte Szene, ſinkt gleich bei ihrem Auftreten kraftlos in einen Seſſel; ſie kommt ganz krank aus dem Palais Royal, wo ſie Molières abſcheuliches Stück Ecole des Femmes geſehen hat. Sie werde gewiß vierzehn Tage brauchen, ſich wieder zu erholen. Und Montagne, Eraſtens Diener, läßt in den Fâcheux (2. Akt, 3. Szene) wie Martin ſeinen Herrn vor Ungeduld vergehen, ehe er ſeinen umſtändlichen Bericht beginnt.

Wider die „erzwungne Ehe“ hat auch Molière nicht nur in dem Luſtſpiel, das dieſen Namen trägt, ſondern auch ſonſt vielfach geeifert. Was iſt es andres als eine Paraphraſe der Warnung Dorinens im Tartuffe (2. Akt, 2. Szene): „Ihr wagt die Tugend Eurer Tochter, falls Ihr ein Bündnis ohne Liebe erzwingt,“ wenn Friedrich Argan ſagen läßt: „Die erzwungnen Ehen haben oft junge Menſchen, die von Natur tugendhaft waren, um ihre Sittenreinheit gebracht; Gott bewahre mich davor, Mitſchuldiger an den Vergehungen zu werden, zu denen eine unglückliche Ehe meine Tochter bringen könnte.“ Auch für den Anſpruch des Bardus (1. Akt, 2. Szene), daß den Eltern ein unumſchränktes Recht über ihre Kinder zuſtehe, konnte Friedrich bei Molière ein Vorbild finden. „Die Herrſchermacht der Eltern, ſagt Armande (Femmes savantes, 1. Akt, 2. Szene), iſt unumſchränkt. Die Tochter, die ſich ſelbſt den Gatten wählt, begeht ein Verbrechen.“

Digitized by Google

Über den Hof, der oft Leuten ohne Verdienſt ſeine Gunſt ſchenke und andre, die ihm treu gedient hätten, ſchlecht belohne, wird auch bei Molière nicht ſelten hergezogen. Aber es wirkt natürlich viel amüſanter, Friedrich den Großen ſelbſt im Tone der Mißvergnügten über den Hof klagen zu hören. Einige wenige Stellen klingen, wie man zum Teil ſchon früher angemerkt hat, wörtlich an Molière an. Wenn Argan (1. Akt, 2. Szene) zu Barbus ſagt: Votre bile est facilement émue, pour une bile philosophique und (3. Akt, 4. Szene): Tant de fiel entre-t-il dans l'âme d'un philosophe und Nerine (3. Akt, 6. Szene): Vous oubliez monsieur que vous êtes philosophe, et vous vous fâchez, ſo erinnert das nicht nur an eine Stelle aus Boileaus Lutrin (chant I, vers 12): Tant de fiel entre-t-il dans l'âme des dévots?, ſondern auch an die Worte Dorinens zu Orgon (Tartuffe 2. Akt, 2. Szene) Ah, vous êtes dévot, et vous vous emportez. Wie Marotte, die Magd der Chatos (Préc. rid., 7. Szene) ihrer Herrin erwidert: Je n'ai pas appris comme vous la filofie, ſo Nerine dem Barbus: Je n'ai pas appris la philosophie comme vous monsieur (3. Akt, 5. Szene). Vielleicht darf man auch den letzten Satz der Ecole: Célébrons ensemble la fin de cette heureuse journée mit den Worten der Schlußſzene des Avare zuſammenſtellen: Allons jouir de l'allégresse, que cet heureux jour nous présente. Vor allem aber möchte ich ein Zitat aus Molière in dem freundſchaftlichen Rate ſehen, den Barbus dem jammernden Mondor gibt: Meurs vite, c'est tout ce que tu peux faire de mieux. Hier liegt, wenn ich nicht irre, eine Entlehnung aus Don Juan (4. Akt, 5. Szene) vor, wo der gefühlvolle Sohn ſeinem Vater nachruft: Mourez le plus tôt que vous pourrez, c'est le mieux que vous puissiez faire.

Jn der Reſidenz zu Kleinhauſen

Von Maina Jenſen

(Schluß)

Herr Kunſtmaler Feller! meldete der Diener, und die Tür ſchloß ſich geräuſchlos hinter dem Eintretenden. Dieſer ſtand ein paar Sekunden regungslos. Das bläulich überflutete Zimmer drehte ſich leiſe vor ſeinen Augen, in ſeiner Stirn fing es an zu rauſchen.

Ah — Herr Feller!

Die Fürſtin erhob ſich aus ihrem Armſeſſel und trat ihm entgegen. Ein mattgrünes Kleid umfloß ihren Körper wellengleich. Dazu paßten auch die weißen Nymphäen, die in einer venezianiſchen Schale auf dem Tiſche ſtanden. Sie glichen ihr. Ihm war, er berühre eines der kühlen, glatten Blätter mit den Lippen, da er ſich auf ihre Hand niederbeugte. Es durchrieſelte ihn kalt, als ſänke er von den glatten Stielen umſtrickt in grundloſe Tiefen.

Wir erwarten heute Abend — ſpäter — Gäſte, ſagte die Fürſtin, mit tiefem Stimmklang, aber da wir in den nächſten Tagen abreiſen, wollte ich Sie doch gern noch einmal ſehen. Vor allem, um Ihnen zu danken für das Bild. Es macht einen wirklich ſtarken Eindruck und iſt vornehm in der Technik.

Digitized by Google

Sie hatte ſich ihm gegenüber geſetzt, und er ſah, daß ſie eine der Waſſerroſen im Haar trug. Davon konnte ſich ſein Blick nicht löſen. Er hörte ihre Stimme nur wie aus weiter Ferne herüberklingen, wie Abendglocken, die über ein Waſſer tönen.

Sie ſah ihn lächelnd an. Es iſt leider keine mehr von den Ihren! ſprach ſie, die armen ſind ſchon dahin — dieſe Art hält ſich länger, darum liebe ich ſie. Aber Ihr Strauß war ſchön, ich danke Ihnen dafür!

Ja — er war ſchön — ſtammelte der junge Mann, der Tau lag noch in den Kelchen, wie ich ſie pflückte — das ſah aus wie Perlen auf Elfenbein — es erinnert mich an irgend etwas — es war einmal — vor langer Zeit —

Nachdenklich glitt ſeine Hand über die heiße Stirn.

Sie ſind ein Träumer, ein Poet! Ich weiß es ja, habe es ja ſelbſt geleſen. Sie ſollten Märchen dichten!

Ich — o nein! Er lächelte trüb, keine Märchen — ich kann nur empfinden, was ich erlebe.

Nun, iſt das Erleben ſo ſchwer?

Ihre ſchlanken Finger ſpielten mit dem Dolch, der als Buchmeſſer auf dem Tiſch lag, und dunkel traf ihn ihr Blick. In ſeinem Hirn fing es an leiſe zu zucken. Alles, was er ihr hatte ſagen wollen, war vergeſſen. Ihm ſchien, als werde ein Bohrer angeſetzt, der ſich langſam mit der Spitze nach innen drehe.

Apropos! was halten Sie vom Hypnotiſieren? fuhr die Fürſtin fort, wir wollten heut Abend mal den Spaß verſuchen! Ich bin eine Wette eingegangen, daß ich mich darauf verſtehe. Wollen Sie ſcherzeshalber vorher mal mein Verſuchsobjekt ſein? Nur ein Verſuch —

Ja, wenn Durchlaucht — ich verſtehe nichts davon —

Iſt auch nicht nötig! Sie brauchen mich nur anzuſehen und ruhig zu halten.

Sie erhob ſich und trat dem jungen Mann gegenüber.

So. Lehnen Sie ſich nur in den Seſſel zurück — aber bitte nicht ſprechen — nun geht es an.

Sie ſtand vor ihm. Langſam hob ſie die Arme empor und ließ ſie ebenſo langſam, in wellenartiger Bewegung dicht neben ihm niedergleiten — wieder — immer wieder —

Die Nähe der herrlichen Geſtalt fing an ihn zu betäuben. Leiſe kniſterte die Seide längs des geſchmeidigen Körpers; bläuliche Lichter glitten daran auf und nieder. Er merkte, daß ihm die Sinne zu ſchwinden begannen, aber nicht in Schlaf gewiegt, ſondern verwandelt zu wildem Rauſch. Er war aufgeſprungen und ſah ſie mit flackerndem Blicke an.

Die Fürſtin ſtand unbeweglich. Nichts rührte ſich in dem kalten Geſicht.

Das gilt nicht, ſagte ſie ruhig, Sie ſollen ja ſtill halten und einſchlafen.

Da verließ ihn die Beſinnung. Alles, was er ſeit Monaten an nagender Qual, an heißem Verlangen, an wildem Zorn über ſich ſelbſt gelitten hatte, brauſte wie ein raſender Strom durch ſein Hirn. Er wußte, nach dieſer Stunde war alles aus, ſah er ſie nie wieder.

Nein! ſchrie er, ich will wachen, um das Märchen zu erleben —

Und wie ein Irrer ſprang er auf ſie zu, umſchlang ſie mit beiden Armen und preßte ſeinen Mund auf ihre Lippen.

Sie rang ſich los. Verachtung und Hohn flammten aus ihren Augen.

Zu den Märchen paſſen die Gänſeblümchen beſſer! ſprach ſie eiſig. Ihr weißer Finger drückte auf die Klingel.

Herr Feller, Sie ſind nicht wohl, man ſoll Sie ins Freie führen —

Digitized by Google

Da war es Robert, als müſſe er den Dolch vom Tiſch reißen und ihn ihr in das Raubtierherz ſtoßen —

Dann ſtand er auf der Straße allein.

War das alles nur ein Traum geweſen? Wie ein großes Geſtorbenſein lag es plötzlich um ihn. Ohne es zu wiſſen, ſchritt er vorwärts. Die letzten Blätter glitten auf ihn nieder. Merkwürdig, dachte er, es iſt Herbſt geworden.

Am andern Ende der dunkeln, menſchenleeren Allee kam ihm eine hohe Geſtalt entgegen. Er kreuzte ſie im Laternenſchein und erkannte das weiße Geſicht des Miniſters. Dieſer ſchien im Begriff, ins Schloß zu gehen. Das alſo iſt der Gaſt, dachte Robert. Ruhig trat er auf ihn zu. Er fühlte, es müſſe etwas geſchehen, das ihm ſeine Selbſtachtung wieder gäbe.

Gut, daß ich Sie treffe, Herr von Krollinger! Wiſſen Sie, wie man ein ſolches Schriftſtück nennt, wie das, das Sie heute meinem Vater vorgelegt haben?

Ah, Herr Feller! Wirklich erſt an der Stimme erkenn ich Sie. Ich bedaure ſehr, mich im Moment nicht eingehender mit Ihnen unterhalten zu können. Die Herrſchaften erwarten mich —

Ein höhniſch ſüßliches Lächeln glitt um die ſchmalen Lippen. Sie kommen vielleicht von dort und — dichten! Ich hoffe, ein andermal die Ehre —

In dieſes Wort hinein, in demſelben Augenblicke, traf die Hand des Malers ſchallend in die weiße Lügenmaske. Jetzt mußte etwas geſchehen.

Es geſchah nichts. Gar nichts.

Ruhig fielen die Blätter weiter von den Bäumen, gleichgiltig funkelten die Sterne vom Nachthimmel nieder. Nur ein kurzer ziſchender Laut klang auf, wie von einer Schlange, der man den Kopf zertreten hat. Dann trennten ſich die beiden Geſtalten lautlos.

Ein Schwan auf dem Bache hatte flüchtig den Kopf aus den Flügeln gehoben und war dann träumend weitergeglitten. Sonſt regte ſich nichts ringsum.

Davon überzeugte ſich, raſch dahin haſtend, der Herr Miniſter. Dann blieb er ſtehn, blickte zurück und ſchritt, ſtatt ins Schloß, ſchleunigſt ſeiner Wohnung zu.

* * *

Robert aber durchkreuzte erregt die dunkeln Parkwege. Ah, das hatte wohlgetan — wohl!

Er atmete tief auf, wie nach einer Erlöſung. Dann aber fingen die Gedanken an in ſeiner Stirn zu kreiſen. Was nun? Langſam kam ihm die Beſinnung zurück. Er nahm den Hut ab, ließ die Nachtluft ſeinen heißen Kopf kühlen und begann nachzudenken.

Der Miniſter mußte ihn fordern; das ſtand feſt. Änderte die Geſchichte etwas für ſeinen Vater? Nein. Denn da er entſchloſſen war, die Adreſſe nicht zu unterſchreiben, war ſeine Entlaſſung auch ohne dies ſicher. Aber der Miniſter ſelbſt? Konnte der nach ſolchem Skandal noch in ſeiner Stellung bleiben? Das wenigſtens war eine Genugtuung, auch wenn er ihn totſchießen ſollte. Was war es dann weiter? Dann ging der ſchwüle Sommernachtstraum zu Ende, in dem er ſelbſt, ohne es zu wiſſen, die Rolle von Titanias genarrtem Liebhaber übernommen hatte!

Nun erſt packte ihn voll die Erinnerung an das Geſchehene. Ein Schauer überlief ihn, als er dachte, daß er ſie in ſeine Arme geriſſen hatte. Würde ſie es verraten? Wohl kaum. Denn ſie hatte es ja ſelbſt herbeigeführt, wie neulich auch. Diesmal abſichtlich, liſtig — das wurde ihm klar. O, ſie würde nur beruhigt ſein, wenn man ihn morgen tot vom Platze trug.

Digitized by Google

Er verachtete, verabſcheute ſie; und doch ſchlich die Erinnerung an das Erlebte wie ein qualvolles Gift durch ſeinen Körper —

Das Duell? Eine Poſſe! Aber vielleicht doch eine blutige. Jener, oder er ſelbſt. Dann würde er dort oben auf den Kirchhof zu liegen kommen, am Berghang, hinter der weißen Mauer, wo er als Knabe im Frühling mit der kleinen Lisbeth die erſten Veilchen gepflückt hatte. Sie würde ihm vielleicht auch einmal ein Kränzlein aufs Grab legen. Und allmählich gingen die ſämtlichen Kleinhäuſer um ihn zur Ruh —

Ein Schauder überlief ihn. Langſam ſchritt er durch das Städtchen dem Forſthof entgegen. Kreszenz, die alte Magd, öffnete ihm auf ſein Klingeln. Alles war dunkel.

Die Frau Forſtmeiſter iſt noch im Damenkaffee.

Und mein Vater?

Im Bureau!

Robert ging ins Wohnzimmer. Es war ihm lieb, noch allein zu ſein. Er ſetzte ſich ans Fenſter und ſchaute in die Nacht hinaus. War es für ihn wohl die letzte vor jener großen, ewigen? Dann klang ihm plötzlich ein höhniſches Wort im Ohr wieder, das er einmal gehört hatte: Der Miniſter — und ſchießen? Der weiß ja gar nicht, an welchem End ein Gewehr losgeht —

Nun fuhr er auf. Es klingelte. Er hörte eine Stimme: Dies ſoll ich ſofort vom Herrn Miniſter an den Herrn Kunſtmaler eigenhändig abgeben.

Er ſtand auf und ging hinaus. Der Diener ſtreckte ihm ein verſiegeltes Kuvert entgegen.

Zünden Sie Licht im Zimmer an, Kreszenz — In Roberts Stimme klang die Erregung. Dann riß er den Umſchlag auf —

Sehr geehrter Herr!

Um Ihres alten Vaters willen teile ich Ihnen, obwohl aus amtlicher Kenntnis, mit, daß ſowohl ihm wie Ihnen auf Grund von Vorgängen der jüngſten Zeit Unannehmlichkeiten der erheblichſten Art bevorſtehn. Trotzdem würde ich noch einmal meinen Einfluß verwenden können, dieſe von Ihnen fernzuhalten, und würde die Kenntnis der genannten Vorgänge niederſchlagen, falls ich durch Sie auf dieſem vorliegenden Blatt umgehend die ſchriftliche Erklärung, anſtatt feierlichen Ehrenworts, erhalte, daß ich für meine Intervention und das Voraufgegangne auch Ihrerſeits unverbrüchlicher Diskretion ſicher ſein kann.

Hochachtungsvoll von Krollinger.

Lange ſtarrte Robert auf das Papier in ſeiner Hand. Die Buchſtaben ſchwammen vor ſeinen Augen ineinander. Das konnte ja nicht ſein. Seine erregte Phantaſie mußte ihm etwas vorſpiegeln. Aber doch — da ſtand es: Wort für Wort.

Und in dieſem Augenblick fiel ihm ſeine Mutter ein. Mit großen Augen blickte er, wie ein Erwachender, im Zimmer um ſich. Wie ſchön ſahen auf einmal die Makartſträuße dort auf dem Ofen aus!

Dann ſank ſein Geſicht auf den Arm herab, er unterdrückte mit Gewalt ein herausdrängendes Schluchzen.

Mutter —

* * *

Robert hatte noch geſtern Abend perſönlich in der Kanzlei des Miniſters die erwünſchten zwei Worte abgegeben und dann mit ſeinem Vater geſprochen. Er erzählte ihm, daß er zufällig den Miniſter getroffen habe und faſt heftig wegen der Sache mit ihm zuſammengeſtoßen ſei. Er habe deutlich gefühlt, daß hinter

Digitized by Google

der Gereiztheit des Mannes etwas andres ſtecken müſſe. Das habe ſich auch ſofort gezeigt. Nun alſo — ſchließlich — der Miniſter verzichte auf die Unterſchrift, und alles andre bleibe beim alten, wenn er, Robert, vorläufig die Reſidenz verlaſſe.

Verſtändnislos hatte der Vater ſeinen Sohn angeſchaut.

Es iſt wegen der Fürſtin — ſagte Robert lächelnd, ſie war ſehr gnädig gegen mich, und das beunruhigte Seine Exzellenz. Du kennſt ja ſeinen ſteten Argwohn, wenn die Herrſchaften ihre Augen auf jemand anders wenden.

Aber es zuckte bei dieſer Lüge doch um ſeinen Mund.

Und wenn ich dann weg bin, wird er dich gewiß, von jetzt ab, endgiltig in Ruhe laſſen!

Wir wollens abwarten, ſagte der Alte kopfſchüttelnd. Die Sache war ihm nicht ganz geheuer. Nun, dir wirds ja wohl kein Schmerz ſein, wenn du aus dem Jammerneſt rauskommſt! Sonſt müßt ich mir noch Vorwürfe machen.

Nein, Vater, ich wäre ſo wie ſo weggegangen. Noch eins! ſag der Mutter nicht den Grund — mit der Fürſtin — es iſt mir lieber ſo.

Als Robert ſpäter ins Wohnzimmer trat, fand er ſeine Eltern behaglich plaudernd vorm Eßtiſch auf dem Sofa ſitzen.

Un denk auch, Vatterle, all des Torf, das mir grad für der Winter angſchafft habe — ja, an die zehntauſend Stück! Wer hätt uns des au noch in der Eil abnehme könne, jetz, wo die Leut verſorgt ſin? Un die gelbe Rübe ſin au noch all in der Erd — un die Schwarzwurzle — ja, und erſcht noch wege —

Nun, Mutter, ſo iſts ja doppelt gut, daß wir bleiben — ich fühl mich auch noch nicht zu alt zum Arbeiten. Und er klopfte ihr auf die runde Schulter.

Robert zog ſich einen Stuhl heran.

O ſchau, Robbert, ich weiß, daß du nie nix aufs bete gäbe haſch — aber jetz haſch du der Beweis dafür! Ich hab nit umſonſcht all die letſchte Täg der lieb Gott ſo bittet, daß er dem Miniſchter ſei harts Herz umwende mög.

Robert ſchwieg.

Übermorgen muß ich reiſen, Mutter, ſagte er dann und nahm ihre Hand. Ich bekam einen Brief vom Kunſthändler, er will Bilder von mir haben. Ich gehe nach Berlin.

Der Alte ſchaute verlegen in ſeinen Suppenteller, aber der Papagei legte den Kopf auf die Seite und rief: Bäſer Bu! bäſer Bu!

Ja aber Robbert, iſch denn dei Wäſch auch ſcho trocke?

Erſchreckt ſprang die alte Frau in die Höhe und lief, den Kopf ſchüttelnd, die Speichertreppe hinauf.

* * *

So ging für Robert der letzte Tag in Kleinhauſen zur Rüſte. Seine Sachen ſtanden gepackt, aber immer war ihm, als habe er noch etwas vergeſſen. Suchend lief er durch den Garten. So leer wars in ihm, ſo troſtlos leer.

Da ſtanden die braunen Georginen in der Abendſonne, traurig hingen ſie die ſchweren Köpfe; ein erſter Nachtfroſt mußte auf ſie gefallen ſein. Aus der Rabatte ſtieg Reſedenduft auf; in den kahlen Zweigen darüber hing ein letzter roter Apfel.

Das alles ſah Robert mit müden Augen. Er dachte an das kalte, düſtere Atelier, das er nun würde ſuchen müſſen, an ſein einſames Ringen wieder den langen Winter hindurch. Und für was? für wen? Grau lag das Leben vor ihm. Nur die Erinnerung an die Fürſtin brannte wie ein rotes Mal daraus hervor.

Digitized by Google

Fräulein Minette wollte er noch Adieu ſagen. Als er aus dem Garten trat, kam ihm der fürſtliche Kaſſenbote entgegen.

Dies ſchickt Ihre Durchlaucht und läßt dem Herrn Kunſtmaler glückliche Reiſe wünſchen.

Alles Blut ſchoß ihm zu Kopfe. Wortlos ſteckte er das Kuvert in die Bruſttaſche. Er wußte, was es enthielt, und entſchloß ſich ohne Beſinnen, das Geld höflich zurückzuſchicken.

Dann ſtieg er langſam Fräulein Minetts Treppchen hinauf. Die Haustür ſtand angelehnt. Er trat ein und klopfte an die Wohnzimmertür. Niemand antwortete. Da öffnete er leiſe.

In ihrem grünen Lehnſtuhl ſaß Fräulein Minette und ſchlief. Sie hatte den Kopf zurückgelegt; die magern Händchen ruhten gefaltet auf der ſchwarzen Ripsſchürze. Ein ſchmerzlicher Zug lag um ihren Mund — ſie ſchien zu träumen. Das Zimmer war in rote Abendſonne getaucht, die ſchwermütig auf den ſtillen Sachen lag.

Plötzlich zuſammenſchreckend, öffnete ſie die Augen und ſprang auf die Füße.

Ach, Herr Robert — und ſie rückte mit zitternden Händen ihr Haarnetz zurecht, mir träumte ſo lebhaft — ich war ſo müd vom Einmachen — es iſt wohl ſchon ſpät?

Der junge Maler ſah ihr bewegt ins Geſicht. Daß ihr Herz etwas Schweres barg, hatte er immer geahnt. Aber heute war er beſonders empfänglich für andrer Leid.

Fräulein Minett, ſagte er und nahm ihre Hand, ich reiſe morgen und nehme wenig Frohes von hier mit. Das Beſte waren die ſtillen Abendſtunden hier in Ihrem Stübchen.

Und einem plötzlichen Impuls folgend, beugte er ſich nieder und küßte das arme, alte Geſicht.

Da wandte ſie den Kopf zur Seite. Zwei Tränen floſſen langſam über die welken Wangen. Der erſte Männerkuß in meinem Leben — ſchluchzte ſie leiſe.

Robert durchlief ein Schauer. Der ganze Jammer der Welt ſtreifte ihm das Herz.

Erzählen Sie mir, Fräulein Minett, bat er.

Sie ſchwieg und dachte mit geſenkten Augen nach, dann ſagte ſie:

Warum, mein lieber Herr Robert, ſollt ich Ihnen nicht davon ſprechen, es iſt ja auch ſchon ſo lange her. Ich habe ihn geliebt, geliebt mit der ganzen Kraft meiner armen Seele. Drüben, der Landoberjägermeiſter wars, in unſrer andern Reſidenz. Ihr Vater kennt den harten Mann nur zu gut. Wir ſpielten in der Kinderzeit zuſammen — er war zwar älter — Tag für Tag und jahrelang. Wir machten Touren miteinander, er wurde mein erſter Tänzer — wir teilten alles, was wir hatten, man nannte uns heimlich ein Paar. Ich wußte, daß er mich liebe, war ſeiner ſo ſicher wie der Sonne am Himmel.

Ich wurde älter — die Jahre gingen; eins nach dem andern ſchwand vorüber. Und jeden Abend riefs in mir: Morgen — morgen wird er es dir ſchon ſagen! Und ich wartete — wartete — Aber mein Geſicht . . .

Leiſe ſchluchzend hielt Fräulein Minett die Hand vor den zitternden Mund.

Aber mein Geſicht — langſam ſah ich es im Spiegel welken — ich hätte manchmal laut aufſchreien können vor Jammer.

Dann ging er auf die Reiſe, für lange Monate. Und nur an ihn dachte ich, Tag und Nacht. Da ſtand ich an meinem Geburtstag im Treppenhaus und

Digitized by Google

begoß die Geranienſtöcke. Die Haustür klinkte, der Briefträger wars. Grüß Gott, Fräulein Minett, ein Brief für Sie.

Ich greife danach — ſeine Schrift. Mir wirds ſchwarz vor den Augen. Noch nie hatte er mir geſchrieben. Ich muß mich am Geländer halten. Jetzt — jetzt ſagt er dirs. Heute an deinem fünfunddreißigſten Geburtstag! ſchreit es ſelig in mir. Ich reiße das Kuvert auf und leſe: Liebe Minett, dir als meiner älteſten Freundin muß ich doch zuerſt ſagen, daß ich mich ſoeben verlobt habe —

Das kann ich keinem Menſchen erzählen ... ich weiß nur noch, daß ich etwas ſpäter mit lachendem Mund ins Zimmer trat und ſagte: Mutter, denk auch, jetzt hat ſich der alt Albert noch verlobt.

Das iſt die ganze Geſchichte — ſie iſt kurz, Herr Robert, und doch lang — ein ganzes Leben lang ... ein langes Leben.

Es war dämmrig im Zimmer geworden. Der Dackel drehte ſich gähnend in ſeinem Korbe um. Stumm ſaßen ſich die beiden eine Zeit lang gegenüber; dann plötzlich erhob ſich Fräulein Minette mit feierlicher Gebärde. In ihrem hagern Geſicht zuckte es, und ſie ſprach mit pathetiſcher Stimme: Machen Sie das Fenſchter auf — eine alte Jungfer hat ihre Liebe erzählt.

Robert rührte ſich nicht. Er hatte ſchon während der ganzen Geſchichte Fräulein Minetts regungslos geſeſſen. Nun plötzlich war es ihm, als zerriſſe ein Schleier vor ſeinen Augen. Er ſprang auf. Angſt und Unruhe ſprachen aus ſeinem Geſicht.

Adieu, Fräulein Minett, ich danke Ihnen — danke Ihnen —

Heftig preßte er ihre kleine, magere Hand und ſtürzte hinaus. Planlos durchirrte er die verdämmernden Straßen. Dann bog er den Weg zur Säge ein, den Flußdamm entlang.

Die Lindenallee mit ihrem herbſtlichen Laub ſtand unbeweglich gegen den Abendhimmel. Einzelne Blätter zogen langſam auf dem Waſſer hinunter. Aus ſeiner geheimnisvollen Tiefe leuchtete es wie verſunknes Gold herauf. Dort ſtand die Bank, auf der ſie oft als Kinder geſeſſen hatten, mit ihren Laternchen wartend, bis die Nachtſchmetterlinge um das weiße Seifenkraut am Damm zu ſchwirren anfingen. Auch heute leuchtete es ihm hell aus der Dämmerung entgegen.

Aber auf der Bank ſaß ſchon jemand — eine Frauengeſtalt, die ſtarr den vorüberziehenden Blättern nachſchaute.

Er wollte ſchnell vorbeigehn. Jene wandte das Haupt. Lisbeth!

Ein Schreck durchfuhr die Sitzende.

Ach — Sie ſinds, Robert! und freundlich gab ſie ihm die Hand. Er ſah in das liebe Kindergeſicht, angſtvoll ſuchend. War es der graue Abendſchein, oder zogen ſich wirklich ſchon ein paar Faltenſchatten durch die weichen Züge? Ich freu mich, Sie noch zu ſehen, ſagte ſie leiſe, ich reiſe nächſte Woche ab.

Sie — wohin? Wie im Schreck entflog es ihm.

Ich hab mich als Krankenpflegerin in Kaiſerswerth gemeldet.

Da wars, als weiche der letzte Halt unter ihm. Aufſchluchzend warf er ſich in das welke Laub zu Füßen und barg den Kopf in ihrem Schoß. So lag er lange.

Sein ganzes Leben ſchien an ihm vorüberzuziehn.

Geh nicht fort, Lisbeth, geh nicht fort — ſchluchzte er leiſe, ſei meine Krankenpflegerin —

Ihre Hände lagen warm auf ſeinem Haar. Nichts rührte ſich. Nur ein Schäfer trieb ſeine Herde im Dämmerſchein über die Wieſen nach Hauſe.

Aber als Robert aufblickte, neigte ſich ein tränenfeuchtes Geſicht zu ihm herab: Ich hab dich ja immer geliebt — Robert.

Digitized by Google

Da ſchiens ihm, als ſenke ſich der weite Abendhimmel auf ihn nieder. Lautlos ſah er empor in das zärtliche Antlitz. Und aus dieſem Blick der höchſten Liebe ſtrömte es wie neue Lebensluſt in ſein Herz.

Lisbeth! O Lisbeth! Nun will ich arbeiten — Stark und treu, um dich mir zu verdienen!

Wie um ein Heiligtum legte er ſcheu den Arm um die liebe Geſtalt. Und beide wanderten durch den Herbſtabend dem traulich erleuchteten Heim zu.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsſpiegel. Muß wegen Erkrankung des Verfaſſers diesmal wegfallen.

Der Rheinbund. Am 12. Juli 1906 waren hundert Jahre verfloſſen, ſeit in Paris der Rheinbund abgeſchloſſen wurde. Der Rheinbund war gewiß ein Zeichen von Deutſchlands Ohnmacht und führte ſchließlich zur Auflöſung des Deutſchen Reiches. Aber trotzdem iſt es unrecht, ſeinen Abſchluß gewiſſermaßen als Vaterlandsverrat zu bezeichnen und die Schuld daran den Süddeutſchen, insbeſondre den ſüddeutſchen Fürſten allein zuzuſchreiben. Greift man in die Geſchichte der neunziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts zurück, ſo findet man, daß 1794 auf dem Reichstage zu Regensburg über einen Frieden mit Frankreich verhandelt wurde. Viele deutſche Fürſten waren für einen ſolchen Frieden und ließen dies durch ihre Geſandten auf dem Reichstage erklären. Dagegen gab der Landgraf Ludewig der Zehnte, der nachmalige Großherzog Ludewig der Erſte von Heſſen durch ſeinen Geſandten die nachfolgende Erklärung ab: „Die Heſſiſchen Lande ſelbſt ſind teils durch feindliche Erpreſſungen, teils durch andre Laſten und Drangſale des Krieges bis an den Rand des Verderbens gebracht; demungeachtet hat derſelbe (nämlich der Landgraf) mit der größten Bereitwilligkeit alle übrig gebliebenen Kräfte aufgeboten, alle Pflichten treu und gewiſſenhaft zu erfüllen, welche Reichsverband und Geſetze, Vaterlandsliebe und Selbſterhaltung erforderte, wie denn bereits das Quintuplum des diesſeitigen Kontingents in marſchfertigem Stande iſt; allein trotz dem allen muß er ſich jetzt dem Überfall des bis an den Rhein mit unglaublichem Glück vorgedrungenen Feindes ausgeſetzt ſehen. So wünſchenswert aber auch dieſem Reichsſtande der Friede iſt, ſo iſt doch von deutſcher Biederkeit nicht zu erwarten, daß man die mißhandelten und beraubten Stände, die ihre Obliegenheiten tätigſt erfüllt haben, verlaſſen, ſondern daß man bloß einen ſolchen Frieden bezwecken werde, welcher für deren erlittenen Verluſt, Schaden, Koſten und Aufopferungen entſchädigend iſt. Dieſes kann wohl nur dann erreicht werden, wenn unter Anhoffung eines beſſern Kriegsglückes *durch biedere Vereinigung der Kraft des deutſchen Vaterlandes, welche in übervollem Maße dazu hinreicht, alles angewendet wird, den Feind in ſeine Grenzen zurückzuweiſen.* Die dazu dienlichen Maßregeln wären dem Ermeſſen des Reichsoberhauptes anheimzuſtellen und dabei zu wünſchen, daß bei dieſer gegenwärtigen, dem ganzen Reiche Zerrüttung und Umſturz drohenden Gefahr durchgängig gleich biederer Gemeinſinn und Eifer für die gute Sache mit ſtärkerem Antriebe als ſeither, das Deutſche Reich beleben möge, damit nicht gerade nur diejenigen Stände, welche ihrer Lage nach die Laſten des Krieges ohnehin zu fühlen haben, doppelten Nachteil empfinden müſſen.“

Digitized by Google

Welchen Erfolg hatte dieſe gewiß mannhafte Erklärung eines ſüddeutſchen Fürſten? Preußen ſchloß 1795 im April den Frieden mit Frankreich zu Baſel, und dieſem Frieden traten Sachſen, Hannover und Heſſen-Kaſſel bei. Frankreich blieb im Beſitze des linken Rheinufers. Deutſchland zerſplitterte ſich dadurch immer mehr. Dem am 12. Juli 1806 geſchloſſenen Rheinbunde gliederten ſich ſpäter alle deutſchen Fürſten mit Ausnahme von Öſterreich, Preußen, Braunſchweig und Kurheſſen an. Kurheſſen kam aber dann unter die direkte Gewalt von Napoleons Bruder Jérôme, dem König von Weſtfalen, und 1812 zog ganz Deutſchland, auch Öſterreich und Preußen, mit Napoleon nach Rußland. So traurig die Rheinbundszeit für Deutſchland war, ſo kann man aber doch bei Erwägung der geſchilderten Verhältniſſe den Süddeutſchen allein die Schuld nicht beimeſſen. „Wir waren vielmehr allzumal Sünder.“ Mögen unſerm Vaterlande ſolche Zeiten für alle Zukunft erſpart bleiben! C. v. H.

Zur religiöſen Bewegung. Unter dem Titel *Neue Pfade zum alten Gott* gibt der Pfarrer F. Gerſtung (bei Paul Waetzel in Freiburg i. B. und Leipzig) dünne Bände von verſchiednen Verfaſſern heraus, von denen bisher neun erſchienen ſind. Der Titel ſoll wohl nicht beſagen, daß der Herausgeber und ſeine Mitarbeiter dieſe Pfade, mit denen wir längſt vertraut ſind, entdeckt hätten, ſondern nur, daß ſie erſt ſeit etwa fünfzig Jahren gegangen werden. Gleichgeſtimmten werden dieſe Büchlein zur Ermunterung dienen, den eingeſchlagnen Weg fortzuſetzen, und werden ihnen manchen neuen ſchönen Ausblick eröffnen. *Karl König* weiſt in „*Gott*; warum wir bei ihm bleiben müſſen“, den Gottesglauben als die Offenbarung unſers eignen tiefſten Weſens nach. „Die Seele hat ein Recht darauf, an ihre beſten Güter zu glauben.“ Die Bedenken freilich, die gerade die feinſten unter den modernen Seelen gegen die Annahme eines perſönlichen Gottes hegen, nimmt er zu leicht. Die Erwartung, daß ihnen Gerſtung in ſeinem Beitrage: „*Die Welt* an ſich — für mich“ gerecht werden werde, hat ſich nicht ganz erfüllt. Er geht von einer Predigt aus, die er gehört hat, über die Welt, die wir nicht lieben ſollen. Der Kosmos könne damit doch nicht gemeint ſein. Und wie ſichs bei dem Verfaſſer des vortrefflichen „Glaubensbekenntniſſes eines Bienenvaters“ von ſelbſt verſteht, weiſt er überzeugend und geiſtreich nach, „daß die Analyſe der Welt und des Weltgeſchehens mit abſoluter Naturnotwendigkeit bei der Bejahung des Gottesglaubens, nicht aber bei ſeiner Verneinung ankommen muß“. Was jedoch dann die Welt für uns betrifft, ſo rückt er zwar dem Übel näher auf den Leib, zeigt unter anderm das Opfer als das Grundgeſetz des Lebens auf, allein abgeſehen von dieſer chemiſch-biologiſchen Erörterung, die den Unterſchied zwiſchen unfühlenden chemiſchen Elementen und fühlenden Weſen unbeachtet läßt, läuft die Rechtfertigung der Leiden auf die bekannten Troſtgründe der alten Theologie hinaus. Das wiſſen wir freilich, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum beſten dienen. Und wenn wir über den engen Kreis, den die kirchliche Lehre vom Seelenheil abſteckt, hinausgehn, ſo finden wir außerdem im Leben aller zu etwas Bedeutendem beſtimmten Menſchen die Spuren einer Führung, die gerade die Leiden des Helden für ſeine Vollendung und Ausrüſtung wirkſam macht. Wir alle, die wir die beſſern Loſe gezogen haben, haben für unſre Perſonen keine Beſchwerde gegen unſern Herrgott. Aber der Blick des modernen Menſchen ſchweift über die ganze Erde und über die vergangnen Jahrtauſende und findet da Milliarden Menſchen, bei denen von einer „Selbſtbehauptung und Entfaltung der Kräfte des wahren Ichs“, der das Leiden dienen ſoll, gar keine Rede ſein kann, deren Leiden ſo ſinnlos und zwecklos erſcheinen, daß wir es der orthodoxen Theologie verzeihen müſſen, wenn ſie zwei Willkürakte

Digitized by Google

Gottes zur Erklärung verwendet: die Strafe für Evas Apfelbiß und die Verherrlichung der Gerechtigkeit Gottes durch die ewigen Qualen der Verdammten, im Vergleich mit denen dann die irdiſchen Leiden als eine harmloſe Vorübung erſcheinen. Nur ein Nietzſche, der die Vielzuvielen als Dünger für die Züchtung der höhern und der Übermenſchen verwendet, vermag in dieſe ungeheure Tatſache Sinn zu bringen, die Ellen Key mit einem alten Ketzer ausrufen läßt: Die einzige Entſchuldigung für Gott iſt, daß er nicht exiſtiert. Und die einzige Möglichkeit, fügen wir hinzu, an Gott dennoch feſtzuhalten, verdanken wir der Hoffnung, daß ſich im Jenſeits dieſe Rätſel löſen werden. Ohne den Glauben an die perſönliche Fortdauer des Menſchen gibt es keine Theodicee, ſondern nur Verſuche, das wirkliche Weltbild zu ſchminken. Darum iſt jeder Verſuch, das Chriſtentum dem modernen Menſchen als reine Diesſeitigkeitsreligion ſchmackhaft zu machen, verfehlt. Für verfehlt halten wir auch die beiden, übrigens ſehr ſchön geſchriebnen, im einzelnen viel Wahres enthaltenden und gewiß ehrlich gemeinten Beiträge: „Jeſus, wie er geſchichtlich war" von Arno Naumann und „Jeſus, was er uns heute iſt" von Alfred König. Mit dem liebenswürdigen, edeln, einzigartigen Menſchen Jeſus, dem Idealmenſchen, dem weiſen Rabbi, konnte man allenfalls den Spöttern des achtzehnten Jahrhunderts den Mund verſchließen; bei den ernſten Zweiflern und Leugnern von heute verſagt dieſes Mittel. Wenn einzelnen ſinnigen Betrachtern das Bild, das die Synoptiker von Jeſus entwerfen, und ſein Wort teuer und heilig ſind, ſo kommt das daher, daß ſie mit der hohen Meinung, die ihnen ihr Kinderglaube eingeflößt hatte, und die ſie trotz allem bewahrt haben, an das Neue Teſtament herangetreten ſind. Der Sozialdemokrat ſchätzt Jeſus, wenn er ihn nicht mit Kalthoff für den mythiſchen Heros des römiſchen Proletariats hält, als einen Sozialrevolutionär, deſſen Geſinnung ja zu loben ſei, der aber an die erleuchteten und wiſſenden Köpfe der Neuzeit, an Laſſalle und Marx, nicht heranreiche, und wiſſenſchaftlich gebildete Männer, die in einer religionsloſen Atmoſphäre herangewachſen ſind, läßt das Neue Teſtament vollkommen kalt. Eduard von Hartmann hat Jeſus für einen ziemlich unbedeutenden Menſchen, das Neue Teſtament für ein Buch gehalten, das in ethiſcher Beziehung ſchädlich, in religiöſer bis auf ein paar pauliniſche und johanneiſche Theologumena wertlos ſei; und was Ellen Key (Der Lebensglaube, S. 34) von der „gereinigten" Lehre der liberalen Theologie ſagt, das — mag ich an dieſer Stelle nicht nachſchreiben. Lebenskraft hat bis heute nur der Glaube an den Chriſtus des dogmatiſchen Chriſtentums bewahrt. Nur dieſes iſt Volksreligion, und nur dieſes bringt die ſpezifiſchen Früchte der chriſtlichen Religion hervor: die Heidenbekehrer, die Krankenpfleger und -pflegerinnen, entſtammen teils der katholiſchen Kirche, teils dem gläubigen Luthertum. Temperamentvoll, humoriſtiſch und geiſtreich ſchreibt Carl Neumärker, der in ſeinem Beitrage: „Der Menſch, wie er ſich ſelber findet", mit dem Rätſel der Sphinx beginnt und die mancherlei Antworten auf die Rätſelfrage in einer amüſanten Zuſammenſtellung aneinanderreiht. Auch feine und beachtenswerte biologiſche Bemerkungen enthält die Schrift, z. B. die folgende: „Welche Unſumme ſittlicher, im Familienleben wirkſamer Kräfte wird doch — im Gegenſatz zur kurzlebigen Kinderzeit der Tiere, ſelbſt der höchſten — durch das Emporwachſen eines einzigen Menſchenkindes verbraucht. Man muß ſich wundern, daß die von der Evolutioniſtik aufgeſtellten, aber bis jetzt nie aufgefundnen affenartigen Vorfahren des Menſchengeſchlechts im Kampfe ums Daſein nicht ſollten erhalten geblieben ſein, wenn ſie mit den Fähigkeiten ausgerüſtet waren, auch nur annähernd und inſtinktiv dem nachzukommen, was die Abwartung (nur allein die körperliche) eines Geſchöpfes gefordert hätte, das ſich zum erſten Menſchen entwickeln ſollte. Ein mit ſolchen Gaben ausgerüſtetes Weſen hätte ſich

Digitized by Google

doch im Kampfe ums Daſein erhalten müſſen, ſtatt daß es unterging, während minder begabte Tierarten erhalten blieben. Dieſer Umſtand gibt zu denken bei der apodiktiſchen Beſtimmtheit, mit der die Abſtammung des Menſchen von einem Affen gelehrt wird, der doch nicht imſtande wäre, ein Menſchenkind auch nur ein paar Tage lang ſachgemäß zu pflegen, geſchweige denn es zu erziehen.“ Von Dietrich Graue (Die Religion des Geiſtes; wie der Gebildete denkend zu ihr Stellung nimmt) wollen wir nur einen Ausſpruch anführen, den wir für richtig und zugleich für wichtig halten. „Freimütige Beſprechung religiöſer Fragen iſt zurzeit nur auf proteſtantiſchem Boden möglich. Keine andre Religionsform beſitzt Selbſtgewißheit genug, volles Licht zu wünſchen und ſelbſt den Irrtum zu ertragen.“ Sehr ſchön iſt, was Günther Wohlfahrt aus ſeinen eignen Lebens- und Herzenserfahrungen mitteilt unter dem Titel: „Beten und moderner Menſch ſein, wie ſich das beides zuſammenreimt.“ — Was die liberale proteſtantiſche Theologie an notwendiger Kritik geleiſtet hat, erkennen wir dankbar an. Für einen zukünftigen Kirchenbau ſammelt ſie erſt die Steine, und auch die eben beſprochne Sammlung enthält ſehr wertvolles Material. Zwar wird dieſe Theologie den zweiten Teil der Anerkennung ablehnen, weil ſie Religion ohne Kirche will, wir bleiben jedoch bei der alten Anſicht, daß es ſo wenig eine chriſtliche Religion ohne Kirche gibt wie eine irdiſche Menſchenſeele ohne Leib.

Wir nennen hier noch einige uns zugegangne Bücher und Schriften verwandten Inhalts, für deren Beſprechung der Raum fehlt. Neue Briefe von Profeſſor Dr. C. Hilty. Leipzig, J. C. Hinrichs und Frauenfeld, Huber u. Co., 1906. — C. Wagner: Schlichtes Leben, aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Dr. Fr. Fliedner. Paris, M. Fiſchbacher, 1905. — Perſönlichkeit. Chriſtliche Lebensphiloſophie für moderne Menſchen von Lic. E. Pfennigsdorf. Schwerin i. Meckl., Fr. Bahn, 1906. — Die Zukunſt des Proteſtantismus von einem Laien. Berlin, Alexander Duncker, 1906. — Die Reform der evangeliſchen Landeskirchen nach den Grundſätzen des neuern Proteſtantismus dargeſtellt von D. Dr. E. Sulze, past. em. in Dresden-Neuſtadt. Berlin, C. A. Schwetſchke und Sohn, 1906. — Ein Wort zum konfeſſionellen Frieden. Materialien, geſammelt von Dr. Leopold Karl Goetz, außerordentlichem Univerſitätsprofeſſor in Bonn. Bonn, Carl Georgi, 1906. — Die Religion als Selbſtbewußtſein Gottes, eine philoſophiſche Unterſuchung über das Weſen [des Weſens!] der Religion von Arthur Drews. Jena und Leipzig, Eugen Diederichs, 1906. — Der Weg der Menſchheit von Conrad Alberti. Deutſches Verlagshaus Vita, Berlin, ohne Jahreszahl. — Endlich folgende im Verlage von Eugen Diederichs, Jena und Leipzig (die erſten drei 1905, die letzten beiden 1906) erſchienenen Bände: Giovanni Pico della Mirandola, Ausgewählte Schriften, überſetzt und eingeleitet von Arthur Liebert. — Plotin: Enneaden, in Auswahl überſetzt und eingeleitet von Otto Kiefer. Erſter und zweiter Band. — Karl Joël: Der Urſprung der Naturphiloſophie aus dem Geiſte der Myſtik. Mit Anhang: Archaiſche Romantik. — Xenophon: Erinnerungen an Sokrates, übertragen von Otto Kiefer.

Zur angeblichen Abrüſtung

Der Gedanke des allgemeinen Friedens iſt nicht neu; ganz abgeſehen von der religiöſen Seite der Frage iſt auch ſchon die politiſche Forderung und Ausbeutung des Gedankens alt und nicht etwa eine Schöpfung der Gegenwart und des modernen fortgeſchrittnen Liberalismus. Schon vor mehr als zweihundert Jahren hat William Penn vergeblich für den allgemeinen Frieden geſchrieben, ihm folgte einige Jahrzehnte ſpäter der Abbé Charles de Saint-Pierre. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts traten Herder und Kant für den ewigen Frieden ein, und am Schluſſe des neunzehnten Jahrhunderts hat ſogar das Buch Johann von Blochs über die Kriegsverluſte den damals noch jungen Zaren bewogen, einen praktiſchen Schritt zur Eindämmung der angeblichen Kriegsluſt und der Rüſtungen im Sinne des friedenſchwärmenden Liberalismus zu unternehmen. Am 19. Mai 1899, dem Geburtstage des Zaren, wurde die erſte Friedens- und Abrüſtungskonferenz im Haag eröffnet, im Jahre 1907 ſoll eine zweite Konferenz folgen, und die Pläne für den großen Friedenspalaſt, wo ſpäter die Sitzungen abgehalten werden ſollen, ſind ſchon entworfen. Es wird ein koſtbarer Bau werden, doch die höchſten Koſten könnten nicht in Betracht kommen, wenn durch ſie wirklich ein Fortſchritt der Kultur erkauft werden kann. Bisher ſind freilich alle Kulturfortſchritte nur durch Ströme von Blut erkauft worden, die Friedens- und Abrüſtungsſchwärmer, unter denen allerdings die große Anzahl von Geldmännern auffällig erſcheinen muß, geben ſich aber offenbar alles Ernſtes der Anſchauung hin, daß in unſrer Zeit der Herrſchaft des Kapitals Kulturfortſchritte durch den Geldſack allein erreicht werden könnten. Das dürfte jedoch auf dieſelbe Täuſchung hinauslaufen wie der Traum vom ewigen Frieden ſelbſt.

Inzwiſchen hat die internationale Friedenspropaganda die Kleinigkeit von fünfzehn Millionen Mark von dem Petroleumkönige Nobel geerbt, ſodaß, wie 1897 auf dem Delegiertentage der „Deutſchen Friedensgeſellſchaft“ mitgeteilt

Digitized by Google

wurde, alljährlich etwa eine halbe Million der Friedensbewegung zur Verfügung ſteht. Mit dem vielen Gelde hat man aber ſeitdem auch nichts andres als früher getan, ſondern weiter Konferenzen abgehalten, an Feſttafeln getoaſtet und glühende Friedensflugblätter verbreitet. Es muß eine eigne Anlage dazu gehören, an dieſen Verhandlungen und Veranſtaltungen irgendeine Befriedigung zu finden. Die meiſten Anhänger zählen dieſe Leute ja auch unter denen, die niemals eine Waffe getragen haben oder aus Inſtinkt jede Waffe ſcheuen. Reinlichkeit der Abſichten und Redlichkeit der Meinung ſoll dieſer Bewegung, wenn man es ſo nennen darf, keineswegs abgeſprochen werden, aber man fragt ſich doch immer wieder, welches Bild von Welt und Menſchen ſich in dieſen Köpfen malt, und ob denn die Führer wirklich glauben, daß ſie mit ihrer Tätigkeit auf dem Wege zur praktiſchen Verwirklichung ihrer mehr oder weniger utopiſtiſchen Ziele auch nur einen Schritt weiter kommen. Da ſie die wirkliche Lage der Dinge zugunſten ihres Ideals abſichtlich oder unabſichtlich verkennen, ſo bilden ſie für jedes Land, in dem ſie großen Anhang gewinnen, eine wirkliche Gefahr, weil ſie den Blick des Volks von den tatſächlich gegebnen Zielen ablenken, ſeine Waffenfreudigkeit beirren und damit ſeine Waffenkraft ſchwächen. Phraſenreiche Reden, Annahme von wohltönenden Reſolutionen und Sammeln von Unterſchriften vermögen am wenigſten die Waffenfreude zu erwecken, die doch ein Volk in unſern Tagen des hochgeſpannten Nationalitätsgefühls und des beginnenden Kampfes um die Teilung des Welthandels am wenigſten miſſen kann.

Ob ſich die ehrlichen Friedensfreunde über dieſe bedenkliche Wirkung ihrer Tätigkeit immer klar ſind, ſteht dahin, wahrſcheinlich täuſchen ſie ſich in dieſem Punkt ebenſo wie über viele andre Gebiete. Hier ein Beiſpiel. Einer der einwandfreiſten Friedensfreunde war ohne Zweifel der ehemalige franzöſiſche Miniſter und ſpätere Senator Jules Simon. Er entwickelte im November 1885 ſeine Anſichten dahin, daß unter Abrüſtung nicht die Aufhebung des kriegeriſchen Rüſtzeugs zu verſtehn ſei, ſondern nur eine Einſchränkung auf Grundlagen, die auf einem Kongreſſe zu vereinbaren wären. Wenn ſich zum Beiſpiel alle europäiſchen Nationen dazu verſtünden, ihr Kriegsbudget um fünfzig Prozent herabzuſetzen, ſo bliebe ihre gegenſeitige Stellung doch immer dieſelbe. Alles käme eben darauf an, die Einwilligung und die gewiſſenhafte Pflichterfüllung jedes Einzelnen zu erlangen. Nichts wäre leichter, als eine Kontrolle über die Ausführung der Bedingungen zu üben, wenigſtens in den Staaten, wo der Parlamentarismus vorherrſcht, und die Einwände, die wegen einer böswilligen Umgehung der übernommnen Pflichten gemacht würden, ſeien einfach kindlich. Selbſt an dem redlichen Willen des Zaren ſei nicht zu zweifeln, der auch für Rußland ein Kontrollmittel bieten könnte, das die berechtigte Empfindlichkeit des Nationalgefühls ſchonen würde. Dem gegenüber kann man doch bloß ſagen: So viele Gedanken, ſo viele Irrtümer; der praktiſche Politiker muß wirklich erſtaunen über die naive Anſchauung, die ſich im Kopfe eines im übrigen ſo hervorragend begabten Staatsmanns gebildet hatte.

Digitized by Google

Wie ſtellt er ſich denn vor, daß die Herabſetzung der Heeresausgaben auf die Hälfte in allen Staaten das jetzt beſtehende Kräfteverhältnis wirklich ungeändert laſſen würde? Ganz abgeſehen davon, daß ohne Aufhebung der allgemeinen Wehrpflicht in den meiſten europäiſchen Staaten dieſe Halbierung des Budgets gar nicht durchzuführen wäre, ſtellt ſich doch auch die Frage ein: Können Staaten mit hauptſächlich überſeeiſchen Intereſſen, wie zum Beiſpiel England, darauf überhaupt eingehn? Über die Landarmeen Deutſchlands, Frankreichs, Öſterreich-Ungarns, Italiens und Rußlands wäre vielleicht ein Abkommen im Sinne Jules Simons noch denkbar; aber die Seeintereſſen ſind mit einem ganz andern Maßſtabe zu meſſen, und blieben ſie von dem Abkommen ausgeſchloſſen, ſo wäre ſchon damit einer ehrgeizigen Macht die Möglichkeit gegeben, ihre Streitkräfte zur See ſehr zum Nachteil eines Nachbarn zu Lande zu vermehren. Man denke ſich nur einmal das heutige Verhältnis zwiſchen Deutſchland und Frankreich in dieſem Sinne aus. Einer Halbierung des Heeresbudgets würde außerdem keineswegs die Halbierung der Kriegsſtärke der einzelnen Staaten gewiſſermaßen automatiſch folgen, ſondern es würde bei der Reduktion der Armeen mehr auf den Sinn und die Tragweite der neuen Organiſation und auf die Mobiliſierungsvorbereitungen ankommen, die doch zum großen Teil geheim bleiben müſſen. Was hat es Napoleon dem Erſten genützt, daß Preußen von 1807 bis 1813 nur 42000 Mann halten durfte? Mit Hilfe des von den Franzoſen nicht beachteten Krümperſyſtems und der alten Reſerven ſtand doch, als der König rief, die dreifache Truppenmacht auf den Beinen. Was damals möglich war, würde ſich, natürlich unter andern Verhältniſſen und mit tieferm Geheimnis, doch auch nach der Herabſetzung des Kriegsbudgets durchführen laſſen. Es iſt alſo zunächſt durchaus nicht „kindlich“, wenn an der „gewiſſenhaften Pflichterfüllung der Einzelnen“ gezweifelt wird.

Jules Simon hat damals einem Aushorcher noch erzählt, er habe vor einiger Zeit über einen Artikel mit dem oben angedeuteten Inhalt eine perſönliche Antwort des Fürſten Bismarck erhalten. Dieſer (damals noch Reichskanzler) habe die Tendenz des Artikels nicht bekämpft, aber behauptet, Jules Simon „würde es niemals wagen, einer franzöſiſchen Verſammlung den endgiltigen Verzicht auf Elſaß-Lothringen vorzuſchlagen“. Während der franzöſiſche Politiker dieſe Aufforderung „nicht am Platze“ erklärte, iſt es bezeichnend für Bismarck, daß er ganz offen mit dem Daumen auf den Punkt drückte, der eine ehrliche Abrüſtung in Europa heutzutage einfach unmöglich macht. Solange bei den Franzoſen die Sehnſucht beſteht, unter allen Umſtänden die Reichslande wiederzugewinnen, iſt auf ihrer Seite an eine ehrliche Ausführung einer etwaigen Abrüſtung nicht zu denken, ſie würden im Gegenteil nur darauf ſinnen, wie die mit der Abrüſtung verbundne Verminderung der deutſchen Heereskraft der Verwirklichung der Revanche zugute kommen könnte. Die Politik Delcaſſés hat doch erſt neuerdings wieder bewieſen, daß Frankreich nur daran denkt und ſelbſt jede Unbeliebtheit Deutſchlands ausnützt, um dieſes

Ziel zu erreichen. Solange es aber mit Vergeltung droht und ſich mit dem Zuſtande der Karte von Europa, wie er durch den Krieg von 1870/71 entſtanden iſt, nicht zufrieden zu geben vermag, ſind alle Abrüſtungswünſche eitel Dunſt. Auch die Friedenskongreßler ſind wenigſtens darüber nicht im Zweifel, daß für ihre utopiſtiſchen Ideen die Frage der Reichslande die gefährlichſte Klippe iſt, und ſie haben ſich auch auf ihren Verſammlungen regelmäßig, wenn auch nicht immer direkt, mit ihr beſchäftigt, keineswegs aber in deutſchfreundlichem Sinne. Die Mehrzahl der „Friedensfreunde“ iſt eben überliberal und grundſätzlich für die Republik eingenommen, und die andern verſuchen höchſtens, eine Formel zu finden, durch die Deutſchland in einer minder verletzenden Weiſe zum Aufgeben der Erwerbung des Krieges von 1870/71 bewogen werden könnte. Man wird ſich darüber in Deutſchland durch den humanen Phraſenſchleier, mit dem die Herren ihr Tun zu umhüllen verſtehn, nicht täuſchen laſſen, wenigſtens in den leitenden Kreiſen nicht. Fortgeſchrittne Deutſche, die vermeinen, auf Verſammlungen, wo über dergleichen geredet wird, das liberale Deutſchtum vertreten zu müſſen, wird es ja leider auch in Zukunft noch geben.

Solange die Revancheidee in Frankreich weiter beſteht und nur durch die militäriſche Übermacht Deutſchlands in friedlichen Schranken gehalten werden kann, iſt an eine „gewiſſenhafte Pflichterfüllung“ einer etwaigen Abrüſtungsklauſel nicht zu denken. Es iſt übrigens ganz einerlei, ob bei ſolchen einſeitigen patriotiſchen Wünſchen, die ebenſo in andern Völkern zeitweiſe oder dauernd lebendig ſind, parlamentariſche oder monarchiſche Regierungen in Frage kommen. Hier liegt wieder ein handgreiflicher Irrtum Jules Simons und andrer Vertreter der Friedenspropaganda vor. Gerade eine monarchiſche Regierung bietet eine ſichere Garantie für die Einhaltung von Vertragsbeſtimmungen, während ſich parlamentariſche Regierungen viel mehr nach Volksſtimmungen richten müſſen. Auf der interparlamentariſchen Konferenz in London im vergangnen Juli iſt die „Verminderung der Ausgaben für die Rüſtungen“ wieder zur Rede gekommen. Nach dem Berichte der offiziöſen Politiſchen Korreſpondenz iſt auch in London, ganz im Sinne Jules Simons, nicht gemeint geweſen, „daß die Wehrkraft der Länder überhaupt in nichtrationeller Weiſe herabgeſetzt werden ſoll. Für den Kriegsfall mag überall die ſtärkſte Kraft vorbereitet werden, aber die Ausgaben für die permanenten Streitkräfte in Friedenszeiten ſollten eine Ermäßigung erfahren.“ Das iſt noch viel unbeſtimmter ausgedrückt als die Herabſetzung der Kriegsbudgets auf die Hälfte. Die Friedensfreunde ſollten aber doch, anſtatt ſolche Phraſen zu ſchnitzen, einen praktiſchen Weg angeben, wie unter Herabſetzung der Ausgaben in Friedenszeiten wirklich „für den Kriegsfall die ſtärkſte Kraft vorbereitet“ werden kann. Die Heeresverwaltungen aller Länder würden ihnen dafür ſehr dankbar ſein, denn ſie glaubten bisher, dieſes Ziel mit den ihren Volksvertretern oft nur unter ſchweren Kämpfen abgerungnen Armeebudgets eben erreicht zu haben. Wiſſen die Friedensfreunde

Digitized by Google

eine billigere Methode, eine ebenſo leiſtungsfähige Armee für den Kriegsfall zu ſchaffen, ſo brauchen ſie ja bloß in den einzelnen Parlamenten — ſie haben in allen Mandate — die Regierung und die Mehrheit davon zu überzeugen. Bisher iſt ihnen das nicht nur nicht gelungen, ſondern ſie haben es noch nicht einmal verſucht. Man wird darum berechtigt ſein, auch dieſe Idee für eine Selbſttäuſchung zu halten und die Behauptung, daß man „die Wehrkraft der Länder nicht in nichttrationeller Weiſe herabſetzen wolle“, für eine bloße Agitationsphraſe anzuſehen.

Daß es ſich nun ſo etwas Ähnliches handelt, geht aus folgenden weitern Sätzen des Berichterſtatters hervor: „Mit der Verminderung der jetzt immenſen Budgets für die ſtehenden Streitkräfte würden reichſte Hilfsquellen für die anderweitige Förderung der Nationen gewonnen, die ſonſt gar nicht zur Verfügung geſtellt werden können. Mit der Verminderung der ſtehenden Heere ſchwinden auch gewaltige Verſuchungen.“ Der erſte Satz iſt ſchon durch das oben Ausgeführte widerlegt: ſolange die Friedensfreunde nicht mit dem Rezept herausrücken, wie man mit geringern Koſten ebenſo gute Kriegsheere ſchaffen kann, ſind die jetzigen Armeen eben die billigſten. Die in Ausſicht geſtellten „reichſten Hilfsquellen“ aus den verminderten Heeresetats ſind bis dahin einfach nicht zu haben, und der Hinweis auf ſie iſt nichts andres als ein agitatoriſcher Appell an die Begehrlichkeit der großen Maſſe, deren Einſicht nicht begreift, daß unſre Hauptaufgabe in der Erhaltung unſers Nationalſtaates beſteht, und daß für dieſen Zweck auch unſre Hauptausgabe gemacht werden muß. Es iſt nichts andres als ein demagogiſcher Agitationskniff der gewöhnlichſten Art, die große Menge auf den angeblich reichen Geldtopf des Staats zu hetzen, der immer für die tollſten Wünſche herhalten ſoll, während ihm doch nur die knappſten Mittel für die dringendſten Staatsbedürfniſſe bewilligt werden. Hier handelt es ſich alſo nicht mehr um eine Selbſttäuſchung, ſondern es liegt die unverhüllteſte Demagogie vor. Auch der zweite Satz beruht auf einer ſeltſamen Vermiſchung von Unwiſſenheit, Täuſchung und Demagogie. Hat der Berichterſtatter der Politiſchen Korreſpondenz die letzten vierzig Jahre, in denen die Maſſenheere der allgemeinen Wehrpflicht entſtanden ſind, verſchlafen, daß er von „gewaltigen Verſuchungen“ ſpricht, die in großen „ſtehenden Heeren“ liegen ſollen? Es hat doch in Europa keinen friedlichern Zeitraum gegeben, als der, ſeitdem die großen Heere der allgemeinen Wehrpflicht beſtehn, keine einzige der früher ſo häufigen „Mobiliſierungen“ iſt vorgekommen, ſeit 1871 iſt allein Rußland zweimal genötigt geweſen, zum Schwerte zu greifen, das übrige Europa hat Ruhe gehabt. In den gewaltigen Volksheeren der allgemeinen Wehrpflicht liegen eher „Verſuchungen“, zu friedfertig zu ſein, wie es ja auch von gewiſſen Seiten unſerm Kaiſer zum Vorwurfe gemacht wird, weil er, getreu dem Programm ſeiner beiden Vorfahren, das gewaltigſte Heer des Weltteils nur zur Aufrechterhaltung des Friedens anwenden will, ſoweit dies mit Ehren geſchehn kann. Von Delcaſſé und Konſorten läßt man ſich natürlich nicht auf die Seite drängen.

Zu den Selbſttäuſchungen der Friedensfreunde gehören auch die Illuſionen, die ſie ſich über die angeblich durch ihren Einfluß bewirkte Einführung der Schiedsgerichte machen. Man hat in London wieder förmlich darin geſchwelgt. Und doch liegt die Sache einfach ſo, daß der Fortſchritt der Kultur und die immer feinere Ausbildung des Rechtsgefühls die Fälle ſeltner werden läßt, in denen das Ergreifen der ultima ratio zwiſchen den Völkern nötig wird, ſodaß ein Krieg zwiſchen ziviliſierten Völkern nur um die heiligſten und wichtigſten Intereſſen geführt werden wird. Das iſt eine ſo erfreuliche und allgemein anerkannte Tatſache, daß es dazu keiner Friedensgeſellſchaften und interparlamentariſcher Konferenzen bedarf, die in Selbſtgefälligkeit gar nicht merken, daß ſie nur offne Türen einſtoßen. Die Zahl der abgeſchloſſenen Schiedsgerichtsverträge iſt allerdings ſchon ſo groß, daß man leichter die Staatenpaare zählen könnte, zwiſchen denen noch keine beſtehn, als die Verträge ſelbſt. Sie ſtimmen in ihrem Inhalt faſt alle überein und ſetzen feſt, daß Streitfälle, die dem Haager Schiedsgericht unterbreitet werden ſollen, weder die Lebensintereſſen noch die Unabhängigkeit oder die Ehre der vertragſchließenden Staaten noch ſchließlich die Intereſſen Dritter berühren dürfen, auch ſollen ſie ausſchließlich rechtlicher Natur ſein oder die Auslegung beſtehender Verträge betreffen. Nur der niederländiſch-däniſche Vertrag geht weiter und umfaßt alle Streitfragen, die zwiſchen beiden Staaten entſtehn können; er betrifft übrigens zwei kleinere Staaten, die keine gemeinſamen Grenzen und auch nur fernerliegende Intereſſenkreiſe gemein haben. Größere Mächte, die in engern politiſchen Beziehungen ſtehn, können und werden ſo weitgehende Verträge nicht abſchließen und können überhaupt in allen wichtigern Fragen die Mittel der Diplomatie, zu deren letzten auch der Krieg gehört, nicht entbehren. Darüber iſt man in allen politiſchen Kreiſen, ausgenommen die eigentlichen Friedensſchwärmer, vollkommen klar. Die Schiedsverträge haben ſich aus der immer eindringlicher werdenden Erkenntnis ergeben, daß es unklug wäre, geiſtige und auch materielle Hilfsmittel des Staats für geringfügigere Streitigkeiten zu opfern, die ſich auch auf andre Weiſe löſen laſſen. Die Zeitverhältniſſe mahnen dringend dazu, alle Kräfte und Mittel des Staates für die künftigen großen Entſcheidungen, die ſich für jeden Einſichtigen vorbereiten, aufzuſparen, aber auch bereit zu halten. Das gilt zwar vor allem für die Groß- und Weltmächte, aber auch für kleinere Staaten, die noch das Beſtreben haben, etwas zu werden und ſich zu erhalten. Die Mehrzahl der Verträge kommt auch dem zukünftigen Zuſammenſchluß der Mächte des europäiſchen Feſtlandes zugute, deſſen Notwendigkeit in immer weitern Kreiſen erkannt wird, und der eigentlich nur in den Sonderintereſſen Englands und dem Revanchebedürfnis Frankreichs Gegner hat. Das ſind alles große politiſche Gedanken, die die Abſchließung von Schiedsgerichtsverträgen veranlaßt und gefördert haben, der Anregung durch die Friedensfreunde und Abrüſtler hat es dazu nicht bedurft. Für unbefangne Leute liegt der Beweis dafür ſchon in der Tatſache, daß das Jahr 1904 die meiſten Schiedsgerichtsverträge zuſtande

gebracht hat, alſo das Jahr, wo der erſte große Krieg über Weltintereſſen ausgebrochen war.

Unbelehrt dadurch, haben die Interparlamentarier in London beſchloſſen, daß auch in den Fällen, für die bisher im Haag kein Appell an einen Schiedsgerichtsſpruch vorgeſehen iſt, erſt eine Vermittlung angeſtrebt werden ſoll, bevor ein Land gegen das andre zu den Waffen greift. Das heißt alſo mit andern Worten, es ſollen alle Streitfragen, auch die Ehrenfragen uſw. — vielleicht ſogar militäriſche Einfälle auf fremdes Gebiet? — erſt vor ein Schiedsgericht gebracht werden. Bisher ſind die Großmächte darauf nicht eingegangen und werden es auch im Ernſt in Zukunft nicht tun, wenn auch vielleicht einige, um eine andre vor der Öffentlichkeit ins Unrecht zu ſetzen, ſcheinbar darauf eingehn, weil ſie wiſſen, es wird doch nichts daraus. Großmächte können ernſtlich nicht darauf eingehn, und den Grund dafür hat Fürſt Bismarck im Februar 1897 durch ſeinen Schwiegerſohn, den Grafen Rantzau, der Londoner World angegeben: „Kein Staatsmann iſt ſo allmächtig, daß er in gewiſſen Kombinationen und Verwicklungen der Stimme des Volks Gewalt anzutun vermöchte. Und ſo wird es keinen Schiedsgerichtsverträgen jemals gelingen, den Krieg, als das einzige Mittel der Beendigung eines Streits, aus der Welt zu ſchaffen, ſobald das Volk eines Landes überzeugt iſt, daß ſeine ganze Zukunft von der Art und Weiſe abhängig iſt, wie der Ausgang eines Streites geregelt wird.“ In ſolchen Fällen wird eben das Volk den Schiedsſpruch nicht anerkennen und der Krieg nicht verhindert werden. Vermittlungsvorſchläge ſind übrigens in Zeiten kriegeriſcher Spannung faſt jedesmal gemacht worden und haben auch öfter Erfolg gehabt. Einen Zwang zu vorheriger Vermittlung werden ſich aber die Großmächte nicht freiwillig auflegen, denn dieſer käme einer Faulheitsprämie für die Staaten gleich, die — vielleicht wegen ihrer parlamentariſchen Zuſtände, bei denen die Kriegsminiſter öfter wechſeln wie die Dienſtboten in einem zerfahrnen Haushalt — in ihren Mobiliſierungsvorbereitungen zurück ſind. Die könnten natürlich die vertragsmäßige Vermittlungspauſe gut gebrauchen, um ihre Verſäumniſſe nachzuholen. Sollte Europa noch einen großen Krieg erleben, ſo dürfte aber der Ausbruch noch raſcher dem Abbruch der diplomatiſchen Verhandlungen folgen wie der des letzten Krieges in Oſtaſien. Sollte ſich vielleicht, wenn der Krieg unvermeidlich wird, Deutſchland der Vorteile ſeiner umſichtig vorbereiteten Mobiliſierung dadurch begeben, daß es erſt die Förmlichkeiten eines Vermittlungsverſuchs abwartete? Das möchte einer gewiſſen Sorte von „Friedensfreunden“ wohl gefallen.

Der ewige Friede iſt ein Traum, und nicht einmal ein ſchöner, hat Moltke geſagt. Die Friedensfreunde wollen ihn freilich — als Kriegsmann — nicht als unparteiiſch gelten laſſen. Aber auch der Sozialiſt Joſeph Proudhon hat geſagt: „Der Krieg iſt, ſo wie die Zeit und der Raum, ſo wie das Schöne, das Gerechte und das Notwendige, eine Form unſrer Vernunft, ein Geſetz unſrer Seele, eine Bedingung unſers Daſeins. Der Krieg beſteht unter den Völkern,

Digitized by Google

wie er in der ganzen Natur und in den Herzen der Menſchen beſteht.“ Der Ausſpruch Moltkes dünkt uns klarer, aber manchen Leuten iſt vielleicht Proudhon lieber. Die Abrüſtung iſt ebenfalls ein bloßer Traum, der in einem bureaukratiſchen Gehirn entſtanden iſt. Wer will denn durch Verträge und Anordnungen beſtimmen, gegen welche Koalition man ſich in zehn oder zwanzig Jahren zu verteidigen haben wird? Wird in zehn Jahren der Dreibund oder der Zweibund oder die franzöſiſch-engliſche Freundſchaft noch, oder vielleicht ein europäiſches Bündnis gegen Deutſchland oder gar der Zuſammenſchluß der europäiſchen Feſtlandmächte beſtehn? Wer weiß das? Und ſolcher Ungewißheit gegenüber ſoll ſich eine Großmacht einer Theorie zuliebe davon abhalten laſſen, ſich ſo ſtark zu machen, als es ihre Mittel erlauben? Noch dazu Deutſchland, das mitten im Weltteil liegt und in die Lage kommen kann, ſich zu Lande und zu Waſſer nach allen Seiten zugleich wehren zu müſſen? Sollen wir uns durch Wahnvorſtellungen von allgemeiner Abrüſtung und dem goldnen Zeitalter des ewigen Friedens einlullen laſſen zu einer Stunde, in der es allen Sehenden klar iſt, daß die Mächte, die überhaupt in der Weltpolitik in Frage kommen, für die nahenden Entſcheidungen gerüſtet haben in einem Umfange, den frühere Jahrhunderte gar nicht gekannt haben? Daß Rußland infolge ſeiner Niederlage vorläufig gewiſſermaßen außer Gefecht geſetzt iſt, vereinfacht nicht etwa die Sachlage, ſondern verſchlimmert ſie vielmehr dadurch, daß England freiere Hand bekommen hat.

England und Frankreich ſind mit ihren Rüſtungen fertig, das heißt, ſie ſind an der Grenze ihrer Leiſtungsfähigkeit angelangt, England wegen ſeines Werbeſyſtems, Frankreich infolge ſeiner geringen Volksvermehrung. England kann zwar für ſein. ſchweres Geld noch ſtärkere und verbeſſerte Kriegsſchiffe bauen, aber es vermag nicht mehr, ſie friſch zu bemannen, und Frankreich könnte höchſtens ſeine Flotte verſtärken, wenn es die vierten Bataillone des Landheeres vollſtändig wieder abſchaffte. Deutſchland hat dagegen noch Mannſchaften die Hülle und Fülle, mit denen es ſeine Seeſtreitkräfte vermehren kann, ſoweit es ſeine Geldmittel erlauben. Daran liegt aber natürlich England und Frankreich ſehr wenig, und man begreift daraus, warum von dort aus auf einmal Abrüſtungsfanfaren ertönen, die ihnen nichts mehr ſchaden können, aber Deutſchlands Beſtrebungen, ſeinen Welthandel durch eine ſtärkere Flotte zu ſchützen, ins Stocken bringen oder wenigſtens in den Augen der urteilsloſen Mehrheit zu verdächtigen vermögen. Die neue liberale Regierung in England, deren Traditionen ihr das erlauben, hat damit angefangen, und in Frankreich, wo der miniſterielle Temps zu Anfang die ganz treffende Bemerkung gemacht hatte, England leiſte ſich damit nur eine „friedliche Geſte“ ohne ernſtliche Konſequenzen und ohne Riſiko, erkannte man bald den frommen Zweck der neuen Wendung, lenkte ein, und nun wird von beiden Seiten auf das böſe Deutſchland hingedeutet, das mit ſeinen Flottenplänen den Weltfrieden ſtören wolle. Um die zweifelſüchtige Welt jedoch von dem „Ernſt“ der friedlichen Abſichten

Großbritanniens zu überzeugen, wurde offiziell und laut verkündigt, daß man im neuen Etatsjahre zwei Kriegsſchiffe, ein Linienſchiff und einen Kreuzer weniger bauen werde, wobei natürlich die engliſche Übermacht zur See nicht im geringſten leidet. Die Friedensfreunde, die in ihrer Welt von Täuſchungen leben, ſind über ſolche „untrügliche“ Beweiſe von Friedſamkeit ganz entzückt; unſtreitig haben ſie keine Ahnung davon, wie leicht eine Bewegung, die ſo voll von Täuſchungen iſt als die ihre, auch zu Täuſchungen andrer benutzt werden kann, und die Franzoſenfreunde unter ihnen machen freudig mit, weil ſich wieder eine neue Spitze gegen Deutſchland gefunden hat. So wird fröhlich in Friedensphraſen weiter agitiert, und es iſt gar nicht ausgeſchloſſen, daß im nächſten Jahr auf dem offiziellen Friedenskongreß im Haag von irgendeiner beeinflußten Seite der Antrag auf Abrüſtung zur See geſtellt wird, um Deutſchland matt zu ſetzen.

Die politiſche Weltlage der Gegenwart hat eine auffallende Ähnlichkeit mit der politiſchen Lage in Deutſchland vor 1866. Wie damals ein bunter Chorus von politiſchen, wirtſchaftlichen, doktrinären und partikulariſtiſchen Elementen daran arbeitete, Preußen nicht an die ihm gebührende Spitze von Deutſchland gelangen zu laſſen, ſo arbeitet jetzt ein ganzer Rattenkönig von egoiſtiſchen, konkurrenzneidiſchen, revancheſüchtigen und kryptorepublikaniſchen Kreiſen daran, Deutſchland von ſeinem wohlverdienten Platz an der Sonne zu verdrängen. Und gar viele machen dabei mit, gerade wie damals auch, weil ſie, in doktrinären Lehrmeinungen befangen, gar nicht merken, wohin eigentlich die Reiſe geht. Wenn die Friedensfreunde wirklich etwas von praktiſcher Friedenspolitik verſtünden, ſo müßten ſie den deutſchen Kaiſer feiern, der allein den Frieden tatſächlich geſtützt und aufrecht erhalten hat, ſtatt des Zaren, der für den Frieden mehr getan hätte, wenn er der Politik ſeines Vaters treu geblieben wäre, die während des Balkankrieges zutage getretnen Mißſtände in Heer und Verwaltung zu beſeitigen. Die Japaner würden ſich dann gehütet haben, Rußland anzugreifen, und das wäre praktiſche Friedenspolitik geweſen. Für den Schlag, den die Kultur der weißen Raſſe jetzt in Aſien erlitten hat, kann der Friedenskongreß im Haag nicht entſchädigen, auch wenn er in einem goldnen Hauſe ſäße; es kann aus ihm ſchon darum nichts werden, weil Krethi und Plethi daran teilnehmen. Seine ganze Tätigkeit wird nach wie vor darauf hinauslaufen, Zeitungsfutter zu liefern. Er hat weder den Burenkrieg noch die Auseinanderſetzung zwiſchen Rußland und Japan verhindert, auch wäre ihm keine Rolle beſchieden geweſen, wenn die „weſtmächtliche Entente“ den Mut gehabt hätte, den Beſuch des Kaiſers Wilhelm in Tanger mit einem Schlag aus Schwert zu beantworten.

Wer die Dinge betrachtet, wie ſie ſind, und nicht, wie ſie ſein ſollten, wird nur geringes Vertrauen darauf ſetzen, daß auf allen Friedenskongreſſen, ſogar auf dem offiziellen im Haag, jemals wirklich praktiſche Vorſchläge hervortreten werden, aber befürchten, daß der Kongreß, wenn er etwa gar zu Sonderzwecken

Digitized by Google

benutzt werden ſollte, wie einſt der Bundestag zu Frankfurt, auch ſo enden könnte wie dieſer. Die Friedensbürgſchaften der Gegenwart liegen gar nicht in Friedenskongreſſen und Friedensagitationen ſelbſtgefälliger Schönredner, ſondern vor allem in den Volksheeren der allgemeinen Wehrpflicht, die keine Regierung der Welt jemals in Bewegung ſetzen wird außer in Fällen, in denen es ſich wirklich um die Lebensintereſſen des Staates handelt. In Deutſchland, das die Segnungen der allgemeinen Wehrpflicht am längſten empfunden hat, iſt dieſer Friedensgedanke am innigſten ausgeprägt, und ſeine drei Kaiſer waren darum Friedenskaiſer. Für Exiſtenzfragen, zu denen auch die ſich in der Gegenwart vorbereitenden Fragen der Weltpolitik gehören, wird man das Volk in Waffen einſetzen, bei allen andern Streitigkeiten, um derentwillen man in frühern Jahrhunderten Mietlingsheere kämpfen ließ, wird man friedliche diplomatiſche Mittel, unter Umſtänden auch Schiedsgerichte, anwenden. Dazu bedarf es gar keiner Agitation der Friedensapoſtel, unter denen ſich ſogar auffällig viele Leute befinden, die von jeher hinter ihrer Friedensmaske eine unverkennbare Feindſeligkeit gegen das deutſche Kaiſerreich zu verbergen ſuchten. Die Berechtigung dieſer mit großen Mitteln arbeitenden Männer — und Damen — zu ihrem Tun iſt nicht weit her, ſie haben ſie ſich ſelbſt verliehn und ſuchen andern ihre Ideen aufzudrängen. Dieſer Mangel an jeder Legitimation iſt den Herren auch auf der interparlamentariſchen Konferenz in London zum Bewußtſein gekommen, wo ſie beſchloſſen haben, ſich künftig von den einzelnen Parlamenten daheim förmlich wählen zu laſſen. Sie verhandelten auch ſchon über den Wahlmodus und dergleichen. Hoffentlich gibt der deutſche Reichstag, wenn das dreiſte Anſinnen einer ſolchen Wahl an ihn herantreten ſollte, die einzig würdige Antwort durch Übergang zur Tagesordnung. Er kann die ihm in der Reichsverfaſſung überwieſene Aufgabe, in Vereinbarung mit der kaiſerlichen Regierung und dem Bundesrat für die Verteidigung des Reichs zu ſorgen, auch nicht zum kleinſten Teil einer andern Körperſchaft übertragen, nenne ſie ſich auch ſo hochtrabend wie möglich.

Die kongoleſiſchen Dampfverkehrswege

Die Zuſammenkunft des Kaiſers mit dem Könige der Belgier in Karlsruhe hat die Aufmerkſamkeit aufs neue auf die Verhältniſſe des Kongoſtaates gelenkt. Die britiſche Abſicht, eine zweite internationale Kongokonferenz zu veranſtalten und durch dieſe die angeblichen Mißſtände prüfen zu laſſen, muß als geſcheitert gelten, nachdem die verſchiednen Mächte, bei denen man von London aus angefragt hatte, es in mehr oder minder verbindlicher Form abgelehnt haben, ſich irgendwie einzumiſchen. Der Kongoſtaat hat nunmehr die Ehrenpflicht, der Welt zu zeigen,

Digitized by Google

daß die von ihm geplanten Reformen und erlaſſenen Dekrete wirklich ausgeführt werden. Allem Anſcheine nach iſt er auch beſtrebt, ſeinen guten Willen durch die Tat zu beweiſen.

Einer der hauptſächlichſten Vorwürfe lag in der Behauptung, daß der Kongoſtaat in übermäßiger Weiſe die Eingebornen durch Heranziehung zu Trägerdienſten belaſte, die bekanntlich auch in unſern Schutzgebieten noch eine große Rolle ſpielen. Um die Trägerdienſte möglichſt einzuſchränken, hat der Kongoſtaat darum eine Verkehrspolitik in konſequenter Weiſe durchgeführt, die augenblicklich ſchon bis auf eine Entfernung von ungefähr 2400 Kilometern von der Küſte bis ins Innere des Landes die Dampfverkehrsmittel an die Stelle der Menſchen ſetzt. Der Kongo iſt für Dampfſchiffe benutzbar vom Meere bis Matadi, von Leopoldville bis zu den berühmten Fällen bei Stanleyville, von Ponthierville bis Kindu und von Buli bis zum neunten ſüdlichen Breitengrade. Die Zwiſchenglieder von Matadi bis Leopoldville ſowie von Stanleyville nach Ponthierville ſind durch Eiſenbahnen von einem Meter Spurweite gebildet. Die zuletzt genannte Strecke iſt am 1. September dieſes Jahres dem Verkehr übergeben worden. Es fehlt noch das Stück von Kindu bis Buli.

Für Deutſch-Oſtafrika iſt es von großer Bedeutung, daß die Eiſenbahn von Kindu bis Buli mit einer Anſchlußſtrecke von Buli nach Kibanga am Tanganikaſee vorausſichtlich in den nächſten fünf Jahren fertiggeſtellt ſein wird, da wir dann nicht mehr ausſchließlich auf die engliſch-oſtafrikaniſche Bahn für unſre Hinterlandtransporte angewieſen ſein werden und auch für unſre ſpätere Zentralbahn einen guten Anſchluß finden.

Beim Bahnbau iſt große Rückſicht auf die zu den Arbeiten verwandten Eingebornen genommen worden. Sie erhielten außer Wohnung, Nahrung, Kleidung und Decken einen nach ihrer profeſſionellen Geſchicklichkeit abgeſtuften Lohn, wurden täglich nie mehr als acht und eine halbe Stunde beſchäftigt und wieſen, wie die zugeteilten Ärzte feſtgeſtellt haben, immer gute geſundheitliche Zuſtände auf. Die dort gemachten Erfahrungen könnten deshalb von uns bei den zukünftigen deutſch-afrikaniſchen Bahnbauten verwertet werden, da bei den Bahnbauten andrer Nationen in Afrika die Arbeiterfrage immer eine unſagbar traurige geweſen iſt. So erreichte zum Beiſpiel die Sterblichkeit der bei der britiſch-oſtafrikaniſchen Bahn beſchäftigten indiſchen Arbeiter die furchtbare Höhe von 29 Prozent. Fremde Arbeiter wird man demnach, auch wenn ſie unzweifelhaft geſchickter ſind, in Afrika nicht wieder heranziehn können, ſondern man wird ſich, wie es die Kongobahngeſellſchaft getan hat, mit den einheimiſchen Kräften begnügen, die an das Klima gewöhnt ſind und bei menſchenfreundlicher Behandlung nicht durch die Arbeit dezimiert werden.

Die obengenannte große Verkehrsſtrecke iſt hauptſächlich dazu beſtimmt, das an Mineralien, beſonders an Kupfer und Gold ſehr reiche Katanga aufzuſchließen, das etwa 600 Kilometer ſüdlich von Buli beginnt. In Stanleyville ſoll ſich dann ſpäter eine ungefähr 1100 Kilometer lange Strecke nach Mahagi

am Albertſee abzweigen, für die aber zurzeit infolge des geſpannten Verhältniſſes mit England wenig Intereſſe beſteht. Später dürfte allerdings Mahagi wegen der Nähe der Kap—Kairobahn von großer Bedeutung werden.

Die Inhaberin der kongoleſiſchen Konzeſſion iſt die Compagnie des chemins de fer du Congo aux Grands Lacs africains. Die Finanzierung geſchah in ähnlicher Weiſe wie bei den großen Pacificbahnen in den Vereinigten Staaten von Amerika und in Kanada durch bedeutende Landkonzeſſionen. Der Kongoſtaat gewährte für je 25 Millionen Kapital je 4 Millionen Hektar Land. Außerdem erhielt die Geſellſchaft eine Zinsgarantie von 4 Prozent, die in Wirklichkeit aber keine Rolle ſpielt, da ſich ſchon im Jahre 1903 die Zinsgarantie nur auf 225846,41 Franken belief, während ſich die Forderungen des Kongoſtaates auf 271531,34 Franken ſtellten, alſo jene um ein bedeutendes übertrafen. Dieſes Verhältnis iſt ſeitdem dasſelbe geblieben.

Der Staat führt die Vorarbeiten aus, ſetzt die Richtungen feſt, ſtellt den Unterbau her, errichtet die Gebäude, Bahnhöfe, Depots und baut die Zufahrtwege, alles für Rechnung der Geſellſchaft, die ihm das geſamte Material frei Bord Antwerpen liefert. Die eigentliche Tätigkeit der Geſellſchaft beginnt erſt mit der Betriebseröffnung. Es iſt nun für alle, die ſich für koloniale Bahnbauten intereſſieren, außerordentlich lehrreich, zu ſehen, wie der Kongoſtaat dieſe Aufgabe erfüllt. Hierfür gibt die vor kurzem erſchienene amtliche Denkſchrift: Le chemin de fer du Congo supérieur (Bruxelles, Imprimerie des Travaux publics, 1906) beherzigenswerte Ratſchläge. Die am 1. September fertig geſtellte Strecke von Stanleyville nach Ponthierville beginnt in einer Entfernung von 2000 Kilometern von dem nächſten Seehafen Matadi. Hiervon entfallen 400 Kilometer auf die Eiſenbahn von Matadi bis Leopoldville und 1600 Kilometer von Leopoldville bis Stanleyville auf den Waſſerweg. Sämtliches Material mußte darum zweimal umgeladen werden, ehe es ſeinen Beſtimmungsort Stanleyville erreichte. Für den Flußtransport hatte die Regierung außer dem ſchon beſtehenden Dampfer noch zwei Spezialdampfer von je 500 Tonnen Tragfähigkeit bauen laſſen und in Betrieb geſetzt. Da die Dampfer erſt in Leopoldville zuſammengeſetzt werden konnten, iſt ihre verhältnismäßig ſchnelle Inbetriebſtellung bewundernswert. Der erſte dieſer beiden Dampfer, Kintambo, wurde von Antwerpen im Juni 1903 expediert und machte ſeine erſte Reiſe im Juli 1904; der andre, Segetini, wurde im November 1903 expediert und im Januar 1905 in Dienſt geſtellt. Beide Dampfer haben zufriedenſtellende Reſultate geliefert. Die mittlere Reiſedauer von Leopoldville nach Stanleyville beträgt ſtromauf 22 Tage und ſtromab 12 Tage, was für beide Dampfer zuſammengerechnet eine jährliche Transportleiſtungsfähigkeit von 3000 bis 4000 Tonnen in jeder Richtung ergibt. Die Transportkoſten betragen 120 Franken für die Tonne und für die ganze Strecke von Matadi bis Leopoldville. Da die Fracht von Antwerpen bis Matadi 34 bis 44 Franken und die Verſicherungs- und Umladekoſten 12 Franken betragen, ſo kommt der Trans-

port einer Tonne von Antwerpen bis Stanleyville auf 250 bis 260 Franken zu ſtehn.

Die Strecke von Stanleyville bis Ponthierville iſt 127 Kilometer lang und folgt im allgemeinen der Sehne des Kongobogens an dieſer Stelle. Es waren ziemlich bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden, da Urwald durchquert und tiefe Einſchnitte der Zuflüſſe des Kongo überbrückt werden mußten. Die Bahn beginnt bei Stanleyville in einer Meereshöhe von 428 Metern, erhebt ſich bis zu 538 Meter und ſenkt ſich dann wieder nach Ponthierville, das 470 Meter hoch liegt. Das Terrain beſtand größtenteils aus Alluvialboden, ſodaß es an ſich leicht zu bearbeiten war, aber der Urwald verurſachte ſehr bedeutende Mühe, da es mit Rückſicht auf die Trockenheit des Bahndammes und die Sicherheit der Züge und der Telephondrähte gegen Baumſtürze notwendig war, den Wald in einer ſehr breiten Fläche auszuroden. Bei den Arbeiten ſtanden die Eingebornen in Gruppen von je zwanzig bis dreißig unter einem Vorarbeiter oder Nyampara und zu je hundert unter dem Befehl eines europäiſchen Ingenieurs. Von den zehn Brücken wurden nur drei aus Stahl, die andern dagegen aus Holz hergeſtellt. Das Material zu den Schwellen lieferte eine kongoleſiſche Zedernart, die dort Bombali genannt wird.

Durch den Bahnbau ſind auch verſchiedne Induſtrien ins Leben gerufen worden. Es wäre bequemer und jedenfalls mit Rückſicht auf die ſchnellſte Lieferung vorteilhafter geweſen, das Material ohne Ausnahme aus Europa kommen zu laſſen, aber der Kongoſtaat hat es in Erfüllung der erzieheriſchen Miſſion, die er übernommen hat, für richtig gehalten, die natürlichen Hilfsmittel des Landes möglichſt auszunutzen und durch Errichtung von induſtriellen Betrieben eingeborne Handwerker und Induſtriearbeiter heranzubilden. Insbeſondre bot hierfür die Bearbeitung des Holzes ein reiches Feld der Tätigkeit. In Dampfſägewerken, Tiſchlerwerkſtätten und auf Zimmerplätzen haben ſich die Eingebornen unter europäiſcher Leitung zu brauchbaren Arbeitern entwickelt. Der Bau der Gebäude gab den Anlaß zur Schaffung von Kalköfen und Ziegeleien. Für die ſpätere Entwicklung der kongoleſiſchen Städte, hauptſächlich Stanleyvilles, wird dieſer jetzt herangezogne Stamm gelernter Bauhandwerker jedenfalls noch von großer Bedeutung ſein.

Die Zahl der Arbeiter betrug bei Beginn des Baues am 31. Januar 1903 im ganzen 1157 Perſonen, iſt jetzt bis auf 4058 geſtiegen und wird ſich auf 5000 vermehren, ſobald die Linie von Kindu bis Buli begonnen werden wird. Man war gezwungen, mit einer verhältnismäßig geringen Zahl von Arbeitern anzufangen, weil man weder mehr unterbringen noch verpflegen konnte, und weil die Mangelhaftigkeit der lokalen Hilfsquellen, die große Entfernung der Küſte und die Schwierigkeit der Transporte den Bau der Arbeiterwohnſtätten ungemein verzögerten. Sodann forderte es wieder geraume Zeit, bis die neuen Arbeiter die nötige Übung erlangt hatten, ſodaß ihre Leiſtungen lange unter den jetzigen Normalleiſtungen blieben. Um ſo bewundernswerter iſt es, daß

Digitized by Google

der Bau in drei Jahren fertig geworden iſt. Die Koſten ſtellen ſich auf ungefähr 80000 Franken für den Kilometer.

Der Betrieb der Bahn hat mit zwei Zügen wöchentlich begonnen, die zugleich Perſonen und Waren befördern, und ſoll im Verhältnis zum eintretenden Verkehr unter Umſtänden geſteigert werden. Die Schnelligkeit der Züge beträgt 20 Kilometer in der Stunde. Die Perſonentarife ſollen 60 Centimes für den Kilometer in der erſten Wagenklaſſe und 5 Centimes in der zweiten Klaſſe nicht überſteigen. Die Warentarife ſollen für alle Waren, mit Ausnahme von notwendigen Nahrungsmitteln, nicht höher als 1 Franken 30 Centimes für die Tonne und den Kilometer beim Verkehr in der Richtung ſtromauf und 10 bis 55 Centimes ſtromab betragen. Dieſe Tarife ſollen alle zehn Jahre revidiert werden.

In der nächſten Zukunft wird die ſchiffbare Strecke von Ponthierville bis Kindu zur Sicherung des Verkehrs größerer Dampfer korrigiert werden. Sie iſt ungefähr 315 Kilometer lang. Ihre Breite ſchwankt ſehr: an einigen Punkten zieht ſie ſich auf 600 Meter zuſammen, ohne Inſeln aufzuweiſen, aber im allgemeinen zeigt ſie ſolche in Menge und beträgt dann oft mehr als 2000 Meter. Der höchſte und der tiefſte Waſſerſtand differieren im allgemeinen um $2^1/_2$ Meter im Jahre. Deshalb müſſen alle Felſen, die bei niedrigem Waſſerſtande die Durchfahrt der Dampfer hemmen würden, durch Sprengen beſeitigt werden. Ferner ſind einige Sandbänke fortzubaggern. Ein Teil dieſer Arbeiten iſt ſchon ausgeführt worden, ſodaß zwei Dampfer von je 30 Tonnen Tragfähigkeit die Strecke ſchon befahren. Die neuen Dampfer ſollen je 100 Tonnen Tragfähigkeit haben, da die Erhöhung der Tonnage in ſehr ſtarkem Verhältnis die Transportkoſten vermindert. Die in Kindu beginnende Bahnlinie nach Buli wird ungefähr 320 Kilometer lang ſein. Von Buli ſtromaufwärts kann dann noch für große Dampfer eine Strecke von 600 Kilometern ſchiffbar gemacht werden, die im Norden der Landſchaft Katanga endigt und hier in die letzte Eiſenbahnſtrecke, die aber nicht von der obenerwähnten, ſondern von einer ſpeziell für dieſen Zweck gebildeten Geſellſchaft gebaut werden wird.

Das Syſtem der miteinander abwechſelnden vier Bahn- und drei Flußſtrecken, wodurch ein ſo häufiges Umladen der Güter bedingt iſt, ſcheint auf den erſten Blick wenig zweckmäßig zu ſein, aber es wird dadurch erreicht, daß der Kongo, ſo weit es angeht, für die Transporte ausgenutzt wird. Da nun der Flußtransport viel billiger iſt als der Eiſenbahntransport, da ferner die Korrektion des ſchiffbaren Kongo bedeutend weniger Koſten verurſacht als der Bau einer Bahn, und da ſchließlich die Unterhaltungskoſten für die korrigierten Flußſtrecken niedriger ſind als die der Bahnen, ſo mußte ſchon aus finanziellen Gründen dieſes Syſtem gewählt werden. Sollte ſich ſpäter der Verkehr ſo entwickeln, daß eine durchgehende Eiſenbahn rentabel wird, ſo iſt es immer noch möglich, die jetzigen Teilſtrecken durch Verbindungsſtücke, die parallel zu dem Fluſſe laufen, zuſammenzufügen, wie die Engländer es zum Beiſpiel bei ihren Nilbahnen auch getan haben.

Digitized by Google

Jedenfalls liefert der Kongoſtaat mit der Verwirklichung ſeiner weitſchauenden Verkehrspolitik ein Muſter für alle andern Kolonialſtaaten in Afrika. Daß die Engländer, die vor der Kongokonferenz des Jahres 1884 durch einen Vertrag mit Portugal die freie Schiffahrt auf dem untern Kongo vernichtet hatten, dann aber dem Kongoſtaate freie Hand laſſen mußten, jetzt über die glänzende Löſung der Kongoverkehrsfrage nicht erfreut ſind, iſt vielleicht zu begreifen. Für uns aber ergibt ſich die natürliche Schlußfolgerung, die Bismarckiſche Politik auch an dieſem Punkte der Welt fortzuſetzen und dem uns benachbarten Kongoſtaat ein gedeihliches Fortſchreiten auf dem Wege der von ihm eingeſchlagnen Verkehrspolitik zu wünſchen.

Vor vierzig Jahren

Erinnerungen von Otto Kaemmel

I. In Göttingen

In dieſem Jahre 1906 iſt ſchon oft genug von 1806 die Rede geweſen, von der Schlacht bei Jena, dem Rheinbunde, der Auflöſung des heiligen römiſchen Reichs deutſcher Nation, von einem Jahre des Unglücks und der Schmach, und man tut wohl, ſich daran zu erinnern. Aber ſechzig Jahre nach 1806 folgte auf Jena Königgrätz, auf den Rheinbund die Begründung des Norddeutſchen Bundes, der ſich vier Jahre ſpäter zum Deutſchen Reiche ausgeſtaltete. Auch daran ziemt es ſich, in dieſem Jahre zu denken, nicht nur an ſeine Erfolge, ſondern auch an das, was damals ſo blutige und gewaltſame Entſcheidungen nötig machte, an die alten und neuen Gegenſätze, an den verblendeten Haß und den trotzigen Eigenſinn, an alles das, was damals einem guten Teile der Nation den Weg zur Neugeſtaltung des Vaterlandes verſperrte und den Bruderkrieg unvermeidlich machte.

Ich hatte zu Pfingſten 1865 nach längerer Pauſe Hamburg, wo ich damals Verwandte hatte, und zum erſtenmale Kiel beſucht und dabei ſo manche intereſſante Einblicke getan in das wogende Leben der ſtolzen, ſelbſtzufriednen Welthandelsſtadt, die damals und noch lange danach durch eine Zollgrenze vom deutſchen Binnenlande geſchieden war und ihre Flagge mit den drei weißen Türmen im roten Felde auf allen Meeren flattern ließ; ich hatte in der herrlichen Föhrde von Kiel den Kern der kleinen preußiſchen Flotte vor Anker liegen ſehen, denn ſoeben war die preußiſche Marineſtation von Danzig nach Kiel verlegt und damit tatſächlich von dem künftigen Kriegshafen Beſitz ergriffen worden; ich hatte dort die ſchleswig-holſteiniſche „Interimsflagge“ — blau-weiß-rot mit einem gelben Viereck in der obern Ecke an der

Stange — zweifelnd betrachtet und auch das kleine Haus an der Düſternbrooker Allee, in dem der „Herzog" Friedrich immer noch auf eine günſtige Wendung harrte, die damals ſchon verſpielt war. Es war eine Zeit ſchwüler Spannung; wir ahnten, daß es über kurz oder lang um die Herzogtümer zum Kampfe kommen werde, aber wir ahnten nicht, wie nahe ſein Ausbruch ſchon damals war, und begrüßten doch wenig Wochen ſpäter den Abſchluß der Gaſteiner Konvention (14. Auguſt 1865), die ihn noch hinausſchob, mit ſehr berechtigten Zweifeln an ihrer Dauer. So war auch die Stimmung in Holſtein ſehr erregt. Sie kam ſehr charakteriſtiſch in den Worten eines echten Frieſen von der Inſel Amrum, den ich in Hamburg kennen lernte, zu monumentalem Ausdruck: „Ich ſehe ein, daß Schleswig-Holſtein nicht ſelbſtändig bleiben kann, aber preußiſch wollen wir nicht werden", was ſein junger Sohn nach der poſitiven Seite hin zur tiefen Entrüſtung meiner Verwandten durch den leidenſchaftlichen Ausruf ergänzte: „Lieber däniſch als preußiſch!" Dergleichen muß man erlebt haben, wenn man die Stärke der damaligen Gegenſätze begreifen will. Ich ſollte noch viel mehr erleben. Es war mir beſchieden, den blutigen Sommer 1866 auf ſehr verſchiednen Schauplätzen zu verleben, den Ausbruch des Krieges in Göttingen, den böhmiſchen Feldzug in meiner Vaterſtadt Zittau, das Ende und den Friedensſchluß in Plauen. Hinterher iſt mir das als eine überaus günſtige Fügung erſchienen; ich hätte keine günſtigern Beobachtungsſtationen wählen können.

Als ich nach der Mitte des April 1866 nach Göttingen ging, um dort meine hiſtoriſche Ausbildung zu einem beſſern Abſchluß zu bringen, als es mir unter den damaligen Verhältniſſen der Univerſität Leipzig möglich geweſen war, lag es wieder wie eine elektriſche Spannung über Deutſchland. Von den wichtigſten Ereigniſſen wußten wir freilich wenig oder nur äußerliches; iſt es doch die unſterbliche Naivität politiſcher Kinder, zu verlangen, daß die Regierungen der Preſſe alles, worüber ſie verhandeln, offenbaren. Wir hatten alſo keine Kunde von dem entſcheidenden preußiſchen Miniſterrat vom 28. Februar, der den Beſchluß gefaßt hatte, es um Schleswig-Holſtein auf einen Krieg ankommen zu laſſen und zugleich die Bundesreform in die Hand zu nehmen; wir hatten wenig auf die Ankunft des italieniſchen Generals Govone in Berlin am 8. März geachtet, wir ſahen nur die unverkennbar wachſende Spannung zwiſchen den beiden Großmächten und militäriſche Maßregeln. Erſt der preußiſche Antrag am Bundestage auf Berufung eines deutſchen Parlaments zur Beratung einer Bundesreform vom 9. April, einen Tag nach dem Abſchluß des preußiſch-italieniſchen Bündniſſes (8. April), der die Aktion einleitete, zeigte uns, daß ſich etwas vorbereite, aber ſo ſehr viel Aufmerkſamkeit erregte er nicht, und am allerwenigſten irgendwelche Begeiſterung, denn das Mißtrauen gegen die preußiſche Regierung war allgemein. Die politiſche Erregung kam ſchon unterwegs auf der Fahrt über Leipzig und Magdeburg in Reiſegeſprächen mannigfach zum Ausdruck. Ein Schleſier er-

Digitized by Google

klärte, von Rüſtungen merke man bei ihm daheim wenig, außer etwa in Koſel und in Neiße und in der Einziehung von Reſerven für die in Schleswig ſtehenden Truppen; aber der Krieg ſei unvermeidlich, und den fürchte man auch in Schleſien gar nicht, viel ſtörender ſei das lange Schwanken zwiſchen Krieg und Frieden. Aus Schleswig-Holſtein würde Preußen niemals weichen, das heiße bei ihnen in Schleſien nach Olmütz gehn. Die Haltung des Abgeordnetenhauſes mißbilligte er ſcharf, das ſeien in der letzten Zeit keine Debatten, ſondern nur Perſonalien geweſen; vor allem ſei es ein ſchwerer Fehler, daß das Haus in der ſchleswig-holſteiniſchen Frage nicht eine beſtimmte Stellung eingenommen habe. Im anſtoßenden Coupé — ich fuhr natürlich dritter Klaſſe — verfocht ein ehemaliger ſächſiſcher Unteroffizier gegen ſeine preußiſchen Reiſegefährten die Vorzüge der damaligen ſächſiſchen Heeresverfaſſung, die mir jetzt entfallen ſind, natürlich nicht ohne lebhaften Widerſpruch. Weiterhin auf der Fahrt nach Magdeburg waren zwei Preußen darüber einig, daß die Laſten zwar ſchwer ſeien, aber doch nur deshalb, weil Armee und Flotte auch für ganz Deutſchland gehalten würden, das dazu doch keinen Pfennig beiſteure. In Magdeburg, deſſen Bahnhof damals am Fürſtenwall dicht an der Elbe lag, war von kriegeriſchen Vorbereitungen nicht das mindeſte zu bemerken; daß eine Reihe von Batterien eine Straße fuhr, die der Zug paſſierte, war nichts außergewöhnliches. So kam ich gegen drei Uhr Nachmittags über Wolfenbüttel, Lutter am Barenberge und Gandersheim in Göttingen an, wo ich an der Weender Straße, der Hauptſtraße der Stadt, im Hauſe eines wackern Bäckermeiſters ein beſcheidnes Quartier bezog.

Die Lage Göttingens im breiten, grünen, fruchtbaren Leinetale und im Ringe anmutiger, zum Teil bewaldeter Höhen machte einen behaglichen und anheimelnden Eindruck, und vom Abhange des berühmten Hainberges im Oſten der Stadt präſentierte ſie ſich ſtattlich, noch halb mittelalterlich. Denn ringsum zog ſich noch der alte, mit ſchönen Linden beſchattete Wall; die Vorſtädte waren noch ganz unbedeutend und trugen einen überwiegend ländlichen Charakter. Auch das Innere der Stadt hatte viel Altertümliches und im ganzen etwas Kleinſtädtiſches: meiſt krumme und ſchmale Gaſſen, die Häuſer ſelten über zwei Stockwerke, das obere Stockwerk nach niederdeutſcher Weiſe etwas vorkragend und meiſt aus Fachwerk gebaut, hier und da ein Arm der Leine, der Verkehr gering außer in manchen Stunden in der Weender Straße, ſtattlich der Markt mit dem alten, burgartigen Rathauſe, darüber die Türme einiger ſpätgotiſcher Kirchen. Einen recht ländlichen Eindruck machte es, wenn am Vormittage die Herde der Stadt auszog, auch am Sonntage, mitten unter den Kirchgängern, und am Nachmittage wieder blökend heimkehrte, wobei natürlich jedes Tier von ſelbſt ſein Haus auffand und durch die Hausflur in ſeinen Stall lief, unbekümmert um die menſchlichen Mitbewohner des Hauſes. Nicht ohne leichten Spott nannten deshalb akademiſche Kreiſe Göttingen das „Univerſitätsdorf“.

Digitized by Google

In der Tat überwog die Univerſität ſo, daß in denſelben Kreiſen wohl die Bevölkerung der Stadt ſcherzweiſe in Profeſſoren, Studenten und Wichſiers eingeteilt wurde. Alles, was die Univerſität betraf, war ſtattlich, würdig, reichlich: das ſchöne neue Kollegienhaus vor dem Weender Tore in romaniſchem Stil, die großartige Univerſitätsbibliothek, die zum Teil in den hohen, weiten Räumen einer ehemaligen Kirche untergebracht war, die Aula in einem beſondern Gebäude, das neue chemiſche Inſtitut am Walle, die „Stänkeranſtalt", wie ſie der Volkswitz nannte, endlich das Literariſche Muſeum in dem vornehmen großen Hauſe, das ehemals Otfried Müller gehört hatte, jetzt eine Leſehalle erſten Ranges enthielt und mit ſeinem ſchönen, großen, ſchattigen Garten auch der Mittelpunkt akademiſcher Geſelligkeit war. Unter den Profeſſoren gab es auch damals eine Reihe hervorragender Männer: der Theolog Heinrich Ewald, einer der berühmten Göttinger Sieben, ein langer hagrer Herr mit vollem weißem Haar, immer in Zylinder und ſchwarzem Gehrock, der hochangeſehene Juriſt und Staatsrechtslehrer Heinrich Albert Zachariä, in dieſem Jahre Rektor, der Hiſtoriker Georg Waitz, der Archäolog Ernſt Curtius, der Philolog Hermann Sauppe, der Geolog und Geograph Wolfgang Sartorius von Waltershauſen, der Erforſcher des Ätna, der Philoſoph Hermann Lotze u. a. m. Auch die Studentenſchaft war aus Angehörigen aller deutſchen Stämme zuſammengeſetzt; im ganzen überwogen die Norddeutſchen, neben den Hannoveranern namentlich die Preußen, aber auch zahlreiche Süddeutſche waren da und nicht wenige Schweizer. Die vornehmen Verbindungen, in denen die Söhne des welfiſchen Adels dominierten, ſtanden ſehr für ſich, traten aber gelegentlich durch große Auffahrten, zu denen die königliche Poſt elegante Wagen ſtellte, in die Öffentlichkeit. Gewiſſe kleine geſellige Mittelpunkte bildeten daneben die zahlreichen Mittagstiſche in Privathäuſern, in denen man für billige Preiſe vorzüglich und reichlich verpflegt wurde, viel beſſer als damals durchſchnittlich im ſparſamen Sachſen. Gearbeitet wurde im ganzen fleißig, denn eine Bummeluniverſität wie Heidelberg und Freiburg iſt das ernſte Göttingen niemals geweſen.

Freilich, die bewegte Zeit forderte gebieteriſch ihre Rechte, und gerade die bunte Miſchung der Studentenſchaft, unter der ſich viele ältere Leute befanden, belebte das politiſche Intereſſe, weil ſich ſehr verſchiedne Standpunkte geltend machten. Auch die Profeſſoren hatten die mannigfachſten Beziehungen nach auswärts, einzelne ſahen auf eine reife politiſche Erfahrung zurück, und nur wenige gehörten ihrer Abkunft nach Hannover an. Georg Waitz war Holſteiner und hatte im Frankfurter Parlament geſeſſen, dem auch Zachariä, ein geborner Thüringer, von Anfang an angehört hatte, Ernſt Curtius, obwohl Lübecker, ſtand als ehemaliger Lehrer des Kronprinzen mit dem preußiſchen Hofe in engen Beziehungen, Hermann Lotze war ein geborner Sachſe. So floſſen Beobachtungen und Erfahrungen von ſehr verſchiednen Seiten in dieſem „Univerſitätsdorf" an der Leine zuſammen, und da ich in regelmäßigem Brief-

wechſel mit meinem Vater ſtand, ſo erhielt ich fortwährend Kunde auch aus Sachſen.

In den erſten Tagen war die Stimmung noch ziemlich ruhig, die Hoffnung auf Erhaltung des Friedens hielt man feſt. Aber ſchon gegen Ende des Monats begann dieſe Hoffnung zu ſchwinden, und die am 5. Mai verfügte Mobiliſierung der preußiſchen Armee, der ſcharfe Notenwechſel zwiſchen Berlin und Dresden, die Einziehung auch der ſächſiſchen Urlauber, von der mir mein Vater ſchrieb, die Auflöſung des preußiſchen Abgeordnetenhauſes (10. Mai) zeigten bald den ſchweren Ernſt der Lage. Schon erhielten auch die hier ſtudierenden Preußen, darunter mehrere Mitglieder des Waitziſchen Seminars, ihre Einberufungsorder, andre erwarteten ſie täglich. „Ich habe nicht gefunden, ſchrieb ich am 23. Mai, als einer nach dem andern aus meinem kleinen Kreiſe zur Armee abging, daß die Leute mit Widerſtreben gingen. Sie laſſen hier vieles, ja alles im Stich, ſie gehn möglicherweiſe in den Tod, aber ſie ſind politiſch und moraliſch ſo gebildet, daß ſie es aus voller Überzeugung tun. »Ich habe meinem Vater geſchrieben, ſagte einer, ich wolle mitziehen, wenn es zum Kriege käme für die Exiſtenz und die Größe Preußens; er antwortete mir, ich ſolle es in Gottes Namen tun.« Er war völlig gefaßt, ruhig, ohne Übermut, aber zuverſichtlich.“ Damals iſt mir zuerſt die Größe der allgemeinen Wehrpflicht greifbar entgegengetreten und die Stärke des preußiſchen Staatsbewußtſeins.

Auch Hannover begann (ſeit 5. Mai) ſeine Reſerven einzuziehen; ja man erfuhr, daß die Preußen demnächſt ihre vertragsmäßigen Etappenſtraßen durch Hannover beſetzen würden. Unter ſolchen Umſtänden war auf dem Muſeum der Krieg das alltägliche Thema der Unterhaltung. Auch Männer wie Ernſt Curtius, der Intimeres wiſſen konnte, begannen an den Krieg zu glauben; dazu erhielt ich aus Leipzig, ich weiß nicht mehr von wem, doch ganz authentiſch (vor dem 13. Mai) die Nachricht, Heinrich von Treitſchke (ſeit Herbſt 1863 in Freiburg) ſei kürzlich in Berlin geweſen, habe dabei eine Audienz bei Bismarck gehabt, und dieſer habe ihm geſagt: „Wenn nicht ein Wunder geſchieht, ſo wird es dieſesmal zum Ausbruch kommen“; davon habe er auf der Rückreiſe in ſeinem alten Leipziger Kreiſe erzählt.*) Die Stimmung um mich herum war, ſoweit ich erkennen konnte, nirgends für Öſterreich, vielfach direkt für Preußen, wenn nicht einfach welfiſch partikulariſtiſch oder philiſterhaft gleichgiltig. Daß Hannover in den Krieg hineingeriſſen werden könne, oder daß es ſich

*) Treitſchke war um Oſtern nach Dresden und von dort nach Berlin gegangen, um hier für ſeine deutſche Geſchichte im Archiv zu arbeiten. Von Berlin aus ſchrieb er ſeinen erſten Brief an ſeinen Vater am 8. April, vgl. Th. Schiemann, Heinrich von Treitſchkes Lehr- und Wanderjahre (1898), S. 248 f. Von einer perſönlichen Begegnung mit Bismarck erzählt auch Schiemann, aber ohne jede nähere Angabe; den Aufenthalt in Leipzig erwähnt er S. 250. Die Verhandlungen Treitſchkes mit Bismarck über deſſen Antrag, das königliche Kriegsmanifeſt zu verfaſſen, fallen erſt in die Zeit vom 7. bis zum 14. Juni, ſ. Schiemann S. 251 ff.

gar für Öſterreich entſcheiden werde, glaubte kein Menſch. Dabei genoß die eigne Regierung im Lande wenig Sympathien; man ſchalt ſie wohl hier und da, mit Bezug auf die Abhängigkeit des blinden Königs von ſeiner Umgebung, geradezu ein „Lakaienregiment“. Was ich dagegen von der ſchon damals ganz klaren Parteiſtellung der ſächſiſchen Regierung erfuhr, war geeignet, einen bedenklichen Eindruck zu machen. Schon Mitte Mai rückten die Leipziger Jägerbataillone aus, um zu der ſich um Dresden ſammelnden Armee zu ſtoßen. Damals (Anfang Juni) war eben der außerordentliche ſächſiſche Landtag, der die Mittel zur Mobiliſierung bewilligen ſollte, eröffnet worden; die Thronrede hatte deutlich genug „von unberechtigten Drohungen gegenüber Mindermächtigen“ geſprochen, denen man ſich nicht unterwerfen dürfe, und der Widerſpruch des Bürgermeiſters Koch von Leipzig gegen jene Bewilligung wurde ihm beinahe als Vaterlandsverrat ausgelegt. Aber mein Vater ſchrieb mir, von eigentlichen Sympathien für Öſterreich ſei keine Rede, um ſo mehr freilich von Abneigung gegen Preußen; was man wünſche, ſei vor allem die ungeſchmälerte Erhaltung Sachſens, die man von Preußen bedroht wähnte; in dieſem Falle hoffte man auf den energiſchen Beiſtand Öſterreichs. Höchſt widerwärtig war nach den Zeitungen die überwiegende Stimmung in Süddeutſchland. In Württemberg ſchimpfte man ſich „Du Preuß“, und in der Frankfurter „Kritik“ verfocht ein haßerfüllter Artikel die Zerſtücklung Preußens und die „Germaniſierung“ Preußens durch ſüddeutſche Garniſonen. Wahrlich, das deutſche Volk von damals wollte ſeine bundesſtaatliche Einheit im Ernſte durchaus nicht!

Inzwiſchen machte ſich auch dem ärgſten und ſtumpfſinnigſten Philiſter eine Folge der unſichern Lage ſehr unbequem bemerkbar. Das oft ſo ſchmutzige und wohl auch halbzerriſſene Papiergeld, unſer gewöhnliches Zahlungsmittel außer Silber und Kupfer, dieſe in allen Farben prangenden Talerſcheine, mit denen damals alle deutſchen Regierungen wetteifernd mit zahlloſen Banken Deutſchland überſchwemmten, ein glänzender Beweis dafür, daß die Deutſchen dieſer Zeit nicht einmal auf dieſem doch durchaus neutralen Boden irgendwelche Einheit zuſtande bringen konnten, begannen, ſobald ſie „ausländiſch“ waren, im Kurſe zu ſinken. Eine Note der Leipziger Bank über zwanzig Taler wurde in Göttingen ſchon am 15. Mai nur noch zu 19 Talern 10 Groſchen angenommen, ein preußiſcher Talerſchein ſollte am 19. nur noch 27 Groſchen gelten. Ähnliches wurde aus Leipzig berichtet, wo alles zu den Banken drängte, um das Papiergeld gegen Silber einzuwechſeln und die Silbertaler faſt ganz aus dem Verkehr verſchwanden. Der mittelſtaatliche Antrag auf allſeitige Abrüſtung, der am 19. Mai bekannt wurde, und der Vorſchlag eines europäiſchen Kongreſſes beruhigten wieder etwas, ſo ſehr beides ein Schlag ins Waſſer war. Aber die Nachricht vom Abſchluß des preußiſch-italieniſchen Bündniſſes, die endlich am 20. Mai bekannt wurde, deuteten wieder auf Krieg, und die überraſchende Reiſe des Prinzen Karl von Hohenzollern nach Rumänien, die in denſelben Tagen durch die Blätter lief, zeigte deutlich genug, wie weit

Digitized by Google

die Spannung zwiſchen Preußen und Öſterreich, das dieſe Thronkandidatur durchaus nicht wollte, ſondern darin einen feindlichen Schachzug ſah, ſchon gediehen ſei.

Unter dieſen Umſtänden war mir eine Abendgeſellſchaft, zu der ich von Ernſt Curtius für den 17. Mai geladen war, von beſonderm Intereſſe, denn ich traf hier Gäſte aus verſchiednen Teilen Deutſchlands, dazu einige Schweizer und einen Griechen aus Cäſarea in Kleinaſien, Studenten und junge Doktoren. Natürlich beherrſchten die Tagesfragen das Geſpräch. An Frieden glaubte niemand mehr, am wenigſten Curtius ſelbſt; die Preußen aber waren durchweg voll Mut und Zuverſicht. Sie hoben hervor, ihre Armee habe viel mehr Offiziere als die öſterreichiſche und enthalte vor allem mehr gebildete Elemente. Von der Genialität Moltkes, die ſich freilich erſt in dieſem Feldzuge offenbaren ſollte, wußte man noch nichts, er galt nur für „einen ſehr tüchtigen Offizier“. Die Anſpannung, das gaben alle zu, ſei freilich ungeheuer, und lange könne Preußen dieſes gewaltige Aufgebot, das in alle Verhältniſſe aufs tiefſte eingriff — man ſprach von 640000 Mann, die unter Waffen ſtünden —, nicht aufrecht erhalten. Andrerſeits verlautete dann wohl, daß eine tiefe Erbitterung gegen das herrſchende Syſtem im Lande weit verbreitet ſei, und manche Schwarzſeher wollten ſogar eine Revolution für möglich halten, was wieder von andern ſcharf beſtritten wurde. Sehr erfriſchend wirkte manchen Kundgebungen gegenüber die mannhafte Erklärung des Breslauer Magiſtrats, für die Größe Preußens ſei Schleſien bereit, alles auf ſich zu nehmen. So beging Göttingen unter dem Druck einer dunkeln, ſorgenſchweren Zukunft am 27. Mai den Geburtstag des Königs Georg in der üblichen Weiſe mit Böllerſchüſſen, Muſik und Feſteſſen, und niemand ahnte, daß es der letzte ſein ſollte.

Mit dem Anfang Juni begannen die Dinge raſcher vorwärts zu gehn. Am 3. Juni hatten wir die Nachricht, daß Öſterreich die Entſcheidung der ſchleswig-holſteiniſchen Sache dem Bundestage überwieſen, alſo die Gaſteiner Konvention gebrochen habe. Damit war der Krieg ganz nahe gerückt. Offenbar zu einem letzten Verſtändigungsverſuche eilte der Großherzog von Baden nach Pillnitz, aber am 7. wußten wir, daß er unverrichteter Sache wieder abgereiſt ſei, am 8. meldete der Telegraph den preußiſchen Einmarſch in Holſtein (7. Juni), den Rückzug der Öſterreicher nach Altona. Danach einige Tage eine faſt beängſtigende Stille, die dumpfe Schwüle vor dem Gewitter. Wie ein Blitz, der die Lage taghell beleuchtete, kam uns da ein Artikel Treitſchkes im Juniheft der Preußiſchen Jahrbücher „Der Krieg und die Bundesreform“.*) Darin riet der Hiſtoriker ſeinen liberalen Freunden in Preußen, abzuſtehn von der Erkämpfung des unbeſchränkten Steuerbewilligungsrechts, ſich zufrieden zu geben mit der Wiederherſtellung des verfaſſungsmäßigen Budgetrechts und die auswärtige Politik Bismarcks zu unterſtützen, den ſie durch keinen Liberalen er-

*) Jetzt abgedruckt in den „Zehn Jahren deutſcher Kämpfe“, I, 375 ff.

Digitized by Google

ſetzen könnten, und er rief ihnen ſchließlich zu: „Iſt es denn ein ſchlechtes Lob für einen preußiſchen Miniſter, daß unſre Feinde ihn haſſen wie den Gottſeibeiuns?“ Das war ein offnes, mannhaftes Wort mitten in der Verwirrung und Verhetzung der Gemüter, das vielen erlöſend kam. Klärend wirkte auch die zuſammenfaſſende Antwort König Wilhelms im Staatsanzeiger auf die verſchiednen Friedensadreſſen, worin er ſein ernſtliches Streben nach einem Ausgleich mit der Landesvertretung beteuerte; nachdem er ſchon am 10. Mai das Abgeordnetenhaus aufgelöſt hatte, ſchrieb er jetzt im Juni die Neuwahlen auf den 3. Juli aus. Das Gezänk der Parteien ſollte verſtummen, denn das Wort gehörte jetzt den Waffen, das verſtand jeder.

Nun ging es Schlag auf Schlag. Am 12. Juni wurde gemeldet, General Manteuffel habe den Zuſammentritt der von den Öſterreichern nach Itzehoe einberufnen holſteiniſchen Ständeverſammlung verhindert und ſei im Vormarſche auf Altona, das preußiſche Panzerſchiff „Arminius“ und mehrere Kanonenboote ſeien vor Hamburg erſchienen, die Öſterreicher der Brigade Kalik (etwa 5000 Mann) ſtünden im Begriff, die Elbe zu überſchreiten und durch Hannover abzuziehen, Öſterreich aber habe in Frankfurt den Antrag auf Mobiliſierung ſämtlicher außerpreußiſcher Bundeskontingente geſtellt! Am nächſten Tage ſchon wurde der preußiſche Bundesreformplan bekannt: der deutſche Bundesſtaat unter preußiſcher Führung mit Ausſchluß Öſterreichs. Es war das klare Programm der preußiſchen Politik, es war das, was die Liberalen ſelbſt ſeit langer Zeit begehrten. Und doch fiel er platt zu Boden. Die Deutſchen vermochten wieder einmal nicht die Sache von der Perſon zu trennen: ſie wollten in ihrer ungeheuern Mehrzahl von Bismarck nun einmal nichts wiſſen und deshalb auch nichts von ſeinem Reformplan. „Welche unermeßliche Wirkung würde dieſer vor vier Jahren hervorgebracht haben“, ſchrieb damals mein Vater. Es war der genaue Ausdruck der herrſchenden Stimmung.

Nun brach es mit betäubender Schnelligkeit herein, das Kriegsgewitter, und das ſtille Göttingen wurde plötzlich überflutet. Am Morgen des 13. Juni ging der erſte Zug mit Truppen der Brigade Kalik vorbei, gegen 10 Uhr ein zweiter, ein Bataillon vom Infanterieregiment Ramming, Ungarn und Slawen. Trotz des trüben und regneriſchen Wetters hatten ſich Tauſende von Menſchen eingefunden, um ſie zu ſehen, doch niemand erwiderte ihre Zurufe, als ſie einfuhren. Sie hatten einen längern Aufenthalt und ſtiegen aus, meiſt ſtämmige Geſtalten von mittlerer Größe im grauen Mantel, unter den Unteroffizieren manches intelligente Geſicht. Viele, namentlich die Unteroffiziere, ſprachen leidlich deutſch, die Slawen, bemerkte einer von dieſen, verſtünden nur, was ſie beim Regiment gelernt hätten. Mit ihren preußiſchen Kameraden hatten ſie häufige Prügeleien gehabt, doch ſprachen ſie davon ziemlich gleichgiltig. Inzwiſchen frühſtückten die Offiziere, meiſt ſtattliche Männer im weißen Waffenrock, mit einigen Herren aus Göttingen und den Gendarmerieoffizieren, bald in eifriges Geſpräch verwickelt; Hochs auf Öſterreich und Hannover wurden

Digitized by Google

ausgetauſcht. Gegen elf Uhr dampften ſie wegen der ſtarken Steigung nach Dransfeld hinauf in zwei getrennten Zügen nach Kaſſel ab. Die Mannſchaften ſagten, ſie gingen nach Frankfurt, die Offiziere wußten, daß ihr Ziel Böhmen ſei. Am Morgen des 14., des Donnerstags folgten Trains und Kavallerie, grüne Windiſchgrätzdragoner, am Nachmittage Khevenhüller-Infanterie, Deutſchböhmen von Pilſen und Eger. Noch ahnte kein Menſch, daß dieſe Truppen ſchon Bundesgenoſſen der Hannoveraner gegen Preußen ſeien.

Da brachten die Morgenblätter die Meldung, Hannover habe ſich angeſichts des preußiſchen Bundesreformplans (in dem König Georg, wie er ſelbſt ſagte, eine Mediatiſierung der Bundesfürſten ſah) auf Öſterreichs Seite geſtellt, und als ich gegen Abend mit einem Bekannten aus dem Waitziſchen Seminar von deſſen Wohnung wegging, kommt uns ein andrer Genoſſe, ein Badener, in größter Aufregung entgegen mit der Nachricht, der öſterreichiſche Antrag auf Mobiliſierung der Bundestruppen ſei ſoeben mit neun gegen ſechs Stimmen angenommen worden, Baden habe ſich der Abſtimmung enthalten, Hannover habe für Öſterreich geſtimmt. Das hatte denn doch kein Menſch im Lande für möglich gehalten. Wir eilten alle aufs Muſeum, wo wir Näheres zu finden hofften; jetzt hatten wir den Krieg, und zwar den Krieg im Lande. Denn daß ſich Preußen dieſe herausfordernde Abſtimmung Hannovers nicht bieten laſſen werde, war doch ſelbſtverſtändlich; der Einmarſch preußiſcher Truppen ſtand alſo ſtündlich bevor, und ſchon gab man der Befürchtung Ausdruck, nun werde wohl Hannover „übergeſchluckt“ werden. Noch am Morgen des Freitag gingen öſterreichiſche Militärzüge durch, Jäger und Artillerie. Niemand ſchien daran zu denken, ſie in Hannover feſtzuhalten. Nachmittags jagten ſich die Nachrichten. In das Waitziſche Seminar brachte ein Mitglied die Kunde, die Preußen ſeien bei Harburg über die Elbe gegangen, alle in Holſtein verfügbaren Truppen ſeien im Vormarſche nach Hannover. Das Schickſal Hannovers und Deutſchlands ſtand auf der Schneide des Schwerts. Was konnte uns da die mittelalterliche Fabel vom trojaniſchen Urſprung der Franken intereſſieren, die im Seminar verhandelt wurde! Nach dem Schluſſe, den wir erleichtert begrüßten, eilten wir auf das Muſeum. Dort ſtanden Depeſchen angeſchlagen vom Einmarſch der Preußen und vom Antrage R. von Bennigſens in der zweiten Kammer, den König um die Entlaſſung des Miniſteriums (Platen) und um die Annahme der preußiſchen Bundesreform zu bitten. Wir ahnten, daß das vergeblich ſein werde, und in der Tat, als wir noch darüber debattierten, trat der mir befreundete Famulus von E. Curtius, bleich vor Erregung, herein und meldete, die hannöverſchen Garden kämen noch heute Nacht im Rückzug auf Kaſſel hier durch. Unmittelbar danach ſagte ein Ausrufer in den Straßen der Stadt die Einquartierung an; die Hausbeſitzer wurden aufgefordert, während der Nacht ihr Haus offen zu halten. Wir ſaßen zu etwa zwanzig zuſammen, davon war ein einziger Preuße, doch den Sieg Preußens wünſchten wir alleſamt, Nord- und Süddeutſche.

Digitized by Google

Inzwiſchen meldete eine neue Depeſche den Einmarſch der Preußen auch von Minden her, und Reiſende, die von Norden ankamen, erzählten, ſie hätten ihre Kolonnen zwiſchen Harburg und Hannover geſehen. Und dann, um zehn Uhr, kam der erſte Zug, der hannöverſche Truppen brachte, ſchmucke Gardejäger; mit klingendem Spiele, von Tauſenden begrüßt, marſchierten ſie in die Stadt. Gegen elf Uhr kam ein zweiter Zug. Mein Wirt erhielt vier Mann Einquartierung; unterwegs erfuhr ich, die Preußen ſeien auch bei Marburg in Heſſen eingerückt. So ging es bis nach Mitternacht. In der größten Aufregung ſchrieb ich an meinen Vater, ich wolle morgen abreiſen; wie ich mich nach der Heimat, von deren Schickſal in dieſen Tagen ich gar nichts wußte — denn die Verbindungen waren ſchon unterbrochen —, durchſchlagen werde, wiſſe ich freilich nicht.

Am nächſten Morgen, Sonnabends, um ſechs Uhr weckte mich mein Wichſier mit der Nachricht, ſoeben ſei der König Georg mit dem Kronprinzen gekommen und in der Goldnen Krone, wenig Schritte von meiner Wohnung, abgeſtiegen; die ganze Stadt ſei ſchon voll von Militär. Und nun kamen den ganzen Vormittag neue Bataillone die Weender Straße heranmarſchiert, prächtige Truppen, ſtattliche, hochgewachſne, blonde Leute, echte Niederſachſen; mit klingendem Spiele begrüßten ſie ihren blinden König, der am Fenſter ſtand. Welch ein Jammer, daß er ſie in den Bürgerkrieg ſchickte! Sie waren oft den ganzen vorhergehenden Tag marſchiert, hatten unterwegs kaum etwas bekommen, wußten nicht, wohin. Aber ſie zeigten ſich entſchloſſen, mutig und ernſt. Man hatte ihnen, wohl mit Abſicht, vorgelogen, die Preußen hätten die Waterlooſäule in Hannover (das ſie noch gar nicht beſetzt hatten!) zerſtört; ſie waren darüber tief erbittert, und man konnte ſie ſagen hören: „Lieber in den Tod als mit den Preußen!“ Doch ſchon begann man davon zu ſprechen, daß ſie abgeſchnitten werden könnten, denn die Nachricht verbreitete ſich, der Kurfürſt von Heſſen habe das preußiſche Ultimatum angenommen, und Kaſſel ſei ſchon in den Händen der Preußen. Daraufhin beſchloß ich, da ich befürchten mußte, daß die Verbindungen nach Norden bald abgeſchnitten werden würden, über Kaſſel und Eiſenach nach Leipzig abzureiſen, wohin kurz nach drei Uhr ein Schnellzug abgehn ſollte. Ich fand den Bahnhof erfüllt mit ankommendem Militär und Geſchützen und hörte ſo manches, was auf große Verwirrung und Mangel an Schlagfertigkeit ſchließen ließ; ſo viel war klar, daß ſich die hannöverſche Armee vorläufig um Göttingen ſammeln mußte, um ſich für den Kampf einigermaßen vorzubereiten; das Königreich im übrigen gab ſie preis. Nach peinlichem Warten kam endlich um fünf Uhr der Schnellzug, und aufatmend fuhr ich nach Kaſſel ab, in eine zunächſt völlig dunkle Zukunft hinaus.

Digitized by Google

Materialiſtiſche Strömungen in der amerikaniſchen Literatur

Ein faſt bis zum Überdruß gebrauchtes Schlagwort hat Amerika als Land der unbegrenzten Möglichkeiten bezeichnet. Vielleicht wäre es ebenſo berechtigt, es das Land der ſchroffſten Kontraſte zu nennen. Keine Nation hat in verhältnismäßig kurzem Zeitraume ſo tiefgehende Wandlungen durchgemacht wie die Vereinigten Staaten, und bei keinem Volke ſind die Wunden ſolcher Umwälzungen ſo raſch vernarbt.

Ein charakteriſtiſches Bild dieſer ſchnellen Anpaſſung an äußerſt ſchroff kontraſtierende Zeitſtrömungen gibt in kleinem Rahmen die Geſchichte der Neu-Englandſtaaten, die die Wiege des mächtigen Völkerbundes waren und bis in die jüngſte Zeit den Mittelpunkt des amerikaniſchen Geiſteslebens bildeten.

Zu Beginn ſehen wir hier zunächſt eine Theokratie mit ausgeſprochen altteſtamentlicher Färbung entſtehn. Die Kolonie gedeiht unter der Herrſchaft dieſer ſtrengen, fanatiſchen Kalviniſten, ſolange die Bürger ihren Überſchuß an Kraft im Kampfe mit der feindlichen, eingebornen Bevölkerung ausgeben können. Erſt als ſie in ungeſtörtem Beſitze des eroberten Landes ſind, als kein Feind mehr zu überwinden iſt, wendet ſich ihre Energie religiöſen Fragen zu, und ſie geraten auf allerlei Irrwege. Da glüht noch einmal, wie ein Abglanz aus Europas Mittelalter, der Hexenglaube auf, und unſchuldige Opfer bluten um eines Wahnes willen. Doch die trübe Flamme dieſes Aberglaubens, die von fanatiſchen Geiſtlichen genährt wird, leuchtet dem Untergang ihrer Herrſchaft. Zu drückend laſteten die Feſſeln geiſtlicher Autorität auf dem Tun und Treiben der freien Bürger.

Der Volkswille enthebt Increaſe Mathers der Leitung von Harvard College, und ſchon zeigen ſich die erſten Spuren der unitariſchen Bewegung, die ſchnell weitere Kreiſe zieht und mit dem Beginne des vorigen Jahrhunderts die letzten Reſte der Prieſterherrſchaft überwindet. An derſelben Stelle, wo ſich Cotton Mather kraft ſeines Amtes berufen gefühlt hatte, über das Seelenheil jedes einzelnen ſeiner Pfarrkinder wie ein Richter des Alten Bundes zu entſcheiden, konnte Ralph Waldo Emerſon ſein neues Evangelium predigen, wonach jeder Menſch als Richtſchnur für ſein Handeln nur der Stimme in ſeiner eignen Bruſt zu folgen habe.

Digitized by Google

Dieſer in ungefähr anderthalb Jahrhunderten durchlaufne Weg vom fanatiſchen Kalvinismus bis zum Glaubensbekenntnis der Transzendentaliſten, das in Emerſons Wirken gipfelt, iſt der gewaltigſte Umſchwung, den das amerikaniſche Geiſtesleben zu verzeichnen hat. Doch kaum minder ſchroff ſind die Gegenſätze, die die Folgezeit bietet. Emerſon, der ſeinen Zeitgenoſſen weit vorausgeeilt war, erſcheint uns, die wir erſt während der letzten Jahrzehnte genauer mit ihm bekannt geworden ſind, als ein völlig moderner Denker. In Amerika dagegen iſt ſein Wirken ſchon von einer mächtig aufrauſchenden Welle des Materialismus überflutet. Die ſchnelllebigen Menſchen drüben haben keine Zeit mehr, über das Rätſel des Weltalls nachzudenken. Zu hohe Forderungen ſtellt der Kampf ums Daſein an Gehirn und Nerven, für Stunden der Erholung bleibt keine Schwungkraft der Gedanken mehr übrig, und ſo treten Fragen, die keinen unmittelbar praktiſchen Wert haben, immer mehr in den Hintergrund. Da aber jedes Volk die Literatur hat, die es verdient, ſo darf es uns nicht wundernehmen, daß ſich heute kaum ein Jünger der kleinen Gemeinde von Idealiſten mehr findet, die ſich einſt zu Concord um Emerſon zu verſammeln pflegte.

Die modernen Schriftſteller Amerikas ſind nicht mehr die Prediger ihres Volks in den Sonntagsſtunden des Lebens. Einige von ihnen könnte man viel eher die Prediger des common sense nennen. Das ſind die Verfaſſer jener literariſchen Abhandlungen in Briefform, die ſo vortreffliche Lehren geben in der Kunſt, ſich durchzuſetzen. Ein charakteriſtiſcher Vertreter dieſer Gruppe iſt George Horace Lorimer, deſſen Letters from a Self-made Merchant to his Son bald nach ihrem Erſcheinen auch ins Deutſche überſetzt worden ſind.

Im vergangnen Jahre hat der Verfaſſer ſeiner erſten Briefſammlung eine zweite folgen laſſen, betitelt Old Gorgon Graham (Tauchnitz Edition). Zur Belletriſtik kann man dieſe Bücher kaum rechnen; es ſcheint eher, als wenn ſich in ihnen eine neue Abteilung der Weltliteratur herausbilden will, ein Mittelding zwiſchen Eſſay und naturaliſtiſchem Roman, das ſeinen Stoff dem Geſchäftsleben entnimmt und ſich auch von der hergebrachten Schriftſprache durch überreichliche Anwendung von slang emanzipiert. In dieſe Abteilung dürfte auch Upton Sinclairs The Jungle einzureihen ſein, ein Tendenzbuch mit ſcharf pointierten Anklagen gegen den Chicagoer Fleiſchtruſt, das durch ſeine ſenſationellen Enthüllungen nicht unweſentlich dazu beigetragen hat, eine ſtürmiſche Auflehnung der öffentlichen Meinung gegen die Beſitzer der Konſervenfabriken anzufachen.

Lorimers Old Gorgon Graham gehört ebenfalls zu den Schweinemillionären, aber er iſt nach Charakter und Geſchäftsgrundſätzen ein weniger extremer Typus. Ganz aus eigner Kraft hat er ſich heraufgearbeitet: „In einer Baracke fing mein Geſchäft an, und ich habe es ausgedehnt zu einem Fabrikenkomplex, deſſen Fronten eine halbe Meile lang ſind. Mit zehn Arbeitern hab ich begonnen, und wenn ich Schluß mache, werden zehntauſend für mich arbeiten. Ich fand

das amerikaniſche Schwein in einem Schmutzpfuhl — es war kaum ein Schönheitsfleck an ihm außer ſeinem Ringelſchwänzchen — und hinterlaſſe es appetitlich verpackt in Phantaſiebüchſen, über und über mit goldnen Medaillen behängt.“

Er iſt eine ſcharf umriſſene, imponierende Geſtalt, der alte Graham; in ſeiner unbeugſamen Willensſtärke, ſeiner ſtraffen Selbſtzucht durchaus nicht unſympathiſch, denn er gehört in vielen Beziehungen, vor allem in ſeinem ehrlichen Streben, gerecht zu ſein und den geraden Weg zu gehn, noch zur alten Schule. Was er freilich den geraden Weg nennt, ſchließt mancherlei raffinierte Geſchäftskniffe mit ein, und wenn infolge ſolcher erfolgreich ausgeklügelten Manipulationen ein Rivale aus dem Sattel gehoben wird, ſo beſchwert das Grahams Gewiſſen durchaus nicht. So etwas wäre falſche Sentimentalität; ſein Vorgehn erſcheint ihm nur als eine durchaus berechtigte Kraftübung im Kampf ums Daſein. Iſt der andre, ſein beſiegter Gegner, ein tüchtiger Kerl, ſo wird er ſich ſchon wieder herausarbeiten, wo nicht — ſo hat die Menſchheit nichts an ihm verloren.

Dennoch iſt Graham der wüſten Spekulation abhold; er gehört zu den Leuten, die Wetten für eine Sünde halten und deshalb nur dann darauf eingehn, wenn ſie des Gewinns ſicher ſind. Er ſagt einige kluge, originelle Worte über das Börſenſpiel: „Der Vater der Lügen wohnt in der Hölle, aber ein gut Teil ſeiner Zeit bringt er in Chicago zu.“ Als ſein Sohn eine Goldmine kaufen will, ſchreibt er ihm: „Faſt jedes Unternehmen, das kleine Kapitaliſten ſchnell reich zu machen verſpricht, gleicht einem der Yellowſtone Geyſirs, die mit Spektakel und Gebrüll geradeswegs aus dem Hades emporſchießen — es muß notwendig früher oder ſpäter in ſeinen heimatlichen Schwefelpfuhl zurück und hinterläßt nichts als ein bißchen Qualm und den Geruch verbrannten Geldes — *deines* Geldes!“ Ehrliche Arbeit hingegen: „Durch vierzigjährige Erfahrung habe ich herausgefunden, daß Arbeit zu ihren Freunden gütig iſt und hart gegen ihre Feinde. Dem, der ſie haßt, bewilligt ſie nur ſeinen Lohn, und der iſt meiſt karg genug; aber wer ſeine Freude an ihr hat, der bekommt alles Geld, was er haben will, und noch ein gut Teil Spaß und Zufriedenheit obendrein.... Der Mann, der geſagt hat, man könne aus einem Schweineohr keine ſeidne Börſe machen, war nie in einer Konſervenfabrik. Du *kannſt* die Börſe machen und kannſt ſie auch füllen vermittelſt derſelben Kreatur. Was du aber nicht kannſt, iſt, einen Bericht aus Mondſchein und ein Inventar aus Wind zuſammenſtellen und ein reelleres Ergebnis erwarten als ein Mondſcheinſegel, das dich in den Bankerott hineinbugſiert. Die Jungen einer Wildkatze bleiben Wildkatzen, und es hat keinen Zweck, damit zu rechnen, daß Angoras daraus werden.“

In äußerſt humoriſtiſcher Weiſe iſt Grahams ganze Lebensanſchauung mit Bildern aus ſeiner Berufstätigkeit durchſetzt. Vor allem das amerikaniſche Ferkel, das er als Produkt ſeines Geſchäftsgenies betrachtet, muß als Beiſpiel und

Digitized by Google

Symbol in allen erdenklichen Konſtellationen herhalten. Was außerhalb der Region des Grahamſchen Fabrikbetriebes liegt, erkennt er zwar ebenfalls als daſeinsberechtigt an; aber alte und neue Sprachen, Muſik und Eiſenbahnen, Bildermalen und Seifenreklame haben für ihn ziemlich den gleichen Wert, was ſchon aus dieſer Art der Gruppierung hervorgeht. Deutlicher noch verrät ſich ſein Standpunkt in folgenden Sätzen:

„Du wirſt in dieſer Welt eine Maſſe erſtklaſſiger Narren treffen, die ſagen, Geſchäft iſt roh und gemein, weil ihre rohen und gemeinen Großpapas Geld genug zuſammengeſchachert haben, daß ſie nicht zu arbeiten brauchen. Und ferner wirſt du eine Menge zweitklaſſiger Narren treffen, die ſich was zugute tun auf ihre ſogenannte Bildung, die zu guter Erziehung etwa in demſelben Verhältnis ſteht wie Cornedbeef zu Fleiſchſchnittchen mit Champignons. Dieſe Jungens ſchaudern bei dem bloßen Worte Geſchäft und winſeln über die tolle Jagd nach Reichtum und jammern über die rohe Geſchäftswut dieſes Zeitalters. Mit einem Geſchäftsmanne wiſſen ſie nichts anzufangen, doch für ſein Geld haben ſie immer Verwendung. Du mußt wohl auf der Hut ſein, wenn du mit ihnen verhandelſt, denn ſobald jemand es nicht für zartfühlend hält, das Wort Geld in den Mund zu nehmen und ſtatt deſſen Honorar ſagt, dann hat er den Hintergedanken, dir etwas mehr als den Marktpreis anzukreiden. Ich habe mit einer ganzen Herde dieſer verzierten, ſenſitiven Kerls zu tun gehabt, die davor zurückſchreckten, den Dollar zu erwähnen, aber wenns zum Abrechnen kam, verſuchten ſie meiſt, ein Extra-Item für den shock ihres Zartgefühls anzuſetzen. Tatſache iſt: wir ſtehn alle im Geſchäftsleben, ſobald wir irgendetwas, gleichviel ob Poeſie oder Schweinefleiſch, zu verkaufen haben. Und es iſt Unſinn, davon zu reden, daß dieſe Ware anders iſt als jene.... Wenn wir aber nichts zu verkaufen haben, dann tun wir auch nichts dazu, die Welt weiter zu rollen, und dann ſollten wir einem derben, geſchäftskundigen Jungen mit einem Warenprobenkaſten Platz machen.“

Außerhalb des Kreiſes dieſer business Romantiker wird man einen ſo hohen Grad praktiſcher Lebensweisheit zwar vergebens ſuchen, aber die materialiſtiſche Strömung hat auch in andre Gruppen der amerikaniſchen Belletriſtik ihren Weg gefunden. Da gibt es eine Anzahl von Schriftſtellern, die beſtrebt ſind, ein möglichſt treues Abbild des Lebens drüben zu geben, die vielfarbig ſchillernden Charaktertypen feſtzuhalten, die ſich durch die komplizierte Lebensführung in der amerikaniſchen Großſtadt herausgebildet haben. Die pſychologiſchen Studien, die in Werken dieſer Art enthalten ſind, verlieren ſich jedoch meiſt in ausgetüftelte Kleinmalereien und erſcheinen im Vergleich mit der tiefgehenden Seelenforſchung Hawthornes wie ſchwächliches und oft manieriertes Epigonentum. Denn auch die pſychologiſchen Probleme, wie Henry James und Howells ſie faſſen, ſind nur photographiſche Wiedergaben des wirklichen Lebens und ſind mit Augen geſchaut, die große Züge nicht zu faſſen vermögen. So mangelt dieſen Bildern die künſtleriſche Verklärung, und Howells ehrliches und

Digitized by Google

teilweiſe erfolgreiches Streben, den Heroismus des Alltags zu verherrlichen, zu ſchildern, daß ſittliche Größe zu ihrer Entfaltung keines weiten Rahmens bedarf, kann ſolchen Mangel nicht ausgleichen.

Der Gruppe dieſer Photographen des Lebens verwandt erſcheint eine kleine Schar von Autoren, die auch mit ſcharfem Blick die feinen Einzelheiten im Treiben der modernen Geſellſchaft in ſich aufnehmen, doch ihr Ziel geht über eine bloße Spiegelung ihrer Umgebung hinaus. Ihnen ſind dieſe kleinen Details Wahrzeichen der Zeit, und ein Buch wie Edith Whartons The House of Mirth (Tauchnitz Edition, Leipzig; Macmillan, London) iſt ein Warnruf vor der wachſenden Entſittlichung des amerikaniſchen Volks.

Die Verfaſſerin führt uns in die faſhionabeln Kreiſe Newyorks, in die Ariſtokratie der Börſe, die den Eindringling hochmütiger ablehnt als der hohe Adel Europas, der ſeinen Stammbaum bis auf die Kreuzritter zurückleiten kann. Wenn nun aber — hier beginnt die Satire der Verfaſſerin — dieſer Eindringling mit einem ſchier unerſchöpflichen Füllhorn von Hundertdollarnoten im Arm erſcheint, dann öffnen ſich die ſorgſam bewachten Schranken, und die Geſellſchaft nimmt den Emporkömmling mit offnen Armen auf. Eine glänzende Schar von Gäſten ſtrömt in die Pforten des Prunkpalaſtes, den der glückliche Spekulant vielleicht eben erſt als koſtbarſte Trophäe ſeinem Gegner abgewonnen hat. Was fragt die Geſellſchaft danach, ob die Tafeln für einen andern gedeckt waren, den ſie vor wenig Tagen noch als einen der ihren ehrte? Der Bankerotteur iſt vergeſſen, ihrem Gedächtnis entſchwunden, als hätte er nie gelebt. Der aufgehende Stern hingegen ſtrahlt im Scheine ſeiner Dollarmillionen, und keine Ungeſchliffenheit ſeines Benehmens, keine Skrupel, auf welche Art ſein Vermögen erworben wurde, können dieſen ſoliden Glanz trüben.

In eine ſolche ungeſunde, ſchwüle Atmoſphäre des Reichtums ſtellt Edith Wharton ihre Heldin Lily Bart, eine Geſtalt von der zarten, gekünſtelten Anmut einer Orchidee. Obwohl ſie faſt ganz mittellos iſt — nur ein kleines Kapital wurde für ſie aus dem Ruin des väterlichen Vermögens gerettet —, iſt ihr durch Erziehung und Gewohnheit der Luxus zum Bedürfnis geworden. Sie führt ein Schmetterlingsleben, flattert von einer Luſtbarkeit zur andern und ſchätzt ihre Schönheit ſo hoch ein, daß bisher noch keiner ihrer Freier ihrem Ehrgeize genügt hat. Freilich liegen dieſem Ehrgeiz edlere Motive zugrunde, deren ſie ſich kaum bewußt wird. Es iſt das Verlangen, einen Menſchen zu finden, der ſie über die Hohlheit ihres gegenwärtigen Lebens emportragen kann, und ſie fühlt inſtinktiv, daß keiner von denen, die ihr bisher gehuldigt haben, ſolche Erwartungen erfüllen kann. Auch Lawrence Selden, ein junger Rechtsanwalt, dem ſich ihr Herz zuneigt, iſt zu tief in die Lebensführung dieſer Kreiſe verſtrickt, als daß er ſeine Republik des Geiſtes, von der er ſo enthuſiaſtiſch zu reden weiß, anders als in ſchönen Worten verwirklichen könnte. Sein Einfluß trägt dazu bei, Lily die Armſeligkeit ihrer Umgebung deutlich zu machen, wie ſie oftmals äußert. Aber im Grunde iſt es nicht ſeine Perſönlichkeit, die ſolches wirkt, ſondern ihr

Digitized by Google

eignes Herz, das nunmehr erwacht iſt und eine deutliche Sprache redet. So zerreißt ſie mutwillig die feinen Fäden, mit denen ſie einen reichen, doch geiſtig unter ihr ſtehenden Freier gefeſſelt hielt, und läßt ſich von ihrem Gefühl treiben.

Dies iſt in dem Kreiſe ihrer ſogenannten Freunde das Schlimmſte, was ſie tun kann. Denn dieſe ſind in ſo hohem Grade kultiviert, daß ſie für dergleichen kein Verſtändnis mehr haben. Die Männer finden die Würze des Lebens in den Aufregungen des Börſenſpiels und verbringen ihre Mußeſtunden in grob ſinnlichem Genießen, wobei jede edlere Regung in ihnen abſtumpft. Gus Trenor, den Mrs. Wharton als Repräſentanten dieſer Klaſſe beſonders in den Vordergrund gerückt hat, zeigt auch in ſeinem Äußern die deutlichen Merkmale der innern Roheit, die die Folge eines nur nach materiellem Wohlleben gierigen Daſeins iſt. Seine Frau ſcheint, wie die Verfaſſerin treffend bemerkt, nur als Wirtin zu exiſtieren. Das einzige Gefühl, deſſen ſie noch fähig iſt, iſt eine gelegentliche Regung des Haſſes, wenn eine ihrer Freundinnen ein glänzenderes Diner gegeben hat als ſie ſelbſt. Die Pflichten gegen ihren Gatten glaubt ſie hinreichend zu erfüllen, wenn ſie Damen einladet, die ihn amüſieren. Dies iſt keine allzuleichte Aufgabe, denn es gehört viel Selbſtverleugnung dazu, ſeine zum Überdruß oft wiederholten Anekdoten immer wieder komiſch zu finden. Mrs. Trenor wundert ſich darum nicht weiter, daß die betreffenden Damen für ihre Mühe auch einen klingenden Lohn erwarten, und iſt mit dieſem Arrangement ganz einverſtanden, ſolange ſich ihres Mannes Erkenntlichkeit in angemeſſenen Grenzen hält und die mit ſeiner Gunſt Beglückte eine verheiratete Frau und darum ungefährlich iſt. Als aber Lily Bart, die dauernd in Geldverlegenheiten iſt und Gus Trenor gebeten hat, für ſie zu ſpekulieren, unter dieſem Vorwand einen Tauſenddollarſchein nach dem andern empfängt, wittert Mrs. Trenor doch Gefahr und ladet Lily nicht wieder ein. Erſt allmählich durchſchaut das Mädchen die wahre Sachlage, und ſchließlich läßt ihr Trenor keinen Zweifel mehr, welchen Dank er für ſeine Freigebigkeit erwartet.

In einem Kreiſe, der ſich über die elementarſten ethiſchen Begriffe erhaben dünkt, können ſolche Konflikte kaum überraſchen. Die Anklage, daß Mitglieder der tonangebenden Geſellſchaft zu jeder Gefälligkeit bereit ſeien, ſofern die gebotne Geldentſchädigung ihren Erwartungen entſpricht, iſt von ſenſationslüſternen Schriftſtellern in Amerika wie auch in England oft erhoben worden. Mrs. Wharton ſchildert dieſe ungeſunden Verhältniſſe mit leidenſchaftsloſer Ruhe. Der ganze Ton des Buches iſt ernſt gehalten, jeder aufdringliche Effekt iſt vermieden. Dieſe Art der Darſtellung aber drückt der Erzählung den Stempel der Wahrheit auf. Der Leſer fühlt, daß ſein Urteil nicht durch tendenziös übertriebne Hirngeſpinſte gefangen genommen werden ſoll, ſondern daß hier Tatſachen zugrunde liegen müſſen.

Die erwähnte Käuflichkeit einzelner Perſonen aus den höhern Geſellſchaftsſchichten iſt ja nur ein Glied in der Kette vieler ähnlicher Zeichen, die auf das

Digitized by Google

Herabſinken des Ehrbegriffs hindeuten. Wichtiger iſt, daß dieſe ſonderbaren, ganz geſchäftlich gehaltnen Abmachungen offen beſprochen werden, und daß niemand etwas Außergewöhnliches, geſchweige denn Ehrenrühriges darin findet. Bedeutſamer iſt, daß die Geſellſchaft der amerikaniſchen Großſtädte eine zweifelhafte Moral bei ihren weiblichen Mitgliedern überſieht, wenn ein „uneinnehmbares Bankkonto“ hinter ihnen ſteht und ſie einigermaßen den äußern Anſtand wahren.

Nicht Lilys Verbindung mit Gus Trenor, die bald ein öffentliches Geheimnis iſt, wird ihr verderblich. Auch die Feindſchaft Bertha Dorſets, die ebenfalls in Lily eine Rivalin ſieht, kann ihr nichts anhaben, ſolange ſie unter dem Schutz ihrer reichen Verwandten ſteht. Aber als dieſe ſtirbt und Lily nur mit einem beſcheidnen Legat abgefunden wird, wendet ſich einer nach dem andern von ihr. Zum Kampfe mit dem Leben iſt ſie in keiner Weiſe vorbereitet, und ihre Kräfte verſagen nach kurzer, erfolgloſer Anſtrengung. Noch glaubt ſie, in der Heirat mit dem jüdiſchen Bankier Roſedale eine letzte Zuflucht zu ſehen. Aber der Millionär fordert zunächſt, ſie ſolle ſich mit Mrs. Dorſet auseinanderſetzen. Er weiß, daß kompromittierende Briefe, die Mrs. Dorſet einſt an Selden geſchrieben hat, in Lilys Beſitz ſind, und kann nicht begreifen, daß ſie dieſen einfachen Ausweg nicht längſt gefunden hat. Er ſucht ihr zugleich klar zu machen, daß ſie ohne den ſichern Rückhalt, den ſein Geld ihr bietet, ihre Gegnerin nicht lange im Schach halten könne. Lily fühlt deutlich heraus, daß er ihr zutraut, ſie wolle ihn, ſobald ſie ſich ihre geſellſchaftliche Poſition zurückerobert habe, um ſeinen Lohn betrügen, und zugleich mit ſeinem Mißtrauen erkennt ſie die Infamie, die ein ſolches Vorgehn in ſich ſchließt, und weiſt ihn entrüſtet von ſich. Aber ihr Geld iſt faſt aufgezehrt, ſie weiß, daß ſie binnen kurzem mit Entbehrungen zu kämpfen haben wird, und in ſchlafloſen Nächten erſcheinen ihr Roſedales ſophiſtiſche Einflüſterungen allmählich in anderm Licht. Ihre Widerſtandskraft iſt gebrochen, und eines Nachmittags faßt ſie den Entſchluß, mit Bertha Dorſet zu verhandeln. Ihr Weg führt an Seldens Wohnung vorüber. Sie ſieht Licht hinter ſeinen Fenſtern und geht, von einem Impuls getrieben, hinauf. „Ich komme, um Abſchied zu nehmen,“ ſagt ſie. „O, nicht von Ihnen — wir werden uns noch oft ſehen —, aber von der Lily, die Sie kannten.“ Doch ſeine Nähe wirkt auch diesmal ſo mächtig, daß ihr Entſchluß zunichte wird. Kaum im vollen Bewußtſein ihres Tuns ſchürt ſie das Feuer im Kamin und verbrennt Bertha Dorſets Briefe. Daheim findet ſie die Anweiſung auf das Legat ihrer Verwandten, das gerade hinreicht, ihre Schulden zu tilgen, die kleinen und auch die eine große, die den Wendepunkt in ihrem Schickſal bezeichnete. Und in angſtvoller Haſt, ſich nicht wieder durch kleinliche Bedenken herabſtimmen zu laſſen, ſchreibt ſie den Scheck auf Trenors Namen und alle übrigen Anweiſungen, bis ſie über den letzten Pfennig des Kapitals verfügt hat. Aber ihre Pulſe fliegen ungeſtümer denn je. Nach Schlaf lechzend, nimmt ſie eine zu ſtarke Doſis der betäubenden Arznei, die ihr ſchon oft Ruhe verſchaffte, und erwacht nicht wieder.

Digitized by Google

So vollendet ſich Lily Barts Schickſal. Da ihre Augen nach den Höhen des Lebens ſchauten, hatte ſie nicht acht, wohin ihre Füße traten, obwohl ſie ahnte, daß ſie durch Blumen über trügeriſches, ſumpfiges Erdreich ſchritt. Die Teilnahme für das tragiſche Geſchick der Einzelnen überwiegt am Ende das Intereſſe an dem meiſterhaft entworfnen Sittengemälde mit dem ſchimmernden Hintergrunde, der, wie die Verfaſſerin mit ſo ſicherm Urteil deutet, nur vergängliches Truggold iſt.

Drüben über dem Ozean pulſiert das Leben ſo raſch und ungeſtüm, daß wir dem unaufhaltſamen Aufundnieder kaum folgen können. Solche unſteten Wallungen ſpiegeln ſich natürlich auch in der Literatur. Es iſt ein Keimen, ein raſches Blühen, und der treibenden Frucht bleibt kaum Zeit zum Reifen, ehe eine neue Blütenfülle andrer Art ſie überdeckt. So darf es uns nicht wundern, daß im Lande der ſchroffen Übergänge unter dem Banner des Materialismus, der gegenwärtig den Sieg des Reichtums über die Ideale des Lebens verkündet, im Verborgnen ſchon eine neue, geſundere Weltanſchauung heranreift.

Beda Prilipp

Baku

Reiſeerinnerungen von H. Toepfer

Die Fahrt von Tiflis nach Baku kann ohne Gewiſſensbiſſe in die Nacht verlegt werden. Nur bei Sſogut-Bulach treten die Ausläufer des armeniſchen Berglandes maleriſch an die Kura heran, die zunächſt der Eiſenbahn zur Rechten bleibt und eine wenig Intereſſe erregende Ebene durchfließt. Zweimal wird der Fluß noch überſchritten, ehe er ſich jenſeits von Jeliſſawetpol nach Südoſten wendet, worauf er ſich durch die Transkaukaſiſche Steppe zum Kaſpiſchen Meere ſchleppt und nicht allzuweit vom Grenzfluß Arax, durch eine Landzunge getrennt und vorher durch einen Nebenarm mit ihm verbunden, mündet. Faſt alle von den Gebirgen kommenden Waſſerläufe verzehrt die öde Landſchaft. Die Schleier der Nacht verdecken uns, was noch an angebauter Gegend im Kuratal durcheilt wird, auch den Ort Akſtafa, von dem aus die alte Poſtſtraße am Goktſchaſee vorüber nach Eriwan führt, die Gouvernementshauptſtadt Jeliſſawetpol und die Kurabrücke bei Jewlach. Von hier aus kann man die Städte Nucha in Kachetien und das letzthin vielgenannte Schuſcha, beide kaukaſiſche Induſtrieorte, auf guten Poſtſtraßen erreichen. Alle dieſe Punkte ſind ſonſt lohnende Ziele, die wir uns leider für dieſesmal nicht ſtecken können.

Beim Erwachen aus traumloſem Schlaf begrüßt uns in der Steppe ſeit längerer Zeit zum erſtenmal ein trüber Morgen, in deſſen regenfeuchten Nebelſchwaden die flache Landſchaft nur noch öder als ſonſt erſcheint. Mühelos

Digitized by Google

genug iſt hier die Herſtellung der auf weite Strecken geradeaus gelegten Eiſenbahn geweſen, und wenig Sorge macht ihre Unterhaltung. Von eiſernen Türmen bei den Arbeiterkaſernen und maſſiven Stationsgebäuden leicht zu überwachen, wird ſie nur ſelten durch Waſſerdurchläſſe im Planum unterbrochen, und ganz flache Seitengräben deuten darauf, daß ſie elementare Ereigniſſe wenig beeinfluſſen. Die Stationen ſind alle ſorgſältig angelegt und gut unterhalten. Aber freudlos muß das Leben der zum Stationsdienſt verurteilten Menſchen in der Hitze der ſonnendurchglühten Steppe ſein. Um der von der Erde zurückſtrahlenden Glut zu entfliehen, betten ſie ſich in den luſtigen Etagen der Türme und vermeiden den Aufenthalt in den Häuſern, wohin ſie zudem von läſtigen Inſekten verfolgt werden. Hier und da zeugen aber doch ſchöne Gärten wie bei der Station Aljat für die Möglichkeit, den Boden zu kultivieren, ſogar durch reiche Waſſerzuführung hoch ertragsfähig zu machen. Solche Oaſen unterbrechen das eintönige Gelbbraun des Landſchaftsbildes, worin ſonſt nur noch einzelne Eingebornenauls und einige Grabhügel Abwechſlung bieten, und wenige weidende Kamele aus den trocknen Reſten des vorjährigen zweiten Wachstums der Kameldiſtel ihre Nahrung zuſammenſuchen. Station Adſhi-Kabul an der Straße nach Schemachá und Lenkorán hat ſich durch ihre ganz vorzüglichen Paſteten und ſonſtigen guten Sachen in unſrer Erinnerung eine bleibende Stätte geſichert. Die ruſſiſche Sprache hat die ſpaßige Redewendung „den Hungerwurm zu Tode quälen“. Das haben wir dort erbarmungslos getan, nachdem er ſich durch den im Abteil ſelbſt gebrauten Tee zum Leben hatte erwecken laſſen. Zweierlei ſtimmte nämlich an unſern in Tiflis ergänzten Reiſevorbereitungen nicht: der Zucker war vergeſſen worden, und die Cakes hatte einer von uns ſo ſorgfältig verpackt, daß ſie ſich nicht finden laſſen wollten.

Als ſich der Himmel ein wenig aufklärte, traten als Hintergrund der Landſchaft zur Linken die Ausläuſer des vielfach geſältelten rauhen, waldarmen Gebirgslandes des Dagheſtan heraus, um deſſen Beſitz die Kämpfe am längſten gedauert haben und am erbarmungsloſeſten geführt worden ſind. Im Dagheſtan wußte Schamyl den Glaubenskrieg zu entfeſſeln und ſich vierundzwanzig Jahre zu behaupten, bis die Ruſſen, nach Jermoloffs Ausſpruch, wie in einem Kampf um eine große Feſtung allmählich vorſchreitend, die letzten feſten Schlöſſer, Weden und Gunib, erſtürmt hatten.

Die ebenſo gelbbraun wie die Ebene erſcheinenden Bergzüge nötigen die Eiſenbahn, ſo weit nach Süden auszuholen, daß ſie nach der endlichen Wendung auf Baku zu noch etwa ſiebzig Kilometer am Geſtade des Meeres oder in deſſen Nähe zurückzulegen hat. Trotz der Nähe bedeutender Höhen, die wie der Osman Dagh 395 Meter ganz ſteil anſteigen, verrät ſich das jetzt durchfahrne Land als noch nicht lange vom Waſſer freigegebner Meeresboden — reichlich zwanzig Meter befinden wir uns unter dem Spiegel des Schwarzen Meeres. Von öſtlichen Winden umgeſtaltete und in Bewegung erhaltne Dünen und zutage tretende ſonderbare Geſchiebe mit völlig vegetationsloſer Oberfläche, ganz eigentümliche

Schlamm- und Sandvulkane, dazwiſchen verlaſſene Petroleumbohrtürme wechſeln hier ab mit ſeltſam ſchillernden Pfützen und Salzlachen. Die Schlamm- und Sandvulkane, deren charakteriſtiſchſter, der Lok-Batan bei der Station Puta, ſich vor einigen Jahren zum Schrecken des Stationsvorſtehers einen neuen Ausbruch leiſtete, entſtehen durch den Überdruck leichter Kohlenwaſſerſtoffgaſe in den Petroleum führenden Erdſchichten, indem ſich dieſe Gaſe durch Spalten und Riſſe Auswege ſuchen und dabei durch Reibung häufig entzünden. Die emporgeriſſenen Lava- und Sandmaſſen ſetzen ſich dabei zu abgeſtumpften Kegeln auf. Trotz mangelndem Leben entbehrt auch dieſe Landſchaft ihres eigentümlichen Reizes nicht: „ſie iſt majeſtätiſch in ihrer Grabesruhe und regt zum Nachdenken an."

Die über den Rücken der Halbinſel Bibi-Eibat führende Landſtraße verlaſſend, wendet ſich die Bahn in einer tiefen Furche wieder landeinwärts, vereinigt ſich ſodann in Baladſhary mit der von Roſtoff über Derbent kommenden Linie und erreicht mit dieſer von Nordoſten her in weitem Bogen ausholend die Petroleumzentrale. Station Baladſhary offenbarte allzu deutlich die Nähe des Petroleumreiches. Bahnſteig und Geleiſe ſchwammen förmlich in dem fettigen Naß, das die Erde hier in unerſchöpflicher Menge ſpendet; alles roch nach Naphtha, und alles, was der Reſtaurationsraum des einſtöckigen grünbedachten Gebäudes bot, ſchien danach zu ſchmecken, ſogar das herausgegebne Kleingeld von einem Überzug ſpeckig zu glänzen. Die komplizierte Stimmung der Folgen einer Eiſenbahnnacht in den Kleidern, mangelhafter Reinigung und phyſiſchen Ekels vor dem faden Petroleumgeſtank ging aber bald in Neugier unter, als wir uns der ſchwarzen Stadt näherten und mit ungezählten Bahngeleiſen vereinigten. Zu dem trüben Grau regenſchwangerer Himmelsbedeckung ſtieg eine dicke ſchwarze Wolke auf, die ebenſogut von einer zufällig in Brand geratnen Naphthafontäne wie von abſichtlicher Brandſtiftung herrühren konnte — kundige Mitreiſende wußten es auch nicht. Auf dem Bahnhof Baku ſtand ein unendlicher Wagenpark, deſſen Bewachung ein ſchweres Stück Arbeit geweſen wäre, wenn es den Herren Unruheſtiftern beliebt hätte, ihre Gefolgſchaften darauf zu hetzen. Das Bahnhofsgebäude war wie ein Auswandrerbahnhof anzuſehen. Wo nur ein freier Winkel war, hockten Arbeiterfamilien, denen der Schreck in alle Glieder gefahren war, mit ihrer ganzen Habe und warteten auf die Rückbeförderung in die Heimat. Leicht war es nicht gerade, ſich durch dies Gewimmel hindurchzufinden und mit den frech gewordnen Gepäckträgern und Droſchkenführern handelseins zu werden. Als wir uns endlich in Bewegung geſetzt hatten, verſperrte eine Koſakenſſotnje den Weg, und kaum war ſie vorbei, ſo wurden die durcheinanderfahrenden Wagen von neuem angehalten. Was iſt los? — Tam Bunt — dort iſt Aufſtand, meinte mein Kutſcher, ein gutmütig ausſehender alter Ruſſe im üblichen blauen Kaftan, und wies in der Richtung auf den Hafen. So Gott will, bringe ich Sie heil hin, Barin, verhieß er auf das Verſprechen eines guten Trinkgelds und fuhr mit einem Umweg durch leere, breite Straßen erſt geradeaus und zweimal rechts wendend zum Priſtan (Anlegeſtelle)

Digitized by Google

der Kaukaſus- und Merkurlinie, die eine tägliche Verbindung über den Kaſpiſee unterhält. Am Tor zum Hafeneingang ſtand eine Reihe ſchmieriger, frecher Geſellen, nach deren intimer Bekanntſchaft kaum gelüſten konnte, und die auffällig unſre drei Wagen umdrängten, die ſich glücklich wieder zuſammengefunden hatten. Aber da ſtellte ſich wieder ein hilfsbereiter Schutzmann zur Verfügung, organiſierte unſern Warenzug und geleitete uns zwiſchen haushohen Stapeln von Getreideſäcken, Baumwollenballen und viereckigen Petroleumgefäßen hindurch zu dem am Abend fälligen Dampfer Zäſarewitſch Alexander. Wir waren eben dabei, unſer Gepäck zu verſtauen, als der Konſul eintraf, uns half, alle Präliminarien ſchnell zu erledigen, und uns nach ſeinem Kontor und Haus entführte.

Baku iſt eine Stadt der Vergangenheit, Gegenwart und, wie ſich auch die gegenwärtige Spannung löſt, der Zukunft. Sie iſt in kurzer Zeit wie eine amerikaniſche Stadt gewachſen. Vor den ſtaunenden Augen ihrer eingebornen Bevölkerung entſtanden Straßen, Häuſerviertel, Warenlager, Agenturen, Handelsgeſellſchaften, Pferdebahnen, Gas- und Waſſerleitungen, und alle Errungenſchaften einer höhern Kultur wurden durch fremde Unternehmer, Kaufleute, Induſtrielle, Techniker eingeführt, die ſich mit ruſſiſchen und armeniſchen Kapitaliſten und tatariſchen Grundbeſitzern zuſammentaten, um die Gunſt der Lage und die Schätze des Bodens auszubeuten. Es iſt das Zentrum der ruſſiſchen Petroleuminduſtrie, das weſentliche Teile von Europa, Aſien und Afrika mit deren Produkten, dem raffinierten Petroleum und dem als vorzügliches Heizmaterial bekannten und immer mehr Verwendung findenden Maſut, dem Raffinaderückſtand, verſorgt. Es iſt aber auch Ausfuhrhafen für alle Produkte Rußlands und des Kaukaſus nach Perſien und nach dem ruſſiſchen Turkeſtan ſowie Einfuhrhafen für perſiſche, indiſche und zentralaſiatiſche Waren. Hierzu durch ſeine Lage an der Kreuzung uralter Straßen begünſtigt, mußte es immer als militäriſch hochwichtiger Punkt erſcheinen, und ſo war es zur Zeit der Perſerherrſchaft und unter den Tatarenkhanen eine wichtige Feſtung. Ihre hohen Mauern und Türme haben ſich inmitten der heutigen Stadt erhalten und umſchließen den auf einem Hügel liegenden, jetzt militäriſchen Zwecken dienenden befeſtigten alten Khanspalaſt und den Baſar, wo man die Hand feſt auf den Geldbeutel legen muß, weil es ſo viel ſchöne Erzeugniſſe orientaliſcher Kunſt zu kaufen gibt. Militäriſch erſcheint Baku als Hafen der Kaſpiſchen-Meerflottille, die durch eine eigne Flottenequipage bemannt iſt und nötig geworden war, ſeit es galt, den Turkmenenpiraten das frech betriebne Räuberhandwerk zu legen. Als die Turkmenenfeldzüge begannen, wurde der Hafen die gegebne Baſis für die Operationen über die See. Von Landtruppen ſtand nur ein Reſervebataillon in Baku, als die nationalen Leidenſchaften aufeinanderplatzten, und reichte natürlich nicht entfernt hin, die Ordnung aufrecht zu erhalten, geſchweige denn wiederherzuſtellen.

Das neue Baku zeichnet ſich vor der alten Feſtungsſtadt durch faſt übermäßig breite Straßen aus; noch unbebaute Plätze machen jedoch im Verein mit den vielen niedrigen Häuſern, deren flachen Dächern der obere Abſchluß zu fehlen ſcheint — elenden Baracken neben glänzenden Kaufhäuſern —, den Eindruck

Digitized by Google

des Unfertigen, einen Eindruck, den die mangelhafte Ausſtattung der Straßen mit guten Trottoirs, die meiſt ſchlechte Pflaſterung noch vertieft. Das iſt eben das Häßliche an dieſen über Nacht groß gewordnen Induſtrieſtädten, daß man ihnen ſozuſagen an der ſchäbigen Eleganz, an den Mängeln des Anzugs den Emporkömmling überall anſieht. Dabei ſind in Baku auch die Taſchen leer. Die im Laufe dieſes Sommers vorgenommne Reviſion der Kaſſen ergab außer fehlenden Barmitteln ungeſetzliche Anleihen und Fondsübertragungen, ſchlechte Verwaltung und daneben ungeſunde ſanitäre Zuſtände, unglaubliche Wohnungsverhältniſſe und in jeder Hinſicht ungeregelte Beziehungen zwiſchen Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Aber noch etwas andres ſtört das Stadtbild von Baku. Die glühende Sonne, die im Sommer herniederprallt, „backt", wie ſich die ruſſiſche Sprache ſehr bezeichnend ausdrückt, läßt auf dem von Natur kahlen Gelände auch bei emſigſtem Bemühn nichts Grünes gedeihen: nur ganz ärmlicher Baumwuchs friſtet am ſtädtiſchen Boulevard ein trauriges Daſein und erweckt in der kühlen Jahreszeit unſrer Reiſe Schrecken bei dem Gedanken an die ungemilderte Glut der Sommerſonnenbeſtrahlung der breiten Straßen. Die Feueranbeter in Sſurachany auf der Apſcheronhalbinſel, dem Hauptfelde der Petroleumquellen, ſind wirklich in jeder Beziehung berechtigt geweſen, hier eine Stätte ihres Kults einzurichten und zu verehren.

Ob man ſichs nur einbildet, oder ob es Tatſache iſt: über dem Ganzen liegt der Geruch der Petroleumdämpfe, die die Schornſteine der Schwarzen und der Weißen Stadt in die Luft ſenden. Ganz großartig ſind die Anlagen der verſchiednen an der Naphthagewinnung und -verarbeitung beteiligten Firmen und Beſitzer, die in dem ſich faſt ohne ihr Zutun ergießenden Zuſtrom des Erdöls eine reiche Einnahmequelle ihr eigen nennen. Bekanntlich durchbricht das Naphtha, wenn eine beſonders reiche Ader erſchloſſen iſt, viel Dutzend Meter ſtarke Erdſchichten, ſpringt in mächtigen Fontänen aus Tiefen bis zu 300 Metern über die Erdoberfläche empor, bis allmählich der Druck nachläßt, und die dünnflüſſige grünliche Maſſe durch Pumpwerke und ſinnreiche Schöpfeinrichtungen gehoben werden muß. Außer dem ſchon genannten Feld von Balachany-Sſabuntſchi-Romany auf der Apſcheronhalbinſel iſt das von Bibi-Eibat, ſüdlich von Baku, von Bedeutung. Dort in der Nähe entleert die Erde einen Teil ihres Reichtums ſogar in das Meer. Schwarze Eiſenrohrleitungen führen das gewonnene Rohmaterial zu den Gewerken, in denen aus dem Rohſtoff durch Raffinierung das klare Keraſſinpetroleum gewonnen wird. Von der Ausdehnung des Geſamtbetriebes gibt die nachfolgende amtlich aufgenommne Zuſammenſtellung annähernd einen Begriff.

Es waren im Sommer 1905 vorhanden in:

	Balachany	Sſabuntſchi	Romany	Bibi-Eibat	Sabrat	
im Betrieb	541	506	195	194	1	Bohrtürme
vorübergehend außer Betrieb oder noch nicht fertig . . .	100	215	138	195	—	„
gänzlich außer Betrieb	339	452	71	27	22	„

wovon durch die Septemberunruhen v. J. etwa zwei Drittel mit einer täglichen Förderung von etwa 15000 Tonnen zerſtört worden ſind. Schon 1898 betrug die Naphthaausbeute 8 Millionen Tonnen, die zu 1,5 Millionen Tonnen Keraſſin (Petroleum), 164000 Tonnen Schmieröl und 3,9 Millionen Tonnen Maſut verarbeitet wurden. Zwei Drittel der Produktion von Keraſſin gelangten zur Ausfuhr. Die ſchnelle Entwicklung der Petroleuminduſtrie hatte einen ſtarken Zuzug von Arbeitern zur Folge gehabt und außer fleißigen ruſſiſchen Bauern und Kleinbürgern auch die eingeborne Bevölkerung angelockt. Kann dieſe nun ſchon an ſich nicht als beſonders friedlich bezeichnet werden, ſo mußten die unausbleiblichen Lohnbewegungen unter einer ſo verſchieden zuſammengeſetzten Arbeiterbevölkerung zu ſchweren Störungen der Ruhe führen. Durch Nachgeben der Arbeitgeber war jedoch immer noch dem Ärgſten vorgebeugt worden, aber die Begehrlichkeit wurde größer. Als ſich die inzwiſchen erſtarkten politiſchen und nationalen Inſtinkte endlich nicht mehr zügeln ließen, fanden ſie auf dem ſo vorbereiteten Boden zunächſt die Möglichkeit, ſich in verderbenbringender Weiſe zu entwickeln.

Auf die Einziehung des armeniſchen Kirchenvermögens hin waren durch die armeniſchen Revolutionskomitees an mehreren Orten Unruhen angezettelt worden, die blutig unterdrückt werden mußten. Vorerſt verhielt ſich der ſtärkſte Teil der kaukaſiſchen Bevölkerung, die Mohammedaner, völlig teilnahmlos, aber ſie ſahen ſehr bald ihren Vorteil und die Möglichkeit, jahrhundertealten Haß, religiöſen und politiſchen Antagonismus zum Austrag zu bringen und dabei mit der Regierung gut Freund zu bleiben. Denn wo der Islam einmal ſeinen Frieden mit dem ruſſiſchen Eroberer geſchloſſen und ſich ihm unterworfen hat, hält er treu zu ihm. Die Armenier aber, die ſich für die politiſche Unterdrückung durch rückſichtsloſe Ausbeutung der wirtſchaftlich ſchwachen Mohammedaner gerächt haben, hatten ſich durch ihre revolutionäre Propaganda und die Polemik der von ihnen beherrſchten Zeitungen jede Sympathie bei den Glaubensverwandten verſcherzt und die Behörden geradezu in das feindliche Lager gedrängt, indem ſie deren Vertreter, die Träger der Exekutivgewalt und die Offiziere, auf ihre Weiſe zum Tode verurteilten, worauf die ſtaatliche Autorität nur durch ebenſo bündige Gegenerklärung antworten konnte. Daß die ruſſiſchen Machthaber, die Behörden, den Konflikt geſchürt hätten, iſt ein Märchen, daß ſie für die menſchlich angenehmern Tataren mehr Sympathie hatten, iſt nach dem vorher geſagten begreiflich, daß ſie als tertii gaudentes zur Seite geſtanden hätten, iſt unwahrſcheinlich, weil in einem Lande wie Kaukaſien allzu unpolitiſch. Daß ſie es aber unterlaſſen haben, durch rechtzeitige Maßregeln dem offnen Ausbruch der Feindſeligkeiten vorzubeugen, daß ſie keine Truppen herangezogen haben und offenbar überraſcht worden ſind, auch nicht den nötigen Schneid zeigten, iſt ihr Fehler, wenn man ſo will, ihr Verbrechen. Die Ermordung des reichen Tataren Babajeff, über deren Urſache nicht ganz ſaubere Nachrichten verbreitet worden ſind, gab die letzte Veranlaſſung zu den Metzeleien vom 19. bis zum 21. Februar 1905,

Digitized by Google

deren noch friſche Spuren wir zu verfolgen in der Lage waren. Man kann dem Finanzminiſter Kokówzeff alſo wohl Recht geben, wenn er ſagt, daß die Unruhen in Baku auf national-religiöſer Grundlage beruhen, freilich einen ſozialiſtiſchen Beigeſchmack haben. Seitdem damals wieder einige Ordnung geſchafft worden iſt, mag ſich das freilich geändert haben. Wie überall, wo es im trüben zu fiſchen gibt, werden ſich die Emiſſäre der roten Propaganda in Maſſen eingefunden haben. Ich möchte darauf ſchwören, daß im Nachbarabteil neben uns eine ſolche dunkle Perſönlichkeit, ſchwarz, finſter, unſteten Auges, in zweifelhafter Eleganz und mit einer ebenſo zweifelhaften Frau verſehen, auf Parteikoſten Baku zuſtrebte. Die Ermordung des Gouverneurs, des Fürſten Nakaſchidſe, die Zerſtörung der Bohrtürme und der Gewerke und die Angriffe auf Angehörige andrer Nationalitäten kann man ſich nur durch das Überhandnehmen ſolcher Umtriebe erklären, nachdem im Februar nur ganz wenig Ruſſen und Ausländer und nur zufällig ums Leben gekommen waren.

Bei unſrer Anweſenheit, acht Tage nach dem erſten Blutbad, war trotz den mit Unterſtützung der höchſten geiſtlichen Würdenträger beider Konfeſſionen unternommnen Beſchwichtigungsverſuchen die Stimmung begreiflicherweiſe nervös erregt. Zwar waren die Spuren der Zerſtörungen größtenteils beſeitigt worden, aber viele Läden blieben geſchloſſen, und die Straßen waren leer. Nur von fern ſahen wir ein Menſchengedränge, und St. hatte zu ſeiner Freude etwas von dem „Bunt" zu ſehen bekommen. Sein Roſſelenker war jedoch weniger neugierig geweſen und davongejagt. Ähnlich war es unſerm Konſul ergangen, als er uns auf dem Bahnhof einholen wollte. Plötzlich war ſein Kutſcher „heidi", was ſein Gaul laufen wollte, in ganz unbekannte Stadtgegenden geraſt und hatte ſeinen Fahrgaſt unter Verzicht auf allen Lohn zum Verlaſſen des Wagens bewogen. Was war paſſiert? Irgendein Unglücksmenſch hatte einen Schuß mit oder ohne Abſicht abgefeuert und dadurch eine Schar Neugieriger, müßige Gaffer und dunkle Exiſtenzen, zuſammengelockt. Kaum hatten die Trambahnkutſcher der nächſten Linien, faſt nur Armenier, das geſehen, als ſie hielten, umſpannten und in armeniſche Stadtteile zurückjagten, natürlich auf die hinter ihnen folgenden Wagen zu, die die Panik aufnahmen. Nach dem Erlebten und Erzählten — auch die in dem Hauſe eines Armeniers liegende Wohnung des Konſuls hatte einige Schüſſe abbekommen, und einige Leichname waren ein paar Stunden dem Hauſe gegenüber liegen geblieben — konnten wir unſerm liebenswürdigen Gaſtfreunde nicht verdenken, daß er uns bat, unſern Beſuch abzukürzen und am Abend weiterzufahren. Auch von einem Herumſtreifen zu Fuß oder zu Wagen mußte er aus dienſtlichen Gründen dringend abraten, da bei der allgemeinen Aufregung kein Menſch dafür bürgen konnte, daß das Blutbad nicht wieder von neuem beginnen, oder irgendein Strolch uns anzufallen ſich bemüßigt fühlen würde. Bei ſo leidenſchaftlicher Parteinahme, wie ſie ſich gezeigt hatte, hätte eine Abwehr zu allem möglichen führen können, und es iſt, wenn ſich die Behörden ſchwach zeigen, auch der Einfluß eines Konſuls beſchränkt. Das geringe Ver-

Digitized by Google

trauen auf den Schutz durch die Behörden kennzeichnet bei einem Empfang mehrerer Induſtrieller durch den Gouverneur, der die Ausländer an ihre Konſuln empfahl, die Frage eines Ruſſen: „Wo iſt denn unſer Konſul?“

So iſt denn unſer Aufenthalt in Baku nicht von langer Dauer geweſen, und die Beſichtigung der hiſtoriſchen Denkmäler mußte ebenſo unterbleiben wie ein Beſuch der Petroleumwerke, zu denen wir in dieſen Tagen keinen Zutritt erhalten haben würden. Einige angenehme Stunden in dem teppichgeſchmückten Heim unſers Konſuls, ſeine und ſeiner Gemahlin Gaſtfreundſchaft mußten uns entſchädigen, und ſeine und ſeiner Angeſtellten Bemühungen, uns durch Adreſſen und Empfehlungen unſre weitern Wege zu ebnen, verpflichten uns zu aufrichtiger Dankbarkeit. Wir ſchieden nicht ohne Bedauern von Baku, hinterließen einige unabſichtliche Andenken, wie Regenſchirm und Gummiſchuhe, und vertrauten uns einigermaßen ſkeptiſch dem ehrwürdigen Raddampfer an, der ſicher ſchon manchen Sturm erlebt hatte. Während er an den vielen Fahrzeugen der Handels- und Fiſchereiflotte vorbei auf die äußerſte Spitze der Halbinſel Apſcheron zu hielt, hatten wir Muße, das ſchöne Bild der nächtlich beleuchteten, amphitheatraliſch vom Hafen aufſteigenden Stadt und ihrer induſtriellen Vororte zu bewundern. Dann überließen wir es dem alten Kaſten, ſich durch die fiſchreichen grünlichen Fluten des Kaſpiſchen Meeres hindurchzuarbeiten, freuten uns, daß ſich Dampfer und Meer im Verein ſehr anſtändig benahmen, und ſaßen bei Skat und Tee, bis die nötige Bettſtimmung kommen wollte. Was ſich von Beamten, Frauen und Kindern in dem engen Salon und Eßraum zuſammengefunden hatte, lockte nicht zur Anknüpfung von Bekanntſchaften. Was des Studierens wert geweſen wäre, ſchlief. So lag keine Veranlaſſung vor, die letzte Nachtruhe auf dem Waſſer übermäßig zu kürzen.

Heimatſehnſucht

Novelle von Jaſſy Torrund

Sie ſind doch gewiß glücklich, wieder in Ihre alte Heimat zurückzukehren, gnädige Frau?

Sie wollte mit einer gleichgiltigen Phraſe antworten, wie ſie es hundertmal zuvor andern Bekannten gegenüber bei der gleichen Frage getan hatte. Aber ſie beſann ſich anders. Dieſem Manne gegenüber, der der Jugendfreund ihres Gatten war, der in Zukunft, wie Heinrich geſagt, ſehr viel bei ihnen verkehren würde — und vor allem, dem ſympathiſchen Klang ſeiner Stimme, ſeinen klugen, aufmerkſamen, ehrlichen Augen gegenüber mochte ſie weder lügen noch feige ausweichen.

Nein, ſagte ſie — und man merkte die lang zurückgedrängte Heftigkeit —, ich habe dieſe Verſetzung noch weniger gewünſcht als mein Mann. Im Gegenteil,

ich war ſehr unglücklich darüber und bin es noch. Ich bin hier fremd geworden, ſetzte ſie zögernd hinzu.

Kann man in der Heimat fremd werden? Man braucht ja nur den Spuren ſeiner Kinderfüße nachzugehn, da findet man ſich gleich zurecht.

Sie ſchüttelte den Kopf. Ich nicht — ſagte ſie bitter und traurig zugleich. Schleswig-Holſtein war zufälligerweiſe mein Geburtsland. Eine Heimat war es mir nie.

Ihre Eltern wohnten nur vorübergehend hier?

O nein. Sie zogen her, als ſie ſich verheirateten, und liegen hier begraben. Aber beide waren Süddeutſche und Katholiken und haben in der neuen Heimat nie die alte und nie den alten Glauben vergeſſen — und ſo war ein ſteter Konflikt zwiſchen äußerlicher Heimatzugehörigkeit und innerlichem Fremd- und Fernſein. Die Rückwirkung auf uns Kinder konnte nicht ausbleiben. Obgleich hier geboren und erzogen, blieben wir immer nur ein fremdes aufgepfropftes Reis und haben tief unter dieſem Zwieſpalt gelitten, der uns — wie damals die Zeiten lagen — heimatlos gemacht hat. Ich weiß nicht, ob Sie mich verſtehn, und ob Sie lange genug hier im Lande ſind, um zu begreifen, daß die nüchterne norddeutſche Art nie und nimmer Sympathie oder auch nur Verſtändnis für den ihr im Weſen ſo durchaus fremden Katholizismus haben kann — und daß unſereiner darum nie bodenſtändig und ſeeliſch heimatberechtigt auf ſchleswig-holſteiniſcher Erde werden konnte. Und dasſelbe, was ich einſt durchgemacht, ſollen nun meine Kinder leiden!

Die Zeiten ſind anders geworden, es gibt jetzt eine große katholiſche Gemeinde hier in Seeſtadt.

Maria Sebaldus ſchüttelte den Kopf. Proletariat. Fremdes zugewandertes Volk — das war ſchon immer ſo.

Sie irren ſich! widerſprach er lebhaft. Es gibt zahlreiche gebildete Familien darunter: Beamte, Lehrer, Kaufleute, Ärzte.

Alles Zugewanderte, die hier fremd bleiben werden. Lehren Sie mich mein Heimatland kennen! Nicht einen Fuß breit werden ſie hier Wurzel faſſen. Zu zäh hängt der alte eingeborne Stamm an ſeinem alten Glauben, ſeinem Mißtrauen gegen alles Fremde. Schleswig-holſteiniſche Art verträgt ſich in Ewigkeit nicht mit dem Katholizismus!

Er ſchaute ihr mit ſeinem, ſtillem Lächeln gerade in die Augen. Möchten Sie es anders haben, gnädige Frau? Ich nicht, es paßt ſo gut zu ihrer Natur, zu der ganzen herben, kühlen, vorſichtigen Art dieſer nordiſchen Küſtenbewohner.

Sie mögen ja Recht haben, ſagte ſie, betroffen, daß er etwas ausſprach, was ſie inſtinktiv vielleicht ſelber ſchon empfunden hatte. Aber hart bleibt es doch — wie haben meine Eltern, wie haben wir Kinder darunter gelitten!

Sollte es wirklich ſo ſchlimm ſein, wie Sie denken? fragte er mit gutmütigem Spott.

Dieſem Ton gegenüber riß der letzte Damm ihrer Zurückhaltung.

Ob es ſchlimm war! rief ſie, überwältigt von dem ſtarken Gefühl, das ſie ihr Leben lang beherrſcht hatte. Wir waren ja die Parias, wir rangierten noch weit hinter Juden und Sektierern. Bis über beide Ohren ſteckten die Leute in ihren alten unglaublichen Vorurteilen und wollten's gar nicht beſſer wiſſen. Nicht bloß das unwiſſende, ſchwerfällige Volk, nein auch die Gebildeten. Ich will nicht alte Feindſeligkeiten aufwärmen, ſonſt wäre ich ja um nichts beſſer — nur ein Wort, das mir unvergeßlich geblieben iſt. In einer Geſellſchaft ſagte ein Herr zu ſeiner Tiſchdame, mit der er ſich bis dahin glänzend unterhalten hatte, als er

Digitized by Google

zufällig erfuhr, daß ſie katholiſch ſei: Das iſt nicht wahr, kann nicht wahr ſein, Madame! Und auf ihre erſtaunte Gegenfrage kam die Antwort: Die Katholiken ſind entweder dumm oder ſchlecht, aber Sie ſind keins von beidem.

Der Herr war evangeliſcher Paſtor, und was er ausſprach, gewiß ſeine ehrliche, innerſte Überzeugung — und die Dame war meine Mutter, eine der klügſten und beſten Frauen, die es je auf Erden gab. Und ſo alſo war die Meinung der gebildeten Schleswig-Holſteiner. Der Pöbel hat mit Steinen und Schimpfwörtern hinter uns Kindern her geworfen, ſodaß wir nicht einmal, nein zehn und zwanzig mal unſre Eltern flehentlich gebeten haben: Ach laßt uns doch auch evangeliſch werden, damit wir nicht ſo von allen Leuten verachtet ſind!

Und im Süden hat man dasſelbe mit den Evangeliſchen gemacht. Weiß Gott, wenn ich der Herrgott wär, kein Laſter wollt ich ſo hart ſtrafen wie den religiöſen Fanatismus! rief er in ehrlichem Zorn. Der Geiſt des Chriſtentums geht uns verloren in dieſem leidenſchaftlichen Betonen der Konfeſſion. Aber Sie dürfen ruhig ſein, gnädige Frau. Es iſt wirklich anders geworden, Ihren Kindern wird man keine Steine nachwerfen.

Gott gebs! Ich ertrüg es auch nicht. Sie brach das Thema ab. Finden Sie meinen Mann ſehr verändert, ſeit Sie ihn zuletzt ſahen, Herr Profeſſor? — Wann war das?

Vor drei Jahren in Tirol. Schon damals fand ich ihn etwas verändert. Doch nicht äußerlich — innerlich.

Wieſo? er hat noch die alte treue Freundſchaft für Sie, die Sie beide ſchon in der Studentenzeit verband.

Das wohl. Vielleicht liegt es auch an mir. Wir ſind innerlich etwas weiter auseinander gegangen. Er rechts, ich links.

In politiſcher Beziehung?

Politiſch und religiös.

Frau Maria überging die Bemerkung mit einer neuen Frage. Ich meine, ob Sie Heinrich auch äußerlich verändert finden?

Mja — wenn ich ehrlich ſein ſoll, ein wenig.

Sie wiſſen, er war voriges Jahr ſchwer krank, ein typhöſes Fieber oder dergleichen, die Ärzte wurden nicht recht klug daraus. Es mochte ſchon lange in ihm geſteckt haben, aber dann kam dieſer Zeitungsſkandal wegen der Oſtmarkenpolitik — das gab ihm den Reſt.

Die deutſchen Beamten haben dort im Poſenſchen einen harten Stand?

Sie nickte und preßte die feinen Lippen zuſammen.

Evangeliſche haben es wohl leichter, katholiſche kommen nicht ſelten in Konflikt zwiſchen Beamtenpflicht und religiöſer Überzeugung. Mein Mann hielt das auf die Dauer nicht aus und beſchloß, aus Geſundheitsrückſichten ſeine Verſetzung zu beantragen. Unſer Hausarzt riet mir unter vier Augen, mich nicht dagegen zu wehren, und ſo kamen wir hierher.

Hans Recklinghaus ſchwieg. Er wußte es beſſer. Eine weiſe Regierung liebt es, religiöſe Fanatiker beider Konfeſſionen zu ihrer Abkühlung in fremden Boden zu verpflanzen. Deshalb war der Regierungsrat Heinrich Sebaldus nicht, wie er gehofft hatte, zurück in ſeine weſtfäliſche Heimat, ſondern nach dem Norden verſetzt worden.

Recklinghaus ſtand auf, um ſich zu verabſchieden, und hielt die dargebotne Frauenhand mit beiden Händen feſt umſchloſſen. Ich glaube und hoffe ſicher, Sie werden ſich ſehr bald wieder einleben, und Ihre Kinder werden hier „heimatberechtigt“ werden!

Digitized by Google

Gott gebe es!

Grüßen Sie Heinz. Wir ſehen uns bald. Sonntag komme ich und bringe meine Geige mit.

Maria Sebaldus ſtand am Fenſter und ſah ihn über den Platz gehn, den Mann mit dem klugen, energiſchen Künſtlerkopf, ihres Mannes Freund, von dem ſie beim erſten Sehen gewußt hatte, daß er auch der ihrige werden würde.

Nachdenklich ſetzte ſie ſich an ihren Nähtiſch. So, der hatte alſo auch gemerkt, daß Heinz anders geworden war. Sie wußte es ja ſelbſt am beſten und hatte es auf die Verhältniſſe geſchoben. Auf den Konflikt, den ſie vorhin angedeutet hatte, zwiſchen Beamtenpflicht und allzu ſtreng betonter religiöſer Überzeugung, die ihn wie zwei harte Steine zwiſchen ſich geklemmt hatten und ihn zermürben wollten. Aber er war nicht mürbe geworden. Strenger wurde er, härter, unbeugſamer. Unduldſam nannte Maria es in ihren heimlichſten Stunden. Streng auch gegen ſie und die Kinder. Seit ſeiner Krankheit datierte auch ein wunderliches Mißtrauen, das in jedem Fremden einen Feind witterte; und dieſer harte Zug um die Lippen, der ihn alt ausſehend machte. Und er war doch in einem Alter mit ſeinem Freunde, den man um zehn Jahre jünger halten konnte. Ein bedeutender Menſch, dieſer Recklinghaus, Künſtler durch und durch, feinnervig, ſenſitiv bis in die Fingerſpitzen. Und warmherzig und impulſiv dazu. Wie ſchnell hatten ſie beide ſich gefunden. Sie kannte ihn bis dahin nur aus ihres Mannes Erzählungen. Erſt hier in Seeſtadt, wo Recklinghaus als Dirigent des Orcheſtervereins ſeit Jahren tätig war und durch ſeine Konzerte und eigenartig feſſelnden muſikwiſſenſchaftlichen Vorträge ſeinen Ruf gegründet hatte, lernten ſie ſich perſönlich kennen.

Es polterte die Treppe herauf. Frau Maria ließ die Arbeit ſinken und horchte, und ein Schatten flog über ihr Geſicht — die Kinder kamen. Die Kinder, die aus der Volksſchule den dumpfen Armeleutegeruch und allerlei häßliche Worte und Angewohnheiten mitbrachten. Regierungsrat Sebaldus wollte es ſo. Seine Kinder mußten mit den Kindern der landfremden Werft- und Fabrikarbeiter in die katholiſche Gemeindeſchule gehn, weil es keine höhern katholiſchen Schulen in Seeſtadt gab, und weil ſeine Kinder zu gut waren, mit evangeliſchen Kindern auf einer Bank zu ſitzen. Wie auch die Frau bat und in Ernſt und Güte, mit Tränen und Zureden ihn andern Sinnes machen wollte, er blieb unbeugſam. Unterrichtete ſelber ſeine Knaben im Latein und war entſchloſſen, ſie mit zwölf Jahren in ein Gymnaſialinternat ſeiner Heimat zu geben, wo ſie „unter ihresgleichen" ſein würden.

Daß du noch bitteſt, Maria, ſagte er bei ſolcher Gelegenheit. Haſt du als Kind nicht genug leiden müſſen in der evangeliſchen Schule? Haben ſie dich nicht gehöhnt und verſpottet, ſind von dir fortgerückt, als hätteſt du eine anſteckende Krankheit? Bloß weil du katholiſch warſt! Haſt du es mir nicht mehr als einmal erzählt? Und willſt nun, daß deine Kinder es ebenſo haben ſollen?

Es iſt ſeitdem doch anders geworden, Heinrich! Recklinghaus ſagt es, und wir wiſſens ja auch ſelbſt. Damals war ich die einzige Andersgläubige, und jetzt ſind über zwanzig katholiſche Kinder in der Töchterſchule und noch weit mehr im Gymnaſium. Und was für die gut iſt, wird doch auch unſern Kindern nichts ſchaden.

An ihrer Seele leiden ſie doch Schaden, wenn nicht früher, ſo ſpäter. Etwas bleibt immer haften. Ich ſehs ja an dir.

An mir?

Ja, an dir, Maria. Was lieſt du jetzt für Bücher? Da — er nahm einen Band vom Fenſterbrett auf und warf ihn wieder hin, als hätte er ſich die Finger daran verbraunt. Frenſſen, Bölſche — gehören die in ein katholiſches Haus?

Digitized by Google

Aber Heinrich! — Früher brachteſt du ſelbſt mir alles Neue, Intereſſante nach Hauſe. Und wir laſen gemeinſchaftlich.

Und vergifteten unſre Seelen. Jetzt haben wir heranwachſende Kinder zu hüten.

Maria ſtand auf, nahm das Buch und ſchloß es in den Bücherſchrank. Unſre Kinder vergreifen ſich noch nicht an Romanen, aber trotzdem ... ſagte ſie mit einem unterdrückten Seufzer.

Ich wünſche auch nicht, daß du ſelber dergleichen lieſt.

Dergleichen — was? Überhaupt kein neues Buch mehr?

Bölſche zum Beiſpiel. „Abſtammung des Menſchen“ — wozu? Was ſoll das? Weißt du nicht, daß Gott der Herr Adam und Eva erſchuf und in den Paradies-garten ſetzte?

Bis ſie den Apfel vom Baume der Erkenntnis pflückten und aus dem Paradieſe vertrieben wurden — o ja, ich weiß, ſagte ſie lächelnd, und dann trat ſie neben ihn, legte den Arm um ſeinen Hals und ſah ihm mit klugen, liebevollen Augen gerade ins Geſicht. Wir wollen doch nicht rückſtändig werden, Heinrich? Die ſechs Schöpfungstage, an die wir als Kinder glaubten, ſind doch kein wörtlich zu nehmendes Dogma für uns Erwachſne? Sieh, ich leſe dieſes Buch von Bölſche und freue mich daran, wie der Mann da Stein um Stein, faſt ſpielend, ſeine klugen, geiſtreichen Hypotheſen mit bewundernswerter Logik vor uns aufbaut. Immer höher und höher. Wie ein ganz feines kunſtvolles gotiſches Meiſterwerk, Glied um Glied — bis in Dunſt und Wolken hinein, wohin unſre Augen ihm nicht mehr zu folgen vermögen. Ich leſe das und habe ganz objektiv meine Freude daran, wie an allem Klugen und Schönen.

Und glaubſt es ſchließlich ſelbſt. Oder was glaubſt du eigentlich? fragte er ſtrenge.

Das iſt nun wieder ſolch ſpitzfindige Frage von euch Männern, die ihr vom hohen Kothurn eurer Gymnaſialbildung und Univerſitätsweisheit auf uns arme ungelehrte Frauen herabſeht, für die das Lernen — zu meiner Zeit wenigſtens — mit fünfzehn Jahren zu Ende war. Mit fünfzehn Jahren! Wo die glücklichen jungen Mädel von heute erſt anfangen zu begreifen, daß ſie für ſich ſelbſt und nicht für den Lehrer lernen.

Er machte ſich ungeduldig von ihren umſchlingenden Armen los. Was du von dem Unſinn glaubſt, will ich wiſſen?

Was ich glaube, mein Herr und Gebieter? Sie hielt auch jetzt noch, wenn auch mühſam, den heitern Ton feſt, obgleich ihr das Herz ſtärker zu klopfen, das heiße Blut in den Schläfen zu pochen begann. Seit ſeiner ſchweren Krankheit hatte ſie ſich dieſen nachgiebigen Ton angewöhnt, wie eine Mutter dem kranken Kinde gegenüber.

Was ich glaube, Heinrich? wiederholte ſie langſam, und ihre großen grauen Augen ſchauten verträumt und glänzend an ihm vorüber. Daß alles Wiſſen Stück-werk iſt, und daß wir aller Dinge Grund und Weſen erſt erkennen werden, wenn unſer Glaube in Schauen übergeht.

Er ſtampfte zornig mit dem Fuße auf.

Das iſt keine Antwort, Maria!

Da riß auch ihr die Geduld. Nicht umſonſt hatte ihre Wiege im evangeliſchen Lande geſtanden, ihr Glaube war kein blinder, kindlicher, ſondern ein unter Zweifeln groß gewordner.

Soll ich dir das Glaubensbekenntnis aufſagen? O Heinz, Heinz — wir ſind doch keine Kinder mehr! Sie faßte ihn bei den Schultern und rüttelte ihn

Digitized by Google

ſanft hin und her. Laß mich in die Küche, ſonſt brennt mein Eſſen an. Und ich glaube feſt, daß mein Herr Gemahl dann ſchrecklich ungnädig ſein würde.

Ein Kuß — und eilig lief die Hausfrau hinaus.

Hans Recklinghaus behielt Recht: ſie lebte ſich ein. Schneller und leichter als ihr Mann, der ſich den einheimiſchen Kollegen gegenüber kühl reſerviert hielt und nur mit wenigen gleich ihm ſelbſt von auswärts hierher verſetzten katholiſchen Beamtenfamilien verkehrte. Maria dagegen hatte einige alte Beziehungen wieder aufgenommen und wunderte ſich ſelbſt, wie leicht es ihr glückte, den rechten Ton zu treffen. Lag es an ihr, oder hatte Recklinghaus Recht, daß ſich die Zeiten geändert hatten? Alte Bekannte ihrer Eltern kamen ihr mit einfacher Herzlichkeit entgegen und freuten ſich, ſie wiederzuſehen. In den Geſchäften, wo ſie als junges Mädchen gekauft hatte, erkannte man ſie nach zwölfjähriger Abweſenheit, und Maria machte die Erfahrung, daß eins unverändert geblieben war, was ſie immer beſonders geſchätzt und in der Fremde oft vermißt hatte: die ſchlichte, ſelbſtverſtändliche Ehrlichkeit, die ein ſo charakteriſtiſches Merkmal der Schleswig-Holſteiner alten Schlages iſt. Und mit einer Art heimlichen Stolzes erzählte Maria ihren Kindern von dem öſterreichiſchen General von Gablenz, der mehr als einmal in heller Verwunderung ausgerufen hatte: Das ſind Leute! Laſſen Pflug und Ackergerät über Nacht ſorglos auf dem Felde liegen, und den lieben langen Tag, während ſie draußen bei der Arbeit ſind, bleibt im Dorfe Haus bei Haus unverſchloſſen. Ja ihre Türen haben nicht einmal ein Schloß, nur einen hölzernen Riegel. Ja, gibts denn hierzulande keine Diebe? So etwas iſt mir doch noch nicht vorgekommen — und angeſichts dieſer beiſpielloſen Ehrlichkeit hab ich meinen Kerls geſagt: Wehe dem, der ſich das treuherzige Vertrauen dieſer Leute zunutze macht und ſie beſtiehlt oder betrügt. Unweigerlich kommt der Schuft vors Kriegsgericht!

Marias alte Bekannte, Frau Kirchſpielvogt Niſſen, die das zufällig einmal mit anhörte, legte ihre Hand auf Marias und ſagte ſchmunzelnd: Doch ſchön, daß Sie wieder da ſind, kleine Frau! Ich hab manchmal zu Weihnachten 'nen Kranz auf Ihrer Mutter Grab gelegt und gedacht: Wenn oll lütt Maria doch maleins wieder herkommen wollt in ihr altes Heimatland!

So lebte ſich Maria ein — nur daß die Kinder, nicht in ihren Kenntniſſen, wohl aber in ihrem Umgängston auf ein tieferes Niveau als das bisher gewohnte hinabgedrückt wurden, darunter litt die Mutter ſchwer. Aber ihre Bitten und Hans Recklinghauſens ernſte Vorſtellungen blieben vergeblich. Zuletzt ſteckte ſich Maria hinter den Pfarrer, einen gerechten, wohlwollenden Mann, der ihr innerlich Recht geben mußte und auch ſeine Unterſtützung zuſagte. Doch weitſchauender als ſie riet er ihr, das Schuljahr ruhig abzuwarten. Oſtern wäre der geeignetſte Termin für die Umſchulung, vorher hätte es keinen Zweck, die Kinder aus ihrem Arbeitspenſum herauszureißen und in eine andre Schule zu bringen, wobei ſie leicht ein ganzes Jahr verlören. Und bis dahin würde Herr Sebaldus hoffentlich ſelbſt andern Sinnes werden.

So ließ Maria die Dinge einſtweilen gehn, wie ſie wollten, zumal da ſie ſich auch körperlich nicht wohl fühlte. Im Spätherbſt erwartete ſie die Geburt ihres vierten Kindes, und gegen ihre ſonſtige Art litt ſie den Sommer über zuweilen unter Anfällen von Schwermut und quälenden Todesahnungen.

Heinrich Sebaldus raffte ſich aus ſeiner ſchweigſamen Stimmung auf und gab ſich Mühe, freundlich und geduldig zu ſein, ihr die ſchwarzen Gedanken auszureden. Nur daß ers oft ſo verkehrt anfing! Es war, als träfe er nicht mehr den rechten Ton — die Saite, die früher ſo klaren ſchönen Widerhall gegeben hatte,

klang oft ſchrill auf, der harmoniſche Zuſammenklang ihrer Seelen ſchien verloren gegangen.

Einmal fand Maria an ihrem Fenſterplatz, auffällig hingelegt, ſodaß ſie es gar nicht überſehen konnte, ſtatt des Bölſche ein andres Buch, und als ſie es aufſchlug, ſah ſie, daß es ein franzöſiſches Betrachtungsbuch war. Hätte Heinrich es ihr mit ein paar freundlichen Worten gebracht, ſie hätte ſich darüber gefreut und es ſicherlich oft benutzt, denn ſie war im Grunde ihres Herzens eine tiefreligiöſe Natur und gerade in dieſer Zeit zu frommer Lektüre aufgelegt. So aber las ſie zugleich mit den erſten Worten auch die heimlichſten Gedanken ihres Mannes, als er ihr das Buch hinlegte; ſie fühlte den Zwang, den er ihrer Seele antun wollte, und ihr Trotz hob ſich, ihre Lippe zuckte. Sie ſchloß das Buch zutiefſt in ihren Bücherſchrank und holte ſich nach Tiſch, in der einzigen Stunde, die ſie ihrer Lektüre widmete, ihren Bölſche. Aber nach ein paar Seiten ließ ſie das Buch in den Schoß ſinken, lag ganz ſtill mit gefalteten Händen in ihrem long-chair auf der Veranda und fühlte die Schatten der Weinblätter auf ihrer Stirn tanzen. Die Freude an den geiſtreichen Hypotheſen des feinſinnigen Naturforſchers war ihr verdorben, ſie dachte an das Kind, das kommen ſollte, und an den Mann, deſſen Seele ihr fern und immer ferner aus den Händen glitt.

Haſt du ſchon in dem Coppéeſchen Buch geleſen, Maria? gefällt es dir? fragte Heinrich Abends beim Schlafengehn.

Nein, erwiderte ſie kurz.

Aber weshalb nicht? Ich habe es doch eigens für dich kommen laſſen.

Sie flocht langſam ihre ſchweren dunkeln Haare für die Nacht zuſammen. Man merkt die Abſicht, und man wird verſtimmt, ſagte ſie, ohne ſich umzuwenden.

Ach ſo — das hätte ich mir denken können. — Ich fürchte, Hans Recklinghaus hat keinen guten Einfluß auf dich, ſagte er nach einer Weile, ſchon aus ſeinen Kiſſen heraus. Oder macht es die Luft deiner Heimat — ich glaube, du biſt längſt nicht mehr ſo fromm, Maria?

Sie hob ungeduldig die Achſeln und löſchte das Licht.

Wenn du mich doch nicht immer ſchulmeiſtern wollteſt, Heinrich! ſagte ſie heftig. Glaubſt du, daß es gut tut, wenn ſich immerfort ein Menſch als Vermittler zwiſchen Gott und die Seele ſtellt? Ich finde den lieben Gott ſchon allein. — Gute Nacht!

Glücklicherweiſe brachten die Kinder durch ihre drollige Lebhaftigkeit einen erfriſchenden Hauch in die ſchwüle, drückende Stimmung, die über dem Sebaldusſchen Hauſe lag. Doch auch hier fehlte es manchmal nicht an einem bittern Beigeſchmack.

Die Jungens kamen vom Baden. Ihre Mutter ſchickte ſie natürlich nicht ins Freibad wie ihre kleinen Schulkollegen, ſondern in die weiter hinaus am Strande liegende Badeanſtalt, wo ſich die Söhne der beſſern Stände tummelten. Und bei dem unter Kindern üblichen Freimaurertum hatte die erſte Frage, womit die Fremden empfangen wurden, natürlich ihrer Schule gegolten. Tief empört kam der Große nach Hauſe.

Mutter, ſie ſagen, wir ſind „Butjer“, und wir ſollen dahin baden gehn, wo die Butjer baden. Wir ſind doch keine Butjer, Mutti?

Während ſie ihn, einen leiſen Groll gegen den Vater im Herzen, zu beruhigen verſuchte, ſtand der Kleine nachdenklich daneben. Sein Denkapparat arbeitete langſamer, grub aber dafür um ſo tiefer.

Mutti, ſagte er nach einer Weile und ſchmiegte ſich zutraulich an ihre Schulter. Weißt was, Mutti? Ich möcht ja ganz gern ein Butjer ſein — dann müßt ich aber auch alles dürfen, was die Butjers tun.

Digitized by Google

Die Mutter ſtrich ihm über den kurzgeſchornen, peinlich ſauber gehaltnen dunkeln Kopf und fragte zwiſchen Lächeln und Bitternis: Was denn zum Beiſpiel, Toni?

Na — ſo am Haſen rumlungern und rauchen und ausſpucken — und die Bücklinge aus der Hand freſ . . .

Ein Klaps auf den Mund ließ den Herzenserguß des Neunjährigen nicht zu Ende kommen.

Aber pfui, Bubi!

Na ja doch, Mutti — wenn wir nu doch mal Butjers ſein ſollen, denn auch gleich ordentlich! ſagte der kleine Kerl ernſthaft bei ſeiner Meinung beharrend.

Mit ſeiner Zwillingsſchweſter Annelieſe ging es nicht viel anders. Sie brachte zuweilen eine kleine Schulkameradin mit, die Tochter eines Schaffners, ein beſcheidnes artiges Kind, mit der die Mutter ſie gern ſpielen ließ. Als der Geburtstag der kleinen Freundin kam, gab Annelieſe nicht Ruh mit Bitten und Betteln, bis die Mutter ihr erlaubte, der Einladung zu Schokolade und Kuchen zu folgen. Strahlend, mit einem Blumenſträußchen und einem prächtigen Märchenbuch bewaffnet, zog ſie ab — und kam ſehr zeitig und in niedergeſchlagner Stimmung heim.

Na, haſt dich gut amüſiert? fragten die Brüder neugierig, und auch die Mutter erkundigte ſich, ob das Buch Frida gefallen hätte.

M — ja —. Erſt bei der Abendmilch wurde Annelieſe geſprächiger. Fridas Mama hatte das Buch gleich weggelegt und gemeint, das wär ja doch alles Unſinn, was in den Büchern ſtünd, und vom Leſen würd ihre Frida bloß drähnig im Kopf. — Und denk mal, Mutter, kein Tiſchtuch hatten ſie, und alle Taſſen waren kaputt. Und die Schokolade ſchmeckte ſo komiſch — Frida meinte, das käm wohl, weil ihre Mama Mittags Speck und Erbſen in dem Topf gekocht hatte. Und die kleinen Kinder hatten ſchmutzige Naſen und leckten am Kuchen und legten ihn wieder auf den Teller. Ecks — da mag ich nicht wieder hin.

Mit der Freundſchaft für Frida war es fortan trotz allen mütterlichen Zuredens vorbei. Annelieſe, ſonſt ſo gutherzig und verträglich, war ein mehr als ſauberes kleines Perſönchen und konnte über den gewiſſen phyſiſchen Ekel vor Leuten, die weniger peinlich gewöhnt waren, nicht hinweg. Und ſeitdem ihr Blick einmal für dergleichen fatale kleine Schwächen geſchärft war, litt ſie körperlich und ſeeliſch unter manchen Angewohnheiten ihrer Mitſchülerinnen. Das verdarb ihr die Luſt an der Schule, und das ſonſt ſo lernfrohe Kind ging nur noch mit äußerſtem Widerſtreben hin, weil es inſtinktiv den gewaltigen Unterſchied zwiſchen Schule und Haus herausfühlte.

Angeſichts dieſer Erfahrungen wollte Frau Maria oft die Geduld verlieren, aber wieder war es Hans Recklinghaus, der ſie tröſtete: Einmal müſſe das Schuljahr ja doch zu Ende gehn, und ſobald die Kinder wieder in beſſere Umgebung kämen, würden ſich die kleinen Ungezogenheiten der Freiſchule ganz von ſelbſt verlieren.

(Fortſetzung folgt)

Digitized by Google

Hugo Jacobi †

Mit Hugo Jacobi iſt den Grenzboten am 4. November unerwartet einer ihrer tätigſten und bedeutendſten Mitarbeiter im Alter von erſt 64 Jahren entriſſen worden. Zwar hat er nur wenig Jahre zu dieſem Kreiſe gehört, aber er brachte ihm die Erfahrungen eines reichen Lebens und einer langen und rühmlichen publiziſtiſchen Laufbahn, einen entſchloſſenen und warmen deutſchen Patriotismus und wertvolle perſönliche Verbindungen zu. Als Soldat hatte er die Kriege von 1866 und 1870 mitgemacht, als Journaliſt war er ſeit 1870 in Berlin, Straßburg, München und wieder in Berlin, meiſt in leitender Stellung an großen Blättern tätig geweſen, bis er ſich 1902 zurückzog. Im nächſten Jahre, 1903, trat er in den Kreis der regelmäßigen Mitarbeiter unſrer Zeitſchrift ein. Eine Reihe von politiſchen und hiſtoriſchen Artikeln, die er nur ſelten mit ſeinem Namen zeichnete, floß in dieſen wenigen Jahren aus ſeiner gewandten Feder, alle ausgezeichnet durch Sachkenntnis, maßvolles, immer zutreffendes Urteil und energiſches, klares preußiſch-deutſches Nationalgefühl, das das Wohl und das Intereſſe der geſamten Nation hoch über alle Sonderbeſtrebungen und alle Parteipolitik ſtellte. Noch in den letzten Monaten hat er in längerer Ausführung die Kataſtrophe von Jena und die tiefeingreifende, ſelbſtverleugnende Tätigkeit des Großherzogs Friedrich von Baden im Hauptquartier von Verſailles beim Abſchluß der Reichsverfaſſung und der Herſtellung des Kaiſertums auf Grund eingehender und ſorgſamer Studien geſchildert. Regelmäßig aber bearbeitete er die Wochenüberſicht, die ſeit dem Oktober 1903 unter dem Titel „Reichsſpiegel“ erſchien und ein unbefangnes ſcharf beleuchtetes Bild der Ereigniſſe gab, die für das Reich von Bedeutung waren. Der letzte Brief, den Jacobi an die Redaktion ſandte, entſchuldigte das Ausbleiben des fälligen Beitrags mit ſchwerer Krankheit; er hatte ihn nicht mehr ſelbſt geſchrieben, ſondern nur noch mit zitternder Hand unterzeichnet, aber noch voll Hoffnung auf baldige Geneſung und ohne Ahnung von ſeinem nahen Ende. Die Grenzboten aber werden ihm, dem treuen Freunde ihres unvergeßlichen Leiters Johannes Grunow, dem er ſo bald im Tode nachgefolgt iſt, ein treues und dankbares Andenken bewahren. *

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Unſre Helden in Südafrika. Unſre Kolonialpolitik befindet ſich, vor allem in Südweſtafrika, in einer ſchweren Kriſis. Sie iſt militäriſch im weſentlichen überwunden, darüber aber ſind die wirtſchaftlichen Erfolge einer Reihe von Jahren faſt vernichtet worden, Hunderte von Millionen und Tauſende von Menſchen ſind geopfert worden, die Kolonialverwaltung ſelbſt iſt, wie man übertreibend ſagt, zuſammengebrochen. Und wer trägt die Schuld? Gewiß hat der unſelige Aſſeſſorismus, die einſeitig juriſtiſche Vorbildung unſrer Verwaltungsbeamten, die ſchon zu Hauſe nicht ausreicht und in der Fremde erſt recht nicht, und von der man doch nicht loskommen zu können ſcheint, manches zu der Kataſtrophe beigetragen, aber die Hauptſchuld trägt nicht er, trägt nicht die Kolonialverwaltung, ſondern die Reichstagsmehrheit. Das muß einmal offen geſagt werden, weil es die Parteiblätter nicht wagen, und die Regierungsblätter es nicht können. Sie hat ſich lange Zeit der Notwendigkeit unſrer Kolonialpolitik völlig verſchloſſen, ſie hat mit ihren Bewilligungen ſo gekargt und geknauſert und genörgelt, daß die Kolonialverwaltung es gar nicht wagte, die notwendigen Forderungen zu ſtellen, weil ſie der Ablehnung gewiß war, daß ſie ſelbſt die dürftige Kleinbahn von Swakopmund nach Windhuk, ohne die wir die Kolonie verloren hätten, auf ihre eigne Hand mit militäriſchen Kräften bauen mußte. Dieſe Mehrheit hat ſich, obwohl ſie allmählich etwas einſichtiger geworden iſt, doch noch immer nicht entſchließen können, die wahrlich beſcheidnen Entſchädigungsforderungen der geplünderten Anſiedler vollſtändig zu bewilligen, ſie hat noch im letzten Moment die unabweisbare, für die Verpflegung unſrer Truppen unentbehrliche Fortſetzung der Bahn Lüderitzbucht—Kubub abgelehnt, nicht etwa aus ſachlichen Gründen — die gab es nicht —, ſondern im Ärger darüber, daß der tapfre Offizier, der die Vorlage vertrat, und der in brennender Sonnenglut, in waſſerloſer Steppe, in ſtachligem Buſch hundertmal dem Tode ins Auge geſehen hatte und eben wieder hinausgehn wollte, in der Empörung ſeines ehrlichen Herzens über das jedem Soldaten unſympathiſche Wortheldentum den höfiſchen Ton nicht fand, den die Majeſtät der Volksvertretung beanſpruchen zu müſſen glaubte. Lieber ließ dieſe unſre Soldaten weiter hungern, lieber opferte ſie neue Millionen, wie ſie dem deutſchen Volke ſchon durch ihre kleinliche, von parteipolitiſchen Rückſichten diktierte Knauſerei einige hundert Millionen auferlegt hatte, wo der zehnte Teil, rechtzeitig und zweckmäßig ausgegeben, genügt hätte, den Aufſtand und die Kataſtrophe zu verhindern. Wieder hat ſichs gezeigt: das Verantwortlichkeitsgefühl einer großen Körperſchaft, vollends einer parlamentariſchen, bedeutet ſehr wenig, alle wirkliche Verantwortung iſt perſönlich. Man kann einen Miniſter zur Verantwortung ziehen, eine Volksvertretung kann man nicht zur Verantwortung ziehen, nicht einmal den einzelnen Abgeordneten, er iſt ja immun, er mag noch ſo viel Unheil durch ſeine Abſtimmung angerichtet haben.

Doch was iſt ſchließlich der Reichstag? Der getreue Ausdruck der ziffermäßigen Mehrheit des deutſchen Volks. Und wie hat ſich denn dieſes bei der Kataſtrophe benommen? Kurz geſagt: gerade wie ſein Reichstag. Als alle möglichen „Enthüllungen“ über Mißſtände und Fehler der Kolonialverwaltung kamen, Anklagen auf Anklagen ſich häuften, oft weit übertriebne, ſchlecht begründete Anklagen, da benahm ſich das liebe Publikum ſo, wie es ſich in ähnlichen Fällen immer benommen hat: es glaubte alles und argwöhnte noch mehr, es hatte ſeine Genugtuung — wie immer — an jeglicher Nörgelei, es geſellte zu der ſpezifiſch deutſchen Eigentümlichkeit der „Reichsverdroſſenheit“ eine neue Spezialität, die Kolonialverdroſſenheit — als ob die ganze

Digitized by Google

Kolonialpolitik ſo eine Art Sport geweſen wäre, wie offenbar ſeinerzeit die Gründung des Reichs, es hatte — man ſchämt ſich als Deutſcher es zu ſagen — ſeine heimliche Freude an den rohen, jedenfalls häßlichen und witzloſen Karikaturen gewiſſer Witzblätter, die einen Sport damit treiben, alles, was deutſch und was des Reiches iſt, in den Kot zu ziehen und dabei meinen, ſie täten etwas Patriotiſches! Nun, der wirkliche Patriot nimmt ſich und hat das Recht zu freimütiger Kritik, aber er höhnt nicht und ſpottet nicht, wenn ihm Schwächen und Fehler ſeiner Regierung oder auch ſeines Volkes entgegentreten, denn er hat Ehrfurcht vor ſeinem Vaterlande und hütet ſich, es vor fremden Nationen bloßzuſtellen. Und wie nahm man die Nachrichten von dem blutigen und verluſtvollen, endloſen Ringen im fernen Südafrika auf? Gleichgiltig und teilnahmlos. Man war verwöhnt durch den glänzenden Siegeslauf von 1870/71, man fand es ermüdend und langweilig, dieſe unaufhörlichen Verluſtliſten und die endloſen Züge hinter einem fliehenden Volke her, das einem großen, vernichtenden Schlage doch immer wieder auswich; man fand es viel intereſſanter, dem Rieſenkampfe im fernen Oſtaſien bis ins einzelne hinein zu folgen, der, ſo groß ſeine welthiſtoriſche Bedeutung geweſen iſt, uns direkt doch gar nichts anging, während es ſich in Afrika um unſer eigen Fleiſch und Blut handelte. Kurz, groß hat ſich das deutſche Volk als Ganzes in dieſer ganzen Sache wahrhaftig nicht gezeigt.

Groß hat ſich nur unſre Wehrkraft gezeigt; wie ſie, und nicht die Diplomatie, das Reich erfochten hat, ſo hat ſie die ſüdafrikaniſche Kolonie gerettet. Unter abſolut fremdartigen Verhältniſſen, in einem fernen, wilden, faſt wegloſen, waſſerarmen Lande, gegen ſchweifende, tapfre, ſtolze Hirtenvölker, in einem ermüdenden Kleinkriege haben die Soldaten, die da freiwillig hinauszogen, unter der ſichern Führung ihrer Offiziere nicht nur Tapferkeit, ſondern auch das höchſte Maß von Mannszucht, Opfermut und Ausdauer bewieſen, ſich als wahrhafte Helden gezeigt und die Ehre unſrer Nation gerettet. Das dem allgemeinen Verſtändnis nahe zu bringen, würde einem ausführlichen, alle Einzelheiten behandelnden Bericht kaum gelingen. Da tritt die Dichtung an die Stelle, weil ſie das Perſönliche in den Vordergrund ſtellen kann, im Schickſal des Einzelnen die Ereigniſſe ſpiegelt. Dieſen kühnen Griff hat Guſtav Frenſſen in ſeinem neuſten Buche gewagt: Peter Moors Fahrt nach Südweſt (Berlin, G. Grote, 1906). Es iſt kein Roman, wie ſeine frühern Publikationen, für die wir uns niemals recht erwärmen konnten, es hat gar nichts Sentimentales, es erzählt von keinem einzigen Liebesverhältnis, es behandelt keine „modernen" Probleme, keine verkannten und unverſtandnen Frauen, keine weltſchmerzlichen Jünglinge, auch keine poſierenden Übermenſchen und keine blaſierten Lebemänner, nein, es läßt einen Mitkämpfer, einen ſchlichten Soldaten, nicht einen Offizier, der den Hereroaufſtand mitgemacht hat, ſeine Erlebniſſe erzählen (wie ſicher ſolche perſönliche Mitteilungen dem Buche zugrunde liegen), ſchlicht, ehrlich, ohne jede Poſe, aber in lebendiger Anſchaulichkeit, in einfachen Sätzen, wie eben ein einfacher Mann ſpricht, jedem verſtändlich, und nur das, was der einzelne Soldat wirklich ſehen und erleben kann. Peter Moor, der Sohn eines einfachen Schmiedemeiſters in Itzehoe, der ſchon immer den Drang ins Weite gehabt, dann aber drei Jahre in der Werkſtatt ſeines Vaters am Amboß geſtanden hat, tritt 1903 als dreijährig Freiwilliger im Kieler Seebataillon ein und geht mit dieſem im Januar 1904 auf einem Wörmanndampfer von Wilhelmshaven mit hinaus. Nach dreiwöchiger Fahrt, an Gibraltar, Madeira und an dem rieſigen, bis in den hohen Himmel hinaufragenden Schneeberg von Teneriffa vorbei, den ſie mit ehrfürchtigem Staunen begrüßen, erreichen ſie Swakopmund, zu ihrer ernüchternden Überraſchung eine Gruppe von

Digitized by Google

weißen Häuſern und langen Baracken mit einem Leuchtturm am öden, rötlichweißen Dünenſtrand unter brennender Sonne. Dann geht es mit der kleinen Eiſenbahn in offnen kleinen Wagen in viertägiger langſamer Fahrt erſt durch den breiten Sandgürtel, dann durch kahles, ſtarres Felſengebirge hinauf bis Windhuk. Hier wird das Expeditionskorps gebildet, um in weitem Bogen nach Nordoſt die Hereros zu umgehn und ſie am Entweichen auf engliſches Gebiet zu hindern. Endloſe mühſelige Märſche folgen, in Sand und Staub, in unwegſamem Dornbuſch, unter glühender Sonne des Tags, bei ſchauernder Kälte des Nachts, bei dürftiger Verpflegung, ſchlechtem und ſeltnem Waſſer, in beſtändiger Gefahr vor dem Feinde; eine ſtarke Offizierspatrouille wird faſt aufgerieben. Endlich ſtellt ſich der Feind im Buſch, wird erſt nach blutigem Kampfe geworfen und zieht ſich zurück. Inzwiſchen gehn Kleider und Stiefel, die ſie Tag und Nacht nicht vom Leibe bringen, in Fetzen, die Ochſen und Pferde fallen oder werden „ſchlapp“; bei der ungenügenden Nahrung (friſchſchlachtnem Rindfleiſch und Reis) und dem knappen, oft verdorbnen Waſſer und der höchſt mangelhaften Nachtruhe erkranken die Leute am Typhus, liegen fiebernd und ſtumpf in den holpernden und ſtoßenden Ochſenkarren; die andern, noch leidlich rüſtigen, ſchleppen ſich abgemagert, hohläugig, ſchmutzig weiter. Endlich muß der kleine Zug, nur noch ein „Krankentransport“, kein Heerzug, zurückgehn und erreicht eine gute Waſſerſtelle, wo ſich die Leute einige Wochen ausruhen und beſſere Nahrungsmittel erhalten. Der Erzähler aber, ſelbſt am rechten Arm verwundet und typhuskrank, wird mit einer Offizierspatrouille, da er ſich noch auf dem Pferde halten kann, nach Windhuk geſchickt. Dort kommt er wieder zu Kräften, wird in eine neue, reine, ſchmucke Schutztruppenuniform gekleidet und in eine Kolonne der inzwiſchen eingetroffnen Verſtärkungen eingeſtellt. Mit dieſer, etwa fünfhundert Mann, macht er den großen Einkreiſungsfeldzug gegen die Hereros mit, dabei das blutige aber entſcheidende Gefecht am Waterberge, von dem er natürlich nur das ſieht und erzählt, was ſeine Abteilung erlebt, dieſes hartnäckige Ringen mit den an Zahl weit überlegnen, zähen Gegnern, im ſtundenlangen Feuern im Buſch, bis endlich ein entſchloſſener Sturmangriff unter wildem Schreien und Schießen entſcheidet; dann die Verfolgung des Feindes bis an die Grenze des öden „Sandfeldes“ hinein in den Tod, an Waſſerlöchern vorüber, die mit Kadavern angefüllt ſind und gar keine oder eine ekelhafte Flüſſigkeit enthalten, auf den Spuren des flüchtenden, hinſterbenden Volks und ſeiner verſchmachtenden Viehherden, an Leichen von Menſchen und Tieren vorbei, unter Hunger und Durſt, der einzelne Leute faſt wahnſinnig macht, während wieder ihre eignen Ochſen fallen und liegen bleiben, wieder in Tageshitze und Nachtkühle, bis endlich der vierte Mann krank und die Kraft erſchöpft iſt. Da gehen ſie dann endlich im Oktober nach Windhuk zurück, als eben der blütenprangende Frühling ins Land einzieht, und Peter Moor fährt, da er ſich durch Überanſtrengung einen Herzfehler geholt hat, mit dem nächſtmöglichen Dampfer wieder in die Heimat.

Ein düſtres, ergreifendes, erſchütterndes Bild! Und doch fehlt das Licht nicht ganz. Es iſt doch ein hohes Lied auf deutſche Art, auf dieſes ſtille, wortkarge Heldentum, ein Heldentum noch mehr des Duldens und Entſagens als der Tat, aber ein Heldentum, das unſre Zukunft verbürgt, auf das feſte Zuſammenhalten von Männern aller deutſchen Landſchaften, die nichts wiſſen von den heimiſchen Zänkereien, die nur in einem faulen Frieden aufkommen. Da öffnet ſich endlich der Blick in die Zukunft Südafrikas. Wie Peter Moor das bisher ſo öde, ungaſtliche Land im Frühlingsſchmuck ſieht, da fängt er an, an ſeine deutſche Zukunft zu glauben. Er hört einen alten Afrikaner erzählen, wie er zu ſeiner Farm ge-

kommen, ein wohlhabender, unabhängiger Mann geworden ſei, er erfährt, daß Hunderte ſeiner Kameraden zurückbleiben und ſich anſiedeln wollen, weil ſie das wunderliche Land liebgewonnen haben, und einer von der Schutztruppe erzählte ihm, wie ſein Hauptmann ihm geſagt habe, hier ſei Raum für zwei Millionen Deutſche, deren Kinder einmal ſicher durchs Land reiten würden. Er macht ſich wohl Gedanken über das Schickſal der Schwarzen, die doch nur ihre Heimat gegen die fremden Eindringlinge behaupten und nicht ihre Knechte werden wollen, und über die Grauſamkeit des Krieges, aber er beruhigt ſich dabei, daß ſie noch nicht die Brüder der Weißen ſeien, wie die Miſſionare ihnen vorgeredet hätten, ſondern das erſt nach langer Arbeit in hundert oder zweihundert Jahren werden könnten.

Das kleine Buch iſt mehr als ein Buch, es iſt in dieſem Moment eine Tat, und es wird ſeinen Zweck erfüllen, wenn es das deutſche Volk in dem einzigen, ſeiner würdigen Entſchluſſe befeſtigt, dieſes Land, das Tauſende deutſcher Männer mit ihrem Leben erkauft haben, als ein deutſches zu behaupten, koſte es, was es wolle.

Vom deutſchen Volks- und Stammescharakter. Dr. Georg Grupp, der unſern Leſern als Verfaſſer zweier guter kulturgeſchichtlichen Werke bekannt iſt, hat (bei Strecker und Schröder in Stuttgart, 1906) unter dem Titel: *Der deutſche Volks- und Stammescharakter im Lichte der Vergangenheit*, ein Bändchen hübſcher „Reiſe- und Kulturbilder“ veröffentlicht. Er verwaltet die Bibliothek und die Muſeen des Fürſten Öttingen-Wallerſtein zu Maihingen und bemerkt mit Beziehung darauf im Vorwort, er habe ſich immer wieder aus der ihn umgebenden Papierwelt ins friſche Leben, in die grüne Wirklichkeit hinaus geſehnt, und ſoviel es die Verhältniſſe erlaubten, ſein Buchwiſſen durch Reiſen in Deutſchland und in den angrenzenden Ländern ergänzt. Die hiſtoriſche Wiſſenſchaft ſelbſt verlange eine ſolche Ergänzung, denn wer die Gegenwart nicht verſtehe, der verſtehe auch nicht die Vergangenheit, und die Gegenwart erkenne man am beſten im Lichte der Vergangenheit. Ein ſo kundiger Führer durchs Vaterland weiß uns auch über bekannte Gegenden noch ſo manches zu ſagen, was nicht allgemein bekannt iſt, zum Beiſpiel über die verſchiedne Schätzung der Bäume und des Waldes bei den verſchiednen deutſchen Stämmen, über die Verwendung von Holz und Stein beim Wohnungsbau in Nord und Süd, Oſt und Weſt, über Gemeindeverfaſſung und Gemeindeleben in Württemberg, über die Einwirkung des Italieniſchen auf Bauweiſe und Volksleben in den öſterreichiſchen Alpenländern, über die reichen öſterreichiſchen Stifte, die uns Heutigen noch die mittelalterliche Großgrundherrſchaft vor Augen ſtellen, über Kloſtergefängniſſe, über den Gegenſatz ultramontaner und antiultramontaner Strömungen im Rheinland und über viele andre Gegenſtände. Von den Schwaben meint der Verfaſſer, der ſelbſt geborner Schwabe iſt, ſie beſtätigten die weltgeſchichtliche Erfahrung, daß Demokratien zwar bedeutende Geiſter hervorbringen aber nicht unter ſich dulden; faſt alle bedeutenden Schwaben hätten ihr Vaterland verlaſſen oder ſeien daraus vertrieben worden. Und er fügt eine richtige Anmerkung bei, die uns ſehr gefreut hat: aus dieſem Grunde habe auch Schäffle die ihm gebührende Anerkennung nicht gefunden. Sein Hauptwerk ſtehe der Soziologie von Herbert Spencer in nichts nach. Darum müſſe man ſich wundern, daß in der Allgemeinen Deutſchen Biographie geurteilt werde: „Der Vergleich [von Schäffles »Bau und Leben«] mit der engliſch-amerikaniſchen und ſelbſt der deutſchen Soziologie (Marx) wirkt etwas beſchämend.“ In der Tat iſt dieſes Urteil nicht bloß höchſt ungerecht, ſondern es würde auch, falls es viele Gläubige fände, geradezu

Digitized by Google

Schaden anrichten. Denn Schäffles Werke enthalten zwar nicht ſo viel Chemie, Phyſiologie, Pflanzen- und Tierbiologie und Ethnologie wie die Herbert Spencers (von Marx wollen wir gar nicht reden), aber dafür ſind ſie reich an praktiſch verwertbaren Lehren und Ratſchlägen, die der Geſetzgeber, der Verwaltungsbeamte, der Politiker kennen muß. Und das iſt doch die Hauptſache; die biologiſchen und ethnologiſchen Soziologien nützen dem Staatsmanne gar nichts. Was die ſehr lebendigen und anſchaulichen Charakterſchilderungen in dem Büchlein betrifft, ſo intereſſieren beſonders die der norddeutſchen Gegenden und Stämme, weil zwar Süd- und Weſtdeutſchland viel von Norddeutſchen bereiſt und geſchildert werden, aber nicht Norddeutſchland von Süddeutſchen und von Rheinländern. Grupp wird nun zwar den Vorzügen des norddeutſchen, namentlich des preußiſchen Weſens gerecht, aber ſich bei den „Kartoffeleſſern“ wohl fühlen, das vermag weder ſein ſchwäbiſches Gemüt noch ſein an Spätzle gewöhnter Magen. Schade, daß er nicht auch Schleſien bereiſt hat. Er würde dort eine Miſchung ſüd- und norddeutſchen Weſens gefunden haben, die ihm vielleicht behagt hätte, außerdem Klößel, die freilich meiſt etwas derber ausfallen als die feinen ſchwäbiſchen oder badiſchen Spätzle, und vor allem — in dem drei bis fünf Meilen breiten Streifen, der ſich von Ratibor bis Görlitz im und am Gebirge hinzieht — die ſchönen maleriſchen und gemütlichen Dörfer, die er in Norddeutſchland vermißt. In einem Anhang wird die Geſchichte des Germaniſchen Nationalmuſeums zu Nürnberg erzählt.

Vom bürgerlichen Parteiweſen

Im Leben unſrer bürgerlichen Parteien, namentlich ſoweit es in der Preſſe zum Ausdruck kommt, herrſcht ein troſtloſer Wirrwarr. Und daneben läßt ſich nicht verkennen, daß eine ganz geſunde Unterſtrömung in allen bürgerlichen Schichten vorhanden iſt, die aber nicht zum kräftigen Ausdruck gelangen kann, weil Parteiredner und Parteiblätter immer wieder ſtörend dazwiſchen fahren. Parteien, die nach ihrer ganzen Grundrichtung zuſammengehören, bekämpfen und befehden einander, dagegen ſuchen andre, die innerlich gar nichts gemein haben, Annäherung aneinander. Politiſche Richtungen, die ſich ſelbſt als Stützen der monarchiſchen Staatsordnung ausgeben und auch bisher dafür angeſehen worden ſind, machen zu Wahlzwecken gemeinſame Sache mit einer Partei, die gar kein Hehl daraus macht, daß ſie darauf ausgeht, den beſtehenden Staat zu untergraben und zu ſtürzen. Unter dieſen Umſtänden kann es nicht wundernehmen, daß die ausgeſprochne Neigung in allen bürgerlichen Kreiſen, ſich nach den offenbaren Wirkungen der allgemeinen Zerſplitterung bei den letzten Reichstagswahlen nun einmal einmütig gegen den gemeinſamen Feind, die Sozialdemokratie, zu wenden, nicht immer die gewollte Wirkung zu erreichen vermag. Wie ſoll aber überhaupt der Kampf gegen die Sozialdemokratie geführt werden, wenn ſo günſtige Anzeichen, wie ſie tatſächlich in der Gegenwart vorhanden ſind, unbenützt vorübergehen? Wegen Mandatsintereſſen haben die Nationalliberalen in Baden ein Wahlbündnis mit den Sozialdemokraten geſchloſſen, und die Ausrede, daß das Zentrum aus demſelben Grunde in Bayern das gleiche getan habe, ſollte doch nicht als ausreichend gelten für eine Partei, die unverdroſſen verſichert, daß das Zentrum in nationaler und kulturfreundlicher Geſinnung tief unter ihr ſtehe.

Es beruht unzweifelhaft auf Täuſchung, wenn man annimmt, daß ein einmaliges Zuſammengehen mit der Sozialdemokratie an der grundſätzlichen Gegnerſchaft beider Parteien nichts ändre. Jedenfalls wird man auf dieſem Wege

das deutſche Volk nicht zur politiſchen Moral erziehen. Im Ausland erkennt man ganz genau, daß Deutſchland bei ſolchen Parteien und mit dem daraus zuſammengeſetzten Reichstage weder große Politik machen kann noch auch eine große Flotte bauen wird; je entſcheidungsreicher ſich die Zeit geſtaltet, deſto kleiner wird das Geſchlecht der Parteien, das in faſt vier Jahrzehnten nach dem Entſtehen des Deutſchen Reiches noch immer nicht gelernt hat, wie die Politik einer Weltmacht und einer großen Nation gemacht werden muß. Der Zug ins Große, der das deutſche Bürgertum nach den Jahren 1866 und 1870 begleitete, iſt immer mehr verloren gegangen und hat einem Streiten um verhältnismäßig geringfügige wirtſchaftliche und konfeſſionelle Fragen Platz gemacht, neben dem die Ausſicht auf die Zukunft außer acht gelaſſen wird. Der Eindruck dieſes troſtloſen Zuſtandes wird auch von der öffentlichen Meinung allgemein empfunden, und es iſt vergeblich, wenn ihre ſogenannte Vertretung die Schuld auf die Politik des Kaiſers und des Reichskanzlers ſchieben will. Man braucht nicht jedem Wort und jedem Schritt auf jener Seite zuzujubeln, aber man kann ſich bei einiger Unbefangenheit der Wahrnehmung nicht verſchließen, daß der eigentliche Grund unſrer unfruchtbaren innern und äußern Politik nicht dort zu ſuchen iſt. Im Gegenteil, gerade da, von wo die Vorwürfe über Zickzackpolitik herkommen, herrſcht die größte Zerfahrenheit, und es ſcheint faſt, als ſei bei ganzen Richtungen die Fähigkeit verloren gegangen, ihre Kraft auf die Verwirklichung eines großen Gedankens zu richten. Über Kritiken, die allerdings meiſt bitterbös ausfallen, kommt man nicht hinaus, von einer Bezeichnung richtiger Wege, die eingeſchlagen werden müßten, vernimmt man nichts, am wenigſten etwas praktiſch Durchführbares.

Ein mit gutem Grund beklagter Umſtand iſt, daß Geſetzgebung und auch Verwaltung des Reichs ſeit Jahren vom Zentrum, alſo von einer Partei abhängig ſind, die vom konfeſſionellen Standpunkt aus zuſammengehalten wird. Meiſt wird dieſe Anomalie unſers Staatslebens bloß dazu benutzt, Schlagworte wie „Zentrum iſt Trumpf“ u. a. gegen die Regierung oder eigentlich gegen den Kaiſer zu gewinnen, Schlagworte, die an Seichtigkeit der Begründung nicht einmal von den Refrains der Couplets in Tingeltangeln erreicht werden. Jedermann weiß doch oder ſollte wenigſtens wiſſen, wie das Zentrum entſtanden iſt. Durch die zum Teil geradezu ſchikanöſe Art, mit der ſeinerzeit der ſogenannte Kulturkampf geführt worden iſt, und von der ſich ſogar ſpäter der Altreichskanzler entſchieden losgeſagt hat, waren auch gebildete katholiſche Kreiſe, die bis dahin der Religion mit derſelben Intereſſeloſigkeit gegenübergeſtanden hatten wie in der Gegenwart viele gebildete Proteſtanten ihrer Kirche, zu einer politiſchen Partei zuſammengetrieben worden, und gerade ſie hatten einem ſchon vorhandnen Gemiſch von kirchlich einſeitigen und politiſch partikulariſtiſchen, alſo recht heterogenen Elementen eine Feſtigkeit verliehen, durch die noch heute das Zentrum wie eine Phalanx in unſer Parteileben unerſchütterlich hineinragt. Seit der Zertrümmerung der Kartellmehrheit iſt die Zentrumspartei ſogar aus-

Digitized by Google

ſchlaggebend im Reichstage geworden und ſtellt ſeinen Präſidenten. Das iſt eine unerfreuliche Erſcheinung, aber durch Kritiſieren, Nörgeln und Anklagen gegen die gegenwärtige Reichsregierung wird dieſe Anomalie nicht aus der Welt geſchafft. Das Zentrum iſt eben heute noch eine Macht, und es iſt der Reichsregierung gar kein Vorwurf daraus zu machen, daß ſie damit rechnet und rechnen muß, um ſo mehr, da die Parteien, wenn es ihnen in den Kram paßt, die Macht des Zentrums, in der Regel zu Oppoſitionszwecken, ſehr wohl zu benutzen verſtehn. Begegnete das Zentrum wirklich ſo allgemeiner Abneigung, wie gewiſſe Blätter verſichern, ſo würde es freilich der Regierung ſehr leicht fallen, ſich auf die Geſchloſſenheit der übrigen Parteien zu ſtützen und „gegen das Zentrum zu regieren". Daß die Parteien in ihrer Zerfahrenheit eine ſolche Politik unmöglich machen, braucht kaum noch ausgeſprochen zu werden, man bringt ſie ja nicht einmal immer gegen die Sozialdemokratie zuſammen.

Man gebe nur der Regierung Gelegenheit, ſich einmal auf eine andre Parteizuſammenſetzung zu ſtützen als auf die heute allein mögliche, und wird dann auch zu andern Ergebniſſen und zu einer ſtetigern Politik gelangen. Der in der Gegenwart unſtreitig verſchobne Schwerpunkt im Reichstag kann nur dann wieder an die richtige Stelle gerückt werden, wenn entweder das Zentrum zertrümmert oder ein Gegengewicht im Reichstag ſelbſt hergeſtellt wird. Außer den nun einmal im Reichstag ſeit Jahren beſtehenden Parteiverhältniſſen läßt man bei den gewohnheitsmäßigen Vorwürfen gegen die Regierung, ſie komme dem Zentrum zu weit entgegen, auch noch andre tatſächlich beſtehende und gar nicht vom Willen des Kaiſers oder ſeines Reichskanzlers abhängige Zuſtände im Reiche außer acht. Deutſchland iſt ſeit der Reformation in zwei konfeſſionelle Lager geſchieden, zwiſchen denen ſelten der Kampf geruht hat, da er auf beiden Seiten von aufgeregten Heißſpornen immer wieder aufgenommen und außerdem in der Gegenwart von allen kirchenfeindlichen Elementen eifrig geſchürt wird. Die Bedenklichkeit der Kampfgenoſſen dieſer letzten Art wird dabei gerade von den konfeſſionellen Streitern, denen es ernſt um ihre Sache iſt, nur zu leicht überſehen. Der Unſegen des konfeſſionellen Haders und die Nachteile für das Reich werden zwar auf vielen Seiten erkannt und beklagt, aber es wird doch nicht anders. Am meiſten freuen ſich die Sozialdemokraten darüber, denn ſie haben den Vorteil davon, wenn ſich das Bürgertum konfeſſioneller Streitigkeiten wegen in den Haaren liegt und hergebrachtermaßen bei dieſer Gelegenheit auch die Regierung anklagt, indem von der einen Seite behauptet wird, ſie beuge ſich vor dem katholiſchen Zentrum, und von der andern, ſie verletze die Parität. Dabei wird öfter die Behauptung ausgeſprochen, daß eigentlich Preußen, und auch Deutſchland, ein proteſtantiſches Land ſei, was doch für Preußen ſeit 1815 ſicher nicht mehr richtig iſt und für das Reich nie gegolten hat. Während Preußen zum dritten Teil katholiſch iſt, hat das Deutſche Reich zu zwei Fünfteln katholiſche Einwohner und iſt überhaupt die viertgrößte katholiſche Macht, indem es in der Zahl der Katholiken nur von Öſterreich,

Digitized by Google

Frankreich und Italien übertroffen wird, aber ſogar noch über Spanien ſteht, das weniger Einwohner hat, als Deutſchland Katholiken zählt. Solchen notoriſchen Verhältniſſen müſſen der Kaiſer und die Regierung Rechnung tragen.

Trotz dieſer Sachlage iſt freilich die heutige Stellung des Zentrums, die es infolge ſeiner Stärke und Geſchloſſenheit inne hat, kein erfreulicher Zuſtand für das Reich, das nicht aus Gedanken entſproſſen iſt, die in dieſer Partei vorherrſchen. Aber die bisher gemachten Verſuche, die Stellung des Zentrums zu brechen, haben nur einmal einen Erfolg gehabt: dem Altreichskanzler gelang es in der großen nationalen Erregung bei den Septennatswahlen von 1887 durch das Kartell. Die Lehre, die ſich daraus ergab, ging bald darauf in dem dem Kanzlerwechſel folgenden politiſchen Wirrwarr verloren und iſt heute nahezu vergeſſen, der Wirrwarr iſt aber noch da. Anregungen andrer Art, die unter Umſtänden auch den Zweck hätten erfüllen können, ein Gegengewicht gegen das Zentrum zu ſchaffen, und die den Zuſammenſchluß aller liberalen Parteien ins Auge faßten, ſind jedesmal geſcheitert, weil jeder der Führer an der Neigung feſthielt, ſein Bürgerwehrkorps ſelbſt zu kommandieren. So konnte auch aus der großen liberalen Armee nichts werden, und die Ausſichten auf einen Erfolg auf dieſem Wege ſind immer geringer geworden, je mehr die weiter links ſtehenden Elemente von der Sozialdemokratie aufgeſogen worden ſind, ein Schickſal, das ihnen Bismarck vorausgeſagt hatte. Bei beiden Möglichkeiten, dem Einfluß des Zentrums ein Paroli zu bieten, fällt den Nationalliberalen der hauptſächlichſte Anteil zu, und es iſt darum geboten, dieſer Partei eine eingehendere Betrachtung zuzuwenden.

Niemand wird der nationalliberalen Partei abſprechen, daß ſie in der Geſchichte des jungen Deutſchen Reichs eine wichtige Rolle geſpielt hat, und es wird ihr auch kein Vorwurf daraus gemacht werden dürfen, daß ſie vielleicht nicht mehr Führer von der Bedeutung eines Bennigſen und Miquel hat. Sie teilt darin das Schickſal der übrigen Parteien und des geſamten Reichstags. Den größern Ereigniſſen vor vierzig Jahren entſprachen auf allen Seiten hervorragendere Perſönlichkeiten. So erſcheint es wenigſtens dem kritiſchen Beobachter. Dabei iſt es aber keineswegs ausgeſchloſſen, daß ſich auch in der Gegenwart, wenn eine plötzliche weltgeſchichtliche Entſcheidung über Deutſchland hereinbrechen ſollte, unter den heute nicht in ihrem vollen Wert erkannten Politikern die Männer finden werden, die große Aufgaben in großem Sinne aufzufaſſen verſtehen. Die lange Friedenszeit hat die großen Ideen in den Hintergrund treten laſſen, und das Parteitreiben unſrer Tage iſt nicht geeignet, ſie zu wecken. Wir brauchen trotzdem die Hoffnung nicht fahren zu laſſen, daß Deutſchland in der Stunde der Not oben wie unten auch die richtigen Leute an der richtigen Stelle haben wird, man muß nur auf allen Seiten den etwas dünn gewordnen nationalen Faden eifrig weiterſpinnen und ihn nicht in dem wirren Tagesgewebe verlieren. Im Wandelgange des ſtolzen Reichstagsgebäudes ſteht ja auch der Spruch geſchrieben: Erſt das Vaterland, dann

die Partei; es ſoll hier nicht aufgezählt werden, wie oft er in den letzten Jahrzehnten von Einzelnen, ja von der Geſamtheit in ſein Gegenteil verkehrt worden iſt, wenn Mandatsintereſſen der Parteien in Frage kamen.

Sobald neue Aufgaben im politiſchen, wirtſchaftlichen und ſozialen Leben der Völker entſtehn, pflegen ſich neue Parteien zu bilden. Sie erfüllen dann nicht immer in der in ihrem Programm ausgedrückten, ſondern zuweilen in ganz andrer Weiſe ihre Aufgabe und ſollten danach eigentlich wieder verſchwinden, um andern Platz zu machen, die zu neuen Weiterentwicklungen berufen ſind. Die nationalliberale Partei iſt unter dem erſten Jubelliede der Lerche von der deutſchen Einheit über dem Schlachtfelde von Königgrätz geboren worden und zog alle entwicklungsfähigen Elemente des deutſchen Liberalismus, wie er ſich nach den Traditionen der dreißiger und vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gebildet hatte, an ſich. Was dieſer Entwicklung nicht fähig war, iſt, trotz allgemein anerkannter großer parlamentariſcher und wahltaktiſcher Begabung der Führer, in der Gegenwart verſchwunden bis auf geringe Reſte, die ſich nicht aus eigner Kraft, ſondern durch gelegentliche Unterſtützung von rechts und links erhalten haben. Auch die nationalliberale Partei hat ſtarke Einbußen erlitten, es ſcheint aber doch, daß ſie noch nicht zu den ausgelebten Parteien zu werfen iſt, denn ihr Programm iſt noch keineswegs erfüllt. In ſeinen weſentlichen, wenn auch von der Partei ſelbſt nicht zu allen Zeiten mit Sorgfalt gehüteten Teilen iſt es noch immer lebenskräftig und entwicklungsfähig.

Große Erinnerungen laſten auf den Nachkommen; ſie wirken in der Regel in ihrer Vielſeitigkeit ſtörend und laſſen darum oft nur ſchwer die Urſachen der einſtigen Größe klar erkennen. Auch die heutigen Nationalliberalen leiden unter dem Druck der frühern Größe der Partei, eine gewiſſe Unklarheit über die eigentliche Urſache des Rückgangs gibt ihrem Auftreten zuweilen etwas Schwankendes und iſt durchaus nicht geeignet, die Partei wieder auf die ehemalige Höhe zu bringen. Parteien können ſich aber ebenſowenig wie Staaten von den politiſchen Grundlagen entfernen, auf denen ſie entſtanden ſind. Die Nationalliberalen hatten nach dem Grundſatze Macaulays: „Ein Staatsmann iſt oft genötigt, auch in Maßregeln, die ihm mißfallen, zu willigen, um nicht den Erfolg von Maßregeln zu gefährden, in denen er ein Lebensintereſſe ſieht“, ſich rüſtig in den lebendigen Strom der Gründung des Reichs geworfen und — um mit einem liberalen Schlagwort zu reden — die Einheit über die Freiheit geſtellt. Dadurch gewannen ſie die Führung des parlamentariſchen Lebens und kamen gerade deshalb in die Lage, für die Verfaſſung wie für die Geſetzgebung des jungen Reichs einzelne recht beachtenswerte liberale Grundſätze wie das Budgetrecht des Reichstags, die Verantwortlichkeit des Reichskanzlers u. a. durchzuſetzen, während der doktrinäre Liberalismus fruchtlos blieb. Die Stärke der nationalliberalen Partei fällt genau mit der Beibehaltung dieſes Standpunkts zuſammen. Sie blieb groß und ausſchlaggebend, ſolange ſie den bürgerlichen Liberalismus zu deſſen eignem Vorteil in den Dienſt der Reichsidee zu

Digitized by Google

ſtellen verſtand; von dem Augenblick an, wo ſich die Partei unter dem Einfluß ihrer redegewandten freihändleriſchen Mitglieder Lasker, Bamberger uſw. von der großzügigen Reichspolitik Bismarcks ab- und der Oppoſition zuwandte, ging ſie überraſchend ſchnell zurück.

Die Partei machte damals einen Rückfall in das alte liberale Programm durch, das vor der Gründung des Reichs entſtanden und darum überholt war. Darin hatte freilich der Cobdenismus, der Freihandel zu Englands Gunſten eine große Rolle geſpielt; heute iſt er ſogar im britiſchen Reiche faſt ohne Bedeutung und nur in der neuſten Zeit zur Wiederbelebung der liberalen Partei vorübergehend hervorgeſucht worden, in allen übrigen Ländern aber längſt verlaſſen und vergeſſen. Die nationalliberale Partei wurde damals binnen wenig Jahren durch Spaltungen und Wahlverluſte auf die Hälfte ihres frühern Beſtandes reduziert. Auch in der Gegenwart ſcheint ſie ſich wieder in einen Rückfall in die alte liberale Doktrin verloren zu haben. Zunächſt kann nicht gut ein Zweifel darüber beſtehn, daß ſich viele ihrer Führer der Täuſchung hingeben, weil die größte Stärke der Partei von hundertachtzig Mandaten in die Zeit des Kulturkampfs fiel, müſſe man eifrig Kulturkampf treiben, um wieder in die Höhe zu kommen und dem Vaterlande zu nützen. Es iſt jedoch ein Irrtum, daß die nationalliberale Partei durch den Kulturkampf groß geworden ſei. Dieſer fiel in die Zeit der größten innern Machtfülle Bismarcks, hinter dem die Nationalliberalen damals Mann an Mann als Vorkämpfer für den Reichsgedanken ſtanden. Darin lag ihre Stärke, das Kampfobjekt dagegen war ziemlich nebenſächlich. Wenn die Partei dabei die unnötigen Härten der kirchenpolitiſchen Geſetzgebung, die erſt hinterher aufkamen, überſehen hatte, ſo iſt ihr daraus kein Vorwurf zu machen, denn andre taten dasſelbe, und ſie war am erſten durch ihren Urſprung aus der alten liberalen Partei zu entſchuldigen. Ein Fehler iſt es aber, wenn man jetzt den damaligen Kampfeseifer wieder beleben will. Die Zeit des Kulturkampfs iſt endgiltig vorüber, und er kann auch von einer Partei allein, wäre ſie auch noch ſo ſtark, nicht geführt werden. Die Regierung ſieht aber kein Bedürfnis für einen ſolchen und wird ſich nicht durch die Ausſtreuung, ſie ſtehe im ultramontanen Lager, dazu drängen laſſen. Auch die Mehrzahl des Volks will keinen Kulturkampf wieder.

Die Zukunft der nationalliberalen Partei wird ſich demnach nicht auf die Wiederanſchürung des Kulturkampfs, ſondern auf die Wiederbelebung ihrer reinnationalen Vergangenheit gründen müſſen. Die Machtſtellung des Zentrums rührt keineswegs von der Organiſation der ſtreitbaren katholiſchen Kirche und auch nicht von der Unterwerfung unter irgendeine kirchliche Autorität, ſondern von der Einigkeit her, in der politiſch ſcharfblickende, taktiſch gewandte und zu praktiſch nützlichem Entgegenkommen bereite Führer die an ſich ſehr widerſtrebenden Elemente der Partei zuſammenzuhalten verſtehn. Das Zentrum hat Konſervative, Liberale und ſehr Radikale in ſeinen Reihen, und doch ordnen ſich alle einem Gedanken unter, denn ſie wiſſen, Einigkeit gibt Macht, und die allein

führt zu politiſchem Einfluß. Die ſchönſten „Prinzipien“ verleihen dagegen gar keine Macht; darum fordern doch auch immer die Parteien die Macht der Regierung zur Durchführung ihrer „Prinzipien“. Sie können noch alle vom Zentrum lernen, wie man politiſch praktiſch verfährt. Ihm kommt auch das Schüren in der Kulturkampfſache durch die Nationalliberalen gar nicht ſo ungelegen, denn den Führern wird das Zuſammenhalten der ſehr ungleichartigen Mitglieder der Partei ſehr erleichtert, wenn es immer ein wenig kulturkämpferiſch riecht. Sie wiſſen außerdem den Einfluß einer großen Partei zu ſchätzen und auch zu verwerten. Zählte die nationalliberale Partei nun auch hundert Mandate, wie ſeit Jahren das Zentrum, ſo würde ihr Einfluß aus nationalen Gründen noch viel größer ſein als der heutige „ultramontane“. Dazu verhilſt jedoch kein Beneiden und kein Angreifen, ſondern nur Beſſermachen, dazu darf man nicht Irrpfade einſchlagen, die vom Ziel abführen und andern den Weg freilaſſen. Vor allen ſollten die Nationalliberalen nie die einſtige Warnung Bismarcks an Bennigſen aus dem Auge verlieren: „Laß nicht vom Linken dich umgarnen.“ Dieſe Warnung war ſeinerzeit beachtet worden, und der Erfolg war, daß die Partei kurz darauf infolge ihrer nationalen Haltung bei den Septennatswahlen plötzlich wieder hundert Mandate erreichte.

Dann kam allerdings die irrtumsreiche Zeit nach dem Tode der beiden Kaiſer und dem Ausſcheiden Bismarcks, in der es auch durchaus national geſinnten Männern ſchwer wurde, zwiſchen der Verehrung des Altreichskanzlers, die allen eine Herzensſache war, und der Tatſache, daß das Deutſche Reich verfaſſungsmäßig auf die Dynaſtie der Hohenzollern, aber nicht auf das Haus Bismarck begründet iſt, die richtige Mittellinie zu finden. Die Nationalliberalen entſchloſſen ſich damals, gegen die Capriviſche Heeresvorlage mit der zweijährigen Dienſtpflicht zu agitieren, und ſie traten erſt für ſie ein, nachdem der Reichstag aufgelöſt worden war, und Bennigſen allerdings fünftauſend Mann von der Präſenzſtärke abgehandelt hatte. In den national geſinnten Volkskreiſen, die der Heeresvorlage durchaus geneigt waren, war dadurch eine Spaltung und eine große Lauheit hervorgerufen worden, weshalb das Wahlreſultat für die Nationalliberalen, namentlich in Süddeutſchland, weit hinter dem von 1887 zurückblieb. Von jenen unklaren Zeiten her ſchreibt ſich überhaupt der Rückgang der Nationalliberalen im Südweſten; nacheinander haben ſie ihre Stellung im bayriſchen, dann ihre Mehrheit im württembergiſchen und im badiſchen Landtage eingebüßt, und es iſt kaum mehr als ein Spiel mit Worten, wenn dafür das Erſtarken des Partikularismus verantwortlich gemacht und beklagt wird; denn was in Süddeutſchland die den Reichsgedanken vertretenden Nationalliberalen verlieren, das fällt von ſelbſt den partikulariſtiſchen Demokraten und Ultramontanen zu. Fehler der Taktik in national tief bewegter Zeit, darunter beſonders die auch von andrer Seite geübte Methode, den greiſen Kaiſer Wilhelm und den Fürſten Bismarck gegen den jetzigen Kaiſer und ſeine Kanzler ins Treffen zu führen, haben zunächſt den Nationalliberalen geſchadet und der

Demokratie Wähler über Wähler zugeführt. Man kann doch auch nicht zugleich die Reichsidee hochhalten wollen und ihre oberſten verfaſſungsmäßigen Vertreter herabſetzen. Beides verträgt ſich nicht; eine Reichspartei muß mit dem auszukommen ſuchen, was wir haben, und nicht verlangen, was wir nicht haben und nicht haben können. Dergleichen iſt Sache der Oppoſition.

Es wäre für das Reich ſehr nützlich, wenn die Nationalliberalen aus dieſen Tatſachen ihrer eignen Geſchichte die richtigen Schlüſſe ziehn und nicht immer wieder an ihre liberale Vorvergangenheit anknüpfen wollten. Das Vaterland verlangt Reichsparteien, die ſich nicht mehr mit der Oppoſitionsſpielerei des doktrinären Liberalismus befaſſen. Dieſer Liberalismus iſt doch kein andrer als der, von dem Bismarck am 9. Mai 1884 im Reichstage ſagte: „Ich muß es ganz entſchieden ausſprechen, daß dieſer Liberalismus meiner Überzeugung nach keine Zukunft hat, und daß ich es als die Aufgabe meines Lebens halte, als meine Pflicht dem Kaiſer und dem Lande gegenüber, dieſen Liberalismus zu bekämpfen bis zum letzten Atemzug.“ Durch Annäherung an den Liberalismus, ſoweit er überhaupt noch nicht in der Sozialdemokratie aufgegangen iſt, kann eine Reichspartei — und eine ſolche iſt die nationalliberale — nicht gekräftigt werden. Die neuern Vorgänge in der Partei beweiſen es ja ſelbſt. Die Prediger in ihren Reihen, die unausgeſetzt betonen, daß in Zukunft „liberalere Bahnen“ eingeſchlagen werden müſſen, ſetzen wohl immer auf den Parteitagen in dieſem Sinne lautende Beſchlüſſe durch, aber hinterher können ſie nicht befolgt werden, weil die Partei in jedem praktiſchen Einzelfalle erkennt, daß ſie ſich dadurch vom nationalen Boden abdrängen laſſen würde. Das Spielen mit der Oppoſition in Worten, während man als nationalliberale Partei doch gar nicht daran denken kann, zur wirklichen Oppoſition überzugehn, wirkt lähmend auf die eigne Tatkraft und auf die Stimmung der Bevölkerung. Mit dem Liberalſeinwollen hat man ſeit dem Rücktritt Bismarcks nun lange genug erfolglos operiert, und es dürfte an der Zeit ſein, wieder andre Bahnen einzuſchlagen und nicht weiter zu verſuchen, der Partei neue Kraft zuführen zu wollen aus einem Boden, der gar keine mehr erzeugt.

Will die nationalliberale Partei wieder eine große liberale Bürgerpartei werden, wie ſie es einſt war, und wie es zum Beſten des Reichs auch ſehr wünſchenswert iſt, ſo muß ſie all den demokratiſchen und antiklerikalen Schnickſchnack, der ihr noch zeitweilig als vorgeſchichtlicher Anhang anklebt, ernſtlich beiſeite laſſen und ſich wieder ganz in den Dienſt der Reichsidee ſtellen, wie ſie gegenwärtig durch den kaiſerlichen Schöpfer der Flotte und ſeinen bewährten Kanzler vertreten wird. Denn eine andre haben wir nicht. Den kirchlichen Hader ſollte man ruhn laſſen, weil man durch ihn nur das Zentrum ſtärkt. Übergriffe allzu eifriger katholiſcher Geiſtlicher hat es zu allen Zeiten gegeben, in der Gegenwart ſind aber alle Fälle dieſer Art infolge des guten Einvernehmens mit dem Vatikan immer raſch beigelegt worden. Bei einer ſolchen Sachlage kann es vernünftigerweiſe keinen Kulturkampf mehr geben, noch

Digitized by Google

dazu in einer Zeit, wo der geſamte Einfluß der modernen Wiſſenſchaft, wo die den weiteſten Kreiſen der Bevölkerung zugeſloſſene Bildung und wo nicht zum letzten die ausgeſprochne Haltung des Kaiſers, der bei allem billigen Entgegenkommen gegen ſeine katholiſchen Reichsangehörigen doch ein beſſerer Proteſtant iſt als viele, die ſich aus Parteigründen dafür ausgeben, jeden wirklichen Verſuch einer klerikalen Reaktion im Keime erſticken würde. Daß der Einfluß des Zentrums an die Stelle des frühern der Nationalliberalen getreten iſt, iſt im Reichsintereſſe zu beklagen, bedeutet aber keine klerikale Reaktion. Dieſer parlamentariſche Mißſtand kann bloß auf parlamentariſchem Wege wieder beſeitigt werden, und die Nationalliberalen wären die nächſten dazu, wenn ſie ſich wieder auf die höhere Warte der Idee begeben wollten, die einſt ihre Partei geſchaffen hat. Auf ein höheres Niveau kann unſre ganze innere Politik, unſer parlamentariſches Leben nur wieder gehoben werden, wenn die grundlegende Idee: Kaiſer und Reich! wieder mehr in den Vordergrund geſtellt wird. Es ſoll durchaus nicht der Vorwurf erhoben werden, als hätte die nationalliberale Partei in den letzten Jahren irgendwie gegen eine nationale Forderung direkt gefehlt, aber der Gedanke: Für Kaiſer und Reich! muß öfter und wärmer, die Bereitwilligkeit, alle für die Machtbehauptung und Machtentfaltung des Reichs notwendigen Opfer zu bringen, mit mehr Begeiſterung als bisher ausgeſprochen, ſchließlich aber auch entſchieden Stellung genommen werden gegen die tatſächlichen Gegner jeder wahren Reichspolitik, die Sozialdemokraten. Damit würde ſie auch in den weiteſten Kreiſen des Bürgertums Zuſtimmung finden, denn dort ſucht man Hilfe gegen den täglichen und ſtündlichen Bedränger, gegen den Störer aller bisherigen friedlichen Verhältniſſe, gegen den Beſchimpfer alles deſſen, woran der deutſche Bürger ſeither ſeine Freude gehabt hat, gegen die Sozialdemokraten.

Bis an ſein Lebensende hat der Altreichskanzler den Kampf gegen die Sozialdemokratie als erſte Aufgabe hingeſtellt, man weiß ganz genau, daß jede Handlung, die auf die Zerſplitterung der bürgerlichen Parteien hinwirkt, ein gutes Werk an der Sozialdemokratie iſt, und trotzdem wird bei allen Wahlen die bisherige Taktik fortgeſetzt und niemals an die erſte Stelle der Ruf: Wider die Sozialdemokratie! geſtellt. Nach ihrer hiſtoriſchen Stellung fällt dieſer Ruf den Nationalliberalen zu, die aber auch ihre ganze politiſche Haltung und ihre Preſſe danach zuſchneiden müßten; bei der heutigen Stimmung in bürgerlichen Kreiſen würde eine Partei, die in dieſem Sinne mit Entſchiedenheit vorgeht, eine ganz andre Stütze finden als mit den Verſuchen, den Kulturkampf aufzufriſchen, für den ſich niemand mehr zu erwärmen vermag. Dieſe Stimmung zu erfaſſen und politiſch nutzbringend für die weitſchauende Politik des Kaiſers zu verwerten, das entſpricht allein der rühmlichen Vergangenheit der Nationalliberalen. Es ſcheint freilich, als ob die Kulturkampfprediger die günſtige Gelegenheit verpaſſen würden, die natürlich vorüber ſein wird, ſobald die gegenwärtige Stimmung der bürgerlichen Kreiſe in Ermangelung politiſcher Sammlung und Unterſtützung wieder eingeſchlafen iſt. Es gibt aber gar keine dringlichere

Aufgabe für alle, die ſich noch zum Mittelſtand und Bürgertum in Deutſchland zählen, als die gemeinſame Abwehr des politiſchen, geſellſchaftlichen und gewerblichen Drucks, den die Maſſen der Sozialdemokratie ausüben, und dem nur durch einen ebenſo geſchloſſenen Widerſtand begegnet werden kann. Daß ein ſolcher Zuſammenſchluß überhaupt nur unter der alten Deviſe der Nationalliberalen: Für Kaiſer und Reich! möglich iſt, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden.

Ruſſiſche Briefe

Von George Cleinow

2

Dank der Wahltaktik der konſtitutionell-demokratiſchen Partei fiel die Zuſammenſetzung der erſten ruſſiſchen Volksvertretung ſo aus, daß folgenſchwere Zuſammenſtöße mit den Vertretern der Regierung von vornherein unvermeidlich erſchienen. Daß die Duma oppoſitionell war, iſt dabei durchaus nicht als Fehler gedacht. Nach Lage der Dinge in einem ſich neu formierenden Staate muß meines Erachtens die erſte Volksvertretung — will ſie wirklich reformierend wirken — immer oppoſitionell gegen ein aus dem alten Staatsorganismus übernommnes Kabinett ſein. Dabei muß es gleichgiltig ſein, ob das Kabinett reaktionär oder fortſchrittlich iſt. Denn erſt aus den fortgeſetzten Reibungen zwiſchen Kabinett und Parlament können ſorgſam durchdachte und durchgearbeitete Geſetze entſtehn. Natürlich muß von beiden Seiten der Ausweg ſachlich geſucht werden. In unſerm Falle zählte das Kabinett Vertreter der ſchärfſten Reaktion wie den Ackerbauminiſter A. S. Stiſchinski und Liberale wie den Juſtizminiſter Stſcheglowitow zu ſeinem Beſtande. Der Miniſterpräſident J. L. Goremykin war durchaus farblos. Die Hauptaufgabe des erſten ruſſiſchen Parlaments beſtand demnach nicht in der Beſeitigung des Kabinetts, ſondern in deſſen Ausnutzung, um die im Manifeſt vom 17. (30.) Oktober 1905 dem Lande zugedachten Segnungen ins Leben einzuführen und ſicherzuſtellen. Das Kabinett Goremykin war anfangs unter dem Drucke der moskowitiſchen Reaktion geneigt, ſich der Anſchauung anzuſchließen, als ſei durch jenes Manifeſt mehr gegeben worden, als einer geſunden Entwicklung des ruſſiſchen Geſamtſtaats zuträglich wäre. Dieſe Anſchauung fand zuletzt maßgeblichen Ausdruck in dem kurz vor Zuſammentritt der Duma veröffentlichten Staatsgrundgeſetz (deſſen Text findet ſich in meinem Buche: „Aus Rußlands Not und Hoffen“, S. 290 bis 305). Während aber die Regierung den Anſchein erweckte, als wolle ſie nicht recht an das Manifeſt herangehn, trieb die Mehrheit in der Duma offenkundig weit darüber hinaus, ja unter dem Einfluß der Republikaner wurden auch

Digitized by Google

ſolche alte Forderungen als belanglos bezeichnet, derentwegen noch wenig Monate vorher Hunderttauſende von Arbeitern zum Generalſtreik gezwungen worden waren und der Dezemberaufſtand in Moskau ausgebrochen war, zum Beiſpiel das allgemeine Wahlrecht! Aus dieſen Widerſprüchen konnte nur eine ſtarke, arbeitstüchtige Mittelpartei hinausführen, die es verſtand, mit den Regierungsvertretern zu handeln. Eine ſolche gab es nicht, nachdem der „Verband vom 17. Oktober“ bei den Wahlen unterlegen war. Die als Mittelpartei bezeichneten konſtitutionellen Demokraten waren es tatſächlich nicht, weil ſie ſich einem viel zu radikalen Programm unterworfen hatten. Ihre Führer durften ſich darum auch nicht als Führer einer Kompromißpartei hinſtellen. Der ihnen zugefallnen Aufgabe dem Lande gegenüber waren ſie trotz ihres großen Vermögens an Bildung und geiſtigen Fähigkeiten nicht gewachſen. Infolge der falſchen Auffaſſung ihrer Stellung gingen der Partei die zur Politik notwendigen Haupteigenſchaften verloren, nämlich: Mut, Offenheit und daraus reſultierend Selbſtändigkeit.

* * *

Wie ſah es nun in der Duma aus?

Eine genaue Angabe über die Zugehörigkeit aller Abgeordneten zu der einen oder der andern Partei iſt mir auch heute nicht möglich und wird wohl kaum je möglich ſein.*) Engere, kleinliche Parteiintereſſen ſind in der Duma nicht zur Sprache gekommen, und nicht alle Parteien haben geſchloſſene Parlamentsfraktionen gebildet. Viele Abgeordnete, wie die Anarchiſten, haben ihre Zugehörigkeit zu dieſer politiſchen Organiſation möglichſt geheim gehalten. Andrerſeits iſt über die Kardinalfrage, nämlich die Zerlegung Rußlands in eine Anzahl autonomer Staaten, wie auch über die Frage der Abſchaffung der Monarchie überhaupt, in öffentlicher Sitzung nicht abgeſtimmt worden. Nur bei der Redaktion der Antwort auf die Thronrede kam die Grenzländerfrage zur Sprache und fand in der Adreſſe folgende Erledigung: „... die Reichsduma bemüht ſich um weite Erfüllung dieſer berechtigten (nationalen) Wünſche.“ Dennoch halte ich mich auf Grund meiner Beobachtungen auf Parteitagen und während des Wahlkampfes, die ich reiſend im größten Teile Rußlands anſtellen konnte, berechtigt, dieſe Frage als Probierſtein für die allgemeine politiſche Stellung der Abgeordneten anzuwenden. Was die ſozialiſtiſchen Parteien anlangt, bedarf es wohl kaum eines Nachweiſes dafür, daß ſie in Theorie und Praxis republikaniſch ſind. Das Erfurter Programm der deutſchen Sozialdemokratie iſt bei den meiſten Gruppen der Grundſtock der Parteiprogramme. Über die Stellung der konſtitutionellen Demokraten nur ein Wort. In der auf dem dritten Parteitage zu St. Petersburg Ende April ausgearbeiteten

*) Die in ruſſiſchen Blättern wie Duma, Eſhenedjelnik, St. Petersburgskija Wjedomoſti gemachten Mitteilungen ſind noch unvollſtändiger als die meinigen.

Digitized by Google

Inſtruktion für die Parlamentsfraktion finden wir in Paragraph 1 die Aufgaben der Parlamentsfraktion im Anſchluß an die Beſtimmungen des Parteiprogramms zuſammengeſtellt mit dem Schluß: „... Erfüllung der gerechtfertigten nationalen Forderungen." Als „gerechtfertigte nationale Forderung" hat die Partei aber auch die Autonomie Polens und der Kaukaſusländer mit eigner parlamentariſcher Vertretung, nach Maßgabe des örtlichen Bedürfniſſes, anerkannt. Gerade hierdurch hatte ſie auch die nationalern als auch konſervativern Kreiſe aus den genannten Gebieten während der Wahlen für ſich gewonnen. Die Polen beſonders haben ſich nicht lange beſonnen, als ihnen der Köder hingehalten wurde. Sie, die eingefleiſchten Antiſemiten, haben den Fürſten Drutzkoj-Ljubetzkoj in den dritten Kadettentag geſchickt und ihn eine lange Rede wider die Antiſemiten halten laſſen. Zur Belohnung dafür wurde in Kijew ein polniſcher Edelmann in die Duma gewählt. Paragraph 2 der Inſtruktion droht, die Partei würde es im Kampfe um die angegebnen Ziele ſogar auf einen Bruch mit der Regierung ankommen laſſen, nur würde ſie Sorge tragen, daß die Verantwortung dafür nicht auf die Partei ſondern auf die Regierung fiele. Nach den Reden, die auf dem dritten Parteitage gehalten wurden, iſt dieſer Paſſus ſo aufzufaſſen, daß die Kadetten bereit ſein werden, hinter den Revolutionären zu ſtehn, wenn der Augenblick gekommen ſein wird. Die Sozialiſten haben damals — im April 1906 — dieſe Inſtruktion lau und unaufrichtig genannt. Das war ſie auch. Denn die Kadetten wollten ſich für jeden Fall den Weg frei halten, um Einfluß auf die jeweilige Regierung zu gewinnen, ſei ſie nun eine bürgerliche oder eine proletariſche; mit einer bureaukratiſchen glaubten ſie nicht mehr lange rechnen zu müſſen.

Standen nun aber die Dinge in der Duma ſo, daß die Kadetten eine ſolche Politik zu treiben berechtigt waren?

Die Parteizugehörigkeit der einzelnen Abgeordneten habe ich mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit nur für 408 von 450 erkundeten Abgeordneten feſtſtellen können. (Im ganzen waren gegen 500 Abgeordnete vorhanden. In meiner Aufſtellung konnten unter anderm gegen 25 Sibirier und Kaukaſier nicht berückſichtigt werden, wie auch einige Polen und Letten, die erſt lange nach der Eröffnung der Duma in Petersburg eintrafen.)

Im allgemeinen betrachtet gab es in der Duma zwei große Grundſtrömungen: die ſtärkere ſozialiſtiſche (A) mit 262 Vertretern und die viel ſchwächere ruſſiſch-nationaliſtiſche, die ich unter Berückſichtigung der Anſchauungen ihrer theoretiſchen Leiter außerhalb der Duma die ſlawjanophile (B) nennen darf, mit 80 Vertretern. Beide Richtungen treffen ſich dort, wo die peſſimiſtiſche Auffaſſung des ſozialen Kulturzuſtandes des ruſſiſchen Volks einerſeits die Slawjanophilen zu Freunden einer Zerlegung Rußlands in wirtſchaftlich ſelbſtändige Gebiete macht, und wo ſich andrerſeits nationale Sonderwünſche einzelner Völkerſchaften, wie Polen, Letten, Litauer, Armenier, Juden und Tataren, ſolcher Auffaſſungen bedienen, um für die einzelne Nationalität Vor-

Digitized by Google

teile herauszuſchlagen, ohne dabei ſelbſt Sozialiſten ſein zu müſſen. Die Polen vertraten zum Beiſpiel in ihrer Mehrzahl durchaus konſervative Anſchauungen. Für dieſe Gruppe Autonomiſten (C) konnten 66 Mitglieder feſtgeſtellt werden.

Die Verteilung der 408 Abgeordneten auf die hauptſächlichſten Parteien iſt folgende: Zu A. Die konſtitutionellen Demokraten mit 120,*) Bauernbund 29, Sozialrevolutionäre 24, Sozialdemokraten 14, Anarchiſten, die ſich freiſinnig nennen, 15, radikal 10; nicht näher zu differenzieren, aber durchaus radikal 50, zuſammen 262. Zu B. Die Abſolutiſten mit 19, gemäßigter Fortſchritt 30, Oktoberverband 13, Verband der Rechtsordnung 4, Handelspartei 14, zuſammen 80. Zu C. Partei der demokratiſchen Reform 1, Polniſches Kolo 32, Letten 2, Litauer 3, Ukrainer 5, Rutenen 8 und gemäßigte Kadetten, die oben nicht berückſichtigt wurden, 15, zuſammen 66. Sämtliche Anhänger der ausgeſprochen republikaniſchen Parteien waren untereinander verbunden in der ſogenannten „Arbeitsgruppe". Dieſe bildete infolgedeſſen mit 142 Mitgliedern die ſtärkſte diſziplinierte taktiſche Einheit in der Duma. Übrigens eine Tatſache, die die Kadetten immer zu verheimlichen ſuchten, hinter der ſie ſich aber auf dem vierten Parteitage zu Helſingfors verſteckten, um ſich vor ihren Wählern zu entſchuldigen. Von den 66 Autonomiſten können 40 zur Arbeitsgruppe, der Reſt (26) zu den Kadetten gezählt werden. Die taktiſchen Einheiten in der Duma ſtellten ſich ſomit folgendermaßen dar: 182 bewußt kämpfende Republikaner unter Führung der Arbeitsgruppe, 146 Autonomiſten unter Führung der Kadetten, die es der Entſcheidung durch die „Mehrheit" überließen, ob die Monarchie in Rußland beibehalten werden ſoll oder nicht, und ſchließlich 80 bewußte Anhänger der Monarchie.

Das Verhältnis der drei Gruppen zueinander fällt noch ungünſtiger aus, wenn wir ihre politiſche Ausbildung und ihre Kampffähigkeiten in Betracht ziehn. Während die Republikaner und die Autonomiſten faſt ohne Ausnahme ſchon viele, einzelne ſogar dreißig Jahre lang im politiſchen Kampfe ſtehn, während ſie außerhalb des Hauſes über eine ausgezeichnet geleitete Parteipreſſe verfügten, Hunderte, Tauſende von Agitatoren zur Hand hatten, und während jede der beiden Gruppen mindeſtens dreißig geſchulte Parlamentsredner und darunter ſolche von hervorragender Rednergabe hatten, konnte die rechte, monarchiſche Gruppe nur mit drei gewiegten Politikern (Graf Heyden, M. A. Stachowitſch und Fürſt Wolkonski) in die Redeſchlacht eintreten, hatte

*) Das Wochenblatt der K.-D. Nr. 17 gibt auf Seite 1107 bis 1116 die Stärke der Kadettenfraktion mit 171 an. Dennoch halte ich mich berechtigt, an meinen Zahlen feſtzuhalten, die ja nur unter Berückſichtigung von 408 Abgeordneten richtig ſein ſollen. Auch ohne dieſe Einwendung ſcheinen mir jedoch die offiziellen Angaben nicht ganz einwandfrei, wenn ich bedenke, daß von dieſen 171 nur 96 den Wiborger Aufruf unterſchrieben haben. Dagegen kann die Zahl gelten, wenn wir ſie unter „Autonomiſten" ſetzen; die Geſamtſtärke dieſer Gruppe dürfte dann mit 171 plus 26 = 197 ziemlich richtig angegeben ſein.

Digitized by Google

keine Agitatoren und keine Preſſe von Belang. Die drei Vorkämpfer waren darum rein phyſiſch nicht imſtande, gegen den Redeſtrom von links aufzukommen.

So ſah die Duma aus, als die Kadetten ein Miniſterium aus ihrer Mitte und Amneſtie für alle politiſchen Gefangnen, die ſich nach dem 17. (30.) Oktober 1905 gegen das Geſetz vergangen hatten, forderten. Es gab auch Tage, wo Goremykin, der Miniſterpräſident, beeinflußt durch den Juſtizminiſter Stſcheglowitow beim Zaren für ein Kadettenkabinett eintreten wollte. Wohin das geführt hätte, brauchen wir kaum zu erläutern. Es genügt uns, daß Profeſſor Gredeskul, der zweite Vizepräſident der Duma, ſelbſt ein K.-D., in Nummer 173 des Parteiorgans Rjetſch eingeſtand: „Man vergleicht unſre Partei, ich glaube durchaus mit Recht, mit den Girondiſten in Frankreich.“ Sollte wirklich der Fehler des franzöſiſchen Königs vom Oktober 1791 im Juni 1906 durch den Zaren wiederholt werden? Nein, das durfte nicht geſchehn! Die Regierungsgewalt war ſtark, wenn ſie ſtark ſein wollte. Die wirkliche Mehrheit des Volks ſtand hinter ihr, ebenſo wie das Militär. Sie brauchte ſich von Dorfſchreibern, Statiſtikern und Dorfſchullehrern keine Vorſchriften machen zu laſſen, auch wenn dieſe durch die Vermittlung von Profeſſoren, Adelsmarſchällen und davongelaufnen Beamten eingebracht wurden. Das Kabinett war ſogar ſo ſtark, daß es ſelbſt die reaktionärſten Maßnahmen ergreifen konnte, wenn es ſolche gewollt hätte, und wenn es nur konſequent für ihre Durchführung ſorgte. Rückſchritt hatten aber die Staatsleiter durchaus nicht im Sinne. Der Zar und die von ihm beachteten Berater waren darin einig, daß ein liberaler Reformweg betreten werden mußte, ſollte die Zukunft des Reichs nicht noch ſchwererer Gefahr ausgeſetzt werden. Ich hatte in jenen Wochen wiederholt Gelegenheit, mit leitenden Staatsmännern über alle die ſchwebenden Fragen zu ſprechen, und kann es deshalb beſtätigen, daß die Kardinalfrage immer und immer wieder aufgeworfen wurde: „Wie iſt eine Dumaauflöſung zu vermeiden?“ Wie ſchon erwähnt worden iſt, ſoll Stſcheglowitow geglaubt haben, ein Kadettenminiſterium könne die gedachte Aufgabe durchführen. Die Gewährung der Amneſtie ſollte die Brücke ſchlagen helfen. Das Kabinett war bereit, die Amneſtie beim Zaren zu erwirken, forderte aber von den Volksvertretern, inſonderheit von den Kadetten, ſie ſollten öffentlich ihrem Abſcheu vor dem politiſchen Mord Ausdruck geben. Die Kadetten weigerten ſich. Einer ihrer Führer, mit dem ich darüber eingehender ſprach, erklärte: „Wir würden allen Rückhalt im Volke verlieren und auf Gnade und Ungnade den Regierungsvertretern ausgeliefert ſein — darum iſt es unmöglich!“

Der Herr hatte Recht. Die 182 Republikaner unter Führung der Arbeitsgruppe wären von den Kadetten abgerückt, und dieſe hätten Anſchluß nach rechts ſuchen müſſen, wollten ſie nicht allen Einfluß verlieren. Das aber durften ſie nach den Vorſchriften ihres Parteiprogramms nicht. Als auch

dieſes Mittel, die Kadetten von den Revolutionären zu trennen, mißlang, ſah das Kabinett ein, daß mit der Duma in ihrer gegenwärtigen Zuſammenſetzung keinerlei Arbeit zu leiſten wäre, die zur Anbahnung der geforderten großen Reformen führen konnte. Alſo Auflöſung!

Die Frage war nun, wie dieſe Auflöſung herbeizuführen ſei, ohne die Bevölkerung noch mehr zu erregen, und ohne den an ſich ſchon arg gefährdeten Staatskredit im Auslande zu ſchädigen. Das Inland, vor allen Dingen die Bauern, das ſtädtiſche Proletariat und die Studenten waren von der radikalen Linken energiſch bearbeitet worden, während das Ausland von den „Gelehrten" der Kadettenpartei teils direkt, teils durch Vermittlung der ausländiſchen Korreſpondenten hier mit „Aufklärung" überſchüttet wurde.

* * *

Trotz allen Schwierigkeiten übernahm es P. A. Stolypin — ſchon als Miniſter des Innern die Seele des Kabinetts —, die Auflöſung der Duma vorzubereiten. Ihm ſtanden dafür zwei Wege offen: die Heraufbeſchwörung eines parlamentariſchen Konflikts oder die Verhaftung der Dumaabgeordneten, die nachgewieſenermaßen im Lande die Revolution ſchürten. Im zweiten Falle wäre vielleicht ſogar die Dumaauflöſung unnötig geweſen, wenn der Miniſter nur hätte rechtzeitig den Nachweis erbringen können, in welchem Umfange ſich die Vertreter der Arbeitsgruppe an der Revolutionierung der Maſſen beteiligten. Auf Grund von Mitteilungen ſeitens rechts ſtehender Parlamentarier iſt vielfach die Anſicht verbreitet worden, als hätte das Kabinett die ihm zugegangnen Dokumente über die revolutionäre Organiſation veröffentlichen können. Tatſächlich hätte ſie alsdann aber die Entſcheidung noch weiter hinausſchieben müſſen, ſollten ihr nicht die Hauptſchürer durch die Maſchen gehn. Durch eine ſolche Hinausſchiebung wäre aber unbedingt eine Stärkung der Organiſation und eine vermehrte Aufwiegelung der Maſſen herbeigeführt worden. Die Regierung war ſomit in der Durchführung ihrer Aufgabe der Duma gegenüber zeitlich beſchränkt. Der Ausbruch der Meuterei in Sweaborg und Kronſtadt beweiſt, wie recht ſie mit ihrer Auffaſſung hatte. Es blieb nur der andre Weg übrig — der parlamentariſche Konflikt. Die Duma führte ihn ſelbſt herbei.

Zweiundvierzig Mitglieder der konſtitutionell-demokratiſchen Partei hatten einen Agrarentwurf eingebracht, der darauf hinauslief, den Übergang zu ſpäterer allgemeiner Verſtaatlichung des Grund und Bodens herzuſtellen. Die tatſächliche Verfügung über das geſamte Land ſollte dem Staat übertragen werden. Vorläufig begnügte man ſich zwar, dem Staate nur das Recht einräumen zu wollen, Großgrundbeſitzern das Land gegen eine angemeſſene Entſchädigung abnehmen zu dürfen, um es landloſen Bauern zur Bearbeitung zu überlaſſen. Der Begriff „gemeinnützig" ſollte viel weiter gefaßt werden, als wie das z. B. in der deutſchen Geſetzgebung geſchieht. Es ſollte möglich ſein,

in einem ſtark bevölkerten Kreiſe ſämtliche Gutsbeſitzer gegen eine ſtaatlich feſtzuſetzende Entſchädigung von ihrer Scholle zu treiben und an ihre Stelle Bauern zu ſetzen. Mögen die Gutsbeſitzer wollen oder nicht. Der Entwurf vertritt weit mehr enge Intereſſen der demokratiſchen und ſozialrevolutionären Parteien als die des ganzen Landes und erhält dadurch unbedingt den Stempel des Klaſſenkampfes. Es kam anſcheinend hier mehr darauf an, die bisher herrſchenden Klaſſen der Grundlagen ihrer Macht zu entkleiden, als den Bauern wirklich zu helfen. Denn eine noch ſo große Vermehrung des Bauernlandes würde durchaus nicht gleichbedeutend mit Hilfe ſein. Nur durch Aufhebung der Ausnahmegeſetze, wie das durch den Ukas vom 6. (19.) Oktober geſchehn iſt, durch Wegebau und Volksſchulen kann die Lage der Bauern ganz allmählich gehoben werden. Sie müſſen erſt intenſiv wirtſchaften lernen. Das Kabinett ſeinerſeits erklärte im Programm vom 13. (26.) Mai, daß es unter keinen Umſtänden die Hand dazu bieten würde, die eben dargelegten Prinzipien in die Praxis zu übertragen.

Nun ſollte die Regierung gezwungen werden. Zunächſt wurde auf ſie „moraliſch“ eingewirkt — durch Interpellationen. 379 Interpellationen wurden in 38 Sitzungen eingebracht! Jede Interpellation bot Gelegenheit, die einzelnen Miniſter wie die Bureaukratie überhaupt mit Schmutz zu bewerfen. Die beklagenswerten Vorgänge in Bjalyſtok und die Mißhandlung des Abgeordneten Sſedjelnikow durch niedere Polizeiorgane boten reichen Anlaß zu Angriffen. Aber die Volksvertreter folgerten aus ſolchen Erſcheinungen, deren Urſachen längſt bekannt waren, nicht, daß ſie nun doppelt ſchnell mit Geſetzen hervortreten mußten, die dieſe Urſachen beſeitigten, ſondern verloren ſich in ihrem blinden Haß in Kleinigkeiten. Man erinnere ſich nur der Zeit, die auf den Bericht über Bjalyſtok verloren wurde. Gewiß handelte es ſich damals um Hunderte von Opfern! Was aber ſind die in einem Volk von 140 Millionen, das auf Reformen wartete! Die großen, allerdings mühſamern Aufgaben wurden aus dem Auge verloren. Mit demagogiſchen Mitteln wollte man die Macht an ſich reißen. Man verſuchte das Kabinett mit großen Worten einzuſchüchtern. Winawer, Roditſchew, Alladjin, Schilkin u. a. leiſteten Gewaltiges auf dem Gebiete der Dialektik und hätten — wie wir geſehen haben — beinahe damit Erfolg gehabt.

Neben dieſer rein demagogiſchen Tätigkeit ging ſcheinbar auch geſetzgeberiſche. Wenigſtens arbeitete eine Kommiſſion von 91 Mitgliedern trotz der Ankündigung des Miniſterpräſidenten das erwähnte Agrarprogramm im Sinne der Linken aus. Nach Lage der Dinge kann man ſich des Eindrucks nicht erwehren, als ſollte auch dieſe Arbeit hauptſächlich ein Werkzeug demagogiſcher Taktik liefern. Die Kadetten hofften, das Miniſterium würde nicht wagen, den erſten von ihnen eingebrachten großen Geſetzentwurf abzuweiſen, es würde aber auch nicht die Verantwortung für ihn übernehmen und darum demiſſionieren. Alsdann, kalkulierten die Kadettenführer, würde dem Zaren

Digitized by Google

nichts übrig bleiben, als ein Kadettenminiſterium bilden zu laſſen. Daß aber das Miniſterium bleiben könnte oder gar wagen würde, die Duma aufzulöſen, daran dachten nur wenige. Während dieſes heimlichen aber erbitterten Kampfes zwiſchen den Kadetten und dem Kabinett bereiteten ſich die Revolutionäre in der Duma für alle Möglichkeiten vor. Die „Arbeitsgruppe“ machte ſich zur Zentrale für die Organiſation der Landbevölkerung. In den Gouvernements fuhren Agitatoren — darunter viele Abgeordnete — von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf und belehrten das Volk über die Bedeutung des Agrarentwurfs. Sollte er abgelehnt werden, dann ſollte der Aufſtand losbrechen, und Gutsbeſitzer und Fabrikanten ſollten davongejagt werden. Man rechnete damit, Mitte September losſchlagen zu können. Für den Fall der Annahme des Geſetzentwurfs ſollten ſich die Bauern „mit friedlichen Mitteln der ihnen zuſtehenden Gutsländereien bemächtigen. Eure Abgeordneten ſind mit euch!“

Alles in allem ging eine ungeſtüme, Beſorgnis erregende Arbeit vor ſich. Sie ſchien Erfolg zu haben. Aus der Provinz liefen Hunderte von Adreſſen ein, die mit Hunderten und Tauſenden von Namen bedeckt waren, und die hier in Petersburg den Eindruck hervorrufen ſollten, als warteten Millionen Bauern nur auf das Zeichen der Duma. Dann würden ſie die Senſen gerade ſchmieden und gegen die Gutshöfe zu marſchieren! In und um Petersburg verſuchten die Abgeordneten, ſich vor allen Dingen Eingang bei den Garderegimentern zu verſchaffen, während andre Agitatoren auf die Arbeiterſchaft wirkten. An Sonn- und Feiertagen fanden Dutzende von Meetings ſtatt, die aber hauptſächlich von harmloſen Sommergäſten der Datſchenorte, Weibern und Kindern beſucht wurden und mehr den Charakter einer luſtigen Schauſtellung als den politiſcher Agitation trugen.

Schlimm ſah es freilich an der Wolga, im Südweſtgebiet, in Kronſtadt und in Sweaborg aus.

Der Vizegouverneur von Woroneſh, Koch, telegraphierte am 27. Juni a. St. an den Abgeordneten Kusmin-Karawajew:

Im Namen der Liebe zum vielgeprüften Volk flehen wir die Duma an, einen Aufruf an das Volk zu erlaſſen. Fordert ſie zur Geduld und zum feſten Glauben an die fruchtbringende Tätigkeit der Duma auf. Die ſinkende Hoffnung und ausſichtloſe Not treiben ſie in den Wahnſinn. Eben bin ich von Agrarunruhen zurückgekehrt. Mein Herz zuckt zuſammen vor dem Erlebten. Kaum kann ich Tränen zurückhalten. Nur durch Freundlichkeit und Liebe kann man dem bevorſtehenden Blutvergießen vorbeugen, davon habe ich mich überzeugt. Ein andres Mittel gibt es nicht. Eilen Sie. Erbarmen Sie ſich der Heimat. Vizegouverneur Koch

Wenn ſchon ein Vertreter der Regierungsgewalt ſo verzagt dreinſchaut, dann gewinnt ein Rundſchreiben des „Hauptbureaus im ſüdlichen Rayon des Allruſſiſchen Bauernbundes“ doppelte Bedeutung. Es heißt darin:

Laßt in jedem Dorf Verſammlungen abhalten; wo das aber nicht möglich ſein ſollte, laßt die zielbewußten Bauern zu geheimen Zuſammenkünften zuſammen-

treten. An dieſen Verſammlungen oder geheimen Zuſammenkünften ſollen ſowohl die erwachſnen Frauen wie auch die Jugend beider Geſchlechter teilnehmen, nur nicht ſolche, die jünger ſind als zwanzig Jahre. Auf dieſen Verſammlungen und Zuſammenkünften muß gemeinſam feſtgeſtellt werden: wieviel zugeteiltes Land die Dorfgemeinde beſitzt, wie groß der bäuerliche Privatbeſitz iſt, wieviel Kirchenland und wieviel Kronland vorhanden iſt, wieviel urbares Land, Acker, Wieſe, Dreſchtennen, Gärten, Weinberge, und was ſonſt noch von kultiviertem Lande zum Dorf gehört. Darauf iſt feſtzuſtellen, wieviel und was für Land die benachbarten Gutsbeſitzer haben. Dann ſoll man ſich beſprechen, wie über das Land verfügt werden ſoll: ob es denen, die es perſönlich bearbeiten wollen, zur Nutznießung übergeben werden ſoll, oder ob es an die Bauern verteilt und als Eigentum mit Kaufs- und Verkaufsrecht überwieſen werden ſoll. Wenn alle dieſe Fragen geklärt ſind, und auch die Zahl der auf der in Betracht kommenden Fläche lebenden Bevölkerung feſtgeſtellt iſt, ſoll jedes Dorf einen Abgeordneten wählen. Alle Dorfabgeordneten innerhalb einer Woloſt bilden das Woloſt-Agrarkomitee. (Eine Woloſt umfaßt ungefähr fünfzig Dörfer.) Die Abgeordneten können Männer und Frauen, Mädchen und Burſchen, die nicht weniger als zwanzig Jahre alt ſind, ſein. Die Abgeordneten haben ſich an einem verabredeten Platz zu verſammeln, falls es ihnen nicht möglich ſein ſollte, in dem Dorf zuſammenzukommen, worin ſich das Woloſtamt befindet. Wenn ſich alle verſammelt haben, ſollen die Abgeordneten eines jeden Dorfes ausſagen, wie auf ihrer Verſammlung über das Land verfügt worden iſt. Wenn nicht überall dasſelbe beſchloſſen wurde, alſo in irgendeiner Frage Meinungsverſchiedenheiten beſtehn, ſo muß der Beſchluß angenommen werden, für den ſich am meiſten Stimmen ausgeſprochen haben.

A. Pjeſchechonow (Rußkoje Bogatſtwo, September 1906, S. 163 ff.), ſelbſt ein revolutionärer Narodnik, alſo ein Mann, dem die Sozialiſten kaum Böswilligkeit vorwerfen können, nennt das Rundſchreiben des Hauptbureaus eine Aufforderung zur Bildung einer neuen, republikaniſchen Regierung von „unten herauf“. Er führt den Plan der Sozialrevolutionäre weiter aus und kommt zu dem Schluß, daß er zur Bildung von Tauſenden zeitweilig ſelbſtändigen Republiken führen müßte, wenn er überhaupt durchführbar wäre. Für uns kommt es hier nur darauf an, zu zeigen, was für Mühe ſich die Revolutionäre geben, und wie ſie den Agrarreformentwurf der Linken ausnutzen. Hätte die Regierung länger gezögert, dann wäre es zeitweilig an vielen Orten zur Bildung der molekularen Republiken gekommen. Den ungebildeten Bauern wird die Möglichkeit in Ausſicht geſtellt, ſich der Gutsländereien zu bemächtigen, während auf der andern Seite erklärt wird: „Nur die Reichsduma kann euch darin behilflich ſein.“

In der Duma ſelbſt ſteigerte ſich die Schwüle bis zur Unerträglichkeit. Anfänglich hatte Roditſchew erklärt, jeder Abgeordnete würde ſich eher töten laſſen, als mit leeren Händen zu ſeinen Wählern zurückzukehren, dann beteuerten verſchiedne Redner, Millionen Bauern würden aufſtehn, ſobald die Duma ſie zu ihrem Schutze riefe. Shilkin brachte eine Steigerung in den Unfug durch den Hinweis, daß es nur den Abgeordneten zu danken ſei, wenn noch kein Aufſtand (sic!) ausgebrochen ſei, ſobald aber die fortgeſetzten Beruhigungen durch die Duma aufhörten, dann würde das genügen, den Sturm

Digitized by Google

zu entfeſſeln. Den Siedepunkt aber erreichte Alladjin von der Arbeitsgruppe am 22. Juni, als er im Namen ſeiner Freunde erklärte, kein Miniſter würde mehr im Hauſe zu Wort kommen, und er weiſe jede Verantwortung für die Sicherheit der Perſon der Miniſter im Hauſe von ſich, wenn noch ein einziges-mal ein Abgeordneter von der Polizei mißhandelt werden ſollte! Namens der Rechten proteſtierte hiergegen Graf Heyden ſehr energiſch und für ſich perſönlich der Kadett Nabokow. Der Dumapräſident Muromtzow fand keinen Grund einzugreifen. Im Hinblick auf die Stellung der Linken zum politiſchen Mord wirft dieſer Vorgang ein trauriges Licht auf das ſittliche Niveau, bei dem die Duma ſchon nach wenig Wochen angekommen war! Allerdings haben gewiſſe Regierungsvertreter durch ein unqualifizierbares Verhalten im Sitzungsſaale ſolcher Demoraliſierung Vorſchub geleiſtet.

St. Petersburg, den 15. Oktober 1906

Vor vierzig Jahren

Erinnerungen von Otto Kaemmel

2. Vom weſtlichen nach dem öſtlichen Kriegsſchauplatz

Ein klarer Junitag lag über der anmutigen Landſchaft, die ſich ſüdlich von Göttingen nach der heſſiſchen Grenze ausdehnt. An allen Stationen ſtanden hannöverſche Soldaten, in Münden erwarteten dichte Menſchenmaſſen unſern Zug, offenbar in der Erwartung, daß er neue Nachrichten bringe. Als er in Kaſſel einfuhr, ſtand oben an der Böſchung, die den Zugang zu dem ſehr ſtattlichen Bahnhofe beherrſchte, ein Zug Jäger, und der ganze Bahnhof war von Militär überfüllt in einer der preußiſchen gleichenden Uniform. Waren die Preußen wirklich ſchon in Kaſſel? Aber wozu dann die Geſchütze und Munitionswagen, die aufgefahren waren, wozu die ſichtliche Unruhe und Haſt, die alles erfüllte? Dazu die Antwort des Bahnhofsinſpektors, der offenbar nicht wußte, wo ihm der Kopf ſtand, auf meine Frage, wann ein Zug nach Eiſenach abgehe, erſt müſſe er die Militärzüge wegbringen, morgen werde wohl ein Zug dorthin abfahren. Was war das? Der Dienſtmann, der mich nach einem nahen Hotel begleitete, gab mir den peinlichen Aufſchluß: der Kurfürſt habe das preußiſche Ultimatum abgelehnt und ſei noch auf Wilhelmshöhe, die Truppen ſeien im Rückzuge auf Hanau, die Schienen ſeien bei Bebra auf der Strecke nach Eiſenach aufgeriſſen. Alſo war ich abgeſchnitten und hatte unfreiwillige Muße, das Schauſpiel der Räumung Kaſſels zu betrachten. Ununterbrochen kamen Geſchütze und Wagen an, aber ſchlagfertig waren dieſe Truppen (etwa 4000 Mann) offenbar nicht. Die Geſchütze, zum Teil gezogne,

Digitized by Google

waren mit requirierten Pferden beſpannt, die ſchwerfälligen Munitions- und Ambulanzwagen ſchienen noch aus der Napoleoniſchen Zeit zu ſtammen. In Verzweiflung lief ein unglücklicher Viehhändler, der einen Transport von einigen hundert ſchönen weißen großhörnigen ungariſchen Ochſen nach Bremen bringen ſollte, klagend und fluchend von Pontius zu Pilatus, denn man hatte ihm ſeine Wagen einfach weggenommen und gab ihm keine andern, und doch verloren nach ſeiner Verſicherung, kaum verpflegt und im Regen unter freiem Himmel lagernd, die armen Tiere täglich etwa dreißig Pfund an Gewicht. Das war der Krieg! Am Tage darauf, dem Sonntag, wurde unter dem unaufhörlich ſtrömenden Regen die Räumung Kaſſels fortgeſetzt. Auf und vor dem Bahnhof ſahen dichte Gruppen kopfſchüttelnd und räſonierend dem Rückzuge ihrer Truppen zu. Keine Stimme, die irgendwelche Sympathie für den längſt unpopulären, tyranniſchen Kurfürſten geäußert hätte, im Gegenteil, man wünſchte die Preußen herbei, die man im Anmarſch wußte, und der Landtag hatte die Koſten für die angeordnete Mobiliſierung der Truppen rundweg abgelehnt.

Mich drängten allerdings nähere Sorgen als die um die Zukunft Kurheſſens. Da die Verbindung mit Eiſenach unterbrochen war, ſo blieb mir nichts andres übrig, als wieder rückwärts über Göttingen die Fahrt nach Magdeburg zu verſuchen, freilich auf die Gefahr hin, auch hier zwiſchen aufgeriſſene Schienenſtränge zu geraten. Wirklich erklärte der Bahnhofsinſpektor, um Mittag ſolle ein Zug dahin abgehen, wenn nicht Gegenbefehl komme. In peinlicher Erwartung beſtiegen zahlreiche Reiſende den bereitſtehenden Zug. Da lief ein andrer von Norden ein, die Verbindung war alſo noch offen, aber als die Paſſagiere ausſtiegen, da ſchien es, als ob ſich eine dumpfe Betäubung im Publikum verbreite, und auf meine Frage an den Schaffner, ob neue Nachrichten eingetroffen ſeien, antwortete der Mann kurz: „Die Preußen ſind in Hannover." Das war nur um wenig Stunden verfrüht — Vogel von Falckenſtein rückte erſt um ſechs Uhr ein —, aber es machte einen tiefen und erſchütternden Eindruck. Dort war alſo ſchon alles vorüber. Dazu erzählte ein Reiſender, der am vorigen Tage von Frankfurt gekommen war, er habe ſchon in Gießen um den Bahnhof preußiſche Bataillone lagern ſehen, und die Straße von dort nach Marburg ſei mit marſchierenden Kolonnen bedeckt geweſen. Es war die Diviſion Beyer, die zwei Tage ſpäter, am 19. Juni, in Kaſſel einzog. Um die ungerüſtete hannoverſche Armee bei Göttingen zog ſich die Schlinge alſo ſchon zuſammen. Offenbar ſtand ſie noch immer unbeweglich. Auf allen Stationen ſah man Truppen, in Göttingen, wo wir einen langen Aufenthalt hatten, war eben ein endloſer Zug mit Geſchützen und Wagen angekommen, Maſſen von Trainwagen waren aufgefahren, und man erzählte, auch die Kavallerie, ſchöne, vorzüglich berittne Regimenter, ſei eingetroffen, bei Bovenden nördlich von der Stadt ſei eine Batterie aufgefahren, es werde hier wohl zum Kampfe kommen. Deshalb war die Zahl der in

Digitized by Google

Göttingen einſteigenden Reiſenden, die ſich dieſer Möglichkeit entziehn wollten, ziemlich groß, auch Schüler des Gymnaſiums waren darunter. Weiterhin ſtiegen ein paar junge hannöverſche Kadetten ein, die in ihre Garniſon Goslar einberufen worden waren und im Geſpräch lebhaft ihren Standpunkt verteidigten; was aus ihnen wohl geworden ſein mag! Nach Göttingen und Langenſalza ſind ſie zu ihrem Heile wahrſcheinlich nicht gekommen. So konnte man das, was im Weſten geſchehen würde, ſchon einigermaßen vorausſehen. Dagegen wußte ich von Sachſen noch immer nichts. Erſt auf der weitern Fahrt erſah ich aus einem Blatte der Magdeburgiſchen Zeitung, das mir ein Mitreiſender überließ, die Preußen ſeien (am 15. Abends) in Sachſen eingerückt, die (damals hölzerne) Eiſenbahnbrücke bei Rieſa ſei abgebrannt, auch die Oberlauſitz ſei ſchon teilweiſe beſetzt. Damit war mir jede Möglichkeit abgeſchnitten, über Leipzig weiterzukommen; es blieb mir nur übrig, von Magdeburg aus über Berlin nach Görlitz, alſo hinter der offenbar in breiter Front nach Süden vorgehenden preußiſchen Armee, zu fahren und von dort irgendwie nach Zittau zu gelangen.

So kam ich Abends ſieben Uhr in Magdeburg an. Es war kalt, windig, bewölkt, und düſter genug ſah der breite belebte Elbſtrom und die ganze Landſchaft aus, wie ich ſie vom Fürſtenwalle aus überſah. In der Stadt fiel mir auf, daß alle Poſten mit Landwehrleuten beſetzt waren, meiſt ältern, bärtigen Männern, die Garniſon war offenbar längſt ausgerückt. Am Markte, den das altertümlich ſteife Denkmal Kaiſer Ottos des Großen ziert, war eine Proklamation des Magiſtrats angeſchlagen, die Eltern und Lehrherren aufforderte, die jungen Leute am Abend zu Hauſe zu halten, um Aufläufe zu vermeiden, wie ſie an den beiden vorhergehenden Abenden ſtattgefunden hätten. Auf dem Breiten Wege, der alten Hauptſtraße der Stadt, las ich ein Extrablatt mit der Meldung, der König von Hannover ſei über Bremerhaven nach England geflüchtet. So wenig Sicheres wußte man hier wieder von den Ereigniſſen in Hannover. Im Gaſthofe zum Erzherzog Stephan traf ich nur ein älteres vornehmes engliſches Ehepaar mit einem deutſchen Reiſebegleiter; ſie ſprachen im gleichgiltigſten Tone von den Dingen, die jeden Deutſchen aufs tiefſte bewegten. Was mögen ſie von einer Nation gedacht haben, die ſich ſoeben anſchickte, ſich ſelbſt zu zerfleiſchen!

Am nächſten Tage früh um fünf Uhr fuhr ich mit dem Schnellzuge nach Berlin ab. Einförmig dehnte ſich die Flachlandſchaft, bis die Havelſeen Mannigfaltigkeit hineinbrachten. Dort lag Brandenburg in dichtem grünem Buſchwerk, weiter kündigten die prächtige Kuppel der Nikolaikirche in Potsdam und die Weltkugel auf dem Neuen Palais, die golden in der Sonne glänzte, die Nähe der Hauptſtadt an. Unterwegs war keine Spur von Krieg und Kriegsvorbereitungen zu ſehen geweſen, außer daß der Zug auffallend ſchwach beſetzt war; aber auf dem Potsdamer Bahnhofe ſperrte die Polizei ſofort die Ausgänge ab und forderte von jedem Ankömmling die Legitimation. In der Stadt, die ich ihrer ganzen Länge von Weſt nach Oſt durchfahren mußte, war

Digitized by Google

nichts Ungewöhnliches zu bemerken. Erſt auf dem Niederſchleſiſch-Märkiſchen Bahnhofe, der damals allein die Verbindung mit Schleſien über Frankfurt an der Oder, Guben und Sorau vermittelte, zeigten ſich Gruppen von Soldaten in feldmäßiger Ausrüſtung, die offenbar zu ihren Regimentern gingen. Der Zug war dicht beſetzt, das Geſpräch lebhaft, natürlich über den Krieg. Anſcheinend war die Stimmung durchgängig ſehr ernſt, aber zuverſichtlich; nur ſchien der noch immer nicht gelöſte „Konflikt“ lebhaftere Sympathien für den Krieg niederzuhalten. Zu ſehen vom Kriege war auch hier zunächſt noch nichts; erſt bei Guben ſtand eine Schwadron Küraſſiere in blitzenden Helmen abgeſeſſen am Bahnhofe, dann gingen wir an einem langen Zuge vorüber, der ein Bataillon vom Kaiſer-Franz-Grenadierregiment ſüdwärts führte, ſchöne, große Leute, faſt alle blond, grüne Zweige und Roſen auf den Mützen, die Muſik ſpielte luſtige Weiſen. Dann jagten ein paar leere Züge nordwärts an uns vorbei. Der Aufmarſch war alſo noch nicht ganz vollendet. Zwiſchen drei und vier Uhr kamen wir in Kohlfurt an, wo die Bahn nach Görlitz abzweigt. Dort erfuhr ich, was ich längſt ahnte: die Bahn nach Zittau war unterbrochen, preußiſche Truppen ſtanden in Löbau und in Bautzen, wahrſcheinlich auch in Zittau. Von den Öſterreichern wußte man gar nichts. So kam ich nach vier Uhr in Görlitz an, noch acht Stunden von meiner Vaterſtadt entfernt.

Hier war nun wirklich der Krieg, das Getümmel des Hauptquartiers einer großen Armee. Auf dem Bahnhofe ſchon ſtanden lange Züge mit Proviant aller Art, Heu und Stroh, in den Straßen drängten ſich Soldaten aller Waffengattungen, Trainwagen, requirierte Geſpanne, auf dem Exerzierplatze ſtanden drei Batterien mit ihren Munitionswagen in langen Reihen aufgefahren, von Poſten mit gezognem Pallaſch bewacht. Auf der Straße nach Sachſen bewegten ſich große Wagenzüge, von Soldaten eskortiert, einzelne Ordonnanzen, eine Abteilung oſtpreußiſcher Armeegendarmen, ſtattliche Männer auf prächtigen Pferden. Alle Dörfer in der Umgegend waren mit Kavallerie belegt, aber ſchon waren auch mehrere große Fabrikgebäude an der Straße zu Lazaretten eingerichtet, denn die Zahl der Fußkranken war bei den vorangegangnen ſtarken, zum Teil recht heißen Märſchen ſchon ziemlich groß. Prinz Friedrich Karl, der Oberbefehlshaber der erſten Armee, hatte ſein Hauptquartier in dem ſtattlichen Ständehauſe der preußiſchen Oberlauſitz. Erſt jetzt gewann ich aus den Erzählungen meiner Verwandten, zu denen ich mich mühſam durchſchlug, eine Ahnung von der Ausdehnung der preußiſchen Aufſtellung, denn ununterbrochen waren in den letzten Wochen die Regimenter nach Schleſien durchmarſchiert, wo der Kronprinz die zweite Armee an der böhmiſch-mähriſchen Grenze konzentrierte. Das kleine Haus auf der Prager Straße am rechten Ufer der Neiße hatte einen Sanitätsoffizier und zwei Artilleriſten zur Einquartierung, umgängliche Leute, die ſehr zuverſichtlich den kommenden Dingen entgegenſahen und übrigens erzählten, ſie hätten den ſtrengſten Befehl, ſich gegen die Landesbewohner freundlich zu verhalten. Die Grenze

Digitized by Google

war auch von Görlitz her ſchon überſchritten (ſeit dem 16. Juni); die Spitzen der Vorpoſten ſtanden ſchon bei Hirſchfelde, zwei Stunden nördlich von Zittau. Doch war dorthin zwar nicht die Eiſenbahn (damals nur über Löbau), wohl aber die telegraphiſche Verbindung noch offen; kurz vor ſechs Uhr gelang es mir daher, eine Depeſche mit der Meldung meiner Ankunft an meinen Vater abzufertigen. Unmittelbar nach deren Eintreffen wurde der dortige Telegraph zerſtört.

Für die Fahrt nach Zittau hatte ich mir nicht ohne Mühe einen Wagen verſchafft, und am Dienstag früh ſechs Uhr fuhr ich ab, abermals ins Ungewiſſe hinein, denn wie es in Zittau ſtand, wußte ich nicht. Nur langſam mit vielen Stockungen gelangte ich über die Neißbrücke und durch die Gaſſen der Stadt an endloſen Wagenzügen vorbei und durch das Gedränge von Roß und Mann am Bahnübergange auf die offne Landſtraße. Die helle Sonne eines friſchen Sommermorgens beleuchtete die hüglige Landſchaft und ihre wohlhäbigen, langgeſtreckten Dörfer; von links ſchaute bald der waldbedeckte Kamm des Iſergebirges herüber, von rechts näher der Kegel der Landeskrone, auf deſſen abgeplattetem Gipfel Fanale und Geſchütze ſtanden. Denn von dieſer Hochwarte der Oberlauſitz überſieht man die ganze Gegend bis an das Grenzgebirge hin, an deſſen nördlichem Fuße Zittau liegt. Fortwährend jagten einzelne Reiter, meiſt Magdeburger Huſaren, an mir vorbei, Ordonnanzen von und nach der Vorpoſtenlinie. Sonſt rührte ſich nichts auf der Straße, und ohne Hindernis kam ich bis an die Grenze bei Radmeritz, wo ein kurzer Halt gemacht wurde. In der Zollſchenke, die voll von Soldaten und Feldgendarmen ſaß, erregte die Ankunft eines einzelnen Reiſenden, der nach Zittau wollte, natürlich allgemein Neugierde. Die Wirtstochter bemerkte wohlwollend, dorthin würde ich wohl nicht durchkommen, die militäriſchen Gäſte waren derſelben Meinung und erzählten, Zittau ſei ſeit geſtern Abend von einer preußiſchen Abteilung beſetzt. Auf ihren Rat begab ich mich nach dem nahen adlichen Jungfrauenſtift Joachimsſtein, um mir von dem dort im Quartier liegenden höhern Offizier, einem Major von der Infanterie, einen Paſſierſchein zu erbitten. Er ſaß mit ſeinen Offizieren behaglich im wohlgepflegten Garten des Stifts und empfing mich freundlich, verweigerte aber den Paſſierſchein, weil ich weder ihm noch einem ſeiner Offiziere bekannt ſei. Als ich mit dieſem ungünſtigen Beſcheide nach der Zollſchenke zurückkam, wurde mein alter Kutſcher bedenklich wegen der Weiterfahrt, da er Pferd und Geſchirr riskiere, und ließ ſich mit Mühe ſo weit bringen, daß er mich bis zur Vorpoſtenkette fahren wollte. Inzwiſchen riet mir ein Soldat, der als Ordonnanz nach Leuba ging, und den ich mit aufſitzen ließ, ich möge doch mein Heil bei dem dort liegenden Oberſten der Magdeburger Huſaren, von Beſſer, verſuchen. Schlug auch das fehl, ſo war ich entſchloſſen, den Wagen mit meinem Gepäck nach Görlitz zurückzuſchicken und mich zu Fuße durch die mir teilweiſe wohlbekannte Gegend auf Nebenwegen weiter durchzuſchlagen. Leuba war ſtark beſetzt, ein Teil der Truppen biwakierte, eine

Digitized by Google

Batterie war auf der Wieſe bei der Kirche aufgefahren, hier und da halfen Soldaten ihren Quartierwirten bei der Heuernte, wie im Manöver. Dort begegnete mir der Oberſt mit ſeinem Adjutanten, behaglich die Dorfſtraße einherſchlendernd. Als ich meine Bitte vortrug, ſchien er zunächſt zweifelhaft; da ſah er meinen Kutſcher an und bemerkte, den kenne er ja von Görlitz her, ob er mich kenne. Bereitwillig bejahte das der Brave und erlangte ſomit einen Paſſierſchein nach Zittau und zurück für ſich und ſein Geſchirr, einen formloſen Zettel, den ich aus meinem Taſchenbuch riß, und auf den der Oberſt ein paar Bleiſtiftzeilen ſchrieb. Stolz auf dieſen Erfolg ſeiner jungen Bekanntſchaft mit einem ſo vornehmen Herrn fuhr mein Roſſelenker weiter nach Oſtritz. Das kleine Städtchen lag voll von Militär, das zum Teil ſeitwärts von der Straße biwakierte, und hier begann die Vorpoſtenſtellung; Feldwache hinter Feldwache ſtand an der Straße, doch der Paſſierſchein tat ſeine Wirkung, und wir kamen nach kurzem Aufenthalt an der anmutig gelegnen Bergſchenke oberhalb des Ziſterzienſernonnenkloſters Marienthal, das tief unten im engen Waldtale der Neiße liegt, ungefährdet bis Hirſchfelde in der Niederung der Neiße, vor uns ſchon die blaue Bergkette meiner Heimat. Am Eingange des Fleckens ſtand ein Doppelpoſten von den Magdeburgiſchen Huſaren; die Reiter waren abgeſtiegen und unterhielten ſich harmlos mit einer Gruppe neugieriger Ortseinwohner. Weiterhin war die Straße, die am weſtlichen Talrande mit dem Blicke auf die Flußniederung und das Waldgebirge dahinter hinführt, wie ausgeſtorben. Endlich, endlich hinter der „Goldnen Krone“ ſtiegen in der Ferne die Türme meiner Vaterſtadt auf. Doch ſich ſcharf vom Himmel abhebend hielten dort, wo ſich die Straße zum letztenmale ſenkt, auf den hohen Böſchungen rechts und links zwei grüne Huſaren, den Karabiner auf den Schenkel geſtemmt. Wie ſie den einſamen Wagen kecklich heranrollen ſahen, kam der eine herabgeritten und hielt den Wagen an. Der Paſſagierſchein ſeines Oberſten befriedigte auch ihn, er ließ uns durch, und es ging raſch der Görlitzer Vorſtadt zu. Aber dort, wo der Viadukt der Reichenberger Eiſenbahn die Straße überſchreitet, lag eine ſtarke Feldwache, und an der Promenade, die mit ſchönen Anlagen die innere Stadt umgibt, bei der Kreuzkirche, hielt eine Schwadron grüner Huſaren; die Reiter lagen auf Stroh, die geſattelten Pferde waren an die Alleebäume gebunden und fraßen hier und da die Rinde ab; man ſieht die ſchwarzen Flecken an den nun alt gewordnen Stämmen noch heute. Die Stadt war alſo beſetzt, aber offenbar nur vorübergehend, denn alles war wie zum Abmarſch gerüſtet. Es war zwei Uhr geworden, als ich beim Hauſe meiner Eltern, dem alten Gymnaſium inmitten der innern Stadt, vorfuhr, ſeit Stunden vergeblich erwartet. Was lag alles zwiſchen dieſem Moment und meiner Abreiſe im April!

Seit Wochen war Zittau in der peinlichen Lage, ſich zwiſchen zwei feindlichen Armeen zu befinden und von der eignen Regierung ohne Schutz gelaſſen zu ſein. Das wenige, was dieſe tun konnte, hatte ſie jedoch getan, die Kaſſen

waren in Sicherheit gebracht, den Beamten fürſorglich der Gehalt auf ein Vierteljahr im voraus ausgezahlt worden. Die Bautzner Garniſon, die einzige in der ſächſiſchen Oberlauſitz, war längſt nach Dresden gezogen worden, und nur in Löbau ſtand ein kleines Detachement, das eben nur die Aufgabe haben konnte, beim Kriegsausbruch die dortigen Bahnhofsanlagen zu zerſtören. Dagegen wußte man, daß ſich um Görlitz eine ſtarke preußiſche Armee konzentriere, und ſeit Ende Mai lag in Reichenberg und den böhmiſchen Nachbarorten das ungariſche Radetzkyhuſarenregiment, ſeit Anfang Juni auch Pioniere und eine Batterie, die Vorpoſten bis an die Grenze vorgeſchoben. Man glaubte, dahinter an der Iſer ſammle ſich eine Armee von 80000 Mann, tatſächlich ſtand dort nur das eine Armeekorps Clam-Gallas; aber man konnte ſich nicht denken, daß das mächtige Öſterreich und der im höchſten Grade populäre Feldherr Benedek, von deſſen „großem Plane“ man ſich geheimnisvoll allerlei ins Ohr raunte, ohne natürlich ſeinen wirklichen Kriegsplan zu kennen, Sachſen einfach im Stiche laſſen werde. Deshalb war die Aufregung auch hier groß, als am 14. Juni Abends das Telegramm über die Bundesabſtimmung in Frankfurt einlief. „Eine neue Periode der deutſchen Geſchichte, eine Zeit ſchwerer Leiden und Prüfungen dürfte damit begonnen haben“, ſchrieb damals mein Vater in ſein Tagebuch. Denn daß damit der Krieg entſchieden ſei, und Sachſen ſein erſter Schauplatz ſein werde, daran zweifelte kein denkender Menſch. Ganz auf ſich ſelbſt geſtellt, traf der Rat der Stadt alsbald Vorkehrungen für die zu erwartende Einquartierung und die Behauptung der Ordnung, und wenn etwas den Wert ſtädtiſcher Selbſtverwaltung zeigen kann, ſo wurde dieſer Beweis damals in dieſen ſchweren Wochen von den tatkräftigen, umſichtigen und beſonnenen Männern erbracht, die erſt zwiſchen feindlichen Heeren, dann während gewaltiger Durchmärſche und während einer langen Okkupation inmitten einer ungeheuern Erregung und erſchütternder Ereigniſſe alle Forderungen und Leiſtungen nach Möglichkeit erfüllten und die Ordnung aufrecht erhielten, und das nach einer fünfzigjährigen Friedenszeit unter einer des Krieges gänzlich unkundigen und entwöhnten, gewiſſermaßen verweichlichten Bevölkerung, die von keinem energiſchen Staatsgefühl, von keinem patriotiſchen Aufſchwunge über die unvermeidlichen Laſten und Leiden des Krieges hinweggetragen wurde und den Krieg auch in der Erinnerung nur in der Form der „Drangſale“ kannte, aber niemals in ihrer ganzen Geſchichte große Siege erlebt und mit erfochten hatte.

So kam der 15. Juni. Der Eiſenbahnverkehr wurde eingeſtellt, draußen auf der Linie nach Reichenberg jagten den ganzen Tag die Lokomotiven und Wagen der ſächſiſchen Bahnen vorüber, die nach Böhmen flüchteten, man erfuhr von der Zerſtörung des Bahnhofs Löbau, von dem preußiſchen Ultimatum in Dresden, an deſſen Ablehnung kein Zweifel war. Dieſe Nachrichten ſprengten am Nachmittag auch den kleinen Kreis auseinander, der die Silberne Hochzeit meiner Eltern beging, und worin ich vergeblich erwartet

Digitized by Google

wurde, und zu der allgemeinen Sorge kam die beſondre um meine hochbetagte Großmutter, die in Bernſtadt nicht weit von Herrnhut, vier Stunden von Zittau und nahe bei der preußiſchen Grenze ein kleines Haus beſaß und mit ihrer älteſten Tochter von dort zum Feſte gekommen war. Wahrſcheinlich war die kleine Stadt ſchon beſetzt. Sie machte ſich deshalb ſchon am 16. auf, um heimzukehren.

Die Fahrt verlief ganz friedlich; erſt bei den Fichtelhäuſern, einer Häuſergruppe eine halbe Stunde vor Bernſtadt, zeigte ſich preußiſches Militär, das die Reiſenden anhielt und ausfragte, auch nach der Stimmung, ſie aber durchließ; im Hauſe war ſchon Einquartierung. Die Preußen ſchienen anzunehmen, daß Zittau von den Öſterreichern beſetzt ſei, und daß ein Zuſammenſtoß bevorſtehe, und dort erwartete man jede Stunde ihren Einmarſch. In der Tat ritten zweimal an dieſem Tage, früh und Nachmittags, Offizierspatrouillen der Radetzkyhuſaren, die Straße von Gabel hereinkommend, in Zittau ein und zogen ihrerſeits Erkundigungen nach den Preußen ein, von denen man auch nicht viel wußte, außer daß Löbau in ihren Händen, und daß die ſächſiſchen Truppen im Rückzuge über das Erzgebirge nach Böhmen ſeien. Aber am nächſten Tage, am 17., Sonntags, jagte früh um vier Uhr der erſte preußiſche Huſar durch die Stadt, kurz nach acht Uhr hielt eine Offizierspatrouille vor dem Rathauſe, die ein Graf Hohenthal führte; er ließ, ohne abzuſteigen, den Bürgermeiſter Haberkorn herunterkommen und fragte ihn aus. Später ritt ein Rekognoszierungstrupp auf der Grottauer Straße hinaus nach dem öſterreichiſchen Grenzpoſten; der dort poſtierte ungariſche Huſar ſchoß ſeinen Karabiner in die Luft ab — der erſte Schuß, der hier fiel — und rief dadurch ſeine Kameraden herbei, vor denen die Preußen wieder davon ritten; ſie hatten genug geſehen. Am Abend wurde die Proklamation König Johanns „An meine Sachſen“ bekannt. Sie wurde mit ſehr gemiſchten Empfindungen aufgenommen. Denn danach war Sachſen wenigſtens vor der Hand aufgegeben, ohne wirkſame Hilfe von Öſterreich. Auch in ſehr konſervativen und gut ſächſiſchen Kreiſen urteilte man jetzt ſehr abfällig über Beuſts impotente Großmachtspolitik, die Sachſen ins Unglück gebracht habe. Und doch hatte man ſie lange Zeit gebilligt und bewundert und den großen Miniſter geprieſen, der das kleine Sachſen zu ſo hohem Anſehen erhoben habe.

Am 18. erſchien ſchon früh vier Uhr ein Trupp thüringiſcher Ulanen und zerſtörte den Bahnhofstelegraphen, dann ritten ſie durch die Stadt, „in der grauen Morgendämmerung eine faſt geſpenſterhafte Erſcheinung“. Am Nachmittage aber kam die erſte große Requiſition an den ganzen Bezirk für die achte Diviſion Horn, die um Löbau ſtand, und um ſie beizutreiben, rückte ein halbes Bataillon vom 71. Infanterieregiment ein, das ſofort Vorpoſten nach der Grenze zu ausſetzte und jeden Verkehr nach dieſer Seite hin aufhob. Der Führer brachte auch die Proklamation König Wilhelms „An das deutſche

Digitized by Google

Volk“ mit und ließ ſie ſofort anſchlagen. Ehrlich und ſchlicht ſetzte ſie die Urſachen und das nationale Ziel dieſes Krieges auseinander und verſicherte zum Schluſſe, ſeine Truppen kämen nicht als „Feinde der Bevölkerung“. Sie tat in dieſem Augenblick gar keine Wirkung. Während nun die Truppen auf dem Markte biwakierten, und der Bürgermeiſter die ganze Nacht durch auf dem Rathauſe feſtgehalten wurde, gingen Eilboten nach den umliegenden Dörfern ab, um ihren Anteil an den Lieferungen und den Wagen beizutreiben, zugleich wurden die Staatskaſſen weggenommen, ſoweit ſie nicht ſchon in Sicherheit gebracht worden waren. Es war für die ganze Stadt eine höchſt unruhige Nacht. Die Fenſter der Häuſer mußten erleuchtet ſein, noch in der elften Stunde ritt ein ſtarkes Huſarenkommando ein, auf dem Markte und in den angrenzenden Straßen wurden die eintreffenden Lieferungen abgenommen, die Wagen aufgefahren. Erſt um ſieben Uhr des nächſten Morgens ging eine lange Kolonne von 65 Wagen nach Löbau ab, beladen mit Stroh, Heu, Hafer, trocknem Gemüſe, Kaffee, Tabak, Salz, Mehl, Brot, Branntwein, Bier und Wein. Kaum war dieſe Lieferung fort, da brachten die in der Nacht eingerückten Huſaren, dieſelben, die ich am Nachmittage an der Kreuzkirche ſah, eine zweite ſchwere Requiſition von Leder, Flanell, Tuch und Leinwand für die ſiebente Diviſion Franſecky, die von Görlitz im Anmarſch war, und durch deren Vorpoſten ich in denſelben Stunden fuhr, dieſelbe, die vierzehn Tage ſpäter im Swiepwalde bei Königgrätz ſo heldenmütig gegen zwei öſterreichiſche Armeekorps ſtandhielt. Am Morgen des 19. Juni rückten noch zwei Kompagnien vom zweiten Magdeburgiſchen Infanterieregiment Nr. 27 ein und lagerten auf dem Markte; am Nachmittage wurde auch der Bahnhof von preußiſchen Eiſenbahn- und Telegraphenbeamten in Beſitz genommen und durch Anſchlag, unterzeichnet: „Der General der Kavallerie, Friedrich Carl, Prinz von Preußen“ der Kriegszuſtand proklamiert. Daß dieſe Plakate abgeriſſen wurden, war eine bare Dummheit; als ob das etwas an der Lage hätte ändern können!

Aber ſo war die Stimmung in der Maſſe, auch bei den Gebildeten mit wenigen Ausnahmen: keineswegs öſterreichiſch, aber ſächſiſch, ſchlechthin nur ſächſiſch, ohne Ahnung davon, daß dieſer Kampf um die Zukunft Deutſchlands geführt werde, daß es noch etwas Höheres gebe als die Erhaltung unbeſchränkter kleinſtaatlicher Souveränität, gegenüber Preußen aber blinde Abneigung, wurzelnd in verjährtem Groll, wieder belebt durch die Vorgänge der letzten Jahre und befliſſen genährt durch die Beuſtiſche Preſſe, und auf der andern Seite blinde ſinnloſe Angſt. Manche Hausfrau auch gebildeten Standes verſteckte ihr Silber und ihr beſtes Leinenzeug, als ob ſie plündernde Koſaken oder Baſchkiren zu erwarten hätte, nicht die erſte Armee des geſitteten Europas, und indem man „requirieren“ mit „rekrutieren“ verwechſelte, und dazu eine dunkle Erinnerung an die gewaltſamen Rekrutierungen Friedrichs des Großen in der geängſteten, mißtrauiſchen Volksſeele

aufſtieg, flüchteten aus den benachbarten Dörfern Hunderte von kräftigen Männern und Jünglingen, die nach der preußiſchen Heerverfaſſung alle hätten unter Waffen ſein müſſen und nicht hätten zuhauſe hocken dürfen — wie wenig war doch damals die Wehrkraft des kleinſtaatlichen Deutſchlands entwickelt! — Hals über Kopf, oft dürftig bekleidet, in die Berge und Wälder und über die Grenze, auch manche ältere Gymnaſiaſten darunter, die es beſſer hätten wiſſen müſſen; der eine wurde vom Strudel der Ereigniſſe bis nach Prag gewirbelt und zog ſchließlich dort am 8. Juli mit den Preußen ein. Dabei traten die Preußen durchgängig artig und beſcheiden auf, auch ihre Forderungen gingen nicht über das hinaus, was jede Armee im Feindeslande zu fordern pflegt, und ſie waren eben doch im Feindesland. Sie waren nur erbittert über den Miniſter Beuſt und die ſächſiſchen Stände, und man hörte ſie ſagen: „Wir führen nicht Krieg mit euch Sachſen, ſondern mit Beuſt.“ Warum und wofür waren wir die Gegner dieſer ſtämmigen, blonden Männer geworden, unſrer nächſten Landsleute, die uns doch wahrhaftig unendlich näher ſtanden als die ungariſchen Huſaren, die man mit Hurra begrüßte? Es war jammervoll.

Als das Requiſitionskommando gegen acht Uhr Abends mit ſechzehn Wagen auf Görlitz abzog und einige einzelne, weiter draußen ſtehende Poſten durch die Stadt zurückkehrten, um ſich anzuſchließen, wurden ſie auf dem Markte von einer aufgeregten, über die Requiſitionen erbitterten Menge umringt und beſchimpft und auch „notoriſche Preußenfreunde“ aus der Stadt ſelbſt hier und da tätlich mißhandelt. Denn man hoffte immer noch auf den Anmarſch der Öſterreicher, man glaubte irgendwo Kanonendonner gehört zu haben, und der etwas trübe Abend ſchien einen Einbruch durch die Gebirgspäſſe zu begünſtigen. Aber es blieb alles totenſtill. Doch am nächſten Morgen, Mittwoch, nach acht Uhr ſah ich von den Fenſtern unſrer Wohnung aus zwei ungariſche Huſaren vom Markte her nach der Webergaſſe ſprengen, von einer ſchreienden und jubelnden Menge umringt und begleitet; am ſpäten Nachmittage kamen zwei andre auf der Eiſenbahnſtrecke von Grottau her bis zum Bahnhofe, riſſen dort die preußiſche Proklamation herunter, zeigten dem ſtaunenden Publikum ihre Reiterkunſtſtücke, die offenbar die Bürgſchaft des Sieges in ſich trugen, und ritten nach zweiſtündigem Aufenthalt unter dem Jubel der Zuſchauer zurück. Die Stimmung wurde durch den Stillſtand der Fabriken, der eine Menge von Arbeitern brotlos machte, noch mehr erregt. Müßiges Volk ſammelte ſich auf dem Markte, und da die paar ſtädtiſchen Poliziſten, vor denen ohnehin niemand Reſpekt hatte, gegen etwaige Ruheſtörungen nicht entfernt ausreichten, ſo berief der Stadtrat die Kommunalgarde zum Dienſt und ließ die Hauptwache auf der Neuſtadt von einer halben Kompagnie beziehen. Inzwiſchen tauchten die abenteuerlichſten Gerüchte ohne einen Schatten von Grundlage auf. Alles, was man wünſchte und hoffte, geſtaltete ſich in der erregten Volksphantaſie zu Tatſachen: Löbau ſtand in

Digitized by Google

Flammen, in Schleſien war es zu einer großen Schlacht gekommen, wobei Benedek durch den Arm geſchoſſen worden, das Requiſitionskommando vom 18. war bei Hirſchfelde von den Öſterreichern überfallen und zuſammengehauen worden, und dergleichen mehr. Denn in dieſen Tagen waren wir auf das angewieſen, was Reiſende, Bauern, Botenweiber u. a. m. berichteten.

Bisher war Zittau noch von keiner Seite her beſetzt worden, von beiden Seiten waren nur Rekognoszierungspatrouillen und von preußiſcher Seite auch Requiſitionskommandos dahin vorgeſchoben worden; noch lag es zwiſchen den beiden Heeren. Der nächſte Tag ſchon machte dieſem Hangen und Bangen ein Ende; was im blinden Glauben an die öſterreichiſche Heeresmacht niemand erwartet hatte, geſchah: der preußiſche Vormarſch nach Böhmen begann.

Hartmann über das Leben

1

Eduard von Hartmann hat mit ſeinem letzten großen Werke: *Das Problem des Lebens*, biologiſche Studien (Hermann Haacke, Bad Sachſa im Harz, 1906) der Wiſſenſchaft und dem Leben einen großen Dienſt geleiſtet. Das Buch orientiert vollſtändig über die Entwicklung und den gegenwärtigen Stand der Biologie, zeigt, was wir wirklich von den Lebensvorgängen wiſſen, was wir in Zukunft noch zu erfahren hoffen dürfen, und was wir niemals erfahren werden, und bietet eine befriedigende Hypotheſe dar zur Verknüpfung der erforſchbaren Erſcheinungen mit ihrem unerkennbaren Grunde. Hartmann ſteht auch in dieſem Werke auf der Höhe univerſeller naturwiſſenſchaftlicher Fachkenntnis und offenbart einen ſolchen Scharfſinn, eine ſolche Klarheit des Blicks, verbindet in ſo hohem Grade die erſtaunlichſte Abſtraktionskraft mit dem geſundeſten Menſchenverſtande und Wirklichkeitsſinne, daß man ſich verſucht fühlt, das Magenübel zu verwünſchen, das dieſes außerordentliche Gehirn vorzeitig außer Tätigkeit geſetzt hat. Wir verſuchen zunächſt den erſten, hiſtoriſchen Teil zu ſkizzieren und verfahren dabei der Hauptſache nach chronologiſch, während der Verfaſſer den Stoff in die drei Abſchnitte teilt: die Abſtammungslehre ſeit Darwin, Mechanismus und Vitalismus in der modernen Biologie, die qualitative Energetik in der modernen Biologie. Selbſtverſtändlich können wir von den zahlreichen Naturforſchern, die Hartmann ſprechen läßt, nur die wichtigſten anführen. Um Raum zu ſparen und Umſtändlichkeit zu meiden, ziehen wir in den Zitaten zuſammen, ohne das bemerkbar zu machen, und unterſcheiden nicht, was Hartmann aus andern Autoren mit deren Worten anführt von dem, was er mit ſeinen eignen Worten berichtet.

Digitized by Google

In der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unterſuchten die deutſchen Biologen nur die Lebensvorgänge, ohne danach zu fragen, wie die lebenden Weſen und ihre verſchiednen Arten entſtanden ſeien. Sie bekannten ſich meiſt zum Vitalismus, das heißt, ſie nahmen mit den alten Philoſophen und denen der Renaiſſance eine beſondre Lebenskraft an, die die Lebensvorgänge bewirke. Paracelſus hatte ſeine Lebensgeiſter gehabt, Haller nannte das unbekannte Agens Lebenskraft, Blumenbach nannte es Bildungstrieb. Johannes Müller läßt, von Schelling beeinflußt, „das Lebensprinzip, die organiſche Kraft, die Lebenskraft“ zu den Stoffen hinzukommen, nicht als Ergebnis aus der Harmonie der Teile, „ſondern die Teile und ihre Harmonie haben vielmehr ihren Grund in der Urſache des Ganzen, die früher als die Teile da iſt und durch das Ganze hindurchwirkt. Dieſe Kraft der Organiſation äußert ſich zweckmäßig, aber nach blinder (bewußtloſer) Notwendigkeit, nach einem vernünftigen und ſtrengen Geſetz, wirkt nach einer dem Organismus zugrunde liegenden immanenten Idee. Beim Wachstum und der Fortpflanzung wird ſie aus unbekannten Quellen vermehrt, beim Tode zieht ſie ſich dahin zurück, woher ſie gekommen war. Sie kann mit der organiſchen Struktur der Pflanze oder des Tieres geteilt werden gleich der empfindenden und vorſtellenden Seele.“ Hartmann hält den Vitalismus Müllers, deſſen letzter Vertreter Juſtus von Liebig war, deswegen für unhaltbar und verbeſſerungsbedürftig, weil er ſich die Lebenskraft als eine imponderable Materie vorſtellte. Dubois-Reymond unternahm es, ihn aus der Wiſſenſchaft auszutreiben, wie Gottſched den Hanswurſt von der Schaubühne vertrieben hatte. Er ſtellte den Grundſatz auf: „Es gibt für uns kein andres Erkennen als das mechaniſche, ein wie kümmerliches Surrogat für wahres Erkennen das auch ſein mag, und demgemäß nur eine wahrhaft wiſſenſchaftliche Denkform, die phyſikaliſch-mathematiſche.“ Er ſchließt die Abhandlung, in der das ſteht, mit der Aufforderung: laboremus! Hartmann fragt, ob denn eine Arbeit noch die Mühe lohne, die nur ein kümmerliches Surrogat für wahre Erkenntnis liefere. Mit Beziehung auf die ſieben Welträtſel von Dubois meint Hartmann, eine Erkenntnisweiſe, die auf fünf unüberſchreitbare Grenzen ſtoße (die erſten zwei Rätſel: Stoff und Kraft und Urſprung der Bewegung, glaubte Dubois löſen zu können), ſollte doch mit negativen dogmatiſchen Behauptungen (Leugnung andrer als mechaniſcher Kräfte) ebenſo vorſichtig ſein wie mit poſitiven. „Woher ſchöpft ſie die Zuverſicht, daß die Mechanik der Atome ausreiche, zwei der ſieben Welträtſel zu löſen, wenn ſie an fünf andern eingeſtandnermaßen ſcheitert? Und woraus ſchöpft ſie die Gewißheit, daß es keine andre Erkenntnisweiſe für den Menſchen außer ihr gebe, daß ihre Grenzen die Grenzen der Wiſſenſchaft überhaupt ſeien? Die Unbegreiflichkeit der Empfindung aus mechaniſchen Gründen hält Dubois feſt, trotzdem er die Möglichkeit ihrer Erzeugung durch mechaniſche Vorgänge annimmt. Man ſollte im Gegenteil glauben, daß nur die Überzeugung von der Unmöglichkeit der Erzeugung der Empfindung auf mechaniſchem Wege dazu berechtigen könne, die Unbegreiflichkeit aus mechaniſchen

Digitized by Google

Gründen zu behaupten.“ Wenn nur die übrigen Gelehrten und die Populariſierer wenigſtens noch ſo beſcheiden und zurückhaltend geweſen wären wie Dubois und anerkannt hätten, daß es Welträtſel gibt! Aber in den Kreiſen der ſogenannten Bildung gelangte die grobe Büchnerſche Kraft und Stofflehre zur Alleinherrſchaft, die ſich einbildete, alles nicht nur erklären zu können, ſondern ſchon erklärt zu haben. Gegen dieſe Strömung konnten einzelne naturwiſſenſchaftlich gebildete Philoſophen wie Fechner und Lotze nicht aufkommen, die zwar die Berechtigung der mechaniſtiſchen Auffaſſung anerkannten und ſelbſt damit Großes leiſteten, ſich aber das Univerſum nicht zu einem bloßen Mechanismus verkümmern ließen, ſondern an geiſtige Weſenheiten glaubten. Daß bei dieſer Wendung der ältere Vitalismus verſchwand, hält Hartmann für einen Fortſchritt, „der mit der zeitweiligen Herrſchaft andrer Irrtümer nicht zu teuer erkauft war. Die exakte Naturwiſſenſchaft und die Philoſophie darf jetzt als vor jedem Rückfall in naturaliſtiſchen Vitalismus geſichert gelten; die alten Paracelſiſchen Phantaſien von ſtofflichen Lebensgeiſtern können höchſtens noch in einem theoſophiſchen Dilettantismus weiter ſpuken, der ſeine Konfuſion geiſtiger und ſtofflicher Prinzipien mit dem Worte Monismus zu decken ſucht, das heute ja als Mädchen für alles dienen muß.“ Aber mit dem falſchen Lebensprinzip der Vitaliſten glaubte die Naturwiſſenſchaft jede nicht materielle mechaniſch wirkende Kraft abgetan zu haben. Die Philoſophie wurde mit der Alchymie und Aſtrologie zu den überwundnen Afterwiſſenſchaften gerechnet. Der Unfehlbarkeitsdünkel war von der Philoſophie auf die Naturwiſſenſchaften übergeſprungen.

Und dieſer Richtung der Geiſter nun kam noch Darwin zu Hilfe, der die letzten Schwierigkeiten hinwegzuräumen ſchien. Der Gedanke der Entwicklung war der Philoſophie ſeit Leibniz vertraut geweſen; Goethe, Schelling, Hegel hatten ihn fortgebildet. Aber deren Entwicklung war nur eine ideelle; Geoffroy St. Hilaire und Lamarck, die ſie auf das reale Naturleben anwandten und die Arten auseinander entſtehn ließen, der zweite durch Gebrauch und Nichtgebrauch der Organe, der erſte durch den Einfluß des Milieus, drangen in Deutſchland nicht durch. „Die Zeit von 1830 bis 1860 war eine Periode der reinen Beobachtung in der Biologie; die Studenten der fünfziger Jahre hatten keine Ahnung davon, daß ſo etwas wie Entwicklung der Natur von franzöſiſchen Naturforſchern und deutſchen Philoſophen ſchon gedacht worden ſei, weil es die Profeſſoren damals für unwiſſenſchaftlich gehalten hätten, ſolche Phantaſtereien auch nur zu erwähnen. In dieſe dumpfe Beſchränkung ſchlug wie ein Blitz aus heiterm Himmel Darwins Werk über die Entſtehung der Arten.“ Von Darwin ſchien die organiſche Welt mechaniſch erklärt zu ſein. Die Biologie war in die mechaniſtiſche Phyſik hineingezogen, dieſe durch jene vollendet. „In enthuſiaſtiſcher Dankbarkeit gegen Darwin überſah man, wie ſehr ſeine Theorien der Kritik bedürftig waren; aus Freude über die Abſtammungslehre nahm man die Theorien der natürlichen und der geſchlechtlichen Zuchtwahl unbeſehen mit in den Kauf. Die

Digitized by Google

ältere Generation, die ſich gegen die Darwinſchen Lehren in Bauſch und Bogen ſträubte, wurde als veraltet beiſeite geſchoben. Wer zwiſchen Wahrheit und Irrtum im Darwinismus zu ſcheiden ſuchte, fand jahrzehntelang nur taube Ohren; denn die ältere Generation wollte auch nicht einmal die Abſtammungslehre gelten laſſen, und die jüngere ging mit Darwin durch dick und dünn." Darwin ſah im Laufe der Zeit ſelbſt ein, daß die natürliche Zuchtwahl, die Ausleſe des Angepaßten im Kampfe ums Daſein nicht genügte, die Entſtehung der Arten zu erklären, und nahm zunächſt die geſchlechtliche Zuchtwahl, dann die Erklärungsweiſe der beiden Franzoſen zu Hilfe. Ihn zeichnete unbeſtechliche Wahrheitsliebe aus und die vorſichtige Zurückhaltung, mit der er ſeine Hypotheſen für nichts andres ausgab als für Hypotheſen und nicht weiter erſtreckte, als er ſie durch Erfahrung geſichert zu haben glaubte. Er ſei, meint Hartmann, und wir haben wiederholt dasſelbe hervorgehoben, durch dieſe Eigenſchaften der Schule, die ſich in Deutſchland nach ihm nennt, entſchieden überlegen und für die dogmatiſchen Ausſchreitungen nicht verantwortlich, die unter ſeiner Fahne begangen wurden. Am ärgſten hat es damit bekanntlich Haeckel getrieben, der friſchweg den Stammbaum des Menſchen konſtruierte und dieſe wie andre Konſtruktionen als unfehlbare Dogmen verkündete. „Den Menſchen läßt er von den echten Affen abſtammen, hält an einer Urzeugung feſt und glaubt in Huxleys Bathybius Haeckelii den organiſchen Urſchleim vor ſich zu haben, der auf rein mechaniſchem Wege aus unorganiſchen Stoffen entſtanden ſein ſoll. Während Darwin an einen Gott-Schöpfer glaubt, der die Typen des mehrſtämmigen Stammbaums beſtimmt hat, führt Haeckel die organiſche Natur auf die Vierwertigkeit des Kohlenſtoffs [die dieſen zu ſehr vielen verſchiednen Verbindungen befähigt] zurück."

Hartmann zählt eine Reihe von Lehren Haeckels auf, die durch neuere Forſchungen widerlegt worden ſind, und hebt dann ſeine Verdienſte hervor: daß er die damals in Deutſchland noch verpönte Abſtammungslehre zum Siege geführt, an die Stelle des Kreislaufs der Natur die Entwicklung geſetzt hat, die ſelbſt Hegel noch bloß im Gebiete des Geiſtes gelten laſſen wollte; ferner iſt er vom rein mechaniſtiſchen Materialismus zum Hylozoismus fortgeſchritten, indem er die Zellen und die Atome beſeelt denkt, und hat die Beſchränktheit der rein fachmänniſchen Naturwiſſenſchaft, die er vorfand, durch eine neue Naturphiloſophie durchbrochen und ſo neues Leben in die Naturwiſſenſchaft gebracht. „Dieſe Verdienſte ſind groß genug, des Mannes wiſſenſchaftliche und menſchliche Schwächen erträglich erſcheinen zu laſſen. Daß er Spinoza und Kant, Goethe und Schelling nicht richtig auffaßte, die chriſtliche Dogmatik mit unzulänglichem Verſtändnis kritiſierte, darüber wäre man ſchweigend hinweggegangen, wenn ſich nicht zu viele auf ihn als eine Autorität verlaſſen hätten. Sein Hauptfehler iſt, daß er die Naturphiloſophie mit der Naturwiſſenſchaft identifizieren und die zweite zur erſten aufbauſchen will, anſtatt beide deutlich zu unterſcheiden. Daher ſtammt einerſeits ſeine antiteleologiſche, mechaniſtiſche Welt-

Digitized by Google

anſchauung, und andrerſeits ſeine Unfähigkeit, das Hypothetiſche vom Tatſächlichen zu unterſcheiden. Die Unzuverläſſigkeit ſeiner ſelbſtgefertigten Zeichnungen, die Vermiſchung von Beobachtung und Phantaſie darin hat von den Fachgenoſſen herben Tadel erfahren, um ſo herbern, als die Abweichungen der Phantaſie von der Wirklichkeit ſtets nach Seiten der zu beweiſenden Behauptung hinlagen, alſo ſeiner naturphiloſopiſchen Tendenz dienten. [Der Zweck heiligt ihm eben das Mittel.] Er hat Dinge abgebildet, die bis heute noch kein Naturforſcher unter das Mikroſkop bekommen hat, z. B. menſchliche Embryonen aus den erſten zwei Wochen. Mehr noch durch die Art, wie Haeckel auf ſolche Vorwürfe reagiert hat, als durch die Sache ſelbſt, hat er ſeinen Kredit als exakter Beobachter und Forſcher beeinträchtigt, ohne ſeinen Kredit als Naturforſcher zu erhöhen. In ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten geſteht er, vielleicht nicht ganz im Einklang mit der Zuverſicht ſeines perſönlichen Glaubens, theoretiſch das Hypothetiſche ſeiner Auffaſſungen zu; in den Texten ſeiner populären Schriften behandelt er praktiſch ſeine Hypotheſen als ſichre Ergebniſſe der exakten Wiſſenſchaft, wo nicht gar als hiſtoriſche Tatſachen, und wirkt dadurch irreführend auf die Laien. Seiner Forderung, daß die Abſtammungslehre, wie er ſie auffaßt, in die Schulen eingeführt werden ſolle, war ſchon Virchow mit der Begründung entgegengetreten, daß in den Schulen nur die unzweifelhaft feſtgeſtellten Ergebniſſe der Wiſſenſchaft gelehrt werden dürften, aber nicht Hypotheſen höchſt zweifelhafter Art wie die Haeckelſchen.“ An einer andern Stelle bemerkt Hartmann: „Während Darwin ſtets bereit war, ſeine Aufſtellungen einzuſchränken und begangne Irrtümer einzugeſtehn, ſucht Haeckel aufgeſtellte Behauptungen auch dann noch feſtzuhalten, wenn ihnen durch Fortſchritte der Forſchung der Boden entzogen worden iſt, und was er nicht mehr verteidigen mag, ſchiebt er höchſtens als »unweſentlich« beiſeite. Auf ſachliche Polemik verſteht er ſich nicht; ſeine Polemik wird immer perſönlich.“ Ein Berliner Freund der Grenzboten ſchreibt uns: „Das Unheil, das Haeckel nicht nur hier, ſondern auch unter den Auslandsdeutſchen anrichtet, iſt unſagbar; faſt alle Volksſchullehrer ſind Haeckelianer.“ Möchten die Leiter und Mitarbeiter der für Volksſchullehrer beſtimmten Zeitungen und Zeitſchriften Eduard von Hartmanns biologiſche Werke ſtudieren! Das erſte: „Wahrheit und Irrtum im Darwinismus“ wird ihnen noch beſſere Dienſte tun als das letzte, das ſie kaum in allen Teilen verſtehen werden; aber ſie können aus dieſem wenigſtens ſo viel entnehmen, daß Haeckel ſeine Führerſtellung in der Biologie längſt eingebüßt hat, und daß von den heute führenden Biologen weder Haeckels noch Darwins Lehren mehr anerkannt werden. Auch mögen die Herren die kleinen gut lesbaren Broſchüren zur Hand nehmen, die Eberhard Dennert unter dem Titel: „Vom Sterbelager des Darwinismus“ herausgibt.

Die oben genannte erſte biologiſche Schrift Hartmanns erſchien 1874. Sie wurde zwar von vier bedeutenden Fachmännern gewürdigt (Oskar Schmidt bekämpfte ſie leidenſchaftlich, Auguſt Weismann ſetzte ſich mit ihr auseinander,

Wigand und Karl Ernſt von Baer führten ſie zuſtimmend an), wurde aber von dem Gros der Naturwiſſenſchaftler totgeſchwiegen und von den Machern der öffentlichen Meinung dem Publikum unterſchlagen. Ebenſowenig vermochten Wigand und Baer durchzudringen. Aber ſchließlich kam es doch an den Tag, daß die Ergebniſſe der unaufhaltſam fortſchreitenden, mit brennendem Eifer betriebnen biologiſchen Forſchungen zu Ergebniſſen führten, die von Haeckels Phantaſien und auch von Darwins vermeintlichen Erfahrungen weitab liegen. Die einen Forſcher begnügten ſich damit, den Darwinismus zu kritiſieren, die andern ſtellten neue Hypotheſen auf, die die Zuchtwahlhypotheſe erſetzen ſollten. An der Abſtammungslehre hielten zwar alle feſt, aber ſie fanden weder Haeckels Stammbäume haltbar noch die Anſicht, daß die Verzweigung der Urorganismen in Arten und die Fortbildung zu höhern Arten durch rein mechaniſche Anpaſſung an geänderte Lebensbedingungen und die ebenſo mechaniſche Vernichtung des Nichtangepaßten ausreichend erklärt werden könne. Unter den neuen Hypotheſen ſind die wichtigſten die Migrations- und die Mutationshypotheſe. Moritz Wagner läßt neue Arten in der Weiſe entſtehn, daß einzelne Individuen, die zufällig von dem Normaltypus einer Gattung ein wenig abweichen, über hohe Gebirge oder über Meere in eine neue Heimat gelangen, wo ſie, von der alten abgeſperrt, ihre Sonderart weiter entwickeln und vor Kreuzung mit der Stammart bewahrt bleiben. A. v. Kölliker lehrte nach Hartmann: „Die Umwandlungen gehen in zweifacher Weiſe vor ſich, nämlich teils durch allmähliche Umgeſtaltung ſchon beſtehender Teile, teils durch ſprungweiſe Bildung neuer Organe, d. h. neuer morphologiſcher Einheiten. Faſt alle großen Umgeſtaltungen, insbeſondre alle wirklichen Neubildungen von Organen, fallen in die früheſte Embryonalzeit. Äußere Einflüſſe ſchaffen nichts, ſondern wirken nur modifizierend auf das, was nach einem innern Bildungsgeſetz vor ſich geht. Wenn die kleinſten Abänderungen den Schein erwecken können, als ſeien ſie durch zufällige, meiſt äußere Urſachen bewirkt, ſo tritt es bei der ſprunghaften Umgeſtaltung durch heterogene Zeugung [d. h. eine Zeugung, deren Frucht von dem elterlichen Typus weſentlich verſchieden iſt, ſodaß ſie ein neues Genus begründet] klar zutage, daß es ſich um notwendige innere Urſachen handelt, deren Walten ſich als inneres Entwicklungsgeſetz darſtellt. Jede Art entwickelt ſich, durch eigne innere Urſachen genötigt, zu neuen Formen, unabhängig von äußern Exiſtenzbedingungen und bis zu einem gewiſſen Grade auch unabhängig vom Kampfe ums Daſein. Auch der Menſch iſt durch heterogene Zeugung aus einem Säugetier entſtanden; die Exiſtenz von Zwiſchengliedern von Menſch und Affe iſt darum fraglich, wenn auch möglich.“ Damit war die Mutationstheorie begründet, wie ſie ſpäter genannt wurde. Hartmann erzählt: „Die ſprunghafte Umwandlung oder heterogene Zeugung war, obwohl Darwin bekannt, von ſeinen Anhängern beiſeite geſchoben oder geleugnet und nur von ſeinen Gegnern in ihrer Bedeutung anerkannt worden. Schon in alten Kräuterbüchern erwähnt, waren ſtoßweiſe Abänderungen eines oder mehrerer Merkmale von Gärtnern oft genug beobachtet

worden, aber von der wiſſenſchaftlichen Botanik unbeachtet geblieben, weil ſie in keines ihrer Syſteme paßten, weder in das der konſtanten Arten, noch in das der Häufung kleinſter [zufälliger] Abänderungen. Die meiſten von Gärtnern weiter gezüchteten Varietäten ſind plötzlich aufgetreten, z. B. die weißblütigen Arten ſonſt bunter Blumen, die gefüllten Blüten, die mit geſpaltnen Blütenblättern, die übermäßige Behaarung wie bei der Moosroſe, die rankenloſe Erdbeere, die hanfblättrige Roſe u. a. Die lange unbeachtet gebliebnen Tatſachen dieſer Art faßte Korſchinsky in ſeiner Arbeit über Heterogeneſis und Evolution (1901) zuſammen." Vorher ſchon hatten auch andre darüber geſchrieben. „Aber teils gelangten dieſe Veröffentlichungen nicht in weitere Kreiſe, teils verhielten ſich die Forſcher ſkeptiſch gegen die Erblichkeit der ſo entſtandnen Varietäten. Ein gewaltiger Umſchwung der Anſichten vollzog ſich mit einem Schlage, als de Vries die Vererbung und Beſtändigkeit der ſo entſtandnen Abarten, wenigſtens für viele von ihnen, an der großblumigen Nachtkerze (Oenothera Lamarckiana) durch das Experiment bewies. Soweit die Reinzüchtung mit künſtlicher Beſtäubung gelang, gab jede neue entſtandne Art gleiche Nachkömmlinge, war alſo ſofort und mit einem Schlage konſtant, ohne erſt einer generationenlangen Zuchtwahl zur Erwerbung der Konſtanz zu bedürfen. De Vries zieht daraus folgende Schlüſſe. Die Artenumwandlung erfolgt durch exploſive Heterogonie. Die Kreuzung kann zwar neue Arten bilden, aber nicht Arten mit neuen Merkmalen, ſondern nur Arten, die eine neue Kombination ſchon vorhandner Merkmale zeigen. Rückbildung kann auch ohne exploſive Heterogonie erfolgen, indem jedes neue Merkmal gelegentlich wieder verloren gehen kann. Die exploſive Heterogonie braucht nicht immer zu einem morphologiſchen Fortſchritt, zu einer Höherbildung zu führen, ſondern kann ſich auch auf gleichem Niveau ausbreiten oder gar Rückſchritte machen: aber alle Höherbildungen können nur durch ſie erfolgt ſein." Nach dem Vorgange eines weniger berühmten Kollegen nennt de Vries dieſes artenbildende Variieren Mutation. Freilich, meint Hartmann, iſt bisher nur die Entſtehung von Unterarten durch Mutation oder Heterogonie beobachtet worden; aber wenn ſchon Unterarten nur ſprunghaft, nicht durch Häufung unmerklicher Abweichungen vom Arttypus, wie der Darwinismus will, entſtehen können, ſo muß das doch vom Übergang zu einer neuen echten Art erſt recht gelten.

An der kritiſchen Zerſetzung des Darwinismus arbeitet eine ganze Schar von Biologen. Wir führen aus Hartmanns Bericht darüber nur wenig Proben an. Darwin lehrt, die nützlichen Merkmale ſeien konſtant, die gleichgiltigen veränderlich. Die Erfahrung, ſagt Nägeli, zeigt das Gegenteil. Die morphologiſchen Merkmale, die eine Art von der andern unterſcheiden, aber, wie die ſpiralige oder ſonſtige Anordnung der Blätter am Pflanzenſtengel für die Erhaltung des Organismus gleichgiltig ſind, dieſe ſind die beſtändigſten. Auch zwinge die auſſteigende Entwicklung dazu, an einem Entwicklungsplan, an einer Vervollkommnungstendenz, an einem innern Prinzip des Fortſchritts vom Niedern zum Höhern feſtzuhalten. Schon Darwin hatte, um bei dieſer Ge-

legenheit noch einmal daran zu erinnern, gefragt, was wohl ein Wurm für einen Nutzen davon haben könne, ſich höher zu organiſieren, und ein ſo eingefleiſchter Darwinianer wie Auguſt Weismann hat anerkannt, daß gerade die allerniedrigſten Organismen, die einzelligen, die am beſten angepaßten, daß ſie ſozuſagen unzerſtörbar und unſterblich ſind, und daß ſie ſehr dumm geweſen ſein müßten, wenn ſie ſich durch höhere Organiſation allen den Gefahren ausgeſetzt hätten, die den höhern Organismen drohen. Woraus folgt, daß es niemals zu einer Entwicklung gekommen ſein würde, wenn dieſe in weiter nichts beſtünde als in der Anpaſſung an geänderte äußere Umſtände. Eimer weiſt die Nichtigkeit der Mimicry und der Schutz- oder Trutzfärbung nach, „die bei den Darwinianern von Wallace bis Weismann als handgreiflichſtes Beiſpiel für die Leiſtungsfähigkeit der Naturzüchtung mit Vorliebe behandelt werden". Eimer ſagt u. a.: „Viele Tierarten werden überhaupt nur gefangen und gefreſſen, wenn ſie ſich bewegen, alſo eine Schutzfärbung ihnen nichts helfen kann. Die Sinnesorgane der meiſten Räuber reichen gerade nur aus, ein in Bewegung befindliches Objekt zu bemerken, während ruhende auch ohne Schutzfärbung von ihnen unbemerkt bleiben. Manche Tiere machen den Schutz, den ihnen die Ähnlichkeit (mit Blättern, Baumwurzeln uſw.) gewähren könnte, illuſoriſch, indem ſie ſich gar nicht mit Vorliebe auf ſolchen Gegenſtänden niederlaſſen, denen ſie ähnlich ſind." Guſtav Wolff geht ſo ſcharf gegen Darwin vor, daß ſich 1890 kein Verleger getraute, ſeine „Beiträge zur Kritik der Darwinſchen Lehre" anzunehmen; ſie erſchienen in einer Zeitſchrift und erſt 1898 geſammelt bei Georgi in Leipzig. Er wendet ſich gegen den Zufall, der im Darwinismus ausſchließlich regiert. Unter dieſem Regiment würde es nie zu einer Fortbildung kommen können, denn bei rein quantitativen Änderungen zwar, wie Vergrößerung und Verkleinerung des Körpers, ſei die Wahrſcheinlichkeit für günſtige und ungünſtige Änderung ungefähr gleich, bei qualitativen aber die Wahrſcheinlichkeit für ungünſtige Änderungen viel größer. Zudem ſei es ſchwer zu glauben, daß rein zufällig ein Organismus oder mehrere Organismen zugleich alle dieſelben oder ganz verſchiedne, einander entſprechende Änderungen erleben ſollten, die notwendig ſind, wenn ein Nutzen entſtehen ſoll, an den die Zuchtwahl durch Ausleſe des Angepaßten anknüpfen kann. Die Hufe der Huftiere müßten ſich zugleich an allen vier Füßen gebildet, den Arbeitsbienen müßten zugleich mit der Verkümmerung der Geſchlechtsorgane an den Beinen die Bürſtchen und Körbchen gewachſen ſein — wozu noch kommt, daß dieſe Eigentümlichkeiten nicht vererbt werden können, weil ſich die Arbeitsbiene nicht fortpflanzt —, die Blüten gewiſſer Pflanzen und die Saugwerkzeuge der ihre Befruchtung vermittelnden Inſekten müßten zugleich die für dieſe Befruchtungsart zweckdienliche Geſtalt angenommen haben uſw. Wilhelm Haacke „gehört zu den Schülern Haeckels, die mit der Zeit in ganz entgegengeſetzte Bahnen geraten ſind". Er polemiſiert gegen die Stammbäume des Meiſters. „Daß die höhern Lebeweſen aus niedern hervorgegangen ſind,

Digitized by Google

muß man annehmen, wenn man nicht dem Wunderglauben verfallen will; aber ob nun vielſtämmige oder einſtämmige Herkunft größerer oder kleinerer oder aller Organismengruppen anzunehmen iſt, darüber läßt ſich heute noch gar nichts ſagen. Wir wiſſen z. B. nichts über die Abſtammung der Stachelhäuter, Krebſe, Inſekten, Mollusken, Ringelwürmer, Wirbeltiere, nichts über einen etwaigen Zuſammenhang der Wirbeltierklaſſen in einer gemeinſamen Wurzel. Wohl aber wiſſen wir, daß aus einem ausgeſprochnen Amphibium oder Reptil kein Säugetier oder Vogel mehr werden kann. Die Beſtrebungen, größere Abteilungen des Tierreichs ſtammesgeſchichtlich zu verknüpfen, ſind, das dürfen wir uns nicht verhehlen, kläglich geſcheitert." Haacke iſt ſogar überzeugt, daß man auch in Zukunft nichts darüber wiſſen wird; denn die etwaigen gemeinſamen Wurzeln paläontologiſch aufzufinden, dazu beſteht nicht die geringſte Ausſicht. Formverwandtſchaft kann auch ohne Blutsverwandtſchaft die Folge davon ſein, daß für alle Organismen dasſelbe Entwicklungsgeſetz gilt. „Je mehr Gewicht auf dieſe innern Entwicklungsgeſetze gelegt wird, deſto nebenſächlicher erſcheint die Frage des genealogiſchen Zuſammenhangs zwiſchen den Formergebniſſen der Entwicklung. Entwicklungsreihen können je nach den äußern Umſtänden bald divergent, bald konvergent, bald ſtreckenweiſe parallel laufen." Es können alſo nicht allein von einem Elternpaare verſchiedne Arten abſtammen, ſondern auch Arten, die verſchiedne Stammväter haben, einander im Laufe der Entwicklung ähnlich werden. Haacke erklärt es für eine unerwieſene Annahme Darwins, daß Individuen auf Grund geringfügiger Einzelabänderungen die Nichtgeänderten überleben. Käme das auch vor, ſo würden die Änderungen in der geſchlechtlichen Fortpflanzung wieder verſchwinden, ſodaß ihre Summierung keine neue Art bilden könnte. „Selbſt der Züchter kann nur die von der Natur vorgezeichneten, in der Organiſation begründeten Wege einſchlagen; ſie ſind mit unüberſchreitbaren Mauern eingefaßt und teilen ſich nur an wenigen Stellen, ſodaß nur eine nicht eben große Auswahl von Zuchtrichtungen übrig bleibt. Die Natur baut auf der Grundlage, die ſie ſich geſchaffen hat, nach einem beſtimmten Plane weiter. Ein unſichres Taſten, wie Darwin annimmt, kommt bei ihr nicht vor. Die Selektion Darwins ſetzt die Zweckmäßigkeit als Grund des Erhaltenwerdens voraus; deshalb iſt die Behauptung unſinnig, daß ſie die Entſtehung des Zweckmäßigen erkläre. Dieſe Lehre iſt unendlich bequem und ſich einſchmeichelnd für das Verſtändnis von unreifen Jungen: Sekundanern und Apothekerlehrlingen. Aber ſie iſt ein Feuerwerkslicht und ſpricht allen Naturgeſetzen Hohn, weil ſie den immer wiederholten Eintritt äußerſt unwahrſcheinlicher Fälle, nämlich des zufälligen Zuſammentreffens ſehr vieler gleichzeitiger, beſtimmter, zueinander paſſender Teilabänderungen im Organismus als wirklich geſchehen vorausſetzt. Der Darwiniſt darf wohl als Menſch die Privatanſicht hegen, daß die Natur keinen Zweck habe, aber nicht als Naturforſcher; denn die Naturwiſſenſchaft greift mit einer ſolchen negativen Behauptung in ein Gebiet über, in dem ſie nichts mehr zu ſagen hat. Der Darwinismus hat der

Wiſſenſchaft die allergrößten Dienſte geleiſtet, aber ſeit Jahren iſt er nicht allein unfruchtbar geworden, ſondern auch verderblich.“

Da ſich die Mittel, mit denen nach Darwins Anſicht die Natur neue Arten hervorbringen ſollte, teils als unzureichend, teils, wie die geſchlechtliche Zuchtwahl, als leere Phantaſien erwieſen, wandten ſich eine Menge Forſcher, von denen wir nur die allgemein bekannten nennen: Spencer, Nägeli, Eimer, Kaſſowitz, zu Lamarck zurück. Der Neulamarckismus, den, wie unſre Leſer wiſſen, Weismann bekämpft, und gegen den Ammon und Tille aus ſozialpolitiſchen Gründen mit Leidenſchaft polemiſieren, „vereinigt in ſeinem Prinzip der direkten Anpaſſung das Lamarckſche Prinzip des Gebrauchs und Nichtgebrauchs der Organe und das Hilaireſche Prinzip des Einfluſſes äußerer Umſtände“, zwei Prinzipien übrigens, die, wie Hartmann richtig bemerkt, gar nicht voneinander zu trennen ſind, da der Gebrauch der Organe nur unter veränderten äußern Umſtänden geändert werden kann, die äußern Umſtände aber den Organismus nur ändern können, wenn ſich ihnen dieſer durch Änderung ſeines Verhaltens anpaßt. Geſchieht dieſes nicht, ändert ſich der Organismus gar nicht oder nicht in zweckmäßiger Weiſe, ſo vernichtet ihn die Änderung der Lebensbedingungen, was ja unzähligemal vorkommt, namentlich bei plötzlichen Änderungen, wie wenn der Froſt im Frühling Hunderte von Vögeln tötet. Außerdem gehört zur biologiſchen Wirkſamkeit der äußern Einflüſſe, daß die dadurch allmählich herbeigeführten Veränderungen vererbt werden. Die Notwendigkeit dieſer von den echten Darwinianern beſtrittenen Vererbung (vererbt ſoll nach denen bloß das Keimplasma werden) betont beſonders Kaſſowitz; dieſer bekämpft u. a. auch die Lehre von der Schutz- und Trutzfärbung: „auffallend gefärbte Raupen werden nach Plateaus Verſuchen von zahlreichen Tieren gern gefreſſen.“ Nach Johannes Reincke iſt die Abſtammungslehre bloß eine Hypotheſe, aber „eine von ſo hohem Wahrſcheinlichkeitswert, daß ſie den Charakter eines allgemein anerkannten Forſchungsprinzips angenommen hat. Doch iſt ſie weit davon entfernt, die Löſung des Welträtſels zu ſein; ſie führt uns vielmehr in einen Zauberwald, in dem uns aus allen Richtungen eine Fülle ungelöſter und größtenteils unlösbarer Rätſel entgegenſtarrt.“ Er glaubt nicht, daß die Arten bloß auf einem Wege auseinander entſtehen. Die wichtigſte Entſtehungsart ſcheine die der ſprunghaften Abänderungen zu ſein, beſonders wo es ſich um neue morphologiſche Merkmale handelt. Phyſiologiſche Änderungen können durch Anpaſſung entſtehn. Dazu kommen die Kreuzung und die Verpflanzung in ein andres Milieu, was eine beſondre Art der Änderung der äußern Umſtände iſt. „Aber die äußern Umſtände können nur als Reiz wirken auf die Fähigkeit der Pflanzen [und Tiere; Reinke iſt Botaniker], in paſſender Weiſe zu variieren. Wo dieſe Fähigkeit den Arten abhanden gekommen iſt, da bleiben ſie trotz ſtarker Veränderung der äußern Umſtände unverändert, wenn ſie nicht zugrunde gehen. Weſentlich ablehnend verhält ſich Reinke gegen die Entſtehung neuer Arten durch Häufung der kleinſten Abänderungen und durch Ausleſe. Er

Digitized by Google

behauptet, daß die kleinſten Abänderungen um die Gleichgewichtslage des Arttypus oszillieren, alſo immer wieder zu ihm zurückkehren, anſtatt ſich von ihm zu entfernen. Nicht das Schwingen des Pendels, ſondern nur die Verſchiebung des Aufhängepunktes [eine ſprunghafte, unerklärbare Änderung] führt zu einer neuen Art. Die Zwecke in der belebten Natur laſſen ſich nach ihm durch keine Sophiſtik hinwegdisputieren. Darwins Verſuch, ſie zu leugnen, indem er den Zufall zum Weltprinzip erhob, iſt ebenſo wie der Verſuch, die Zweckmäßigkeit durch die Selektion oder ſonſtwie auf blinde Mechaniken zurückzuführen, gleich dem Trugbild einer Fata Morgana zerronnen. Die Naturforſcher, die noch an ihm feſthalten, wie Ziegler, können dies nur, weil ſie der daran geübten Kritik vorſichtig aus dem Wege gehen." Haeckel, der urkräftige, verſchmäht feige Vorſicht. Die Leſer werden ſich erinnern, daß er in einer ſeiner Berliner Reden Reinke einen Jeſuiten genannt hat. Er kennt ſein Publikum und weiß, daß bei dieſem jenes Argument alle ſachlichen Beweisführungen erſetzt. Gleich andern Naturforſchern — der erſte war Baer, der Begründer der Embryologie — ſpricht auch Reinke dem biogenetiſchen Grundgeſetze Haeckels (die Entwicklungsſtadien des Embryo eine Rekapitulation der Geſchichte des Stammes, dem das Individuum angehört) die Geltung ab. Die Dominantenlehre Reinkes wird den Leſern aus vielen Zeitſchriftenaufſätzen bekannt ſein. Mit ſeinen Dominanten, „unkörperlichen, unbewußt pſychiſchen, Intelligenz äußernden Tätigkeiten", tritt er in die Reihe der Neovitaliſten, die nach Hartmann die Fehler des ältern Vitalismus vermeiden, und als deren erſter Georg von Bunge, Profeſſor der phyſiologiſchen Chemie, zu nennen iſt. Den Mechaniſten, die behaupten, beim Fortſchritt der Wiſſenſchaften enthüllten ſich die Lebensvorgänge immer deutlicher als Wirkungen unorganiſcher Naturkräfte, entgegnet er: „Mir aber ſcheint es, daß die Geſchichte der Phyſiologie gerade das Gegenteil lehrt. Ich behaupte: umgekehrt! Je eingehender, vielſeitiger, gründlicher wir die Lebenserſcheinungen zu erforſchen ſtreben, deſto mehr kommen wir zu der Einſicht, daß Vorgänge, die wir bereits geglaubt hatten, phyſikaliſch und chemiſch erklären zu können, weit verwickelterer Natur ſind und vorläufig jeder Erklärung ſpotten." Am ausführlichſten und gründlichſten hat Kaſſowitz die phyſikaliſch-chemiſchen Erklärungsweiſen geprüft. Lavoiſier, Liebig und Mayer faßten den Organismus als eine Wärmemaſchine auf. An die Stelle der rein phyſikaliſchen Wärmetheorie trat dann die chemiſch-phyſiologiſche Kalorientheorie. Andre verſuchten es mit der osmotiſchen Theorie, indem ſie die phyſiologiſchen Vorgänge durch die Analogie mit den poröſen Wänden und Häuten zu erklären ſuchten, die den Austauſch verſchiedner Flüſſigkeiten und Löſungen vermittels des osmotiſchen Drucks bewirken. Dann kam die Fermenttheorie; ſchon vorher hatte man das Leben als eine Reihe elektrodynamiſcher Ausgleiche aufgefaßt. Kaſſowitz gelangt mit ſeiner Prüfung, die Hartmann im Auszug wiedergibt, zu dem Ergebnis, „daß alle Verſuche, das Leben mit phyſikochemiſchen Geſetzen nach Analogie unorganiſcher Vorgänge zu erklären, vollſtändig geſcheitert ſind".

Hartmann bemerkt dazu: „Etwas Richtiges enthält ja jede der als unzulänglich verurteilten Theorien. Der Organismus iſt eine Wärmekraftmaſchine, aber er iſt mehr als das. Er gebraucht die Verbrennungswärme von Nahrungsmitteln als Betriebsenergie des Lebens, aber er verbraucht auch Nahrungsmittel ohne Verbrennungswert daneben. Osmoſe findet ſtatt, aber die Organismen ſind keine bloßen Syſteme von osmotiſchen Plasmaſchichten und Häuten, und der Stoffaustauſch und Säfteſtrom in ihnen ſteht noch unter ganz andern Geſetzen als den osmotiſchen. Alle Formbildungsvorgänge ſind mit chemiſchen Veränderungen verbunden, und dieſe werden durch Fermente bewirkt, aber [dieſe Fermente ſind ſelbſt Produkte des Organismus, und es hängt nicht von ihnen ab], daß ſie da ſind, an der rechten Stelle da ſind, zur rechten Zeit aktiviert und wieder desaktiviert werden. Die Ganglienzelle muß eine Quelle elektriſcher Spannungsdifferenzen und der Nerv eine Leitungsbahn ſein, ſonſt könnten nicht Batterien von Ganglienzellen elektriſche Schläge erteilen, die an der Körperoberfläche wirkſam werden. Alle chemiſchen, elektriſchen und ſonſtigen Vorgänge weiſen letzten Endes auf beſtimmte Bewegungsformen der Moleküle und ihre Übertragung zurück; aber das Leben beſteht nicht in einer beſtimmten Bewegungsform, ſondern darin, daß an jeder Stelle zu jeder Zeit von allen möglichen Bewegungsformen gerade die richtige, die dem Organismus dienliche, eintritt, und es gibt keine Bewegungsform, die das erklären könnte."

So iſt alſo die biologiſche Wiſſenſchaft endlich dort angelangt, wo Hartmann vor achtunddreißig Jahren geſtanden hat, denn ſchon in der Philoſophie des Unbewußten hat er den Darwinismus ſo beurteilt wie in dem 1873 und 1874 abgefaßten biologiſchen Werke. Das Fazit ſeiner Überſchau über die biologiſche Literatur lautet: „Die Abſtammungslehre iſt geſichert, der Darwinismus iſt gerichtet." Ähnlich urteilt H. Drieſch: „Für Einſichtige iſt der Darwinismus lange tot; was zuletzt noch für ihn vorgebracht ward, iſt nicht viel mehr als eine Leichenrede, ausgeführt nach dem Grundſatz de mortuis nil nisi bene und mit dem innern Zugeſtändnis der Unzulänglichkeit des Verteidigten." Der hiſtoriſche Teil von Hartmanns Werke ſchließt mit einer Unterſuchung der Bedeutung der Oſtwaldſchen Energetik für die Biologie. Das wichtigſte Ergebnis dieſer Unterſuchung teilen wir an einer andern Stelle mit, wo es leichter verſtanden werden kann.

Digitized by Google

Die Schule der Welt

Ein preußiſches Luſtſpiel Friedrichs des Großen

Von Georg Peiſer

3

Deutlicher und bewußter aber als alle dieſe Anklänge, die meiſt auf bloßen Reminiszenzen beruhen mögen, iſt die Anlehnung an den Malade imaginaire. Wie in der Ecole du monde die Metaphyſik, iſt es im Malade imaginaire die Medizin, die lächerlich gemacht wird. Sie ſei nicht imſtande, die Geheimniſſe der Natur zu entſchleiern, ihre ganze Herrlichkeit beſtehe in einem hochtrabenden Gallimathias. Hier iſt es der Vater — er heißt wie in der Ecole Argan —, der der Tochter den verhaßten Bräutigam ausgeſucht hat. Dieſer kommt wie Bilveſee friſch von der Univerſität, wo er ebenfalls zwei Jahre zugebracht hat. Auch er iſt ein einziger Sohn und hat eine große Rente zu erwarten. Sein Vater — von der Mutter iſt ebenſowenig wie in der Ecole die Rede — iſt gerade ſo ſtolz auf ihn wie Bardus auf Bilveſee und weiß ihn nicht genug zu rühmen. Auch an ihm iſt, wie der Vater verſichert, keine böſe Ader; und die beiden Univerſitätsjahre haben ihn in ſeiner Wiſſenſchaft ganz firm gemacht. Kein Kandidat habe ſich in den Disputationen der Fakultät ſo hervorgetan wie er. Ein Argument verfolge er bis in die letzten Schlupfwinkel der Logik, und was der Vater am höchſten ſchätzt, er halte an den Anſchauungen der Alten feſt und wolle von dem modernen Schwindel nichts wiſſen.

Den Gedanken, ſeinen Sohn etwa am Hofe unterzubringen, weiſt der alte Diaſoirus ebenſo entſchieden von ſich wie Bardus, freilich aus ganz andern Gründen. Auch der junge Diaſoirus ſoll unmittelbar, nachdem er die Univerſität verlaſſen hat, in den Eheſtand treten. Sein Vater ſcheut ſich ebenſowenig wie Bardus, das heikle Thema der Prolifikation zu berühren und von ſeinem wiſſenſchaftlichen Standpunkt aus wie dieſer zu verſichern, daß ſein Sohn die dafür nötigen Qualitäten in hohem Grade habe. Für die Begrüßung der künftigen Braut und der Schwiegermutter hat ſich Thomas, wie Bilveſee, ſeine Reden ſorgfältig einſtudiert. Aber auch ihm begegnet dabei eine böſe Verwechſlung. Er hält die Tochter für die Mutter. Als dieſe dann erſcheint, und er die für ſie beſtimmte Rede deklamieren will, bringt auch ihn eine Unterbrechung raſch aus dem Konzept. Die liſtenreiche Zofe iſt es ſchließlich auch im Malade imaginaire, die alles zum Guten wendet und die Liebenden vereinigt.

Aber trotz allen dieſen Anklängen und Anlehnungen — welche Fülle von Originalität bietet doch auch andrerſeits das fridericianiſche Luſtſpiel dar! Das Abhängigkeitsverhältnis iſt ungefähr dasſelbe, wie ich es in meiner Abhandlung über Friedrichs Confédérationskrieg zwiſchen dieſem und Voltaires komiſchem

Digitized by Google

Epos vom Genfer Bürgerkriege nachzuweiſen mich bemüht habe. Niemals konnte Friedrich der Große zu einem bloßen Nachahmer herabſinken. Indem er ſich den franzöſiſchen Dichter zum Vorbild nahm, hat er ihn doch ſo umgemodelt, ſo vieles aus ſeiner eignen Individualität hinzugetan, daß eine Arbeit von hohem, ſelbſtändigem Werte entſtanden iſt.

Der Hauptzweck des Luſtſpiels wird ſchon durch den Titel bezeichnet. Die Frage, die zur Diskuſſion ſteht, iſt: Wie ſollen junge Leute „für die Welt“ unterrichtet werden? Die Antwort fällt, wie dies nach dem eigentümlichen Bildungsgange Friedrichs des Großen nicht anders zu erwarten iſt, ſehr einſeitig aus. Nicht durch die Erfahrungswiſſenſchaften, die ja überhaupt, wie man zutreffend bemerkt hat, Friedrichs Achillesferſe waren und auch in ſeinem Luſtſpiel mit Geringſchätzung behandelt werden, ſondern durch die ſchönen Wiſſenſchaften. Wie er ſelbſt einmal geſagt hat, daß er ſie bis zur Tollheit liebe, ſo ſieht er in ihnen überhaupt das wichtigſte Bildungselement für junge Leute, die an den großen Aufgaben des Staatslebens teilzunehmen beſtimmt ſind. In dem Satze Argans Il me semble, que les belles-lettres sont tout à fait propres pour des gens qu'on destine au monde, et qu'on espère de mettre dans les grandes affaires, liegt, wenn ich nicht irre, der Schwerpunkt des ganzen Stückes. Es berührt ſich mit Ideen, die Friedrich ſpäter wiederholt in ſeinen pädagogiſchen Schriften geäußert hat, und wie er ſie in ſeiner Inſtruktion für die Berliner Ritterakademie vom Jahre 1765 zu praktiſcher Durchführung zu bringen verſucht hat. Wie er hierdurch den von ihm ſelbſt entworfnen Unterrichtsplan für die zukünftigen hommes du monde das Univerſitätsſtudium entbehrlich machen will, ſo ſteht er dieſem auch in ſeinem Luſtſpiel feindlich gegenüber.

Man hat oft geſagt, daß Friedrich der Große für die mühſame Gelehrtenarbeit an den Univerſitäten kein rechtes Verſtändnis gehabt habe. Er dachte ſich nach Zellers geiſtvollem Wort den Weg zur Wiſſenſchaft kürzer, als er iſt. Sein Luſtſpiel iſt der beſte Beweis für die Richtigkeit dieſer Behauptung. Pedanten wie Diſucius und Bardus, liederliche Burſchen wie Bilveſee ſind die Blüten, die ſie hervorbringen, während die Argan und Mondor mit dem Reiz ſeiner, weltmänniſcher Bildung und gewandter, geſellſchaftlicher Formen ausgeſtattet werden.

Man wird dieſe Gegenüberſtellung tendenziös finden, aber der komiſchen Kraft, mit der die Idee des Stückes im einzelnen durchgeführt iſt, ſeine Anerkennung nicht verſagen können. Die Charakterzeichnung iſt da am glücklichſten, wo ſich Friedrich völlig frei bewegt. Trotz aller Ähnlichkeit mit Thomas Diafoirus, auf die wir hingewieſen haben, iſt der Halliſche Student im Grunde denn doch ein ganz andrer Menſch als ſein franzöſiſcher Kommilitone. Mit gutem Bedacht hat ihn Friedrich von vornherein als einen offnen Kopf geſchildert, der ſchon als Kind leicht aufgefaßt habe, wogegen Thomas nur mit angeſtrengtem Fleiß durch das Gymnaſium gekommen iſt. So iſt denn dieſer auch durch das viele Lernen auf der Univerſität ganz verblödet und ein lächerlicher Pedant wie ſein Vater geworden, während wir von Bilveſee die Hoffnung haben, daß er ſich, wenn erſt der Rauſch der brauſenden Studentenjahre verflogen iſt, noch zu einem ganz nützlichen Mitgliede der menſchlichen Geſellſchaft entwickeln wird. Die köſtliche Figur der Madame Argan, die ganz Friedrichs Eigentum iſt, iſt ein Kabinettſtück, das allein genügen würde, ſein hervorragendes Talent für ſeine Komik zu beweiſen. Wir glauben ſie vor uns zu ſehen, die bequeme, ohne Zweifel etwas korpulente, eitle und oberflächliche, eigennützige

Digitized by Google

und eigenwillige Herrin des Hauſes Argan. Da iſt kein Zug, der nicht vortrefflich zu dem Geſamtbilde paßte.

Vor allem aber gibt es dem Luſtſpiel einen eignen Reiz, daß die Perſönlichkeit Friedrichs des Großen ſo ſtark hervortritt. Wir lernen ſeine Anſchauungen vom Fürſtenberuf, von den Pflichten der Bürger gegen das Vaterland, von der Ehre des preußiſchen Offiziers, von der Notwendigkeit raſcher und ehrlicher Juſtiz, ſeine Erziehungsgrundſätze, ſeine philoſophiſchen und literariſchen Anſichten kennen. Und wenn er ſchließlich ſelbſt in den Gang der Handlung eingreift, ſo iſt das ſchwerlich ein Analogon zu der Rolle, die Ludwig der Vierzehnte im Tartuffe ſpielt. Während dieſer als deus ex machina eine ohne Zweifel rechtskräftige Schenkung annulliert, iſt es in der Ecole du monde faſt ein notwendiger Abſchluß, daß Mondor, deſſen feines Verſtändnis der ſchönen Wiſſenſchaften ſo oft gerühmt wird, am Ende die Aufmerkſamkeit des literariſchen Königs erregt. Das Milieu, worin ſich die Perſonen der Ecole bewegen, iſt durchaus nicht die Pariſer Geſellſchaft zur Zeit des roi soleil; das Werda der preußiſchen Schildwache ſchallt von unten herauf: wir ſind in dem Berlin Friedrichs des Großen.

Niemand hat die beſondre Eigenart des Stückes beſſer charakteriſiert als der königliche Autor ſelbſt, indem er es in einem Briefe an Maupertuis als ein preußiſches Luſtſpiel bezeichnet. „Sie werden ſicherlich überraſcht ſein zu hören, ſchreibt er dem Präſidenten ſeiner Akademie am 18. Februar 1748, daß ein Luſtſpiel mich verhindert hat, an der Leichenrede zu arbeiten, die Sie von mir wünſchen. (Gemeint iſt die Gedächtnisrede auf Georg Konrad v. d. Goltz, die dann am 30. Mai in der Akademie geleſen wurde.) Aber es iſt trotzdem wahr.... Ich habe ein preußiſches Luſtſpiel verfaßt, das ein Gemälde mancher unſrer Sitten iſt. Ich fürchte freilich ſehr, ſetzt er launig hinzu, daß die preußiſche Komödie das Schickſal der griechiſchen Tragödie teilen wird." Das heißt: von ihrem Autor ebenſo unterdrückt werden wird wie einſt von dem Kaiſer Auguſtus ſein Ajax.

Aber in dem Briefe findet ſich noch andres, was für uns von Intereſſe iſt.

Eine große Wirkung hat das Luſtſpiel auf das Parterre, vor dem es in den Jahren 1748 bis 1750 wiederholt geſpielt worden iſt, ſicherlich auch durch die vielen Anſpielungen gehabt, die es enthält. Die meiſten davon ſind uns natürlich heute unverſtändlich. Aber die Berliner Hofgeſellſchaft wird ſchon gewußt haben, wer der Grandſeigneur war, der bei der Madame La Roche die Treppe hinuntergeworfen wurde, der Miniſter, von dem man ſich zuraunte, daß er ſeinen Merkuren fette Ämtchen verſchaffe, der Leutnant, dem die Mama ein Federbett auf die Wache ſchickt, oder der dicke Profeſſor, der für einen reichen Freund gelehrte Bücher ſchreibt. Wenigſtens auf die Spur des letzten werden wir durch den Brief an Maupertuis geführt. „In meinem Luſtſpiel, heißt es darin, wird Ihr dicker Profeſſor, ſo lang wie er iſt, aufs Trottoir geworfen. Wir Ignoranten können uns für die Beleidigung, die die Gelehrten uns dadurch antun, daß ſie mehr wiſſen als wir, nicht anders rächen, als dadurch, daß wir über ſie Witze machen." Auch ſonſt iſt in den Briefen an Maupertuis von dem „dicken Profeſſor und ſeinem ſechzigjährigen Schüler" die Rede. Halten wir damit einen Brief Friedrichs an Voltaire vom 25. November 1749 zuſammen, ſo können wir feſtſtellen, daß das Urbild des Bardus der ruſſiſche Geſandte in Berlin, Graf Keyſerlingk, iſt. Zu Beginn des Jahres 1747 war er nach Berlin gekommen, ſo umſtrahlt von wiſſenſchaftlichem Nimbus, daß die Akademie ihn ſchon wenig Tage nach ſeiner Ankunft zu ihrem

Mitglied ernannte. Aber eine kurze Zeit hatte Friedrich genügt, in ihm einen lächerlichen Pedanten zu erkennen, und bald waren er und der gelehrte Profeſſor, der ihn begleitete, eine Zielſcheibe des Spottes in der literariſchen Tafelrunde des Königs. Als Keyſerlingk Ende des Jahres 1749 ſeinen Berliner Geſandtſchaftspoſten wieder verließ, widmete ihm Friedrich in jenem Briefe an Voltaire folgenden Nachruf: „Wir haben hier in Berlin einen ruſſiſchen Geſandten gehabt, der ſeit zwanzig Jahren die Philoſophie ſtudiert, ohne bisher viel davon begriffen zu haben. Er heißt Graf Keyſerlingk und iſt mindeſtens ſechzig Jahre alt. Jetzt hat er Berlin mit ſeinem dicken Profeſſor verlaſſen und iſt in Dresden. Er ſtudiert immer noch und hofft in zwanzig bis dreißig Jahren ein paſſabler Schüler zu werden.“

Der Brief an Maupertuis iſt aber auch für die genauere Datierung des Luſtſpiels von Bedeutung.

Wir ſahen bei der Inhaltsangabe des Stückes, daß die Bemerkungen über die Juſtizreform nicht wohl vor Beginn des Jahres 1748 geſchrieben ſein können. In dem Briefe an Maupertuis vom 16. Januar, der in der von Koſer beſorgten Sammlung dem vom 18. Februar vorangeht, iſt von der Ecole du monde noch nicht die Rede, obwohl ein längeres Zitat aus den Femmes savantes darauf hinzudeuten ſcheint, daß ſich der König damals gerade wieder einmal in Molière vertiefte. Am 18. Februar war das Stück im großen und ganzen vollendet. In der Zwiſchenzeit alſo iſt es im weſentlichen entſtanden. Bedenken wir freilich die Schnelligkeit, mit der der König literariſch zu produzieren pflegte (das ebenſo große Epos vom Confédérationskriege zum Beiſpiel hat er in fünf Wochen verfaßt), und daß er eine andre dringend gewünſchte Arbeit plötzlich unterbrach, um gleichſam nebenbei das Luſtſpiel zu ſchreiben, ſo werden wir, wie ich glaube, annehmen dürfen, daß er nur einen kleinen Bruchteil der zweiten Januarhälfte und des Februar 1748 auf ſein Luſtſpiel verwandt hat.

War Friedrich in ſeiner Ecole theoretiſch gegen die an den deutſchen Univerſitäten herrſchende Pedanterie, als deren Typus ihm Wolff erſchien, zu Felde gezogen, ſo machte er unmittelbar nach deſſen Tode den Verſuch, ſeine Autorität in Halle ſelbſt zu ſtürzen und einen Geiſt freierer philoſophiſcher Forſchung daſelbſt zur Geltung zu bringen. Er beauftragte den Profeſſor G. F. Meyer, der von Bielfeld in ſeinem Viſitationsbericht gerühmt worden war, über Lockes „Verſuch vom menſchlichen Verſtande“ zu leſen. Freilich hätte er keinen ungeeigneteren wählen können, denn Meyer war ſelbſt, wie Friedrich ſpäter geſpottet hat, auf die Monaden ganz verſeſſen. Nachdem er im Winter 1754/55 vor vier Zuhörern über Locke geleſen hatte, kehrte er alsbald zu ſeinen Vorleſungen über die Wolffiſche Metaphyſik zurück.

Nichts iſt amüſanter als die Schilderung, die Friedrich (allerdings erſt fünfzehn Jahre ſpäter) von ſeiner Unterredung mit Meyer gegeben hat. Er habe Meyer gefragt, ob er ſchon einen Blick in Lockes Schriften geworfen habe. „Ich habe alle geleſen,“ antwortete der Profeſſor. „Ich weiß wohl, meinte der König, daß Sie dafür bezahlt werden, alles zu wiſſen, aber was halten Sie von Locke?“ „Er iſt ein Engländer,“ erwiderte Meyer. „Allerdings, ſagte der König, aber trotzdem kann er doch Recht haben. Er läßt den Faden der Erfahrung nie aus den Händen gleiten und ſchreibt verſtändlich, was für einen Metaphyſiker ſchon ein großes Verdienſt iſt.“ Meyer vertrat jedoch dem gegenüber den Standpunkt, daß die Philoſophie national ſein müſſe, daß Wolff alſo der deutſchen Denkart mehr entſpreche als Locke.

Digitized by Google

Friedrich war nach dieſem mißglückten Verſuch überzeugt, daß die Herrſchaft Wolffs an den deutſchen Univerſitäten noch auf lange Jahre nicht zu erſchüttern ſei. „Der doctissimus, sapientissimus Wolffius", ſpottete er, wie er in der Ecole über den savantissime et doctissime Leibniz und ſeine Schüler geſcherzt hatte, „hat jetzt den alten Schulhelden Ariſtoteles verdrängt. Die formae substantiales haben den Monaden und der präſtabilierten Harmonie weichen müſſen. Dieſes Syſtem iſt freilich ebenſo abſurd und unverſtändlich wie das frühere. Aber die Profeſſoren wiederholen dieſen Gallimathias, weil ſie ſich nun einmal ſeine Terminologie angeeignet haben, und weil es Brauch iſt, Wolffianer zu ſein."

Im übrigen jedoch geſtaltete ſich Friedrichs Verhältnis zur Univerſität Halle allmählich freundlicher. Die großen Erwartungen freilich, mit denen Bielfeld im Februar 1748 von ſeiner Viſitationsreiſe zurückgekehrt war, erfüllten ſich nicht.

Wie es ſcheint, war es vor allem die Knappheit der zur Verfügung ſtehenden Geldmittel, die eine Reform im großen Stil, wie Bielfeld ſie ſich gedacht hatte, verhinderten. Was er erreichte, war im weſentlichen nur, daß ſeine Vorſchläge zur Herbeiführung einer guten Disziplin angenommen und ihre ſtrenge Beobachtung dem akademiſchen Senat „auf Ehre, Reputation und Remotion" eingeſchärft wurde. Im Jahre 1750 wurde ſogar das Degentragen eingeſchränkt und die freilich etwas kühne Erwartung ausgeſprochen, daß die Studenten „in der Regel" nach neun Uhr Abends weder auf der Straße noch in Wein-, Bier- oder Kaffeehäuſern anzutreffen ſein würden. Der Erfolg dieſer Beſtrebungen blieb nicht aus. Als im Jahre 1768 abermals eine ſehr eingehende Viſitation der Univerſität ſtattfand, konnte der Reviſor in ſeinen Bericht nicht nur die Bemerkung aufnehmen, daß die Profeſſuren nach Maßgabe ihrer geringen Beſoldung gut beſetzt ſeien, ſondern auch von den Studenten mitteilen, daß ihre Sitten befriedigten und beſſer ſeien als irgendwo und irgend jemals; ſie hielten zwiſchen der Überfeinerung Leipzigs und der Roheit Jenas die richtige Mitte.

So trug denn Friedrich kein Bedenken, das herbe Urteil, das er in ſeinem Luſtſpiel über die Halliſche Studentenſchaft gefällt hatte, nunmehr weſentlich zu modifizieren und ihr gleichſam eine öffentliche Ehrenerklärung auszuſtellen. „Ehemals, ſchreibt er ein Jahr nach jener zweiten Viſitation, war das Leben der Studenten an den Univerſitäten — Halle nennt er unter ihnen an erſter Stelle — ein öffentliches Ärgernis. Statt daß dieſe Orte Heiligtümer der Muſen ſein ſollten, waren ſie die Schule des Laſters und der Ausſchweifung. Gewerbsmäßige Raufbolde trieben dort das Handwerk von Gladiatoren. Die Jugend verbrachte ihre Zeit in Unordnung und in Exzeſſen, ſie lernte dort alles, was ihr für immer hätte unbekannt bleiben ſollen, und was ſie hätte lernen ſollen, blieb ihr unbekannt." Gegen dieſe Zügelloſigkeit ſei die Regierung mit Erfolg eingeſchritten, und jetzt könnten die Eltern ihre Kinder ruhig auf die Univerſität ſchicken in dem begründeten Vertrauen, daß ſie dort etwas lernten, und brauchten nicht zu fürchten, daß ihre Sitten dort verdorben würden.

Auch in der Theaterfrage entſchloß ſich Friedrich ein Vierteljahrhundert nach jenen kräftigen Randnoten aus dem Jahre 1745 zu einer Palinodie. Als im Jahre 1771 Karl Theophilus Döbbelin mit ſeiner Truppe in Halle ſpielte, und es im Theater zwiſchen Studenten und Schauſpielern zu heftigen Streitigkeiten kam, die ſich auf der Straße fortſetzten, wandte ſich die Univerſität abermals beſchwerdeführend nach Berlin. Sie hatte den Triumph, daß der König dieſesmal den Vorſtellungen Gehör ſchenkte. In einer Kabinettsorder vom

Digitized by Google

21. Juni 1771 gab er zu, daß ſich die öffentlichen Schauſpiele ganz und gar nicht für Städte und Örter ſchicken, wo junge Leute zum Dienſt des Staates gebildet werden ſollen, indem ſolche vielmehr der Jugend nur Anlaß gäben, Zeit und Geld unnützerweiſe zu verſchwenden und die auf dieſen Pflanzſchulen ſo unumgänglich nötige gute Zucht zu ſtören. Er ordnete an, daß ſich alle privilegierten Komödianten aller Vorſtellung öffentlicher Schauſpiele auf dero ſämtlichen Univerſitäten und in deren Nachbarſchaft künftighin ſchlechterdings enthalten ſollten.

So ſchloſſen denn dank der Zähigkeit der Univerſität Halle zu derſelben Zeit, wo in Wolfenbüttel Leſſing ſeine „Emilia Galotti" ſchrieb, nochmals für mehrere Jahre die preußiſchen Univerſitätsſtädte der deutſchen Schaubühne ihre Tore.

Heimatſehnſucht

Novelle von Jaſſy Torrund

(Fortſetzung)

An einem jener Spätſommertage voll überirdiſcher Klarheit, die der Norden ſeinen Kindern ſchenkt, kam das Ehepaar Sebaldus aus der Kirche und machte den gewohnten Spaziergang am Damm entlang. Die Kinder liefen vor ihnen her, hatten alle Taſchen voll Semmeln und fütterten das ewig hungrige Möwenvolk. Die Eltern waren ſtehn geblieben und ſahen dem fröhlichen Treiben zu — abgeſehen von Marias augenblicklich etwas ſchwerfälligem Zuſtand ein ſtattliches Paar; er groß und breitſchultrig, mit dem ſchlichten blonden Haar und den ſehr hellen Augen der Weſtfalen, kein klaſſiſch ſchönes aber ein angenehmes Geſicht, dem man in guten Stunden, wie eben jetzt, nichts von Strenge und Altwerden anſah. Daneben der feine dunkelhaarige Frauenkopf, in den großen leuchtenden Augen einen ſolchen Ausdruck von Güte und Mütterlichkeit, als wollten ſie mit dem Reichtum ihrer Liebe nicht nur die eignen Kinder, ſondern all das ſich ringsum tummelnde kleine Volk umfaſſen. — So wenigſtens dachte einer, der eben des Wegs dahergeſchlendert kam und ausſah wie der liebe ſtrahlende Sommerſonntag ſelbſt.

Wo kommen Sie denn her, lieber Profeſſor? fragte Maria arglos.

Heinrich zog die Augenbrauen hoch. Du, ſag mal, Hans, wann gehſt du denn eigentlich in die Meſſe? Wir treffen dich ja jetzt niemals mehr?

Recklinghaus wollte auffahren, ſich den Schulmeiſterton verbitten, aber ein bittender Blick Marias ließ ihn ſchweigen. Er klopfte den Freund auf die Schulter.

Menſch, frag mich nicht! Ich hatte ſo eine wunderfeine Melodie in den Ohren, und der Sonnenſchein und der Sonntagmorgen lockte. Da ließ ich mich von Schiffer Rathgens hinausſegeln, weit, weit — bis wo nichts mehr war als der blaue Himmel und das blaue Waſſer. Und da lag ich langaus im Boot, rauchte meinen Tabak und ließ mir die Wellen was vorſingen. Ein Lied, ein Lied — Heinz, ich ſage dir, du wirſt ſtaunen — ein Lied, das der Herrgott ſelber an dieſem wunderſchönen Sonntagmorgen mir geſchenkt hat.

Aber Hans, die Kirche . . .

Digitized by Google

Ach, Narrenkram — ſei bloß ſtill, Menſch, und verdirb mir die Stimmung nicht! Der Himmel über dir, und das blaue Waſſer unter dir, und ſonſt nichts — keine geputzten Menſchen, die ſich umgaffen und denken, obs nicht bald alle iſt, kein bimmelnder Klingelbeutel, keine falſchen Geſangstöne — bloß du und der liebe Herrgott allein — meinſt du, da kommen einem nicht gute, fromme Gedanken? Natur und Kunſt — meinſt du, das iſt kein Gottesdienſt? Oder die helle, lichte, dankbare Freude, die ich hier drinnen habe — meinſt du, die kommt vom Teufel?

Maria hatte ihres Mannes Arm gefaßt und ſagte mit tiefem Atemholen, und ihre Augen glänzten: Ach, ſegeln! Wir haben noch kein einzigesmal geſegelt, Heinz! Wie gern möcht ich einmal hinaus, für mein Leben gern, Heinz! Wer weiß, vielleicht iſt es das letztemal, ſetzte ſie leiſer hinzu.

Heinrich Sebaldus war innerlich noch längſt nicht mit dem Thema fertig, das Marias Ausruf unterbrochen hatte. Aber die tiefe Sehnſucht, die aus ihrer Stimme ſprach, ließ ihn an ein altes Mahnwort ſeiner Mutter denken: Wenn deine Frau in dieſer Zeit einen Wunſch hat, und du kannſt ihn erfüllen, ſo tus. Solche Kinder, die in Fröhlichkeit getragen ſind, werden Sonnenkinder.

Nun gut, dann wollen wir ſegeln. Wird es dir aber nicht ſchaden, Maria?

Mir ſchaden? Bin ich nicht hundertmal mit meinen Brüdern hinausgeſegelt und war nie froher, als wenn ich das Steuer halten durfte.

Und auch Recklinghaus meinte: Ach, Narrenkram — was ſoll es deiner Frau wohl ſchaden, die ja von der Waterkant daheim iſt. Übrigens heißt es Ruder, Frau Maria. Ich empfehle meinen Schiffer Rathgens, er iſt zuverläſſig wie nur einer. Und wo ſoll die Reiſe hingehn?

Nach Kütersborn — dort iſt noch alles unverändert ſo, wies in meiner Jugend war.

Hans Recklinghaus ging an ihrer Seite.

Ach, Frau Maria, fangen Sie an, die Spuren Ihrer Kinderfüße wiederzufinden? fragte er leiſe.

Es wurde eine prächtige Segeltour. Schiffer Rathgens großes Boot flog mit breiten weißen Segeln wie ein mächtiger Sturmvogel vor der luſtigen Südoſtbriſe, und die Kinder fürchteten ſich nicht ein bißchen. Sie thronten hochkant neben „Onkel Hans", der ihnen Wunderdinge von ſeinen Nordlandfahrten erzählte, und hörten mit offnen Mäulchen und glänzenden Augen zu. Und ihre Mutter wunderte ſich: Wo ſie das nur her haben? Als ich meine erſte Bootsfahrt nach dem Hulker Leuchtturm hinüber machte, hockte ich unten im Boot zu Mutters Füßen und fürchtete mich halbtot. Sie gab mir ihren kleinen grünen Sonnenſchirm zu halten, was ſonſt immer mein Entzücken war, aber diesmal half es doch nichts, denn ich merkte an ihrem blaſſen Geſicht, daß ſie ſich ebenſoſehr fürchtete wie ich, ſoviel auch die andern lachten. Da drückte ſie meinen Kopf in ihren Schoß, und wir zitterten beide um die Wette und wurden erſt froh, als das Boot am Strande aufſtieß. Und von dir, Heinz, haben ſies ſchon längſt nicht, du biſt doch erſt gar ein Binnenländer und haſt abſolut keine Anlagen zur Seeratte.

Recklinghaus fing eine vorbeiſchießende Qualle und zeigte den Kindern, wie ſie ſich zwiſchen ſeinen Fingern zerteilte, und erzählte ihnen, daß aus jedem Stück wieder ein neues Geſchöpf würde.

Ach, das iſt ja all Narrenkram, ſagte Hubert ungläubig, der ſich das Leibwort des neuen Onkels zu eigen gemacht hatte. Und ſegeln allein iſt dumm. Viel lieber möcht ich mal rudern. Onkel Hans, ſchieb mal den Riemen ins Waſſer!

Digitized by Google

Junge, der iſt ja viel zu ſchwer für dich!

Schadet nix — komm her, Toni, wir wollen uns üben. Hallo! Und jauchzend ließen ſie das ſchwere Ruder ins Waſſer klatſchen, und Onkel Hans ſtand daneben und lehrte ſie den Riemen kunſtgerecht heben und ſenken, und drehte ſich um und ſagte: Es hilft alles nichts, Frau Maria, den Tropfen holſteiniſches Blut haben ſie doch im Leibe.

Sie wanderten kreuz und quer durch den Wald und ſpielten Verſteck hinter den hohen lichten Buchenſtämmen, und Maria zeigte ihren Kindern die Wieſe, wo ſie und ihre Brüder im Frühling die großen gelben Schlüſſelblumen gepflückt hatten. So ſüß duftende hab ich ſpäter nirgends mehr gefunden, ſetzte ſie träumeriſch hinzu.

Und Hans Recklinghaus nickte und ſagte: Sehen Sie wohl, Frau Maria, wie die Heimat Sie lockt und ruft? Sehen Sie wohl, daß Sie ſie lieb haben und ihr keine Fremde mehr ſind? Und Ihre Kinder, paſſen Sie auf, das werden alles noch echte Schleswig-Holſteiner.

Nur nicht zu echt! widerſprach Maria. Denn manchmal ſind ſie doch ſo herzenskalt, daß einen ordentlich friert.

Zum Beiſpiel, wer?

Zum Beiſpiel: Frau Kirchſpielvogt. Sie war geſtern bei mir und erzählte von ihrem Manne, der ja ſeit Jahren gelähmt iſt und oft ſolche Anfälle von Schwäche hat, daß er meint, es geht zu Ende. Manchmal weckt er ſie mitten in der Nacht: Lene, mach Licht, ich ſterbe. Dann ſagt ſie: Gott, Mann, das kannſt du doch wohl auch im Düſtern beſorgen — und dreht ſich gemütsruhig auf die andre Seite. Ein merkwürdiges Volk! ſagte Maria kopfſchüttelnd.

Recklinghaus lachte. Drollige Käuze gibts überall, und Frau Niſſen iſt keine von den ſchlechteſten. Sie kennen ſie bloß noch nicht von ihrer andern Seite. Kühl bis ans Herz hinan — aber eine, die ſich in der Not bewährt, die Armen wiſſen ein Lied davon zu ſingen.

Sie gingen den breiten, ſchönen Waldweg, auf dem die Sonnenlichter tanzten, während der Vater mit dem kleinen Volk auf Brombeerſuche war, und ihr fröhliches Lachen und Rufen weithin durch den ſtillen Wald ſchallte.

Wie lieb und vergnügt er mit den Kindern iſt, ſagte Maria. So war er früher immer, aber ſeit ſeiner Krankheit iſts, als hätte er das alles verlernt.

Wird auch wiederkommen, tröſtete Hans. Laſſen Sie ihm nur Zeit, ſich einzuleben. Menſchen wie er gewöhnen ſich ſchwer. Und um ſie aufzuheitern, erzählte er ihr von den Kindern. Allerlei drollige kleine Züge, liebevoll beobachtet und ſo herzerquickend natürlich wiedergegeben, daß Maria hellauf lachen mußte.

Sie ſollten doch wirklich heiraten! So ein Kindernarr wie Sie ſind. Und eine Frau würds bei Ihnen auch gut haben, das weiß ich ſicher, ſagte ſie aus warmem Herzen heraus.

Heiraten? Aber woher gleich die Rechte nehmen? Hier doch nicht.

Sie ſah ihn erſtaunt an. Nun, dann reiſen Sie in Ihre Heimat und holen ſich dort eine. Es gibt doch gewiß hübſche, liebenswürdige katholiſche Mädchen genug bei Ihnen daheim?

Er lachte. So herum wars wirklich nicht gemeint, Frau Maria! Die Holſteinerinnen an ſich gefallen mir recht gut. Nur gerade eine Seeſtädterin möcht ich nicht, die Sorte kenn ich zu genau. Seit Jahren angeln ſie nach mir — und das verdrießt mich. Ich will um meiner ſelbſt willen geliebt ſein, nicht als ſogenannte gute Partie. Wenn ſie nur hübſch und klug und lieb iſt — blond oder braun, katholiſch oder evangeliſch iſt mir einerlei. Meinetwegen eine Botokudin.

Digitized by Google

Aber lieb muß ſie mich haben, mich, Hans Recklinghaus ganz allein, ohne Rong und Titel.

Sie alter Heide Sie! — eine Botokudin! Dos laſſen Sie Heinz nicht hören, da verliert er ja allen Glauben an Sie. Und plötzlich wurde ſie ernſter. Überhaupt, ſeien Sie doch bitte etwas vorſichtiger ihm gegenüber. Sie wiſſen, wie ſtreng er iſt.

Gonz vom Holze unſrer Eichen, ganz vom Eiſen unſrer Berge, zitierte er.

Sie ſoh ihn an, wie er da übermütig ſorglos neben ihr herging, und unwillkürlich entfuhr es ihr: Aber Sie ſind doch ſo ganz anders!

Meine Mutter war eine Rheinländerin. Und ich hob ihren heitern Sinn. Aber Heinz iſt ſchweren Blutes.

Maria ſeufzte. Er iſt ſo leicht gereizt gerade in dieſem Punkte. Und ich möchte um alles nicht, daß er den Glauben an Sie verlöre. Sie haben ſo guten Einfluß auf ihn, den beſten.

Ach ſo, ſagte er und pfiff leiſe durch die Zähne. Dann wars heute früh Abſicht, doß Sie die Bootfohrt aufs Tapet brachten?

Sie wurde rot. Sie wiſſen, ich verſtehe Sie und will Sie wahrlich in keiner Weiſe beeinfluſſen, aber laſſen Sie ihn bei ſeinem guten Glauben!

Da erkannte er, wie feinfühlig dieſe Frau wor — ein großdenkender, klarblickender, alles verſtehender Menſch, ein Freund für gute und böſe Stunden, und er bückte ſich und küßte ihre Hand.

An mir ſolls nicht liegen, Frou Maria. Ich habe Heinz ſo lieb wie früher — nur beneiden könnt ich ihn jetzt, ſetzte er leiſe hinzu.

* * *

Mitte Oktober wurde Marias jüngſtes Kind geboren, ein Sohn, und auf der Mutter Wunſch ſtand Profeſſor Recklinghous Pote.

Ein kleiner Schleswig-Holſteiner — wird der auch ein heimatlos Kind bleiben? ſagte Maria und ſchaute voll heißer Mutterzärtlichkeit auf dos Kind in ihren Armen nieder.

Ach, Narrenkram, Frau Maria, Sie ſollen mal ſehen, wie der ſeine Heimat liebgewinnt und mit ſeinen kleinen Fäuſten Sie alle hier feſthält.

Ganz licht und blond, ein kleiner echter Schleswig-Holſteiner, ſogte die Mutter ſechs Wochen ſpäter, als der erſte zartweiche Flaum auf dem runden Köpfchen anſetzte. Sie hatte ſich immer ein blondhaariges Kind gewünſcht und ſah lächelnd ihren drei Schwarzköpfen zu, die ſich um den Kinderwagen drängten und in neugierigem Staunen das kleine krähende und zoppelnde blauäugige Wunder betrachteten, das ſchon tapfer ſeine Füßchen gegen die Wagenwand ſtemmte.

Das wird ein Echter, paſſen Sie auf, Frau Maria, der kriegt feſten Boden unter die Füße, ſagte Hans Recklinghaus und hielt eins von den Strampelbeinchen feſt.

Da guckten die blauen Augen ihn groß und ernſthoft an, und für eine Sekunde oder zwei klomm das kleine ſtaunende Seelchen über die Schwelle des Bewußtſeins — und zum erſtenmal verzog ſich das Mäulchen, als wenn es den großen Menſchen anlächeln wollte. Die Geſchwiſter wenigſtens nahmen es für voll. Er hot gelacht, Mutti, Onkel Hans hat ihn lachen gemacht. Gelt, du weißt ſchon, daß das der gute Onkel Hans iſt, der uns immer was Schönes mitbringt. Bubi! Ach, lach doch noch mal, Buberle, Hanſemäunchen, lach doch! ſchrien und bettelten die drei.

Aber es war genug für heute. Genug für dieſen trüben Dezembertag, der mit dem allergrämlichſten Geſicht der Welt zum Fenſter hereinguckte und auch

Digitized by Google

ſeinerſeits nicht recht wußte, ob er lachen oder weinen, ſchneien oder regnen ſollte. Eins von beiden gewiß, zu ſchwer ſtrichen die tiefhängenden dunkeln Wolken, vom Weſtwinde gejagt, übers Land. Und nicht lange dauerte es, da praſſelte die graue Regenböe gegen die Scheiben, und die Hausfrau zündete die Lampe an und ſperrte den unwirſchen, müden Tag hinaus aus ihrem freundlichen Heim.

Maria war ſchöner denn je und in alter Fröhlichkeit von ihrem Krankenlager erſtanden, ſie bewegte ſich wieder ſchnell und elaſtiſch, und wer die ſchlanke, dunkelhaarige Frau neben ihrem langaufgeſchaſſenen Älteſten ſah, konnte ſie viel eher für die Schweſter als für die Mutter halten.

So oft es ſeine Zeit erlaubte, kam Hans Recklinghaus, um nach ſeinem Patchen zu ſehen, wie er ſagte. Das ſchlief meiſt ſchon; er blieb dann über den Abend, es wurde muſiziert und geplaudert. Das waren die Feierſtunden, wo Heinrich Sebaldus Seele den Bann grämlichen Schweigens durchbrach, und Maria ihrer Schul- und Mutterſorgen vergaß. Recklinghaus gehörte zu den ſeltenen Menſchen, mit denen man über alles ſprechen kann — die tiefſten philoſophiſchen Fragen wie die banalen Kleinigkeiten des täglichen Lebens. Zuweilen hatte Heinrich noch etwas in ſeinem Zimmer zu arbeiten. Dann ſaßen die zwei allein und merkten kaum, wie die Zeit rann. Gewöhnlich ſetzte ſich Hans dann an den Flügel, ſpielte und phantaſierte, wie ers ſonſt nur für ſich allein tat. Maria ſtörte ihn darin nie. Einmal drehte er ſich mitten im Spiel um, da ſah er, wie ſie, ihre Arbeit im Schoß, ſinnend vor ſich hinſchaute.

Woran denken Sie, Frau Maria?

Sie erſchrak nicht einmal, es war, als wären ihre Gedanken auf den Tonwellen neben den ſeinen hergeglitten.

Ich muß jetzt ſo oft an ein Lied denken, das ich einmal vor langer, langer Zeit gehört habe, aber ich weiß weder Komponiſt noch Dichter.

Er brach ſein Spiel ab, drehte ſich vollends herum und ſagte mit ſeinem gewohnten gutmütigen Spott: Sehr begreiflich, dieſe Art Leute ſind ja auch bloß dazu da, daß man ſie vergißt. Was für eine Sorte von Lied wars denn?

Ein Lied von der Sehnſucht. Lachen Sie mich nur aus — ſogar der Text iſt mir entfallen. Aber hundertmal denk ich dran, und immer iſt mir, als müßt ich im nächſten Augenblick wenigſtens ein Zipfelchen davon erfaſſen.

Ich weiß auch ein Lied von der Sehnſucht, ſagte er in ganz verändertem Ton. Irgendwo zwiſchen meinen Noten muß es ſtecken. Soll ichs Ihnen einmal bringen?

Sein Ton war ſo eigen, ein Hauch unterdrückter Leidenſchaft wehte ſie an, ſie erſchrak und erwiderte leichthin: Wozu brauche ich Lieder der Sehnſucht? Ich hab ja Mann und Kinder.

Vielleicht iſt es ein Lied der Heimatſehnſucht, ſprach er leiſe vor ſich hin.

Das Wort beſchwichtigte augenblicklich das leiſe Unbehagen, was ihr ins Herz ſchleichen wollte, lenkte ihre Gedanken wieder auf das Eine, was ihrem Leben immer gefehlt hatte. Heinrich wollte das nie begreifen. Er, der ſo feſt und zäh an ſeiner eignen Heimat hing, ſprach den Frauen und ſeiner Frau im beſondern dieſes Herzensbedürfnis einfach ab. Die Frau gehörte eben dahin, wo der Mann war, Haus und Kinder waren ihre Heimat — was brauchte ſie mehr?

Heimatſehnſucht — das Wort ging ihr nach wie etwas Lebendiges. Würde je eine Stunde kommen, wo ſie zutiefſt fühlte, daß ſie ihre Heimat gefunden?

In dieſen vorweihnachtlichen Tagen hatten Maria und Hans Recklinghaus Heimlichkeiten miteinander. Er holte ſie manchmal zu ganz ungewohnten Stunden zum Spazierengehn ab; ſie blieben lange, und wenn Maria wiederkam, brannten ihre Wangen vor heimlicher Freude. Heinrich, der einmal unter der Zeit aus dem Bureau kam, weil er ein vergeſſenes Aktenſtück holen und dem Diener nicht ſeine

Schreibtiſchſchlüſſel anvertrauen wollte, hörte von der Wärterin, daß ſeine Frau mit Profeſſor Recklinghaus fortgegangen ſei, und als er erſtaunt nachfragte, erzählten die Kinder arglos, daß Onkel Hans jetzt öfters die Mama abhole, und die kleine Annelieſe ſetzte geheimnisvoll wichtig hinzu: Ich glaub gewiß, ſie ſind zum Chriſtkindchen gegangen.

Ein flüchtiger Verdacht ſchoß in des Mannes Seele auf, ein vager, häßlicher Gedanke, den er kaum in Worte zu faſſen wußte. Als Maria Abends nach dem Tee ihren Stopfkorb holte, blickte er wiederholt von ſeiner Zeitung auf und ſah, wie ſie ſtill vor ſich hinlächelnd an ihrer proſaiſchen Arbeit hantierte. Ein ſolcher Ausdruck tiefer innerlicher Freude lag auf ihrem leichtgeröteten ſchönen Antlitz, daß er ſich nicht enthalten konnte zu ſagen: Du haſt dich wohl heute ſehr gut amüſiert mit Hans Recklinghaus, daß du ſo vergnügt biſt?

Sie ſah betroffen auf, ſein Ton trieb ihr das Blut noch heißer in die Wangen. Aber ſie faßte ſich ſchnell und nickte ihm zu: Großartig! — ſchade, daß du nicht mit warſt. Wir waren beim Chriſtkindchen.

Das glaub ich, ſagte er trocken. Das war wohl eher ein kleiner heidniſcher Gott — und mit dem will ich nichts zu tun haben.

Sie wußte nicht, ſollte ſie zürnen oder lachen. Schließlich kam ihr ſeine Bemerkung ſo abſurd vor, daß ſie ganz ruhig, beinahe ſchelmiſch ſagte: Du tuſt ja, als wärſt du uralt und hätteſt längſt vergeſſen, wieviel beſagter kleiner Heidengott mit uns beiden zu ſchaffen hatte. Übrigens irrſt du, diesmal wars natürlich das Chriſtkindchen.

Nun ſchämte er ſich doch vor ihren klaren Augen und ihrer heitern Ruhe und ſagte unſicher: Da ſeid ihr wohl ſchon fix und fertig und braucht mich gar nicht mehr dazu?

Im Gegenteil, gerade heute Abend wollte ich allerlei mit dir beſprechen, ſagte Maria und zog einen Zettel aus ihrem Korbe. Hier hab ich die ganze Liſte. Kannſt du morgen mitkommen?

Mit euch beiden?

Nein, Onkel Hans und ich ſind fertig mit unſerm Chriſtkindchen. Jetzt handelt ſichs um die Kinder, und das iſt des Vaters Sache.

Sein unglückſeliges Temperament ließ ihm noch keine Ruhe. Er hob ihr das Kinn und ſchaute ihr in die Augen. Und das andre war nicht des Vaters Sache, Maria?

Sie ſah ihn an, klar und rein und ruhig. Soll ich nun bös werden, Heinz? Als ſie die verſteckte Qual in ſeinen Augen las, beugte ſie ſich zu ihm, legte den Finger auf ihre Lippen und ſagte in dem alten ſüßen, ſchalkhaften Ton, der ihn früher ſo oft an ihr entzückt hatte: Nicht fragen, Heinz! Das andre, das iſt erſt recht des Vaters Sache, aber es iſt Chriſtkindchens Geheimnis. O alter Heinz, kennſt du deine Frau ſo wenig? Sie legte den Kopf an ſeine Bruſt und blickte lächelnd zu ihm auf.

Da hielt er ſie feſt in ſeinen Armen. Maria! ſagte er, und noch einmal aus tiefſtem Herzen: Maria! Und etwas ſo Erſchütterndes lag in dem einen Wort, daß ihr die Tränen in die Augen ſchoſſen. Und die leiſe, heimliche Entfremdung, die ſich der Kindererziehung wegen zwiſchen Mann und Frau geſchlichen hatte, wich in dieſer Stunde von ihren Herzen — ſie fühlten, daß ſie zueinander gehörten: ein Leib und eine Seele.

Der Heilige Abend brachte für Heinrich Sebaldus eine ungeahnte große, wundervolle Überraſchung, die Erfüllung ſeines heißeſten, tauſendmal aus Sparſamkeitsgründen und aus Beſcheidenheit für die eigne Perſon zurückgedrängten Wunſches: ein Harmonium.

Digitized by Google

Er hatte mit den Kindern draußen bleiben müſſen, während Maria die Lichter anzündete, und wunderte ſich, daß die Beſcherung begann, ehe Onkel Hans käme. Aber als es klingelte, und die Kinder jauchzend voranſtürmten, hörte er ſchon im Nebenzimmer ſonderbar tiefe, feierliche Klänge — fremd und doch vertraut — und blieb wie gebannt auf der Schwelle ſtehn, weil in brauſenden Akkorden, voll und ſchwer wie Orgelton, ihm das uralte ſchöne Weihnachtslied entgegenklang: Nun ſinget und ſeid froh — In dulci jubilo —

Hans ſaß am Harmonium und ſpielte und gab ſein Beſtes, und Maria hatte das Kleinſte auf ihren Armen, und die andern dicht um ſie hergeſchart, die zu dem Weihnachtstransparent aufſchauten und mit ihren feinen hellen Stimmchen das Lied ſangen, das ſie in aller Heimlichkeit für den Vater eingeübt hatten. Und über das blonde Kinderköpfchen hin ſchaute die Mutter, ſtrahlend in Glück und Jugendſchönheit, ihm entgegen. Da fühlte er es heiß und feucht in ſeinen Augen aufſteigen, und eine große köſtliche Freude erfüllte ihm das Herz.

Und als das Lied zu Ende geſungen war — dem Vater ſchien es, als hätte er nie ein ſchöneres gehört und nie ſüßere Melodien als dieſe hellen Kinderſtimmen, wie getragen von dem tiefen weichen Alt der Mutter —, da ſchloß er Weib und Kind zugleich in die Arme, und Maria flüſterte ihm zu: Nun, biſt du zufrieden mit dem Chriſtkindchen, das Onkel Hans und ich für dich ausgeſucht haben?

Abends, als der Kinderjubel verklungen war, und die Großen ſtillfröhlich beiſammen ſaßen um den leiſe kniſternden Tannenbaum, an dem Recklinghaus hier und da ein Lichtlein wieder angezündet hatte und herunterbrennen ließ, berichteten die zwei um die Wette, wie Hans eines Tages ganz zufällig von dem Harmonium gehört hätte, das die Erben des verſtorbnen Beſitzers unter der Hand verkaufen wollten. Und wie er hinging und entdeckte, daß es ein wundervolles amerikaniſches Werk ſei und es am liebſten ſelbſt erworben hätte. Aber Frau Maria ſetzte ihm gewaltig zu, es ihr als Weihnachtsgeſchenk für Heinz zu überlaſſen — na ja, und da er nun mal ſo ein guter ſelbſtloſer Kerl ſei, und ſo weiter.

Heinrich hörte zuletzt nur mit halben Ohren hin; er war aufgeſtanden, probierte mit ſchüchternem Finger und fand ſich ſchnell zurecht, ſpielte ein Weihnachtslied, das ihm aus dankbarem Herzen kam, und drehte ſich herum und fragte in Sorgen, ob es denn auch bezahlt ſei, oder ob Maria etwa gar Schulden gemacht habe?

Sie lachte ihn fröhlich aus. Schulden? Onkel Hans gegenüber höchſtens, weil der ſo großmütig entſagt hat — doch das drückt mich nicht mal, denn dafür iſt er dein Freund. Unſer Freund — verbeſſerte ſie ſich und nickte ihm ſchweſterlich zu. Sie hatten ſich ſehr nahe kennen gelernt in dieſen vorweihnachtlichen Tagen, und ihre gemeinſamen Gänge waren ihr wie ihm Stunden reinſten Genuſſes geworden.

Was das Geld anlangt, ſo wirſt du deine Frau unter Kuratel ſtellen müſſen, Heinz. Ich wollte ſo gern mein Scherflein beiſteuern und hätte als alter Jugendfreund auch wohl ein Recht dazu gehabt. Aber das erlaubte ſie nicht — ſie ganz allein wollte die königliche Spenderin ſein, betonte Recklinghaus warm.

Aber woher . . .?

Du haſt wohl vergeſſen, daß ich voriges Jahr ein paar tauſend Mark von Tante Leonie erbte, die auf der Sparkaſſe liegen. Davon hab ich genommen, ſagte Maria einfach.

Sie ganz allein wollte die „königliche Spenderin" ſein — ſie, die ſonſt ſo ſparſam war und jede Ausgabe zehnmal überlegte. Und für ihn, um ihm eine Freude zu machen, hatte ſie ihren ſorgſam gehüteten Sparſchatz geplündert! So liebte ihn dieſe Frau, und aus tiefſtem reuigem Herzen bot er ihr ſeine häßlichen ſchwarzen Gedanken ab.

Das neue Jahr ging ins Land, und jeder junge Tag wurde mit frommen Klängen begrüßt und mit feierlichem Danklied beſchloſſen. Lieberes hätte Heinz

Digitized by Google

Sebaldus nicht geſchehen können, als daß Maria ihm das Harmonium geſchenkt hatte; Stunden um Stunden verbrachte er an dem herrlichen Inſtrument. Anfangs freute es Maria — dann hätte ſie gern wenigſtens ab und zu eine weltliche Melodie gehört, zuletzt wurden ihr die ernſten feierlichen Akkorde Gregorianiſcher Kirchenmuſik förmlich leid. Sie drückten ihre Seele nieder, ſchwer, wie der ewig graue nordiſche Winterhimmel.

Seit er erſt wieder ſicherer auf dem Harmonium war, ſpielte Heinrich auch zuweilen in der Kirche die Orgel, und Maria ſchien es, als würde ſein für kurze Zeit etwas aufgeheiterteſ Gemüt wieder mehr denn zuvor, von Schatten der Schwermut bedrängt, einer geradezu leidenſchaftlichen Religioſität in die Arme getrieben. Habe ich Recht getan? fragte ſie ſich oft. Hab ich, indem ich ſeinen Lieblingswunſch erfüllte, ihn nicht vielleicht auf dem für ihn gefährlichen Wege vorwärts getrieben? Habe ich mir den Kampf um die Kindererziehung nicht doppelt erſchwert? Denn das böſe Vierteljahr begann, das letzte, das die Kinder nach dem feſten Willen der Mutter in der Volksſchule zubringen ſollten. Maria war ſich deſſen klar bewußt: eine ſchwere Zeit ſtand ihr bevor. Der alte Kampf entbrannte aufs neue, deſto heißer, je näher die Stunde der Entſcheidung rückte.

Mehr als einmal hatte ſich der Pfarrer redlich Mühe gegeben, Heinrich Sebaldus den Wünſchen und Plänen ſeiner Frau geneigt zu machen. Aber auch dieſer mächtige Verbündete mußte die Waffen vor dem Eigenſinn und der faſt krankhaften Gereiztheit des Regierungsrats ſtrecken. Er, der Sohn eines wohlhabenden weſtfäliſchen Bauerngutsbeſitzers, hatte ſelber bis zu ſeinem vierzehnten Jahre die Dorfſchule beſucht und konnte und wollte es nicht einſehen, daß er Unrecht täte, törichter Vorurteile wegen ſeinen Kindern die ihrem Stande angemeſſene Erziehung zu verweigern, zu der die große Stadt doch reichlich Gelegenheit bot. Iſt nicht trotz Dorfſchule etwas Ordentliches aus mir geworden? Warum ſollen meine Jungen es beſſer haben als ich? Hauptſache, daß ein guter Grund gelegt wird — und dafür ſorgt die preußiſche Volksſchule.

Aber daß ſie die Kinder mit manchen Elementen zuſammenbringt, die ihnen beſſer fernbleiben, läßt ſich leider nicht leugnen. Und daß die Großſtadt gerade unter den Kindern dieſer aus aller Herren Ländern ſtammenden Leute mehr frühverdorbne Charaktere zeitigt als das Land mit ſeiner einfachen anſäſſigen Bevölkerung, iſt ebenfalls eine traurige Tatſache, mußte der Pfarrer ſeufzend, aber als ehrlicher Mann zugeſtehn.

Und Sebaldus Antwort lautete:

Mag ſein, aber ſie wachſen wenigſtens unter ihresgleichen auf, und es geht ihnen in Fleiſch und Blut über, daß ſie katholiſch ſind. Alles übrige holt ſich leicht nach. Fragen Sie doch meine Frau, wie ſie als Kind in der evangeliſchen Schule gelitten, ihre Eltern unter Tränen gebeten hat, ſie ſo werden zu laſſen wie die andern, das heißt lutheriſch. Soll ich dasſelbe an meinen Kindern erleben?

Maria widerſprach heftig.

Aber ſo ſieh es doch ein, Heinrich! Gerade weil ich ſelbſt durch Intoleranz ſoviel gelitten habe, will ich nicht, daß unſre Kinder zu einſeitigen Menſchen erzogen werden, die ſich für beſſer halten und turmhoch über Andersgläubige erhaben dünken. Glauben wir denn nicht alle an einen Gott? Können wir nicht friedlich wie Brüder nebeneinander herleben? Mag doch jeder ſeinen Glauben, in dem er geboren und erzogen iſt, im Herzen für den einzig wahren und richtigen halten, ihm treu bleiben, ſo lang er lebt, aber auch Toleranz an Andersgläubigen üben. Das müßten die Lehrer ſchon den Kindern in der Schule einprägen: So gut wie dein Vater Tiſchler und deiner Schuſter und jener Maler oder Schloſſer iſt, und jeder ſeinen Beruf für den beſten hält und der Geſamtheit nützlich und nötig iſt — ſo gut biſt du jüdiſch, und du katholiſch, und du evangeliſch, und ihr alle

ſeid vor Gott ganz gleich, wenn jedes nur nach ſeinem Glauben lebt und treulich ſeine Pflicht tut. Wie Frau von Suttner gegen den Krieg, ſo möchte ich gegen die Intoleranz predigen und meine Hände aufheben und das deutſche Volk bitten: Waffen nieder! — daß es Friede werde unter den Menſchen!

Maria hatte, hingeriſſen von ihren Empfindungen, ſich ſo in Eifer und Wärme geredet, daß ſie vergaß, zu wem ſie ſprach. Beide Männer hatten ihr ſchweigend zugehört, Heinrich mit unterdrücktem Zorn, der Pfarrer anfangs mit teilnehmendem Intereſſe, zuletzt mit einem leiſe heraufziehenden Spottlächeln. Jetzt ſtand er auf. Sie ſchießen übers Ziel, gnädige Frau! Was Sie wollen, das iſt die Simultanſchule — da tue ich nicht mehr mit, ſagte er merklich kühler und empfahl ſich. Da begriff Maria, daß ſie ihren mächtigſten Bundesgenoſſen verloren hatte.

(Fortſetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsſpiegel. (Eröffnung des Reichstags. Die Nationalliberalen. Stoffe zur Oppoſition. Auswärtige Politik. Der Rücktritt des Fürſten Bismarck. Das Kaiſerpaar in München.)

Dieſe Woche ſteht unter dem Zeichen der Wiedereröffnung des Reichstags. Da die Parteiverhältniſſe die alten ſind, ſo wird ſich ſeine Haltung nicht weſentlich ändern, höchſtens dürfte ſich die Oppoſition verſchärfen. Denn nicht nur iſt von einem engern Zuſammenſchluß der verſchiednen Fraktionen des Freiſinns, der Oppoſitionspartei quand même, die Rede, ſondern auch der Führer der Nationalliberalen, Baſſermann, hat vor kurzem ein Loſungswort ausgegeben, das auf einen ſolchen Entſchluß deutet. Es wäre ſehr zu beklagen, wenn er zur Ausführung käme. Im Liberalismus können nun einmal die Nationalliberalen den Freiſinn, ihren alten linken Flügel, niemals übertrumpfen; ſie haben ihre große Zeit gehabt, als ſie den erſten Teil ihrer Parteibezeichnung voranſtellten, im erſten Jahrzehnt des Reichs, ſie haben ſich 1879 geſpalten, weil ihr linker Flügel die neue nationale Aufgabe zurückſtellen wollte hinter ihren „Prinzipien“, und ſie ſelbſt haben es damals verſchmäht, die ihnen von Bismarck gebotne Gelegenheit ergreifend, in die Regierung einzutreten, weil ihnen die Wahrung ihres Liberalismus höher galt als die Teilnahme an der Gewalt, mit der ſie doch eben die Verwirklichung ihrer Grundſätze weiter hätten fördern können. Es war der alte Fehler des deutſchen Liberalismus, der in der Oppoſition gegen die Regierungen aufgekommen iſt, und der unter der Nachwirkung dieſes Urſprungs niemals ſo recht regieren gelernt hat. Tempi passati, die nicht wiederkehren! Aber ſeit 1879 iſt es mit dem Nationalliberalismus fortgeſetzt bergab gegangen, und heute zählt die Partei, die das beſitzende und intelligente Bürgertum beſonders repräſentieren ſoll, im Reichstage wenig über fünfzig Abgeordnete, die Hälfte der Stärke des Zentrums, ein ſchreiendes Mißverhältnis zu der Bedeutung, die dieſes Bürgertum in wirtſchaftlicher und geiſtiger Bedeutung mit Recht beanſpruchen darf. Wie ſehr das durch den Übergang der deutſchen Fabrikarbeiterſchaft, die ja aus den ins Rieſenhafte wachſenden induſtriellen Unternehmungen des Bürgertums entſtanden iſt, zur Sozialdemokratie unter der Herrſchaft des allgemeinen Stimmrechts mit herbeigeführt worden iſt, das iſt ja ganz klar; jenes beſitzende Bürgertum bildet eben in den großen Städten beſonders heute nur noch eine Minderheit. Aber es wird ſeine alte Bedeutung

Digitized by Google

ganz ſicher nicht wieder erlangen, wenn es ſich wieder in die Oppoſition begibt, es muß, wie es in ſeinen beſten Zeiten getan hat, das nationale Banner offen und frei entfalten, es muß an der Stärkung der Reichsidee und der Reichsgewalt arbeiten, es muß jedem ungeſunden Partikularismus abſchwören, während heute liberale Blätter jede kleinſtaatliche Empfindlichkeit zartfühlend in Schutz nehmen, es darf nicht ſelbſt in den Partikularismus zurückfallen — wenn der Deutſche von „Reichsverdroſſenheit“ ergriffen wird, dann wird er allerdings leider gern Partikulariſt, bloß aus Oppoſition —, es muß mit dem lebendigen Kaiſertum gehn und darf auch nicht verſchämt ſeiner alten Vorliebe für ein parlamentariſches Regiment nachhängen, das in Deutſchland unhiſtoriſch und ſchon bei unſern heutigen Parteiverhältniſſen unmöglicher iſt als jemals.

Die Oppoſition wird im Reichstage auch ohne die Nationalliberalen mehr als genügend zu Worte kommen, dafür werden andre Parteien ſorgen; denn in den letzten Monaten iſt wahrlich genug Material zuſammengekehrt worden. „Kolonialſkandale“, „Fleiſchnot“, das angebliche „Duell“ zwiſchen Bülow und Podbielski, die auswärtige Politik, das alles wird auch im Reichstage ſicher zur Sprache kommen. Nun, für die Kolonialpolitik werden wohl die Abgeordneten, die aus Afrika und Oſtaſien zurückgekehrt ſind, mehr Verſtändnis und Sympathie mit heimgebracht haben, als ſich daheim aus Akten, Berichten und Zeitungen beim beſten Willen, gewinnen läßt, und vielleicht entſchließt ſich auch Herr Erzberger, ſeine Objektivität durch die lebendige Anſchauung und die Berichte ſeiner geiſtlichen Freunde, die in den Kolonien als Miſſionare neben den evangeliſchen hingebend arbeiten, zu vertiefen. Es darf nicht mehr vorkommen, daß ſich der deutſche Reichstag den notwendigſten Anforderungen unſrer Kolonien verſagt, zum berechtigten Spott des Auslandes. Wir zitieren hierzu ein paar charakteriſtiſche Urteile aus G. Frenſſens Buch „Peter Moors Fahrt nach Südweſt“, das die Grenzboten in der letzten Nummer beſprochen haben. Als das Schiff an der engliſchen Küſte vorüberfährt, da ſagt ein Marineoffizier zu einem andern: „Wir Seeleute denken anders über die Engländer als die Menſchen drinnen im Lande. Wir treffen ſie in allen Häfen der Erde und wiſſen, daß ſie von allen die reſpektabelſten Leute ſind. Da hinter den hohen Kreidefelſen wohnt doch das erſte Volk der Erde, vornehm, weltklug, tapfer, einig und reich. Wir aber? Eine einzige ihrer Eigenſchaften haben wir von alters her, die Tapferkeit. Eine andre gewinnen wir langſam, den Reichtum. Ob wir den Reſt jemals bekommen, das iſt unſre Lebensfrage.“ Und an einer andern Stelle ſagt ein alter „Schutztruppler“, als ein Brief aus Swakopmund mit Mitteilungen über die Gleichgiltigkeit in Deutſchland gegenüber den ſüdafrikaniſchen Kämpfen im Feldlager angekommen iſt, zu Moor, der darüber erſtaunt iſt: „Was wundert dich das? Iſt es nicht immer ſo geweſen? Wie viele Frauen hat der König von Siam? Was für ein Strumpfband trägt die Königin von Spanien? Welche Antwort haſt du auf die Poſtkarte bekommen, welche du dem japaniſchen Feldherrn geſchickt haſt? Sieh! Das ſind die Dinge, welche die Deutſchen intereſſieren! Du ſollteſt mal hören, wie die Engländer über uns lachen, über uns Redefratzen und Hänſe in allen Gaſſen. Die Engländer fragen bei jeder Sache: „Was nützt es mir und England?“ Es iſt vor allem Sache des Reichstags, dafür zu ſorgen, daß das anders werde.

Mehr als die Kolonien liegt dem deutſchen Volke die „Fleiſchnot“ am Herzen, denn ſie trifft jedes Haus an der empfindlichſten Stelle, und ſelten iſt Deutſchland ſo einig geweſen wie in dieſen oft ſtürmiſchen und drängenden Kundgebungen. Nun, der Notſtand, ein ſtarkes Steigen der Fleiſchpreiſe, iſt vorhanden. Es iſt nur die Frage, ob er durch die „Öffnung der Grenzen“ ſicher gehoben werden kann, denn dazu wirken doch manche Urſachen zuſammen: das Wachstum der ſtädtiſchen Bevölkerung, die allgemeine Steigerung der Lebenshaltung gerade in den Arbeiter-

Digitized by Google

kreiſen, auch wohl die Spekulation, und auf keinen Fall dürfen die Intereſſen unſrer unter den ſchwierigſten Verhältniſſen arbeitenden Landwirtſchaft geſchädigt werden, denn wir wollen und müſſen in ihr ein geſundes, ſoziales Gegengewicht gegen das rapide Wachstum der Induſtrie konſervieren, die immer größere Maſſen in großen Zentren unter oft ſo unnatürlichen Lebensbedingungen zuſammendrängt; wir wollen nicht, daß Deutſchland ein ſolches reines Induſtrieland wird, wie England es geworden iſt, denn ein ſolcher Staat iſt nur einmal in der Welt möglich. Man darf doch Podbielskis Wirkſamkeit als Landwirtſchaftsminiſter nicht einſeitig von dem ſtädtiſch-induſtriellen Standpunkt aus, der ſelten ein Verſtändnis für die Landwirtſchaft gehabt hat, beurteilen, und man kann es begreiflich finden, daß es dem Kaiſer, trotz mancher Vorkommniſſe, ſehr ſchwer gefallen iſt, ſich von einem ſo bewährten Ratgeber zu trennen, für den einen Erſatz zu finden nicht leicht ſein wird. Aber das „Duell“ zwiſchen Bülow und Podbielski beruht auf Klatſch, der aus vereinzelten Vorkommniſſen zuſammengebraut iſt. Und warum tritt die liberale Preſſe dieſe ſchon bündig dementierten „Kriſengerüchte“ breit? Hat ſie etwa ein Intereſſe an Bülows Rücktritt?

Die Lage der auswärtigen Politik bietet zu einem ſolchen Wunſche keine Veranlaſſung. Von einer „Iſolierung“ Deutſchlands kann man doch im Ernſte nicht reden. Das Verhältnis zu Öſterreich ſteht felſenfeſt, und wenn der Nationalitätenſtreit durch die geplante Wahlreform gemildert, die Geſamtſtaatsidee energiſch betont wird, dann wird der Zerfall Öſterreichs nie eintreten. Die „Mißverſtändniſſe“ zwiſchen Öſterreich und Italien, die daraus gelegentlich entſpringen, daß wichtige und berechtigte Intereſſen beider Mächte eben nicht parallel laufen, und daß der Dreibund nicht alle Intereſſen der Verbündeten deckt und decken ſoll, daß deshalb manche Wünſche der einen oder der andern Macht mit Rückſicht auf das allen wertvolle Bundesverhältnis zurückgeſtellt werden müſſen, ſcheinen beſeitigt zu ſein. Unſer Verhältnis zu Rußland iſt ſo gut, wie es ſein kann — es hat bekanntlich unter Bismarcks Verwaltung zweimal, 1879 und 1886, dicht am Kriege geſtanden, und er hat ſich immer unter dem Alpdruck der Koalitionen gefühlt. Das franzöſiſch-ruſſiſche Bündnis, das uns bisher übrigens gar nichts geſchadet, ſondern eher genützt hat, indem es Frankreich „an die Kette legte“, oder das engliſch-franzöſiſche Einvernehmen, das dem alten engliſchen Bedürfnis, einen feſtländiſchen Bundesgenoſſen zu haben, der wir ja auch hätten ſein können, entſpricht, die hätte auch Fürſt Bismarcks Staatskunſt nicht verhindern können. Aber ein ruſſiſch-franzöſiſch-engliſcher Dreibund beſteht mitnichten, und es iſt dafür geſorgt, daß auch die engliſch-franzöſiſchen Bäume nicht in den Himmel wachſen. Denn unſre heutige Politik umſpannt nicht nur Europa.

Gerade in dieſen Wochen iſt die Erinnerung an den gewaltigen Staatsmann aufs neue und beſonders ſtark erweckt worden. Daß die Hohenlohiſchen Denkwürdigkeiten den Unwillen des Kaiſers erregt haben, iſt ſehr natürlich, denn welchem Monarchen kann es angenehm ſein, wenn vertrauliche Äußerungen, ohne daß er gefragt worden wäre, in die breite Öffentlichkeit gebracht werden! Sachlich haben ſie ihm perſönlich nicht geſchadet, ſondern ganz weſentlich genützt. Was Eingeweihte längſt wußten, andre, beſſer Unterrichtete mehr als ahnten, das iſt jetzt ganz klar geworden: die Tiefe der Kluft, die den jungen, tatkräftigen, ſelbſtbewußten Kaiſer von dem greiſen, herrſchkundigen und herrſchgewaltigen Reichskanzler trennte, und wer dieſe Dinge unbefangen, hiſtoriſch würdigt, wozu es doch nun allmählich Zeit wird, der muß jetzt zu dem Urteil kommen: mit der Trennung beider vollzog ſich ein tragiſches, aber unvermeidliches Geſchick. Ältere haben es mit Zorn und Kummer erlebt; es frommt aber nicht, bei dieſen Empfindungen zu verharren, ſondern zu verſtehen. Was an der Behauptung der Preußiſchen Jahrbücher (im Novemberheft) iſt, Bismarck habe

Digitized by Google

im Kampfe gegen die Sozialdemokratie an die Beſeitigung des allgemeinen Wahlrechts und ſogar vermittels eines Staatsſtreiches eventuell an ein gewaltſames Vorgehn gedacht, ſo geht es nicht wohl an, einen Mann wie H. Delbrück mit ein paar geringſchätzigen Worten abzutun, wie manche Blätter verſuchen. Die Sache klingt aber ſo ungeheuerlich, daß man annehmen möchte, ſein Gewährsmann habe falſch gehört oder irgendeine Äußerung Fürſt Bismarcks anders aufgefaßt, als ſie gemeint war. Daß dieſer gegen die Sozialdemokratie ſehr weit gehn wollte, gerade kurz vor ſeiner Entlaſſung, und daß der Kaiſer ſolchen Abſichten widerſtanden hat, dafür bürgen uns authentiſche Worte des Fürſten, die wir aber vorläufig lieber für uns behalten wollen.

Ein nach verſchiednen Richtungen hin höchſt erfreuliches Ereignis dieſer Woche iſt die Anweſenheit des Kaiſerpaares in München. Je wichtiger für den Beſtand des Reichs das feſte Vertrauensverhältnis zwiſchen ſeinen Fürſtenhäuſern iſt, deſto mehr iſt ein ſolches Zuſammentreffen zwiſchen Hohenzollern und Wittelsbachern zu begrüßen, und je peinlicher es zuweilen empfunden werden kann, daß ſich das bayriſche Selbſtbewußtſein gern hinter den blauweißen Grenzpfählen abſperrt und ſich in einer Sonderſtellung gefällt, deſto angenehmer berührt es, daß jetzt auf bayriſchem Boden im Beiſein des Kaiſers ein Muſeum begründet wird, das nicht bayriſch ſein will, ſondern ſchlechtweg deutſch.

Magyaren und Kroaten. Ungarn und Kroaten ſind grimmige Feinde ſeit langem, aber Herzbrüder ſeit kurzem — vorausſichtlich bis auf recht baldigen Widerruf, zwei gänzlich verſchiedne Völker der Abſtammung und der Sprache nach, aber außerordentlich ähnlich im Weſen und in ihren Anſchauungen. Wer ſie genauer kennt, findet bald die gleiche Charaktereigentümlichkeit bei beiden heraus: daß nämlich der eine den andern haßt, und zwar mit dem wilden Haß der unlösbar aneinander Geketteten, aber auseinander Strebenden. Das iſt leicht erklärlich, denn Verwandtenabneigung iſt die ſtärkſte von allen. Freilich in Ungarn wollte man das nie eingeſtehn. Mit Geringſchätzung ſprach man ſeit einem Menſchenalter von den wenigen und blutarmen Kroaten; ſtolz und natürlich auch ungerecht, im Bewußtſein deſſen, daß die Hegemonie in der Geſamtmonarchie von den Ungarn ausgeübt wurde, daß alſo die Kroaten gewiſſermaßen im Abhängigkeitsverhältnis zu Ungarn ſtanden. Die verzweiflungsvollen Anſtrengungen der Kroaten, ihre politiſche und wirtſchaftliche Lage zu verbeſſern, begegneten bei den bisherigen Machthabern in Budapeſt der ſchroffſten Abweiſung, und ihr unaufhörliches Klagen, daß ſie ſchlecht behandelt würden, entbehrte keineswegs der Berechtigung.

Zu der Agramer Paſchawirtſchaft — der frühere Banus von Kroatien, Graf Khuen-Héderváry, regierte ganz abſolutiſtiſch, „magyaroniſch" nannten es die Kroaten — geſellte ſich noch eines: das arme, ſchwach bevölkerte und zurückgebliebne Land war auch in wirtſchaftlicher Beziehung gelähmt, und dies durch ungariſche Einrichtungen, namentlich durch das Verzehrungsſteuergeſetz von 1899. Vordem wurden dieſe Abgaben vom Erzeuger der Ware erlegt, nun aber vom Verzehrer. Kroatien iſt aber ein Land ohne nennenswertes Großgewerbe und wurde dadurch ſchwer geſchädigt; das kroatiſche Geld wanderte nach Ungarn, das ohnehin beſcheidne kroatiſche Budget geriet in Unordnung, man kam endlich ſo weit, daß es in Agram an allem fehlte. Das erzeugte, wie ſich denken läßt, Unzufriedenheit in hohem Maße, die beim Volk, das ſich ja das Warum und Weil nicht ſo zergliedern kann wie der Unterrichtetere, noch geſteigert wird durch das niederdrückende Gefühl verletzten Nationalſtolzes. Daß die Eiſenbahnen in Kroatien — die wichtigſten Linien ſind Eigentum der ungariſchen Staatsbahn — das Ungariſche zur Amts- und Geſchäftsſprache gemacht hatten, daß der Beamte in der kleinſten

Station am Schalter nur ungariſch ſprach, und wenn er auch ganz geläufig kroatiſch reden konnte, doch die Paſſagiere zwang, ſich des verhaßten „Magyariſchen“ zu bedienen, das erſchien auch dem Mann aus dem Volke geradezu als eine Schmach. Der Nadelſtich tat weh, ſehr weh, und ſolcher Nadelſtiche gab es eine ganze Menge.

Jetzt ſieht man dieſes Unrecht auch in Budapeſt ein. Die neuen Herren des Ungarns von 1906 verſuchten nicht, das ableugnen, vertuſchen oder beſchönigen zu wollen. Sie haben ſich, noch ehe die Macht in ihre Hände überging, mit den Führern der kroatiſchen Regierungsgegner für alle kommenden Fälle verſtändigt. In Fiume, dem einzigen, aber italieniſchen Hafenplatze Ungarns, der von den Kroaten als kroatiſcher Beſitz zurückgefordert wird, wurde vor ungefähr einem Jahre der Pakt geſchloſſen: zwiſchen den ad hoc vereinigten ungariſchen Oppoſitionellen, die damals im verzweifelten, nicht die geringſte Ausſicht bietenden Kampfe wider „Wien“ ſtanden, und den kroatiſchen Genoſſen, deren Ausſichten auch ſehr ſchlecht waren, eigentlich noch ſchlechter wie die der ungariſchen Waffenbrüder. Jedenfalls war es von den Kroaten klug, das Bündnis einzugehn, denn die Möglichkeiten zu ihren Gunſten, mit denen ſie rechnen konnten, waren verſchwindend gering, vor allem im eignen Lande. Sie hatten wohl eine rieſengroße politiſche Partei hinter ſich, doch nur eine winzige Vertretung im Landtag. Dort durften ſie, dank einer für den Banus überaus bequemen Wahlordnung und einem noch bequemern Hausgeſetz mit Cloture und allem, was zur richtigen Knebelung der Landesväter gehört, gewiß nicht darauf rechnen, jemals als Mehrheit die damals allmächtige „magyaroniſche Nationalpartei“ zu verdrängen. Freilich, auf die ungariſche Oppoſition war auch „kein Verlaß nicht“, denn ſeit dem Ausgleich von 1867 war für Kroatien von Budapeſt noch nie etwas Gutes gekommen, jede herrſchende Partei in Ungarn hatte Kroatien geknechtet. Konnte und durfte man da hoffen, daß ein Wunder geſchehen werde? Ein doppeltes Nein? ein dreifaches? Daß die ungariſche Oppoſition ſiegen, daß ſie ein durch dreißigjährige Überlieferung faſt geheiligtes „Syſtem“ beſeitigen und Kroatien das Seine geben, und wohl der Wunder größtes, daß in Kroatien ſelbſt ein Umſchwung der Verhältniſſe zugunſten der Oppoſition eintreten werde? Immerhin, man wollte es mit den Ungarn verſuchen. Und die Wunder geſchahen, ſogar alle drei. Dann trat aber die unausbleibliche Wirkung allzu ſtarker zentripetaler Kräfte ein. Zu ſehr überſpannt und alſo abgeſchwächt, konnten ſie nicht mehr wie früher die entgegengeſetzte Strömung aufhalten. Seit einiger Zeit machen ſich in Ungarn zentrifugale Richtungen bemerkbar. Die „Nationalitäten“ — man verſteht darunter alle ungarländiſchen Staatsbürger nichtmagyariſcher Zunge — rühren ſich; dreißig Jahre lang waren ſie niedergehalten worden, nun wollen auch ſie ihren Platz an der Sonne. Und die Kroaten pochen lauter als je zuvor auf ihre gewiß mehr als bloß theoretiſchen Rechte auf ein ſelbſtändiges Volk und Staatsweſen. In Ungarn wurde bisher immer geleugnet, daß Kroatien Selbſtändigkeit hätte, das Königreich wurde ſtets nur als eine Art Provinz mit gewiſſen Freiheiten, mit einer beſchränkten Autonomie in verwaltungstechniſcher Beziehung betrachtet und dementſprechend behandelt. Erſt in der allerjüngſten Zeit iſt dieſe Auffaſſung zwar durchaus nicht geſchwunden, wohl aber mit Abſicht in den Hintergrund gedrängt worden. Man ſchweigt eben darüber und gefällt ſich jetzt ganz in erſtaunlicher Duldung und Nachſicht, wenn von den res croaticae die Rede iſt. Dadurch hat man Ruhe im Südweſten, dieſem Wetterwinkel, wo es während der langjährigen Herrſchaft der „liberalen Partei“ in Ungarn faſt unaufhörlich geblitzt und bedrohlich gedonnert hat. Die Ungarn brauchen eben jetzt die Ruhe. Die ungarländiſchen Slowaken und Ruthenen und Rumänen ſind aber, wie ſchon angedeutet worden iſt, eifrig daran, den Magyaren Schwierigkeiten auf allen Gebieten zu bereiten. Sie wiſſen eben, daß nun die Vorherrſchaft der Magyaren in Geſamtöſterreich nicht mehr beſteht, daß in wenig

Digitized by Google

Jahren, falls nicht wieder ein Wunderchen geſchieht — etwa in Geſtalt einer wirklich kräftigen Hand in Wien —, Ungarn und Öſterreich ihre eignen Wege gehn werden, die keineswegs parallel laufen, und daß ſie, an Zahl den Magyaren gleich, in einem iſolierten Mittelſtaat ganz anders auftreten können, als ſie das in dem von Budapeſt aus regierten Großſtaat Öſterreich-Ungarn tun durften. Sie wiſſen das, und dieſe Erkenntnis verleiht ihnen Mut. Wenn die Kroaten mit ihnen halten, ſo käme das einem Unglück für die Ungarn gleich. Die Ausſöhnung zwiſchen den alten Feinden ſollte dem nun vorbeugen.

Wie lange der Friede — oder richtiger — der Waffenſtillſtand dauern wird? Auf dem Hauptplatz in Agram ſteht das Denkmal von Jelačić, dem „ſchwarzgelben" General, der im Sturmjahre 1848, das für ihn ein Rachejahr werden ſollte, ſeine kaiſertreuen Kroaten nach Ungarn führte und ſeither im Donau-Drauwinkel als Nationalheld gefeiert wird. Das Standbild ſteht eigentlich verkehrt an der neuen Seite des weiten Platzes; den Blick auf die Häuſerzeile vor ihm gerichtet, hält Jelačić in der Rechten das hochgeſchwungne Schwert, aber darin liegt Abſicht: der alte General droht gegen die Ungarn. Wenn, wie es in Agram oft vorkam und wohl noch oft der Fall ſein wird, Demonſtranten die Stadt durchziehen, „Abzug Magyaren!" und Zivio Hrvatska*), auch Krepela Magyarska!**), auch noch ärgres brüllen, dann wird immer vor dem Denkmal Halt gemacht, bluttriefende Reden werden gehalten, und der Schluß iſt allezeit ungefähr der: ein neuer Jelačić möge kommen und mit ſeinen Kroaten wieder einmal in Ungarn einfallen. Das iſt bezeichnend für den Geiſt, der in Kroatien heimiſch iſt. Und in Budapeſt gibt man ſich darüber auch keiner Täuſchung hin. Wohl belächelt man die ſich in regelmäßigen Zwiſchenräumen wiederholenden Szenen vor dem Jelačićdenkmal zu Agram, denn ſonderlich rühmlich war der Einfall der Kroaten von 1848 freilich nicht, ſie holten ſich furchtbare Schläge. Daß aber die Waffenbrüderſchaft zweier Völker mit ſo widerſtreitenden Intereſſen keinen Beſtand haben kann, weiß jeder politiſch Urteilsfähige; unter vier Augen geſteht mans auch in Budapeſt zu, in der Öffentlichkeit freilich nicht, Gott behüte! das litte weder die ſtramme Parteidisziplin noch die Haltung der zurzeit kroatenfreundlichen Preſſe. Man iſt trotzdem nicht im unklaren darüber, daß der Bund ſofort geſprengt werden wird, ſobald der eine oder andre Teil wahrnimmt, daß der andre ſeine Zirkel ſtört, oder bis, offen herausgeſagt, die Ungarn merken, daß die Kroaten ihre eignen Wege gehn, und die Kroaten, daß die Ungarn ihnen nicht ohne weiteres ihre Forderungen ſämtlich bewilligen wollen. Und dieſe ſind durchaus nicht klein. Vor wenig Monaten ſagte erſt einer der kroatiſchen Führer, der inzwiſchen aus taktiſchen Gründen wieder einmal magyarenfreundlich geworden iſt: nie und nimmer wird ein unabhängiges Ungarn die Errichtung Großkroatiens durchführen, das kann nur in einem Großöſterreich geſchehen. Wenn die heute in Kroatien Maßgebenden das auch nicht laut werden laſſen, ſo ſind ſie doch im geheimen alle von der Richtigkeit dieſes Gedankens überzeugt, beſonders was den erſten Teil des Satzes anlangt. Mit Ungarn können die Kroaten ihre ehrgeizigen Träume nicht verwirklichen; gegen Ungarn vermögen ſie es jetzt noch nicht; ſobald aber der erſte geeignete Zeitpunkt dafür gekommen iſt, geht die Seelenfreundſchaft ſofort in die Brüche. Wenn auch jetzt keine großangelegten Ungarnhetzen in Agram veranſtaltet werden, ſo gibt es immer kleine, die kroatiſchen und ungariſchen Zeitungen ſind nur immer bemüht, ſolchen Exzeßchen die Spitze abzubrechen. Vor wenig Wochen erſt hatten die tſchechiſchen „Sokoliſten" und ihre kroatiſchen Verbündeten in Fiume einen abſcheulichen Radau verübt, wobei Ungarn, Italiener und nebenbei

*) = Hoch Kroatien!
**) = Die Ungarn ſollen verrecken!

Digitized by Google

natürlich auch die Deutſchen in einen Topf geworfen wurden. Hätten da die kroatiſchen Führer und die Budapeſter „Vermittler“ nicht nach Leibeskräften dementiert, erklärt und beſchwichtigt, ſo wäre ſchon damals der alte nationale Hader wieder hell aufgelodert. Das wird aber bei einer andern Gelegenheit erfolgen. Daß das Zerwürfnis mit darauffolgender um ſo heftigerer Feindſchaft nicht ausbleibt, das iſt ſicher, nur der Zeitpunkt iſt noch nicht zu beſtimmen. Morgen — übermorgen — in drei Monaten oder in achtzehn? Aber was bedeuten einige Jahre im Völkerleben?

F. D.

Hundertjährige Schlagwörter. Das Jahrzehnt, das jetzt etwa gerade um hundert Jahre zurückliegt, das erſte des vorigen Jahrhunderts, erlebte von außen jene Erſchütterungen, deren ſchickſalsmächtiger Leiter Napoleon der Erſte war, und ſtrebte im Innern in die verfeinerte Gemütsfähigkeit der Romantik hinein. *Kamaſchendienſt* war damals die Bezeichnung für die kraftloſe Garniſontätigkeit von preußiſchen wie öſterreichiſchen Offizieren, die ihre militäriſche Intereſſeloſigkeit durch paradierendes Auftreten zu verdecken ſuchten. Mit *Bulletin* verband man den Begriff des in ſchönen Worten aufſchneidenden franzöſiſchen Schlachtberichts oder allgemeiner Heerzettel. Aus dem napoleoniſchen Regime in Frankreich iſt das Wort *Zentraliſation* hervorgegangen, und auf Napoleon ſelbſt geht der Gebrauch des Wortes *Ideologe* für einen unpraktiſchen philoſophiſch-politiſchen Schwärmer zurück. Aber auch Napoleons Gegner verſchafften ſich Gehör: 1810 brachte Jahn durch ſein Werk vom deutſchen *Volkstum* dieſes neue Hauptwort in Schwang. Das etwas ſentimental-humoriſtiſch angehauchte norddeutſche Bürgertum von damals erzeugte, wie es ſcheint, das Wort von der *böſen Schwiegermutter*, das zunächſt auf die Mutter des Gatten bezogen wurde, alſo aus dem Sinne der jungen Frau heraus geſagt war. Die Worte *Komfort* und *komfortabel* kamen damals als Zeugniſſe für das als überlegen empfundne engliſche bürgerliche Wohnbehagen auf. In die romantiſche Sphäre führen uns Novalis mit dem Symbol der *blauen Blume* ſeines Heinrich von Ofterdingen (1802), Jean Paul mit dem von ihm erfundnen und ſo reich und hübſch ausgeſtatteten, ſeitdem freilich verſchabnen Begriff der *Flegeljahre* (1804) und, das Ende der Romantik vorwegnehmend, mit dem *Weltſchmerz* (1810), der zwanzig Jahre ſpäter im Gefolge Heines und Schopenhauers weitere Kreiſe anſteckte. Ähnlich iſt auch *Peſſimismus* ſchon zu Beginn des Jahrhunderts aufgetaucht und hat erſt gegen die Mitte des Jahrhunderts recht um ſich gegriffen. In jenen erſten wie in den zunächſt folgenden Jahrzehnten fehlt es endlich nicht an tiefen, noch heute friſchen Wortſchöpfungen des alten Goethe: aus dem zweiten Teil der Wahlverwandtſchaften (1809) ſtammt die *Höflichkeit des Herzens*.

Solchen Schlagwörtern durch das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch einmal nachzugehen wäre ſehr lehrreich und ließe ſich wohl auch ganz unterhaltend vortragen. Wir könnten das aber in der Kürze weniger Druckſeiten nicht ſo belehrend tun, wie es das vor kurzem bei Trübner in Straßburg erſchienene Werk *Hiſtoriſches Schlagwörterbuch* ſeinen Leſern ermöglicht. Der Verfaſſer, *Otto Ladendorf*, nennt den 355 Seiten ſtarken Band auf dem Titel einen Verſuch; mag ſich die Sammlung noch vervollſtändigen und in einzelnen Punkten berichtigen laſſen, intereſſant und als Beitrag zur Geiſtesgeſchichte des neunzehnten Jahrhunderts wichtig iſt ſie ſchon jetzt und geeignet, befreiend, klärend und auch poſitiv bildend zu wirken.

Digitized by Google

Das deutſche Kriegervereinsweſen in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt

In neuerer Zeit haben die Beſtimmung und das Wirken der deutſchen Kriegervereine in der Öffentlichkeit eine ſehr verſchiedne Beurteilung erfahren, und es hat nicht an ſehr voneinander abweichenden Meinungsäußerungen darüber gefehlt. Auf der einen Seite iſt der Wunſch zu erkennen gegeben worden, daß ſie ſich energiſcher der Sache der ſogenannten ſtaatserhaltenden Parteien annehmen und für dieſe eine kräftigere Stütze ſein müßten. Andrerſeits hat man behauptet, daß dieſe Vereine in der Pflege und der Betätigung des monarchiſchen Sinnes zu weit gingen und ſich zu ſehr in politiſche Parteiſtrömungen miſchten.

Über die Ziele und die Aufgaben, die ſich das Kriegervereinstum geſtellt hat, geht die allgemeine Meinung wohl im ganzen ziemlich ungeteilt dahin, daß der Zweck dieſer aus alten gedienten Soldaten beſtehenden Vereine Erhaltung des militäriſchen Geiſtes, Betätigung aufrichtiger Vaterlandsliebe und Stärkung und Hebung des Nationalbewußtſeins bleibt. Als Ausfluß dieſer Beſtrebungen folgt, daß die Kriegervereine mit der Armee und ihren Einrichtungen in Fühlung bleiben, den Gedanken pflegen, deren immer ſchlagfertige Reſerve zu ſein, daß ſie nicht politiſieren dürfen, ſondern als Patrioten ihren Pflichten in Staat und Geſellſchaft nachkommen müſſen. In der Erfüllung dieſer Obliegenheiten liegt die ſittliche und rechtliche Bedeutung und ihr verſöhnender, über die Parteitendenzen hinaus reichender, auf die Volksſeele wirkender Einfluß.

Mit ſeinem Eintritt in einen Kriegerverein bekräftigt jeder, daß er geſonnen iſt, den Grundſätzen, die ihm als Soldat eingeprägt worden ſind, treu zu bleiben und dadurch zur Verbreitung einer auf die Erhaltung der Wehrkraft des Vaterlandes gerichteten Geſinnung und eines kräftigen Nationalgefühls im deutſchen Volke beizutragen.

Die Organiſation des deutſchen Kriegervereinsweſens hat mit dem Jahre 1900 ihren Abſchluß gefunden. Zu dieſem Zeitpunkte war es gelungen, das

längſt erſtrebte Ziel, d. h. die Organiſation von Landesverbänden, die mit den Staatsverbänden zuſammenfallen, zu erreichen.

So zählt denn der unter einer Spitze zuſammengefaßte deutſche Kriegerbund heute 26 einzelne Landesverbände mit zuſammen 22972 Vereinen und 1940000 Mitgliedern. Die eben genannte Spitze bildet der ſtändige Kyffhäuſerausſchuß, d. h. die Vereinigung der von den einzelnen Landesverbänden entſandten Vertreter.

Der preußiſche Landesverband als der größte und bedeutſamſte ſtellt ſechs ſolcher Vertreter, Bayern und Sachſen je drei, Württemberg und Baden je zwei, die übrigen Landesverbände je einen, ſodaß der Kyffhäuſerausſchuß nach dem Vorbilde der Reichsverfaſſung zuſammengeſetzt iſt. Seine nächſte Aufgabe iſt die Verwaltung des Denkmals, doch zieht er alle das deutſche Kriegervereinsweſen berührenden gemeinſamen Fragen in den Kreis ſeiner Beratung und hält alljährlich eine mehrere Tage dauernde Sitzung auf dem Kyffhäuſer ab. Der preußiſche Landesverein zerfällt in 423 Kreisverbände, die 12453 einzelne Vereine umfaſſen, die Kreisverbände ſtehn unter den Regierungsbezirkskriegerverbänden, doch iſt dieſe Organiſation noch nicht ganz durchgeführt. Oſtpreußen, Schleſien, Hannover, Weſtfalen, Rheinland haben außerdem Provinzialverbände mit beſondern Vorſitzenden. Am ſtärkſten entwickelt iſt das Kriegervereinsnetz in den Provinzen Schleſien (1457), Sachſen (2028) und Rheinland (2200). Mehrere hundert Vereine haben ſich noch nicht in den Verband eingefügt, ſondern ſich ihre Selbſtändigkeit namentlich in wirtſchaftlicher Beziehung gewahrt.

Der bayriſche Landesverband, der in 2805 Vereinen im ganzen 231600 alte Soldaten zählt, gliedert ſich in die Provinzialverbände Oberbayern (23 Bezirke), Niederbayern (22 Bezirke), Pfalz (14 Bezirke), Oberpfalz (19 Bezirke), Oberfranken (20 Bezirke), Mittelfranken (16), Unterfranken (21), Schwaben (20).

Das Königreich Sachſen hat in 26 Bezirken 1524 Vereine mit 177000 Mitgliedern. Das Königreich Württemberg im Neckarkreis (18 Bezirke), im Schwarzwaldkreis (17), im Jagſtkreis (14), im Donaukreis (16) 1545 Vereine mit 78200 Mann. Das Großherzogtum Baden in 50 Gauverbänden 1328 Vereine mit 113200 Mann. Das Großherzogtum Heſſen in 38 Bezirken 802 Vereine mit 46600 Kriegern. In den kleinern deutſchen Staaten ſowie in den Hanſaſtädten iſt die Organiſation eine analoge, der einzige Staat, der ſich von dem Geſamtverband ausgeſchloſſen hat, iſt das Fürſtentum Reuß ältere Linie. Es ſollen in dieſem Fürſtentum 40 Kriegervereine beſtehn; zwei davon gehören dem Deutſchen Kriegerbund an, ſind jedoch im Kyffhäuſerbund nicht vertreten.

Was das innere Leben der Kriegergemeinſchaft angeht, ſo betätigt es ſich nach verſchiednen Richtungen hin, indem es teils humanitäre, teils gemeinnützige, teils geſellige Zwecke verfolgt.

Zu den humanitären Einrichtungen gehören zwei Stiftungen, die Dienſtjubiläumsſtiftung (zur Erinnerung an das ſiebzigjährige Jubiläum Kaiſer Wilhelms des Erſten) und die Kaiſer-Wilhelm- und die Kaiſerin-Auguſta-Goldne-Hochzeitsſtiftung, deren Zinſen zur Unterſtützung notleidender Kameraden dienen.

Andre und reichlicher fließende Einnahmen gewähren die Bundeszeitung Parole, das Jahrbuch des Deutſchen Kriegerbundes, die zum Einſammeln freiwilliger Gaben beſtimmte Kriegerfechtanſtalt und eine Jahreslotterie. Aus dieſen Quellen fließt der Verwaltung alljährlich durchſchnittlich ungefähr eine Summe von 100000 bis 130000 Mark zu. Mit dieſem Kapital werden zunächſt drei Waiſenhäuſer unterhalten, ein evangeliſches in Römhild in Sachſen-Meiningen für 110 Kinder, eins desgleichen in Osnabrück und ein katholiſches in Kanth in Schleſien für 65 Zöglinge. Der Bau weiterer Waiſenhäuſer ſoll nach Maßgabe der dafür verfügbaren Mittel erfolgen. Das Waiſenhaus hat die Beſtimmung, das Elternhaus zu erſetzen und den Kindern eine gute Erziehung zu geben. Bis zu ihrer Einſegnung bleiben die Knaben im Hauſe, dann kommen ſie in die Lehre, um ein Handwerk zu erlernen, oder ſie treten in eine Unteroffiziervorſchule ein. Die Mädchen bleiben nach der Konfirmation noch einige Jahre im Hauſe, um die Wirtſchaft zu erlernen, und werden dann in Hausſtellungen untergebracht. Mit der Errichtung und dem Betrieb der Waiſenhäuſer hat ſich der Kriegerbund ein großes Verdienſt erworben; indem er den Zöglingen Vater und Mutter erſetzt, betätigt er ſeine Kameradenliebe in ſegensreicher Weiſe und gewährt den Heranwachſenden die Gelegenheit, ſich für einen Lebensberuf vorzubereiten.

Eine andre ſoziale Tätigkeit des Bundes iſt die Sterbekaſſe, die, auf Gegenſeitigkeit gegründet, Sterbegeldverſicherungen bis zu 1000 Mark annimmt.

Dieſe Kaſſe verfügt über ein Vermögen von etwa einer Million Mark, das Verſicherungskapital beträgt neun Millionen Mark. Ähnliche Einrichtungen beſtehn in den nichtpreußiſchen Landesverbänden. Im königlich ſächſiſchen Militärvereinsbund liegt die ſoziale Tätigkeit hauptſächlich in den Vereinen ſelbſt, die jährlich mehr als 300000 Mark an Unterſtützungen, Kranken- und Sterbegeldern aufbringen.

Humanitären Zwecken dienen auch die im Schoß der Kriegervereine gebildeten Sanitätskolonnen, die dazu beſtimmt ſind, im Kriege die Militärſanitätsdetachements zu unterſtützen und im Frieden den Dienſt als Krankenträger und Krankentransporteure zu verſehen. Die Kriegerſanitätskolonnen werden theoretiſch und praktiſch ausgebildet und in allen Handreichungen und Hilfeleiſtungen unterwieſen, die dem erkrankten oder verwundeten Soldaten bis zur Ankunft des Arztes zuteil werden müſſen.

Daß bei der Organiſation der freiwilligen Sanitätskolonne hauptſächlich die Kriegervereine berückſichtigt wurden, lag erſtens deshalb nahe, weil ſich dieſe wie auch der Deutſche Kriegerbund durch ihre Satzungen ausdrücklich dazu verpflichtet haben, ſich im Falle eines Krieges im Sinne der Genfer Konvention dem Heere zur Verfügung zu ſtellen. Ein zweiter Grund lag in der militäriſchen Vorbildung der Vereinsmitglieder. In ihnen ſteht ein Perſonal zur Verfügung, das an militäriſche Formen gewöhnt ſowie mit den Umgangsformen und den Lebensgewohnheiten der jüngern Soldaten, denen ihre Hilfe gelten ſoll, vertraut iſt, das ferner durch Friedensübungen oder zum Teil durch Kriegserfahrung

Digitized by Google

geſtählt und mit einer Reihe erſprießlicher Kenntniſſe und Fertigkeiten ausgeſtattet iſt.

Im Frieden haben die Sanitätskolonnen häufig bei Unglücksfällen auf der Eiſenbahn, bei Überſchwemmungen, Feuersbrünſten, bei Ereigniſſen mit großen Menſchenanſammlungen uſw. ſchätzenswerte Dienſte geleiſtet.

Zu den Tendenzen des Vereinslebens gehört auch die Pflege der Geſelligkeit, um einen gewiſſen Zuſammenhang zwiſchen den verſchiednen Berufskreiſen und verſchiednen Ständen angehörenden Mitgliedern aufrecht zu erhalten. Die Erinnerung an die Soldatenzeit, namentlich wenn ſich damit Erinnerungen an den Krieg und gemeinſame Erlebniſſe im Kriege verbinden, iſt ein natürliches Bindemittel, beſonders zwiſchen Angehörigen desſelben Truppenteils, die auf dieſe Weiſe angeregt werden, der Zeiten zu gedenken, wo ſie des Königs Rock trugen, und wo ihnen das Feſthalten an Ehre, Pflicht und Anhänglichkeit an den Landesherrn und an das Vaterland als eine der erſten Tugenden im ſoldatiſchen Leben eingeprägt wurden.

Die ehrenvolle äußere Stellung, die die Kriegervereine in der Öffentlichkeit einnehmen, der Umſtand, daß ihnen namentlich in kleinern Städten und auf dem Lande die angeſehenſten und bemitteltſten Leute angehören, heben und ſtärken das Selbſtbewußtſein und ſind dem Mann ein Sporn, den Geſinnungen und den Empfindungen treu zu bleiben, die ihm in ſeiner Jugend eingeprägt worden ſind. Der leichte moraliſche Zwang, der dem Individuum dadurch auferlegt wird, daß er Mitglied einer Gemeinſchaft iſt, der gewiſſe äußere Vorrechte bei Feſtlichkeiten, Aufzügen, Aufſtellungen, Familienfeiern eingeräumt werden, das Recht, dabei Uniform anzulegen und Ehrenzeichen zu tragen, ſchützt ihn vor der Berührung mit unlautern Elementen und hält ihn von agitatoriſchen Beſtrebungen fern, denen er vielleicht durch ſeine Beſchäftigung und ſeinen Erwerb im bürgerlichen oder wirtſchaftlichen Leben ausgeſetzt wäre.

Eine wichtige Frage iſt die der Führung und der Leitung der Kriegervereine. In dem Lande der allgemeinen Wehrpflicht, wo der Dienſt mit der Waffe eine Ehrenpflicht iſt, ja als ein Vorrecht jedes wehrpflichtigen Mannes gilt, ſind zwei Kategorien von Führern in den inaktiven Offizieren und in den Offizieren des Beurlaubtenſtandes von ſelbſt gegeben. Der aus der Armee in das bürgerliche Leben eingetretne Offizier, der alter Gewohnheit gemäß mit dem Heere in ſteter Fühlung bleibt und durch mannigfache Bande mit ihr verbunden iſt, der zwiſchen Heer und Bürgertum ſteht, iſt beſonders geeignet, im Kriegerverein einen Platz einzunehmen. Was ihm beſonders zuſtatten kommt, iſt, daß der gediente Soldat ſeinem Offizier, auch wenn dieſer außer Dienſt iſt, eine große Anhänglichkeit entgegenbringt. Das Gefühl der Autorität verſagt dem Offizier gegenüber faſt niemals, und endlich gibt der Offizier dem Verein ein erhöhtes Anſehen. Faſt in noch höherm Maße ſind die Reſerve- und Landwehroffiziere berufen, leitende Stellen im Kriegervereinsweſen einzunehmen, namentlich wenn ſie als Gutsbeſitzer oder als Fabrikanten, Großinduſtrielle, Unternehmer

Digitized by Google

von großen Verkehrs- oder techniſchen Anlagen auch zugleich im bürgerlichen Leben eine einflußreiche Stellung innehaben. Je größer der Wirkungskreis und die Einflußſphäre des Reſerve- oder Landwehroffiziers im Erwerbsleben iſt, deſto autoritativer wird auch ſeine Tätigkeit und ſein Auftreten den alten Militärs gegenüber ſein. Schon aus dieſen Gründen werden ſolchen Offizieren immer von ſelbſt die leitenden Stellungen zufallen, in denen ſie als gebildete, königstreue Männer und Patrioten und häufig auch als vermögende Beſitzer auf den der militäriſchen Disziplin und Erziehung entrückten Mann eine Einwirkung haben.

Der Gutsbeſitzer, der beiſpielsweiſe der Vorſitzende des Kriegervereins ſeines Wohnortes iſt, wird allein ſchon dadurch dem Verein und dem Vereinsweſen nützlich ſein, daß er die Abneigung der bäuerlichen Beſitzer und der beſſer ſituierten, mit den Tagelöhnern und den Arbeitsleuten zuſammen einem Verbande anzugehören, bekämpft. Die Teilnahme der gebildeten Stände auf dem Lande wird auch nach andrer Seite hin für die Hebung des innern Lebens der Kriegergenoſſenſchaften ſehr erſprießlich ſein. Bekanntlich wird den alten Soldaten von Vereins wegen durch die Preſſe ein bildendes und belehrendes Material geboten, das aber von ihnen nicht immer richtig gewürdigt und verſtanden wird. Es wird dem Vorſitzenden leicht ſein, auf Artikel und Aufſätze, die ſich auf die kriegeriſchen Großtaten des Heeres, auf Erinnerungen an unſer Herrſcherhaus, auf geſchichtliche Reminiszenzen aus unſerm Staats- und Heerleben beziehen, eindringlich hinzuweiſen und ſie mit Erläuterungen zu verſehen. Auf dieſe Weiſe wird in der ältern Generation unſrer Heerespflichtigen, die noch der Fahne verpflichtet ſind, immer wieder das Gefühl der Zugehörigkeit zur Armee und zum alten Regiment geweckt und in ihnen die Anhänglichkeit daran erhalten und geſtärkt werden.

Es bleibt uns noch übrig, mit einigen Worten auf die nationale Bedeutung der Kriegervereine einzugehn. Der Grundgedanke des Kriegervereinsweſens iſt die Erhaltung der Pflichten, die der Soldat im Fahneneide gelobt, und zu deren Erfüllung er ſich von neuem bereit erklärt, wenn er die Uniform abgelegt, ſeinen Truppenteil verlaſſen hat und in das Vereinsweſen eingetreten iſt. Er iſt nun der Soldat im Bürgerrock, der im Verein, dank der allgemeinen Wehrpflicht, Angehörige aller Berufskreiſe und Stände findet. Wie in Reih und Glied einſt der Offiziersaſpirant, der einjährige und der dreijährige Freiwillige, der ausgehobne Erſatzrekrut Schulter an Schulter geſtanden haben, ſo ſind ſie hier wieder vereint und finden ſich als Kameraden zuſammen. Im allgemeinen iſt die Zuſammenſetzung der Vereine dadurch eine homogene, daß die ſogenannten Mittelſtände in ihnen den größten Platz einnehmen. Untere und mittlere Beamte, Handwerker, Lehrer, Kaufleute, Induſtrielle, Techniker, kleine Beſitzer bilden meiſt das Gros, dazu kommen in größern Städten penſionierte Offiziere der niedern und der höhern Chargen und höhere Beamte. Die Kriegervereine ſind in dieſer Zuſammenſetzung ein glücklicher Vereinigungspunkt für Männer der verſchiedenſten

Anſchauungen und Richtungen, die allerdings inſofern eines Sinnes ſind, als ſie auf dem Boden der beſtehenden ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe ſtehen und zu den ſtaatserhaltenden Elementen der bürgerlichen Geſellſchaft gehören. Das Prinzip der Kameradſchaft wirkt hier ausgleichend und bringt auch Leute näher zuſammen, die nicht dieſelben Anſichten teilen. Durch ſolchen Ausgleich trägt die Kriegergemeinſchaft mit zur Erfüllung einer der Aufgaben unſers nationalen Lebens bei, indem ſie das Werk, das der Staat in der Schule und in der Armee begonnen hat, das er aber bei dem ſelbſtändigen Staatsbürger nicht mehr fortſetzen kann, weiterführt. Mit andern Worten, in den Kriegervereinen erwachſen dem Staat Mächte, die ſeine Sache ſtützen, und die mit ſeinen Organen zuſammenwirken. Es iſt dies namentlich an den Stellen der Fall, wo die höhern Stände einen regern Anteil an dem Vereinsweſen genommen haben. Wo dies der Fall iſt, da blühen die Vereine, da ſchätzt es ſich ein jeder zur Ehre, ihnen anzugehören, da üben ſie durch ihr Beiſpiel einen erziehenden Einfluß auf die heranwachſende Generation, die in den Kriegervereinen die Elite der Geſellſchaft ſieht, zumal wenn ihnen bei feſtlichen Anläſſen auch äußerliche Ehren erwieſen werden.

In der jüngſten Zeit hat ſich in dem deutſchen Kriegervereinsweſen eine Erſcheinung bemerkbar gemacht, die geeignet iſt, deſſen ſo mühſam und nach langem Ringen hergeſtellte Einheit zu beeinträchtigen und ihr zu ſchaden. Der erſt im Jahre 1899 in das Leben getretene Preußiſche Landeskriegerverband, der den Abſchluß der langjährigen Beſtrebungen von Nord und Süd, zu einem ungeteilten Ganzen zu gelangen, brachte, beruht bekanntlich auf dem Gedanken der territorialen Zuſammenfaſſung der Kriegervereine nach Landesverbänden. So bildet denn jetzt, wie ſchon geſagt worden iſt, jede ſtaatliche Körperſchaft auch ein ſelbſtändiges Glied im Kriegervereinsweſen. Dieſer Organiſation widerſpricht die Bildung von Sonderverbänden, wie ſie jetzt mehrfach hervorgetreten ſind. So haben ſich Vereine ehemaliger Artilleriſten, Pioniere, Jäger, Gardiſten, Kavalleriſten uſw., bisweilen noch wiederum nach Provinzen gegliedert, gebildet, die den Landesverbänden viele Mitglieder entzogen haben und eine Zerſplitterung herbeiführen. Der wirkliche Nutzen der Kriegervereine und ihre Bedeutung im öffentlichen Leben beruht auf der Zuſammenfaſſung aller ehemaligen Soldaten, wie das Gebiet des Wohnorts ſie vereinigt hat, in einen Verband, ohne Rückſicht auf Sonderintereſſen und Sonderbeſtrebungen. Gerade in der Verſchmelzung aller Waffen und aller Truppengattungen zu organiſchen Einheiten, worin der frühere Jäger oder Kavalleriſt kein Vorurteil hat gegen ſeinen Vorſitzenden, der vielleicht der Infanterie oder der Artillerie angehörte, ſondern vertrauensvoll ſeinem Führer folgt, liegt die Stärke des Kriegervereinsweſens. Richtig geleitet und von vaterländiſchem Sinne getragen wird es ein das innere Staatsleben und ſeine Entwicklung und Fortbildung ſchützender Damm und andrerſeits eine die Wehrkraft unſers Vaterlandes nach außen erhaltende und verſtärkende Macht ſein.

Digitized by Google

Denn in dieſen Vereinigungen ſteckt die Blüte der männlichen Kraft der Nation, die als Reſerve und Landwehr bereit ſein muß, die aktive Armee zu ergänzen und zu verſtärken und ihr einen Rückhalt zu bieten, wenn es der jüngern Generation der erſten Linie nicht gelingt, den Sieg an ihre Fahnen zu feſſeln.

Hartmann über das Leben

2

Im ſyſtematiſchen Teil wird zunächſt nach der Entſtehung des Lebens gefragt. Die Anſicht Fechners, daß das Organiſche das erſte, das Unorganiſche nur ein Niederſchlag des Lebensprozeſſes ſei, läßt ſich ebenſowenig halten wie die unter anderm von Liebig und Helmholtz vertretne Hypotheſe, daß das Organiſche und das Unorganiſche gleich ewig ſeien, und daß ſich die irdiſchen Organismen aus Keimen entwickelt hätten, die in Meteoren aus dem Weltraum auf die Erde gelangt ſeien. Den Anfang des organiſchen Lebens muß alſo eine Urzeugung gemacht haben, nur daß zu dieſer die phyſikaliſch-chemiſchen Kräfte der Materie nicht hingereicht haben. „Die Unzulänglichkeit der unorganiſchen Vorgänge zur Entſtehung des Organiſchen zeigt ſich an zwei Punkten: erſtens können ſich nicht komplizierte organiſche Verbindungen von bedeutender chemiſcher Spannkraft und ſehr labilem Gleichgewichtszuſtande von ſelber bilden, und zweitens können ſich aus ſolchen Verbindungen, ſelbſt wenn ſie entſtanden ſind, noch immer keine Organismen bilden.“ Das wird im einzelnen ausführlich nachgewieſen; insbeſondre wird gezeigt, daß die in den heutigen Pflanzen und Tieren wirkende chemiſche Energie aus ſchon vorhandnen Pflanzen und Tieren oder Mikroorganismen ſtammt. Selbſt wenn einmal in unorganiſchen chemiſchen Prozeſſen Eiweiß entſtanden wäre, ſo würde das noch kein Leben ſein. „Es gibt Eiweiß im Dienſte des Lebens, aber es gibt kein lebendes Eiweiß.“ Im Stoff liegt der Unterſchied nicht zwiſchen Organiſchem und Unorganiſchem; einige organiſche Stoffe vermag ja der Chemiker künſtlich herzuſtellen. Seitdem man das weiß, hat man den Unterſchied in der Form geſucht. Aber auch für die organiſchen Formen finden ſich Vorbilder in der unorganiſchen Welt: Tropfen, Schläuche, Körnchen, der Eiſenbaum; und der Kriſtall erinnert auch in ſeinem Wachstum an den Organismus. Dennoch liegt zwiſchen beiden eine Kluft, die bloß phyſikaliſch-chemiſche Kräfte nicht zu überbrücken vermögen. „Beim Kriſtall iſt das Wachstum lediglich Wirkung der Molekularkräfte und der von ihnen hervorgebrachten Oberflächenſpannungen, ſei es mit, ſei es ohne elektriſche und chemiſche Spannungen. Beim Organismus dagegen iſt das Wachstum nicht bloßes Produkt der zuſammenwirkenden Molekularkräfte allein

Digitized by Google

ſondern ein Produkt aus dem Zuſammenwirken dieſer mit den unbekannten Kräften, die den Stoffwechſel leiten. Der Kriſtall verhält ſich völlig paſſiv beim Wachſen, der Organismus dagegen iſt aktiv, wenn ſeine Aktivität auch nur in Reaktionen auf äußere Einwirkungen beſteht. Beim Kriſtall erſtarrt jede Form, ſobald ſie fertig gebildet iſt, beim Organismus bleibt ſie im Fluß des Werdens und der Veränderung. Wenn der Kriſtall in ſeinem Wachstum lebte, ſo lebte er nur dem Tode, dem alsbaldigen Sterben ohne Nachkommen; der Organismus aber lebt wirklich, denn er lebt nicht dem Tode, ſondern dem Leben, der Erhaltung des Lebens durch die Mauſerung und die Fortpflanzung. Der Kriſtall läßt die Bedingungen, unter denen er wächſt, unverändert; der Organismus beſtrebt ſich, die Bedingungen, unter denen er wächſt, beſtändig zu ſeinen Gunſten zu verändern; er ſucht ſich der Umgebung anzupaſſen und die Umgebung ſeinen Zwecken dienſtbar zu machen. In dieſem mehr oder minder erfolgreichen Streben nach Veränderung der vorgefundnen Bedingungen liegt ſeine Aktivität, die man mit Recht bloß einen andern Ausdruck für ſein Leben genannt hat. Dieſe Aktivität iſt darauf gerichtet, die je nach den Umſtänden wechſelnden Mittel für die Erhaltung des Lebens zu beſchaffen; in dieſem Sinn iſt ſie Anpaſſung und Zwecktätigkeit. Als die allem Leben gemeinſame zwecktätige Anpaſſung aber iſt der Stoffwechſel zu bezeichnen, der allein es ermöglicht, der Erſtarrungstendenz der Schäume und Gallerten zum Trotz immer für flüſſige Schäume und Gallerten als unentbehrliche Grundlage des Lebens vorzuſorgen.“ Schaum iſt nämlich die Form des Unorganiſchen, in der dieſes vom Organismus angeeignet wird, und zugleich das Vorbild des organiſchen Zellgewebes. Er entſteht, wenn ſich zwei Flüſſigkeiten von verſchiednem Dichtigkeits- oder Zähigkeitsgrade miſchen. Jede von ihnen bildet Bläschen, die ſich durch Häutchen gegeneinander abſchließen. Sind dieſe Bläschen und Häutchen mikroſkopiſch klein, ſo heißt der Schaum eine Gallert. „Wir kennen auch in der unorganiſchen Natur Gebilde, deren Form ſich trotz dem Wechſel des ſie bildenden Stoffes und gerade durch dieſen Wechſel dauernd erhält, z. B. den Waſſerfall, den Springbrunnen, die Flamme. Im natürlichen Waſſerfall ſind die Maſchinenbedingungen (das waſſerführende Flußbett, die Felswand) konſtant, ſoweit ſie nicht vom Waſſerfall ſelbſt allmählich zerſtört werden; beim Springbrunnen und bei einer Flamme von ſich ſelbſt gleichbleibender Form und örtlicher Stellung ſind ſie mit bewußter Abſicht künſtlich herbeigeführt worden und werden ſo (durch Docht, Brenner, Speiſung) unterhalten. In keinem dieſer Beiſpiele trägt das durch den Stoffwechſel unterhaltene Formgebilde etwas dazu bei, die Gleichmäßigkeit der Beſchickung mit neuem Stoff, die Abfuhr des verbrauchten und die Maſchinenbedingungen eines die Form erhaltenden Stoffumſatzes und Energieumſatzes zu regeln. Dieſen Gebilden fehlt jede Aktivität und Selbſtregulierung, wie ſie die Organismen haben, die dadurch ſich ſelbſt und ihre Art erhalten und fortentwickeln. Die menſchliche Intelligenz kann maſchinelle Selbſtregulationen künſtlicher Art anbringen, wodurch die

Gleichmäßigkeit der Form bei wechſelnder Stärke des Stoffzufluſſes verbürgt wird, aber ein Springbrunnen oder eine Flamme ſelbſt wird ſich ebenſowenig jemals ſelbſt regulieren, wie ſie überhaupt die Maſchinenbedingungen herſtellen, auf denen ihr Beſtand beruht.“ Deshalb ſei es eine Verkennung des Tatbeſtandes, wenn Preyer die Flammen für eine Art von Organismen hält.

Einen tiefen Einblick in die Wunder der organiſchen Selbſtregulierung eröffnet Hartmann ſchon in dem Abſchnitt über die Zelle. „Das Leben beſteht durch chemiſche Umwandlungen, Zerlegungen und Verbindungen [nicht etwa in ſolchen!]. Einen erheblichen und ſtets ſich mehrenden Teil der organiſchen Verbindungen vermag auch der Chemiker in ſeinem Laboratorium herzuſtellen, aber mit ganz andern Mitteln und auf ganz andern Wegen als die Natur in den Organismen. Das chemiſche Laboratorium, in dem die Natur ſie gewinnt, iſt das Protoplasma, das aus Zweckmäßigkeitsgründen in Zellen gegliedert iſt. Nur durch abſichtliche Tätigkeit des Chemikers und unabſichtliche Tätigkeit des lebenden Protoplasma, auf keine dritte Weiſe entſtehen die organiſchen Verbindungen.... Noch Haeckel betrachtete früher das Protoplasma eines einzelligen Organismus, der Amöbe, als ein homogenes Tröpfchen, und lange Zeit galt es einfach für lebendes Eiweiß, weil alles Protoplasma die chemiſchen Eiweißreaktionen zeigte, alſo Eiweiß enthielt. Die [ſpäter gewonnene] Einſicht in die außerordentlich verwickelte Struktur und chemiſche Zuſammenſetzung des Protoplasma ſtößt alle Schlußfolgerungen um, die an dieſe vermeintliche Einfachheit geknüpft wurden, und läßt die niedrigſten uns bekannten Organismen bereits als kunſtvoll organiſierte und chemiſch mannigfaltige Gebilde verſtehen.“ Es ſei vorläufig noch nicht einmal ausgemacht, ob Eiweiß überhaupt jederzeit ein unentbehrlicher Beſtandteil des Protoplasmas ſei. Unſre Kenntnis der Zuſammenſetzung dieſer Gebilde ſtecke noch in den Anfängen. Dagegen wüßten wir manches über ihre Wirkſamkeit. „In der Leberzelle eines Wirbeltieres kennen wir ſchon jetzt eine ganze Reihe gleichzeitig verlaufender chemiſcher Vorgänge: aus Glykogen wird Zucker gebildet, um dem Blute den nötigen Zuckergehalt zu ſichern, und umgekehrt aus Zucker Glykogen, um das Blut von zu ſtarkem Zuckergehalt zu entlaſten; aus Amidoſäuren und Ammoniak wird Harnſtoff und Harnſäure hergeſtellt [folgen noch fünf ſolche Umwandlungen], zugeführte Gifte können feſtgehalten oder unſchädlich gemacht werden. Und alle dieſe und vermutlich noch viele andre Umſätze ſpielen ſich gleichzeitig in einer Zelle ab, deren Größe etwa den tauſendſten Teil eines Stecknadelknopfes beträgt. Wie viel Gefäße und Vorrichtungen würde der Chemiker zu ihnen brauchen! Was aber den ganzen Vorgang hier auszeichnet, bemerkt ein Chemiker, der ihn beſchreibt, das iſt die erſtaunliche Einfachheit und Zweckmäßigkeit der angewendeten Mittel und die ſich daraus ergebende Raum- und Kraftersparnis.“ Während die Leber- und die Nierenzellen nur für die Bedürfniſſe des Geſamtorganismus ſorgen, dem ſie angehören, paſſen ſich die Milchdrüſen den Bedürfniſſen eines andern Organismus, des Säuglings, an.

„Sie ſchöpfen aus dem Blute, aber ſie nehmen jeden Beſtandteil des Blutes in einem andern Verhältnis auf, als er im Blute enthalten iſt, und ſtellen ſo eine Milch her, die alle Stoffe genau in dem Verhältnis enthält, wie ſie der Säugling der betreffenden Tierart braucht. In den Zellen ohne Ausführungsgang, wie in denen der Schilddrüſe, haben die Zellen noch unbekannte Stoffe, wahrſcheinlich Fermente, aus den Blutbeſtandteilen herzuſtellen und dieſe lebenswichtigen und unentbehrlichen Stoffe durch dieſelben Gefäßwandungen in das Blut zurückzubefördern, durch die hindurch ſie ihre Beſtandteile an ſich gezogen hatten. In demſelben Sinne übt jede Zelle eine Auswahl in betreff der Stoffe und Stoffmengen, die ſie in ſich aufnimmt, und die ſie zurückgibt und weitergibt. Im einzelligen Organismus dient das Protoplasma mit dieſer Tätigkeit nur dem eignen Individualintereſſe, im zuſammengeſetzten Organismus mit durchgeführter Arbeitsteilung zugleich und vor allem den Intereſſen des Geſamtorganismus und der Spezies, der er angehört. In keinem Organ des Körpers läßt ſich ein mechaniſcher Einfluß des Blutdrucks auf die Beſchaffenheit und Menge der von einer Zelle aufgenommnen und ausgeſchiednen Stoffe nachweiſen; überall iſt die Zelle ſelbſttätig in ihren Reaktionen auf die gegebnen Umſtände." Woraus unter anderm deutlich hervorgeht, daß die Osmoſe der Zellwände grundverſchieden iſt von der rein mechaniſchen Osmoſe, bei der irgendein Zug oder Druck Flüſſigkeiten durch poröſe Häute oder Wände befördert. Die Zellhäutchen laſſen nur durch, was nach Art und Menge die augenblickliche Aufgabe ihrer Zelle fordert, zu verſchiednen Zeiten und in verſchiedner Richtung verſchiednes, und weiſen das nicht Zweckdienliche zurück. Wenn bei ſchlechthin unerklärbaren Wundern von einem Gradunterſchiede der Wunderbarkeit die Rede ſein könnte, würden wir es als das Wunderbarſte erklären, daß ſich die Zellen Arbeitsſtoffe bereiten, die man Katalyſatoren und Fermente nennt, daß ſie Vorſtufen ſolcher, gewiſſermaßen Halbfabrikate ſchaffen, die ſie vorrätig halten und in dem Augenblick fertigmachen, wo ſie ihrer bedürfen, wie denn auch die fertigen je nach Bedarf entweder ſich ruhig verhalten oder in Tätigkeit treten, aktiviert werden. Hartmann ſtellt die Wirkungsweiſe dieſer Stoffe ausführlich dar. Wir merken nur an, daß Katalyſatoren die Aufgabe haben, eine chemiſche Umwandlung zu verlangſamen oder zu beſchleunigen, und daß ſie bei ihrer Wirkſamkeit nicht verbraucht werden, alſo auch nicht in das Endergebnis der Umwandlung mit eingehen. Dieſes eben nun macht nach Hartmann den letzten innern Unterſchied zwiſchen den chemiſchen Vorgängen im Protoplasma und denen im Laboratorium aus, daß jenes alle Spaltungen und Verbindungen mit Hilfe organiſcher Stoffe bewirkt, die es ſich ſelbſt bereitet, und die dem Chemiker nicht zu Gebote ſtehn, weil er ſie nicht herſtellen kann. Die Zelle ſchafft keine neuen chemiſchen Verwandtſchaften, aber ſie benutzt die vorhandnen in eigentümlicher Weiſe. Das Leben ſchafft überhaupt keine Energie, „ſondern zehrt von dem Energieſtrom, der unmittelbar oder mittelbar von der Sonne

ſtammt. Seine Kunſt beſteht darin, von dieſem Energieſtrom ein Teilchen auf ſeine Mühle zu leiten, um ſie in Betrieb zu erhalten." Der Beſitz ſo komplizierter Hilfsmechanismen, wie die Katalyſatoren, Fermente und Profermente ſind, „zeigt am deutlichſten, daß auch das niedrigſte uns bekannte Protoplasma ſchon das Ergebnis einer langen Entwicklungsreihe ſein muß, in der dieſe chemiſchen Apparate erworben, vervollkommnet und vererbt wurden, und daß es nicht angeht, die uns bekannten einzelligen Organismen als homogene Tröpſchen zu behandeln, von denen erſt alle Differenzierung ausgehe". Von der chemiſchen Zuſammenſetzung der Fermente wiſſen wir noch nichts, und man wird ſie vielleicht niemals herausbekommen, weil dieſe Stoffe ſo veränderlich ſind, daß ſie bei jedem Verſuch, ſie chemiſchen Reaktionen zu unterwerfen, zu etwas anderm werden. Trotzdem iſt die Möglichkeit nicht ausgeſchloſſen, daß auch ſie dereinſt einmal künſtlich hergeſtellt werden, „denn ſie ſind Stoffe wie alle andern, und der Unterſchied des Organiſchen vom Unorganiſchen liegt nicht in irgendeinem Stoff oder einer Stoffverbindung. Der Unterſchied liegt vielmehr in der Art und Weiſe, wie das Leben die leichte Wandelbarkeit dieſer Stoffe zu ſeinen Zwecken benutzt, und dieſen zweckmäßigen Gebrauch kann der Chemiker ſchon deshalb nicht nachahmen, weil er nicht wie das Protoplasma eine Empfindung für die feinſten Reize hat, auf die es gilt, zweckmäßig zu reagieren. Dächte man ſich eine Anzahl höchſt verfeinerter chemiſcher Wahrnehmungsinſtrumente dem Chemiker zu Gebote ſtehend, durch die es ihm möglich würde, in einer von ihm hergeſtellten chemiſchen Stoffmiſchung ſolche feinſte chemiſche Reize wahrzunehmen, und dächte man die Chemie weit genug fortgeſchritten, auf ſolche Reize alle zweckmäßigen Reaktionen vorzunehmen, dann hätte der Chemiker allerdings die Stoffmiſchung auf ſo lange verlebendigt, als er ihr ſeine Aufmerkſamkeit zuwendete, aber nur dadurch, daß er ſie zu einem Teil ſeines perſönlichen Lebens gemacht und ſie mit ſeiner Seele beſeelt hätte. Sobald er dann an ſein Frühſtück ginge, wäre dieſes Verhältnis zu Ende, und die Stoffmiſchung wieder unlebendig wie zuvor. Dem Schöpfer ins Handwerk pfuſchen könnte er dadurch doch nicht. Außerdem iſt aber die menſchliche Aufmerkſamkeit viel zu eng eingeſchränkt, als daß ſie alle die Aufgaben gleichzeitig bewältigen könnte, die jedes Zellplasma im kleinſten Raume tatſächlich zugleich löſt. Daraus erhellt ſchon, daß ein etwaiges Zellbewußtſein noch weniger als das menſchliche imſtande iſt, die Aufgaben des Zellprotoplasma gleichzeitig zu bewältigen, daß alſo das Prinzip der immanenten Zweckmäßigkeit in der Autonomie des Lebens eine ganz andre Form haben muß als die Zweckmäßigkeitsvorſtellungen im Bewußtſein." In unſerm Bewußtſein. Das iſt unbeſtreitbar. Ebenſo, daß ein niedrigeres, ein tieriſches Bewußtſein noch weniger leiſten könnte als das menſchliche, und daß ein Zellen- oder Atombewußtſein, wenn es eins gäbe, das ja doch nur eine dumpfe Empfindung ſein würde, erſt recht nicht zu den beſchriebnen wunderbaren Leiſtungen befähigt wäre. Wir ziehn daraus aber nicht mit Hartmann

die Folgerung, daß die Intelligenz, die das leiſtet, unbewußt ſein müſſe, ſondern nur, daß ihr Bewußtſein eine Form haben müſſe, von der wir uns ſo wenig eine Vorſtellung machen können als von ihrem Weſen und von ihrer ganzen Daſeinsweiſe. Wenn Hartmann in ſeinen ſpätern Lebensjahren für „unbewußt" manchmal „überbewußt" geſagt hat, ſo können wir uns der damit angedeuteten Auffaſſung anſchließen.

In den folgenden Abſchnitten werden die ſtammesgeſchichtliche Entwicklung der mehrzelligen Organismen, die regulatoriſchen (Störungen beſeitigenden) Leiſtungen des Organismus, der Tod, die Vererbung, die Bedeutung der geſchlechtlichen Fortpflanzung, die ſtammesgeſchichtliche Entwicklung der Säugetiere und des Menſchen behandelt. Wenn wir uns an die beſchriebne Wirkungsweiſe und die wunderbaren Leiſtungen der Zelle erinnern, ſo finden wir, daß wir zur Erklärung (was man ſo Erklärung nennt) der Vererbung und der Entwicklung des Keims zum vollſtändigen Individuum der mancherlei Hypotheſen, die zu dieſem Zweck aufgeſtellt worden ſind: der Einſchachtelungstheorie, der Lehre von kleinſten Teilchen im Keimplasma — Weismann nennt ſie Determinanten —, deren jedes die Aufgabe haben ſoll, den Bau eines beſtimmten Körperteils zu leiten, daß wir aller dieſer Hypotheſen nicht bedürfen. Jede Zelle hat die Fähigkeit, das für die Ausbildung und Erhaltung des Organismus Notwendige zu leiſten, und es zur rechten und paſſenden Zeit zu leiſten. Das wird für die Entfaltung des Keims zum organiſierten Leibe ſo gut gelten wie für das Wachstum und die Erhaltung dieſes Leibes, und vererbt werden die Dispoſitionen der Zellen zu ihren Leiſtungen. Alle dieſe Leiſtungen ſind nur einzelne Akte der das ganze Univerſum durchwaltenden Macht, die, wie Hartmann es ausdrückt, nicht eine präſtabilierte Harmonie begründet hat, ſondern das Univerſum in jedem Augenblicke und fortwährend harmoniſiert, indem ſie jeden Teil auf jeden Reiz richtig reagieren läßt, eine wechſelſeitige zweckmäßige Anpaſſung bewirkt. Das iſt ſelbſtverſtändlich ein jede geſchöpfliche Faſſungskraft überſteigendes fortwährendes Wunder, dem gegenüber die menſchliche Intelligenz nichts tun kann als ſein tatſächliches Vorhandenſein anerkennen und ſeinen Verlauf im einzelnen verfolgen, und durch Hypotheſen wie die oben erwähnten wird es nicht erklärt und nicht einmal vorſtellbarer gemacht; im Gegenteil verwickeln und verwirren ſie die Vorſtellung, die wir uns allenfalls davon machen können, nur noch mehr. In Beziehung auf den nicht gewaltſamen, den Alterstod, beweiſt Hartmann, daß er weder aus dem Organismus erklärt werden kann noch durch irgendeinen im Bereich des organiſchen Lebens liegenden Zweck gefordert wird, vom rein naturaliſtiſchen Standpunkt aus geſehen alſo rätſelhaft bleibt. Sein Grund müſſe alſo im pſychologiſchen Gebiete geſucht werden. „Für die äußern Naturvorgänge iſt es gleichgiltig, ob ein uraltes, aber nicht gealtertes, oder ein junges Individuum dieſelben Verrichtungen vollzieht; für den ſeeliſchen Zuſtand aber macht das einen großen Unterſchied. Das alte Bewußtſein hat ſchon oft

Digitized by Google

den Kreis ſeiner Erfahrungen durchlaufen; ihm iſt alles ſchon bekannt, und das Bekannte erweckt geringeres Intereſſe. Das alte Bewußtſein vollzieht gleichſam mechaniſch immer wieder die längſt gewohnten Verrichtungen, findet die Welt immer intereſſeloſer und langweiliger und wird immer abgeſtumpfter; dem jungen Bewußtſein dagegen ſind alle Reize neu, alle Eindrücke friſch, alle Lebenserfahrungen intereſſant. Der Erſatz erfahrungsreicher Bewußtſeine durch erfahrungsarme, ſatter durch hungrige, gelangweilter durch intereſſierte, enttäuſchter durch illuſionsfähige, das iſt in der Tat ein wichtiger Naturzweck. Die Natur arbeitet nicht nur mit Stoffwechſel im Organismus, ſondern auch mit Bewußtſeinswechſel im Organismenreiche." Damit dieſer für die höchſte Organiſationsſtufe ſichergeſtellt werde, dürfe er nicht ausſchließlich von den Zufällen abhängig gemacht werden, die einen gewaltſamen Tod herbeiführen, und es mußte darum auf den niedern Stufen die Disposition zum Alterstode geſchaffen werden, die ſich dann auf die Individuen der höchſten Stufe vererbt hat. „Im Einzelfall mag man aufs tiefſte bedauern, daß ein reiches Wiſſen und Können durch Altersſchwäche und Tod ihres Trägers den Mitlebenden geraubt wird; aber die Natur trifft ihre typiſchen Einrichtungen als allgemein giltige, und da muß man zugeſtehn, daß der Wechſel der Generationen für die Entwicklung unentbehrlich iſt." Auch der genialſte Kopf bleibe mit ſeiner Anpaſſungsfähigkeit hinter den Anſprüchen der Zeit zurück, weil er zu feſt in den Eindrücken ſeiner Jugend wurzele, und überlebe ein Mann zwei, drei Generationen, dann ſei er ein Anachronismus, ein den Fortſchritt hemmender Reſt einer überwundnen Entwicklungsſtufe. Sehr richtig, wird der Baccalaureus ſagen:

Das Schwache fällt, das Tüchtge tritt heran.
Indeſſen wir die halbe Welt gewonnen,
Was habt Ihr denn getan? Genickt, geſonnen,
Geträumt, erwogen, Plan und immer Plan.
Gewiß! das Alter iſt ein kaltes Fieber
Im Froſt von grillenhafter Not;
Hat einer dreißig Jahr vorüber,
So iſt er ſchon ſo gut wie tot.
Am beſten wärs, Euch zeitig totzuſchlagen.

Das Kapitel, das von der Stammesgeſchichte der Säugetiere und der Menſchen handelt, wird mit den Sätzen eingeleitet: „Wenn man eine engere Gruppe höherer Tiere betrachtet, ſo darf man ſich mit einiger Wahrſcheinlichkeit der Vermutung hingeben, daß die nahe ſyſtematiſche Verwandtſchaft auf Abſtammung von gemeinſamen Vorfahren zurückweiſt. Aber irgendwelche Sicherheit bietet dieſer Schluß ſelbſt hier nicht. Wir werden zum Beiſpiel niemals beweiſen können, daß alle Menſchen von einem Paar und nicht von mehreren abſtammen, daß der Übergang tieriſcher Vorfahren zum menſchlichen Typus ſich nur an einer einzigen Stelle der Erde und nicht an mehreren

Digitized by Google

gleichzeitig oder zu verſchiednen Zeiten vollzogen habe. Noch fraglicher wird die Behauptung einſtämmigen Urſprungs, wenn man weiter auseinander gegangne Typen miteinander vergleicht und zu tiefern Stufen des Tierreichs hinabſteigt. Lange Zeit pflegte man alle Säugetiere als Zweige desſelben Stammes zu betrachten; aber ſelbſt dies iſt zweifelhaft geworden, ſeitdem man erkannt hat, daß die Milchdrüſen, auf denen ihre ſyſtematiſche Verwandtſchaft beruhen ſollte, bei den auſtraliſchen Urſäugern (Schnabeltier und Ameiſenigel) einen ganz andern morphologiſchen Urſprung haben als bei den übrigen Säugern. ... Alle Stammbäume größerer Gruppen, die man bisher aufzuſtellen verſucht hat, ſind wertvoll als Möglichkeiten und Vermutungen über etwaige Zuſammenhänge, können aber noch nicht einmal den Wahrſcheinlichkeitsgrad für ſich in Anſpruch nehmen, der für wiſſenſchaftliche Hypotheſen erforderlich iſt. ... Tatſächlich wiſſen wir von dem Urſprung der Säugetiere ebenſowenig als von dem der Vögel. Wenn man früher die Vögel von dem foſſilen Archäopteryx ableitete, ſo bezweifelt man jetzt die genealogiſche Verwandtſchaft der Vögel mit den Flugechſen nicht minder wie etwa die mit den heutigen Fledermäuſen oder den fliegenden Inſekten, ſieht vielmehr dieſe vier Gruppen von Flugtieren als Parallelerſcheinungen auf verſchiednen ſyſtematiſchen Stufen an, als konvergente Anpaſſungen der Bewegungsorgane an die Bewegung durch die Luft. Ob die Säugetiere zunächſt von Reptilien oder mit Überſpringung dieſer Stufe unmittelbar von Amphibien abſtammen, iſt noch heute eine offne Frage und wird es vielleicht immer bleiben." Für Ellen Key freilich iſt es eine unzweifelhaft feſtſtehende Tatſache, daß wir eine Flugechſe als unſre Ahnfrau zu verehren haben, und da alle Biologen — außer Haeckel, aber Hartmann eingeſchloſſen — zuſammengenommen nicht ſo viel Hunderte von Leſern haben wie die gefeierte Schwedin Tauſende, ſo wird wohl dieſes neue Dogma ein paar Menſchenalter hindurch ebenſo geglaubt werden wie das Affendogma. Mag unſre Unwiſſenheit, heißt es weiter bei Hartmann, „noch ſo unaufhellbar bleiben, ſo zweifelt doch kein Biologe mehr daran, daß die Säugetiere durch eine lange ſtammesgeſchichtliche Entwicklung entſtanden ſind, deren Stufen mehr oder weniger Analogien mit uns bekannten noch lebenden oder ausgeſtorbnen Typen zeigen mußten. Nur das kann niemand behaupten, daß irgendeine dieſer Ahnenſtufen mit einem noch jetzt lebenden oder einem uns bekannten paläozoiſchen Typus identiſch geweſen ſei. Die ganze direkte Ahnenreihe kann ſpurlos verſchwunden ſein, ohne daß ſich irgendwelche Reſte von ihr erhalten zu haben brauchen." Wie ſchon erwähnt worden iſt, hat der Eifer, mit dem eine Zeit lang ſyſtematiſche Verwandtſchaften auf genealogiſche zurückgeführt wurden, bedeutend nachgelaſſen, ſeitdem man erkannt hat, daß ſolche Zurückführung noch keine mechaniſche Erklärung der Entſtehung der Arten iſt, und daß alle die Probleme, die mit der Abſtammungslehre gelöſt werden ſollten, ungelöſt fortbeſtehn. Dasſelbe gilt von der Abſtammung des Menſchen; die Suche nach dem missing link hat kaum noch ein Intereſſe,

Digitized by Google

ſeitdem man weiß, daß neue Arten nicht durch allmähliche Häufung unmerklicher Änderungen ſondern ſprungweiſe entſtehn. Und der Sprung vom Affen oder einem affenähnlichen Säugetiere zum Menſchen iſt der größte geweſen. „Äußerlich kann der erſte Menſch ſeinen tieriſchen Eltern ſehr ähnlich, faſt gleich geweſen ſein; denn er hatte nachher noch Zeit genug, durch Anpaſſung ſeinen Bau allmählich abzuändern. Aber in einem Punkte muß er ſtark von ihnen abgewichen ſein, nämlich in der Gehirngröße, die eine vergrößerte Schädelkapazität erzwang.... Wäre dieſes größere Gehirn ein bloßes Produkt des Gebrauchs, ſo wäre nicht abzuſehen, warum die jetzt lebenden Affen, die dieſes Organ doch ſchon ebenſolange gebrauchen und unter weſentlich gleichen äußern Umſtänden wie viele Naturvölker gebraucht haben, es nicht auch zu ſo großen Gehirnen gebracht haben ſollten, daß ſie ihre gleichen Hände und Sprachwerkzeuge zu den gleichen Leiſtungen wie der Menſch verwerten können und das Bedürfnis nach Sprache und Kulturſteigerung empfinden.... Das Vorauseilen der Gehirnvergrößerung im menſchlichen Zweige des Tierreichs kann alſo nur aus innern Gründen entſprungen ſein, gleichviel ob man es ſich als Häufung kleinſter Schritte durch viele Generationen oder als ſprunghafte Abänderung denkt. Für die letztere Auffaſſung ſprechen nicht bloß die Analogien der Typenumwandlung überhaupt, ſondern vor allem auch pſychologiſche Erwägungen." Das an die Gehirntätigkeit gebundne menſchliche Seelenleben ſei freilich bloß dem Grade nach vom tieriſchen verſchieden, aber die Stufe, auf der die Seele des Menſchen ſtehe, ſei durch eine ſo tiefe Kluft von der höchſten tieriſchen Stufe geſchieden, daß ſie nicht überſchritten ſondern nur überſprungen werden konnte. Es liege hier einer der Fälle vor, wo der Quantitätsunterſchied in Qualität umſchlägt.

Die letzten Kapitel: das Lebensprinzip; Energetik, Mechanik und Leben; die Finalität im Verhältnis zur Kauſalität; die pſychologiſche Kauſalität — bewegen ſich in der luftigen oder vielmehr luftleeren Region der Metaphyſik. Es wird darin unter anderm dargelegt, daß die Naturwiſſenſchaften ebenſo wie die Metaphyſik nur Wahrſcheinlichkeit, nicht abſolute Gewißheit ergeben, und daß die Lehre vom Leben nur eine aus Naturphiloſophie und Naturwiſſenſchaft gemiſchte Wiſſenſchaft ſein kann. Wenn die Biologie jetzt wieder beim Vitalismus angelangt ſei, ſo habe ſie ſich nicht im Kreiſe, ſondern in einer fortſchreitenden Spirale bewegt. Abgeſehen vom inhaltlichen Gewinn habe ſie den methodiſchen Fortſchritt gemacht, daß ſie jetzt ſtreng induktiv verfahre. Niemand denke heute mehr daran, wie Schelling die niedern Organismen aus dem **Begriff** des Allorganismus abzuleiten, die Natur, ihre Stufen, ihre Geſetze aprioriſch zu konſtruieren. Als eine nützliche Leiſtung der Oſtwaldſchen Energetik wird anerkannt, daß ſie die Vernichtung des wiſſenſchaftlichen Materialismus vollendet habe, zugleich aber ihre Unhaltbarkeit nachgewieſen, weil ohne die Hypotheſe der Atommechanik in der Phyſik nicht auszukommen ſei. Darin liege jedoch keine Rückkehr zum Materialismus, weil ja auch die

Atome nur als immaterielle Kraftpunkte gedacht werden. Die Lebenskraft aber, wird ausgeführt, ſei keine beſondre und überhaupt keine Energieart. Denn die verſchiednen Energiearten entſprechen den ſpezifiſchen Sinnen: das Licht der Sehkraft, die Wärme der Temperaturempfindung, die chemiſche Energie dem Geſchmack und Geruch uſw., und erzeugen durch Einwirkung auf dieſe Sinne die Erſcheinung der Körperwelt; dieſe Energiearten laſſen ſich eine in die andre umſetzen, und ihre Leiſtungen ſind meßbar. Von alledem iſt bei der unbekannten Kraft, die das organiſche Leben erzeugt, keine Rede. Sie arbeitet, wie geſagt, mit dem vorhandnen Energieſtrom, iſt aber nicht eine beſondre Form der Energie. Sie ſtört auch nicht die Geſetzlichkeit des energetiſchen Naturlaufs. Geiſt und Körper wirken aufeinander ein, ohne daß durch die Einwirkung des Geiſtes die Summe der Energie vermehrt würde. (Darüber iſt Buſſe andrer Meinung, der nur das eine der beiden Energiegeſetze, das der Äquivalenz, anerkennt, das andre, das der Konſtanz, für unbewieſen hält.) Auch in den Entwertungsprozeß der Energie bleibt das Leben eingegliedert. Wie es erſt hat entſtehen können, nachdem in dem Ausgleichsprozeß zwiſchen Sonnen- und Erdenenergie die Temperatur der Erdoberfläche unter die Gerinnungstemperatur des Eiweiß geſunken war, ſo wird es aufhören, wenn die Erdtemperatur dauernd unter die Gefriertemperatur des Waſſers geſunken ſein, die Energie alſo keinen Lebenswert mehr haben wird. Und daß es ſo kommen muß, iſt gut, denn „für den eudämonologiſchen Peſſimiſten, der an ein Übergewicht der Unluſt in allem Leben glaubt, wäre es die furchtbarſte Steigerung des Peſſimismus, wenn er an die unendliche Dauer des Weltprozeſſes und des Lebens in ihm glauben müßte“. Und Hartmann hofft, das Ende werde durch eine metaphyſiſche Kataſtrophe herbeigeführt werden, indem auf dem Gipfelpunkte des geiſtigen Lebens der Weltwille die Naturgeſetze außer Kraft ſetzen werde, anſtatt den Weltprozeß „langweilig ausbummeln“ zu laſſen. Mit dieſer Hoffnung nähert ſich Hartmann wieder dem chriſtlichen Glauben, deſſen weſentlichſte zwei Stücke freilich: den perſönlichen Gott und die ewige Seligkeit der Menſchenſeelen, er auch in ſeinem letzten Buche — nur ſtillſchweigend als ſelbſtverſtändlich — ablehnt. Durch dieſe Ablehnung wird eben der Peſſimismus unvermeidlich. Wir ſind ſchon zufrieden damit und erkennen es als ein unſterbliches Verdienſt des dahingeſchiednen großen Philoſophen an, daß er der Sturmflut des Materialismus ohne Wanken ſtandgehalten, deſſen antiethiſchen Folgerungen ſeinen ethiſchen Idealismus entgegengeſetzt, zur Widerlegung des Darwinismus und der Haeckelei den richtigen Weg gezeigt und die Nichtigkeit der biologiſchen Trugbilder enthüllt hat, die dreißig Jahre lang dem gläubigen Publikum als Ergebniſſe der exakten Forſchung aufgeſchwatzt worden ſind.

Digitized by Google

Neue Romane und Novellen

Während die Ewiggeſtrigen noch darüber ſtreiten, ob wir unſre afrikaniſchen Kolonien behalten und Geld für ſie ausgeben ſollen oder nicht, knallt drüben die Büchſe, und jeden Tag melden uns an möglichſt unauffälliger Stelle die mit Gleichgiltigkeiten vollgeſtopften Zeitungen, daß wieder deutſches Blut drüben gefloſſen iſt, und daß Söhne deutſcher Mütter in ſüdweſtafrikaniſcher Erde begraben werden. Der Roman „Pioniere" von Orla Holm (Berlin, F. Fontane u. Co.) führt in die Zeit des beginnenden Aufſtandes und gibt Bilder aus den erſten Etappen des Krieges. Rein äſthetiſch genommen bedeutet das Buch nicht viel. Der Verfaſſer iſt offenbar ein Offizier; ich ſchließe das aus einzelnen Eindrücken, zum Beiſpiel aus der auch bei Wilhelm von Polenz ſo häufig vorkommenden Wendung: er zeichnete nicht auf irgend etwas, ſtatt: er tat, als ob er irgend etwas nicht bemerkte. Aber das iſt freilich bisher die einzige Verwandtſchaft mit dieſem zu früh abgeſchiednen hervorragenden Erzähler. Holm verfügt über geringe Mittel, ſein Wortſchatz iſt nicht groß, und die Kraft ſeiner Bilder nicht zwingend. Trotzdem möchte ich das Buch empfehlen, weil es, ſoweit das der Nichtkenner vergleichsweiſe beurteilen kann, echt iſt und wirkliche Situationen und Stimmungen wiedergibt. Holm hätte freilich bei Frida von Bülow lernen können, die Schädlinge unſrer jungen Kolonie lebendiger zu zeichnen, als ihm das im Zorn und im patriotiſchen Schmerz gelungen iſt; aber eben dieſer Zorn und dieſes vaterländiſche Empfinden machen dann wieder den Verfaſſer dem Leſer lieb und laſſen dieſen künſtleriſche Bedenken hintanſetzen. Schweigen können ſie freilich nur vor der Schilderung der Ankunft der Anſiedlerfamilie in den ſchönen Gefilden des Bergtals und vor der fürchterlichen Kataſtrophe, die im Beginn des Orlogs über ſie hereinbricht. Es läßt ſich immerhin aus dieſem Buche etwas lernen.

In andre Kämpfe, die nicht erſt wenig Jahre zurückreichen, führt Friedrich Werner van Oeſterens Roman „Chriſtus, nicht Jeſus" (Berlin, Egon Fleiſchel u. Co.). Oeſtéren nennt ſein Werk einen Jeſuitenroman und hätte es ebenſogut einen Intrigantenroman nennen können. Man bekommt beim Leſen immer mehr das Gefühl, von einem rieſigen Spinnennetz umſchlungen zu ſein, und es ſpricht für Oeſterens Erzählergabe, daß er einen ſo feſtzuhalten verſteht. Freilich ſind es keine dichteriſchen Anlagen, ſondern die eines guten Unterhalters, die er da bewährt. Denn mehr als ein ſpannender Geſellſchaftsroman iſt das Buch eben nicht geworden. Alle Requiſiten, die in Gutzkows oder in Spielhagens

Digitized by Google

großen Zeitromanen Verwendung fanden, kommen hier wieder zum Vorſchein; nur fehlt Oeſtéren das poetiſche Talent dieſer beiden Vorgänger, und er erinnert mehr an Hackländer, deſſen Liebenswürdigkeit ihm freilich nicht eigen iſt. Auch hier wieder muß der Nichteingeweihte ſeine Vorbehalte machen. Aber auch wer als norddeutſcher Proteſtant den ſüddeutſchen oder öſterreichiſchen Verhältniſſen und dem jeſuitiſchen Milieu fremd gegenüberſteht, wird die Einſeitigkeit herausfinden, mit der Oeſtéren die Wirkſamkeit der Geſellſchaft Jeſu zeichnet. Schon das eine ſagt man ſich: eine Verbindung, die ſo durch Lug, Trug und Intrige ſchreitet, könnte nicht durch Jahrhunderte beſtehn und müßte längſt an ſich ſelbſt zugrunde gegangen ſein. Auch wer alſo von den Erzählerreizen des Romans gefeſſelt bis zu Ende gefolgt iſt, wird gut tun, eine Kirchengeſchichte zur Hand zu nehmen oder zu ſehen, was Carl Jentſch, ein Kundiger, über dieſen Gegenſtand geſchrieben hat. Erfreulich iſt an dem Buche, daß der Verfaſſer den ſo nahe liegenden Fehler vermieden hat, Schlüſſelgeſchichten zu ſchreiben und verſtohlen auf wirkliche Begebniſſe hinzudeuten. Der ſittliche Ernſt ſeiner Auffaſſung ſoll nicht beſtritten werden, wenn ihm auch die religiöſe Inbrunſt fehlt, die allein ſeinen Kampf in die höchſte Sphäre heben könnte, und an deren Stelle eine ziemlich vage Vorſtellung echten Chriſtentums getreten iſt.

Da geht denn doch ein andres Buch aus katholiſchem Umkreis ganz anders in die Tiefe und nicht nur in die Weite. Ich meine „Jeſſe und Maria“ von der Baronin Enrica von Handel-Mazzetti (München und Kempten, Joſ. Köſel). Die Geſchichte ſpielt in den Donaulanden oberhalb Wiens nach dem Dreißigjährigen Kriege. Jeſſe iſt ein proteſtantiſcher Ritter, Maria das katholiſche Weib eines Förſters. In jugendlichem Ungeſtüm will Jeſſe dem gelungnen Werk der öſterreichiſchen Gegenreformation den Boden abgraben. Er verteilt evangeliſche Flugblätter, läßt ſich wider das Verbot in ſeinem Schloſſe bei Pechlarn lutheriſch trauen und gewinnt durch den Reiz ſeiner friſchen Perſönlichkeit wirklich einen großen Teil der Bevölkerung, freilich noch nicht bis zum Übertritt. Vor einer Schranke wird ſein Bemühen zuſchanden: vor der Marienverehrung des ſchlichten Landvolks und ſeinem Bilderkult. Der Mann jener Maria hat auch ſein Taferl in einem Wunderbaum, er ſchreibt ihm die Geneſung von ſchwerer Krankheit zu, und ſo ſehr gerade ihn der Ritter gefangen genommen hat — von dem Bilde, das Jeſſe, in beinahe krankhaftem Abſcheu, ſtürzen will, mag er nicht laſſen. Ummalen laſſen will ers, da der Proteſtant es zu häßlich findet, abnehmen nimmer. Da kommt er, auch durch ſeinen neuen Freund, in Schulden, und jener ſtreckt ihm das Geld vor unter der Bedingung, daß er ihm das Taferl ſchafft. Nach dem ſchwerſten Seelenkampf hat der Förſter Schinnagel den furchtbaren Vertrag unterſchrieben; ſchon hat er das Bild aus ſeiner Haft gelöſt und einſtweilen in ſeiner Lade verborgen, um es ſpäter dem Ritter zu bringen. Nun aber tritt Maria hervor. Sie, die ſich einſt dem Kloſter geloben wollte und eine tiefe, innige Frömmigkeit dem alten Glauben bewahrt hat, mochte die Beſuche Jeſſes in ihrem Hauſe

niemals — ahnte ſie doch den Grund und fürchtete das Ende. Nun ſagt ihr die innere Stimme, was geſchehen iſt. Sie entdeckt das Bild, und ihr Mann muß ihr den ſchmählichen Pakt eingeſtehn. Da macht ſie ſich ſelbſt bei Nacht und Nebel nach ihrer Heimat, nach Krems auf, und da ein Verwandter ihr die ſchuldige Summe nicht zahlt, die ihres Mannes Verlegenheit abhelfen würde, geht ſie zu den Jeſuiten. Sie verklagt zugleich Jeſſe, deſſen Verführung rings um ſie her ſie mit Grauen erfüllt. Die Folge iſt die Entſendung einer Religionskommiſſion nach Pechlarn. Vor ihr muß ſich Jeſſe verantworten, und in ſeiner Leidenſchaftlichkeit führt er einen ſtrengen Spruch über ſich herauf — er ſoll ins Gefängnis gebracht werden. Da greift er zur Piſtole und ſchießt auf den vorſitzenden Abt. Das beſiegelt ſein Geſchick, ein weltliches Gericht verurteilt ihn zum Tode, und der Kaiſer gibt ſeine Beſtätigung. Nun aber kommt es über Maria mit furchtbarer Gewalt. Sie, die aus heiligem Zorn über die Verführung des Mannes und ihrer Glaubensgenoſſen gehandelt zu haben glaubt, und der man dafür Ruhm und Ehre zollte, findet ſich jetzt ſchuldig an der Verderbung des Ritters, ſeines jungen Weibes und des erwarteten Kindes. Und wieder folgt ſie der innern Stimme, und wieder geht ſie vor Tau und Tage aus, um Jeſſe im Gefängnis vor der Hinrichtung aufzuſuchen und ſeine Seele zur Buße, zur Umkehr zu retten. Er weiſt ſie höhniſch ab. Sie ſieht, daß er nur auf eine Botſchaft harrt, auf Nachricht von ſeiner Frau und ihrer Schmerzensſtunde. Da macht ſie den dritten Weg, und hart vor dem Tode bringt ſie ihm die Botſchaft, daß ihm ein Sohn geboren ſei, dem ſie als erſte Erbarmerin die Bruſt gereicht hat. Das gibt ihm Mut und Kraft. In Gott gefaßt, ſchreitet der einſt ſo Ungebärdige zum Schafott, und Segen ſpricht er zuletzt über ſie, die doch das an der Richtſtätte verleſne Urteil als ſeine Denunziantin preiſt. Während ſein Haupt fällt, liegt Maria in qualvollem Gebet um ſein Leben vor dem Altar der ſchmerzenreichen Mutter Maria.

Was Enrica von Handel-Mazzetti aus dieſem hier kurz umriſſenen Stoff gemacht hat, ſtellt ſie in die erſte Reihe unſrer Schriftſtellerinnen. Mit überzeugender Gewalt iſt alles dargeſtellt, ohne hiſtoriſchen Kleinkram wird ein Bild der Zeit gegeben, und die tiefe Leidenſchaft beider Naturen tritt in wirklicher Charakteriſtik ans volle Licht. Dabei umwogt dieſe zwei eine Fülle andrer Geſtalten, jede echt und treu, und mit der höchſten Unparteilichkeit des Dichters ſind hier die religiöſen Probleme behandelt, nicht lau und flau, nicht mit irgendeiner vorgefaßten Tendenz, ſondern aus den Tiefen eines Herzens, das ſich zu der einen Seite bekennt, ohne das Recht der andern zu verkennen. Enrica von Handel-Mazzetti iſt Katholikin, unter den Schriftſtellerinnen der deutſchen Gegenwart die erſte, die bewußt als Katholikin auf den Plan tritt. Sie wird fortan mit an der Spitze ſtehn, und wenn dem Kritiker denn einmal erlaubt ſein darf, ſchlechthin begeiſtert zu ſein, ſo darf er wohl dieſer Dichterin ein freudiges Willkommen zurufen und ihr und uns wünſchen, daß reiche Ernte dieſer Frucht folgen möge.

Digitized by Google

Iſt es nicht merkwürdig, daß auch das eben neu erſchienene Werk von Ricarda Huch mit dem Papſt und der katholiſchen Kirche beginnt? Es heißt „Die Verteidigung Roms“ (Stuttgart und Leipzig, Deutſche Verlagsanſtalt) und beginnt mit der Thronbeſteigung des Papſtes Pius des Neunten, in jener Zeit, wo ſogar ein deutſcher Proteſtant wie der Dichter Bernhard von Lepel, Fontanes Freund, in den allgemeinen Jubel der Begrüßung des neuen Herrn einſtimmte:

Bau am Werke, das dieſes zerriſſne Geſchlecht ſelbſt kaum begreift,
Des Name kaum darf leiſe verraten das Lied, — du
Aber kennſts, wofern du im heiligen Geiſt Nachfolger des göttlichen Sohns biſt,
Kennſt es — wofern es vergönnt wird dieſem Stern,
Der in unendlicher Ferne des Lichts kreiſt, daß er einſt
Sein Geſchlecht Gott nahe trägt.

Aber nicht Pius iſt des Buches Held, ſondern im Mittelpunkt ſoll Garibaldi ſtehn, und „der Geſchichten von Garibaldi erſten Teil“ ſoll der Band umſchließen. Faßt Ricarda Huch ihren Vorwurf ſo, ſo entkräftet ſie von vornherein ein Bedenken, das der ebenfalls gewählte Untertitel „Roman“ in dem Leſer aufſteigen läßt. Denn wer ein ſolches Wort wählt, ſagt damit, daß er einigermaßen beſtimmte äſthetiſche Grenzen einhalten will. Und ſo wenig wie eine Reihenfolge von Handlungen und Stimmungen innerhalb einiger Akte allein ein Drama iſt, geben die hier erzählten Dinge einen Roman. Als Geſchichten von Garibaldi ſind ſie aber wunderſchön. Man vergißt ſchnell die anfängliche Enttäuſchung, wenn der eine oder der andre, mit dem ſich die Dichterin näher beſchäftigt, ſpäter im Allgemeinen wieder untergeht. Wundervoll iſt es, wie Garibaldi eingeführt wird. Der Prieſter Ugo Baſſi hat in einem Traum eine edle Frau, das leidende Italien, geſehen. Sie ruft: Wer errettet mich? Und als ſie zum dritten male gerufen hat, antwortet eine Stimme: Ich! „Es war eine Stimme, die den wüſten Raum mit Glanz und Klang füllte, eine ſolche, wie die Gottes geweſen ſein mußte, als er ſprach: Es werde Licht! und es Licht ward.“ Baſſi hat geglaubt, es würde die Stimme des neuen Papſtes ſein, und iſt enttäuſcht, als er dieſen zum erſten male reden hört. Und mit Entzücken erkennt er in Garibaldis Stimme die ſeines Traumes. Traumſchwere Bilder reihen ſich in dieſem Buch aneinander. „Hinter den Mauern eines weißen Hauſes auf der Höhe von Velletri war ein alter Garten, den ſeit langem niemand mehr pflegte, ſodaß der ungehemmte Wuchs verwildernder Bäume dunkel über die einſamen Wege ſchwoll: dort wartete der Tod. Er kam mit der Nacht, zog, wie ein Raubvogel ſuchend, große Kreiſe über den Garten und ſenkte ſich langſam auf einen Orangenbaum, der neben vielen andern, die blühten, oberhalb einer breiten ſteinernen Treppe ſtand. Zwiſchen den Zweigen ſitzend, warf er ein mondfarbiges Netz aus, das ſich wie Spinngewebe über die Stufen der Treppe, eine flache, ſteinerne Bank, die, vom Fuße derſelben nach beiden Seiten ausgehend, einen runden Platz umgab, und über

einen Brunnen in der Mitte des Platzes legte.“ An dieſer Stelle verſammeln ſich Abends nach der Schlacht die bevorzugten Offiziere Garibaldis, und es iſt ein eigner Genuß, ſie dabei mit Ricarda Huch zu belauſchen. Freilich iſt es nicht leicht, durch das ganze Werk den Faden der Ereigniſſe immer feſt zu halten, um ſo mehr, da man das Buch am beſten nicht hintereinander, ſondern wie edeln Wein ſchluckweiſe, dann und wann in Abſätzen, genießen ſollte. Wir dürfen vertrauen, daß Ricarda Huch auf der Höhe bleibt, die ſie in ihrer noch ſo jungen dichteriſchen Laufbahn erklommen hat, und von der ſie bisher ſelten genug herabſtieg. Und man darf begierig ſein, ob es ihr gelingt, in den noch verheißnen zwei Bänden den Reiz und die Farbenpracht dieſes erſten feſtzuhalten.

Aus dem reichen, weichen Süden in den kargen, harten Norden, von Ricarda Huch zu Jakob Knudſen. Dieſer däniſche Erzähler iſt bisher in Deutſchland nicht bekannt geworden, und es iſt verdienſtlich, daß uns ſein Hauptwerk, der Roman „Anders Hjarmſted“, in einer von Hermann Kiy beſorgten Überſetzung nun vorgeſtellt wird (Leipzig, Johannes von Schalſcha-Ehrenfeld). Dieſem Bauern Anders Hjarmſted ſitzt der ererbte Starrſinn des unbeugſamen Rechtſuchers im Blute. Ohne Not, nur dem Recht zuliebe, fängt er Streit mit ſeinem mächtigen Nachbarn an, deſſen Tochter er obendrein liebt. Und als ihm durch ſchurkiſchen Trug jeder Weg zur Gerechtigkeit verrammelt wird, greift er zum Hammer und erſchlägt nacheinander den Adjunkten des Hardesvogts und den Gefangenenwärter. In der Nacht zwiſchen den beiden Kataſtrophen, den eignen Tod vor Augen, läßt er ſich durch den Pfarrer, dem er ſich offenbart, mit der Geliebten trauen. Es iſt ſehr ſchwer, ſolche Szenen ohne falſche Sentimentalität zu geben — Knudſen iſt es gelungen. In einer merkwürdig knappen und zuſammengefaßten Sprache zieht alles vorüber. Aber allerdings, ins Große reckt ſich das Bild dieſes Menſchen nie. Und wenn däniſche Beurteiler das Werk unſerm Michael Kohlhaas vergleichen, ſo können wir Deutſche uns den Vergleich nicht aneignen. Abgeſehen davon, daß wir dem Genius Heinrichs von Kleiſt ohnehin nicht leicht Parallelen zu finden wiſſen, liegt der Unterſchied auch im Geſichtskreis. Der Knudſens iſt bei all ſeinen Gaben eng, wie gemeinhin in kleinen Kulturvölkern. Es iſt aber etwas andres, ob man zu einem großen, weit über die Welt herrſchenden Volke gehört oder zu einem, das in beſcheidnem Umkreiſe ſein nationales Daſein lebt. Vielleicht liegt auch der tiefſte Unterſchied in den ſo verwandten Genien Hebbels und Ibſens darin. Der große Deutſche wuchs deshalb ſo hoch über den großen Norweger hinaus, weil er das rieſige Angebinde der deutſchen Kultur mitbekam, das ſich der Skandinave — bezeichnend genug — in langen Jahren aus zweiter Hand anzueignen bemüht war.

Wenn ſich ein andrer, eben deutſch erſchienener däniſcher Roman, „Hans im Glück“ von Henrik Pontoppidan (Leipzig, Inſel-Verlag) trotz dieſen Gegenſätzen wohl in die Nähe eines deutſchen Meiſterwerks, des „Grünen Heinrichs“

ſtellen läßt, ſo hat das ſeine guten Gründe. Keller war ein deutſcher Schweizer. Und trotz dem einſt viel umſtrittnen Wort von der „geiſtigen Provinz" hat die Schweiz ein ſehr viel ſtärkeres Eigenleben gegenüber dem Reich als deſſen Teile untereinander. Und da ja auch die Dänen germaniſcher Herkunft ſind, liegt eine Vergleichung der von der Natur ſo verſchieden bedachten Randländer nahe. Für unſern Fall genügt, daß beide politiſch wenig bedeuten, ſo lange ſie allein ſind, und daß ſie eine verhältnismäßig ſehr große Zahl von Menſchen mit hoher Bildung und geiſtigen Intereſſen umſchließen — hat doch die Schweiz jetzt (ohne Freiburg) ſechs Univerſitäten. Da kommen denn immer wieder Perſönlichkeiten empor, die, im Zwieſpalt mit ſich, hochbegabt und doch unſicher, mit den Flügeln ſchlagen und ſchmerzhaft zurückzucken, wenn ſie an die Wände des engen Hauſes ſtoßen. Wie ein ſolcher Glückſucher die Grenzen des heimatlichen Lebens überfliegt und ſchließlich, ein Gottſucher geworden, im engſten Kreiſe, auf weltverlaſſenem Poſten, ein einſamer Ringer ſtirbt — das hat Pontoppidan mit wahrhaft großer Kunſt dargeſtellt. Da iſt auf jeder Seite Leben in jedem Sinne. Das ganze äußere Treiben Dänemarks rollt vorbei: die Kopenhagner Geſellſchaft in ihren Schichten vom Geldadel bis zum kleinen Beamten und Schiffer, Gutsbeſitzer, Pfarrer aller Art, Kleinſtadt und Dorf. Wie in dem Keil eines Scheinwerfers von Norden her ſteht dann das Leben des übrigen Europas vor uns: Berlin, Tirol, Wien, Rom — und alles sub specie aeterni, d. h. hier unter dem Geſichtspunkt, daß alles arbeiten muß an der Seele dieſes Hans Sidenius, dieſes „Hans im Glück". Der Roman hat eine Stelle, an der ein Kleinerer als Pontoppidan geſcheitert wäre: als ſich Hans zum Gott ſeiner Väter zurückfindet, ſchreibt er, nach kurzem Zögern, gefaßt den Scheidebrief an ſeine Braut, die dieſe religiöſe Wandlung nie verſtehn könnte, und ſchreibt ihn, obwohl ſie ihm rückhaltlos mit Leib und Seele angehört hat. Da erhebt ſich eine knifflige äſthetiſche Frage: darf der Dichter ſeinen Helden, von dem im Werk alles Licht ausgeht, einmal ſo unſympathiſch machen, daß dem Leſer das „mitleiden" zu ſchwinden droht? Ich laſſe Gottfried Keller antworten. Deſſen Heinrich vergaß im Grafenſchloß der Mutter und kehrte heim, als ſie elend die Tote zum Kirchhof trugen. Das hat Keller nicht Ruhe gelaſſen, und in der zweiten Bearbeitung läßt er ſeinen Helden ſo heimkehren, daß er doch der Sterbenden noch nahe ſein kann. Pontoppidan läßt uns (auch er hat ſein Werk mannigfachen Bearbeitungen unterzogen) ruhig ſtutzen, um ſo mehr ſtutzen, als auch bei Hans, wie bei Heinrich, ein Paar ſchöne Augen mit im Spiele ſind. Aber am Schluß, in dem großen Werk der Sühne, fällt ein ſanfter Schein zurück auf dieſe ſchnelle Tat, und wir empfinden das Herbe und Widrige als naturnotwendig in einem höhern Sinne.

Ich bin kein Freund der allzu vielen Importen, die uns faſt jeder Tag in oft zweifelhafter Verdeutſchung auf den Büchertiſch legt. Der törichte Tanz um Oscar Wilde, die Aufbauſchung des hübſchen Talents von Maxim Gorkij ſind Erſcheinungen in unſerm literariſchen Leben, die recht bedenklich ſtimmen

Digitized by Google

können. Gaben wie dieſe beiden däniſchen, ohne Prätenſion dargeboten, ſoll man aber willkommen heißen. Man ſoll es doppelt, wenn die Übertragung ſo gut iſt. Kiy iſt mehr im Däniſchen geblieben, Mathilde Mann hat ſich bemüht, den „Hans im Glück“ zu einem deutſchen Buche umzuſchaffen. Es iſt ihr glänzend gelungen, und die Grenzbotenleſer werden ſich beſonders freuen, dieſer auf den grünen Blättern oft erprobten Kunſt in ſolcher Vollendung wieder zu begegnen.

Ich habe vorhin von den äſthetiſchen Grenzen des Romans geſprochen. Auch wenn er nicht, wie zumeiſt, „Weltbild“ iſt, breitet er ſeine Konflikte aus, ſpannt ſie in einen großen Rahmen und entwickelt ſie nach allen Seiten. Demgegenüber verſucht die ſtrengere Kunſtform der Novelle, einen einzigen Konflikt wie in einem Brennſpiegel aufzufangen und mit ſich ſelbſt zum Austrag zu bringen. Es gehört zu den höchſten künſtleriſchen Genüſſen, ſo einer feinen Arbeit zu folgen, wie Heyſe, Storm, Keller, Meyer ihrer Meiſter ſind und waren. Adolf Stern, der nun auch ſchon die Grenze der ſiebzig rüſtig überſchritten hat, kommt ihnen beſonders dann nahe, wenn er ſeinen Stoff aus der farbigen Vergangenheit holt. Wie in ſeinen Eſſays ſchreitet er auch in ſeinen Dichtungen mit langſamer Spürkraft vor, zieht uns gemach mit, und ohne Stürme im Herzen aufzupeitſchen, gibt er doch den reinen Klang ſeiner bewegten Seele an uns hinüber. Seine „Venezianiſchen Novellen“ und der Band „Aus dunklen Tagen“ ſind ja bekannt und beſonders den Leſern dieſer Blätter gewiß keine Fremden. Trotzdem möchte ich auf beide Sammlungen hier noch einmal hingewieſen haben, nachdem ſie der rührige Gutenberg-Verlag Dr. Ernſt Schultze (in Hamburg) in gewählter Ausſtattung neu herausgegeben hat. Unſer ganzes literariſches Leben hat dem ſtillen Dresdner Schriftſteller, der ſoviel für die großen Realiſten der ſechziger Jahre und manchen andern getan hat, ſo reiche Dankesſchuld abzutragen, daß ein beſcheidner Gruß wie dieſer noch kaum ins Gewicht fällt. Möge er als *δόσις δ'ολίγη τε φίλη τε* aufgenommen werden!

Heinrich Spiero

Ruſſiſche Gaſtfreundſchaft in Transkaſpien

Reiſeerinnerungen von H. Toepfer

Am Morgen nach zwölfſtündiger Fahrt erſchien die transkaſpiſche Küſte in Sicht. Groß war die Freude, daß wir trotz Warnungen, Unkenrufen, Aufſtand und Verkehrsſtörung zum erwünſchten Ziele gelangten. Der Dampfer hielt den Kurs auf die ziemlich ſchmale Einfahrt zwiſchen der Tſchelekeninſel und dem äußerſten Ende der in eine ganz ſchmale Sandbank auslaufenden Bekowitſchhalbinſel, die die Bai von Krasnowodsk nach Weſten abſchließt und an breitern Stellen Fiſcherniederlaſſungen aufweiſt. Das Kaſpiſche Meer hatte ſich uns günſtig gezeigt.

Digitized by Google

Oft läßt es ſeine Launen in ſchweren Stürmen aus, die ſchon weniger ſeetüchtige Fahrzeuge zum Scheitern gebracht haben und ſolchen ehrwürdigen Kaſten, wie unſerm Dampfer, gefährlich werden können. Ziemlich oft den Kurs ändernd wand ſich dieſer nunmehr durch das ſchlecht und recht bezeichnete Fahrwaſſer der Einfahrt und ſteuerte dann auf Krasnowodsk, das nach ſcharfer Linkswendung im Hintergrunde der Murawjoffbucht unter den 240 Meter anſteigenden Felshöhen des Kuba-Dagh auftauchte und natürlich ſogleich photographiert wurde. Leider aber zu früh, denn die erſte Aufnahme zeigt uns einen weſenloſen dunkeln Streifen mit ein paar hellern Punkten.

Krasnowodsk iſt in einer Beziehung das Gegenteil von Baku: eine künſtliche ſtaatliche Schöpfung jüngern Datums,*) hervorgegangen aus der Notwendigkeit, einen möglichſt eisfreien, die Schiffahrt begünſtigenden Hafen zu gewinnen; ſie wurde durch ſtaatliche Fürſorge weiter entwickelt, als der Verſuch, die tiefer ins Land greifenden Buchten als Häfen auszubauen, einen unzweifelhaften Mißerfolg gezeitigt hatte. Die Witterung, die erbarmungsloſe Sommerſonnenglut und Schwüle und die Armut der Vegetation zeigen aber kaum Unterſchiede gegen die Zuſtände in Baku; den paar dürftigen Bäumen und Büſchen im ſtädtiſchen Miniaturgarten vor dem Kaſino ſah man wirklich an, wie wenig ſie ſich auf den Sommer freuten. Auch in der Raumverſchwendung der breiten Straßen ſind die beiden Städte gleich, und die Bevölkerung (im Jahre 1901 6443 Seelen) iſt in Krasnowodsk annähernd ähnlich gemiſcht wie in Baku und mit unruhigen Bewohnern von der andern Seite des Kaſpiſees vermiſcht. Eine Blütenleſe fragwürdiger Geſtalten zierte das Geländer der Dampferanlegeſtelle; die Leute drängten ſich keineswegs zur Arbeit und zur Tätigkeit für die Ankömmlinge, ſie ſind ſicher bei dem Putſch beteiligt geweſen, der im Laufe des vorigen Sommers verſucht worden iſt.

Für das religiöſe Bedürfnis der Bewohner iſt durch drei orthodoxe und eine armeniſch-gregorianiſche Kirche, eine Schiitenmoſchee und ein jüdiſches Bethaus ausgiebig geſorgt. Öffentliche Gebäude und Kontore der Handels- und Transportgeſellſchaften geben Zeugnis von der Entſtehung und der Bedeutung der Stadt. Viel Raum nimmt der Anfangsbahnhof der Transkaſpiſchen Eiſenbahn ein, die zwei Geleiſe zu dem Staatspier entſendet und für Umladung von Maſſengütern noch einer zweiten Abfertigungsſtelle in einer Entfernung von acht Kilometern an der Uſtrinskajabucht bedurft hat. Das Stationsgebäude liegt maleriſch auf einer etwas vorſpringenden Felsplatte, durch ſeinen gefälligen mauriſchen Stil und die breite Terraſſe mit Freitreppen zum Bahnſteig herab iſt es eine Zierde der Stadt geworden. Zum Bahnhof gehören die Gebäude für die erſte Kompagnie des erſten transkaſpiſchen Eiſen-

*) Das heutige Krasnowodsk iſt im Jahre 1869 durch Stoljetoff als kleine Feſtung gegründet worden und hat ſich erſt ſeit 1895 nach Verlegung des Eiſenbahnanfangspunkts von Uſun-Ada zur Stadt auszuwachſen begonnen.

Digitized by Google

bahnbataillons, die Depots und Reparaturwerkſtätten, die Eiſenbahnſchule und die Auswandererbaracken. Der Güterverkehr belief ſich ſchon im Jahre 1900 auf 2 Millionen Zentner Ausfuhr und 2,15 Millionen Zentner Einfuhr. Dem entſprechend haben ſich die Hafenanlagen entwickelt, unter denen der Staatspier mit 320 Meter Länge ſenkrecht zum Ufer und ein Kran mit 200 Zentner Hubkraft zu nennen ſind.

Störend für die Entwicklung der Stadt iſt die Armut der felſigen und ſandigen Gegend an trinkbarem Quellwaſſer. Eine Kerisleitung*) liefert nur als Tränkwaſſer für Vieh geeignetes, ſalzig ſchmeckendes Waſſer, und das iſt einer der Gründe, die gegen den Ausbau von Krasnowodsk als Umladehafen geltend gemacht wurden. Das Süßwaſſer mußte aus Kaſandſhik und andern Orten und durch den Kondenſator der Eiſenbahnſtation beſchafft werden. Neuerdings iſt nun eine ſtädtiſche Kondenſationsanſtalt in Betrieb genommen worden, die mit der halben Zahl ihrer Keſſel den geſamten Bedarf der Stadt (täglich 7500 Wedro = 92250 Liter) aus Meerwaſſer zu kondenſieren vermag. Das gewonnene Süßwaſſer wird in ein Reſervoir auf der nächſten Höhe gepumpt und von hier mit dem nötigen Druck in die Häuſer und öffentlichen mit Regulier- und Kontrollapparaten verſehenen Entnahmeſtellen geleitet.

Wir hatten kaum den Boden des transkaſpiſchen Gebiets betreten, als ſich meine Bekanntſchaft mit dem Generalleutnant U., dem Gebietschef und Kommandeur des zweiten turkeſtaniſchen Armeekorps, als eine große Annehmlichkeit zu erweiſen begann. Ein Gendarm hatte nichts eiligeres zu tun, als unſre Ankunft dem Kreischef und Kommandanten zu melden, worauf dieſer uns einen Polizeioffizier entgegenſandte und uns zu ſich bitten ließ. Wir argwöhnten eine Polizeiſchikane und waren höchſt angenehm enttäuſcht, als der Ortsgewaltige, Oberſt W., uns als Gäſte willkommen hieß und uns bat, ſein Haus als das unſrige zu betrachten. Eben war nämlich von Exzellenz U. aus Aschabad unſre dorthin gerichtete Anmeldung telegraphiſch zurückgegeben worden. Dazu vorher angewieſen, führte uns Oberſt W. nach einem Frühſtück in ſeinem Hauſe in ſeiner Reſidenz umher: zunächſt am Hafen entlang zur Kondenſationsanſtalt und zur Reſervoirhöhe, von der wir einen Überblick über die geſamten Stadt- und Hafenanlagen und die vegetationsloſen rotgelben Felsklippen gewinnen konnten. Dann kletterten wir, von unſerm Gaſtfreund über Stadt und Land, ſeine Dienſtreiſen und Jagdabenteuer, über ſeine dienſtlichen Berührungen mit der Bevölkerung angenehm unterhalten, einen Zickzackweg zur Stadt herunter, machten hier die Bekanntſchaft einiger Tekinzen und Kirgiſen und brachten dieſe mit ihrer Kamelherde vor unſern Kodak. Schließlich ſtatteten wir der Kaſerne der vierten Kompagnie des achten Turkeſtan-Reſervebataillons und dem gemeinſamen Militär- und Zivilkaſino einen flüchtigen

*) Unterirdiſche Kanäle ortsüblicher Herſtellung in Lehmſchlag.

Beſuch ab. So eine ruſſiſche Kaſerne in Zentralaſien beſteht aus einſtöckigen niedrigen langgeſtreckten Gebäuden. Ihr Inneres hat einen großen Schlafſaal mit weißgetünchten Wänden und den üblichen militäriſchen Verzierungen, Schlachtenbildern, Zeichnungen des Gewehrs und der Geſchoßflugbahnen, Uniformſkizzen und Zielſcheiben. Die ſorgfältig ausgerichteten Betten ſind niedrige hölzerne Tiſche mit einem Strohſack, Bettlaken und dunkelgrau-wollner Decke. An dem Bezug des Kopfkiſſens, das der Staat nicht liefert, darf der beneidenswerte Inhaber dieſer zur Verweichlichung nicht beitragenden Bettſtatt ſeinen Drang nach Individualität auslaſſen; ſein ſonſtiges Eigentum verwahrt er in einer verſchließbaren Kiſte, da Spinde nicht vorhanden ſind. Im Schlafſaal ſpielt ſich bei Kälte die geſamte Tätigkeit des Soldaten ab, und wohlverklebte Doppelfenſter halten im Verein mit dem Filzbeſchlag der Türen die Temperatur auf der richtigen Höhe. Trotzdem waren die Räume gut durchlüftet. Jede Kompagnie, Eskadron oder Batterie hat in abgeſchloſſenem Raume ihre kleine Kapelle, bei deren Durchſchreiten es für den Beſucher zum guten Ton gehört, die Kopfbedeckung abzunehmen. Dasſelbe gilt übrigens für alle Räume, in denen Bilder des regierenden Zaren angebracht ſind. Jede Behörde, jedes Gerichtsgebäude, jede ſtaatliche Anſtalt, auch die Poſt hat mit Zarenbildern geſchmückte Räume und verkündet auf dieſe Weiſe die Allgewalt des Herrſchers. Der Brauch iſt nicht übel, aber den Geiſt der Kritik hat er doch nicht bannen können. Welche wirkliche Verehrung hätte zu dieſen Bildern aufgeſchaut, wenn ſich Nikolai der Zweite rechtzeitig und freiwillig zu den Reformen entſchloſſen hätte, zu denen er jetzt gezwungen worden iſt! Über die Religioſität des einfachen Ruſſen, des Soldaten und über die von ſeiner Kirche geheiligten Gebräuche ſamt den Bildern und Nothelfern ſoll man nicht ſpotten, wie es unſre Witzblätter vielfach zu Beginn und während des letzten Krieges getan haben: der fromme Glaube iſt dem Soldaten etwas Innerliches, Hohes, Begeiſterndes, das ihm über Not und Gefahr hinweghilft.

Die materielle Lage des ruſſiſchen Soldaten iſt, ganz beſonders, wenn man den Maßſtab ſeiner Verhältniſſe vor und nach der Dienſtzeit anlegt, nicht ſo ſchlecht, als man annimmt. Die Löhnung iſt freilich verſchwindend gering.*) Ich möchte aber ausdrücklich feſtſtellen, daß bei den niedern und bei einem großen Teile der höhern Vorgeſetzten viel Intereſſe für die Untergebnen vorhanden iſt, daß viele von jenen ſie körperlich, moraliſch und geiſtig zu fördern ſuchen, wo ſie können. Rein äußerlich iſt kaum ein Unterſchied gegen unſre Musketiere in der Güte des Anzugs im Dienſt zu erkennen; was die Zweckmäßigkeit anlangt, iſt die ruſſiſche Uniformierung der unſern entſchieden überlegen, da ſie der Temperaturveränderung angepaßt iſt. Die Verpflegung kann bei den billigen Preiſen der Rohprodukte gut und ſchmackhaft zubereitet werden, wenngleich

*) Inzwiſchen iſt ſie nicht unbeträchtlich erhöht, und auch andre Maßregeln ſind zur Verbeſſerung der Lage des Soldaten getroffen worden.

ſie einer gewiſſen Einförmigkeit nicht entbehrt und Kohlſuppe und Grütze eine Hauptrolle darin ſpielen. Die Anordnung des Dienſtes ermöglicht eine längere freie Zeit. Die klimatiſchen Bedingungen Turkeſtans machen dies zu einem dringenden Erfordernis.

Frau W. hatte uns zu Ehren das Mittagmahl etwas weſteuropäiſcher zurechtgeſtutzt, als uns eigentlich lieb war; aber ſie beſtätigte die Wahrheit des die ruſſiſche Gaſtfreundſchaft bezeichnenden Sprichworts: „Wes das Haus voll iſt, das wird mit Freuden gegeben." Und die Toaſte auf Waffenbrüderſchaft, glückliche Reiſe und Wiederſehen klangen, bis es höchſte Zeit war, zu dem um zwei Uhr abgehenden Zuge zu eilen. Wir ſchienen wirklich geehrte Gäſte zu ſein: der Zug wartete, bis wir kamen, und durch das Geleit des Kommandanten in unſerm Anſehen beim Stations- und Zugperſonal mächtig gehoben, uns in den beſtellten drei Abteilen in bequemer Breite einrichteten. Um unſre Habe hatte ſich diesesmal die Gendarmerie eigenhändig bemüht. Ein neu geſtrichner und umgearbeiteter Wagen war eingeſtellt und erfreute uns durch ſeine bedingungsloſe Sauberkeit — ſogar das Schmerzenskind des Zugperſonals, die auf den langen Fahrten in Rußland ſo wichtige, ſo viel benutzte und unglaublich behandelte Toilettenzelle, die Ubornaja, ſtrahlte in tadelloſer Friſche. Nach kurzem Abſchied und herzlichem Händedruck hören wir die Bahnhofsglocke zum drittenmal anſchlagen, und der Zug ſetzt ſich langſam in Bewegung.

Nachdem wir es uns in aller Eile bequem gemacht und den Koffern das Nötige an Büchern, Reiſemützen und anderm entnommen, auch im Zuge ſchnell orientiert und den Speiſewagen beſehen haben, bemühen wir uns unter flüchtigem Austauſch der erſten Eindrücke von Rußland in Aſien nichts von dem zu verlieren, was auf der langſamen Fahrt rechts und links dem Auge geboten wird. Es ſcheint nicht viel und iſt doch, weil fremd, nicht wenig. Zudem zaubert eine warme Nachmittagsſonne verſchiedne Beleuchtungseffekte auf die hellgrünen Waſſerflächen der Krasnowodsk- und Balchanbucht, in die mehrere Halbinſeln mit iſolierten Erhebungen hineinſchneiden und Kuliſſen bilden, die wechſelnde Küſtenbilder verſtecken. Hinter Krasnowodsk hat man ziemlich lange die Ausſicht auf den Staats- und Fiſchereihafen, die nach Oſten zu durch eine felſige Erhebung geſchützt ſind. Auf der andern Seite der Eiſenbahn ſteigen von dem ſie tragenden Uferſtreifen der Kuba-Dagh und die Kurjanin-Kary in ſchroffen Formen jäh auf, ſind mit tiefeingeſchnittnen Schluchten durchſetzt und bilden flache Rücken. Meilenweit zeigen ſie eine völlig regelmäßige horizontale Schichtung, die dem allmählichen Zurücktreten des Meeres entſpricht — noch befinden wir uns ja unter dem Spiegel des Schwarzen Meeres. Das Geſtein iſt Kalk, aber auch ausgedehnte Lager von Gips verſchiedner Färbung ſind vertreten. Weil das Waſſer fehlt, und die Niederſchläge überaus gering ſind, wächſt an den Hängen und oben auf der Hochfläche kaum ein Halm, und nur wenig

Digitized by Google

Vegetation überdauert auf dem Uferland an der Bahn die Bruthitze des Sommers; meiſt ſind es nur dürftige Salzpflanzen, die dem weiße Kriſtalle abſetzenden Boden entſprießen. Wenig Reſte Schnee von dem ungewöhnlich ſtarken Fall des Januars haben ſich an den Felsſtürzen in Riſſen und Spalten gehalten und glitzern in der Sonne, die ganz wunderbare Lichter auf den gelbroten Grundton des Geſteins aufſetzt. Je tiefer das Tagesgeſtirn ſinkt, um ſo mehr leuchten die Berge. Wie wir uns dem eigentlichen Großen Balchan gegen Abend nähern, erhalten aber nur noch die oberſten Ränder des Gebirges das Sonnenlicht, während blaue Nebel allmählich die rauhen Bergwände umhüllen und ſchließlich alle Ausſicht verſperren. Als Wüſtenlandſchaft in abendlicher Beleuchtung charakteriſiert ſie unſer Vielgereiſter. Der Große Balchan iſt ein nicht unbedeutender Gebirgszug mit einer höchſten Erhebung von faſt 1700 Metern, der mit den vorher genannten Höhenzügen von vielen als Fortſetzung des Kaukaſus, von andern Kennern Transkaſpiens wie Muſchketoff als Ausläufer des Turkmeno-Choraſſangebirges angeſehen wird. Die hereinbrechende Nacht hinderte uns leider, von ſeinen Formen und ſeiner ziemlich dichten Bewachſung irgend etwas zu erkennen, hinderte uns auch, den Übergang über den Uſboi, das alte Flußbett des Amu-darja, und von den für Skobeljeffs Vorgehn gegen die Turkmenen wichtigen Etappenorten Balla-Iſhem, Kiſyl-Arwat und Bami etwas zu bemerken. Da ſich ein verwundeter Offizier auf Zettel in nicht mißzuverſtehender Weiſe jede Beläſtigung verbeten hatte, ließ St. ſeine ruſſiſchen Redegelüſte in einem Verhör der Schaffner über die Erwerbung ihrer Georgskreuze und Medaillen aus. Wir andern hielten für beſſer, Kräfte für die an den folgenden Tagen zu erwartende Gaſtfreundſchaft in Aſchabad zu ſammeln, und hatten eine vorzügliche Nachtruhe zu verzeichnen.

Die Gaſtfreundſchaft zeigte ſich in glänzendem Lichte. Exzellenz U. hatte ſeinen perſönlichen Adjutanten zu unſerm Empfang entſandt. Unter ſeinem Geleit wurden wir von Madame Gittard, einer alten Franzöſin, ſehr liebenswürdig in den Prunkgemächern der „Franzusſkija Numera" — ſo und ähnlich heißen die meiſten Gaſthäuſer in Turkeſtan — aufgenommen. Und kaum hatten wir einigermaßen Ordnung geſchafft, als der General ſelber vorfuhr, ſich nach unſern Wünſchen erkundigte und uns für die beiden nächſten Abende zum Diner einlud. Als uns die Beſichtigung von Truppen verſchiedner Waffen freundlichſt angeboten wurde, ſagten wir natürlich nicht nein, und wir hatten gerade noch Zeit gehabt, uns von dem Zuſtande der Bäder und einiger Läden ſowie der Poſt ein Bild zu machen, als der Adjutant der ſechſten Turkeſtan-Schützenbrigade uns abholte und zum vierten Bataillon führte. Hier wurde uns die Ehre zuteil, daß uns der Brigadekommandeur, Oberſt von Hackewitz, ein ehemals preußiſcher Offizier mit dem Bande des Eiſernen Kreuzes im Knopfloch, ſelber vorführen ließ, was gezeigt werden konnte. Die Rekruten einer Kompagnie wurden in den verſchiednen Zweigen

Digitized by Google

der Einzelausbildung, eine zuſammengeſtellte Kompagnie alter Mannſchaften in Griffen und Bewegungen vorgeſtellt. Natürlich regte das Geſehene zu Vergleichen an, die nicht immer günſtig ausfallen konnten, weil unſer Auge an mehr Straffheit gewöhnt iſt. Die gute Geſchloſſenheit und lautloſe Ruhe in den Bewegungen verdiente jedoch unbedingte Anerkennung. Dieſe Kompagnie war, wenn ich mich des üblichen Beſichtigungsausdrucks bedienen darf, zweifellos in der Hand ihres Führers und bemühte ſich, durch gute Richtung, Haltung und ſtrammen Tritt den hergebrachten reglementariſchen Dank ihres Brigadekommandeurs wirklich zu verdienen. Man ſah, daß die durch preußiſche Schulung beeinflußten militäriſchen Anſichten dieſes Vorgeſetzten auszugweiſe ſehr wohl auf ruſſiſche Verhältniſſe übertragbar geweſen ſind und Nutzen ſtiften können. Der inzwiſchen zum General beförderte Herr von H. genießt denn auch ein berechtigtes Anſehen, obgleich er immer in der Front, nie im Generalſtab oder in der Garde geſtanden hat, was ſonſt zum Fortkommen unentbehrlich iſt. Was als weniger gut auffiel, erklärt die Schwierigkeit der Ausbildung eines vielſprachigen Erſatzes aus allen Teilen des Reichs durch Unteroffiziere, die während ihrer geſetzlichen Dienſtzeit nur anderthalb bis zwei Jahre in ihrer Stellung verbringen und ohne weiter zu kapitulieren, ausſcheiden, erklärt ferner die Unmöglichkeit, die Offiziere an die gründlichere, deutſche Art der Ausbildung zu gewöhnen. Einzelheiten in der Ausbildung, wie das ſchnelle Abſetzen des abgeſchoſſenen Gewehrs, machen im Verein mit der ungebührlichen Bevorzugung des Salvenfeuers die Mißerfolge der guten ruſſiſchen Handfeuerwaffe gegenüber dem geſchickten Vorgehn der japaniſchen Infanterie begreiflich. Wenn aber von ruſſiſcher Seite über unſern Paradedrill geſpottet wird, ſo ſind wir vollberechtigt, ihnen die taktmäßig eingeübte Maulſalve der Antwort auf den Dank des Vorgeſetzten entgegenzuhalten.

Die perſönlich vorzügliche Haltung des Brigadekommandeurs hatte auch auf die unter ihm ſtehenden Offiziere einen gewiſſen Einfluß ausgeübt. Freilich, als die Wogen der Begeiſterung ſpäter im Kaſino etwas höher ſchlugen, wurde der Ton ſchnell freier, aber dafür um ſo herzlicher. Nachdem wir nämlich den im Freien ſtehenden Pferden der Meldereiter des Bataillons — eine Spezialität der ruſſiſchen Infanterie — noch einen Beſuch abgeſtattet hatten, konnten wir uns einer Einladung des Bataillons in die Wajennoje Sſabranije, das gemeinſame Garniſonkaſino, nicht mehr entziehn. Während ſonſt die Offiziere aller Truppenteile in beliebigen Gruppen innerhalb einiger Nachmittagſtunden ihr einfaches Mahl einnehmen, hatte das Offizierkorps des Bataillons in einem der einfach möblierten, aber ſpiegelglatt parkettierten, freundlichen Säle des ausgedehnten, inmitten eines Parks liegenden Gebäudes eine feſtliche Tafel herrichten und mit verſchiednem Wodka, kaukaſiſchem Wein und den üblichen appetitreizenden Sachen beſetzen laſſen. Wer ſlawiſche Gaſtfreundſchaft kennt, wird dennoch kaum ermeſſen können, welches Attentat ſchon

während der Sakuſka, dem Auftakt jedes ruſſiſchen Mahles, auf unſer Vermögen ſtattfand, Alkahol zu bewältigen. Der erſte Angriff wurde um ſa heftiger erneut, als das Frühſtück beſchleunigt werden mußte. Nur die Nähe des Kammandeurs ſchützte etwas, ſanſt gab es kein Halten und Zögern, jedes Glas mußte geleert werden und wurde erbarmungslos von neuem bis zum Rande gefüllt. Und dazu ſangen die jungen Offiziere, größtenteils Kaukaſier, der Sitte ihrer Heimat entſprechend, jedem von uns vierſtimmig ein Lied zu, warin ſie Glück und Segen wünſchen, und das durchaus dazu angetan iſt, die durch Reden auf Waffenbrüderſchaft und Freundſchaft geſteigerte Stimmung auf die Höhe zu bringen. Es war nicht ganz leicht, die Schützen van der Natwendigkeit zu überzeugen, uns laszureißen. Eine reitende Batterie, die früher der im Kriege bewährte Koſakenführer, Generalleutnant Miſchtſchenko, befehligt hatte, harrte ebenfalls unſers Beſuchs.

Die Kaſerne, ein niederes Gebäude, ganz wie die Schützenkaſerne eingerichtet, lag am Eingang des auf drei Seiten van Ställen umgebnen großen Platzes, auf dem ſich die Tätigkeit dieſer Truppe abſpielt. Zunächſt führte uns der Batteriekommandeur durch die ſauber aufgeräumten, freundlichen Wahnräume, die Kapelle und die Küche, bat mich, ſeine Mannſchaften zu begrüßen, und freute ſich des kräftigen Gegenrufs: „Wir ſind froh, unſre Schuldigkeit getan zu haben.“ Dann wurden die 265 Pferde der immer kriegsbereit gehaltnen Batterie gezeigt, die, aus Innerrußland ſtammend, anſtandslas in rückwärts affnen Schuppen der Winterkälte ausgeſetzt werden und, durch keine Streu verwöhnt, zu ſehr kriegsbrauchbaren Tieren erzogen werden. Hier heißt es biegen oder brechen — ſie biegen ſich. Es machte dem braven Oberſtleutnant affenbar Freude, ſeine Batterie zu alarmieren. Binnen drei Minuten ſtand ſie angeſchirrt. Und wenn dieſes Kunſtſtückchen auch ſicher varbereitet war, ſa ſah es dach gut aus und war nur möglich, weil die Pferde, van der Stallhalfter lasgemacht, durch einen ermunternden Nagaikaklaps veranlaßt, frei zu dem Geſchützpark in der Mitte des Platzes galoppierten. In geſchloſſener Batteriefront ſtanden die grün geſtrichnen Geſchütze und Munitionswagen dart bereit. Beſpannt ſchwenkte die Batterie einmal in guter Ordnung um uns im Kreiſe herum, und erfreut kaſſierte die Mannſchaft des zuerſt fertig gewardnen Geſchützes den ihr geſpendeten Zehn-Rubelſchein ein. Der Batteriekammandeur mußte uns nun, weil die Zeit drängte, ziehn laſſen. Zur Führung gab er uns einen ſeiner Leutnants mit, der auf ſeinem Tekinzenſtreitroß neben uns die Droſchkenkutſcher zu höchſter Eile anſparnte. Im Galopp ging es in der Richtung auf den Aul Keſchi auf den Exerzierplatz des erſten Tamanregiments der Kubankaſaken las. Hier hielt ſchan der Brigadekammandeur und das ganze Offizierkarps des Regiments, lauter hohe kräftige Geſtalten mit kühnen, energiſch geſchnittnen Geſichtszügen, alle gut beritten und in der langen dunkeln Winterſcherkeßka noch ſchlanker erſcheinend, als ſie in der Wirklichkeit ſein mochten. Man kann nicht leugnen,

Digitized by Google

daß der Kaſak eine ſchöne Erſcheinung zu Pferde iſt, obgleich ſein Aufputz ein bißchen theatraliſch iſt, und die Haltung ſeines Pferdes nach unſern Begriffen meiſt alles zu wünſchen übrig läßt. Da das Pferdematerial billig iſt, lohnt es ihm nicht, mühſelig ſeinem Tier Gänge anzureiten, die deſſen Gebrauchsfähigkeit auf längere Zeit verbürgen. Hohe Naſe iſt ihm gleichgiltig. Die ergänzende Einwirkung von Sporn und Zügel hält er für überflüſſig, und die Kandare kennt er nicht. Dagegen verwendet er die offizielle zur Uniform gehörende Nagaika, eine kurze Peitſche mit feſtem Stiel und beweglichem, lederumſponnenem Ochſenziemer oder Ledergeflecht, um ſein Pferd zur Höchſtleiſtung anzutreiben und — ſich gelegentlich Platz zu machen. Die Pferdepflege iſt nicht viel wert, die Fütterung unregelmäßig und auf Erziehung zur Genügſamkeit berechnet. Im Bedarfsfall muß ſich das Tier ſein bißchen Futter ſelbſt zuſammenſuchen, und darum wird es Nachts, an den Feſſeln gekoppelt, losgelaſſen. Trotzdem verlangt und findet der Kaſak hündiſche Anhänglichkeit bei ſeinem Tier. Was er ihm zumutet, geht weit über das hinaus, was Anatomie und Reitinſtruktion für möglich halten. So iſts zum Beiſpiel mit der Dſhigitowka. Dſhigit iſt allgemein die Bezeichnung für einen ſchneidigen Reiter. Wer ein ſolcher ſein will, muß auf dem galoppierenden Pferde auch im Gelände quer ſitzen, knien, liegen, ſtehn, ſchießen, an der Seite hängen, ferner in der Bewegung auf und ab ſpringen, Gegenſtände vom Boden aufnehmen und Kunſtſtücke machen können, die in den Zirkus gehören. Solche Kenntniſſe und ein Pferd, das ſie ſich gefallen läßt, bringt der dienſtpflichtige junge Kaſak mit. Findigkeit iſt ihm eigen, und ſo könnte er ein vorzüglicher Kavalleriſt werden, wenn ſeine militäriſche Ausbildung ſachgemäßer wäre. Immerhin ſtehn die Kaſaken im Aufklärungsdienſt, im Gefecht zu Fuß und im Kampf gegen irreguläre Reiterei auf ziemlich hoher, von der ruſſiſchen Kavallerie ſelbſt neidlos zuerkannter Stufe ruſſiſcher Vollkommenheit. Was uns die zur Vorführung befohlne Sſotnje gezeigt hat, entſprach dem eben Geſagten inſofern, als das Dſhigitieren ein ſehr hübſches, militäriſch wertloſes Bild, das Reiten ein forſches Naturreiten und die Handhabung der Waffen in Hieb und Stich ebenſo mangelhaft war wie die Haltung des Pferdes. Unter dieſem Fehler litt auch die Geſchloſſenheit des Exerzierens. Die Attacke wurde trotz des Gebrülls aus rauhen Kehlen zu keinem Akt imponierender kavalleriſtiſcher Tätigkeit, weil die Gangart unklar war, und darum erſt recht die Geſchloſſenheit fehlte, der Chok aber in einem Tempo erfolgte, das kaum den Namen eines ſtarken Galopps verdient.

Famoſe, verläßliche Geſellſchaft übrigens, dieſe Kaſaken! Treu dem Zaren ergeben, deſſen Vorfahren ihnen durch Anſiedlung an den Grenzen und mancherlei Vorrechte eine materiell geſicherte, ihren Neigungen entſprechende Exiſtenz gegeben haben, ſind ſie eine immer kriegsbereite Landwehr und in den ſtehenden Regimentern im ganzen eine vorzügliche Truppe in der Hand tüchtiger Führer. Weil ſie keine Intereſſengemeinſchaft mit der Bevölkerung

Digitized by Google

ihres von der Heimat entfernten Garniſonorts verbindet, ſind ſie als gute Soldaten des Zaren ebenſo bereit, gegen Unordnungen einzuſchreiten. Die Kaſaken deswegen als rohe Schergen der Polizeigewalt um allen Kredit zu bringen, iſt darum ein ganz törichtes Unterfangen des gedankenloſen weſteuropäiſchen Liberalismus. Übrigens ſcheint die nicht ganz unbegreifliche Mißſtimmung der niedern Volksſchichten gegen die Kaſaken in Rußland ſelbſt deren Neigung für den Polizeihilfsdienſt der bisherigen ſtaatlichen Ordnung ſtellenweiſe etwas abgeſchwächt zu haben.

Doch zurück von dieſer Abſchweiſung! Dem Entgegenkommen, womit unſern Wünſchen entſprochen wurde, zollten wir unſern herzlichſten Dank, und wir konnten nur bitten, uns die Störung der Gemütlichkeit am Sonnabend Nachmittag nicht nachzutragen. Das Mißverhältnis zwiſchen der berittnen Truppe und uns Beſichtigenden zu Fuß und im Wagen verhinderte eine intimere Annäherung, ermöglichte aber dafür unſern Rückzug ſo rechtzeitig, daß wir nach einiger Mühe bei der Toilette annähernd zur befohlnen Zeit beim Kommandierenden eintrafen.

Es waren höchſt anregende Stunden, die wir an dieſem und dem folgenden Abend in dem gaſtlichen Hauſe verbringen durften, anregend vor allem durch die offnen Mitteilungen des Hausherrn über die politiſchen Verhältniſſe im Kaukaſus und auf ſeinem vorgeſchobnen Poſten. Da bei den vielfachen Berührungen mit Afghaniſtan und Perſien, insbeſondre dem unruhigen Choraſſan die Verwicklungen nie recht enden, ſo iſt auch die politiſche Verantwortlichkeit des Gebietschefs keine geringe. Seine Truppen ſind größtenteils auf dem Kriegsfuß oder wenigſtens auf erhöhtem Etat und jederzeit kriegsbereit. Von ſeiten der Engländer, deren Offiziere häufig Transkaſpien bereiſen, verſah man ſich nichts gutes. Ebenſo war man ſich darüber klar, daß die von Kaukaſien und aus der Mandſchurei eintreffenden ungünſtigen Nachrichten — zu der Zeit unſrer Anweſenheit bahnte ſich die Entſcheidung der Schlachten bei Mukden an, und die Situation wurde von Exzellenz U. für unhaltbar angeſehen — beunruhigend einwirken müßten. Unordnungen wurden beſonders von ſeiten der Armenier befürchtet; ſie ſind ja auch inzwiſchen im perſiſchen Meſchhed zum Ausbruch gekommen. Unter den mit uns geladnen Gäſten beanſpruchte unſre Aufmerkſamkeit ein Ingenieur, der viel in Perſien gereiſt war, ferner der Polizeimeiſter von Aſchabad, ein Stabskapitän P., deſſen beſondrer Fürſorge wir anſcheinend anvertraut waren, und der ſchon genannte Oberſt v. H., der aus ſeiner belebten militäriſchen Vergangenheit in Petro-Alexandrowsk, Kuldſha, Andiſhan, Taſchkent und Shmerinka mit einem Hauch von Heimweh zu erzählen verſtand, und deſſen Gattin Ruſſiſch-Zentralaſien an ſeiner Seite gründlich kennen gelernt hatte. Die Unterhaltung war vielſprachig. Die jungen Damen des Hauſes haben eine ausgezeichnete Erziehung erhalten und beherrſchen Deutſch, Franzöſiſch und Engliſch wie das Ruſſiſche und ihre Mutterſprache: das Polniſche. Auch hier war es ſchwer,

Digitized by Google

ſich der Liebenswürdigkeit der Hausfrau zu erwehren, die nach ſlawiſcher Sitte dem Gaſt an ihrer Seite die Speiſen vorlegte. Die Folge der Getränke bei Tiſch wich von der bei uns üblichen ſehr ab: ſchließlich ſtand der kräftige kaukaſiſche Wein, Bier und eine Art Sauerbrunnen, Narſan, vor uns; aber wir durften uns zu unſrer Freude in mäßigen Grenzen halten.

Der Friede von Altranſtädt*)

Von Konrad Sturmhoefel

1

Die Oktobertage dieſes Jahres haben die Erinnerung an die Demütigungen wachgerufen, die vor hundert Jahren unſer Vaterland, das weitere wie das engere, von Napoleons harter Fauſt zu erleiden hatte. Aber die ſächſiſche Armee hatte es damals wenigſtens verſucht, und zwar mit anerkannter Tapferkeit, dem andringenden Feinde die Grenzen zu ſperren. Ein Jahrhundert zuvor hat ein wehrloſes Sachſen unter viel demütigenderen Vorausſetzungen einen ebenfalls hartgeſinnten Eroberer ein volles Jahr herbergen müſſen, obgleich Friede geſchloſſen war. Aber über den ſpätern Stürmen iſt das Unwetter, das auf die deutſche Ohnmacht jener Zeit ſeine grellen Lichter warf, faſt vergeſſen worden. Karls des Zwölften von Schweden Einbruch in Sachſen und der Auguſt dem Starken abgezwungne Frieden von Altranſtädt dürfen ebenſo wie die Tage von Jena und Auerſtädt einer ſelbſtzufriednen Gegenwart recht wohl als Warner aus der Vergangenheit ins Gedächtnis gerufen werden.

Während ſich im Weſten Europas am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts das Ungewitter des Spaniſchen Erbfolgekrieges zuſammenballte, häufte ſich der Zündſtoff zu einem großen Entſcheidungskampfe infolge mehrerer bedeutungsvoller Thronwechſel auch im Norden und im Oſten. In Rußland war 1696 durch den Tod ſeines Halbbruders Iwan Peter der Große mit vierundzwanzig Jahren zur Alleinherrſchaft gelangt und begann, nachdem er am Schwarzen Meere Aſow erobert hatte, ſeine begehrlichen Blicke nach dem ihm durch Polen und Schweden verſchloſſenen Baltiſchen Meere zu richten. In Schweden folgte mit dem 14. April 1697 der Sohn Karls des Elften und der Ulrike Eleonore von Dänemark in noch nicht ganz vollendetem fünfzehnten Lebensjahre (geb. 17. Juni 1682), wurde jedoch ſchon am 29. November 1697 von den ſchwediſchen Ständen als ſelbſtändiger Herrſcher anerkannt. Mit ihm kam der kriegeriſche Geiſt ſeines Großvaters Karls des Zehnten auf den Thron, nachdem der Vater durch recht deſpotiſche Maßregeln das Anſehen der Krone im

*) Vorſtehender Aufſatz war ſchon in ſeinem ganzen Umfange gedruckt, als mir der Artikel von Arno Günther, Die Entſtehung des Friedens von Altranſtädt im Neuen Archiv für Sächſiſche Geſchichte Bd. XXVII, S. 311 ff. zu Geſicht kam. Die auf Grund neuer archivaliſcher Forſchungen, beſonders in Schweden, aufgebaute verdienſtliche Arbeit bringt verſchiedne bisher unbekannte Punkte aus der Vorgeſchichte des Friedens und beſchäftigt ſich insbeſondre mit der Frage der größern oder geringern Verſchuldung Pfingſtens. Indem Günther gewiſſe Eigenmächtigkeiten und Unterlaſſungen Pfingſtens nachweiſt und damit deſſen Schuldregiſter vergrößert, weiſt er meines Erachtens noch nicht nach, daß Pfingſten mit einer andern Handlungsweiſe etwas hätte beſſern können. Jedenfalls will auch Günther keine mala fides behaupten. Der Verfaſſer

Innern gemehrt und gefeſtigt hatte. In Polen fernerhin wurde am 27. Juni 1697 auf dem Felde von Wola bei Warſchau Friedrich Auguſt der Erſte von Sachſen als Auguſt der Zweite König von Polen gegen den Prinzen Conti ausgerufen; bekanntlich hatte er ſeinen Sieg über dieſen außer durch die vollwichtigen ſächſiſchen Taler durch ſeinen Übertritt zum Katholizismus erkauft. Mit welchen Mitteln es auch ſei, ſeinem Hauſe im Oſten Europas eine dominierende Stellung und ſich ſelbſt eine möglichſt autokratiſche Herrſchaft zu gewinnen, war ſein von vornherein geſtecktes Ziel. In Dänemark endlich ſtarb am 25. Auguſt 1699 Chriſtian der Fünfte und hinterließ ſeinem achtundzwanzigjährigen Sohne Friedrich dem Vierten geheime Verbindungen mit Peter von Rußland und Auguſt von Polen, deren Spitze ſich gegen Schweden und das mit dieſem verſchwägerte Haus Holſtein-Gottorp richtete.

Zurückkehrend von ſeiner erſten weſteuropäiſchen Reiſe traf Zar Peter Ende Juli 1698 mit Auguſt dem Starken auf dem Schloſſe von Rawa zuſammen, und hier vereinbarten die beiden Herrſcher ihren Angriffsplan auf den jungen Schwedenkönig, deſſen Niederwerfung und Beraubung ihnen ein leichtes Stück zu ſein ſchien. Bald trat dieſem Geheimbunde auch Dänemark bei. Das Widerwärtige dabei war die große Herzlichkeit, die man gegen das Opfer der geplanten Kabale zur Schau trug und in Verſicherungen unwandelbarer Freundſchaft einkleidete. Karl hatte nicht die mindeſte Urſache, an der Aufrichtigkeit ſolcher Gefühle zu zweifeln und beſchenkte u. a. den Zaren mit einigen neuen Kanonen. Plötzlich aber warf man die Maske ab. Ende 1699 rückte König Auguſt in Litauen ein und ließ von hier aus durch den Generalmajor von Carlowitz am 21. Februar 1700 einen Überrumpelungsverſuch auf Riga machen; dieſer mißlang freilich, und ſo ſchritt Auguſt zur Belagerung des Platzes.

Bei allen erwähnten Plänen und Unternehmungen wirkte ſeit dem Oktober 1698 ein Mann, deſſen ganzes Denken und Empfinden ſich in einem unauslöſchlichen Haſſe gegen Schweden konzentrierte, der Livländer Reinhold von Patkul (geb. 1660). Die wenigſtens für Livland völlig rechtswidrige Einziehung adlicher Güter unter dem Vorwande, es ſeien Krongüter, die ſogenannte Domänenreduktion Karls des Elften hatte in ihm, der übrigens ſelbſt nicht davon betroffen worden war, einen ebenſo energiſchen wie geſchickten Gegner gefunden; ſchließlich hatte ihn 1694 der Schwedenkönig geächtet, und Patkul hatte ſich fliehend nach der Schweiz gewandt. Durch ſeinen Landsmann Paykul an Auguſts leitenden Miniſter, den Grafen Flemming, empfohlen, trat er im Oktober 1698 in die Dienſte Auguſts mit dem Titel eines Generalmajors, bald eines Geheimen Rates. Dem Einſpruch Schwedens wußte man ſächſiſcherſeits mit einigen verbindlichen Redensarten zu begegnen. Patkul war es, der im Mai 1699 das formelle Bündnis mit Dänemark und am 21. November 1699 das mit dem Zaren zuſtande brachte. Es geſchah dieſes alles aber teils ohne Vorwiſſen, teils unter dem Widerſpruche der polniſchen Magnaten und ohne Befragung des Reichstags, ſodaß ſich die ſtaatsrechtlich höchſt merkwürdige Situation ergab: König Auguſt trat als Wahrer vermeintlicher polniſcher Kronrechte auf Livland mit Schweden in Kampf, während die Polen ſelbſt dieſe Rechte gar nicht anerkannten und offiziell ihre Freundſchaft für Schweden verſicherten; dementſprechend kämpfte, wenigſtens anfangs, Auguſt nur mit ſächſiſchen Truppen, alſo genau beſehen nicht als König von Polen, ſondern als Kurfürſt von Sachſen für eine Sache, die Sachſen gar nichts anging.

Aber die Verbündeten hatten ſich ganz gewaltig bei der Schätzung des jungen Schwedenkönigs verrechnet. Dem Einfalle der Dänen in Schleswig, durch den die Unterwerfung von Karls des Zwölften Schwager und Jugendfreund

Friedrich von Holſtein-Gottorp eingeleitet werden ſollte, antwortete Karl mit einer plötzlichen Landung in Seeland und mit der Bedrohung von Kopenhagen. Alsbald ließ ſich König Friedrich der Vierte zu dem Frieden von Travendal herbei (18. Juli 1700), durch den Karl den Herzog von Holſtein ſicher ſtellte. Mittlerweile war auch Zar Peter auf dem Plane erſchienen und belagerte Narwa in dem damals noch ſchwediſchen Ingermanland. Noch in demſelben Jahre 1700 wandte ſich Karl auch gegen dieſen Feind und beſiegte bei genannter Stadt am 21. November mit 8000 Mann eine etwa dreifache Übermacht unter den Augen des Zaren ſelbſt. Dabei fielen dem Sieger durch die ausgleichende Gerechtigkeit des Schlachtenglücks auch ſeine dem Zaren geſchenkten Kanonen wieder in die Hände.*) Es fehlte nicht an klarſehenden Leuten, die Karl darauf aufmerkſam machten, daß die völlige Niederwerfung des Moskowiters ſein nächſtes Ziel ſein müſſe, namentlich da es in den Oſtſeeprovinzen gegen die ſchwediſche Herrſchaft gärte; es braucht hierbei nur an Livland erinnert zu werden. Und wenn auch vorderhand die bei Narwa ſtehende Macht des Zaren infolge ihrer noch mangelhaften und jungen Ausbildung von den beſten Soldaten des damaligen Zeitalters zerſprengt worden war, ſo bedrohten doch noch immer anſehnliche ruſſiſche Heerhaufen die Grenzen von Eſtland und Livland.

Aber, wie ſpäter noch ſo oft: Karls eigenſinnige Laune gab ſeinen weitern Unternehmungen eine ganz andre Richtung. Er glaubte, erſt Polen wieder in Abhängigkeit von Schweden bringen zu müſſen. Und neben dieſem politiſchen Ziele leitete ihn ein perſönliches Motiv: der Haß gegen Auguſt den Starken. In ihm ſah er die Verkörperung aller Untreue und Falſchheit, die er, ſo plötzlich und ſo tief in ſeinen vertrauensvollen Empfindungen verletzt, jüngſt hatte erfahren müſſen, und zu derſelben Zeit ſah er in einer etwas frühreifen ſittlichen Strenge des Urteils mit Abſcheu auf das Oberhaupt des „galanten Sachſens“. Gegen Auguſt wandte er ſich alſo und vertrieb zunächſt die Sachſen von Riga. Jener, über die unerwartete Wendung der Dinge nicht wenig beſtürzt, bot Karl unter Preisgabe der Ruſſen ein Bündnis an, ja ſogar eine Aufteilung von Polen. Es war vergebens. In dieſe Zeit, nämlich in den Winter von 1701/02 fällt der freilich gänzlich verfehlte Verſuch Auguſts, durch ſeine abgedankte Geliebte, die bekannte Aurora von Königsmark, die „berühmteſte Frau zweier Jahrhunderte“, wie ſie Voltaire mit Übertreibung nennt, auf Karl im Sinne eines Friedensſchluſſes einzuwirken. Auch Auguſts Tante, die verwitwete Herzogin von Holſtein-Gottorp, hatte vergeblich mit Karl Verhandlungen eingeleitet. Deſſen einzige Antwort war und blieb fortan: Verzichtleiſtung Auguſts auf die polniſche Krone.

Somit brach der Krieg über Polen herein. Vor den andringenden Schweden mußte Auguſt Warſchau räumen; am 19. Juli 1702 wurden ſeine Truppen bei Kliſſow beſiegt, vier Wochen ſpäter hielt der Sieger ſeinen Einzug in Krakau, am 21. April 1703 ſchlug Karl den ſächſiſchen General Steinau bei Pultusk, Thorn fiel in ſeine Hände — aber im Mai 1703 hatte Zar Peter ſchon ſo weit feſten Fuß in Ingermanland gefaßt, daß er St. Petersburg gründen konnte. Wenn ſich nun auch Karl ſo weit Herr in Polen infolge der genannten Vorteile fühlte, daß er am 12. Juli 1704 einer polniſchen Wahlverſammlung nach Abſetzung Auguſts Stanislaus Leſzczynski als König aufdrängte, ſo war er doch noch weit entfernt, Polen wirklich ganz zu beherrſchen.

*) Siehe Oskar der Zweite, König von Schweden, Karl der Zwölfte als König, Krieger und Menſch. Überſetzt von E. Jonas. Berlin, 1875[2]. S. 40.

Digitized by Google

Die Konföderation von Sendomir erklärte ſich für Auguſt, ruſſiſche Hilfe wurde ihm durch Patkuls Vermittlung, im Auguſt 1704 war er ſogar wieder im Beſitz von Warſchau, und im Herbſt 1704 führte Graf Schulenburg ihm neue Truppen aus Sachſen heran. Freilich mußten dieſe aus Rückſicht auf die Winterquartiere nach einigen rühmlichen Begegnungen mit den Schweden wieder nach Sachſen zurückkehren. Das folgende Jahr 1705 verlief ohne ausſchlaggebende Ereigniſſe im Felde. Erſt das Frühjahr 1706 ſollte die Entſcheidung bringen, als Graf Schulenburg mit friſchen Truppen heranzog. Doch dieſe friſchen Truppen waren ebenſowenig wie die Ruſſen dem Feinde gewachſen, auch griff König Auguſt nicht, wie verabredet worden war, in den Kampf ein, und ſo endete der Tag von Frauſtadt (13. Februar 1706) mit einer völligen Niederlage der Sachſen.

Der ſiegreiche General Rhenſkiöld verfolgte jedoch die weichenden Sachſen nicht, und da ſich Karl von Kurland aus nach den ſüdöſtlichen Provinzen Polens, nach Podleſien und Volhynien wandte, ſo konnte ſich Auguſt mittlerweile nach dem wiedergewonnenen Warſchau begeben und dort den Karneval in aller Sorgloſigkeit feiern. Während nun der Zar ſeine Truppen bei Kiew ſammelte und dort erwartete, daß Karl den entſcheidenden Schlag gegen ihn führen werde, entwickelten ſich die Verhältniſſe in einer von niemand geahnten Richtung. Auguſts neue Erfolge in Polen brachten Karl zu dem ſchon früher gehegten Entſchluſſe, Auguſt an der Wurzel ſeiner Kraft zu treffen, d. h. nach Sachſen zu ziehen.

Auf dieſe Entſchließung dürfte die damalige Politik Ludwigs des Vierzehnten nicht ohne Einfluß geweſen ſein, ſofern bei einem ſo eigenſinnigen Menſchen wie Karl dem Zwölften von fremder Beeinfluſſung die Rede ſein kann. Tatſache iſt, daß König Ludwig ſchon im September 1702 durch Sendung eines gewiſſen Jean Caſimir Baluze nach Moskau den Zaren zum Friedensſchluß mit Karl und zu einem Einfall in das gegen den Kaiſer rebellierende Siebenbürgen und Ungarn überreden wollte; zugleich ſollte Karl der Zwölfte den Krieg nach Beſiegung Auguſts in Polen nach Sachſen tragen und ſo den Kaiſer von einer andern Seite her beunruhigen. Wenuſchon nun Baluze in Moskau keinen Erfolg hatte, ſo ließ es Ludwig durch ſeinen Agenten in Danzig, den Marquis Bonnat, Karl dem Zwölften und ſeinen Miniſtern immer wieder ans Herz legen, daß Auguſt nur in Sachſen beſiegt werden könne. Je tiefer in den Jahren 1704 und 1706 das Kriegsglück der Franzoſen auf dem weſtlichen Schauplatze ſank, um ſo mehr hoffte König Ludwig, daß ihm ein Einfall Karls in das Reichsgebiet Luft ſchaffen würde.*)

Am 27. Juni brach König Karl aus Volhynien auf, am 2. Auguſt erreichte er die Weichſel, am 2. September überſchritt er bei Steinau die Oder und marſchierte, ohne ſich daran zu kehren, daß er kaiſerliches Gebiet durchquerte, direkt auf die Lauſitzen zu. Von Krummenöls, den 5. September 1706, iſt die Proklamation an die Sachſen gerichtet, in der er die Abſicht ausſpricht, in das Land einzurücken, das den Krieg gegen ihn bisher gehegt und gepflegt habe. Er habe zwar alle Urſache, wiedervergeltend dort ſo zu hauſen, wie

*) Vgl. Gabr. Syveton, Louis XIV et Charles XII. Au camp d'Altranstadt. Paris, 1900. S. 8 ff. — Die Palitik Ludwigs ging darauf aus ›ramener Charles XII à cette fonction d'auxiliaire de la France en Allemagne que les souverains suédois avaient remplie pendant tout le XIIe siècle‹ (a. a. O. S. 14). — Als dann Karl tatſächlich in Sachſen eingerückt war, wurde im Frühjahr 1707 der Baron van Beſenval aan Ludwig nach Sachſen geſchickt, um Karl für eine Vermittlung zwiſchen Ludwig und den gegen ihn kämpfenden Mächten zu gewinnen und, wenn irgend möglich, in einen Krieg gegen den Kaiſer zu hetzen. Dieſe Sendung, die übrigens ohne jeden Erfolg blieb, bildet den Inhalt des Syvetonſchen Buches, das zu unſerm Thema im weſentlichen nur wenige Beziehungen hat.

es Auguſt in Livland getan hatte, aber er wolle ſein Rachegefühl vergeſſen und das Land gnädig behandeln, wofern ſich die Bewohner dementſprechend gegen ihn und ſeine Truppen halten wollten. Niemand ſolle für ſeine Habe fürchten, niemand Haus und Hof verlaſſen, es werde nur verlangt werden, was zum Unterhalte der Truppen unbedingt nötig ſei.*) Freilich war hierfür ſehr viel nötig. Denn die höchſtens 24000 Mann, an deren Spitze Karl in Sachſen einrückte, waren abgemattet, ausgehungert, abgeriſſen und ſahen Zigeunern eher ähnlich als Soldaten.

Zweifellos war dieſer Einbruch in das Reich und in Sachſen eine äußerſt verwegne Tat. Nicht nur deshalb, weil das übrige Europa, ſchon genügend mit dem weſtlichen Kriegsſchauplatze beſchäftigt, dieſe Annäherung der öſtlichen Kriegsfurie mit Mißtrauen und zur Abwehr bereit betrachten mußte, ſondern auch weil Karl den Polenkönig mit etwa 28000 Mann, verſtärkt durch 10000 Ruſſen unter Menſchikows Befehl, in ſeinem Rücken ließ, denen das von Karl hinterlaſſene Korps von höchſtens 21000 Mann unter General Mardefeld nicht gewachſen war. Wie, wenn nun auch Dänemark wieder in den Kampf eingriff, das keineswegs gewillt war, ſich den Frieden von Travendal länger als notwendig gefallen zu laſſen? Aber der Erfolg gab zunächſt dem Kühnen recht. Auguſt entſchloß ſich, nicht das Schwert, ſondern die diplomatiſche Kunſt entſcheiden zu laſſen und eher Polen daran zu geben, als ſich der eigentlichen Baſis ſeiner Macht beraubt zu ſehen.

Schon am 16. Auguſt hatte er von Litauen aus auf die Nachricht von Karls Abſichten auf Sachſen den Kammerpräſidenten Baron Anton Albert von Imhoff und den Geheimen Referendar Georg Ernſt Pfingſten mit dem Auftrage an König Karl geſandt, unter Zuziehung der von ihm in Dresden zurückgelaſſenen Regierung mit dem König in Unterhandlung zu treten; ja ſie waren ſogar befugt, einen Frieden abzuſchließen unter keiner andern Beſchränkung, als daß dieſer Friede „auf billige und chriſtliche Bedingungen hin“ zuſtande käme. Daß Karl zuerſt die Aufgabe der polniſchen Krone und die Anerkennung ſeines Königs Stanislaus verlangen würde, konnte Auguſt nicht verborgen ſein. In Biſchofswerda trafen Auguſts Bevollmächtigte auf Karl. Was ſie dem Schwedenkönige anboten, Geld, Verzicht auf Teile Polens, Bundesgenoſſenſchaft gegen den Zaren, Nachfolge des Königs Stanislaus nach Auguſts Tode, verfehlte natürlich durchaus ſeine Wirkung auf Karl, der ſeinen Gegner ſo tief wie möglich demütigen und der polniſchen Herrlichkeit völlig entkleiden wollte. Vom König hart angelaſſen, die Gefahr eines Bombardements der Hauptſtadt fürchtend, unterzeichneten ſie am 24. September 1706 das Friedensinſtrument in dem Hauptlager Karls, das dieſer zu Altranſtädt, weſtlich von Leipzig, aufgeſchlagen hatte, ohne ſich, wie ſie eigentlich angewieſen waren, mit der Regierung in Dresden im Einvernehmen zu halten.

Die Bedingungen blieben dieſelben, die ſchon zu Biſchofswerda den beiden Abgeſandten mitgeteilt worden waren. Vorausgegangen war ein Erſuchen der ſächſiſchen Regierung zu Dresden, daß der König, da doch Friedensunterhandlungen im Zuge wären, von einem weitern Vordringen nach Sachſen Abſtand nehmen ſolle; ein köſtlich naives Verlangen, das dem von Auguſt zurückgelaſſenen Regenten, dem Fürſten von Fürſtenberg, und ſeinem Verſtändnis der politiſchen Lage ein glänzendes Zeugnis ausſtellt. Auch ein Schreiben Auguſts war Karl zugefertigt worden, worin er lebhaft den zwiſchen ihnen beiden vorgefallenen Krieg bedauerte und ſeine Sehnſucht nach Frieden verſicherte. „Es

*) Lamberty, Mémoires pour servir à l'histoire du XVIIIème siècle, IV, 260/61.

ſtünde bei dem König allein, in einen ſolchen zu willigen und die Friedensbedingungen nach eignem Gefallen einzurichten.“ Er bat ferner in flehentlichen Tönen um Erinnerung an die beiderſeitige Blutsverwandtſchaft und ſchloß mit der Verſicherung: „daß er den feſten Vorſatz gefaßt hätte, ſo lange er lebe, mit dem König Karl als ein aufrichtiger Freund und Verwandter zu leben“.*) Den Eindruck dieſer ſentimentalen Ergüſſe auf Karl kann man ſich vorſtellen.

Die Hauptſache hierbei bleibt, daß ſich Auguſt von vornherein der Schärfe der Bedingungen bewußt ſein mußte, die er von ſeinem Gegner unter den nun einmal vorhandnen Umſtänden zu gewärtigen hatte. Sehen wir uns zunächſt die Hauptbedingungen des zweiundzwanzig Artikel und einen Separatartikel umfaſſenden Friedensdokuments an, das, nebenbei bemerkt, nach der diplomatiſchen Sitte jener Zeit noch in lateiniſcher Sprache und zwar nicht ohne Benutzung der durch dieſe gebotenen Doppeldeutigkeiten verfaßt iſt.**) Daß Auguſt für ſich und ſeine Nachkommen zugunſten des Stanislaus Leſzczynski auf die polniſche Krone verzichte, war nur ſelbſtverſtändlich; über die Beibehaltung des Titels, an dem Auguſt vielleicht mehr lag als an der Sache ſelbſt, wurde keine rechte Einigung erreicht. Auguſt meinte nach der Verſicherung ſeiner Unterhändler, berechtigt zu ſein, dieſe Verzierung der ungefähr im gleichen Werte ſtehenden Titulatur eines Herzogs von Jülich, Kleve und Berg anhängen zu dürfen; aber der ſchwediſche König und auch andre Staaten, unter andern Brandenburg, waren andrer Meinung. Eine weitere Bedingung verlangte von Auguſt die Freilaſſung aller gefangnen Polen, Schweden und Litauer, namentlich der beiden Söhne des bekannten Polenkönigs Jan Sobieski, die Auguſt in durchaus völkerrechtswidriger Weiſe am 27. Februar 1704 auf Patkuls Rat hatte gefangen nehmen laſſen; dem einen von ihnen hatte Karl urſprünglich die polniſche Königskrone zugedacht. Dagegen ſollte Auguſt alle ſchwediſchen Überläufer und Verräter ausliefern; hierbei war in Artikel XI ausdrücklich Patkul genannt, auf den König Karl ſeinen ganz beſondern Haß geworfen hatte. Patkul hatte freilich ſchon 1702 Auguſts Dienſte mit denen des Zaren vertauſcht, der ihn zum Generalleutnant und zu ſeinem Geheimen Rate ernannte, war aber ſo viel als möglich als Bevollmächtigter des Zaren in Auguſts Nähe geblieben, dieſem ein unbequemer Dränger und Mahner in den oft wiederkehrenden Perioden, in denen er ſich nach den Strapazen des Krieges den Genüſſen der Liebe und des Bechers hingab. Namentlich ſeit ihn die Gräfin Hoym, die ſich 1706 nach der Scheidung von ihrem Gatten in eine Reichsgräfin Coſel***) verwandelte, in ihre Roſenfeſſeln geſchlagen hatte, hatte es zeitweilig geſchienen, als ob Auguſt des Krieges und der Staatsgeſchäfte gänzlich vergeſſen hätte. Da hatte ihn dann der Livländer in rückſichts- und ſchonungsloſer Weiſe aufgerüttelt. Aber nicht nur den König hatte ſich Patkul zum Feinde gemacht, ſondern auch die maßgebenden Perſönlichkeiten aus deſſen ſächſiſcher Umgebung haßten ihn als einen fremden Eindringling und wegen ſeiner ſcharfen und biſſigen Urteile; hauptſächlich war er mit dem Grafen Schulenburg verfeindet, und dieſer ſetzte es im Geheimen Conſeil durch, daß Patkul trotz ſeiner Stellung zum Zaren in der Nacht vom 19. zum 20. Dezember 1705 verhaftet und nach dem Königſtein abgeführt wurde. König Auguſt, der damals in Polen weilte, ließ ſich dieſen Schritt ganz gern gefallen und ſuchte

*) Siehe Nordfeld, Leben Karls des Zwölften. Deutſche Ausgabe von 1745 I, 673. (IX. Hauptſtück § 74.)

**) Lamberty, IV, 273 ff.

***) Sie ſelbſt ſchrieb ſich Coſſell, vgl. von Webers Artikel im IX. Bande des Archivs für die Sächſiſche Geſchichte.

ihn mit allerlei Gründen gegenüber dem Einſpruche des Zaren, des kaiſerlichen und des däniſchen Geſandten zu rechtfertigen. — Da Auguſts Übertritt zur katholiſchen Kirche zu der Befürchtung berechtigte, daß er für ſeinen neuen Glauben in dem ſtreng lutheriſchen Sachſen Propaganda machen würde, ſo verpflichtete ein weiterer Artikel ihn zur Aufrechterhaltung des Evangeliums in Sachſen und verlangte das Verſprechen von Auguſt für dieſen ſelbſt und für ſeine Nachfolger, daß bezüglich der Religion keinerlei Änderung getroffen noch auch den Katholiken geſtattet werden ſollte, Kirchen, Klöſter, Schulen, Kollegien und dergleichen zu errichten. Hiermit ſtand Artikel XIX im Zuſammenhang, der Auguſt verpflichtete, am Regensburger Reichstage, den auch Karl, als Herzog von Pommern uſw. Reichsſtand, zu beſchicken hatte, immer mit den königlich ſchwediſchen Geſandten zu ſtimmen. — Seine Abdankung ſollte König Auguſt binnen ſechs Wochen der Republik Polen bekannt geben. Sollten ihm hieraus, beſonders auch in ſeinem Verhältniſſe zum Zaren, Schwierigkeiten entſtehen, ſo verſprach ihm Karl ſeine Hilfe.

Waren alle dieſe genannten Bedingungen für Auguſt perſönlich ſchmerzlich, ſo war es für das von ihm beherrſchte Sachſen eine viel ſchmerzlichere Quelle der Not und Trübſal, daß zufolge des Artikels XV zum mindeſten für den kommenden Winter das Land für die Verpflegung und Löhnung der ſchwediſchen Truppen aufzukommen hatte. Karl ſetzte ſich übrigens alsbald in den Beſitz der Kaſſen und des geſamten Verwaltungsapparats, namentlich des Steuerweſens. Sein Verſuch, die verlangten Kontributionen mit Hilfe des Landtagsausſchuſſes über das ganze Land gleichmäßig zu verteilen, ſtieß bei der Ritterſchaft auf energiſchen Widerſtand: ſie ſeien laut ihrer Privilegien nur zum perſönlichen Dienſte zu Roß verpflichtet. Karl erwiderte den Herren ganz treffend, daß er nicht in Sachſen wäre, wenn ſie ihren Pflichten tatſächlich nachgekommen wären. Somit übernahm er ſelbſt die Repartition und ſchlug im Durchſchnitt monatlich über 600000 Taler heraus, abgeſehen von der Naturalverpflegung für Mann und Roß. Dabei verhielten ſich immerhin die Schweden anerkannterweiſe mäßig und anſtändig; es kam auch, da alles, was ſie ſonſt über das vereinbarte Maß hinaus gebrauchten, bezahlt wurde, wieder ein Teil von dem kontribuierten Gelde unter die Leute.

Das waren alſo, von weniger weſentlichen Beſtimmungen abgeſehen, die Bedingungen, die zu Altranſtädt von den Bevollmächtigten der beiden feindlichen Vettern unterzeichnet worden waren. Es fehlte nur noch die Ratifikation des Königs Auguſt. Ein zehnwöchiger Waffenſtillſtand ſollte dem Geheimen Referendar Pfingſten die für damalige Reiſeverhältniſſe allerdings etwas kurz bemeſſene Zeit geben, die Einwilligung ſeines Herrn herbeizuſchaffen. Hier gerät unſre Erzählung auf einen dunkeln Punkt, über den eingehendere archivaliſche Forſchungen ſpäterer Zeit vielleicht ein klärendes Licht breiten können, ſofern ihnen das Material vollſtändig noch zu Gebote ſteht. König Auguſt hat nämlich ſpäter, als Karl Sachſen verlaſſen hatte, und er darum die günſtige Gelegenheit erſah, ſich von dem läſtigen Frieden des 24. September zu befreien, behauptet, daß dieſer Frieden ganz ohne ſeine Zuſtimmung und wider ſeine den Bevollmächtigten gegebne Inſtruktion zuſtande gekommen ſei. Auf ſeinen Befehl wurden deshalb die beiden ſchuldigen Unterhändler 1708 vor eine Kommiſſion gebracht, die aus Mitgliedern der Leipziger und der Wittenberger Juriſtenfakultät und des Leipziger Schöppenſtuhls beſtand. Dieſe erkannte, übrigens erſt 1710, gegen Imhoff auf ewiges Gefängnis und Einziehung ſeiner Lehnsgüter, gegen Pfingſten auf Tod; ſpäter aber, 1713, wurde das Urteil gegen Imhoff in zehnjähriges Gefängnis umgewandelt, gegen Pfingſten ganz allgemein eine „andre

nachdrückliche Strafe“ empfohlen. Imhoff kaufte ſich von ſeinem geldbedürftigen Fürſten mit 40000 Talern los, Pfingſten aber, der über ſolche befreiende Mittel nicht verfügte, ſtarb 1735 als Gefangner auf dem Königſtein. In dem Prozeß erſcheint Pfingſten als der ſchuldigere Teil. Wir können uns aber heute auch auf Grund des wenigen vorhandnen Materials von einer weſentlichen Schuld nicht überzeugen.*) Denn wenn Auguſt unter anderm behauptete, daß er zur Abdankung nur gewillt geweſen ſei, wenn Karl ſein Stammland verſchone, ſonſt aber nur eine Teilung Polens zur Grundlage des Friedens geplant hätte, ſo wußte er doch andrerſeits ſchon ſeit Jahren ganz genau, daß Karl eine andre Bedingung als Abdankung nicht anerkannte, und daß er trotz ſeiner Verbindungen mit den Seemächten augenblicklich und auch in nächſt abſehbarer Zeit gar kein Mittel in der Hand hatte, andre Bedingungen durchzuſetzen. Und wenn es im Berichte der Unterſuchungskommiſſion vom 21. April 1708 heißt, daß Pfingſten nach ſeiner Ankunft bei Auguſt in Petrikau am 15. Oktober 1706 „zwar von der unternommnen Friedensverhandlung einigen Rapport getan, aber geſtehen müſſe, daß er Ihrer Königlichen Majeſtät weder das vollzogne Friedensinſtrument vorgezeigt, noch auch eröffnet habe, daß der Friede wirklich geſchloſſen ſei“ — ſo klingt das doch angeſichts der ganzen Lage ſchlechterdings unglaublich.

Heimatſehnſucht

Novelle von Jaſſy Torrund

(Fortſetzung)

Es war um die Zeit des Faſtenmarktes. Maria hatte ſchon ein paarmal nach den Kindern ausgeſchaut, die längſt aus der Nachmittagsſchule zurück ſein mußten. Es wurde fünf, der Kaffee ſtand im Ofenröhr, aber Annelieſe und Toni kamen immer noch nicht. Da ſchickte die Mutter den Großen, der ſchulfrei war, aus, um ſie zu ſuchen, und wollte ſich eine halbe Stunde ſpäter gerade in Unruhe ſelber auf den Weg machen, als Hubert die zwei armen Sünder angeſchleppt brachte.

Denk bloß, Mutter, ſie waren mit Butjers auf dem Jahrmarkt, rapportierte er. Bei der Frau ohne Arme und Beine, Mutter!

Und als Maria die bitterlich Schluchzenden ins Verhör nahm, kams heraus, daß ein paar von Tonis Butjerfreunden das Geſchwiſterpaar mit Bitten und Drohungen überredet hatten, zuſammen mit ihnen auf den Jahrmarkt zu gehn. Mit einer großen lärmenden Kinderſchar waren ſie von Bude zu Bude gezogen und hatten für ihre paar Pfennige Taſchengeld richtig alle Herrlichkeiten der Welt geſehen: das Wachsfigurenkabinett und die grauſame Ermordung der ſchönen Goldelſe, des Sultans Harem, die dickſte Frau der Welt und alle Krankheiten des menſchlichen Leibes —

Die Mutter wurde blaß und rot und wehrte mit beiden Händen. Genug, genug! Sag mir bloß, Annelieſe, wie konnteſt du dich unterſtehn, mit fremden Jungens zu laufen?

*) Vgl. Joh. Rich. Danielſon, Zur Geſchichte der Sächſiſchen Politik 1706—1709. Diſſertation von Helſingfors 1878, S. 10 ff. Vgl. auch Leben und Denkwürdigkeiten des Reichsgrafen uſw. von der Schulenburg, 1834, I, 288 ff.

Digitized by Google

Das ſind keine fremden Jungens, Mutter. Das ſind dem Toni ſeine beſten Freunde.

Mit denen geht ſie oft, petzte der Große.

Sie ſind ſo nett, Mutti, wirklich! Sie geben mir immer wunderſchöne Pralinés, von den ganz teuern.

Wo haben ſie denn die teuern Bonbons her?

Von ihrer großen Schweſter. Die wohnt bei einem reichen Herrn, der iſt ſo gut, der ſchenkt ihr alles, was ſie will. Die feinſten ſeidnen Kleider und ein goldnes Armband und Ringe. Und Weintrauben mitten im Winter, und Schokolade und Marzipan, und was es nur gibt. Und davon gibt ſie ihren kleinen Brüdern. Wirklich ſehr noble Jungens! beteuerte Toni aus vollſter Überzeugung.

Die Mutter erſchrak bis in die Seele hinein. So weit war es alſo gekommen! Ihre Kinder, ihre reinen, ängſtlich behüteten unſchuldigen Kinder verkehrten mit den Brüdern einer Dirne! Und das war des Vaters Schuld! Sie war ſo außer ſich, daß ſie die Kinder über Gebühr ſtrafte. Dabei lieſen ihr die Tränen übers Geſicht, und in ihrem Herzen kochte die heiße Empörung gegen den Vater.

An dieſem Abend konnte ſie nicht mehr mit ihm reden. Er war vom Bureau aus direkt in den Juriſtenverein gegangen und kehrte erſt ſpät in der Nacht heim. Es war auch beſſer ſo; ſie wollte erſt ruhiger werden.

Am nächſten Tage erzählte ſie ihm alles.

Was gedenkſt du nun zu tun? fragte ſie beinahe kalt. Sie ſah totenblaß aus, die ſchlafloſe Nacht lag ihr noch in den Gliedern.

Er zuckte die Achſeln.

Erzieh du deine Kinder beſſer zum Gehorſam, ſo werden ſies nicht wagen, ſich mit fremden Kindern herumzutreiben. Glaubſt du, in der Töchterſchule oder auf dem Gymnaſium gibt es lauter Engel?

Kinder ſind Kinder, und alles Fremde, Verbotne reizt. Und der niedrige Umgang verdirbt ſie. Fühlſt du es denn nicht ſelbſt — ſie ſprach ſo beherrſcht wie möglich —, daß wir viel eher mit Andersgläubigen, ja ſelbſt mit Ungläubigen verkehren können als mit Ungebildeten? Das empfinden ja inſtinktiv ſchon die Kinder — und du als Vater willſt ſie auf das Niveau herabziehen? Und willſt nicht einſehen, daß es unſre heiligſte Pflicht iſt, die Kinder in andre Umgebung zu bringen?

Ich ſehe meine heiligſte Pflicht darin, ſie katholiſch zu erziehen.

Darum allein handelt es ſich jetzt gar nicht, es handelt ſich um die Moral, die Herzensreinheit unſrer Kinder. Soll ich zuſehen, wie ſie mir die zugrunde richten?

Torheit! Daran ſtirbt kein Kind, wenn es auch mal mit Straßenjungen ſpielt. Und beim Anblick der bein- und armloſen Frau leidet ihre Seele längſt nicht ſo großen Schaden wie in der evangeliſchen Schule. Denk an deine eigne Jugend.

Da verlor ſie die Geduld.

Gott verzeih dir deinen Haß und deine Blindheit, Heinrich! Muß ich dirs denn hundertmal wiederholen, daß du in unſern Kindern abſichtlich gerade das großziehſt, was du bei andern hart verurteilſt: die Intoleranz. Wie kann ein kluger, logiſch denkender Mann ſo inkonſequent, wie kann ein frommer Menſch ſo gehäſſig ſein? Iſt das die Liebe und der Friede, die uns der Heiland hinterlaſſen hat?

Sie kamen zu keiner Einigung.

Aber zum erſtenmal in ihrer Ehe fing Marias ſcharfer Verſtand an, das Denken und Tun ihres Gatten zu kritiſieren, bei jeder ſeiner Handlungen dem verborgnen Beweggrund nachzuſpüren — und in eben dem Maße, wie ihre Erkenntnis ſeines innerſten Weſens wuchs, fühlte ſie ihre Liebe kühler werden.

Digitized by Google

Er war anders geworden; nicht mehr derſelbe, der in ſtolzer Ritterlichkeit um ſie geworben, der ſie in heißer Leidenſchaft begehrt und errungen hatte, ihr Jahre hindurch der treueſte, zärtlichſte Gatte, ihren Kindern der liebevollſte Vater geweſen war; zu dem ſie hinaufgeſchaut wie zu einem, der beſſer, reiner und größer als andre Männer war; auf den ſie ſich geſtützt und gelehnt hatte wie an einen unerſchütterlichen Fels, darauf ſie und ihr Haus wohlgegründet, ſicher und ſorgenlos ſtanden. Langſam, faſt unmerklich war es gekommen. Hatte ſie ihn verwöhnt, war ſie zu nachgiebig geweſen, hatte ſich zu großherzig aller ihrer Rechte begeben damals in ſeiner ſchweren Krankheit, wo ſein Leben wochenlang wie an einem Faden hing? Seitdem war ein andrer Geiſt in ihm, ſeitdem kürzte er ihr Fuß um Fuß ihren freien Willen, ihre Selbſtbeſtimmung, ihre Frauen-, ihre Mutterrechte. Und ſie hatte ihn geſchont, hatte, gehorſam dem ärztlichen Mahnwort, immer und immer nachgegeben, bis ſie, die jahrelang ſeine gleichberechtigte Kameradin geweſen war, zur willenloſen Handlangerin herabgedrückt wurde.

Jetzt auf einmal und gerade hier in der alten Heimat, wo ihr die Erinnerung an das eigne Elternhaus wieder lebendig wurde, an das gute kameradſchaftliche Verhältnis zwiſchen Vater und Mutter — hier in der Heimat, wo ſie ſcheu und uneingeſtanden langſam Wurzel zu faſſen begann, wurde ſie gewahr, wieviel ſie verloren hatte, daß ſie nicht mehr dort ſtand, wohin ſie gehörte — und ihr Frauenſtolz erwachte, ihr kluger energiſcher Wille raffte ſich zum Handeln auf.

Noch in Hut und Mantel, wie ſie gerade von einem Ausgang kam, trat ſie in ihres Mannes Zimmer.

Entſchuldige, daß ich dich ſtöre, ſagte ſie und gab ſich Mühe, ruhig zu ſprechen. Ich wollte dir nur ſagen, daß ich Annelieſe ſoeben in der Töchterſchule angemeldet habe.

Heinrich Sebaldus ſtarrte ſie an, als traute er ſeinen Augen nicht, daß ſeine Frau, ſeine ſanfte, nachgiebige Maria, da ſo trotzig und kampfbereit vor ihm ſtünde. Dann brach er los:

Das haſt du getan? — gewagt, ohne mich zu fragen?

Ich habe dich hundertmal gefragt, gebeten — du bliebſt bei deinem Nein. Jetzt habe ich gehandelt, wie es meine Pflicht iſt.

Du wirſt das ſofort rückgängig machen!

Die Röte ſtieg ihr in die Stirn.

Das werde ich nicht tun, Heinrich! ſagte ſie feſt. Ich bin gewiß nicht ſtolz und weiß, daß wir Menſchen vor Gott alle gleich ſind. Aber hier auf der Welt gibt es nun einmal Standesunterſchiede, und für die Tochter des Regierungsrats Sebaldus ſchickt ſich ein andrer Umgang als die Werft- und Fabrikarbeiterkinder, von denen ſie ſoviel häßliche Worte und ſchlechte Manieren lernt. Du weißt, wie ſehr das Kind ſelber darunter gelitten hat, faſt mit Gewalt hab ich ſie zwingen müſſen, in dieſe Schule zu gehn. Das war anfangs — jetzt hat ſie ſich daran gewöhnt — leider Gottes! — und fängt an, ſich mit den Straßenkindern herumzutreiben. Die Erfahrung von neulich hats gezeigt. Lange genug hab ich geſchwiegen — jetzt iſts die allerhöchſte Zeit! Von Oſtern ab geht Annelieſe in die Töchterſchule.

Er war zuerſt ſprachlos über die eigenmächtige Handlungsweiſe ſeiner Frau, dann überhäufte er ſie mit den bitterſten Vorwürfen. Aber Marias Geduld war erſchöpft, ſie, die nie einen Schritt ohne Zuſtimmung ihres Mannes getan, die immer gehorſam und nachgiebig geweſen, war jetzt an der Grenze deſſen angelangt, bis wohin eine Frau zurückweichen darf, ohne ihrer Mutterpflicht zu nahe zu treten. Nun war es vorbei, Schritt für Schritt ſuchte ſie das verlorne Terrain zurückzuerobern. Ja ſein maßloſer Zorn reizte ſie, daß ſie weiter ging, als ſie anfangs

Digitized by Google

beabſichtigte. Nicht bloß für die Tochter, auch für die Söhne forderte ſie jetzt ihr Recht.

Ihre Augen flammten, ihre Bruſt atmete heftig, ein ſtarkes ſchönes Rot brannte auf ihren Wangen.

Du weißt, wie ſehr ich an den Kindern hänge, nicht eine Stunde möchte ich mich freiwillig von ihnen trennen. Aber um dieſen Preis bitte ich dich doch: gib unſre Söhne *jetzt* ſchon vom Hauſe! Hubert iſt elf, Toni noch nicht zehn Jahre alt, ſie bedürfen der Mutter noch ſehr . . . Sie biß ſich auf die Lippen — nur jetzt nicht weinen, ruhig bleiben! Mit Gewalt drängte ſie die Tränen zurück. Ich weiß, es iſt auch pekuniär ein Opfer für uns. Aber wir wollen es bringen — nimm meinetwegen vom Kapital, was ſchadet es denn? Ich will auf jedes Vergnügen verzichten, mich einſchränken, ſoviel ich kann — nur nimm die Kinder fort aus der Volksſchule und gib ſie — wenn es denn ſein muß! — auf ein auswärtiges Gymnaſium! Damit ſie uns nicht ſpäter Vorwürfe machen, daß wir ihre Erziehung vernachläſſigt hätten. So ſchwer es mir wird — ich bitte dich, Heinrich!

Er ſagte gar nichts, ſah ſie nur ſtarr an, die Frau, die ſo ſchön war in ihrer heißen Mutterangſt, ſo leidenſchaftlich, wie er ſie ſeit Jahren nicht mehr geſehen hatte — die das ſchwerſte Opfer auf ſich nehmen wollte ihren Kindern zuliebe. So ſehr liebte ſie die Kinder? — *mehr* wohl als ihn?

Langſam ſtand er auf und ſtemmte die Fauſt hart auf den Tiſch. Sie bleiben, wo ſie ſind. Ich werde doch wiſſen, was meinen Söhnen zukommt.

Es iſt ein böſes Ding, wenn Kinder das Streitobjekt ihrer Eltern ſind. Ein Kampf, der nie alle wird, ſich täglich aufs neue entzündet, die Gemüter im Zorn erhitzt — die Herzen erkalten läßt.

Ein paar Tage gingen Mann und Frau wortſcheu nebeneinander her. Heimlich beobachtete er die Frau. Würde ſie nicht nachgeben? ſeine Verzeihung für ihren eigenmächtigen Schritt erbitten? — Es bohrte doch an ihm. Sollte die Mutter, die mit ſo heißem Eifer für die Kinder eintrat, vielleicht doch Recht haben? Aber er beruhigte ſich ſchnell. Nein, der Pfarrer hatte es ja auch geſagt, ſie ging zu weit, viel zu weit! Was ſie wollte, war die Simultanſchule — das Heidentum. Hans Recklinghaus laxe Grundſätze hatten ſie angeſteckt. O, wohin war ſeine fromme Maria geraten! Es war die Luft hier, die ſie verdarb, die evangeliſche Heimat, gegen die ſie ſich anfangs gewehrt und die nun doch, ſacht, allmählich, ihre Fangarme nach ihr ausſtreckte. Und ſein harter Wille wurde noch unbeugſamer. Wenn die Mutter ihr Chriſtentum vernachläſſigte, wollte wenigſtens er, der Vater, um ſo feſter ſein. Und ſo tat er ein übriges, weckte jeden Morgen vor Tau und Tag ſeine Söhne und ging mit ihnen in der grauen Winterdämmerung zur Meſſe.

Es iſt unrecht, Heinrich, hatte Maria die erſtenmale geſagt. Du raubſt den Kindern den Morgenſchlaf, und ſie ſind ohnehin ſo blutarm. Ganz durchfroren kommen ſie in die Schule.

Er ſah ſie ernſt an. In andern katholiſchen Häuſern geht die Mutter früh mit ihren Kindern in die Kirche. Wenns auf den Frühling zugeht, nehme ich Anneliеſe auch mit — vielleicht folgt dann die Mutter von ſelber nach, fügte er weicher hinzu.

Sie ſah, daß jeder Widerſpruch ihn nur noch mehr reizen würde, und ließ ihn ſeufzend gewähren. Was zu Oſtern mit den beiden Jungen werden ſollte, wußte ſie nicht, ſeit auch der Pfarrer ſie im Stich gelaſſen hatte.

Einmal faßte ſie ſich ein Herz und klagte dem freundlichen alten Militärgeiſtlichen der benachbarten Garniſon, der ſchon bei ihren Eltern verkehrt und ſie ſelbſt als kleines Mädchen auf ſeinen Knien geſchaukelt hatte, und der auch jetzt noch zuweilen herüberkam, ihre Not. Ach, daß wir auch gerade hierher kommen

Digitized by Google

mußten! Wie ich unter den Verhältniſſen gelitten habe, ſo müſſen jetzt unſre Kinder — nur in andrer Weiſe leiden. Opfer über Opfer, und ein verlorner Poſten bleibt es hier doch. Und heimatlos wie ich ſind meine Kinder!

Er ſchüttelte den buſchigen grauen Kopf.

Kein verlorner Poſten, mein Kind! Wollen Sie junge Frau klüger ſein als die alte, uralte Mutter Kirche, die ſchon von je und je ihre Pioniere ausgeſchickt hat, Neuland zu erobern und feſten Boden unter den Füßen zu gewinnen?

Verlorne Liebesmüh! widerſprach Maria traurig. Sagen Sie ſelbſt, hat der Katholizismus in all den Jahren auch nur eine Hand breit Fuß gefaßt hier im Lande? Gewiß gibt es jetzt große katholiſche Gemeinden, aber ſehen Sie ſich die doch einmal genauer an. Das ſind alles Fremde, Zugezogne. Nennen Sie mir hier in Seeſtadt eine einzige von den alten guten einheimiſchen Familien, die zum Katholizismus übergetreten wäre. Da gibt es keine, keine! Und das iſt auch gut ſo. Jeder ſoll dem Glauben, der ihm von Eltern und Großeltern überkommen iſt, treu bleiben.

Der alte Herr blies den Rauch ſeiner Zigarre in nachdenklichen Stößen vor ſich hin.

Darin haben Sie Recht, Kind. Auch ich halte nicht viel von Proſelytenmacherei — auf *beiden* Seiten. Und nicht nur um zu belehren, nein, um zu verbrüdern, Fremde in Freunde zu wandeln, ſchickt die Kirche ihre Pioniere aus. Aber in dem andern irren Sie doch. Sie ſagen, die Zugewanderten ſind hier fremd. Wohl, aber *bleiben* ſie auch fremd hier? — Er richtete ſich ſtraffer auf und legte, von dem Thema hingeriſſen, die Zigarre beiſeite; ſeine alten Augen leuchteten in jugendlichem Feuer, ein wärmerer Klang kam in ſeine Stimme.

Ich bin dreißig Jahre und länger hier im Lande, hab alſo ſozuſagen den nötigen Scheffel Salz zu ihrem ſchwarzen Brot verzehrt und mir in all dieſer Zeit redlich Mühe gegeben, dieſe Menſchen aus ihrem Leben, ihren Büchern, ihrer Geſchichte kennen zu lernen. Wer Haß oder Liebe im Menſchen begreifen will, muß ihren tiefſten Wurzeln nachſpüren, mein Kind! Und nun ſtellen Sie ſich einmal dieſes Land vor, wie es vor fünfzig Jahren war, gleich abgeſchloſſen durch ſeine geographiſche Lage wie durch ſeine politiſche Sonderſtellung unter däniſcher Oberhoheit. Und nun kommen dieſem in ſich abgeſchloſſenen, treuherzigen, tüchtigen, grundehrlichen aber mißtrauiſchen Volke die erſten katholiſchen Fremdlinge in Land: galiziſche, italieniſche, polniſche Arbeiter für die neuen Eiſenbahnbauten — fleißig und anſpruchslos, aber als vagierendes Volk weiß Gott nicht die beſten ihrer Nation und unbekannt mit allen ſonſtigen Bürgertugenden. Das war der Schleswig-Holſteiner erſte Bekanntſchaft mit dem Katholizismus! War es ihnen zu verdenken, daß ſie dieſe Art Katholiken nicht mit offnen Armen aufnahmen? Und begreifen Sie nun wohl die Abneigung, ja das gehäſſige Mißtrauen, das, geſtützt auf frühere Erfahrungen, auch die ſpäter einwandernden gebildeten Katholiken empfing? Kein Wunder alſo, daß dieſe erſten Pioniere harte Arbeit hatten, um in jahrelangem treuem Streben das Mißtrauen in Achtung umzuwandeln, damit die zweite hier geborne Generation Wurzel faſſen und vielleicht Haß in Liebe wandeln könne. Und — glauben Sie mir — eine dritte und vierte wird hier aufwachſen und ſich ausbreiten und Früchte tragen. Und werden nicht mehr als Fremdlinge angeſehen werden, ſondern als ein gleich- und vollberechtigt Geſchlecht neben den Einheimiſchen ſtehn und Heimatboden unter ihren Füßen fühlen. Denn wieſo? Liegen nicht ihre Eltern und Großeltern hier begraben? Hat nicht der Wind zwiſchen Nord- und Oſtſee ſie umweht ſeit ihren früheſten Kindertagen? Kennen ſie nicht von klein auf all die Plätze, die den Schleswig-Holſteinern teuer ſind? Stand nicht ſchon auf ihres Großvaters Schreibtiſch der Briefbeſchwerer, aus alten Dänenkugeln gegoſſen, zur

Digitized by Google

Erinnerung an den Tag von Eckernförde? Und leuchteten nicht ihre Augen, klopften nicht ihre Kinderherzen höher, wenn er ihnen von den alten Freiheitskämpfen erzählte — von den glorreichen Tagen bei Düppel und Miſſunde? Und ſo klein ſie waren, lehrte er ſie nicht mit ſpitzen Mäulchen das alte Schleswig-Holſteinlied pfeifen, bei deſſen Klängen Vater und Großvater einſt hinauszogen in den Kampf fürs Vaterland? Und lächeln ſie nicht und werden froh, wenn in der Fremde ein heimatlich, ein plattdeutſches Wort an ihr Ohr ſchlägt? Fühlen und wiſſen ſie nicht, daß da oben in dem ſchmalen, meerumrauſchten Ländchen, wo ihre Wiege ſtand, ihre *Heimat* iſt — ſo gut wie die ihrer evangeliſchen Brüder?

Über die Schulangelegenheit kein Wort — und doch fühlte ſich Maria wunderbar getröſtet. Sie beugte ſich über die welke Hand, die ſo klug und gütig den winzigen ſüßen Kern des Troſtes aus den bittern Schalen ihrer Mutterſorgen herauszulöſen wußte, und küßte ſie in heißer Dankbarkeit. Mochte es nun gehn, wie es wollte, an das Eine wenigſtens wollte ſie glauben, ihre Kinder würden nicht heimatlos ſein!

* * *

In dieſe kritiſchen Tage voll Kampf und Erwartung fiel ein Jubiläumskonzert des Orcheſtervereins, das glänzend verlief und ſeinem genialen Dirigenten neuen Ruhm und neue Ehren brachte, und dem tags darauf ein kleines gemütliches Feſtmahl in ſeinem Junggeſellenheim folgte.

Maria hatte abſagen wollen, ihr war nicht nach fremden Menſchen, ihrem Lachen und Schwätzen zumute; zudem war der kleine Toni nicht ganz wohl, hatte Nachts etwas gefiebert — aber Heinrich beruhigte ſie, es hätte nichts auf ſich, und wirklich ſchien das Kind im Laufe des Tages ſo munter wie ſonſt. Da nun ihr Mann auf ſeinem Willen beſtand, und auch Hans Recklinghaus ſeine glänzendſte Überredungskunſt daran ſetzte, gab Maria nach und verſprach, die lady patroness der kleinen häuslichen Feier zu ſein.

Der Abend verlief fröhlicher, als Maria geglaubt hatte. Der Hausherr, durch keinerlei Rückſichten gebunden, verſtand es, einen Kreis ſympathiſcher Menſchen um ſich zu verſammeln. Dazu das ſtimmungsvolle Künſtlerheim, ein ſorgfältig ausgewähltes Menü — kurz, jeder fühlte ſich behaglich und gab auch ſeinerſeits ſein Beſtes. Es wurde viel und von guten Kräften muſiziert; der Hausherr hatte ſich dispenſieren wollen, wurde jedoch überſtimmt und mußte ein paar eigne Kompoſitionen vortragen.

Auch Heinrich war heiterer Laune als gewöhnlich; bei dem Mozartſchen Trio mit Hans und einem bekannten Celliſten hatte er die Klavierſtimme mit zarteſter Feinheit herausgebracht, und alle drei waren ſtürmiſch applaudiert worden. In der Perſon eines zufällig anweſenden Archäologen entdeckte er einen alten Jugendbekannten und vertiefte ſich eben mit ihm in ein Geſpräch über Frührenaiſſancebauten Poſens und Schleſiens, als Recklinghaus zu ſpielen begann. Die plaudernden Herren zogen ſich in das anſtoßende Rauchzimmer zurück; eine der Damen hatte des Hausherrn reichhaltige Sammlung ſchöner Frauenköpfe auf einem Nebentiſchchen des Salons entdeckt, und die übrigen umſtanden ſie und tauſchten flüſternde Bemerkungen.

Maria hatte noch das Servieren von Tee und Gebäck überwacht und ſaß nun, als alle zu ihrem Recht gekommen waren, etwas abgeſpannt von ihren Hausfrauenpflichten in dem behaglichen „Poetenwinkel“ am Ofen, hörte den flutenden Melodien zu und ſchaute träumend in die rote Glut des kleinen eleganten Füllofens; Variationen, die ſie zum Teil ſchon kannte — ſie huſchelte ſich tiefer in den Schaukelſtuhl und lehnte den Kopf mit dem ſchweren dunkeln Haar müde zurück.

Da ſchlägt ein Klang an ihr Ohr, und bei den erſten Liedworten horcht ſie auf, beugt ſich vor und lauſcht und lauſcht wie verzaubert. Träumt ſie — hat ſie

Digitized by Google

das ſchon einmal gehört, dieſe eigentümlich abgebrochne Melodie, die in atemlos vorwärts drängenden staccati, geheimnisvoll raunend, uralte Wundermär zu künden ſcheint?

Hans Reckinghaus hat keine ſaalfüllende, aber eine gutgeſchulte ſympathiſche Stimme, deutlich verſteht man Wort für Wort:

Aus dem Roſenſtocke
vom Grabe des Chriſt
eine ſchwarze Laute
gebauet iſt . . .

Nein, kein Traum — Erinnerungen ſteigen herauf, umfluten Marias Seele zugleich mit dieſen Zauberklängen.

der wurden grüne Reben
zu Saiten
gegeben . . .

Die haſtenden staccati binden ſich zu einer ſehnſüchtig lockenden Melodie — wie in einer Viſion ſchaut Maria zurück in die Vergangenheit.

Das erſte Jahr ihrer Ehe; ein kleiner Streit, den ſie beide gehabt, und Abends das Konzert, wo eine fremde junge Sängerin das Lied, dieſes Lied geſungen. Der Saal in dem poſenſchen Städtchen brechend voll — ſie bekam kein Programm mehr, es ſchadete auch nichts. Sie hört und achtet kaum auf die Worte, nur die Melodie, die wunderſüße, geheimnisvolle, wirbt um ihr trotziges junges Herz, ſtiehlt ſich hinein, löſcht alles aus, was kalt und fremd darin iſt, und zündet die zitternde Flammen heißen Liebesſehnens an.

O wehe du, wie ſelig ſang
ſo erosſüß, ſo jeſusbang
die ſchwarze Roſenlaute . . .

Die Blicke von Mann und Weib begegnen ſich, haften ſekundenlang ineinander in lautloſer Frage und Antwort — eine Hand gleitet heimlich herüber und umfaßt die andre in ſtummem, heißem Druck — und dann ein Lächeln der Verſöhnung. — Den ganzen Heimweg entlang klingt und ſingt das Lied in ihrem Herzen wieder. Es macht ſie toll vor Lieb' und Sehnen — ein heißer Lebensdurſt überkommt ſie, leidenſchaftliches Verlangen — — Maria ſchloß die Augen, ein Zittern rann durch ihren Leib — Gott, wenn ſie ſich der Nacht erinnerte, der „mailichten" Frühlingsnacht, wo im blaſſen Dämmern die Amſel ſo überlaut lockte und rief, wo fern im Park die Nachtigall ihr ſchluchzendes Liebeswerben ſang. Und ſie ſelber — ſie beide junge, junge glückſelige Menſchen —

Und die Zeit, die dann kam — all die Tage und Wochen in Erwartung und Sehnen, bevor ihr erſtes Kind geboren wurde — verließ das Lied ſie nicht mehr. Tauſendmal, wenn ſie in ſtillen Stunden mit ihrem werdenden jungen Mutterglück allein war, ſang und ſummte ſie die holde Melodie ohne Worte vor ſich hin — guter Gott, wie war ſie damals glücklich, ſo traumhaft, friedvoll, überirdiſch glücklich geweſen!

Maria ſchloß die Augen, ſchwere heiße Tropfen fielen auf ihre gefalteten Hände.

Ich hörte ſie ſingen
in mailichter Nacht,
da bin ich zur Liebe
in Schmerzen erwacht,
da wurde meinem Leben
die Sehnſucht
gegeben . . .

Die Sehnſucht —

Kennen wir ſie nicht alle? Iſt ſie nicht in Kinderſchuhen neben uns hergeſchritten, klein wie wir, und zaghaft und ſchuldlos wie wir? Und iſt mit uns gewachſen, hat uns in „mallichten“ Frühlingsnächten bei der Hand genommen und uns angeſchaut mit brunnentiefen Augen, uns ihr Zauberlied geſungen, ſeligbetörend und todbringend wie das Lied der Lorelei — und ihr Atem iſt glutheiß über uns dahingegangen, bis wir vergingen in Qual- und Wonneſchauern —

O bitterſüße Sehnſucht du, des Erdenpilgers treueſte Geleiterin — wem gilt dein Lied?

Singſt du der Kindheit von den Märchenwundern des Lebens? Der blühenden Jugend ein uralt wonneſelig Liebeslied? — ſo ſingſt du den reifenden Jahren das heilige Abendlied von Heimat und Frieden.

Und das Lied der Sehnſucht lockte und rief, und alle hörten es, und alle kamen. Die Männer vergaßen Politik und Kunſtgeſchichte und ihre gefüllten Gläſer drinnen im Rauchzimmer und ſtanden in Gruppen unter der Tür, die Frauen ließen Album Album ſein und ſaßen ſchweigend mit leuchtenden oder verträumten Augen. Und eine oder die andre wiſchte mit dem feinen Batiſttuch über die naſſen Lider. Und als Hans Recklinghaus geendet hatte, folgte ſekundenlangem Schweigen ſtürmiſcher Applaus und Dacaporufen. Aber es nutzte ihnen nichts — die ihn näher kannten, wußten ſchon, daß er ſelten ein Lied wiederholte — ſein Beſtes gibt man nicht zweimal, pflegte er zu ſagen — ſtand auf und miſchte ſich unter die andern.

Heinrich Sebaldus trat an den Flügel, ſtudierte den Text zu den geſchriebnen Noten und ſchüttelte mißbilligend den Kopf.

Die Kompoſition iſt dir wundervoll geglückt — aber der Text, der Text . . ſagte er halblaut. Wie kommſt du zu dem Text, Hans?

Otto Julius Bierbaum, rief Hans über die Schulter zurück, der nicht Luſt hatte, ſich die Stimmung zerreißen zu laſſen.

Seine Blicke ſuchten Maria.

Sie ſaß noch im Nebenzimmer an ihrem alten Platz. Er beugte ſich über ſie und ſah die Tränenſpuren auf ihrem blaſſen Geſicht.

Gefiel Ihnen das Lied, Frau Maria?

Ich danke Ihnen, ſagte ſie, nicht imſtande, viel Worte zu machen, und gab ihm die Hand.

Ich will mehr als einen Dank — ein Urteil aus Ihrem Munde.

Sie ſchüttelte den Kopf. Sagen kann ichs nicht. So hab ich Sie noch nicht ſingen gehört — es war unvergleichlich ſchön! Von wem iſt das Lied?

Er ſah ſie erſtaunt an. Eigne Kompoſition — wußten Sie das nicht?

Da richtete ſie ſich haſtig auf. Sie — Sie ſelbſt? — Aber das iſt ja mein Lied, mein kleines, liebes, das ich verloren hatte, das ich immer und immer geſucht — Und da er ſie ungläubig anſah, nickte ſie in heißem Eifer. Doch, Sie können mirs ſicher glauben, ich hab das Lied ſchon einmal gehört — vor zwölf Jahren, von einer jungen unbekannten Sängerin . . .

Lizzie Goldammer . . . ſagte er weich und leiſe. Für ſie hatt ichs komponiert. Sie ſang es auf ihrer erſten Konzertreiſe.

Und was iſt aus ihr geworden? Wo lebt ſie jetzt? Sie haben uns nie von ihr erzählt.

Sie iſt lange tot.

Maria ſah ihn mit tiefen Augen an.

Sie haben ſie ſehr geliebt?

Er nickte.

Digitized by Google

Ein ſüßes, blondhaariges, junges Geſchöpf, ſagte Maria, als ſpräche ſie zu ſich ſelbſt. Ich ſehe ſie noch — ſo duftig zart in ihrem ganz einfachen weißen Kleide, einen Zweig blaßroter Roſen an der Bruſt. Schüchtern wie ein Kind kam ſie aufs Podium, aber dann, bei den erſten Klavierakkorden, vergaß ſie Publikum und Schüchternheit und die ganze Welt — und gab und gab mit vollen Händen von ihrem Reichtum. Wir waren damals in einer kleinen Stadt im Poſenſchen, wohin ſich ſelten eine muſikaliſche Größe verirrte, und das Publikum klatſchte und ſchrie vor Entzücken — ſie mußte immer und immer wieder heraus aufs Podium und verbeugte ſich, lächelte unter Tränen und war glückſelig über die Begeiſterung der guten Kleinſtädter.

Er ſtand und blickte auf die Frau nieder, auf ihr ſchönes bewegliches Geſicht, in dem ſich alle Güte, Größe und Wärme ihres Herzens ſpiegelte. Ihre Worte taten ihm unbeſchreiblich wohl, er fühlte, daß ſie ihm ihre Teilnahme beweiſen, ihm in dieſer Stunde etwas Liebes tun wollte — und zum erſtenmal erwachte etwas wie Haß und Zorn in ihm gegen den Mann, der ihr Glück und den Frieden ſeines Hauſes ſeinen überſtrengen ſtarren Grundſätzen opferte.

Aber es war nicht dieſes Gefühl allein, was ihm die Lippen ſchloß.

Wie merkwürdig, daß Sie es waren, der dieſes kleine Lied komponiert hatte, an das ich ſo oft gedacht, und das doch wie in eine Verſenkung meines Gedächtniſſes hinabgerutſcht war, fuhr Maria fort. Ich erkannte es auf den erſten Ton — und ich möchte faſt glauben, es ſei Ihr beſtes.

Mein beſtes, ich weiß es wohl, ſagte er langſam. Ich bin ſeitdem reifer geworden, bin in vielem gewachſen — aber in dem Liede gab ich meine Jugend. Ich hab es nie drucken laſſen — es gehörte ihr, der Toten. Zufällig kam mirs dieſer Tage in die Finger — nach Jahren —, da ſpielte und ſang ichs für Sie. Was die andern ſagen, iſt mir gleich, Ihr Urteil wollt ich hören.

So dank ich Ihnen noch einmal und von Herzen! Sie haben mir viel gegeben, damals und heute — mein Freund! Sie wußte ſelbſt nicht warum — aber die vertraute Anrede, die ſie ſich halb im Scherz von den Kindern angewöhnt hatte, wäre ihr in dieſem Augenblick nicht über die Lippen gegangen.

Er half ihr ſich aus dem tiefen Schaukelſtuhl aufrichten, und ehe ſie ſichs verſah, beugte er ſich über ihre Hände und küßte ſie. Maria! ſagte er leiſe, leidenſchaftlich.

Sie zuckte zuſammen — aber ſie ließ ihm die Hände noch für die Dauer eines Augenblicks, in ihren Ohren klang es mit ſeiner Stimme wie ein Lied aus ferner, ferner Zeit:

Da wurde meinem Leben
die Sehnſucht
gegeben — —

(Fortſetzung folgt)

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsſpiegel. (Stimmungen und Verſtimmungen. Reichstag und Reichskanzler. Unſre auswärtigen Beziehungen. Die polniſche Bewegung.)

Unſre innern Zuſtände werden dem künftigen Geſchichtſchreiber manches Rätſel aufgeben. Alle Vorausſetzungen nationaler Größe ſind erfüllt. Eine wachſende Bevölkerung, wachſender Wohlſtand, in Wiſſenſchaft und Technik geſunder Fortſchritt und reges Leben, in der Kunſt immer noch eine achtbare Höhe, wenn wir uns auch — an den höchſten Forderungen gemeſſen — vielleicht in einem Wellental der künſtleriſchen Entwicklung befinden — alles in allem ein Zuſtand, um den uns fremde Völker beneiden, in dem ſie zum Teil ein Vorbild, zum Teil eine Gefahr für ſich ſelbſt ſehen, und der uns vor allem eine Zukunft verbürgt. Und bei alledem ein Mißmut, eine Gereiztheit, wie ſie in den Herzen beſorgter Vaterlandsfreunde zu Zeiten des ärgſten politiſchen Niedergangs nicht ſchärfer empfunden werden könnten. Es muß alſo in dem Gang der Staatsmaſchine etwas geben, wodurch angeregte Erwartungen und Empfindungen immer wieder aus dem Gleichgewicht gebracht werden, ſodaß alles zuletzt unruhig und mißtrauiſch wird und die Gefahren und Mißſtände, an denen es zu keiner Zeit fehlt, in ſtarker Vergrößerung ſieht.

Es wäre töricht, über die Urſache dieſer weitverbreiteten Unruhe und Beſorgnis einen Schleier breiten zu wollen. Man findet ſie in den übermächtigen perſönlichen Einwirkungen, die von dem Oberhaupt des Reichs ausgehn. Bis in die ſtrengkonſervativen Reihen hinein ſpricht man heute von dem „perſönlichen Regiment“, unter deſſen Einwirkungen die Reichspolitik ſteht. Dabei iſt man heute unter unabhängigen, ruhig denkenden und warm empfindenden Männern weit entfernt, die großen und ſeltnen Vorzüge des Kaiſers zu verkennen oder zu unterſchätzen. Aber man hegt die ehrliche Furcht, daß gerade dieſe außergewöhnlichen Gaben in Verbindung mit einem hochgeſpannten Pflichtgefühl und einem ſtarken Temperament bei ſolcher Machtfülle dahin führen müſſen, daß die zur Mitwirkung notwendigen Kräfte an Bedeutung verlieren und der Irrtum entſteht, als könne ein einziger Mann auch heute noch die Laſt der Verantwortung tragen, die mit der Führung eines großen Volks und Staats verbunden iſt. Zur Beſchwichtigung dieſer Beſorgniſſe genügt nicht der Nachweis, daß die verfaſſungsmäßige Zuſtändigkeit in der Form niemals überſchritten wird. Deshalb kann doch in dem allzu ſtarken Übergewicht der Krone etwas liegen, wodurch andre legitime Einflüſſe, die das heutige Staatsleben nicht entbehren kann, mehr herabgedrückt werden, als eine reife und geſunde Nation wünſchen darf.

Die allgemeine Beſorgnis, die aus dem häufig beobachteten Eindruck der Perſönlichkeit des Kaiſers entſpringt, iſt in der letzten Zeit durch manche Vorgänge verſtärkt worden, die in ihrem innern Zuſammenhang durchaus nicht immer richtig erkannt worden ſind. Manche Kundgebungen des Monarchen, die als ein unſtetes Eingreifen in den ruhigen Gang der auswärtigen Politik und als Urſache internationaler Verſtimmungen empfunden wurden, haben in Wirklichkeit gar nicht dieſe Bedeutung gehabt; man glaubte es nur allgemein. Auch in der innern Politik wies man perſönlichen Einflüſſen eine Rolle zu, die ſie in Wahrheit gar nicht geſpielt haben. Aber es bleibt doch kein Zufall, daß gegenwärtig ganz nüchterne Leute dem nichtsnutzigſten Hintertreppenklatſch unbeſehen Glauben ſchenken. Gerade in eine ſolche Zeit, in der man die peinlichen Eindrücke von Algeciras noch nicht überwunden hatte und ſich über die Kolonialſkandale ſowie über die durch Herrn von Podbielski gegebnen Ärgerniſſe Sorgen machte, fiel nun die Abweſenheit des Reichskanzlers infolge ſeiner Erkrankung, alſo eine ſcheinbare Ausſchaltung des leitenden Staatsmanns, dem ſich

allmählich in ſteigendem Maße das Vertrauen der unterrichteten Politiker zugewandt hatte, und es ſchien, als ob im Dunkel eifrig gegen ihn gearbeitet würde. So wurde ein neues Moment der Unſicherheit in die Lage hineingetragen.

Neben dieſen beſondern Urſachen der weitverbreiteten Unruhe und Verſtimmung darf man freilich eines nicht vergeſſen, was hervorzuheben gerade um des Kaiſers willen Pflicht iſt. Die Nation konnte ſich ſo ſchnell nicht daran gewöhnen, daß die Zeiten Wilhelms des Erſten und Bismarcks vorüber ſein ſollten. Man hatte für ein gutes Recht des Volkes und für einen normalen Zuſtand genommen, was doch in Wahrheit ein Geſchenk der Vorſehung war, wie es auch dem tüchtigſten Volke nur in vielen Jahrhunderten einmal für die kurze Spanne eines Menſchenalters zuteil wird. Der Rückſchlag mußte einmal kommen und dem deutſchen Volke zum Bewußtſein bringen, daß von ihm die weltgeſchichtliche Gegenleiſtung für das Geſchenk des Genius verlangt wird. Es ſcheint, daß wir jetzt an dem Tiefpunkte dieſer Rückwirkung angekommen ſind.

Ein ſolcher Tiefpunkt pflegt aber in einer urſprünglich geſunden Entwicklung zugleich einen Wendepunkt zu bedeuten. Bisher hatten wir es mit ſtumpfer Gleichgiltigkeit oder hämiſcher Unzufriedenheit zu tun. Jetzt aber ſehen wir tüchtige Volkskreiſe ſich aufraffen und ihr Recht zur Mitarbeit fordern. Leute, die es ehrlich meinen mit allem Guten, was uns die geſchichtliche Entwicklung beſchert hat, ehrlich mit Monarchie und Verfaſſung, ehrlich aber auch mit dem Beſtreben, die im Dienſte der Allgemeinheit wirkenden Kräfte nicht nach höfiſchen, ſondern nach politiſchen Rückſichten tätig zu ſehen, haben eingeſehen, welcher Fehler in dem Schweigen, Bemänteln und Beſchönigen liegt, das nur den grundſätzlichen Feinden von Staat und Geſellſchaft zugute kommt. Beſſerung iſt nur von einer offnen und freien Kritik von nationaler Seite zu erwarten.

Dieſe Grundſtimmung war es, die im Reichstage ſchon am zweiten Tage nach der Wiederaufnahme ſeiner Verhandlungen den Anlaß gab, daß in Form einer Debatte über die auswärtige Politik des Reichs alle dieſe Fragen, deren Schwerpunkt eigentlich in der innern Politik liegt, beſprochen wurden. Es war der erſte Verſuch, der mit der Interpellation Baſſermann gemacht wurde, und er fiel nicht ganz glücklich und befriedigend aus. Die vornehme und beſcheidne Art Baſſermanns hielt ſich zu eng an das Thema, an die Tatſachen der auswärtigen Politik oder vielmehr an die Eindrücke, die dieſe Tatſachen, ſoweit ſie bekannt und erörtert worden waren, in der breiten Öffentlichkeit hervorgerufen hatten. Der Feſtſtellung und Begründung der Stimmungsmomente, auf die es in dieſem Falle beſonders ankam, wußte er nicht den rechten redneriſchen Nachdruck zu geben.

Fürſt Bülow ſelbſt konnte kein Intereſſe daran haben, dieſe Fragen mehr in den Vordergrund zu ſtellen, als es der Interpellant gewollt zu haben ſchien. Er erſchien nach ſeiner Erkrankung zum erſtenmal wieder im Reichstage; für ihn war es unendlich wichtiger, einmal überhaupt den Beweis ſeiner völlig wiedererlangten geiſtigen Friſche zu geben, und ſodann die Beunruhigungen, die in der Zwiſchenzeit wegen unſrer internationalen Beziehungen entſtanden waren, vor allem nach außen hin zu zerſtreuen. Daß es ihm nicht darum zu tun war, den heikeln Fragen des „perſönlichen Regiments“ grundſätzlich auszuweichen, zeigte er dadurch, daß er noch ein zweites mal das Wort ergriff, um dem freiſinnigen Abgeordneten Wiemer auf das zu antworten, was der Abgeordnete Baſſermann nur angedeutet hatte. So kam es aber doch, daß man in der erſten großen Rede des Fürſten Bülow etwas vermißte, obwohl ſie mit gewohnter Meiſterſchaft gehalten worden war. Der Reichskanzler wußte ſehr wohl, daß man ihn nicht angreifen wollte. Nicht einmal die Sozialdemokraten ſchienen es bei dieſer Gelegenheit ernſtlich zu wollen. Denn ſie hatten Herrn von Vollmar vorgeſchickt, und der entledigte ſich ſeiner Aufgabe ſo lahm und matt, daß man erkennen konnte, wie es ihm nur darauf ankam, ſeine

Digitized by Google

Partei nicht gerade aus der Rolle fallen zu laſſen. Fürſt Bülow hatte alſo Recht, ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die Wirkungen zu konzentrieren, die ſeine Worte im Auslande hervorrufen mußten. Daß er hierin einen vollen Erfolg erreicht hat, iſt aus den Preßſtimmen der verſchiednen Länder deutlich zu erſehen. Gewiſſe Dinge zu ändern liegt freilich außerhalb der Macht eines einzelnen Staatsmannes.

Bei ſo vorſichtiger und fein durchdachter Behandlung des rein Tatſächlichen in unſern auswärtigen Beziehungen konnte es nicht ausbleiben, daß man ſich in Deutſchland ſelbſt enttäuſcht eingeſtand: „So klug waren wir eigentlich auch vorher.“ Dem Fürſten Bülow iſt daraus kein Vorwurf zu machen. Wenn er in diskreter Weiſe nachweiſt, daß er trotz des verbreiteten Unbehagens und trotz vermeintlicher impulſiver Eingriffe ſeinen Weg zu gehn verſteht und eine gute Politik macht, ſo zeigt er damit durch die Tat — beſſer als durch vielleicht überraſchende Reden —, daß er für die gegebnen Verhältniſſe der rechte Mann an der rechten Stelle iſt.

Und das wußte auch der Reichstag recht gut; daraus erklärt ſich manches in ſeinem Verhalten. Seine Kritik wurde dadurch abgeſchwächt, daß er ſie an den Reichskanzler richten mußte, deſſen Stellung er aber doch nicht erſchüttern wollte. Der Verſuch wird hoffentlich trotzdem nicht abſchreckend wirken. Die nationalen Parteien müſſen es lernen, ihre Kritik mit Nachdruck und Würde zu üben. Dann werden ſie auch auf einen geiſtig hochſtehenden und pflichttreuen Monarchen Eindruck machen, ſonſt nicht.

Wer nun die große Rede des Fürſten Bülow genauer prüft, der wird finden, daß ſie unſre internationale Lage keineswegs ſo roſig ſchildert, wie in den Beurteilungen einzelner Tageszeitungen behauptet worden iſt. Aber man wird zugeben dürfen, daß, was an Gefahren in dieſer Lage enthalten iſt, im weſentlichen ohne Schuld der deutſchen Politik geſchah und ſchwerlich durch ſie verhindert werden konnte. Dazu kommt das Bewußtſein, daß wir dieſen Gefahren in jedem Falle auch in Zukunft trotzen können, wie wir ihnen bisher getrotzt haben. Hier iſt auch der Abgeordnete Baſſermann nicht ganz von dem Vorwurf einer kleinen Übertreibung in ſeiner ſonſt ſo maßvollen Rede freizuſprechen. Er meinte, Deutſchland ſei zur Zeit des Fürſten Bismarck im Auslande geliebt worden. Auch in der verärgerten Stimmung unſrer Tage ſollte man ſich nicht zu einer ſolchen Legendenbildung hinreißen laſſen. Deutſchland iſt niemals geliebt worden, ſeit es ein großes, mächtiges Reich, und ſeit das deutſche Volk aus einem Volke der Dichter, Denker und Träumer ein wohlhabender Träger des Fortſchritts auf allen Gebieten geworden iſt. Fürſt Bismarck hat das vielfach betont.

In unſern auswärtigen Beziehungen ſind es vornehmlich drei Punkte, die uns Beſorgniſſe erweckt haben: die Zweifel, ob der Fortbeſtand des Dreibundes für uns noch einen Wert hat, ferner die Frage, welche Nachwirkungen ſich aus der franzöſiſch-engliſchen Freundſchaft für uns ergeben, und endlich, wie ſich unſer Verhältnis zu Rußland geſtalten wird, wenn die Verhandlungen zwiſchen Rußland und England vielleicht zu dem Ziele führen ſollten, die Iſolierung Deutſchlands zu vervollſtändigen. Der Reichskanzler hat in allen drei Fragen nicht abgeleugnet, daß ſie manches für Deutſchland Bedenkliche enthalten, er hat aber dieſe Bedenken auch auf ihr richtiges Maß zurückgeführt.

Im Dreibund können wir nach wie vor auf Öſterreich-Ungarn zählen, aber es beſteht die Gefahr, daß ſich Italien zwar der Vorteile dieſes Bündnisverhältniſſes bedient, ſich aber vielleicht ſeinen Verpflichtungen zu entziehn ſuchen wird, wenn Deutſchland ſeiner bedarf. Es iſt richtig, daß Italien dieſes Bündnis mehr bedarf als wir. Darin liegt ein Vorteil für uns, der den Wert dieſes Verhältniſſes in der europäiſchen Konſtellation immer noch bedeutend genug erſcheinen läßt, um es feſtzuhalten, wenn wir auch ſtark genug ſein müſſen, um im Notfall ohne dieſe Hilfe zu beſtehn. Die geſchickteſte Politik würde an dieſem Tatbeſtand nichts

Digitized by Google

ändern können. Denn es kann immer nur das eigne Intereſſe ſein, das Italien an unſre Seite feſſelt. Eben dieſes Intereſſe aber gebietet ihm, ſich zu den Mittelmeermächten Frankreich und England ſo freundlich wie möglich zu ſtellen, zumal wenn dieſe zuſammenhalten. Die Beziehungen zu Deutſchland können nur den Zweck haben, eine Abhängigkeit Italiens zu verhindern und ihm einen Rückhalt an einer im Mittelmeer unintereſſierten Macht zu geben, die ihm zugleich die Freundſchaft Öſterreich-Ungarns verbürgt und die bedenklichen Reibungsflächen nach dieſer Seite hin glätten hilft. Aus dieſen Daten, die keine Diplomatie der Mächte und auch keine Sympathie oder Antipathie der Völker beſeitigen kann, ergibt ſich einfach für Italien die Notwendigkeit der deutſchen Freundſchaft, aber auch ihre Grenze.

Die Bedeutung der entente cordiale zwiſchen Frankreich und England iſt vom Fürſten Bülow dahin gekennzeichnet worden, daß ſie keine Spitze gegen Deutſchland zu kehren braucht, daß ſie aber ſehr wohl — wie er durchblicken ließ — eine Spitze gegen Deutſchland kehren kann. Es wird die Arbeit einer geſchickten Staatskunſt ſein, dieſe Möglichkeit zu verhindern, aber auch die Völker können viel dazu tun. Man darf wohl hoffen, daß die Verſtändigung zwiſchen dem deutſchen und dem engliſchen Volk weitere Fortſchritte machen wird. Daß wir von Frankreich vorläufig nicht zu viel erwarten dürfen, hat auch Fürſt Bülow mit großer Offenheit erklärt. Die Art aber, wie er dies tat, war ſo wohlberechnet auf die Empfindungsweiſe der Franzoſen, daß er damit den beſten Eindruck in Frankreich gemacht hat. Mit derſelben Feinheit wußte der Reichskanzler die Bemerkung einzuflechten, daß es gerade die entente cordiale den Franzoſen wünſchenswert machen müſſe, daß England freundliche Beziehungen zu Deutſchland unterhalte. In Frankreich ſelbſt verbreitet ſich in der Tat die Erkenntnis: je enger die Beziehungen zwiſchen Frankreich und England, deſto mehr muß Frankreich darauf achten, daß es nicht zum Werkzeug engliſcher Verſtimmungen gegen Deutſchland wird; denn die Laſten einer „Exploſion“ würde es doch in der Hauptſache zu tragen haben.

Auch in der engliſch-ruſſiſchen Verſtändigung kann eine Gefahr für Deutſchland liegen. Aber es iſt doch auch eine falſche Vorſtellung, den Vorteil Deutſchlands darin zu ſuchen, daß der engliſch-ruſſiſche Gegenſatz, der lange Zeit hindurch das Schickſal Aſiens zu beherrſchen ſchien, dauernd aufrecht erhalten bleibe. Wir dürfen auf dieſen Gegenſatz um ſo weniger irgendwelche Hoffnungen ſetzen, je unſichrer die innern Verhältniſſe Rußlands nach wie vor ſind. Es würde eine große Kurzſichtigkeit und Torheit ſein, wenn wir unſern öſtlichen Nachbarn durch diplomatiſche Künſte daran verhindern wollten, ſich mit England über aſiatiſche Fragen zu einigen. Wir würden bei einer ſolchen Politik doch zuletzt die Zeche am teuerſten bezahlen.

Bei den Beziehungen zu Rußland ſind nicht an letzter Stelle auch die Zuſammenhänge in Rechnung zu ziehen, die wir bei der Regelung unſrer Polenfrage zu berückſichtigen haben. Das Polentum hat in der Sprachenfrage im Religionsunterricht das erſehnte Kampfmittel gefunden, ſeine nationale Sache mit einem ihm angeblich auferlegten Gewiſſenszwang in Verbindung bringen zu können. Die Frage wird nächſtens den Reichstag beſchäftigen, und ſo können wir uns noch vorbehalten, näher darauf einzugehn. Vorläufig mag nur ſo viel geſagt ſein, daß alles auf die Feſtigkeit der Regierung gegenüber der Auflehnung der polniſchen Bevölkerung ankommt. Denn ein wirklicher Gewiſſenszwang beſteht nicht; er iſt erſt zu politiſchen Zwecken konſtruiert worden, und die Regierung darf nicht darauf verzichten, dem ſchwer gefährdeten Deutſchtum in der Oſtmark einen feſten Rückhalt zu geben. Doch von manchen Einzelheiten dieſer Verhältniſſe in einer ſpätern Betrachtung!

Über den Rückgang der deutſchen Preſſe in den Vereinigten Staaten von Amerika. „Nur noch zwölf Jahre, erklärte neulich ein deutſcher Zeitungsbeſitzer in Ohio, und die deutſch-amerikaniſche Preſſe wird, vielleicht abgeſehen von der Staatszeitung in Newyork, dem Herold in Milwaukee, der Weſt-

lichen Poſt in St. Louis, der Lincoln Freien Preſſe in Lincoln, Nebraska uſw. zu erſcheinen aufgehört haben. Die Deutſchen fangen an, engliſche Zeitungen zu leſen, von den in ihrer Mutterſprache erſcheinenden wollen ſie nichts mehr wiſſen, reichsdeutſche Blätter finden keinen Eingang, die Geſchäftsleute in den verſchiednen Orten bemerken die abnehmende Zirkulation und inſerieren darum nicht oder in ungenügendem Maße. Die Inſerate müſſen aber die Zeitung bezahlt machen, die Abonnementsgelder decken nur die Ausgaben, und da es weder genügend Inſerate nach Leſer geben wird, bleibt uns nichts übrig, als die Zeitung eingehn zu laſſen."

Der Mann, der dies geſagt hat, ſchiebt wie die meiſten ſeiner Kollegen die Schuld auf das beſtändig abnehmende Intereſſe der Deutſchen an ihrer Mutterſprache, auf das Aufgehn des Deutſchtums in Nordamerika in das Yankeetum, aber er ſcheint nicht daran zu denken, daß er ſelbſt und viele andre Zeitungsbeſitzer mit für dieſe Zuſtände verantwortlich ſind.

Die Stützen des Deutſchtums in der Union ſind die deutſchen Vereine, die Preſſe, die deutſchen Theater, die deutſchen Schulen und vor allen Dingen die deutſchen Kirchen, einerlei was für einer Konfeſſion ſie angehören, ob katholiſch, ob methodiſtiſch oder lutheriſch. Sobald dieſe Pfeiler untergraben werden, gehn die Deutſchen in dieſem Lande unter, und die Pfeiler ſind ſchon untergraben. Der Einfluß, den die deutſche Kirche auf das Deutſchtum ausübt, kann gar nicht hoch genug geſchätzt werden. Während die Deutſchen im Verkehr mit ihren Mitmenſchen engliſch ſprechen, wird in der Kirche Gottes Wort in deutſcher Sprache gepredigt, deutſch gebetet und in deutſcher Sprache geſungen. Die deutſchen Geiſtlichen, insbeſondre die katholiſchen, halten deutſche Schule, und die katholiſche Kirche hat im Durchſchnitt für die Aufrechterhaltung der deutſchen Sprache in Amerika bedeutend mehr getan als die lutheriſche, methodiſtiſche und baptiſtiſche zuſammen. Es mag ja Ausnahmen geben, wo in einigen Orten lutheriſch-deutſche und andre Gemeindeſchulen beſtehn und gepflegt werden, aber im Grunde genommen fangen die lutheriſchen Geiſtlichen leider an, in der Kirche immer mehr der engliſchen Sprache den Vorzug vor der deutſchen zu geben. „Die Jungen wollen Predigten in engliſcher Sprache hören, erklärte neulich ein bekannter deutſcher Paſtor, und darum muß ich engliſch predigen, weil man mich ſonſt entlaſſen wird." Der Mann iſt ein guter Deutſcher, ſeine engliſche Ausſprache iſt mangelhaft, aber er predigt jetzt engliſch!

Viele Zeitungen ſind daran geſcheitert, daß ſie die Kirche beſchimpften und deshalb ihre Abonnenten verloren. Andre ſind infolge ihrer ungenügenden Unterſtützung des Vereinsweſens in Amerika zugrunde gegangen. Die Herausgeber berechneten für jede Vereinsnotiz ſo und ſoviel, und als die Vereine ſich darüber beſchwerten, zuckten ſie die Achſel. Nun gingen die Vereine zu einer engliſchen Tageszeitung, die die deutſchen Vereinsfeſtlichkeiten ausführlich und gratis zu beſprechen verſprach, vorausgeſetzt, daß die Mitglieder abonnierten. Und alle abonnierten auf die engliſche Zeitung, die deutſche wurde abbeſtellt. Die deutſche Zeitung hatte bald keine Leſer mehr und mußte das Erſcheinen einſtellen.

Ein weiterer Umſtand, der für die deutſchen Zeitungen nachteilig iſt, liegt darin, daß ihr Preis zu hoch iſt. Die engliſchen Blätter koſten den vierten Teil, und dabei haben die deutſchen Zeitungen in der Regel nur einen ungenügend bezahlten und überlaſteten Berichterſtatter, die engliſchen Konkurrenzzeitungen deren ſechs bis fünfzehn. Fünfzehn Reporter bringen natürlich mehr Nachrichten als einer, die Deutſchen finden dies bald heraus und nehmen die engliſchen Zeitungen, weil dieſe den vierten Teil koſten, ſtatt acht Seiten täglich deren ſechzehn bis zwanzig oder mehr bringen, und weil die engliſchen Blätter vor allen Dingen die Neuigkeiten enthalten. Was geben die deutſchen Arbeiter auf geiſtreich geſchriebne Leitartikel! Die wollen die Stadtneuigkeiten haben, und die haben die deutſchen Zeitungen entweder nur ganz kurz, wenn ſie ſie überhaupt haben, oder ſie haben ſie ungenau.

Digitized by Google

Und dann beklagen ſich die Verleger, daß es mit dem Deutſchtum zurückgeht. Sie ſind ſelbſt ſchuld daran. Ein Beweis, daß ſich eine billige deutſche Zeitung großartig bezahlt macht, iſt die Lincoln Freie Preſſe, die nicht weniger als 250000 Leſer hat, meiſt deutſche Farmer. Die Inhaber ſind vermögend. Sie haben verſtanden, eine ebenſo intereſſante wie billige Zeitung herauszugeben, die andern Zeitungsbeſitzer nicht. Wer in Amerika auf der Höhe bleiben will, muß ſich den Zeitungsverhältniſſen anpaſſen, muß gerade ſoviel wie die engliſchen Blätter bieten. Daß dies der Fall ſein kann, beweiſt auch die Newyorker Staatszeitung, ein Muſterblatt im wahren Sinne des Wortes.

Um ſich über Waſſer zu halten, haben manche deutſche Zeitungen leider zu einem Schwindelſyſtem gegriffen. Die Amerikaner lieben „behumbugged“ zu werden, und die deutſchen Zeitungen — mit Ausnahme der gut gehenden — verſtehn dieſes ausgezeichnet. Sie geben z. B. ihre Leſer auf 5000 an, während ſie in Wirklichkeit nicht mehr als 400 haben. Auf die Dauer kann man auch in Amerika nicht lügen, und ſo kommt es, daß gerade durch dieſe Schwindeleien über die Angabe der Zirkulation das Anſehen der deutſchen Zeitungen leidet.

In vielen Fällen hat auch die politiſche Ungeſchicklichkeit der deutſchen Zeitungen dazu beigetragen, ihnen ihre Leſer zu entfremden. Sie haben teils für die Demokraten, teils für die Republikaner zu ſtark Partei genommen, und die Deutſchen leſen dann lieber eine parteiloſe engliſche Zeitung.

Sind alſo die deutſchen Zeitungsverleger in der Union größtenteils an ihren Mißerfolgen ſelbſt ſchuld, ſo verlangt es doch die Gerechtigkeit, auszuſprechen, daß der Hauptgrund für den ſchwindenden Einfluß ihrer Preſſe in Umſtänden außerhalb ihres Bereichs zu ſuchen iſt. So wie die Verhältniſſe jetzt liegen, iſt der Konkurrenzkampf der deutſchen und der engliſchen Preſſe in den Vereinigten Staaten der Kampf der Maus mit dem Elefanten. Iſt doch die auswärtige Nachrichtenquelle, aus der deutſche und engliſche Zeitungen in gleicher Weiſe ſchöpfen, engliſch, alſo faſt immer zum Nachteil der Deutſchen gefärbt und entſtellt. Nur die Newyorker Staatszeitung hat ihren eignen täglichen Kabelbericht aus Berlin. Die amerikaniſche Aſſociated Preß iſt allerdings nicht deutſchfeindlich, aber Dementis der boshaften engliſchen Hetzlügen bringt ſie niemals. So lange ſich alſo die deutſche Reichsregierung nicht entſchließt, einen eignen Nachrichtendienſt für alle deutſchen Blätter des Auslandes zu organiſieren, wird es dieſen ganz unmöglich ſein, ihren Leſern zuverläſſige Berichte über ihre Heimat zu liefern. Deutſchland hat jetzt zwei Kabel nach Newyork, aber die logiſche Schlußfolgerung daraus zu ziehen und dieſe Kabel zum Kampfe gegen die fremden Hetzlügen über uns in Amerika zu benutzen, iſt der Regierung bis jetzt leider noch nicht eingefallen. Und doch würde einzig und allein ein ſolches Vorgehen die deutſche Preſſe in Nordamerika auf eigne Füße ſtellen und lebensfähig machen können.

Vier Biographien. Der Kirchheimſche Verlag in München überſendet uns vier im vorigen Jahre erſchienene Bände ſeiner reichilluſtrierten Weltgeſchichte in Charakterbildern (herausgegeben von Franz Kampers, Sebaſtian Merkle und Martin Spahn). Eine Weltgeſchichte in Biographien ſetzt voraus, daß man ſich zur Heroentheorie bekennt, und Karl Ritter von Landau ſagt das in ſeinem Prinz Eugen ausdrücklich: ohne die Entſcheidungen, die Prinz Eugen durch ſeine Siege herbeigeführt hat, würde die Geſchichte Europas ohne Zweifel ein wenig anders verlaufen ſein. Die Geſchichte dieſes Helden iſt der Hauptſache nach Kriegsgeſchichte, und die übrigens geſchickt eingeflochtnen Betrachtungen über die Kunſt und Wiſſenſchaft der Zeit, über das Hofleben und ſonſtige Kulturerſcheinungen nehmen nur einen beſcheidnen Raum ein. In viel höherm Maße hat Max Janſen ſeinen Kaiſer Maximilian I., der ja auch hierfür geeigneter war, zu einer Geſchichte des ganzen Zeitalters geſtaltet, ſodaß dieſer Band das Wagnis,

Digitized by Google

die Weltgeſchichte in eine Reihe von Biographien aufzulöſen, einigermaßen rechtfertigt. Hier nimmt die Geſchichte des Helden nur den kleinern Teil des Raumes ein; der größere Teil erzählt die Geſchichte der deutſchen Territorien in Maximilians Zeit und berichtet über Reichs- und Kirchenreform, Kunſt und Wiſſenſchaft, Schulen, Humanismus, Bauern und Ritter, Städte, Wirtſchaftsleben, die Kindheit des Kapitalismus. Die Anſicht Sombarts, heißt es da unter anderm, daß der mittelalterliche Geldreichtum aufgeſpeicherte Grundrente geweſen, aus dem Verkauf und der Verpachtung ſtädtiſchen Bodens entſtanden ſei, „dürfte in dieſer Allgemeinheit als widerlegt gelten. Der größere Teil der Kapitalvermögen iſt in Gewerbe und Handel erworben worden.“ In der Einleitung wird konſtatiert, daß die Anſchauung, als ob die Reformation den hellen Tag gebracht habe, während das ganze Mittelalter in Nacht gehüllt geweſen ſei, heute als überwunden gelten könne; man erkenne an, daß ſich die europäiſche Menſchheit vor dem Jahre 1517 nicht weniger ſtetig fortentwickelt habe als nachher. Das iſt richtig. Unter den Urſachen der Verderbnis der Kirche jedoch, die der Verfaſſer anführt, fehlt gerade die Haupt- und Grundurſache, die freilich ein katholiſcher Autor nicht erkennen darf: daß das mittelalterliche Ideal auf einem irrigen Glauben beruhte. Weil die Forderungen, die ſich aus dieſem Ideal ergaben, unerfüllbar waren, ſah man ſich im Ethiſchen wie im Politiſchen zur doppelten Buchführung genötigt, überließ ſich ſkrupellos den Naturtrieben und den weltlichen Intereſſen und ſchob der Hierarchie die Aufgabe zu, mit ihren vermeintlichen Gnadenmitteln die Abweichungen der irdiſchen Rechnung von der himmliſchen auszugleichen. — Von populären Darſtellungen aus den hinlänglich durchforſchten und bekannten Gebieten der politiſchen, der Kultur- und der Wirtſchaftsgeſchichte darf weder verlangt noch erwartet werden, daß ſie die Wiſſenſchaft mit neuen Tatſachen bereichern. In der Kunſtgeſchichte dagegen, wo es ſich weniger um Tatſachen als um Auffaſſung und Deutung handelt, kann auch der Populariſierer ſo manches ſagen, was vor ihm noch niemand geſagt hat, und Fritz Volbach ſcheint mir in ſeinem Beethoven vielfach originell zu ſein. Muſiker von Fach mögen entſcheiden, ob der Verfaſſer mit der Art, wie er die Muſik in die allgemeine Kulturentwicklung eingliedert, wie er die Klaſſizität definiert, das Richtige getroffen hat, ob Paleſtrinas Kompoſitionen dem romaniſchen, die von Johann Sebaſtian Bach dem gotiſchen Stil entſprechen, und ob es wahr iſt, daß Mozarts Polyphonie zum Homophonen und zur Sonatenform, Beethoven zur Polyphonie und aus der Sonate hinausſtrebte. Intereſſant iſt der Nachweis, wie Beethoven Themen von Clementi, Haydn und Mozart verarbeitet hat. — Seitdem Sabatier den Heiligen von Aſſiſi als den erſten Vertreter des modernen Subjektivismus in der Religion und als ein Opfer der Hierarchie dargeſtellt hat, iſt dieſer der Liebling unſrer unkirchlichen Neumyſtiker geworden. Guſtav Schnürer hat es unternommen, in ſeinem Franz von Aſſiſi das wertvolle Beſitzſtück für die Kirche zurückzuerobern. Nur durch objektive und nüchterne Darſtellung. Einer Polemik, die beleidigen könnte, enthält er ſich möglichſt, ſchon aus perſönlicher Verehrung für Sabatier, mit dem er zweimal zuſammengetroffen iſt, und der ihm Gefälligkeiten erwieſen hat. Die Wahrheit wird wohl, wie gewöhnlich, in der Mitte liegen, und zwar ein bißchen mehr auf Sabatier zu. Daß Franziskus an den perſönlichen Gott und an den Gottmenſchen geglaubt hat, mit dem er in echt mittelalterlicher Naivität und Inbrunſt verkehrte, daran kann ja natürlich nicht gezweifelt werden. Aber darin erſchöpft ſich doch nicht das Weſen des römiſchen Katholizismus. Wenn Schnürer ſelbſt ſchreibt: „ſein Gottesdienſt iſt höchſte, perſönliche Anhänglichkeit“, ſo muß er ſich doch ſagen, daß dieſer Gottesdienſt der Hierarchie nicht genügt. Dieſe fordert vor allem, daß der Gläubige die Kirchengebote beobachte, die die Teilnahme an dem äußerlichen Gottesdienſte vorſchreiben. Franz von Aſſiſi iſt nicht Prieſter geworden. Hätte er den Begriff von Prieſtertum und Meſſe gehabt, den die Kirche lehrte, ſo hätte er ſicherlich die Prieſterweihe

Digitized by Google

empfangen; wie hätte ſich einer, der ganz in Religion lebte und dabei an die Gnadenmittel glaubte, die beiden gewaltigſten Gnadenmittel entgehn laſſen können: die Prieſterweihe und die durch ſie verliehene Vollmacht, täglich das Meßopfer darbringen zu können. Und wie unhierarchiſch — ſogar unapoſtoliſch, findet Schnürer — iſt das Widerſtreben gegen eine feſte klöſterliche Organiſation ſeiner Jünger! Daß ſich Franz ſeines Gegenſatzes zum offiziellen Kirchentume nicht bewußt wurde, iſt nicht zu verwundern. Verſtandesmäßige Behandlung der Dogmen hat ihm, dem verzückten „Idioten" — einen Idioten nannte er ſich ſelbſt, und zwar, ſofern man mit dem Worte keinen gehäſſig verächtlichen Sinn verbindet, mit Recht —, ganz fern gelegen. Wie hätte er dazu kommen ſollen, Dogmen, gelehrten Spitzfindigkeiten zu widerſprechen, die gar nicht in ſeinen Geſichtskreis traten? Die Stigmata werden, ſoviel wir ſehen können, jetzt auch von den proteſtantiſchen Hiſtorikern als nicht zu beſtreitende Tatſache hingenommen. Schnürer hält natürlich auch an ihrem Wundercharakter feſt. Er zitiert folgenden Satz aus einer Etude médicale von Th. Coielle: Il ne nous reste donc plus, avouons-le très humblement, en présence de faits que la science ne pourra jamais expliquer, qu'à reconnaître l'intervention d'un agent surnaturel et divin. Deutſche Ärzte glauben noch, das Wunder, durch Autoſuggeſtion, natürlich erklären zu können. Unter den lieblichen und rührenden Anekdoten, die Schnürer aus dem Leben des liebenswürdigen Heiligen erzählt, ſind zwei, die wir noch nicht kannten, und die wir mitteilen wollen, weil wir ſie beſonders ſchön finden. „Eines Tages [in ſeiner letzten Krankheit] rief Franz einen der Brüder zu ſich, von dem er wußte, daß er einſt Guitarre geſpielt hatte, und bat ihn: »Bruder, wollteſt du dir nicht heimlich eine Guitarre leihen und mir damit ein frommes Lied begleiten, das du erfinden könnteſt. Meinem Bruder Körper, der ſoviel zu dulden hat, würdeſt du damit einigen Troſt bereiten.« Der Bruder hatte das Bedenken, die die Muſik hörten, könnten es übel auslegen, und Franz erwiderte: »Alſo laſſen wir es, Bruder; denn es iſt gut, vieles zu unterlaſſen, damit die Leute nicht Anſtoß nehmen.« Aber Franz wurde für dieſes Opfer mehr als entſchädigt. In der Nacht darauf hörte er eine wunderbare Muſik, die ihn ſo erquickte, daß er meinte, er ſei ſchon im Himmel. Öfters ſang er franzöſiſche Heldenlieder, um ſich zu neuer Treue für den Herrn zu begeiſtern. Dabei nahm er wohl ein Stück Holz vom Boden auf, legte es wie eine Fiedel auf ſeinen linken Arm, ſtrich darauf mit einem Stabe und begleitete, wie ein Kind, mit ſolchem mimiſchen Spiel ſein Lied."

Die Weiterentwicklung der Binnenſchiffahrt in Deutſchland

Deutſchland kann und wird nicht ſtehn bleiben bei dem Beſchluß des preußiſchen Landtags, der den Binnenlandkanal vom Rhein nur bis Hannover bewilligt, die Verbindung von dort mit der Elbe aber abgelehnt hat. Es wird auf die Vervollſtändigung dieſes großen Unternehmens zurückkommen. Außerdem ſind neue wichtige Pläne in der Ausgeſtaltung begriffen, die ſich ohne alle Frage in naher oder doch nicht allzuferner Zeit durchringen müſſen und werden. Unſer Vaterland iſt in vieler Beziehung geradezu ausdrücklich auf die Binnenſchiffahrtsſtraßen angewieſen. Das weite norddeutſche Tiefland wäre längſt, ſchon vor der Eiſenbahnzeit, mit Kanälen durchzogen worden, wenn es nicht durch die unſelige Kleinſtaaterei zu jeder großen nationalen Tat dieſer Art außerſtand geſetzt worden wäre. Wenn das ſchon in der Zeit geſchehen wäre, als Holland ſein Kanalnetz ausbildete, ſo wäre Deutſchland wirtſchaftlich weiter, als es iſt. Jetzt muß das nachgeholt werden. Damit iſt wenigſtens der eine Vorteil verbunden, daß die neuen Waſſerſtraßen unter Anwendung der vollen Waſſerbauwiſſenſchaft und Waſſerbaukunſt hergeſtellt werden. Die kläglichen Abmeſſungen der Vergangenheit und die falſche Linienführung ſind überwundne Standpunkte. Es muß ein einheitliches Netz von Kanälen hergeſtellt werden, wie wir es öſtlich von der Elbe ſchon nahezu vollſtändig haben; es muß ſich auf den Weſten ausdehnen und den Rhein umfaſſen.

Deutſchland will und darf nicht raſten. Die Zunahme ſeiner Volkszahl ſtockt auch nicht einen einzigen Augenblick, ſie beträgt jährlich 900000 Seelen. Für dieſe muß Arbeitsgelegenheit geſchafft werden, und das geht nur auf Grund eines Warenverkehrsſyſtems, das allen Anforderungen der Neuzeit gewachſen iſt. Nur damit können wir dem Ausland eine ausreichende Konkurrenz entgegenſtellen und unſern Markt dort erhalten und erweitern. Ein Land, deſſen

Digitized by Google

Transportmaſchinerie zu viel Reibung verurſacht und deshalb zu koſtſpielig iſt, wird ſeinen Platz nicht behaupten können.

Wir bitten unſre Leſer, namentlich die etwa ſchon ſeit längerer Zeit im Auslande weilenden, oder die nicht von allen Vorgängen auf dieſem wichtigen Gebiet ausreichende Kenntnis erhalten haben, uns zu einem kurzen Rundblick zu folgen. Sehen wir uns zunächſt das Erreichte an. Es iſt ſchon nicht wenig. Sodann das Beſchloſſene und endlich das Geplante.

Eine viele Jahrzehnte lange mit der größten Sorgfalt und Wiſſenſchaftlichkeit geführte Strombauarbeit hat den Rhein zur größten, wichtigſten, befahrenſten Binnenwaſſerſtraße Europas gemacht. Bei Emmerich kamen 1904 in der Bergfahrt 25917 Schiffe von zuſammen 14605500 Tonnen Tragkraft an; in der Talfahrt 25056 Schiffe von zuſammen 14438000 Tonnen. Das ſind zuſammen 29 Millionen Tonnen angekommner und durchpaſſierter Schiffe, während der ganze Seeverkehr Hamburgs (Ankunft) gleichzeitig nur 9,6 Millionen Tonnen betrug. Bis vor kurzem erreichte die Rheinſchiffahrt in Mannheim-Ludwigshafen ihr Ende. Dort kamen 1904 zu Tal an: 12370 Schiffe von 10495800 Tonnen. In den letzten Jahren ſind dem Rhein wichtige Seitenſtraßen angeſchloſſen worden. Die Mainkanaliſation hat der Stadt Frankfurt, die früher überhaupt keine nennenswerte Stromſchiffahrt hatte, Ankünfte zu Berg von 3614 Schiffen von zuſammen 1383000 Tonnen Ladungsfähigkeit gebracht. Der Neckar iſt bis Heilbronn und in kleinerm Maßſtabe gar bis Cannſtatt kanaliſiert. Zu Berg gingen 1904 von Mannheim den Neckar hinauf 1939 (natürlich ziemlich kleine) Schiffe von zuſammen 254000 Tonnen. Sodann hat man den Rhein ſelber ſtromaufwärts bis Straßburg korrigiert und ſchon einen Verkehr von 6- bis 800000 Tonnen erreicht.

Öſtlich von der Elbe iſt der Kanal von Lübeck nach der Elbe bei Lauenburg in Betrieb geſetzt worden. Dadurch iſt Lübeck in die Lage gekommen, ſeine Binnenſchiffahrt bis Böhmen, bis Berlin und gar bis Breslau auszudehnen. Doch hat dies nicht einen ſo ſtarken Verkehr zur Folge gehabt, wie man wohl erwartet hatte. Denn der Kaiſer-Wilhelmskanal, obwohl keine Binnenſchiffahrtsſtraße, ſondern für den großen Seeverkehr beſtimmt, hat ſozuſagen Hamburg zu einer Oſtſeeſtadt gemacht. Sein mächtiger Handel überragt rechts und links alles, ſodaß auch Lübecks Holzeinfuhr nicht die erhoffte Entwicklung genommen hat. Was Hamburg ferner einen koloſſalen Nutzen gebracht hat, iſt der 1887 bis 1891 gebaute Oder-Spreekanal, der über Berlin nach der Oder führt, $2^1/_2$ Meter Tiefe und 18 Meter Sohlenbreite hat. Schiffe von 400 Tonnen fahren in aller Bequemlichkeit von Hamburg nach Breslau. Es hat ſich hier ein ganz großartiger Verkehr entwickelt.

Von 1892 bis 1899 iſt der Dortmund-Emskanal gebaut worden, eine (ſamt dem natürlichen Fahrwaſſer) 271 Kilometer lange, in der Sohle 18 Meter breite und $2^1/_2$ Meter tiefe Waſſerſtraße, die dem einſt blühenden, dann von der See abgeſchnittnen und verſchlafenen Emden abermals eine Bedeutung als Seeſtadt gegeben hat. Es iſt in ſchönſtem Aufblühen. Bis jetzt hat es das Monopol

Digitized by Google

als Seehafen des Dortmund-Emshäfenkanals. Sein Handel beſteht hauptſächlich aus Einfuhr von ſchwediſchem Erz, von Getreide und Holz für Dortmund und Umgegend. Emden möchte ſeine Monopolſtellung gern behaupten, deshalb iſt es jetzt gegen jegliche Weiterführung des Kanals, ſei es nach Weſten, ſei es nach Oſten. Früher war es ein eifriger Anhänger des Waſſerſtraßenbaus, jetzt iſt es heftig dagegen. Die Intereſſenfrage hat ſeinen Standpunkt verſchoben.

Aber indem wir nun zu den beſchloſſenen und bewilligten Waſſerſtraßen kommen, zeigt ſich uns, daß Emdens Widerſtand zu ſchwach geweſen iſt, obgleich es die agrariſchen und mancherlei ſonſtige Intereſſen auf ſeiner Seite gehabt hat. Der preußiſche Landtag hat beſchloſſen, daß ein Kanal von Herne (Dortmund-Emshäfenkanal) nach dem Rhein bei Ruhrort (40 Kilometer Länge) und ferner von Bevergern (am mittlern Dortmund-Emshäfenkanal) nach Hannover (173 Kilometer Länge) gebaut werden ſoll. Die Abmeſſungen ſind die normalen: 18 Meter Sohlenbreite und $2^1/_2$ Meter Tiefe. Alle Vorbereitungen für die Bauausführung ſind im vollſten Gange. In neun Jahren ſoll das große Werk vollendet ſein. Es wird den Rhein mit der Weſer, auch mit den Unterweſerhäfen verbinden und der herrlichen nationalen Waſſerſtraße endlich deutſche Seehäfen geben.

Der Rhein-Hannoverkanal geht bei Minden in einer Höhe von 18 Meter über die Weſer hinweg! Ein Aquädukt erſten Ranges! Um ihn zu ſpeiſen, wird bei Rinteln (oberhalb Mindens) ein Kanal von der Weſer abgeleitet und durch einen Stollen im Weſergebirge dem Hauptkanal zwiſchen Hannover und Minden zugeführt. Außerdem muß das auf dieſe Weiſe beſchaffte Kanalwaſſer dazu dienen, die höhern Haltungen des Kanals in der Nähe Dortmunds mit Durchſchleuſungswaſſer zu verſehen, weil die dortigen Flüſſe (die Lippe uſw.) nicht Waſſer genug haben. Das Waſſer muß mit Dampfkraft hinaufgepumpt werden. Selbſtverſtändlich geht dadurch, daß man den Kanal aus ihr ſpeiſt, der Weſer viel Waſſer verloren, ſodaß dieſer Strom unterhalb Mindens im Sommer eine ganz ungenügende Tiefe haben würde. Um dem zu begegnen, ſollen im obern Flußgebiet der Weſer, in den Flußbetten der Eder und der Diemel große Talſperren erbaut werden. Die der Eder ſoll 200 Millionen Kubikmeter umfaſſen, eine Waſſermaſſe, die durch eine 40 Meter hohe Sperrmauer quer durch das Edertal bei Hemmfurt (im Waldeckiſchen) in Zeiten des Überfluſſes aufgeſpeichert und in Zeiten des Mangels langſam abgelaſſen wird. Dadurch wird die Fahrwaſſertiefe der Weſer bis in die Nähe Hoyas weſentlich verbeſſert; weiter unterhalb werden Preußen bei Hoya und der Staat Bremen bei Bremen ſelbſt je eine Stromſchleuſe bauen.

Wir müſſen hier gleich auf einige Sachen übergreifen, die zwar im Projekt feſtſtehn, aber noch nicht rechtskräftig beſchloſſen ſind. Bremen zahlt zu dieſen Unternehmungen außer ſeiner eignen Schleuſe noch einen Barbeitrag von 10 Millionen Mark, jedoch nur dann, wenn ihm erlaubt wird, die Fahrwaſſertiefe der Weſer von Bremen bis zur See, die jetzt 5 bis $5^1/_2$ Meter beträgt,

auf 7 Meter zu bringen. Darein hat Preußen rechtskräftig eingewilligt. Nun mangelt aber noch die Zuſtimmung Oldenburgs, das als Uferſtaat an der Unterweſer mitentſcheidend iſt. Oldenburg ſtellt nun allerlei Bedingungen, unter denen die Erbauung eines Kanals von der Stadt Oldenburg nach dem Dortmund-Emskanal die wichtigſte iſt, und zwar verlangt es von Bremen einen Beitrag dazu. Dieſer Hunte-Emskanal wird dem Hannover-Rheinkanal eine zweite Verbindung mit der Weſer verſchaffen, andrerſeits aber den Verkehr zerſplittern und damit auf die Entwicklung der Gebühren nachteilig einwirken. Es iſt noch nicht bekannt geworden, ob Bremen hierauf eingehn wird; bis jetzt ſcheinen die Verhandlungen zu ſtocken, und damit wird noch eine der Bedingungen für den Mittellandkanal in Frage geſtellt.

Beſchloſſen iſt ferner der Großſchiffahrtsweg Berlin-Stettin. Es iſt auf dieſer 150 Kilometer langen Strecke ſchon jetzt ein Kanal vorhanden, auf dem jedoch nur Schiffe von 170 Tonnen verkehren können. Jetzt ſoll er für ſolche von 600 Tonnen eingerichtet werden, wobei die alte Traſſe nur wenig abgeändert wird. Er erhält Abmeſſungen von 20 Meter Sohlenbreite und 2,3 Meter Tiefe. Es unterliegt keinem Zweifel, daß damit Stettin wieder in den Beſitz eines ſehr umfaſſenden Handels mit Berlin kommen wird. Auch können Stettiner Schiffe dieſe Straße benutzen, um nach Breslau zu fahren, wenn der natürliche Stromlauf der mittlern Oder im Sommer nicht Waſſer genug hat. Und nicht nur das, Stettin wird dann eine leiſtungsfähige Waſſerſtraße nach der Elbe, nach Magdeburg, Böhmen, nach Hannover und weiter bis zum Rhein haben.

Beſchloſſen iſt ferner die Kanaliſation des Mains von Frankfurt bis Aſchaffenburg. Es war Bayerns lebhafter Wunſch, die Mainſchiffahrt bis Aſchaffenburg und vielleicht noch weiter auszudehnen. Man denkt ſogar auf den an Nürnberg vorbeigehenden alten Ludwigskanal zurückzukommen und über dieſe mittelalterliche Hauptſtadt Deutſchlands nach Kelheim an der Donau zu gehn. Preußen hat eingewilligt, jedoch unter dem Vorbehalt, daß die Einführung von Schiffahrtsabgaben auf den offnen Strömen — auch noch eine der Bedingungen für den Hannover-Rheinkanal — zuſtande komme. Hiermit hapert es bis jetzt immer noch. Von Aſchaffenburg bis Kelheim wären es 460 Kilometer. Das ganze Projekt wäre alſo von allen das bedeutendſte. Es liegen aber große Schwierigkeiten darin, daß auf der Hochfläche zwiſchen Main und Donau zu wenig Waſſer iſt.

Ernſtlich projektiert wird der maſuriſche Kanal, eine Verbindung zwiſchen dem Pregel (und dadurch auch Königsberg) und der maſuriſchen Seenplatte. Er verbindet den Pregel durch die Alle mit einem ganzen Komplex von Seen. Man hofft, Rußland dafür gewinnen zu können, daß es in die Fortſetzung des maſuriſchen Kanals von Johannisburg an der Südgrenze Oſtpreußens nach Nowo-Georgiewsk an der Weichſel einwillige Das würde Königsberg eine Verbindung mit Warſchau verſchaffen. Der Plan zur Erbauung des maſuriſchen

Digitized by Google

Kanals ſteht ſchon feſt und ſoll von der Regierung dem preußiſchen Landtage vorgelegt werden.

Wir kommen nun noch zu einer Gruppe von Plänen, die noch nicht vollſtändig gereift ſind, jedoch fleißig gefördert werden. Dazu gehört im Gebiet des Oberrheins zunächſt die Fortſetzung der Rheinkorrektion von Straßburg bis Baſel. Die Waſſermaſſe iſt auch hier noch groß genug, doch iſt das Strombett arg verwildert. Er ſpaltet ſich fortwährend in verſchiedne Arme, und dieſe haben meiſt nur eine ſehr zeitliche Exiſtenz, da das Hochwaſſer alte Arme durch Verkieſung abſperrt und ſich neue Bahnen bricht. Straßburg, bis wohin die Schiffahrt geht, liegt 139 Meter über dem Meere, Baſel 243. Das Gefälle beträgt alſo 104 Meter. Ob es möglich iſt, dieſen ſtarken Höhenunterſchied auf nur 120 bis 125 Kilometer Länge durch Schleuſen und Wehre zu überwinden, mag noch zweifelhaft erſcheinen. Die neuzeitliche Waſſerbaukunſt ſcheut vor einer ſolchen Aufgabe nicht zurück, doch mögen die Koſten allzuhoch werden. Natürlich wäre hier die Schweiz der Hauptintereſſent. Auch die Schiffahrt vom Niederrhein bis Straßburg ſtellt noch weſentlich höhere Anſprüche, als bis jetzt erfüllt ſind. Karlsruhe, das vom Rhein nur 6 Kilometer entfernt und in der Ebene liegt, verlangt einen Stichkanal nach dem großen Strome.

Die Moſel iſt wenig ſchiffbar. Doch glauben die Intereſſenten, dieſen Fluß nicht nur bis Trier, ſondern bis Metz ſchiffbar machen zu können, dazu die Saar bis Saarbrücken. Auch Luxemburg intereſſiert ſich lebhaft für dieſes Unternehmen. Die Naſſauer möchten die Lahn ſtromauf bis Gießen ſchiffbar gemacht haben. Ernſtliche Zuſagen hat die preußiſche Regierung ſchon den Intereſſenten der Lippekanaliſation gemacht. Dieſer Fluß wird ſicher in das Netz der deutſchen Waſſerſtraßen einbezogen werden.

Auch im Weſergebiet raſtet man nicht. Wie überall, ſo erinnert man ſich auch dort, daß einſt auch die Nebenflüſſe der Schiffahrt zugänglich geweſen waren, und daß man mit Unrecht dieſe alten Stümpfe hat verkümmern laſſen, wo es doch leicht geweſen wäre, ſie gedeihlich weiter zu entwickeln. Jetzt läßt man ſie neue Augen treiben, und ſiehe da, ſie wachſen wieder. Über Aller und Leine hatte man Brücken gebaut, als ob auf durchpaſſierende Schiffe gar kein Gewicht mehr zu legen ſei. Auch bei Mühlwehren ignorierte man ſie. Nun greift man wieder zu und findet, daß es nur geringer Nachhilfe bedarf, um die Flüſſe auch wieder der Schiffahrt dienſtbar zu machen. In Celle kommen jetzt wieder in regem Verkehr Schiffe von Bremen an. Die Kanaliſation der Leine von Hannover bis zur Mündung hätte man leicht durchgeſetzt, wenn nicht der Kanal zur Weſer der Stadt Hannover eine viel beſſere Verbindung bringen ſollte. Im Vergleich zur Elbe und vollends zum Rhein iſt der Verkehr auf der Oberweſer immer noch winzig, doch iſt er in erfreulichem Zunehmen. Unter ſtarker Beteiligung des Norddeutſchen Lloyd iſt in Münden mit den Hilfsmitteln der neuzeitlichen Technik ein Umſchlag eingerichtet worden, der die hoch am Berge liegende Eiſenbahn mit der Stromſchiffahrt verbindet. Er verſpricht guten Erfolg.

Die Kanaliſation der Fulda von Münden bis Kaſſel hat nicht ganz ſo viel gehalten, wie man ſich von ihr verſprochen hatte. Dazu haben die unglücklichen Bahnhofsverhältniſſe viel beigetragen.

Nun will man aber alles Ernſtes auch an die Kanaliſation der Werra herantreten, ein Beweis, wie der neuzeitliche Strombau ſeine Kräfte wachſen fühlt. Früher wurde die Werra regelmäßig befahren bis Eſchwege, bis Wanfried und ſelbſt bis Hörſchel, 6 Kilometer von Eiſenach. Dann iſt wie vielerorten ſo auch hier die Schiffahrt zugrunde gegangen, weil man nicht mit der Zeit fortſchreiten konnte. Die alten Schleuſen waren zu klein für neuzeitliche Schiffe, neue baute man nicht. Jetzt traut man ſich zu, nicht nur techniſch, was keinem Zweifel unterliegt, ſondern auch wirtſchaftlich die Werra ſchiffbar machen zu können. Und zwar nicht etwa bloß bis Wanfried oder Hörſchel, ſondern etwa 60 Kilometer (Eiſenbahnentfernung) weiter als Hörſchel—Eiſenach. Man glaubt bis Wernshauſen im Meiningiſchen kommen zu können, einer Eiſenbahnſtation an der Werra, die nur 7 Kilometer von Schmalkalden und 20 Kilometer von Meiningen liegt. Meiningen ſelbſt liegt mit 298 Meter über dem Meere zu hoch. Wernshauſen liegt auch etwa 250 Meter über dem Meere, und von hier aus geht die Werra in gleichmäßigem Gefälle bis Münden, das noch 197 Meter hat. Man denkt dies Werk durch Anlegung von Sperrſchleuſen und Talſperren überwinden zu können.

Ziemlich eingeſchlafen ſind leider die Pläne, Leipzig an die Elbſchiffahrt anzuſchließen. An der techniſchen Möglichkeit iſt gar nicht zu zweifeln. Es bieten ſich ſogar vier Wege dafür dar: der ſüdlichſte iſt Leipzig—Torgau, nur 55 Kilometer lang, jedoch an der Elbe zu weit ſtromaufwärts liegend. Der zweite, Leipzig—Wallwitzhafen, iſt 63,5 Kilometer, der dritte nach Köthen—Aken, 80,5 Kilometer, und der vierte über Halle und der zu kanaliſierenden Saale bis zu deren Mündung folgend, 130 Kilometer lang. Die preußiſche Regierung intereſſiert ſich nur für dieſen letzten Weg, der jedoch Leipzig und dem ſächſiſchen Staat nicht genehm iſt.

Mag nun das eine oder andre dieſer Projekte noch längere Zeit bis zu ſeiner Ausführung bedürfen oder gar ganz ſcheitern: es iſt keine Frage, daß ſich dieſe außerordentliche Unternehmungsluſt betätigen wird, und daß wir ihr große Werke zu verdanken haben werden. Wenn die Binnenſchiffahrt bis ins Herzogtum Meiningen gelangt oder gar bis Nürnberg, ſo liegt ihr Endpunkt recht im Herzen Deutſchlands. Das muß auf die Transportverhältniſſe und die Transportkoſten in Deutſchland geradezu umwälzend wirken.

Digitized by Google

Moritz Lazarus Lebenserinnerungen

Der Name Moritz Lazarus klang mir zuerſt im Sommer 1874 ins Ohr, als ich mit einigen Hunderten von Genoſſen bei Georg Curtius in Leipzig deſſen überaus anregende Vorleſung: „Einführung in die vergleichende Sprachwiſſenſchaft“ hörte. Da wurde Lazarus öfters genannt als der Begründer der Völkerpſychologie und als Herausgeber einer beſondern Zeitſchrift für dieſen Zweig der Philoſophie. Der Begriff der Völkerpſychologie, vorbereitet durch die Ideen Herders und durch die Arbeiten der erſten Sprachenvergleicher Bopp, Wilhelm von Humboldt, des Philoſophen Herbart und andrer, iſt 1851 zuerſt von Lazarus formuliert worden. Wenn die frühere Pſychologie die Geſetze des Denkens und das Seelenleben des Individuums beobachtet und feſtſtellt, ſo iſt Objekt der völkerpſychologiſchen Beobachtung das Geiſtes- und Seelenleben eines ganzen Volkes und ſchließlich aller Völker. Sprache, Mythus, Religion, Sitte erſcheinen dabei als Elemente des Volksgeiſtes, letztes Ziel der neuen Wiſſenſchaft iſt die Einſicht in das Weſen der Völkerindividuen und in den Aufbau der menſchlichen Kultur. Die Völkerpſychologie hat auf die verſchiedenſten Gebiete der Wiſſenſchaft und der Literatur befruchtend gewirkt, namentlich auf die vergleichende Sprachwiſſenſchaft, die Pſychologie, die Geſchichte und die Weiterbildung des Rechts, die allgemeine Kulturgeſchichte, ja ſogar auf die Entwicklung der Novelle und des Romans. Lazarus Schriften insbeſondre zeichneten ſich bei aller Schärfe der Beobachtung und bei tiefer Gründlichkeit durch eine „ſokratiſche“ Schlichtheit und leichte Verſtändlichkeit aus und haben deshalb auf breitere Kreiſe gewirkt, als man nach ihren Titeln und Stoffen vermuten ſollte. Trotzdem gehören die vergleichende Sprachwiſſenſchaft wie die Völkerpſychologie, obwohl zum Beiſpiel Wilhelm Wundt eben jetzt die reife Kraft ſeines Alters daranſetzt, noch eine „Völkerpſychologie“ zu ſchaffen, heute nicht mehr zu den beſonders blühenden Zweigen der Wiſſenſchaft. Beide haben im weſentlichen ihre Arbeit getan. An den Univerſitäten iſt mehr und mehr an Stelle des Nachſinnens über die Sprache das Studium und die genaue Erforſchung der Sprachen getreten, und die rapiden Veränderungen im Leben der modernen Völker, die den Beſtand des Volkstümlichen überhaupt bedrohten, ließen es zunächſt wichtiger erſcheinen, allerorten ſorgfältig die Reſte volkstümlichen Lebens zu ſammeln und zu regiſtrieren, anſtatt darüber zu philoſophieren, und ſo trat an Stelle der Völkerpſychologie mehr und mehr die Völkerkunde

Digitized by Google

und die Volkskunde, die ſich bei uns zum Beiſpiel in ebenſoviele Zweige teilt, als das deutſche Volk Stämme hat. Die beſten ältern Arbeiten aus dem Gebiete der Völkerpſychologie liegen in den zwanzig Bänden der von Lazarus mit ſeinem Schwager Steinthal von 1859 bis 1890 herausgegebnen „Zeitſchrift für Völkerpſychologie“ vor, deren ungeheure Stoffmaſſen durch ein von Alfred Leicht gefertigtes, das Schlußheft füllendes Regiſter erſt recht der Benutzung zugänglich geworden ſind. Aber es iſt ein Zeichen der Zeit, daß die neue Folge dieſer Zeitſchrift ſeitdem als „Zeitſchrift des Vereins für Volkskunde“ erſcheint.

Moritz Lazarus wurde am 15. September 1824 in dem an der Grenze von Brandenburg und Weſtpreußen liegenden Städtchen Filehne als Sohn eines armen jüdiſchen Volksanwalts geboren. Da die Bevölkerung des Städtchens faſt zu gleichen Teilen aus Proteſtanten, Katholiken und Juden gemiſcht war, bot ſich ihm früh Gelegenheit zur Beobachtung der dieſe Religions- und Bevölkerungsgruppen trennenden und einenden Züge. Vom Vater für den Handelsſtand beſtimmt, war er vom ſechzehnten bis achtzehnten Jahre Lehrling, dann Kommis in einem Poſener Geſchäfte; doch konnte er ſich von der intimen Beſchäftigung mit den von ihm liebevoll ergriffnen Wiſſenſchaften nicht trennen. Deshalb abſolvierte er nach zweijähriger Vorbereitung von 1844 bis 1846 die vier oberſten Klaſſen des Braunſchweiger Gymnaſiums, ſtudierte in Berlin insbeſondre Philoſophie und promovierte 1849 in Halle mit einer Abhandlung „Über äſthetiſche Erziehung des Kindes“. Seine Meiſter waren insbeſondre Hegel und Herbart geweſen, obwohl er den letztern nie perſönlich geſehen hat. Die erſte von ihm im Druck erſchienene Schrift aus dem Jahre 1850: „Über die ſittliche Berechtigung Preußens in Deutſchland“ zeigt ihn als einen jener Einſichtsvollen, die die politiſche Miſſion Preußens, die Einigung der deutſchen Stämme herbeizuführen, klar erkannt hatten. Im Jahre 1860 wurde Lazarus als Profeſſor der Pſychologie an die Univerſität Bern berufen, wo er 1863 auch das Amt des Rektors führte. Doch kehrte er 1866 nach Berlin zurück, war von 1868 bis 1872 Profeſſor der Philoſophie an der Kriegsakademie und übernahm im Oktober 1873 eine ordentliche Honorarprofeſſur an der Berliner Univerſität, die er — mit einer längern Unterbrechung — bis Oſtern 1896 ausübte. Dann ſiedelte er nach dem ſüdtiroliſchen Meran über, deſſen mildes Klima ſeiner Geſundheit beſonders zuſagte, und ſtarb dort in ſeiner „Villa Ruth“ am 13. April 1903, faſt 80 Jahre alt.

Zwei wiſſenſchaftliche Hauptwerke hat Lazarus der Welt hinterlaſſen: ſein „Leben der Seele“ und ſeine „Ethik des Judentums“. Aber ſeine Wichtigkeit für das Geiſtesleben der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts iſt nicht in dem verhältnismäßig engen Kreis dieſer Themata oder überhaupt in ſeiner ſchriftſtelleriſchen Tätigkeit beſchloſſen. Noch viel mehr hat Lazarus als Perſönlichkeit, als Menſch gewirkt: er war als einer der Begründer der Schillerſtiftung und langjähriger Leiter des Berliner Zweigvereins, ferner als einflußreiches Mitglied der Alliance israélite universelle ein uneigennütziger Förderer

Digitized by Google

humanitärer Beſtrebungen; ferner hat er es durch eine ganz hervorragende Beweglichkeit des Geiſtes, durch ein ungewöhnliches Maß von Liebenswürdigkeit und durch einen nie ermattenden Idealiſmus verſtanden, mit den verſchiedenſten Kreiſen unſers Volkes, vor allem mit einer ſehr großen Zahl ſeiner Dichter und Denker in enge, für beide Teile fruchtbare Beziehungen zu treten. Deshalb war es ein ausſichtsreiches Unternehmen, wenn ſich Lazarus zweite Gattin Nahida Lazarus und ſein früherer Schüler Profeſſor Alfred Leicht vereinigt haben, um aus den reichen Erinnerungen und Briefſchaften Lazarus eine Ausleſe herauszugeben. Der ſtattliche Band iſt eine der intereſſanteſten Publikationen des Jahres 1906 geworden.*)

Es iſt ſehr angenehm, unterhaltend und lehrreich, in dem Buche zu leſen — dafür ſorgt ſchon die künſtleriſch abgerundete Form der meiſten zwanglos aneinander gereihten Eſſays, aus denen es beſteht —, aber es iſt ſehr ſchwer, dem Buche gegenüber einen kritiſchen Standpunkt zu gewinnen. Zunächſt möchte man wiſſen, wie Frau Nahida Lazarus und Alfred Leicht die Arbeit untereinander verteilt hatten. Das Vorwort läßt uns über dieſen Punkt nicht klar ſehen; ich habe deshalb bei Alfred Leicht brieflich angefragt und erfahren, daß die erſte Faſſung der meiſten Kapitel von Frau Lazarus, die Schlußredaktion von beiden Herausgebern ſtamme. „Wir haben derartig alles gemeinſam verarbeitet, daß ſich der Anteil gar nicht mehr einem jeden zumeſſen läßt; jeder Satz iſt das Produkt unſrer Beſprechung.“ Trotzdem glaube ich mutmaßen zu dürfen, daß die Teile des Buches, die auf Erzählungen und Diktaten von Lazarus beruhen, mehr von Frau Lazarus redigiert ſind, daß aber die aus den Briefſchaften und wiſſenſchaftlichen Arbeiten herangezognen Belege und Ergänzungen mehr Alfred Leicht zu verdanken ſind. Frau Nahida Lazarus iſt offenbar eine ſehr begabte Frau (ſie hat mit zwanzig Jahren einen dramatiſchen Verſuch unter Laubes Direktion auf die Bühne des Wiener Hofburgtheaters gebracht und iſt in erſter Ehe mit dem jung verſtorbnen Feuilletoniſten der Voſſiſchen Zeitung, Dr. Remy, verheiratet geweſen). Sie hat viel Geiſt und Temperament, aber — echt weiblich — auch viel ſubjektives Empfinden in den Stoff hineingetragen; Profeſſor Leicht, der ſich ſchon durch ſehr ſorgfältige Arbeiten zur Geſchichte Meißens und durch die Ausgabe von Lazarus „Pädagogiſchen Briefen“ ſowie durch die Broſchüre „Lazarus, der Begründer der Völkerpſychologie“ bekannt gemacht hat, vertritt mehr das Prinzip der objektiven Forſchung.

Das Buch will weder ein Geſchichtswerk noch irgendwie eine Biographie des Mannes ſein, deſſen Andenken es gewidmet iſt, ſondern es ſoll vor allem die Erinnerungen feſthalten, die Lazarus von ſeinen bedeutendern Zeitgenoſſen

*) Moritz Lazarus Lebenserinnerungen. Bearbeitet von Nahida Lazarus und Alfred Leicht. Mit einem Titelbild. IV und 631 Seiten, Großoktav. Berlin, Georg Reimer, 1906. Preis ungebunden 12 Mark.

Digitized by Google

in ſeinem Gedächtnis oder in Briefen hatte. Deshalb tritt Lazarus Perſon wenigſtens äußerlich in den meiſten Kapiteln ſehr zurück. Gerade deshalb wäre es angebracht geweſen, das Buch mit einer ganz knappen, nur das Notwendigſte bietenden Lebensſkizze des Mannes zu eröffnen. Bei einer zweiten Auflage läßt ſich dieſer Mangel leicht abſtellen. Übrigens war die Aufgabe der Bearbeiter dieſer Lebenserinnerungen recht ſchwierig: es mußten Maſſen ſehr heterogenen Stoffes geſichtet und nach gewiſſen Grundſätzen verknüpft werden. Dabei iſt weder eine chronologiſche noch eine lokale noch eine perſönliche Anordnung ſtreng durchgeführt worden: neben perſönlichen Überſchriften, wie „Rückert“, „Gottfried Keller“, „Paul Heyſe“, finden ſich lokale, wie „Paris“, „Berliner Erinnerungen“ und ſtoffliche, wie „Schillerſtiftung“, „Aus der Welt des Theaters“ uſw. Nur eine böswillige Kritik kann dieſe auf den ſorgfältigſten Erwägungen beruhende Anordnung des Stoffs bemängeln. Eine noch größere, weil tieferliegende Schwierigkeit lag darin, daß die Bearbeiter zu den verſchiedenſten politiſchen und literariſchen Charakteren, zu den mannigfaltigſten äſthetiſchen und philoſophiſchen Fragen Stellung nehmen mußten.

Es iſt faſt ſelbſtverſtändlich, daß ſchon in der Auswahl des Stoffes nicht alle Wünſche erfüllt worden ſind, noch mehr werden die Charakteriſtiken der auftretenden Perſonen und manches andre gefällte Urteil hie und da Anſtoß erregen, je nach dem Standpunkte, den der Leſer mitbringt. Ich kann mich zum Beiſpiel mit den politiſchen Anſchauungen Lazarus, der ein Geſinnungsgenoſſe von Virchow und Mommſen war, nicht einverſtanden erklären; ich finde, daß gerade der Liberalismus dieſer Richtung bei aller humanitären Färbung durch ſeine Begünſtigung des Kapitalismus und Induſtrialismus dem deutſchen Volkstume die tiefſten Wunden geſchlagen hat; ferner bin ich durchaus nicht der Anſicht, daß die antiſemitiſche Bewegung des Jahres 1879 und der folgenden Jahre nur aus „krankhaften und verbrecheriſchen Umtrieben“ (S. 100) hervorgewachſen ſei. Gewiß war in dieſer Bewegung viel Unlauteres, aber ſie entſprang doch wenigſtens zum Teil einer wahren Not des deutſchen Volkes, und Lazarus hat wohl im Jahre 1887 und ſpäter, als er ſich bei den Septennatsverhandlungen von ſeinen politiſchen Genoſſen trennte und zu den Verteidigern der nationalen Ehre übertrat, genugſam an ſich ſelbſt erfahren, wie viele ſeiner Religionsgenoſſen die gegen ſie erhobnen Vorwürfe verdienten. Auch die Bearbeiter ſeiner Lebenserinnerungen mußten ſich gerade von jüdiſcher Seite die übelwollendſte und boshafteſte Kritik gefallen laſſen. Aber obwohl man ſich nicht jedes der in dem Buche geäußerten Urteile zu eigen machen kann, ſo darf doch zweierlei keinen Augenblick verkannt werden: erſtens, daß Lazarus eine nicht nur reich begabte, ſondern auch durchaus edle, einwandfreie, nach den höchſten Idealen ſtrebende Perſönlichkeit war, und zweitens, daß die beiden Bearbeiter ſeiner Lebenserinnerungen in ſtaunenswertem Fleiße und wohlgeordneter, gefälliger Darſtellung ein Werk geſchaffen haben, für das ihnen der Dank aller gebildeten Deutſchen gebührt. Vor der Fülle des uns hier dar-

Digitized by Google

gebotnen intereſſanten Stoffs für die Erkenntnis des deutſchen Geiſteslebens in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts muß jeder kleinliche Tadel verſtummen.

Kein ſchöneres Eingangskapitel konnte für Lazarus Lebenserinnerungen gewählt werden als das über Rückert. Es führt uns in das „Gehäuſe ſeines Daſeins“, in das Idyll ſeines Gutes Neuſeß bei Koburg und zeigt uns darin den Dichter im Kreiſe der Seinen in Bildern und Szenen, die uns anmuten wie Grüße aus einer vergangnen, ſchönern Welt. Man begreift, daß ein ſo naturwüchſiger Charakter in Berlin nicht Wurzel faſſen konnte, man freut ſich, daß der Lieblingswunſch des greiſen Rückert, ſeine „Freudenfrohburg, Ehrenburg und Reſidenz“, das iſt Neuſeß:

Wo ich, was ich ſtrebt, erſtrebte,
Wo ich, was ich ſang, erſang,
Meinen Liebesfrühling lebte,
Meinen Liebesfrühling ſang,

möge der Familie erhalten bleiben, durch die Hilfe werktätiger Freunde, unter denen Lazarus nicht der letzte war, in Erfüllung gegangen iſt, und man genießt nach ſolcher Stimmungsbereitung am Schluſſe das tief gegründete Urteil des Völkerpſychologen über den Dichter: „Rückert hat ſeine ganze Welt poetiſch verklärt, er hob die ganze Erde in den Himmel der Poeſie: er lohnt dem Vogel im Käfig den Geſang mit ſeinem Liede, er beſingt den Weinberg, den er gepflanzt, das Kind, das geboren wird, und das der Ewigkeit zurückgegebne, jede ſchöpferiſche Leiſtung, jedes Volk. Wäre alles Gedächtnis der Menſchheit verlöſcht und ſeine Werke blieben: man würde den großen Gang der Geſchichte und ihre Höhe darin erkennen und von allem Hohen und Tiefen ein Zeugnis darin finden.“

Das Gottfried Keller gewidmete Kapitel hat ſeinen Hauptreiz in zwei ſehr charakteriſtiſchen Briefen des Schweizer Dichters, die hier zum erſtenmale mitgeteilt werden, und in der anmutigen Erzählung, wie der Schluß der Kellerſchen Novelle: „Das Fähnlein der ſieben Aufrechten“, die vielleicht Kellers beſte Novelle iſt, im Jahre 1860 am Vorabende des Churer Eidgenöſſiſchen Geſangsfeſtes durch Lazarus Verdienſt noch rechtzeitig zuſtande kam, damit ſie den Jahrgang 1861 von Berthold Auerbachs Volkskalender zieren konnte.

Das dritte Kapitel bringt Erinnerungen an Berthold Auerbach, der vor kaum einem Vierteljahrhundert (1882) geſtorben, heute ſchon viel von ſeiner frühern Popularität eingebüßt hat. Die zahlreichen uns mitgeteilten Briefe an Lazarus zeigen den unermüdlichen Schriftſteller, der die Kluft zwiſchen den Gebildeten und dem Volke, zwiſchen Judentum und Chriſtentum durch eine allen Kreiſen verſtändliche Erzählungsliteratur zu verringern ſuchte, vorzugsweiſe als einen weich und warm empfindenden Menſchen, der ein ausgeſprochnes Bedürfnis nach Freundſchaft in ſeinem Herzen trug und ſich eben deshalb an den willensſtarken Lazarus anrankte wie der Weinſtock an die Ulme. Seit 1855 war

Digitized by Google

Lazarus der Ratgeber und Kritiker bei faſt allen ſeinen dichteriſchen Arbeiten, dem er ſeine Schöpfungen „ſowohl in bezug auf die Kompoſition als auf den Stil“ im Manuſkript zur Durchſicht ſchickte.

Weit umfangreicher und aktueller iſt der Eſſay über Paul Heyſe, da er einen der beliebteſten noch lebenden Dichter betrifft. Lazarus, obwohl ſechs Jahre älter, war mit ihm durch eine bis in die Studentenzeit zurückreichende tiefe und innige Freundſchaft verbunden. Lazarus war der verwitweten Mutter Heyſes ein treuer Berater, dem ſchwachſinnigen Bruder Vormund, vor allem aber für Paul Heyſe ſelbſt wohl der einflußreichſte Kritiker und Förderer bei ſeiner ganzen reichen dichteriſchen Produktion. Oft lieſt Lazarus die Korrekturbogen der Novellen und Romane des Freundes, oft treffen ſie zu mündlicher Ausſprache über ſolche Stoffe zuſammen: „Einigemal war es das reizende Grimma, das die beiden Freunde an ſchönen Sommertagen zuſammen ſah. Hier, in den freundlichen Anlagen an der Mulde — wie zwei heimlich Liebende ſich treffend und begrüßend — wurden Heyſeſche Manuſkripte, die Lazarus ſchon in Leipzig durchgeleſen und durchgedacht hatte, gemeinſam nun auch durchgeſprochen (ſo zum Beiſpiel »Die Kinder der Welt«).“ Die Briefe Heyſes, aus denen die Herausgeber den reichen Stoff geſchöpft haben, zeigen den Dichter von einer neuen Seite, als einen Meiſter des Briefſtils. Wie der große Meiſter des antiken Briefs, Cicero, in ſeinen Freundesbriefen, weiß er in einer wohltönenden, faſt muſikaliſchen Sprache die tiefſten Saiten ſeines Herzens erklingen zu laſſen, in anmutigſtem Geplauder von Menſchen und Dingen in buntem Wechſel zu ſprechen, die dunkelſten Probleme zu beleuchten, die ſchwerſten Schickſale durch Mitteilung zu erleichtern. Wir ſchauen durch dieſe Briefe, die doch wahrlich in ihrer ungeſchminkten Offenheit nicht für die Öffentlichkeit geſchrieben waren, tief hinein in Heyſes innerſtes Seelenleben, und wir freuen uns um ſo mehr, auf dem Grunde dieſer Seele ſoviel Anmut und reine Menſchlichkeit zu ſehen. Und wie wertvoll iſt es für uns, die ganze den Dichter umgebende Welt, vom Bauführer, der ihm ſein Wohnhaus in München baut, bis zum genialen Maler Franz Lenbach in dieſem reinen Spiegel heller und klarer zu ſchauen! Ich kann es mir nicht verſagen, einige Proben von Heyſeſcher Briefkunſt hier einzufügen. Zur Begleitung einiger neuen Geiſteskinder, die Lazarus zur Begutachtung vorgelegt werden, ſchreibt er: „Die ſanften Worte aus Deiner Kehle, Geliebteſter, ermutigen mich zu dem heimtückiſchen Beginnen, Dich Wehrloſen abermals zu überfallen. Beifolgende Geſchichte hat ſo lange im Mutterſchoß meiner Phantaſie gelegen, daß ich fürchtete, ſie möchte am Ende als ein übertragnes Kind ans Licht treten, und ſie darum mit Zangen herausholte, obwohl mir nicht ganz geheuer dabei war. Denn trotz der langen Zeit ſcheint mir dies und das noch nicht ausgedacht, und da ich die Blätter endlich wieder durchlas, hatte ich eine ſo unſichere Empfindung, daß ich gern hörte, ob es ein mißartetes, totgebornes Geſchöpf ſei, was ich da auf meinen Knien ſchaukle. Ich habe die ſeltſamſte Stockblindheit über mein eignes Blut, die einem eintägigen Hündlein Ehre

machen würde. Manchmal iſt mir das Verfehlteſte als mein Allerbeſtes erſchienen und ganz wackere Leiſtungen höchſt armſelig.“ Als Heyſes Haus faſt fertig iſt, ſchickt ihm Lazarus zur Ausſchmückung des Salons einen prachtvollen Smyrnateppich. Seine Einfügung in den Haushalt ſchildert Heyſe mit faſt dramatiſcher Kunſt: „Als ich vor vierzehn Tagen einmal im Hauſe nachſah, lag im Flur eine feſtumſchnürte Rieſenſchlange, die ſechs Männer zu ſchleppen gehabt hatten. Ich habe meinem Gelüſt, mich an ihrer bunten Haut zu weiden, tapfer widerſtanden, um ſie ſtaublos und unverblichen überkommern zu laſſen. Nun iſt aber der Diener angewieſen, ſie im Feſtgemach auszubreiten, und die erſten Füße, die ſie treten werden, ſollen die meiner eignen Gebieterin ſein.... Wie die Hausfrau dann heimkehrte, und ich ſie, ohne ein Wort zu ſagen, an das Ufer des Smyrnaer Meeres führte, und ſie nun mit einem Ach! des Entzückens ihren kleinen Fuß in die dunkelgrünen Wellen ſetzte und in der Mitte angelangt ausrief: Hilf, hilf, ich verſinke! — dieſe Szene würdig zu ſchildern, wäre eine ſchwere, aber lohnende Aufgabe für meine Feder geweſen, obwohl ich nicht wie Lord Byron ſagen kann: description is my force.... Der biedre Braun, unſer Bauführer, ſperrte Mund und Naſe auf, als er dieſe Pracht erblickte. Nie in ſeinem Leben hat er desgleichen geſehen. In der Tat iſt in ganz Bayern wohl kein zweiter anzutreffen, da wir ein armes aber ehrliches Volk und der Wohllüſte des Nordens noch ungewohnt ſind. Nun wird mein Kredit zwar nicht wenig wachſen, wenn die Mär von dieſer Üppigkeit erſt durch die Stadt läuft. Zugleich aber wird man mich für einen kleinen Kröſus halten und mich von allen Seiten mit doppelter Kreide bedienen.“ Bei einem Beſuche in München hatte Lazarus Lenbach gebeten, ihn zu malen, und hatte ihm geſeſſen. Von den Fortſchritten des Bildes meldet Heyſe: „Bei Lenbach habe ich neulich zwei Stunden malen helfen. Er hatte ſeiner löblichen Gewohnheit gemäß richtig wieder das Bild ganz von friſchem angefangen, in kleinerm Format, Bruſtbild, lange nicht ſo glücklich und ſo ſelbſtverſtändlich wie nach der Natur, aus purer Rock- und Hoſenfurcht! Ich ruhte nicht eher, bis er wieder die alte Tafel auf der Staffelei hatte, den unruhigen Hintergrund ins gleiche und alles in eine klare Geſamtſtimmung gebracht hatte, die ihn nun ſelbſt ergötzte. Denn dieſe paar Stunden ad vivum haben doch das Weſentliche von Deinem lieben Ich bereits offenbart, weit ſchlagender als die ſpätere Leinwand. Nun wird es dabei bleiben.“

Bis in die achtziger Jahre hinein bleibt das ſchöne Verhältnis zwiſchen Lazarus und Heyſe ungetrübt. Jede Falte ſeines Seelenlebens breitet der Dichter vor dem Philoſophen aus, auch die düſtern Regungen der „Selbſtgeringſchätzung“ und des Weltſchmerzes werden ihm nicht verborgen. Und wie dankbar iſt Heyſe für die Tröſtungen, die ihm zuteil werden: „Es gehört einmal zu meinem Glücksetat, von Euch überſchätzt und verzogen zu werden — und da ich, ſoviel ich weiß, im Laufe der Jahre nicht ſchlechter oder auch nur eitler dadurch geworden bin, im Gegenteil dieſer Zeugniſſe aus Eurem überfließenden Gnadenſchatz

bedarf, um ein gutes Zutrauen zu mir ſelbſt zu behalten, mags in Gottes Namen fortgehen." Ein andermal unterſchreibt Heyſe einen glühenden Dankbrief „Euer urewiger Paul Heyſe" — und doch iſt es ihm und Lazarus nicht beſchieden geweſen, ihre tiefgegründete Freundſchaft bis ans Lebensende fortzuſetzen. Lazarus Lebenserinnerungen enthalten nur Andeutungen über die Gründe der Entfremdung, die noch in den achtziger Jahren zwiſchen den beiden Freunden Platz griff, und in Heyſes „Jugenderinnerungen und Bekenntniſſen" (1900) kommt der Name Lazarus überhaupt nicht vor. Tragiſch aber iſt es, daß auch kurz vor Lazarus Tode (1903), als dieſer ſchwerkrank in Meran und Heyſe auf dem nahen Schloſſe Labers weilte, keine Ausſöhnung zuſtande kam. Heyſe ſelbſt wird wohl mit wundem Herzen die eigenhändigen Zeugniſſe ſeiner Neigung zu Lazarus in deſſen „Lebenserinnerungen" wieder geleſen haben — aber jedem Verſtändigen wird es fern liegen, ſeine Zurückhaltung, auch dem ſterbenden Lazarus gegenüber, zu tadeln. Freundſchaft iſt ein ſo zartes Gewächs, daß es nicht einmal das Urteil Dritter verträgt. Aber vielleicht kommt dem bei Gardone am Gardaſee ſiedelnden Dichter angeſichts der Liebeswerbung, die die Veröffentlichung ſeiner Briefe an Lazarus noch im Namen des Toten darſtellt, doch der Gedanke, uns mit den an ihn gerichteten Briefe des Philoſophen zu beſchenken.

Die folgenden Kapitel zeigen weniger Einheitlichkeit wegen der großen Zahl der darin auftretenden Perſönlichkeiten, auf die ſich unſer Intereſſe verteilt — zählt doch das Perſonenregiſter des Buches etwa fünfhundert Namen —, aber immer bleibt die Darſtellung auf der Höhe und bereichert unſer Wiſſen von den führenden Perſönlichkeiten der Zeit durch charakteriſtiſche Züge und wertvolle Einzelheiten. Beſonders anziehend wird die Gründungsgeſchichte der Schillerſtiftung erzählt. Sie ging von Sachſen, ſpeziell von Dresden aus, wo der Boden für ein Wiederaufleben deutſchen Geiſtes durch die Tätigkeit der Romantiker und ihrer Nachfolger bereitet war. Das ganze künſtleriſche und dichteriſche Dresden der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts mit den Geſtalten eines Gutzkow, Auerbach, Hettner, Julius Hammer, Otto Ludwig, Theodor Hell, Ernſt Rietſchel, Wilhelm Wolfſohn, Bogumil Dawiſon u. a. wird in dieſen Blättern lebendig, ganz beſonders treten die markigen Figuren des Majors Serre auf Maxen (1789 bis 1863), eines ehemaligen freiwilligen Jägers von 1813, verdienſtvollen Philanthropen und Veranſtalters der Schillerlotterie, und des ehemaligen ſächſiſchen Kultusminiſters Eduard von Wietersheim (1787 bis 1865), der 1814 mit dem Banner der freiwilligen Sachſen zu Felde gezogen war, hervor. Er erklärte die Rede, die Lazarus nach der Begründung der Schillerſtiftung beim Feſtmahl in der Dresdner Harmonie gehalten hatte, für das Bedeutendſte, was bei dieſer Gelegenheit geſagt worden war. Überdies war Lazarus auch die wohltätige Erweiterung des Paragraphen 1 der Stiftung zu danken; urſprünglich ſollten die Empfänger der Stiftungsgaben nur Vertreter der „ſchönen Literatur" ſein, er ſetzte es durch, daß dafür der Ausdruck „Nationalliteratur" eingeſetzt wurde,

Digitized by Google

und erläuterte dieſen Begriff als die Literatur, „die aus dem Geſamtgeiſt der Nation, aus der Volksſeele entſtammt und wiederum auf das ganze Volk zurückwirken will“. Unter Lazarus Schillerreden ragt begreiflicherweiſe die hervor, die er 1871 nach der Enthüllung des Berliner Schillerdenkmals im Arnimſchen Saale gehalten hat. Da heißt es: „Schiller iſt der Dichter deutſcher Nationalität. Kein Dichter iſt wie er Dichter der politiſchen Jugend geweſen. Zur Zeit, als er wirkte, hatte man in Deutſchland Vorrechte und Rechte, aber kein Recht, Freiheiten, aber keine Freiheit, Staaten, aber keinen Staat. Vom deutſchen Staate gilt des Dichters Spruch: »Es iſt der Geiſt, der ſich den Körper baut.« Das Wort: »Ans Vaterland, ans teure ſchließ dich an«, iſt des Vaterlandes Kraft geworden; es war der Tropfen, der den Stein gehöhlt, der Stahl, der den Funken aus dumpfem Leben gezogen. Schillers prophetiſcher Sinn wollte Deutſchland zu einem Volk von Brüdern geeint ſehen, das ſich in keiner Not und Gefahr trennen ſollte. Jene Schlagworte waren das erſte, kurze, bündige Reglement für die Reorganiſation des deutſchen Kriegsheeres.... Schillers Ziel iſt noch nicht erreicht durch die Macht, die die deutſche Nation errungen, durch die Geſtaltung, die ſie ſich gegeben; es bleibt die Erwartung, daß der Geiſt für das Ideale im deutſchen Volke nicht ſchwinde.“ Solche Worte klingen auch in unſern Seelen, ſolcher Worte bedarf auch unſre Zeit! — Wer etwa vor dreißig oder vierzig Jahren in Leipzig ſtudiert hat, wird mit großem Vergnügen den Abſchnitt „Äckerleins Keller“ leſen, in dem Guſtav Freytag (wie mir ſcheint, nicht ganz freundlich beurteilt), der Goetheforſcher Hirzel, Michael Bernays, der Phyſiolog Czermak, Georg Ebers, die Philologen Friedrich Ritſchl und Otto Ribbeck, der alte Drobiſch und der tiefſinnige Boehmianer Schulrat Graffunder den Freundeskreis bildeten. Wertvolles, ſchwer zu beſchaffendes Material zur Erkenntnis des Berliner Geiſteslebens in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts bieten die Kapitel „Tunnel und Ellora“ und „Das Rütli“. Helle, farbenreiche Bilder werden da von jenen Kreiſen entworfen, in denen ſowohl die moderne Berliner Epik eines Scherenberg, Köppen und Guſtav Wolf, der Berliner Roman eines Fontane, Heinrich Seidel, Georg Heſekiel u. a. wie die Berliner Kunſt eines Adolf Menzel, Theodor Hoſemann, Hermann Stilke, Ludwig Burger wurzelt. Nur einer kommt im Urteil der Bearbeiter ſchlecht weg: der liebenswürdige Theodor Fontane. Er wird der Undankbarkeit gegen Lazarus geziehen, dem im weſentlichen ſeine ſchnelle Befreiung aus der franzöſiſchen Kriegsgefangenſchaft zu danken war. Das vorgelegte Material genügt nicht, das harte Urteil über Fontane zu rechtfertigen. Es gibt auch eine Dankbarkeit, die nicht in hohen Worten beruht, und was S. 580 erzählt iſt, daß er, wenn Lazarus in Nizza oder ſonſtwo weilte, „regelmäßig allerliebſte Rütlibulletins ſandte, geſpickt mit Schelmereien“, das ſieht nicht wie Undank aus. Lazarus ſelbſt hat vermutlich milder über den märkiſchen Wandrer, den urdeutſchen Patrioten und erfindungsreichen Romandichter geurteilt. Wenigſtens haben die Bearbeiter der Lebenserinnerungen dafür geſorgt, daß Lazarus am Ende des Buchs als

Digitized by Google

eine durchaus abgeklärte, leidenſchaftsloſe, überall Freude und Friede verbreitende Geſtalt mit einem milden, alle Gegenſätze überbrückenden Lächeln vor unſerm geiſtigen Auge ſteht. Erkannte doch auch er in der Freundſchaft das höchſte irdiſche Gut, das dem Menſchen verliehen iſt. An den Berliner Rütlionen Karl Zöllner ſchreibt Lazarus in einem Geburtstagsbrief aus Nizza die ſchönen Worte: „Wir haben es auf ſüße Art poſitiv und auf recht harte Art auch negativ im Gemüt erfahren, daß der beſte Kern des Lebens doch nur gedeiht in der innigen Gemeinſchaft mit verehrten und geliebten Menſchen.“

Wurzen — Otto Eduard Schmidt

Vor vierzig Jahren

Erinnerungen von Otto Kaemmel

3. In Zittau beim Einmarſch nach Böhmen

Um das Nachfolgende für Fernerſtehende, die ſich dafür intereſſieren ſollten, beſſer verſtändlich zu machen und namentlich um die ſtrategiſche Bedeutung Zittaus bei dieſem Feldzuge zu erklären, dürften einige Bemerkungen am Platze ſein. Die Stadt, ihrer ganzen Anlage nach eine deutſche Gründung aus dem dreizehnten Jahrhundert, die ihr Stadtrecht vom Böhmenkönig Ottokar dem Zweiten 1255 erhielt, liegt etwa anderthalb bis zwei Stunden vom Fuße des Gebirges entfernt auf einem hochwaſſerfreien Plateau und deſſen ſüdlicher Senkung nach der Flußniederung der Mandau und der Neiße zu. Von jeher war ſie ein Straßenknotenpunkt und iſt eben deshalb an dieſer Stelle angelegt worden. Denn hier vereinigen ſich von Norden oder Nordoſten her kommend die Straßen von Löbau und von Görlitz, die beide an der alten Hohen Straße von Leipzig über Großenhain und Bautzen nach Schleſien lagen, und von denen die eine Straße durch das Frauentor im Oſten, die andre durch das Bautzner Tor im Norden in die Stadt eintritt. Nach Süden verläßt die Straße nach Böhmen die Stadt durch das Böhmiſche Tor, gabelt ſich aber in der Niederung; der öſtliche Zweig folgt der Neiße und zieht über Grottau, Weißkirchen und Kratzau nach Reichenberg, der weſtliche Zweig führt in ziemlich ſteilem Anſtieg nach dem Gebirge und durch den Paß von Lückendorf auf die nordoſtböhmiſche Hochebene, die maleriſche Phonolithkegel überragen, hinauf nach Gabel; zwiſchen beiden führen einige ſchwierige Übergänge eben dorthin. Weſtlich von der Stadt geht eine Straße bei Waltersdorf am Kegel der Lauſche über das Gebirge, weiter im Oſten tritt eine Straße bei Seidenberg, eine andre bei Markliſſa auf böhmiſches Gebiet. Schon im Dreißigjährigen Kriege war Zittau ein vielumkämpfter Platz und wurde mehrmals belagert; in den Kriegen

Friedrichs des Großen trat es weniger hervor, weil ſich die Feldzüge des Königs faſt immer nur auf Böhmen, namentlich auf Prag richteten und ihm deshalb die Päſſe des Erzgebirges näher lagen; doch erlitt es nach der Schlacht von Kolin am 23. Juli 1757 eine furchtbare Beſchießung durch die Öſterreicher, deren Brandkugeln die blühende, gewerbfleißige Stadt größtenteils in einen Trümmerhaufen verwandelten. In dem Feldzuge von 1813 beabſichtigte Napoleon von hier in Böhmen einzubrechen, wurde aber durch den Marſch der Verbündeten auf Dresden dorthin abgerufen. Wenn Zittau 1866 das Einfallstor für zwei große Armeen wurde, ſo erklärt ſich das aus dem letzten Ziele ihres Marſches, Wien, und aus der davon abhängigen Wahl der Richtung auf die Iſer und auf Gitſchin, die Moltkes Dispoſition allen drei preußiſchen Armeen vorſchrieb. Während des Feldzugs ſelbſt hatte die Stadt nur noch als Etappenort und als Ausgangspunkt der einzigen Eiſenbahn, die der preußiſchen Heeresleitung nach Böhmen zur Verfügung ſtand, Bedeutung (die Elblinie wurde durch den Königſtein geſperrt). Zu halten wäre ſie nur gegen einen Angriff von Süden her geweſen, und auch da nur vorübergehend; die alten Mauern, die noch im Siebenjährigen Kriege verteidigungsfähig ſchienen, waren längſt verſchwunden, und auch die vier alten ſchönen, maleriſchen Tore hatte eine pietätloſe, plattnüchterne Zeit ohne Not zerſtört.

Am Donnerstag, 21. Juni früh neun Uhr erſchien zunächſt abermals ein Requiſitionskommando, ein Trupp Magdeburgiſcher Huſaren. Als ſie vor dem Rathauſe aufritten, die Spitze mit dem ſchußfertigen Karabiner in der Fauſt, warfen die auf dem Markte feilhaltenden Grünzeugweiber eilends ihre ausgelegten Waren in die Körbe und fuhren ab; eine aber, die in ihrer Unſchuld die Reiter für Öſterreicher hielt, trat an einen Huſaren heran und ſagte ihm, in Herwigsdorf, eine Stunde öſtlich von der Stadt, ſtünden Öſterreicher, die die aufgeregte Phantaſie dieſer Tage bald da, bald dort ſah. Der Mann meldete dieſe an ſich nicht unwahrſcheinliche Mitteilung auf der Stelle ſeinem Offizier, und im nächſten Augenblicke jagten zwei Huſaren im Galopp über den Markt nach der bezeichneten Richtung, während die arme alte Frau zu Tode erſchrak, als ſie erfuhr, daß ſie den Preußen etwas vielleicht Wichtiges verraten habe. Die neue Forderung aber, die in der Tat bei der Iſolierung der Stadt kaum noch zu befriedigen war, gab dem Rate zu dem Beſchluſſe Veranlaſſung, noch an dieſem Tage eine Deputation an den Prinzen Friedrich Karl nach Görlitz zu entſenden, um von ihm fernere Schonung der Stadt zu erbitten. Mittag ein Uhr reiſten die drei Herren, unter ihnen mein Vater, damals Stadtverordneter, in einem Wagen des ſtädtiſchen Marſtalls ab, und ein Anſchlag des Rates teilte der aufgeregten Bevölkerung dieſe Maßregel mit, indem ſie zugleich die ſofortige Einrichtung von Suppenküchen ankündigte.

Die Deputation wurde in der Bergſchenke von den preußiſchen Vorpoſten in Empfang genommen und zunächſt nach Oſtritz zum Oberſten von Zychlinski (vom 27. Infanterieregiment) eskortiert. Da dieſer zu Verhandlungen keine

Vollmacht hatte, ſo wies er ſie weiter nach Deutſch-Oſſig an den Major von Krenski, den Chef des Verpflegungsweſens. Oberſt von Zychlinski zeigte ſich dabei von den Vorgängen in Zittau wohl unterrichtet, ging aber über die Ausſchreitungen am Dienstag leicht hinweg als über etwas bei der Erregung der Gemüter nicht weiter auffälliges. Dagegen machten die Verhandlungen mit dem anweſenden Gerichtsamtmann Riedel, der als Verpflegungskommiſſar ſchlimme Tage erlebt hatte und in großer Aufregung war, einen ſehr peinlichen, ja entmutigenden Eindruck auf die Deputation, ſodaß ſie nicht mehr viel Hoffnung auf einen Erfolg ihrer Sendung hatte. Doch nahm ſie der Major von Krenski ſehr artig auf und erkannte die ſchon von Zittau gebrachten Opfer an, das in den Verpflegungs- und Requiſitionsbereich zweier Diviſionen (der 7. und 8.) geraten ſei, erklärte aber auch ſehr nachdrücklich, Krieg ſei eben Krieg, man müſſe vom Feindeslande ſoviel wie möglich nehmen und fordere nur das Notwendige; die wohlhabende Stadt könne unmöglich ſchon erſchöpft ſein. Unter allen Umſtänden möge man jeden Verkehr mit den Öſterreichern verhindern. So langte die Deputation erſt gegen Abend in dem überfüllten Görlitz an und fand nicht ohne Mühe im „Hirſch" noch Unterkunft. Noch am Abend empfing ſie Generalmajor von Stülpnagel, der Oberquartiermeiſter der erſten Armee. Die Darſtellung der Sachlage, die der Führer der Deputation, Stadtrat Haupt, verſuchte, mit der Bemerkung kurz abſchneidend, er ſei über die Vorgänge in Zittau „bis aufs Haar" inſtruiert, erörterte er dann in feiner und gewandter, ja ſchwungvoller Sprache die harte Notwendigkeit des Krieges, die Opferwilligkeit des preußiſchen Volkes, die Grundſätze beim Requirieren und verſprach eine Audienz beim Prinzen zu vermitteln. Aus den Zeitungen, die der Deputation nach mehreren Tagen in Görlitz zum erſtenmal wieder zu Geſicht kamen, erſahen die Zittauer Herren, daß „Hannover, Kurheſſen und Sachſen vorläufig verloren ſeien, daß Öſterreich den Krieg erklärt habe, und die erſte Entſcheidung ſich nähere". Nur mit banger Sorge konnten ſie an die Heimat zurückdenken, und in peinlichſter Spannung verging ihnen der Freitag, denn die Audienz beim Prinzen war erſt um fünf Uhr Nachmittags angeſetzt, und doch bemerkten ſie, daß der ganze Generalſtab, der im „Hirſch" Quartier hatte, ſchon um Mittag aufbrach. Was das bedeutete, wurde ihnen klar, als ſie ſich nach dem Ständehauſe zur Audienz begaben: kein Poſten war mehr zu ſehen, auch der Prinz war weg, die Stadt faſt entblößt von Militär. Offenbar begann der Vormarſch nach Böhmen (nach dem Telegramm Moltkes vom 22. Juni Nachmittags), und doch mußte die Deputation ihre Abreiſe bis Sonnabend früh vier Uhr verſchieben, um nicht aufs Ungewiſſe in die Nacht hineinzufahren. Erreicht hatte ſie nichts als die Anerkennung, daß Zittau etwas ſtark mitgenommen worden, freilich auch die Überzeugung, daß „unendlich größere Laſten unvermeidlich geworden" ſeien.

Inzwiſchen ergoſſen ſich die preußiſchen Kolonnen durch Zittau. Der Donnerstag Nachmittag war ruhig vorübergegangen, aber Abends gegen neun

Digitized by Google

Uhr entſtand ein Rennen und Laufen, wie aus dem Boden gewachſen ſtanden preußiſche Kompagnien auf dem Markte und auf der Neuſtadt, die Gewehre zuſammengeſetzt; manche Soldaten lagen ſchon ermüdet auf dem Pflaſter und ſchliefen, den Torniſter als Kopfkiſſen benutzend; ſie wurden dann, wie die kurz nach ihnen eintreffende Huſarenſchwadron, in Maſſenquartieren nach dem Süden der Stadt hin untergebracht; zwei Kompagnien waren ſchon auf der Straße nach Grottau vorgegangen. Es war kein Requiſitionskommando, ſondern der Vortrab der 7. Diviſion. Beim Einmarſch hatte ihnen die Kommunalgarde formell die bisher von ihr beſetzte Hauptwache übergeben. Am nächſten Morgen machten ſie ſich zum Ausmarſche fertig. Man begann jetzt zweifelnd an einen Vormarſch nach Böhmen zu glauben. Am Nachmittag ſchwand jeder Zweifel. Denn von zwei Uhr ab kam Bataillon auf Bataillon die Bautzner Straße herein, mit dem Schmettern ihrer Muſik wechſelten der Trommelwirbel und die gellenden Töne der Pickelflöten, Huſaren- und Ulanenſchwadronen folgten, dann lange Geſchützzüge mit kurzen Unterbrechungen den ganzen Nachmittag hindurch bis in den Abend hinein; ich gab es endlich auf, die Bataillone zu zählen. Am Abend war die ganze achte Diviſion, die mehr Soldaten zählte, als damals die Stadt Einwohner (kaum 15000) hatte, in der Stadt verſammelt, in Biwaks oder in Maſſenquartieren. An zahlreichen Plätzen loderten offne Feuer unter großen Keſſeln, in denen Rindfleiſch und Erbſen für die Leute gekocht wurden, und eifrig bemühten ſich um dieſe Frauen aus der Stadt unter Leitung vertrauenswürdiger Bürger. Es war viel guter Wille dabei und auch einiger Humor. Und doch ſcheinen nicht alle Anſprüche befriedigt worden zu ſein. Gegen acht Uhr Abends wenigſtens erſchien der Generalmajor von Boſe, Kommandeur der fünfzehnten Infanteriebrigade, mit einigen Offizieren und Mannſchaften auf dem Rathauſe und legte der Stadt wegen angeblich ungenügender Quartiere und mangelhafter Verpflegung — wie ſollten ſie genügen können! — in drohender Sprache eine Kontribution von ſechstauſend Talern auf. Dieſe Härte haben die Zittauer dem tapfern General, der ſich nachmals bei Blumenau vor Preßburg und 1870 bei Wörth als Kommandeur des elften Armeekorps rühmlich auszeichnete, lange in gekränkter Seele nachgetragen, denn ſie waren ſich bewußt, das Menſchenmögliche geleiſtet zu haben. Und doch ſchien noch Schlimmeres kommen zu können. Denn beſonders ſtark waren die ſüdlichen Zugänge der Stadt nach der Grenze hin beſetzt. Dort, wo die Straße nach Böhmen auf einer Steinbrücke die ſchmale Mandau, dann auf einem langen Viadukt die Flußniederung überſchreitet, die Schießwieſe zur Linken, die zerſtreuten Häuſer und die ausgedehnten Gemüſegärten der Böhmiſchen Vorſtadt zur Rechten, lag in dem „Spittel", dem Wirtſchaftshofe des Jakobshoſpitals, der als ein maſſives Viereck wie eine Baſtion zum Fluſſe vorſpringt, ein ganzes Bataillon, auf der Schießwieſe lagerten ſtarke Abteilungen verſchiedner Waffen, auch Batterien, auf den Rohren las ich zum erſtenmal die bezeichnende Inſchrift: Ultima ratio regis. Aus Zeitungen

Digitized by Google

wurden den Mannſchaften hier und da Nachrichten von dem weſtlichen Kriegs-ſchauplatze vorgeleſen. Sie erwarteten jenſeits der Grenze ſofort auf die Öſterreicher zu ſtoßen, ja ſie ſchienen ſich auf einen Angriff auf Zittau gefaßt zu machen; dann wäre das Terrain im Süden der Stadt, das ſie beſetzt hatten, mit ſeinen Flußläufen, Brücken, Dämmen, Hecken, Gärten und Höfen für die Verteidigung überaus günſtig geweſen. In der Tat wurde noch gegen Mitternacht in den Häuſern angeſagt, man ſolle ſich auf eine Alarmierung gefaßt machen; in dieſem Falle ſei Licht an die Fenſter zu ſtellen. Aber dabei konnten uns auch die Granaten in die Dächer fahren. Und noch war mein Vater nicht zurück; wer wußte, wie und wann er durch die vormarſchierenden Kolonnen kam!

So verging eine ſorgenvolle Nacht. Und ſchon früh um vier Uhr wurden wir durch den ſchrillen Ton der Hausklingel geweckt und erſchreckt; der Rat requirierte Brot von den Hauswirtſchaften, da ſeine eignen Vorräte er-ſchöpft waren. Bald darauf geriet alles in Bewegung. Die Bataillone und Schwadronen formierten ſich, die Batterien, die Proviant- und Munitions-kolonnen machten ſich zum Aufbruch fertig, endloſe Züge von requirierten Ge-ſchirren kamen durch das Bautzner Tor von Löbau herein, ebenſo rückten die Truppen aus den benachbarten Dörfern heran. Kurz nach ſieben Uhr erſchien der Prinz Friedrich Karl, von Hirſchfelde, ſeinem letzten Hauptquartier, her kommend, in der Uniform ſeines roten Zietenhuſarenregiments, zu Pferde, umgeben von ſeinem Stabe. Er ritt um die öſtliche Promenade, dann die Böhmiſche Vorſtadt und die Straße nach Grottau hinaus bis zu dem öſter-reichiſchen Grenzzollhauſe. Hier ſtieg er ab, und dicht an der Straße ſtehend, ſeinen Generalſtabschef von Voigts-Rhetz neben ſich, befahl er den Einmarſch, nachdem der Vortrab ſchon eine halbe Stunde vorher die Grenze überſchritten hatte. In endloſer Kolonne folgte nun Bataillon auf Bataillon, Schwadron auf Schwadron, Batterie auf Batterie, dazu lange Wagenzüge aller Art. Sobald die Truppen den Prinzen erkannten und den ſchwarz-gelben Grenz-ſchlagbaum erblickten, brachen ſie in donnernde Hurras aus, die ſich rollend fortpflanzten, ſtundenlang; erſt nach zehn Uhr ritt der Prinz weiter über Grottau nach dem maleriſchen, hochliegenden Schloſſe ſeines ihm zunächſt ſtehenden Gegners, des Grafen Clam-Gallas, und nahm hier ſein erſtes Hauptquartier auf öſterreichiſchem Boden; ein Teil ſeiner Truppen folgte ihm auf derſelben Straße, ein andrer ſchwenkte bei Grottau ſüdwärts ab und ging über den für Artillerie kaum paſſierbaren „Paß". Zugleich ſah man vom Grenzpoſten aus dunkle Kolonnen (die ſiebente Diviſion von Görlitz her, deren Hauptquartier in der vorhergehenden Nacht im gräflich Einſiedelſchen Schloſſe von Reibersdorf gelegen hatte, hinter ihr die vierte, pommerſche) auf Neben-ſtraßen über Sommerau, Kohlige und Wetzwalde nordöſtlich an Grottau vorbei in der Richtung nach Kratzau (halbwegs zwiſchen Zittau und Reichen-berg) ziehen. Inzwiſchen konnte man auch in Zittau den Vormarſch der hier

verſammelten Truppen beobachten. Unermeßliche Trainzüge hielten die ganze innere Stadt hindurch faſt von einem Tor zum andern, auf dem Markte, um die Johanniskirche, in der Webergaſſe ſtand alles voll von requiriertem Fuhrwerk, und der Platz vor dem Böhmiſchen Tore wie die Straße nach der Spittelbrücke ſtarrte von Helmſpitzen, Bajonetten und Lanzen.

Mitten in dieſer flutenden Bewegung kehrte um acht Uhr zu unſrer freudigen Überraſchung mein Vater glücklich zurück. Die Deputation war früh vier Uhr von Görlitz aufgebrochen und hatte bis Oſtritz nur einzelne Wagen und eine Herde von Schlachtochſen getroffen, dann aber einen unabſehbaren Zug von Wagen mit Vorräten aller Art paſſiert; endlich bei Hirſchfelde hatte ſie ein pommerſches Infanterieregiment erreicht, weiterhin die Wagen der Feldpoſt, des Feldtelegraphen und des Hauptquartiers. „Es iſt eine prachtvolle Armee", ſagte mein Vater nachdenklich. Nachher begleitete ich ihn aufs Rathaus, wo er Bericht abſtatten wollte, und ich mich zum Dienſt bei der Verpflegungsdeputation meldete, denn es war klar, daß die gewaltigen Durchmärſche noch mancherlei Requiſitionen im einzelnen veranlaſſen würden. Und nun begann um neun Uhr der Durchmarſch der dritten Diviſion Werder des zweiten (pommerſchen) Armeekorps, ein unvergeßliches, impoſantes Bild in dieſem charaktervollen Rahmen des ſchönen, ſaalartig geſchloſſenen Marktes zwiſchen dem palaſtähnlichen Rathauſe und den hohen, ſtattlichen Häuſern ſeiner Fronten, von denen das eine und andre noch in reichem Barock aus der alten Blütezeit der Stadt vor 1757 prangt. Drei Stunden lang, bis gegen zwölf Uhr, zogen die Regimenter in breiter Front vorüber, die berittnen Offiziere ihren Abteilungen voraus, dahinter die Patronenwagen, im ſtrammen Gleichtritt unter dem Raſſeln ihrer Trommeln und den ſcharfen Tönen der Pickelflöte. Manches Bataillon kam ſingend heran, doch was ſie ſangen war ernſt, faſt wehmütig; ſeltſam ergreifend klang der Kehrreim des einen Liedes: „Leb wohl, auf Wiederſehn." Wie viele von den Tauſenden kräftiger junger Männer, die da unter uns vorbeimarſchierten, haben ihre Heimat nicht wiedergeſehen! Mitten dazwiſchen kam das prächtige rote Zietenhuſarenregiment mit hellem Hufſchlag vorüber (der größte Teil der Kavallerie ging um die Promenade), dann folgten dumpfrollend die Batterien der Diviſion, endlich die Bagage. In kurzen Zwiſchenräumen erſchienen Offiziere auf dem Rathauſe mit der oder jener kleinen Forderung; der eine verlangte Hufbeſchlag für zwei Pferde, ein andrer fünf fehlende Pfund bei einer Brotlieferung, ein dritter erkundigte ſich nach dem Schlachthofe. Es war ein ewiges Kommen und Gehen, und den Herren vom Rate ſah man die Abſpannung dieſer bewegten Tage und Nächte an.

Endlich war es vorläufig zu Ende, und wir gingen nach Hauſe. Da kommt kurz nach dem Mittageſſen die Frau eines jüngern Kollegen meines Vaters in heller Verzweiflung an: ihr Mann, der Gymnaſiallehrer Dr. A. Tobias, ſei ſoeben vor dem Böhmiſchen Tore, während er ſich als gewiſſenhafter

künftiger Hiſtoriker der preußiſchen Invaſion eifrig Notizen über die Reihenfolge der an ihm vorbeimarſchierenden Truppenteile gemacht, als Spion aufgegriffen und mit fortgeſchleppt worden! Mit Mühe konnte mein Vater die aufgeregte Frau ſo weit beruhigen, daß ſie einigermaßen die Faſſung wieder erlangte; er werde, ſobald nur die leiſeſte Möglichkeit ſei, dem Armen zu Hilfe zu kommen, das Seinige tun. Es war zum Glück nicht nötig; gegen Abend kam der geängſtete Mann auf weitem Umwege zurück; der Oberſt des 54. Infanterieregiments, von Buddenbrock, vor den er in ungemütlichem Zuge längs der gerade raſtenden Truppenkolonne geführt worden war, hatte ihn „auf ſein ehrliches Geſicht hin“ losgelaſſen; auch ſeine Notizen erhielt er ſpäter zurück. Am Nachmittage kamen neue Truppen an, und dieſe wurden nun einquartiert; auch wir erhielten zunächſt zwei Mann vom 54. Regiment, Pommern, die ſeit drei Uhr früh auf dem Marſche von Löbau her waren und kein andres Bedürfnis hatten als Ruhe. Gegen ſieben Uhr fiel mit einem Gewitter ein ſtrömender Regen ein und hielt die ganze Nacht an. Aber noch nach neun Uhr kam ein Stabsapotheker in Offiziersrang mit ſeinem Burſchen an, triefend vor Näſſe (ſein Mantel entſandte Ströme von Waſſer), denn er war von Görlitz aus ſtundenlang in der Kolonne geritten. Alle Maſſenquartiere in der Stadt waren überfüllt, eine Reihe öffentlicher Gebäude, die ſoeben bezogne neue Bürgerſchule und die Realſchule an der Promenade, das Schießhaus u. a. waren für Lazarette beanſprucht, und vor dem Gymnaſium waren die Wagen eines ſchweren Feldlazaretts aufgefahren. Da blieb nichts übrig, als auch die Schulen vorläufig auf acht Tage zu ſchließen, die ſchon in den letzten bewegten Tagen den Unterricht teilweiſe hatten ausſetzen müſſen.

In der Nacht raſſelte nach zwölf Uhr der dröhnende Generalmarſch durch die ſtillen Straßen; auch unſre Pommern ſtürzten fort, kamen aber bald wieder, und wir haben niemals erfahren, was den Alarm veranlaßt habe, denn ſchon war Reichenberg beſetzt, von einer Gefahr durch die Öſterreicher konnte alſo gar keine Rede mehr ſein, und am nächſten Tage, Sonntags, wurde auch die Eiſenbahn nach Reichenberg für militäriſche Zwecke wieder eröffnet, ſodaß zwei große Munitionskolonnen, die noch in der Stadt ſtanden, auf ihr dorthin gebracht werden konnten. Nachmittag ſetzte abermals Regenwetter ein; aber es blieb alles ruhig, faſt unheimlich ruhig. Man wollte fernen Kanonendonner hören, und ein paar kleine Gefechte um Reichenberg hatte es wirklich ſchon am vorigen Tage gegeben, auch waren zwei ungariſche Huſaren als Gefangne eingebracht worden, am Abend kamen die erſten Verwundeten an, und wir erfuhren zugleich, daß geſtern die Elbarmee unter Herwarth von Bittenfeld, das achte (rheiniſche) Armeekorps und die vierzehnte Diviſion, von Dresden her kommend um Großſchönau, zwei Stunden weſtlich von Zittau, gelagert habe, um über den Paß von Waltersdorf an der Lauſche vorüber in Böhmen einzurücken. So ſtanden am 23. und 24. Juni im ganzen vier Armeekorps und eine Diviſion, etwa 150000 Mann, genau die Hälfte der geſamten

Digitized by Google

mobilen preußiſchen Armee, zwiſchen Rumburg und Friedland auf einer kurzen Front von kaum 45 Kilometern Ausdehnung von Weſt nach Oſt, in engſter Aufſtellung verſammelt. Später iſt von militäriſcher Seite (zum Beiſpiel von Lettow-Vorbeck) eine ſolche Anhäufung auf engem Raume entſchieden getadelt worden, denn ſie war bei der Schwäche der Öſterreicher — einige Huſarenſchwadronen und eine Batterie —, die man freilich nicht genügend erkundet hatte, weil die Kriegserklärung erſt am Vormittag des 22. Juni bei den Vorpoſten übergeben wurde, durchaus nicht gerechtfertigt und führte für Verpflegung und Marſch zu großen Unbequemlichkeiten. Die Oberlauſitz wußte ein Lied davon zu ſingen.

Die Requiſitionen gingen aber zunächſt noch weiter fort. Am Montag (25. Juni) Vormittags verlangte ein Artillerieoffizier, der mit vier Unteroffizieren im Rathausſaale erſchien, Heu und Stroh für die 800 Pferde und 900 Mann von vier Munitionskolonnen, was ſchlechterdings nicht mehr vollſtändig zu beſchaffen war; gegen Mittag kamen ſie an in einer unabſehbaren Kolonne, deren Vorübermarſch wohl eine halbe Stunde dauerte. Etwas ſpäter forderte ein Hauptmann der Artillerie in ſehr höflichem, faſt bedauerndem Tone Fourage für 56 Mann. Die Stimmung war aber ſehr gereizt, und es kam zu einer heftigen Szene, die uns recht deutlich zum Bewußtſein brachte, daß wir den Feind im Lande hatten. Als nämlich einer der Stadträte in etwas zu pathetiſchem Tone gegen die neue Zumutung proteſtierte, ließ ihn der Hauptmann zunächſt ruhig reden; ſobald er aber erklärte, man forderte nur „Menſchlichkeit", brauſte der andre zornig auf, ſtieß ſeine Säbelſcheide auf den Boden und rief ihm zu: „Schweigen Sie, ich bin in Feindesland! Wir haben uns immer human benommen, wie Sie es bei Ihren Freunden, den Öſterreichern, nicht finden würden, und Ihr Bürgermeiſter hat das Geld zum Kriege gegen uns mit bewilligt, wir wiſſen das recht wohl." Uns flog ſozuſagen das Feuer von den Augen, bis endlich ein andrer Herr vom Rate die rechten Worte fand: wir ſeien nicht Freunde der Öſterreicher, wir wüßten, daß wir zum Norden gehörten. Schließlich glich ſich die Sache friedlich aus, und man trennte ſich mit Händeſchütteln. Übrigens fanden die Offiziere, die requirieren mußten, ein ſolches Kommando meiſt ſelbſt ſehr peinlich, wie mir einer offen ſagte, dem ich eine Tabakslieferung vermitteln mußte. Da dieſe Notſtände fortdauerten, ſo erſchien an dieſem Tage auf Bitten des Bürgermeiſters der Amtshauptmann von Gutſchmid in Zittau, um die Leitung des ſüdlichen Teils ſeines Amtsbezirks für einige Zeit zu übernehmen, ſpäter vorübergehend auch der Kreisdirektor von Noſtitz-Wallwitz aus Bautzen, der nachmalige Miniſter des Innern. Das feſte und gewandte Auftreten dieſer Herren wirkte entſchieden günſtig und brachte mehr Ordnung in das Lieferungsgeſchäft. Im übrigen war das Schlimmſte überwunden. Die großen Durchmärſche waren offenbar vorüber, die Stadt erhielt noch am 25. Juni als Etappen- und Lazarettort eine Kompagnie als Garniſon und einen Stadt-

Digitized by Google

kommandanten (Hauptmann von Strantz), der freilich über dieſes Kommando gar nicht erfreut war. So harrte alles mit Spannung der Dinge, die ſich da jenſeits der blauen Bergkette begeben würden, viele noch immer voll feſter Zuverſicht auf Benedek und ſeinen angeblichen Plan, die Preußen möglichſt tief nach Böhmen hineinzulocken und dann mit Übermacht zu vernichten. Sollten doch manche Preußen ſelbſt bedenkliche Geſichter gemacht haben, als man ihnen die Berge zeigte und ſie freundſchaftlich belehrte, in welche Falle ſie dahineingingen. Inzwiſchen hatten ſie freilich die Päſſe ſchon ungehindert überſchritten und breiteten ſich über die nordoſtböhmiſche Hochebene aus, die ihnen bis zur Iſer keine beſondern natürlichen Hinderniſſe bot.

Wundts Geſchichte der bildenden Künſte

Im 49. Heft des Jahrgangs 1904 haben wir über den erſten Band von Wundts Völkerpſychologie berichtet, der von der Sprache handelt. Wundt faßt dieſe neue Wiſſenſchaft etwas anders auf als ihre Begründer Lazarus und Steinthal. Er will weder die Analogien zwiſchen dem Gemeinſchaftsleben und den Vorgängen in der Einzelſeele nachweiſen, noch die Charaktere der verſchiednen Völker ſchildern. Seine Wiſſenſchaft ſoll vielmehr das Seelenleben beſchreiben, ſoweit es aus der Gemeinſchaft der Menſchen hervorgeht, ſoll nur ſolche pſychiſche Vorgänge behandeln, die der allgemeinen Entwicklung menſchlicher Gemeinſchaften und der Entſtehung gemeinſamer geiſtiger Erzeugniſſe zugrunde liegen. Während demnach Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft ausgeſchloſſen bleiben, weil deren Erzeugniſſe das Werk einzelner Perſonen ſind, dürfen als Gegenſtände der Völkerpſychologie nur Sprache, Mythus und Sitte angeſehen werden, die Erzeugniſſe nicht einzelner Individuen ſondern der Geſamtheit ſind. Erſt von der Völkerpſychologie aus, meint Wundt, könne das Seelenleben des Einzelnen, das ſich ja nur in der Gemeinſchaft entfalte, ganz verſtanden werden. Voriges Jahr iſt nun vom zweiten Bande des groß angelegten Werkes, der den Mythus und die Religion behandeln ſoll, der erſte Teil *) erſchienen. Obgleich der Verfaſſer hofft, daß ſeine Unterſuchungen auch die Mythologie fördern werden, iſt doch ſein nächſter Zweck „nicht etwa der, die Mythologie durch die Pſychologie zu berichtigen, ſondern der pſychologiſchen Forſchung die Quellen einer für das Studium der Phantaſievorgänge wie der Gemütsbewegungen unſchätzbaren und unerſetzbaren Erkenntnis zuzuführen“. Vor allem die Phantaſietätigkeit wird

*) Völkerpſychologie. Eine Unterſuchung der Entwicklungsgeſetze von Sprache, Mythus und Sitte von Wilhelm Wundt. Zweiter Band: Mythus und Religion. Erſter Teil. Mit 53 Abbildungen im Text. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1905.

Digitized by Google

durch das Studium des Mythus aufgehellt; iſt er doch ganz und gar ein Erzeugnis der Phantaſie. Da dieſe aber, gleich jeder andern Äußerung des Seelenlebens, wenn ſie ſich auch in der Gemeinſchaft entfaltet, doch zunächſt als ein Vorgang in der Einzelſeele angeſehen werden muß, ſo hat die Unterſuchung mit der Zergliederung der Phantaſietätigkeit in der Einzelſeele zu beginnen. Da zeigt es ſich denn, daß die Phantaſie nicht, wie die ältere Pſychologie annahm, ein beſondres Vermögen iſt, ſondern daß wir nur eine beſondre Wirkungsweiſe unſers Vorſtellungsvermögens Phantaſie nennen. Wenn wir eine aus ſechs Linien beſtehende Zeichnung von einer gewiſſen Geſtalt ſehen, ſo pflegt ſie ſich uns nicht als das darzuſtellen, was ſie iſt, als eine Gruppe von Linien, die in einer Ebne liegen, ſondern als ein Körper, ein langgeſtrecktes Tetraeder. Ob wir die mittelſte der längern Linien für die vorderſte oder für die hinterſte Kante halten, das hängt von dem Punkte ab, den wir fixieren; denn dieſer erſcheint uns als der deutlichere und darum als der nähere. In jedem Falle ſtellen wir uns ein durchſichtiges, alſo gläſernes Tetraeder vor, weil vom undurchſichtigen eine Kante unſichtbar bleibt. Zu dieſer Auffaſſung einer Zeichnung wirken phyſiologiſche Urſachen (wie deutlichere Wahrnehmung einer fixierten Stelle) und pſychiſche (Erinnerung an geſehene Körper) zuſammen. Dieſes Hineinſehen eines Erinnerungsbildes in die Zeichnung iſt Phantaſietätigkeit. Unſer ganzes Seelenleben iſt, von dieſer Seite geſehen, Phantaſietätigkeit, denn wir miſchen unausgeſetzt mit den wahrgenommnen Bildern Erinnerungsbilder und die ſo entſtandnen Phantaſiebilder miteinander. „Daß ſo in unzähligen Fällen unſre Vorſtellungen wahr und dennoch eigentlich Illuſionen ſind, dies ſchließen wir erſt aus den andern Fällen, wo uns dieſe ſubjektive Ergänzung [unſrer Wahrnehmungen] irreführt, und wir nun durch die nachträgliche Vergleichung mit dem wirklichen Objekt von der trügeriſchen Natur der vermeintlichen Wahrnehmung überführt werden." *) Ähnlich wie die Raumphantaſie mit ihren pſeudoſkopiſchen Täuſchungen, Täuſchungen u. a. über Größe und Entfernung, die in ſehr überraſchender Weiſe durch Zeichnungen veranlaßt werden kann, waltet die Zeitphantaſie, indem ſie uns zum Beiſpiel betonte Silben länger erſcheinen läßt. Beſonders deutlich wird bei den Gehörwahrnehmungen noch der Umſtand, daß ſich der Wahrnehmung des Gegenſtandes und der damit verſchmelzenden Reproduktion früherer Wahrnehmungen noch Gefühle beigeſellen, Gefühle eines Wechſels zwiſchen Bewegung und Ruhe, Spannung und Löſung. Dieſes Gefühl wird am ſtärkſten durch eine rhythmiſche Tonfolge erweckt. Und

*) Das paſſiert beſonders oft dem hochgradig Kurzſichtigen und dem Schwerhörigen. Der Kurzſichtige ſieht in etwa fünfzig Schritt Entfernung einen mit Pferden beſpannten Frachtwagen ſtehn. Bei größerer Annäherung verwandeln ſich die Pferde in Kühe, und in unmittelbarer Nähe entpuppt ſich die Erſcheinung als eine Frau mit Kinderwagen und Sonnenſchirm. Die Reihenfolge der Verwandlungen kann auch umgekehrt verlaufen. Und weil der Schwerhörige im Geſpräch nur die Vokale deutlich hört, die Konſonanten mit ſeiner Phantaſie ergänzen muß, ſo verſteht er ſtatt „übermäßiger Haarwuchs" „Münſterberger Bratwurſt".

dieſes ſo entſtandne Gefühl legen wir in die wahrgenommne Tonfolge hinein, faſſen dieſe als Ausdruck des Gefühls eines andern auf, und erſt ſolche Einfühlung macht den Begriff der Phantaſie vollſtändig. Die Phantaſietätigkeit iſt alſo „nichts, was zu den ſonſtigen Bewußtſeinsvorgängen als ein ſpezifiſches Erſcheinungsgebiet oder als die Äußerung eines beſondern Vermögens hinzukäme, ſondern ſie iſt lediglich ein Ausdruck für die ſeeliſchen Vorgänge überhaupt, wenn dieſe unter dem Geſichtspunkte der Wechſelwirkung äußerer Eindrücke mit den Spuren früherer Erlebniſſe und unter der beſondern Bedingung betrachtet werden, daß die aus dieſer Wechſelwirkung entſpringenden Reſultanten Gefühle und Affekte erwecken, die das wahrnehmende Subjekt in die Objekte projiziert, während es ſie doch gleichzeitig als ſubjektive Erregungen empfindet. Dieſer Prozeß begleitet in einem gewiſſen Grade alle Inhalte des Bewußtſeins, da es keinen einzigen gibt, bei dem nicht in dieſer Weiſe Wahrnehmung und Reproduktion unter mehr oder minder ſtarken Gefühlsreaktionen zuſammenwirkten." Das Einfühlen wird oft zum Umfühlen, zum Beiſpiel beim ſpielenden Kinde. Dieſes hält weder ein Holzſtück für eine Puppe, noch die Puppe für einen lebendigen Menſchen. Es erleidet keine Selbſttäuſchung. Sondern der wirkliche Gegenſtand, mit dem es ſpielt, der zwar dem vorgeſtellten nicht ähnlich zu ſein braucht, aber wenigſtens durch irgend etwas daran erinnern muß (wie durch die längliche Geſtalt an den Menſchen), wirkt nur als ein Reiz, der dieſelben Gefühle mitteilt, die von dem vorgeſtellten Gegenſtande ausſtrömen. Wundt unterläßt es nicht, bei dieſer Gelegenheit eine Wahrheit hervorzuheben, die von Pädagogen ſeit fünfzig Jahren vergeblich gepredigt wird, daß unſre heutigen koſtbaren Spielzeuge, die Naturwahrheit anſtreben — gar keine Spielzeuge ſind. „Die naturgetreue Nachbildung wird dem Kinde zu einem Gegenſtande der Verwunderung, wenn nicht der Furcht, und der künſtliche Automat, ſei er nun eine ſpringende Maus, ein fliegender Vogel oder ein zum wirklichen Dampfbetrieb eingerichtetes Modell einer Eiſenbahn, ſie ſind Objekte, mit denen die Phantaſie nichts anzufangen weiß, weil dieſer alles das vorweggenommen iſt, was ſie aus den Objekten machen ſollte." Maſchinenmodelle und Werkzeuge für Knaben, die keine Kinder mehr ſind, als Vorbereitung zum Studium der Mechanik, gehören nicht mehr in den Bereich des Kinderſpiels.

Vom Kinderſpiel, zu dem ja auch das Gekritzel des zukünftigen Zeichners und das Geſchichtenerſinnen gehört, führt die Entwicklung in unmerklichen Übergängen in die Künſte hinein, die das eigentliche Herrſchaftsgebiet der Phantaſie ausmachen, und deren Entſtehung unlöslich mit der Entſtehung des Mythus verflochten iſt. Eine Durchmuſterung der Phantaſietätigkeit in den Künſten ließ ſich alſo nicht abweiſen, und da iſt es denn dem Verfaſſer ſeltſam ergangen. Er hat in der Einleitung zum ganzen Werk über die Kunſt die Ausſchließung aus der Völkerpſychologie verhängt, der vorliegende Band aber iſt ihm der Hauptſache nach zu einer höchſt originellen Geſchichte der bildenden und der muſiſchen Künſte geworden. Von den 617 Seiten des Buches ſind für den

Mythus bloß 91 übrig geblieben; 440 werden den Künſten gewidmet. Das hat ſich natürlich erſt bei der Ausarbeitung ergeben. Hätte es Wundt vorausgeſehen, ſo würde er wohl die Kunſt nicht ausgeſchloſſen, ſondern ſie von vornherein in den Plan des Werkes aufgenommen und dieſes in vier Teile gegliedert haben: Sprache; Kunſt; Mythus und Religion; Sitte. Die 91 Seiten über den Mythus, die doch wohl nur, aus dem Umfange des Sprachwerks und der Kunſtepiſode zu ſchließen, die Bedeutung einer Einleitung haben, würden dann wahrſcheinlich nicht dieſem ſondern dem folgenden Bande angefügt worden ſein. Wir wollen deswegen mit dem Bericht darüber warten, bis der Band erſchienen ſein wird, der dem durch den Titel des gegenwärtigen verheißenen Gegenſtande gewidmet iſt, und uns auf die Kunſtgeſchichte beſchränken, zunächſt aus der Geſchichte der bildenden Künſte einiges mitteilen. Die „pſychologiſche Entwicklungsgeſchichte der bildenden Kunſt" hat im Unterſchiede von der gewöhnlichen Kunſtgeſchichte die pſychologiſchen Motive nachzuweiſen, die urſprünglich zum künſtleriſchen Schaffen getrieben und dann die Kunſttätigkeit vielfach umgeſtaltet haben. Während die eigentliche Kunſtgeſchichte ihr Hauptaugenmerk den Erzeugniſſen „der Kunſt zuwendet, hinter denen für ſie die ſeeliſchen Kräfte zurücktreten, aus denen in Wechſelwirkung mit der umgebenden Welt dieſe Objekte hervorgegangen ſind, kommt es der Völkerpſychologie auf dieſe Kräfte ſelbſt an, und ſie benützt daher umgekehrt die Kunſtobjekte nur als die äußern Merkmale, in denen ſich das innere Leben der Phantaſie nach außen kundgibt". Die bildende Kunſt iſt anfangs Augenblickskunſt. „Das Kunſtgebilde, etwa eine flüchtig in den Sand gezeichnete oder in Baumrinde geritzte oder auch durch zuſammengelegte Steine, Baumzweige und ähnliches hergeſtellte Figur, iſt eine vergängliche und höchſtens für eine ganz kurze Dauer beſtimmte Schöpfung, die der Wind verweht oder der nächſte vorübergehende Menſch zerſtört, wenn er das Material zu andern Zwecken gebrauchen kann. Solche Augenblickswerke können entweder als Merkzeichen dienen, die, weil ſie nur kurze Zeit vorhalten ſollen, aus mehr oder minder raſch vergänglichem zufällig vorgefundnem Material hergeſtellt ſind; oder ſie können Äußerungen eines Spieltriebs ſein, der außer der Luſt, die eine ſolche einen Gegenſtand irgendwie andeutende Tätigkeit bereitet, überhaupt keinen Zweck hat." Wahrſcheinlich iſt das Augenblicksbild als Merkzeichen der zweckloſen Zeichnung vorausgegangen. Um Nachbildung, gar um treue Nachbildung iſt es dem Künſtler nicht zu tun; er will bloß andern etwas mitteilen oder ſeine eigne Vorſtellung durch ein an den Gegenſtand erinnerndes Zeichen befeſtigen. Nur um dieſen Zweck ſicherer zu erreichen, gibt er dem Zeichen eine gewiſſe Ähnlichkeit mit dem Gegenſtande. Erweitert ſich der Geſichtskreis des Menſchen, dann ſtellt ſich das Bedürfnis ein, Merkzeichen für eine entferntere Zukunft zu ſchaffen. So geſtaltet der Menſch Idole, Siegeszeichen, Ahnenbilder. Dieſe Erinnerungskunſt iſt das, was ihr Name beſagt, noch in einem zweiten Sinne. Der Künſtler bildet die Geſtalten aus der Erinnerung; er denkt auch jetzt noch nicht daran, nach dem

Digitized by Google

Original oder nach einem vor Augen geſtellten Modell zu arbeiten. Die Augenblickskunſt iſt nicht über die Zeichnung hinausgegangen; die Erinnerungskunſt ſchreitet zur Plaſtik fort. Als Material für Denkmäler dient zuerſt der Stein, der ſeiner Dauerhaftigkeit wegen gewählt wird, durch eine eingeritzte Zeichnung Spätern ein denkwürdiges Ereignis zu künden. An weicherm Geſtein verſucht ſich der plaſtiſche Künſtler in körperlichen Nachbildungen, geht ſodann zum Holz über, das leichter zu bearbeiten iſt, an dem ſich deswegen die Technik vervollkommnen kann, und nach erlangter Fertigkeit kehrt man zum Stein zurück. Auf der Stufe der Augenblickskunſt war vielleicht nur der Schaffende zugleich der Genießende. Der Genuß beſtand eben im Schaffen. Das Geſchaffne mußte erſt vervollkommnet werden — durch allmähliche Verähnlichung mit dem dargeſtellten Gegenſtande oder durch Stiliſierung —, ehe es beim Beſchauer Wohlgefallen, das erſte äſthetiſche Gefühl, erregen konnte. Von da ab wurde das Kunſtwerk Antrieb zu weiterm Schaffen. „So entſteht der früheſte Schmuck nicht ſowohl weil der Menſch ſich und ſeine Umgebung zu ſchmücken wünſcht, als vielmehr deshalb, weil die von ihm ohne ſolche Abſicht geſchaffnen Gebilde ſeine Freude erregen.“ An der Zierkunſt — Verzierung des eignen Leibes, der Gefäße, Geräte, Wohnſtätten — und ihrer Vervollkommnung macht der Menſch dieſen Fortſchritt zum äſthetiſchen Empfinden, und dieſes wird nun verſtärkt durch die zunehmende Verähnlichung der Ziergebilde mit den dargeſtellten Gegenſtänden. Von da ab, wo das bemerkt wird, arbeitet man nach Modellen; die Erinnerungskunſt erhebt ſich zur Nachahmungskunſt. Dabei aber bleibt doch auch die Subjektivität des Künſtlers immer noch wirkſam. „Die Nachahmungskunſt liefert keine bloße Verdoppelung und keine nur etwa durch die Mängel der künſtleriſchen Reproduktion hinter der Wirklichkeit zurückbleibende Wiedergabe. Denn ſelbſt das eifrigſte Streben, den Gegenſtand getreu nachzubilden, kann immer nur zu einer Reproduktion führen, die mit der Erinnerungskunſt dies gemein hat, daß das aufgenommne Bild durch die ſinnliche Wahrnehmung, durch das auffaſſende Bewußtſein und ſchließlich durch die Willenshandlung des nachſchaffenden Künſtlers hindurchgegangen ſein muß.“ Zuerſt unbewußt, dann bewußt macht ſich das Streben geltend, eigne Gedanken in dem nach der Natur dargeſtellten Gegenſtande zu verkörpern, und damit erſteigt die Kunſt wiederum eine höhere Stufe, ſie wird Idealkunſt. Mit den Ideen, die der Künſtler auszudrücken ſtrebt, meint Wundt nicht platoniſche oder ſonſtige metaphyſiſche Ideen, ſondern der umgebenden Wirklichkeit entſtammende Gedanken. „Unter Ideen verſtehen wir hier ebenſowenig transzendente Objekte wie ſinnliche Vorſtellungen in der allgemeinen Bedeutung des Wortes, ſondern wir beziehen den Begriff auf ſolche Bewußtſeinsinhalte, die einerſeits als Erzeugniſſe der Phantaſie eine geſteigerte Wirkſamkeit der höhern ſeeliſchen Funktionen vorausſetzen, und die anderſeits in den Schöpfungen, die ſie hervorbringen, einen bleibenden, über die Sphäre des individuellen Bedürfniſſes und Intereſſes hinausreichenden Wert beſitzen. Darum gehören die Erzeugniſſe der

Digitized by Google

Idealkunſt ſamt und ſonders nicht bloß der Wirklichkeit an, ſondern ſie überſchreiten auch nie und nirgends die Schranken, die dem wirklichen, ſinnlichen Menſchen in ſeinen Vorſtellungen und Gefühlen geſetzt ſind. Dieſe Kunſt hat jedoch ebenſowenig die gemeine, mit allen wertloſen Nichtigkeiten des täglichen Lebens belaſtete Wirklichkeit wie eine außerhalb dieſer Wirklichkeit ſtehende überſinnliche Welt zu ihrem Inhalt. Nicht das wirkliche Leben als ſolches ſtellt ſie dar, ſondern die von Ideen erfüllten und darum allgemein wertvollen Lebensinhalte. [Nicht lieber: den geiſtigen Inhalt der Lebenserſcheinungen und Lebensvorgänge?] Darüber, was wertvoll ſei, entſcheidet aber kein äußeres Wertmaß, ſondern nur der Wert der Ideen ſelbſt, die das Kunſtwerk verkörpert. Deshalb kann eine gemalte Haupt- und Staatsaktion trotz dem äußern Glanze, mit dem ſie ausgeſtattet iſt, unter dem Niveau der Idealkunſt liegen; und ein beſcheidnes Genrebild kann ihr angehören, trotz der Ärmlichkeit der Szene, die es darſtellt. Nur das Ideenloſe, nicht das Niedrige an ſich iſt als Kunſtwerk wertlos. Und wie die Gedankenleere nach unten, ſo begrenzt das Überſinnliche nach oben die Sphäre der Kunſt überhaupt. Soll das Überſinnliche in die Vorſtellungswelt des Menſchen eingehn, ſo nimmt es ſinnliche Form an. Das ergibt ſich nicht bloß aus der eignen ſinnlichen Natur der Kunſt, ſondern auch aus der Natur jener Ideen, die urſprünglich ihren Hauptinhalt gebildet haben und die vor andern an ihrer Erhebung zur Idealkunſt beteiligt waren, der religiöſen. Denn dieſe bewegen ſich zwar immer in der Richtung des Überſinnlichen [auf das Überſinnliche!], aber ſie ſelbſt ſind und bleiben ſinnliche Vorſtellungen.“

Einer der Wege, die zur äſthetiſchen Auffaſſung und damit zur Idealkunſt führen, iſt die Vereinfachung. Dieſe „ſtellt ſich von ſelbſt ein: ſie iſt zunächſt eine Wirkung der Unſicherheit des Erinnerungsbildes und des Mangels an techniſcher Übung. Je einfacher die nachzubildende Form iſt, um ſo mehr nähert ſie ſich dem geometriſchen Schema. Erſt von dieſem Moment an greift dann die willkürliche Variierung ein, indem ſie da, wo das Bild dem Schema noch nicht völlig entſpricht, ſolche Unebenheiten ausgleicht. Damit wird dann zugleich das äſthetiſche Wohlgefallen an der ſelbſtgefertigten Zeichnung in doppelter Weiſe befriedigt, erſtens indem die einfache Form als ſolche gefällt, und zweitens indem in ihr das natürliche Objekt erkannt wird, das es darſtellen ſoll. So gilt ſchon für dieſe allererſten Anfänge künſtleriſcher Entwicklung der Satz, daß nichts von ſelbſt geſchieht,*) oder, was in dieſem Falle auf dasſelbe hinauskommt, daß nichts aus irgendeiner unerklärlichen Inſpiration heraus neu geſchaffen wird. Vielmehr ſetzt hier, wie auf allen andern Gebieten pſychiſchen Lebens, jeder Anfang irgendwelche auslöſende Reize voraus, an die dann erſt in der geſetzmäßigen Folge pſychiſcher Vorgänge die Prozeſſe ſich anſchließen, die eine neue

*) Oben wurde geſagt, die Vereinfachung ſtelle ſich von ſelbſt ein. Mit dem „von ſelbſt“ iſt an der erſten Stelle gemeint: vom Künſtler unbeabſichtigt, an der zweiten: ohne phyſiologiſche oder pſychologiſche Urſache.

Digitized by Google

Schöpfung erzeugen, und an die im allgemeinen immer zugleich neue, eigenartige Gefühlswirkungen geknüpft ſind. Zu dieſen gehört in vorliegendem Falle die eigentümliche Verbindung des Wohlgefallens an geometriſcher Regelmäßigkeit mit den an das Objekt und den Akt ſeiner Wiedererkennung gebundnen Gefühlen." Dem Wohlgefallen an geometriſcher Regelmäßigkeit entſpringt dann unter anderm die Gewohnheit, dieſelbe Figur oft zu wiederholen und dieſelben Bilder in Reihen oder im Kreiſe anzuordnen. Der erſte Gegenſtand der nachahmenden Kunſt iſt das Tier, das zweite der Menſch. Das Tier wird im Profil, der Menſch en face dargeſtellt, weil beide ſo in der Erinnerung haften, und weil die Umriſſe ſo am leichteſten zu treffen ſind. Dann werden, zuerſt ſpieleriſch, ſpäter mit Abſicht auf Zwecke, auf eine gewiſſe Bedeutung, die Glieder der verſchiednen Arten von Weſen zu Miſchformen verbunden; man zeichnet Tierleiber mit Menſchenköpfen, Menſchenleiber mit Tierköpfen, geflügelte Löwen. „Beſonders die Hörner der Vierfüßer und die Flügel des Vogels werden als Attribute benützt, die, wie ſie in der Anſchauung als relativ ſelbſtändige Körperanhänge erſcheinen, ſo beliebig mit andern Tier- oder mit Menſchenformen verbunden werden können. Die Engels- und die Teufelsgeſtalten der chriſtlichen Mythologie ſind die letzten Überlebniſſe dieſer phantaſtiſchen Verbindungen, deren Urſprung bis zu den Bilderſchriften und ſonſtigen Denkmälern der Naturvölker zurückreicht." Die Sphinx iſt geeignet, die Majeſtät des vergöttlichten Herrſchers darzuſtellen. „Die Ruhelage des Leibes in Verbindung mit dem ſtarr in die Ferne gerichteten Blick des ernſten Angeſichts gibt dieſer Doppelgeſtalt einen Ausdruck impoſanter Ruhe und Kraft, den die rein menſchliche Form weder in aufrechter noch in ſitzender Stellung jemals in gleicher Weiſe wie das mit der ganzen Maſſe ſeines Körpers auf dem Boden ruhende Tier erreichen kann."

Die Sphinx gehört nun ſchon einer Stufe der bildenden Kunſt an, bis zu der von den Anfängen ein weiter Weg zurückzulegen war. Die Anfänge, die im Gebiete der Zierkunſt liegen, laſſen ſich am deutlichſten an der Entwicklung der Keramik erkennen. Fruchtſchalen ſind die erſten Gefäße geweſen. Ihre Geſtalt und die der Blütenkelche wird nachgeahmt, wenn man anfängt, künſtliche Gefäße herzuſtellen; zuerſt aus Zweig- oder Strohgeflecht, dann aus Ton, ſobald man deſſen Bildſamkeit erprobt und zufällig wahrgenommen hat, wie er in der Sonnen- und Feuersglut hart wird. Die erſten Ornamente hat das Tongefäß (das ſich von den zwei Grundformen: Schüſſel und Flaſche aus in die verſchiedenſten Geſtalten differenziert) bei der Herſtellung bekommen. Körbe werden benutzt, dem Ton feſten Halt und die Form zu geben; er wird entweder in den Korb gedrückt oder um dieſen herum gelegt. In Körben oder an Stricken wird das fertige aber noch weiche Gefäß zum Trocknen aufgehängt. Die Korbgeflechte wie die Stricke hinterlaſſen parallele Ringe. Dieſe werden vervollſtändigt, ergänzt, und nachdem einmal das Wohlgefallen an ihnen erwacht iſt, auch ſchon beim Formen des Topfes angebracht, wenn die Töpferkunſt ſo weit fortgeſchritten iſt, daß man des Korbgeflechts zur Herſtellung nicht mehr

bedarf. Haben im weichen Ton die Finger des Bildners Eindrücke hinterlaſſen, ſo fügt er dann abſichtlich noch einige ſolche hinzu, um regelmäßige Reihen von Tupfen zu erzeugen. Die Korbgeflechte hinterlaſſen nicht bloß Ringe, ſondern Muſter ſich ſchneidender Linien, die dann ſpäter nachgeahmt werden, und nun ſchaut ſich der Künſtler in ſeiner Umgebung um und bringt, da der Trieb zu nachahmendem Zeichnen ohnehin ſchon erwacht iſt, Bilder von Tieren und Menſchen auf der Wand des Gefäßes an. So ſind alſo die „Herſtellungsmotive“ die erſten, die zur Verzierung des Gefäßes anleiten. Mit ihnen verbinden ſich die „Nachahmungsmotive“. Beider Wirkung erzeugt das äſthetiſche Wohlgefallen, und dieſes greift nun als drittes Motiv in das Spiel der beiden andern ein und treibt zu Neubildungen, die den Hauptzweck haben, das äſthetiſche Bedürfnis zu befriedigen, während die erſten Künſtler keinen andern Zweck gekannt hatten als die Befriedigung rein praktiſcher Bedürfniſſe. In dieſer Weiſe, durch dieſe Wechſelwirkung von praktiſchem Bedürfnis, Herſtellungsbedingungen, Nachahmungstrieb und durch das Produkt geweckter äſthetiſcher Luſt entwickeln ſich alle Künſte von den roheſten Anfängen bis zur höchſten idealen Vollendung, wie Wundt unter anderm auch an der Entſtehung des Spitzbogens zeigt. In den Anfängen der Ornamentik erweiſt ſich die ſchon erwähnte Vereinfachung als eine reiche Quelle von Veränderungen und Anläſſen zu Neuſchöpfungen. Wundt weiſt mit Zeichnungen nach, wie aus dem Schlangenornament der Mäander, aus ſtiliſierten Krokodilen eine geometriſche Figur geworden iſt, wie eine andre Stiliſierung von in Reihen angeordneten Tiergeſtalten Pflanzenformen annimmt. Auf die Ähnlichkeit dieſer „von ſelbſt“ gewordnen Formen mit Blättern und Blumen aufmerkſam geworden, zieht nun der „Wilde“ auch die bisher nicht beobachtete Pflanzenwelt in den Bereich ſeiner Wahrnehmungskunſt und ſchafft die geſchmackvollſten, feinſinnigſten Ornamente. (Wer Ratzels Völkerkunde kennt, der weiß, was für ſchöne Muſter die „Wilden“ unſern Textilinduſtriellen, Schmuckkünſtlern, Stickerinnen zu liefern vermögen.) Unter den praktiſchen Zwecken, denen Körperſchmuck und Gewandung zu dienen haben, ſtehn die Schreckung des Feindes im Kriege durch furchtbare Erſcheinung und der Zauber obenan. Auch hier alſo iſt überall „das Äſthetiſche nicht das Urſprüngliche, ſondern das letzte Ergebnis, das aus ſeiner Verbindung mit den anfangs weit überwiegenden mythologiſchen Beweggründen zurückbleibt“. Aus dieſer pſychologiſchen Analyſe der Motive des ſchaffenden Künſtlers geht hervor, daß ſie nicht mit den Motiven zuſammenfallen, die dem Beſchauer Luſt bereiten, und die natürlich von vornherein und vorzugsweiſe, wenn nicht ausſchließlich, äſthetiſcher Art ſind. Da die Äſthetik bisher faſt immer nur den Genießenden ins Auge gefaßt und nicht danach gefragt hat, wie der Künſtler zum Schaffen gekommen ſei, ſo bedarf ſie der Ergänzung, die Wundt in ſeinem Werke liefert. Er erkennt jedoch an, daß pſychologiſch gerichtete Äſthetiker wie Lipps und Volkelt das Bedürfnis dieſer Ergänzung ſchon empfunden haben. Jedoch vermögen weder Selbſtbekenntniſſe von Künſtlern, die man befragt hat, noch das Milieu — das ſind die beiden Wege, auf denen die Ergänzung geſucht worden

iſt — über die urſprüngliche Entſtehung der Kunſtwerke und über manche Stadien der ſpätern Entwicklung der Künſte völlig befriedigenden Aufſchluß zu geben; das vermag nur, davon hat uns Wundt überzeugt, ſeine Völkerpſychologie.

In den beſchriebnen immanenten, pſychologiſchen Prozeß greifen nun äußere Umſtände lenkend, fördernd, hemmend ein: die Beſtimmung des Kunſtwerks für irgendeinen praktiſchen Gebrauch, der Wille des Beſtellers, die Macht der Religion, der Sitte, der Konvention. Von ſolchen äußern Einflüſſen aber hängt es nicht ab, ob ein Kunſtwerk als Erzeugnis der Idealkunſt gewertet werden ſoll oder nicht; das hängt eben ganz vom Ideengehalt oder von ſeinem Fehlen ab. „Eine Vaſe kann ſich zur Höhe der Idealkunſt erheben, wenn der bildneriſche Schmuck, den ſie trägt, Ideen in äſthetiſch ergreifender Form zum Ausdruck bringt. Der Umſtand aber, ob die Vaſe zugleich zu irgendwelchen weitern Zwecken dient, zum Beiſpiel als Opfergerät oder auch nur zur Ausſchmückung eines Wohnraums, hat mit dieſer Frage an und für ſich nichts zu tun. Wenige Lehren ſind darum unhiſtoriſcher und zugleich unpſychologiſcher als Kants berühmte Unterſcheidung der reinen und der bloß anhängenden Schönheit. Danach wird das äſthetiſche Objekt nicht nach dem, was es ſelbſt iſt, ſondern nach ſeinem ſonſtigen Zweck oder vielmehr nach ſeiner Zweckloſigkeit gewürdigt. Die nach dieſem Merkmal vorgenommne Unterſcheidung der höhern und der niedern Künſte fand bekanntlich deshalb die freudige Zuſtimmung unſrer klaſſiſchen Dichter, weil dieſe dadurch die Selbſtändigkeit des Äſthetiſchen geſichert glaubten, während die Philoſophie der Aufklärung es bald mit dem ſinnlich Angenehmen, bald mit dem Nützlichen zuſammengeworfen hatte. Wenn nun aber im Gegenſatze dazu Kant und die klaſſiſche Äſthetik behaupteten, die »reine Schönheit« beſtehe darin, daß ſie mit keiner ſonſtigen Zweckbeſtimmung des Gegenſtandes verbunden ſei, ſo verwechſelten ſie die Eigenart der äſthetiſchen Wirkung, die ſie gegenüber jenen Vermengungen mit Recht betonten, mit den Eigenſchaften des äſthetiſch wirkſamen Objekts. Die Forderung, daß dieſes ſelbſt keinen andern Zweck haben ſolle, als äſthetiſch zu wirken, würde, wenn ſie erfüllbar wäre, das Äſthetiſche aus ſeinen wichtigſten und wirkſamſten Stellungen verbannen. Vor allem die bildende Kunſt würde mit dem beſten Teil ihrer Schöpfungen zur »anhängenden Schönheit« verwieſen werden. Denn ſeinen Gedankeninhalt gewinnt gerade das Werk der Idealkunſt erſt dadurch, daß das äſthetiſche Objekt ſeine Zweckbeſtimmung unmittelbar in der Verwirklichung eines bedeutſamen Lebensinhalts zur Anſchauung bringt. Selbſt ein für ſich betrachtet bedeutungsloſes Ornament erhält einen höhern äſthetiſchen Wert dadurch, daß es einem größern zweckvollen Ganzen harmoniſch ſich einfügt, und die Architektur gehört darum nicht weniger zur Idealkunſt, weil ſie ganz und gar von den Zwecken getragen wird, denen ihre Werke beſtimmt ſind. Auch wird die Stufe, die ein Werk der Architektur einnimmt, nicht danach bemeſſen, daß ſich jener Zweck ins Unerkennbare verflüchtigt, ſondern nach dem idealen Wert ſeines Zweckes und der

Digitized by Google

Vollkommenheit, mit der er in dem Kunſtwerk verwirklicht iſt. Ein Gebäude, dem man nicht anſieht, ob es ein Theater, ein Rathaus oder eine Kirche iſt, hat auch äſthetiſch ſeinen Zweck verfehlt, mag es noch ſo gefällige Proportionen und Ornamente aufweiſen. Was von der Architektur, das gilt nun aber auch für alle andern Künſte, und das gilt vor allem von den zur Idealkunſt ſich erhebenden Werken der Plaſtik und Malerei, die durchaus in der Anlehnung an die Architektur entſtanden und darum von den Ideen, die dieſe darſtellt, erfüllt ſind. Eine Götterſtatue und ein Altarbild tragen die Ideen, die ſie beſeelen, nicht bloß in ſich ſelber, ſondern ſie gewinnen ſie zugleich aus ihrer architektoniſchen Umgebung, mit der ſie ſich zu einer einheitlichen, von den gleichen Ideen getragnen Geſamtwirkung verbinden ſollen." Nun haben ſich zwar Plaſtik und Malerei von der Architektur, die immer eine durch praktiſche Zwecke gebundne Kunſt bleiben muß, losgelöſt und ſind inſofern freie Künſte geworden, als ſie Werke ſchaffen können und wirklich ſchaffen, die tatſächlich keinem außerhalb des Künſtlers, der in ihnen ſeine Ideen ausdrückt, liegenden Zwecke dienen. Aber jede der heutigen freien Künſte iſt einmal gebundne Kunſt geweſen und bleibt immer in dem Sinne gebundne Kunſt, daß ihre Werke der Übereinſtimmung mit ihrer Umgebung bedürfen, wenn die in ihnen verkörperten Ideen ihre volle Wirkung üben ſollen. Ein Altarbild wirkt nicht in der Bildergalerie ſondern in der Kirche. Muſeen mögen dazu beigetragen haben, den Begriff der reinen Schönheit und des ganz auf ſich ſelbſt geſtellten Kunſtwerks zu erzeugen (heut lebt dieſer Begriff wieder auf in der Loſung l'art pour l'art). „Doch der natürliche Beruf der Idealkunſt iſt es, die Ideen, die das Leben bewegen, in ihren Gebilden zur Anſchauung zu bringen. Dazu aber muß ſie mitten in das Leben ſelber an den Orten und in der Umgebung geſtellt ſein, in die jene Ideen hingehören."

Aus der Geſchichte der Architektur heben wir das Kapitel über den Stilwandel als für unſre Zeit ganz beſonders intereſſant hervor. Wundt beſtreitet, daß Ermüdung die Urſache des Wechſels ſei. Ermüden könne der Einzelne für äſthetiſche Eindrücke, die durch Wiederholung ihren Reiz verlieren, aber das ſei nicht ein Prozeß, der ſich über Jahrhunderte erſtrecke. Wenn ein Stil verfällt und ſchließlich verlaſſen wird, ſo geſchehe das nicht, weil die lange Dauer ſeiner Herrſchaft irgendwen ermüdet habe; davon empfinde ja der Jetztlebende nichts, daß ſchon vor hundert Jahren in dieſem Stile gebaut worden iſt. Den Stilwandel verurſache teils das praktiſche Bedürfnis, teils der Wandel der Ideen. Unter den beſtimmenden Ideen ſtehn die religiöſen in der erſten Reihe. „Um die Frage, ob ein Zeitalter religiös oder weltlich geſinnt, und wie in jedem dieſer Fälle das religiöſe Gefühl oder die Freude an der Welt gerichtet iſt, darum dreht ſich die Geſchichte des Stilwandels bis auf die neueſte Zeit; und ſtillos, unſicher zwiſchen überlieferten Formen herumtaſtend iſt eine Zeit dann, wenn ſie in beiden Richtungen, in den Formen der religiöſen Erhebung wie des Weltgenuſſes, der feſten Ziele und der Ideale entbehrt." In der Geſchichte

Digitized by Google

der Malerei hat uns beſonders der Abſchnitt über die Entſtehung der Landſchaftsmalerei angeſprochen. Es heißt da unter anderm: „Die Erkenntnis, daß die Landſchaft als ſolche der reinſte und darum wirkungsreichſte Ausdruck des menſchlichen Gemüts, ſeiner gehobnen wie der ſchwermutvollen Stimmungen ſein könne, iſt wohl eine der größten künſtleriſchen Entdeckungen aller Zeiten. Als ſubjektives Ausdrucksmittel menſchlicher Affekte und Stimmungen nimmt in der Tat die Landſchaftsmalerei unter den bildenden Künſten eine ähnliche Stellung ein wie die reine, von Geſang und Tanz losgelöſte Muſik unter den muſiſchen. Aber jene Entdeckung wäre ohne die vorangegangne Beſtimmung der Landſchaft, als wirkſamer Hintergrund menſchlichen Lebens zu dienen, ebenſowenig möglich geweſen, wie es eine rein muſikaliſche Kunſt geben würde, wenn dieſer nicht die uralte Verbindung der Muſik mit Tanz und Geſang vorausgegangen wäre. In dem Maße, als die Landſchaftskunſt den Sinn für die Natur geweckt und geübt hatte, wurde dann auch die Natur ſelbſt ein Gegenſtand äſthetiſcher Genüſſe.“ Aus dem oben angedeuteten Zuſammenhange der Kunſt mit der Religion ergibt ſich am Schluſſe dieſer Geſchichte der bildenden Künſte ein Hinweis auf den Gegenſtand, dem der Verfaſſer zuſtrebt: Kunſt und Religion entwickeln ſich in Wechſelwirkung miteinander; die Grenze zwiſchen niedrer und Idealkunſt falle annähernd mit der zwiſchen Mythus und Religion zuſammen. Dazu kann man ja und nein ſagen; es iſt ein ſehr verwickeltes Thema; aber wir wollen darauf erſt eingehn, wenn Wundt im weitern Verlaufe ſeines Werkes ſeinem Verſprechen gemäß die Frage beantwortet haben wird: wodurch unterſcheidet ſich die Religion vom Mythus? Bemerkt werden mag noch, daß nach Wundts Meinung (die angezweifelt werden darf) die griechiſche Idealform des menſchlichen Antlitzes entſtanden iſt „zunächſt wohl unabſichtlich, wahrſcheinlich nicht deshalb, weil ſie im alten Griechenland verbreiteter geweſen wäre als in dem heutigen, ſondern weil bei ihr die plaſtiſche Geſtaltung desſelben und ſeiner Hauptteile, Naſe, Augen, Mund und Kinn, auf das deutlichſte und zugleich vollkommen ausgeglichen ſich darſtellte“.

Der Friede von Altranſtädt

Von Konrad Sturmhoefel

2

Unglaublich iſt die Behandlung einer ſo wichtigen diplomatiſchen Sache durch König Auguſt, wenn man ſeiner eignen, auch in die damaligen Zeitungen lancierten Verſicherung Glauben ſchenken darf: „Da Se. Majeſtät der König ohnedem niemanden in Eile bei Sich gehabt, alles in richtiger Form aufſetzen und extendieren zu laſſen, als hätte er aus großem Vertrauen dem von Pfingſten ſo viele chartes blanches zugeſtellt, als nötig geweſen, das Werk auszumachen, auf welche hernach der ihm nicht völlig bekannt gemachte Friede und deſſen Ratifikation ins Reine gebracht und ausgefertigt worden.“

Digitized by Google

Bedarf dieſe Darſtellung der Sache eines Kommentars? Was hat man weiter zum Abſchluß eines richtigen Friedens nötig, als die entſprechende Anzahl weißer Blätter mit der königlichen Namensunterſchrift? Das Übrige werden die damit beauftragten Leute ſchon beſorgen; dazu ſind ſie ja da! Die betreffenden Blanketts waren datiert Petrikau, den 30. Oktober 1706, und außer mit der Unterſchrift des Königs mit der des Großmarſchalls von Pflugk gezeichnet, obgleich Pfingſten nach dem genannten Bericht der Kommiſſarien ſchon am 20. Oktober 1705 von Petrikau abreiſte; es kann dieſe Verſchiedenheit allerdings in der damals wohl noch nachwirkenden Konfuſion zwiſchen dem julianiſchen und dem gregorianiſchen Kalender liegen. Dieſen nahmen bekanntlich die proteſtantiſchen Staaten erſt 1700 an, indem ſie auf den 18. Februar ſogleich den 1. März folgen ließen. Im Verlaufe der Unterſuchung gegen Imhoff und Pfingſten iſt übrigens auch behauptet worden, daß jene Blanketts den beiden ſchon vor dem Beginn der Verhandlung eingehändigt worden ſeien. Wie wenig dieſe im Manifeſt des Königs Auguſt vom 8. Auguſt 1709 behaupteten Dinge auf Wahrheit beruhen, geht mittelbar auch daraus hervor, daß ſich Pfingſten erſtens einmal nicht im geringſten bemüßigt gefunden hat, beſſere Friedensbedingungen bei Karl zu erreichen, dann aber vornehmlich daraus, daß er Karl einen eigenhändigen Brief Auguſts zu überreichen hatte, worin ſich Auguſt unter anderm dahin äußerte, daß der Verluſt der polniſchen Krone ihm leicht geworden ſei, da er hierdurch die Freundſchaft Karls wiedererwerben könne. Wie hoch dieſer ſolche Treuherzigkeit einzuſchätzen veranlagt war, wird man leicht vermuten können. Hat doch auch Auguſt dem Herzog von Marlborough gegenüber, als ſich dieſer Ende April 1707 als Vertreter der Seemächte bei ihm einſtellte, zyniſch genug verſichert: J'avais confié des blancs signés dans la vue d'amuser ce prince, pour gagner du temps — was freilich auch nicht unbedingt wahr zu ſein braucht.

Allerdings bewies ſich Pfingſten kurze Zeit vorher als ein recht wenig zuverläſſiger Briefträger. Denn vom König Karl hatte er ein Schreiben an den ſchwediſchen General Mardefeld (alias Marderfeld) zur Beſtellung mitbekommen. Dieſes an ſeine Adreſſe abzugeben getraute ſich Pfingſten nicht oder wurde durch Befehl des Königs Auguſt daran verhindert. Denn der Brief enthielt die Mitteilung des abgeſchloſſenen Waffenſtillſtandes, ſollte alſo Mardefeld ebenſowohl an weitern Feindſeligkeiten hindern, als ihn davor ſchützen. Dieſen Brief hat Pfingſten erſt in Breslau an den ſchwediſchen Agenten Beye abgegeben; infolgedeſſen gelangte das Schreiben erſt in Mardefelds Hände, als es ſchon zu ſpät war, d. h. als er bei Kaliſch am 29. Oktober 1706 der vereinigten ſächſiſch-ruſſiſchen Macht erlegen und perſönlich den Gegnern in die Hände gefallen war. Daß König Auguſt vor der ihm durch den Zarengünſtling Menſchikoff abverlangten Schlacht den Schweden heimlich von dem abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand unterrichten ließ — natürlich fand er nach dem altbekannten Sprichwort bei Mardefeld keinen Glauben — iſt ebenfalls ein, wenn auch indirekter Beweis für die geringere Schuld der beiden Unterhändler. Natürlich kam dieſer Sieg, ſo wertvoll er bei ſeiner Rarität zu gelten hatte, dem König Auguſt ſehr ungelegen. Während er ſich aber auf der einen Seite bei Karl in allen Tönen entſchuldigte, daß er diesmal eben nur mit Rückſicht auf den Zaren ſo habe handeln müſſen — er ſei ja zunächſt noch in deſſen Gewalt, und darum müſſe der Frieden geheim gehalten werden —, war er nicht nur ſchamlos genug, den Sieg über Mardefeld in Warſchau durch prunkvollen Einzug, Tedeum und Hochamt zu feiern, ſondern er ließ auch am 19. November die zwiſchendurch nach Polen gedrungne Kunde von dem Altranſtädter Frieden

Digitized by Google

als eine ganz böswillige Verleumdung durch amtliche Kundmachungen und durch die Zeitungen brandmarken. Zugleich machte er ſich aber auch auf den Weg nach Sachſen, um ſich ſeinen teuern Bundesgenoſſen, den Ruſſen, und ſeinen geliebten Untertanen, den Polen, beizeiten zu entziehen. Denn am 26. November lief die von König Karl ſtipulierte Friſt der Bekanntmachung des Friedens ab, worauf dieſe dann auch tatſächlich erfolgte. So wenig aber traute Auguſt ſeiner Lage, daß er Karl um Kavallerie bat, um ſeinen und der Sachſen Rückzug in Großpolen zu decken, und daß er — was unter dieſen Umſtänden einen gewiſſen Galgenhumor verrät — inkognito unter dem Namen eben — Mardefelds reiſte! In den erſten Tagen des Dezembers 1706 überſchritt er die polniſch-ſchleſiſche Grenze und verweilte nun einige Tage in Schleſien auf dem einem Baron von Noſtitz gehörenden Gute Tamitz.

Hier ſind nun Beratungen*) gepflogen worden unter Zuziehung des Hofmarſchalls von Pflugk, des Miniſters von Hoym, des Grafen Flemming, der durchaus gegen den Frieden war, und des mittlerweile zurückgekehrten Pfingſten. In der Nähe weilte auch der däniſche Geſandte von Jeſſen, der noch in letzter Minute den Frieden illuſoriſch zu machen ſuchte. Hatte ſich doch am 9. Oktober Auguſt hilfeſuchend an den Dänenkönig gewandt, der ihn freilich an die Seemächte verwieſen hatte. Von dieſen Beratungen wird zunächſt berichtet, daß ſich König Auguſt ſehr abfällig über den Frieden geäußert habe; auf Pfingſten wartend, habe er geſagt, „er wolle den Frieden zerreißen und die Fabrikanten auf den Königſtein ſetzen laſſen". Und in der allgemeinen Konferenz, der nun auch Pfingſten anwohnte, ſagte er: „Wenn ich im Turm geſeſſen hätte, ſo hätte ich keinen ſchlimmern Frieden machen können!" — Äußerungen, die jedenfalls mehr ſeiner übeln Laune, wenn nicht berechnender Falſchheit, als einer ruhigen Würdigung der Lage entſprachen.

Jedenfalls war ſein Zorn gegen Pfingſten nicht ſo groß, daß er nicht einen ganz neuen Vorſchlag ſeines Bevollmächtigten höchſt beachtenswert gefunden hätte, nämlich daß Auguſt mit Karl perſönlich zuſammentreffen möge; denn die ſchwediſchen Miniſter hätten ihm verſichert, daß bei einer ſolchen Zuſammenkunft „viel zu Königs Majeſtät Satisfaktion moderieret werden würde". Der Vorſchlag gefiel Auguſt deswegen ſo gut, weil er überzeugt war, daß er durch ſeine elegante und imponierende Perſönlichkeit auf den Barbaren aus dem Norden einen großen Eindruck ausüben würde, und nebenher konnte man noch immer die Hilfe der Seemächte anrufen. Entſprechend ſeiner Eigenart in ſolchen Fällen plötzlichen Entſchluſſes ließ Auguſt mit der Ausführung nicht auf ſich warten, während er, ebenfalls ſeinem ganzen Charakter entſprechend, durch Pfingſten nach Polen ſchreiben ließ, alle Nachrichten über einen Friedensſchluß liefen auf bloße Täuſchung hinaus. Am 15. Dezember langte König Auguſt in Dresden an, war aber ſchon am 16. Dezember Abends in Leipzig und erſchien am folgenden Tage, alſo am 17. Dezember, ganz unerwartet in Günthersdorf beim Grafen Piper, der ſofort ſeinen Herrſcher von der ihm zugedachten Viſite benachrichtigen ließ. Karl befand ſich zu Queſitz, wo König Stanislaus, Sapieha und andre Polen damals ihr Hauptquartier aufgeſchlagen hatten; auf die ihm heimlich zugeflüſterte Nachricht ritt er ſo ſchnell wie möglich nach Günthersdorf. Hier begrüßten ſich die beiden Herrſcher nach Vogels Leipziger Annalen**) äußerſt liebenswürdig, beſprachen ſich eine kleine Stunde in einer Fenſterniſche und ritten dann zuſammen nach Altranſtädt.

*) Siehe beſonders Danielſon, a. a. O. S. 18 ff. — **) Seite 997 f.

Digitized by Google

Vogel berichtet, wie er auch bei ſeiner ſonſtigen Schilderung nachdrücklich die genaue Beobachtung des Zeremoniells durch König Karl betont, daß Auguſt auf der rechten Seite des Schwedenkönigs geritten ſei, und „redeten dieſe beyden Könige den gantzen Weg gantz vertraut mit einander, daß viele, ſo um ſie waren, für Freuden Thränen vergoſſen". In Altranſtädt konferierten die beiden Majeſtäten drei Stunden lang allein, worauf Tafel gehalten wurde; über dieſer, verſichert Vogel, ſei nichts geredet worden, „und ſahen nur beyde Majeſtäten einander freundlich an". König Auguſt blieb über Nacht in Altranſtädt und kehrte dann nach Leipzig zurück. König Karl erwiderte den Beſuch am 21. Dezember, worauf ihm auch König Auguſt nochmals die Ehre gab, was ſich am 2. Januar 1707 mit einem Gegenbeſuch Karls am 4. Januar wiederholte.

Was erreichte nun Auguſt mit dieſen Beſuchen? Abſolut nichts! Und das war auch wohl für jeden von vornherein klar, der die Starrköpfigkeit des Schwedenkönigs kannte. Was bei jener erſten Zuſammenkunft verhandelt worden iſt, die ja nach des gut unterrichteten Leipziger Annaliſten Angabe mehrere Stunden dauerte, wiſſen wir nicht. Wenn wir Voltaire Glauben ſchenken wollen, der ſeine Nachrichten zweifellos vom König Stanislaus Leſzczynski bezog, iſt Karl jeder ernſtlichen Unterhaltung ausgewichen und hat ſeinen Vetter für die Politika an ſeinen Miniſter Piper verwieſen; daß er dabei nur immer von ſeinen großen Stiefeln geſprochen habe, eine Anekdote, die auch Faßmann zugleich mit Voltaire in ſeiner Lebensbeſchreibung Auguſts des Starken auftiſcht, iſt ſicherlich Übertreibung; aber es iſt immerhin in hohem Grade wahrſcheinlich, daß Karl dieſes Geſprächsthema eine Weile benutzt hat, um den eleganten Vetter damit zu höhnen. Man ſtelle ſich nur auf der einen Seite den König Auguſt vor: auf dem Haupte die gepuderte Allongeperücke, der blauſammetene Rock mit Diamantknöpfen und Brüſſeler Spitzen beſetzt, die Beinkleider und die Strümpfe von Seide, die Schuhe mit Diamantagraffen geziert, an der Seite einen Galanteriedegen mit einem türkisbeſetzten Griffe, und der ganze Mann lieblich nach Ambra und Moſchus duftend, auf der andern Seite König Karl mit kurz geſchornem Haare — „da es für Könige gefährlich ſei, das Haupt in Wolken zu hüllen" —, gekleidet in einen dunkelblauen, grobtuchnen Uniformrock mit Kupferknöpfen, an den Beinen die erwähnten Dauerſtiefel, die nach Tran und Juchten rochen, und an der Seite einen mächtigen Pallaſch mit einem ſchmuckloſen Meſſingknaufe — wahrlich, man kann ſich kaum zwei einander diametral entgegengeſetzte Weltanſchauungen beſſer verkörpert denken!

Wenn nun auch Auguſt durch ſeine perſönliche Berührung mit Karl durchaus nichts erreicht hatte, ſo ſuchte er ſich doch der Ausführung der Bedingungen zu entziehen. Freilich: den Friedensabſchluß ſelbſt konnte er nicht länger leugnen, und darum wurde nun auch am erſten Tage des neuen Jahres im ganzen Lande ein Dankfeſt „wegen erhaltnen Friedens" gefeiert, ja Auguſt mußte ſich ſo weit demütigen, daß er alle ſeine nach Polen ergangnen Ableugnungen des Friedens am 19. Januar 1707 für unwahr erklärte, wie er auch von Karl gezwungen wurde, ſeinem Gegenkönige Stanislaus in einem eigenhändigen Briefe zur endgiltigen Gewinnung des polniſchen Thrones zu gratulieren; Auguſt entledigte ſich übrigens dieſer Aufgabe in durchaus würdiger Weiſe und wünſchte dem Nachfolger mit einer Bewertung der Dinge, die ihm dauernd hätte bleiben ſollen: „treuere Untertanen, als er ſelbſt ſie in Polen zurückgelaſſen hätte".*)

*) Den Brief gibt u. a. Voltaire, der ihn perſönlich bei Leſzczynski geſehen hat; er iſt datiert Dresden, 8. April 1707.

Digitized by Google

In jener trübſeligen Zeit haben die abenteuerlichſten und verſchiedenartigſten Pläne Auguſt beſchäftigt. War es ſchließlich nicht am beſten, Sachſen, das nun einmal rettungslos dem Schwedenkönige verfallen war, ſeinem Schickſale zu überlaſſen und nach Polen zurückzukehren, um mit Peter vereint wenigſtens dort ſeine Herrſchaft ohne große Mühe wiederherzuſtellen? Die Unterſtützung Dänemarks und der Seemächte war ihm dabei um ſo gewiſſer, als die letztern eine Verbindung Karls mit Ludwig dem Vierzehnten von Frankreich befürchteten: Karl dachte zwar aus den verſchiedenſten Gründen nicht daran, aber die Sache an ſich war gar nicht unwahrſcheinlich: war nicht auch Guſtav Adolf Hand in Hand mit Frankreich gegangen, und weilte nicht ſeit Anfang März 1707 ein franzöſiſcher Abgeſandter, der Baron von Beſenval in Leipzig, und benutzte jede Gelegenheit, mit den ſchwediſchen Staatsmännern zu konferieren? — Oder aber: ſollte Auguſt ſich nicht den Kaiſer beſonders verpflichten, damit er deſſen Hilfe gegen die Schweden gewönne? Er ließ in Wien eröffnen, daß er die durch den Tod des Markgrafen Ludwig von Baden erledigte Oberfeldherrnſtelle über das Reichsheer zu übernehmen gewillt ſei (Februar 1707); er werde auch alle ſeine Truppen dahin marſchieren laſſen. Dieſes Anerbieten hatte aber keinen Erfolg. Er ſchickte ferner den General Goltz an den Zaren Peter, der ihm ein Hilfskorps von 25000 Ruſſen und vor allem Geld zur Verfügung ſtellen ſollte. Aber Peter mißtraute Auguſt zu ſehr, als daß er ihm das Gewünſchte hätte leiſten mögen. Andrerſeits drängte Karl durch ſeinen Bevollmächtigten Cederhjelm in Dresden auf endliche Erfüllung verſchiedner noch nicht ausgeführter Friedensbedingungen, unter anderm auf Patkuls Auslieferung, durch die man doch den Zaren aufs tödlichſte beleidigen mußte; überdies herrſchte infolge der ſchwediſchen Okkupation gähnende Leere in den kurfürſtlichen Kaſſen. Da tauchte plötzlich ein ganz neues Projekt auf, das zwar das abenteuerlichſte von allen war, aber doch nicht ſo abſolut in der Luft hing, wie es auf den erſten Anblick erſcheint. Es iſt darauf in neuern Werken trotz der verdienſtlichen Arbeit von Danielſon noch ſo gut wie gar nicht hingewieſen worden.*)

Schon im Herbſte 1703 hat König Auguſt im Dresdner Archiv nachforſchen laſſen, freilich ohne Erfolg, ob nicht „Pacta oder Nachrichten“ vorhanden ſeien, die ſich auf die Prätenſion, „ſo das Kuhr- und Fürſtl. Haus Sachſen an die Königreiche Neapolis, Sizilien und Jeruſalem, ingleichen auf das Herzogtum Schwaben hat“ beziehen möchten. Dieſer chimäriſche Gedanke begründete ſich auf nichts weiter, als auf die Abſtammung der ſächſiſchen Fürſten von der Staufin Margarethe, der unglücklichen Gattin Albrechts des Entarteten und Tochter Friedrichs des Zweiten, der ja allerdings von ſeiner Mutter Konſtanze Sizilien und Neapel geerbt hatte. Nach dem Untergange der Staufen hatten franzöſiſche Anjous, Aragonier, Spanier dieſe Länder beſeſſen, und keine Seele hatte an „das Kuhr- und Fürſtl. Haus Sachſen“ gedacht. Wie Auguſt darauf gekommen iſt, iſt vorerſt noch nicht feſtgeſtellt. Jedenfalls war aber im Oktober 1704 die Sache Gegenſtand eines Briefwechſels zwiſchen dem polniſchen Geſandten in Rom, dem Grafen Lagnaſco, und dem Beichtvater des Königs, dem Jeſuitenpater Vota. Es geht daraus hervor, daß man den Plan Auguſts in Rom zwar für etwas phantaſtiſch anſah, ihm aber wenigſtens nicht unbedingt ablehnend gegenüberſtand. Doch hatte die Frage Ruhe bis zum Früh-

*) Siehe Danielſon a. a. O. S. 31 f. Vgl. Erdmannsdörffer, Deutſche Geſchichte vom Weſtfäliſchen Frieden uſw. II, 244.

Digitized by Google

jahre 1707, nachdem Lagnasco auf Befehl des Königs aus Rom nach Dresden zurückgekehrt war. Da ſich der Zar, wie erwähnt, weigerte, Auguſt Hilfe zu leiſten, ſo trat Lagnasco mit dem Plane auf Neapel an Auguſt heran, wahrſcheinlich unterſtützt durch einen damals nach Dresden geflüchteten Neapolitaner, einen Grafen Marini, der verſicherte, daß ſich weder die Neapolitaner jemals Öſterreich unterwerfen würden, noch auch der Papſt und die übrigen italieniſchen Fürſten mit einer öſterreichiſchen Okkupation Neapels einverſtanden wären. Er hat auch auf die Wahrſcheinlichkeit einer Einwilligung der Seemächte hingewieſen, die Unteritalien und Sizilien wohl ganz gern im Beſitz einer dritten Macht ſehen würden. Und ſchließlich würde ja wohl auch Ludwig der Vierzehnte, der um dieſe Zeit gar nicht mehr daran denken konnte, ſeinen Enkel als Herrſcher in Neapel einzuführen, dieſes Land viel lieber einem ſächſiſchen Fürſten gönnen als den Habsburgern.

Auguſt war ſehr leicht für dieſen eigentlich von ihm ſelbſt ſchon angeregten Plan gewonnen. Zugleich ſah er ein, welcher Vorteil es für ihn wäre, den guten Willen des Schwedenkönigs dabei in die Wagſchale werfen zu können. Marini wurde beauftragt, mit dem ſchwediſchen Bevollmächtigten Cederhjelm Fühlung zu nehmen. Mit auffallend raſcher Bereitwilligkeit ging auf Cederhjelms Berichte an Piper König Karl auf den Gedanken einer Unterſtützung der Pläne Auguſts und eines Bündniſſes gegen den Zaren ein. Und ſo voller Vertrauen zu dem edeln Schwedenkönig wurde man plötzlich in Dresden, daß man Cederhjelm ſogar in die letzte Korreſpondenz mit dem Zaren einweihte. Freilich verſprach Karl nur ſeine bona officia in der Angelegenheit, aber auch damit war man ſchon in Dresden zufrieden, und — am 6. April wurde Patkul vom Königſtein abgeholt und am 7. April den Schweden ausgeliefert.

Als am 26. April der Herzog von Marlborough als Geſandter der Seemächte in Altranſtädt erſchien, um Karl auf ſeine vermeintlichen franzöſiſchen Sympathien zu ſondieren,*) wurde er von Lagnasco durch Cederhjelms Vermittlung und ſogar durch König Karl ſelbſt in empfehlender Weiſe mit Auguſts Plänen bekannt gemacht. Auch er fand dieſes Unternehmen der Unterſtützung würdig. Daß Karl für die Luftſchlöſſer Auguſts ſo entgegenkommendes Intereſſe zeigte, iſt nicht wunderbar. Einesteils war Auguſt durch dieſe neue Aufgabe auf einem Karl ganz fernliegenden und gleichgiltigen Gebiete in Anſpruch genommen, konnte ſich alſo nicht mehr um Polen kümmern, und andrerſeits kam Karl auf dieſe Weiſe zur raſchen Erfüllung ſeiner Wünſche. Übrigens hatte Auguſt ſogar noch ein weiteres Anliegen vertrauensvoll für Karl in petto: er erhoffte von ihm die Unterſtützung der fadenſcheinigen Anſprüche Sachſens auf Jülich, Kleve und Berg!

Aber ſehr bald platzte die neapolitaniſche Seifenblaſe. Zu derſelben Zeit, da man zwiſchen Dresden und Altranſtädt verhandelte, mußten ſich die Franzoſen im März 1707 zu einem Evakuationsvertrag verſtehen und im April über die Alpen nach Hauſe zurückziehen. Im Mai trat ein kaiſerliches Heer den Marſch nach dem Süden an; am 6. Juli 1707 hat Neapel dem Habsburger Karl dem Dritten gehuldigt. Anfang Mai ließ König Auguſt Imhoff und Pfingſten verhaften: nach dem Scheitern des neapolitaniſchen

*) Alles, was Beſenval mit zäher Geduld in ſeinen Verhandlungen mit dem Grafen Piper und deſſen Adlatus Hermelin erreicht hatte, war, daß ihm Hermelin anvertraute, der König werde nach Beſiegung des Zaren, alſo etwa in zwei Jahren, nach Deutſchland zurückkehren und dann den Krieg gegen den Kaiſer eröffnen, um dieſen namentlich in religiöſer Beziehung zur völligen Durchführung des Weſtfäliſchen Friedens zu zwingen. Syveton, a. a. O. S. 69 f.

Abenteuers das erſte Anzeichen, daß ſich Auguſt von Karl wieder entfernte und ſich dem Zaren nähern wollte, dem man namentlich wegen Patkuls Auslieferung einen Sündenbock ſchuldig war. Aber zunächſt war der Schwede immer noch im Lande, trotzdem man doch alle Bedingungen erfüllt hatte. Es würde zu weit führen, auf alle die Weiterungen einzugehn, die Karl namentlich unter Betonung des die Garantie der Seemächte und des Kaiſers heiſchenden Artikels XXI des Friedens zu machen wußte. Er blieb, bis er ſein Heer in jeder Beziehung ergänzt, wohlgenährt und ausgerüſtet ſah, die Ernte der Sommers 1707 noch mitgenommen hatte und vor allem auch dem vor ſeinem Einfall in die Erblande zitternden Kaiſer Joſeph am 1. September einen Vertrag abgedrungen hatte, der den ſchleſiſchen Proteſtanten ihre im Weſtfäliſchen Frieden zugeſicherten Rechte endlich verwirklichte. Im weſentlichen haben ſich dann die wackern Bekenner des Evangeliums, deren Väter ſich mit dem Mute der Überzeugung auch durch die bekannten Liechtenſteinſchen Bekehrungsdragoner von ihrem Glauben nicht abbringen ließen, ihrer Konfeſſion ungeſtört zu erfreuen gehabt, bis ihnen in der Perſon Friedrichs des Großen ein ſicherer und dauernderer Hort zuteil wurde.

Die Eintönigkeit des Lagerlebens wurde entſprechend den Anſchauungen Karls des Zwölften kaum jemals unterbrochen. Soweit die Schweden in Bürgerquartieren lagen, freundeten ſie ſich möglichſt mit ihren Wirten an und ließen dabei wenigſtens etwas von der erlangten Kontribution wieder unter die Leute kommen und hielten vor allem gute Mannszucht.*) Beſonders prächtig — d. h. allemal, ſo lange die Mittel reichten — ging es bei König Stanislaus zu, der in Leisnig ſeinen Aufenthalt genommen hatte. Dieſe „polniſche Wirtſchaft" blieb den biedern Einwohnern noch lange in Erinnerung. Nur einmal, abgeſehen von dem Beſuche fürſtlicher Perſonen im Lager Karls, kam es hier zu einer größern Feſtlichkeit: der Generalmajor von Meyerfeld heiratete am 8. Juni 1707 die Schwägerin des Grafen Piper. Beide Könige, Stanislaus und Karl, beehrten die Hochzeit, die zu Günthersdorf ſtattfand, mit ihrem Beſuche. Es war freilich etwas Mangel an Damen, und Piper wollte darum die Gräfin Königsmark, die damals gerade in Leipzig weilte, bekleidet mit der Würde einer Pröpſtin des Jungfrauenſtiftes zu Quedlinburg, zu dieſer Hochzeit einladen. Doch befragte er ſich zunächſt beim Könige Karl, ob dieſer etwas dagegen habe. Da dies nicht der Fall war, ſo kam die weitere Frage wegen der Tafelordnung zur Sprache, wobei jedoch der Ranganſpruch der Gräfin berückſichtigt werden mußte. Der König reſolvierte kurz: „Wie kann ſie auf Rang Anſpruch machen, ſie iſt eine H . . .!" Piper wies darauf hin, daß ſie doch eine Dame aus vornehmem Geblüt und die Geliebte eines großen Königs geweſen ſei. Aber Karl antwortete zornig: „Ei was! König oder gemeiner Mann! Sie iſt und bleibt eine H . . . und kann wegbleiben!" **) Dies geſchah denn auch.

Sofort nach Abſchluß des Vertrags mit dem Kaiſer erfolgte der Aufbruch der Schweden aus Sachſen. Endlich! Am 1. September verließ König Karl ſein Hauptquartier Altranſtädt; am 4. September ſtand er zu Oberau bei Meißen. Hier kam ihm der ſeine Eigenart deutlich widerſpiegelnde Entſchluß, König Auguſt noch in letzter Stunde ſeine furchtloſe Überlegenheit in der keckſten Weiſe empfinden zu laſſen. Am 5. September ritt er um $3^1/_2$ Uhr Nachmittags mit

---

*) Siehe Schulenburg a. a. O. I, S. 305.

**) Fr. Cramer, Denkwürdigkeiten der Gräfin Königsmark, 1. Band, S. 324 und Vogel, Leipziger Annalen, S. 1000 f.

Digitized by Google

nur vier, nach andern mit ſieben Begleitern nach Dresden hinein, ließ ſich von einem Unteroffizier der Hauptwache nach dem Schloß führen und trat unangemeldet beim König ein, um ſich, wie er ihm ſagte, perſönlich von ihm zu verabſchieden. Der Überraſchte wußte ſich ſofort in ſeine Lage zu finden, obgleich er nach Voltaires Bericht unpäßlich war und im Schlafrocke ſtak. Nachdem beide einen Imbiß genommen hatten, ließ ſich Karl die Stadt zeigen und verließ dann nach einigen Stunden Aufenthalt unter dem Salutdonner der Kanonen die Stadt. Die Gräfin Coſel und beſonders Graf Flemming ſollen Auguſt dringlichſt gebeten haben, den Vogel, der ihm ſo leichtſinnig ins Garn geflogen ſei, bei den Fittichen feſtzuhalten. Auguſt folgte ihrem Rate nicht, ſei es aus Courtoiſie, ſei es, und das iſt das Näherliegende, aus Klugheit. Denn die ſchwediſche Armee folgte ihrem Könige auf dem Fuße, und die Hauptſtadt würde einem rächenden Angriff keinen nennenswerten Widerſtand haben entgegenſetzen können. Als Karl am nächſten Tage erfuhr, daß man in Dresden einen Miniſterrat abhalte, ſoll er — nach Voltaire ein Baron von Strahlenheim — ſpöttiſch geſagt haben: „Sie beraten ſicher heute, was ſie geſtern mit mir hätten tun ſollen.“

Mit einer Horde von etwa 24000 abgeriſſenen und verhungerten Soldaten war Karl vor Jahresfriſt in Sachſen eingezogen; an der Spitze eines Heeres von mindeſtens 34000 Mann, die mit allem wohl verſehen, gut gekleidet, ausgezeichnet genährt waren, an Pferden und Wagen und Proviant Überfluß hatten, verließ er das erſchöpfte Land. Nach König Oskars Rede auf Karl den Zwölften trugen ſowohl Generale wie Soldaten reiche Sparpfennige im Beutel, und auch die Regimenter hatten ihre Kaſſen überreichlich gefüllt. Nach dem Geſtändnis Auguſts in ſeinem Manifeſte vom 8. Auguſt 1709 hat die ſchwediſche Invaſion, die doch niemand anders als er ſelbſt herbeigeführt hatte, den unglücklichen Kurſtaat 23 Millionen Reichstaler gekoſtet.

In dem Gefolge Karls befand ſich auch der unglückliche Livländer Patkul, der nach ſeiner Auslieferung an die Schweden unter des Generals Meyerfeld Aufſicht zu Dippoldiswalde in Ketten gefangen gehalten worden war. Man ſchleppte ihn ſo bis nach Polen. Bei dem kleinen Städtchen Kazmierz, nahe bei der heutigen preußiſch-ruſſiſchen Grenze, wurde auf einer Wieſe, die noch heute die „Patkulka“ heißt, das von König Karl höchſteigenhändig entworfne Hinrichtungsurteil vom 9. Oktober 1707 vollſtreckt*): der Delinquent ſollte erſt von unten auf gerädert und dann gevierteilt werden. Da der im Orte ſelbſt aufgetriebne Henker ſeine Sache nicht verſtand, ſo entwickelte ſich vor den Augen des kaltblütig zuſehenden Königs eine Szene von unbeſchreiblicher Grauenhaftigkeit, deren Einzelheiten hier übergangen werden können. Rumpf und Gliedmaßen des Unſeligen wurden auf königlichen Befehl auf vier beſondre Räder geflochten, der Kopf aber auf einen Pfahl geſteckt. Erſt im Oktober 1709 beſeitigte jemand, man weiß nicht wer und auf weſſen Befehl, dieſe ſtummen Zeugen und Ankläger von Auguſts gewiſſenloſer Nachgiebigkeit und Karls unmenſchlicher Schlächtergeſinnung, das böſeſte Erinnerungszeichen an den Frieden von Altranſtädt.

*) Vgl. Kaſimir von Jarochowski, Patkuls Ausgang. Neues Archiv für ſächſiſche Geſchichte III, 201 ff.

Heimatſehnſucht

Novelle von Jaſſy Torrund

(Fortſetzung)

Ich begreife Recklinghaus nicht, ſagte Heinrich beim Nachhauſegehn. Haſt du das Lied verſtanden, was er zuletzt ſang? Die Kompoſition an ſich iſt ein kleines Meiſterwerk — aber der Text, dieſer gottesläſterliche Text! Heidentum und Chriſtentum, Chriſtus und — Eros in einem Atem — die Lippe ſträubt ſich faſt, das auszuſprechen. Wie kann ein Chriſt, ein Katholik ſo ſündhafte Worte ſingen! Und erſt gar noch komponieren!

Maria hing an ihres Mannes Arm, ihr war das Herz ſo voll und weich — langſam kam ihre Seele aus weiter, weiter Vergangenheit zurück. Sie hatte ihn an das Damals erinnern wollen, an jenen Abend, wo ſie das Lied der Sehnſucht zum erſtenmal gehört — die ſeligſüße Weiſe, die „in mailichter Nacht ſo erosſüß, ſo jeſusbang“ in ihrer beider Herzen fortgeklungen war als ein Hoheslied der Liebe.

Sie hatte — damals wie heute — den Text über der Melodie vergeſſen — nur das Lied, das Lied hatte es ihr angetan. Sein harter Tadel ſchloß ihr die Lippen, drängte alles zurück, was in ihrem Herzen zitternd wach geworden. Schweigend ging ſie an ſeiner Seite.

Du ſagſt ja gar nichts, drängte er geärgert. In deinen Augen iſts wohl ſchon ein Verbrechen, an Hans Recklinghaus Kritik zu üben.

Du übſt ja keine Kritik an ihm, dein Tadel trifft weniger den Komponiſten als den Dichter.

Was geht der mich an? Du weißt, wie ich über die modernen Dichter denke. Aber daß mein Freund, ein katholiſcher Chriſt, ſich dazu hergibt, ein ſolches Machwerk zu komponieren, das Göttliches und Gemeines, das Heiligſte und das Symbol der tiefſten ſittlichen Erniedrigung des Altertums in frivoler Weiſe miteinander verquickt, alle Grenzen zwiſchen Heidentum und Chriſtentum ſkrupellos verwiſcht — das iſts, was mich empört!

Und wie hat ſich ſeine Seele hinein vertieft, daß es ihm gelang, das ſeltſame Lied, das wie eine Mär aus uralten Tagen anhebt und ſagenhafte Vergangenheit und traumholde Gegenwart in eins verſchmilzt, ſo zu vertonen! Jede feinſte Nuance herausgearbeitet — und das Lied der Sehnſucht, das durch die Jahrtauſende klingt und alle Saiten des Menſchenherzens erzittern macht, angeſtimmt! dachte Maria. Hörſt du es denn nicht? willſt du es nicht hören? biſt du allein taub und ſtumpf geblieben?

Laut ſagte ſie: Dann müßten auch die alten Meiſter deinem Bannſpruch verfallen! Denk nur an Rubens, an Tizian! Ich meine, die Kunſt ſteht über allem und adelt alles. Wenigſtens haben ſo die Päpſte aller Jahrhunderte gedacht, als ſie die Kunſtſchätze des heidniſchen Altertums in ihren Paläſten ſammelten.

Digitized by Google

Daß ihr Frauen doch nie bei der Stange bleiben könnt! Ich habe nichts gegen die klaſſiſche Kunſt — was ich tadle, iſt dieſe moderne Verquickung von Heidentum und Chriſtentum. Darin liegt der Schwerpunkt.

Maria widerſprach nicht mehr, es hätte doch nichts genützt. Sie dachte an uralte heidniſche Gebräuche der Vorzeit, die die chriſtliche Kirche in weiſer Nachſicht mit herübergenommen und regeneriert neu erſtehn ließ, daß ſie — als Merkmale altgermaniſchen Heidentums dem kundigen Auge noch wohl erkennbar — hineinragen bis in unſre Zeit.

Aber ſie ſchwieg. Ihre Seele, in der das Lied der Sehnſucht widerhallte, war nicht zum Streiten aufgelegt. Zudem drängte es ſie nach Hauſe, des Kindes wegen.

Der Kleine ſchlief, aber ſeine Bäckchen brannten, und unruhig träumend warf er ſich von einer Seite zur andern. Maria machte ſich Vorwürfe, ausgegangen zu ſein, und blieb noch eine ganze Weile neben ſeinem Gitterbett. Und als ſie ſich endlich legte, fand ſie keinen Schlaf und ſtarrte mit wachen Augen auf das winzige rote Flämmchen des Nachtlichts, das des Kleinſten wegen die ganze Nacht brannte und ſchwache zitternde Kreiſe an die Decke malte. So ruhelos kreiſten auch ihre Gedanken. Einmal, flüchtig wie ein Irrlicht, tauchte eine blaſſe Viſion aus dem Dunkel — ein Hauch nur, kaum der atemloſe Schatten eines Gedankens: Wenn ich ihn früher gekannt hätte —!

Sie erſchrak und drängte den ſündigen Gedanken in den tiefſten Winkel, ſie trat ihn zornig mit Füßen, daß er ſterben ſollte. Hier iſt mein Mann, dem ich Treue geſchworen, dem ich in Wonne und Seligkeit zu eigen geworden, der mir zwölf Jahre lang ein treuer liebreicher Gatte war. Da ſind die Kinder, ſeine Kinder, unſre Kinder —. Aber der Gedanke kam immer wieder, er duckte ſich nur vor ihrem Zorn, ihrer Reinheit, ihrer Treue, ihrem wachen Gewiſſen und hob dann doch wieder ſiegesgewiß das Haupt und ſchaute ſie mit ſehnſüchtigen, heißen Augen an und redete ihr mit ſchmeichelnder Stimme zu: Da iſt ſoviel Gemeinſames zwiſchen uns, tauſend feine Sympathiefäden, die ſich hinüber und herüber ſpinnen — —

Sie drehte ſich herum, ſuchte nach Heinrichs Hand, und da ſie ſie nicht fand, griff ſie wenigſtens nach einem Zipfel ſeiner Decke und hielt ſie in Not und Angſt feſt. Und ihr Herz hämmerte, ihre Pulſe klopften — und die lockende Stimme fragte: Iſt Sympathie nicht ſtärker als Liebe?

Wenn zwei Menſchen ſo viel Jahre lang Hand in Hand gegangen, Herz an Herz geatmet, gejubelt, gelitten haben, muß es wohl ſein, daß ſie eins geworden ſind und ihre heimlichſten Gedanken kennen.

Am andern Morgen — die Februarſonne ſchien hell und warm ins Zimmer und verſcheuchte alle ſchwarzen Nachtgeſpenſter — ſaß Maria am Kaffeetiſch, hatte ihren Jüngſten auf dem Schoß und freute ſich an ſeinem Zappeln und vergnügten Krähen. Da kam Heinrich herein, ſchon aus der Meſſe zurück, blieb neben ihr ſtehn und ſah ihnen beiden zu und tätſchelte mit unbeholfner Vaterhand den kleinen lichten Blondkopf. Auf einmal, da er Marias blaſſes überwachtes Geſicht bemerkte, ſagte er ganz unvermittelt: Doch gut, daß Onkel Hans dein Pate geworden — was, Bubi?

Weshalb? — Wie kommſt du darauf? fragte Maria arglos.

Er war ſcheinbar ganz mit dem Kinde beſchäftigt, das ſeine kleinen Kräfte an des Vaters hingehaltnen Fingern probierte.

So kann deine Mutter ihn wenigſtens nicht heiraten, wenn dein Vater einmal tot ſein wird. Die Kirche verbietet die Ehe zwiſchen Gevattersleuten.

Digitized by Google

Die Gevatterſchaft wäre kein Grund, dachte Maria — und zuckte zuſammen und erſchrak über ihren Trotz — und zugleich über ſeine Worte, deren verſteckter Sinn ihr jetzt erſt zum Bewußtſein kam. Wars ſo weit gekommen, daß er ihre heimlichſten Gedanken — ja was ſich noch kaum zum Gedanken geſtaltet — erriet? Sie gab ſich Mühe, möglichſt ruhig, ſogar mit dem Schein eines Lächelns zu ſagen: Bloß darum? Da kannſt du freilich ruhig ſein. Und dann, von Gewiſſenspein getrieben, zog ſie ihn zu ſich herunter, legte den Arm um ſeinen Hals und ihr Geſicht an ſeine Wange. O Heinz, Heinz, wie darfſt du ſo etwas reden! Mein lieber Mann — wie ſollt ich leben ohne dich?

Aber ſie fühlte es doch, eine Verſöhnung wie zu Weihnachten war dies nicht. Es lag etwas zwiſchen ihnen, das ſich nicht mit ein paar herzlichen Worten beiſeite ſchieben ließ.

Als Heinrich an einem der nächſten Tage die Tür der Kinderſtube öffnete, um ſeine Jungens zu wecken, ſah er Maria, halbangezogen, ſich über Tonis Bett beugen.

Nimm ihn heute nicht mit, bat ſie. Ich weiß nicht, was mit dem Kinde iſt, er hatte geſtern Abend wieder Fieber und war auch in der Nacht ſo unruhig. Beſſer, er bleibt im Bett.

Er trat an das Gitterbett und legte die Hand auf des Kindes Stirn. Unſinn, er hat nicht die Spur Hitze — die friſche Luft wird ihm ganz gut tun; Jungens müſſen nicht verwöhnt werden. Steh du nur auf, Toni, mein Junge! rief er munter. Und als er ſah, daß die Mutter noch zögerte und auch der Große, die Gelegenheit wahrnehmend, wieder unter die Decke gekrochen war, wurde er ärgerlich, ſchob die Mutter beiſeite und hob einfach einen nach dem andern aus dem Bett.

Vorwärts, marſch! Bin ich der Vater oder nicht? Ich habe meine Kinder ſo lieb wie du, aber ich verweichliche ſie nicht, das iſt der Unterſchied. — Und nun kein Wort weiter, wenn ich bitten darf! fügte er franzöſiſch hinzu.

Nebenan im Schlafzimmer meldete ſich das Kleinſte — da ging Maria ſtill hinaus und ließ ihn gewähren.

Er mochte auch wohl Recht haben; Mittags kam Toni munter nach Haus und ließ ſich das Mittageſſen ſchmecken wie ſonſt. Aber gegen Abend kam doch das Fieber wieder, diesmal ſtärker: der Junge war matt und verdrießlich, mochte nichts eſſen und klagte über Kopfſchmerzen. Am andern Morgen behielt ihn die Mutter ohne weiteres zu Haus und im Bett. Er wird ſich erkältet haben, die Influenza geht ja wieder einmal um, meinte ſie, gab ihm heiße Zitronenlimonade und ließ ihn ſchwitzen. Als erfahrne Mutter nahm ſie ſo kleine Kinderſtubenkrankheiten nicht gleich tragiſch. Jeder Schnupfen will ſeine Zeit haben. So ging es ein paar Tage in launenhaftem Wechſel, und ſchließlich ſchickte Maria doch zum Arzt. Es war derſelbe, der ſchon ihre Eltern behandelt hatte; ein Schleswig-Holſteiner alten Schlages, äußerlich kühl und zugeknöpft und doch von ſeinen Patienten dankbar verehrt, weil er ſich in Stunden der Not als Freund bewährte, und Maria hatte ſichs große Mühe koſten laſſen, ſeine Wahl als Hausarzt bei ihrem Manne durchzuſetzen, der einen Katholiken bevorzugt hätte. Er kam, hieß alles gut, was ſie getan, und ſchrieb ein Pulver auf. Influenza, meinte auch er, ich hab zurzeit wenigſtens zwanzig Patienten, die dran glauben müſſen. Er kam jeden zweiten Tag. Als ſich die Sache aber gar nicht ändern wollte, und die Temperatur immer gleich hoch blieb, wurde ſeine Miene noch undurchdringlicher, und er verabſchiedete ſich mit den Worten: Wir werden einen Kollegen zu Rate ziehn.

Das Reſultat der ärztlichen Konferenz und der gewiſſenhafteſten Unterſuchung des kleinen Patienten ergab jene tückiſche, im Verborgnen ſchleichende Krankheit, die ſo gern auch des erfahrenſten Diagnoſtikers ſpottet: Typhus.

Digitized by Google

Wie kommt mein Kind zu Typhus?! ſchrie die Mutter im erſten gedankenlähmenden Entſetzen auf — der nächſte Augenblick gab ihr ſelbſt die Antwort: Aus der Schule hat er ihn mitgebracht — und etwas wie Haß gegen den Vater, der ihn in dieſe Schule geſchickt, kochte in ihrem Herzen auf.

Ein ſehr ſchwerer Fall — die Ärzte kamen und gingen, ſaßen am Bett des kleinen Patienten, der in glühenden Fieberphantaſien lag. Die andern Kinder wurden ſofort iſoliert, und da das kleinſte die Mutter noch nicht entbehren konnte, entſchied der Arzt, daß Maria bei den geſunden Kindern bleiben und eine Schweſter die Krankenpflege übernehmen und ſich mit dem Vater in die Nachtwachen teilen ſolle.

Mit bitterſchwerem Herzen riß ſich Maria von dem kranken Kinde los, ließ alle Desinfektionsvorſchriften apathiſch über ſich ergehn und richtete ſich mit den Kindern in den untern Zimmern ein, während Nacht für Nacht über ihr die leiſen Schritte der Pfleger hin und wieder gingen. Der Tag mit den unruhigen Kindern und die endloſen Nächte, wo ſie ſchlaflos lag und mit geſchärften Sinnen jedem leiſeſten Geräuſch lauſchte und in Todesängſten ſeiner Urſache nachgrübelte, rieben die Kräfte der zarten Frau faſt auf. Aber die ſchlimmſten Stunden waren die, wo das Fieber ein wenig nachließ, und der kleine Patient mit wachen Sinnen und mattem Stimmchen nach ſeiner Mutter jammerte. Das zu hören — und ſie hörte es in der ängſtlich gehüteten Stille des Hauſes nur allzuoft — ging über der Mutter Kräfte, und der Hausarzt, der ſie von Kind auf kannte und den Zug qualvollen Abwartens in ihrem blaſſen ſchmalen Geſicht täglich ſchärfer hervortreten ſah, meinte kopfſchüttelnd: Wenn es ſchlimmer werden ſollte, müſſen wir ſie doch zu dem Patienten laſſen. Aber was wird dann aus den andern?

Da kam Hilfe in der Not.

Viel Teilnahme war in der Nachbarſchaft. Frauen, die Maria nie geſehen hatte, kamen und fragten, wie es dem oll Lütten ginge. Ob es beſſer ſei, ob er durchkäme? Sie kannten ihn alle von der Straße her oder durch ihre Kinder und hatten ſein kleines, immer fröhliches Jungengeſicht gern. Und in den erſten Märztagen ließ ſich der alte Bureaudiener, der immer die Akten holte, bei Maria melden, brachte verlegen ein feſt zuſammengebündeltes Sträußchen Schneeglöckchen zum Vorſchein und ſagte treuherzig: Bitte, nehmen Sie ſie, Madam, die ſind für den oll Lütten, die erſten aus meinem Garten. Ich hatt ihm verſprochen, er ſollt ſie ſelber pflücken — aber haben ſoll er ſie darum doch. Ich hab ſein Großvater noch gekannt, und er is ihn wie aus'n Geſicht geſchnitten. Und ich mocht ihn all immer ſo gern leiden. Und wiſchte ſich mit der Hand über die naſſen Augen und murmelte: Unſer Herrgott ſoll wohl helfen, Madam!

Und Frau Kirchſpielvogt Niſſen — dieſelbe, die ihrem Manne nicht einmal das Licht anzünden wollte, damit er ſterben könne, „bewies" ſich in dieſer Zeit, wie Hans Recklinghaus damals geſagt hatte.

Sie erſchien eines Morgens in aller Herrgottsfrühe, geſchmückt mit einem wunderlichen Aufbau von Spitzen und lila Seidenband und begleitet von ihrer alten Wiebke, die den Arm voll Tücher und Decken trug — und beide ſahen ſo entſchloſſen und hilfsbereit wie möglich aus.

Wenn ich nur ne Ahnung gehabt hätt, ich wär ja längſt gekommen! ſagte die gute Seele atemlos. Rund heraus geſagt, Frau Sebaldus, ich komm mir die Kinder holen, ſetzte ſie in ihrer kategoriſchen Art hinzu, als ſei dies die einfachſte Sache der Welt. Eine Mutter gehört zu ihrem kranken Kinde, das iſt nun mal nicht anders. Für die geſunden laſſen Sie mich ſorgen. Ja ja, auch den Kleinſten. Den erſt recht! Das zerreißt einer Mutter ja das Herz, ein krankes Kind fremden Leuten überlaſſen zu müſſen. Und Angſt und Sorge um das kranke wandeln die Mutternahrung in blankes Gift. Wozu gibts denn einen Soxhlet?

Digitized by Google

Ohne weiteres zog ſie die Gardinchen am Wagenſchirm feſt zuſammen, breitete ſorglich all ihre mitgebrachten Decken und Tücher über den Kinderwagen. So, Wieble, nu faß mal an! Nee, holt ſtopp, beinah hätten wir das wichtigſte vergeſſen. Wo ſind die Windeln? Alles übrige kann Wiebke Nachmittags holen.

Maria wollte widerſprechen, ſich zur Wehr ſetzen, aber gerade zur rechten Zeit, wie ein richtiger deus ex machina, erſchien der Doktor und half der reſoluten Frau zu ihrem Recht. Erſt viel ſpäter erfuhr Maria, daß ſie das Opfer eines regelrechten Komplotts der zwei Getreuen geworden war — und triumphierend zog Frau Kirchſpielvogt mit ihrem Dreigeſpann ab.

So, nu hat mein Alter doch den lieben langen Tag ne Unterhaltung — da ſtirbt er mir wenigſtens nicht ſo bald!

So langte die Heimat mit treuen weichen Armen nach Maria und nahm ſie ſtill ans Herz, ohne viel Großtun und feierliches Zeremoniell — ganz einfach und ſelbſtverſtändlich. Und nahm ihr die doppelte Sorgenlaſt ab, daß die Mutter all ihre Kräfte dem kranken Kinde widmen konnte.

Das tat auch not — denn das ſchwerſte ſtand noch bevor. Böſe angſtvolle Nächte — und in einer troſtverlaſſenen Stunde, während das Kind in Fieber und Schmerzen wimmerte, rief Maria, außer ſich vor Angſt und nicht wiſſend, was ſie ſagte, ihrem Manne das Wort zu, das all die langen Wochen her an ihr genagt und gebohrt hatte: Das iſt deine Schuld! Weil du ihn in dieſe Schule geſchickt haſt!

Deine Schuld! Hatte er ſichs nicht ſelber ſchon geſagt? Hatte das Wort nicht mit vernehmlichem Finger in langen bangen Nachtſtunden anklagend an ſein Vaterherz geklopft?

Er wußte es wohl — im Hafenviertel, in den engen finſtern Hinterhöfen und feuchten Stuben, wo ſich das arme, zumeiſt auch landfremde Volk zuſammendrängte, erloſch der Typhus faſt nie — und von dort ſchleppten's die Kinder in die Schule. Gerade in dieſe Schule. — Deine Schuld!

Und immer hatte er das anklagende Wort zurückgedrängt in dem ehrlichen Bewußtſein, daß er ja das Beſte gewollt hatte. Daß ers gut mit ſeinen Kindern gemeint, ihre jungen Seelen vor böſem Einfluß retten wollte, er, der Vater — weil die Mutter ſo lau und lax geworden war.

Und nun kommt die Mutter und ſchleudert ihm das ins Geſicht, und das harte Wort bohrt ſich ihm wie Meſſer ins Herz. Und läßt ihm keine Ruh — daß er noch denſelben Tag, von Angſt gefoltert und in dem dunkeln Drange, ſeine Vaterliebe irgendwie zu betätigen, hingeht, um die Knaben aus der Volksſchule abzumelden. Und am nächſten Tage — nach einer neuen Nacht voll Todesqual — tut er den ſchweren Gang, den er nie zu tun gedachte, zum Direktor des Seeſtädter Gymnaſiums — vorwärts getrieben von der fixen Idee: Wenn ich das Kind für Oſtern anmelde, muß es doch leben, muß geſund werden, uns erhalten bleiben! Erſt als beide Kinder mit Namen und Geburtsdaten in die Liſte eingetragen waren, atmete er auf in der unſinnigen Hoffnung, daß nun alles gut werden müſſe.

Nächte und Tage ſchwankte das Zünglein der Wage wie ein vom Winde hin und her gewehtes Flämmchen.

Er wird nicht wieder! dachte die Mutter verzweifelt. Iſt das noch mein Kind, das lebhafte, eigenſinnige — oder ſchon ein kleiner Engel Gottes? Denn mit rührender Geduld ließ er alles über ſich ergehn, und wenn ſie ihn zehnmal am Tage in eiskalte Laken hüllten oder ihn in die Badewanne hoben, klagte das ſchwache Stimmchen nur: Immer baden und baden! Ihr quält mich noch tot mit dem vielen Waſſer. Und einmal Nachts, als ſeine Mutter ihn ſchlafend glaubte

Digitized by Google

und ihren Kopf an den Bettpfoſten gelehnt, dem heiß aufquellenden Schluchzen nicht wehren konnte beim Anblick ſeines kleinen abgemagerten Geſichtchens, ſchlug er die Augen auf und ſagte: Wein doch nicht, Mutti! Das kann ja der liebe Gott nicht wollen, daß ich ſchon ſterben ſoll und war doch immer brav und krieg auch eine gute Zenſur — hat der Lehrer geſagt.

Mehr als einmal zündete die Schweſter eine geweihte Kerze an und begann die Sterbegebete zu ſprechen. Und in lichtern Augenblicken dämmerte dem Zehnjährigen der Begriff des Sterbens herauf. Und das junge Leben empörte ſich dagegen.

O nein, liebe Schweſter, ſagte er kräftiger als je zuvor, ſterben brauch ich nicht! Sterben müſſen bloß die ganz alten Leute — und ich bin doch noch ſo klein!

Es war beinahe, als ob ſich das ſchwache kleine Leben mit trotzigen Fäuſten ſtemmte, ſeit die junge Seele begriffen hatte, um was es ſich handelte. Von Tag zu Tag ging es nun aufwärts. Und es kam eine Stunde, da lag er in ſeinen Kiſſen und blickte nach langer langer Zeit zum erſtenmal mit klaren Augen um ſich. Sein Vater beugte ſich über ihn und ſagte mit unſicherer Stimme: Nun mußt du dich aber ſputen mit dem Geſundwerden, Toni — denn zu Oſtern kommſt du aufs Gymnaſium!

Da ging ein ſüßes Lächeln über das blaſſe Geſicht und drückte nach langer Zeit die erſten Schelmengrübchen in die ſchmal gewordnen Bäckchen. Und ein tiefer Seufzer ſtieg auf. Das Kind ſtreichelte des Vaters Hand, aber an die Mutter ging ſeine Rede: O Mutti, da möcht ich nochmal ſo gern leben, wenn ich nu kein Butjer mehr ſein brauch und ne bunte Mütze kriege. Denn ordentliche Butjers waren wir ja doch nicht — und ſo machts keinen Spaß!

Der Vater ſah die Mutter an, die die Zähne in die Lippe bohrte und an heimlichen Tränen ſchluckte, und auch ihm wurden die Augen feucht. Über das Bett des Kindes weg ſtreckte er die Hand nach ihr aus. Kannſt du mir verzeihen?

Und wie ein Hauch klang ihre Stimme zurück: Wenn das Kind geſund wird. . . .

Die Tage gingen ins Land, und die Frühlingsſonne kämpfte ſich durch die Nebel und malte ganz zarte Roſen auf die ſich rundenden Kinderbäckchen. Maria konnte den kleinen Patienten jetzt allein verſorgen, und der Regierungsrat eilte, ſeine lang verſäumte Arbeit nachzuholen. Stöße von Akten lagen auf ſeinem Schreibtiſch, und er ſaß die Nächte hindurch bis gegen Morgengrauen, um ihrer Herr zu werden. Maria ſah ihn kaum noch bei den Mahlzeiten, oder wenn er früh und Abends ſeinen Kopf flüchtig ins Krankenzimmer ſteckte: Wie geht es heute?

Schone dich doch, bat ſie manchmal. Es muß doch nicht alles in drei Tagen aufgearbeitet ſein, was in vielen Wochen liegen blieb.

Aber er ſchüttelte den Kopf. Es muß fertig werden. Und gut, daß ich arbeiten kann, ſetzte er für ſich hinzu.

Es reute ihn, daß er ſeinem ſterbenden Kinde zuliebe der Mutter dieſes Zugeſtändnis gemacht hatte, das ihn ein Verrat an ſeinen heiligſten Grundſätzen, ſeiner tiefinnerlichen Überzeugung dünkte. Tag und Nacht bohrte es an ihm. Ihm war, als hätte er wider Gottes Willen mit frevelnder Hand dem Schickſalsrad in die Speichen gegriffen. Die alte grübelnde Schwermut ſank tief und tiefer auf ihn herab, und nur die Arbeit konnte ihn ſeine quälenden Gedanken, ſeine nagende Gewiſſenspein zeitweiſe vergeſſen machen. So gönnte er ſich, der ſchon die vielen ſchlafloſen aufregenden Nächte am Krankenbette hinter ſich hatte, auch jetzt weder Schlaf noch Ruhe. Und ſein Körper litt unter dem doppelten Ungemach.

Digitized by Google

Es war kurz vor Oſtern, das dieſes Jahr ungewöhnlich ſpät traf, und Frau Kirchſpielvogt hatte zu ihrem größten Leidweſen die Kinder ſoeben, geſund und wohlbehalten, wieder abliefern müſſen.

Ach was, danken Sie doch nicht! ſagte ſie beinahe grob und trocknete ſich verſtohlen die Augen. Und bilden Sie ſich um Himmels willen nicht ein, ich hätts Ihnen zulieb getan! War alles purer Egoismus — man wußte doch, wozu man auf der Welt war. Aber Sie hätten ſie mir wenigſtens noch übers Feſt laſſen ſollen — wer ſoll denn nun all die Schokoladen- und Zuckereier ſuchen, die der Oſterhaſe in meinem Garten gelegt hat? Ich und mein Alter vielleicht — zum Spektakel der Nachbarſchaft?

Maria verſprach, das Herz übervoll von Dank und Freude, mit allen Kindern ſuchen zu kommen. Frau Kirchſpielvogt war ſchon im Weggehn, als der Regierungsrat nach Hauſe kam und nach eiliger Begrüßung und kurzen herzlichen Dankesworten in ſeinem Zimmer verſchwand.

Die lebhafte Frau, die nie ein Blatt vor den Mund nahm, ſah ihm nach und ſchüttelte den Kopf.

Das dacht ich nicht, daß es einen Mann ſo mitnehmen könnte — gewöhnlich iſt das doch bloß unſre Sache, was? Er ſcheint mir gar nicht recht au fait auf dem Damme, kleine Frau? Hoffentlich kriegen Sie ihn nicht jetzt auch noch zu pflegen!

Daraufhin ging Maria ihm beſorgt in ſein Zimmer nach, wurde aber zurückgewinkt, weil ihr Mann eine dringende Arbeit zu erledigen hatte. Sie mußte ſich genügen laſſen, ihn in der knappen Viertelſtunde bei Tiſch heimlich zu beobachten — und erſchrak über den Verfall ſeiner Züge. Sie bat ihn nochmals herzlich und dringend, ſich doch zu ſchonen, und ſchickte ihm, als das nichts half, den Doktor aufs Zimmer.

Auch den wollte Sebaldus hinauskomplimentieren, er ließ ſich aber nicht abweiſen und kam erſt nach geraumer Zeit mit ernſtem Geſicht zu Maria zurück.

Ihr Herr Gemahl müßte Urlaub nehmen, ſeine Nerven ſind außerordentlich herunter. Das beſte wäre, Sie gingen mit ihm aufs Land. Es iſt zwar noch etwas früh, aber ſchadet nichts, Luftveränderung tut oft Wunder.

Maria ſanken die Arme ſchwer in den Schoß. Ich fürchte, er tut es nicht, Herr Doktor. Wir ſind noch kaum ein Jahr hier und ſchon Urlaub nehmen? Sie wiſſen ja, wie die Behörde darüber denkt — erſt vor zwei Jahren bei ſeiner ſchweren Krankheit war er faſt vier Monate lang beurlaubt. Es wird nicht gehn, ſagte ſie bekümmert, und ihre unruhige Sorge wuchs, als der Arzt mit eingehenden Fragen den Umſtänden jener ſchweren Erkrankung nachforſchte und jede Einzelheit wiſſen wollte. Zuletzt fragte er:

Hat Ihr Gemahl, außer der Sorge um das kranke Kind, in letzter Zeit eine beſondre Aufregung, einen Ärger oder dergleichen gehabt?

Maria wollte ſchon verneinen, als ihr die fatale Schulangelegenheit in Erinnerung kam. Wir hatten eine kleine Meinungsverſchiedenheit wegen der Kindererziehung, ſagte ſie zögernd.

Die ihm ſehr nahe ging?

Ich glaube wohl.

Hm, machte er nachdenklich. Und pardon, wenn ich indiskret erſcheine: wer von Ihnen beiden hat ſeinen Willen durchgeſetzt?

Mein Mann hat nachgegeben. Aber zu einer Zeit, wo ich längſt nicht mehr daran dachte. Als das Kind ſo ſchwer krank war, daß ich alle andern Sorgen darüber vergaß.

Digitized by Google

Hm.

Maria legte die Hand auf ſeinen Arm. Glauben Sie, daß ihn etwas quält, Herr Doktor?

Ich weiß nicht — er kommt mir ſo merkwürdig zerfahren vor. Als ob ſich ſeine Gedanken heimlich immerfort mit andern Dingen beſchäftigten. Sie ſagten vorhin „Erziehungsangelegenheit“ — denken Sie bitte mal, ich ſei Ihr Beichtvater — ſo heißt es bei Ihnen ja wohl? Iſt das die ſonderbare Tatſache, über die ſich ganz Seeſtadt wundert, daß Regierungsrat Sebaldus ſeine Kinder in die Freiſchule ſchickt?

Ja — ſagte Maria beklommen. Hatte ſie ſich zu früh ihres Sieges gefreut?

Sie haben ganz Recht, daß Sie dieſe — dieſe Marotte bekämpften. Hm — Ihr Gemahl iſt, wie es ſcheint, ziemlich orthodox? fragte der alte Arzt und ſah ſie unter buſchigen Augenbrauen teilnehmend an — ein wenig unſicher, wie ſie ſein Eindringen auf ſo heikles Gebiet aufnehmen würde. Er war von einer kühlen, nüchternen, beinahe harten Art, aber in den langen Wochen an Tonis Krankenbett waren ſie beide etwas vertrauter miteinander geworden. Und beſonders heute ſchien es, als ob er aus ſeiner gewohnten Verſchloſſenheit heraustreten wolle und ſich doch nicht recht entſchließen könne.

Maria hob den Kopf und ſah ihm frei und ſtolz in die Augen: Mein Mann war immer ein überzeugungstreuer Katholik, Herr Doktor. In letzter Zeit ſind ſeine Anſichten vielleicht etwas ... ſie ſtockte und ſuchte nach dem mildeſten Ausdruck.

Etwas ſchroffer geworden?

Ja.

Und wenn Sie ihm widerſprachen, trat eine krankhafte Gereiztheit zutage?

Ja.

Der Arzt ſtand auf und reichte Maria die Hand, ein undefinierbarer Ausdruck lag auf ſeinem Geſicht. Mut, liebe Frau Regierungsrat! Wir kriegen ihn wohl wieder zurecht. Nur ſorgen Sie mir für den Urlaub! Er war ſchon bei der Tür, als er noch einmal umkehrte, ſeine Hand väterlich auf Marias Schulter legte und nun endlich mit dem herausrückte, was ihm ſichtlich die ganze Zeit über ſchon auf der Zunge gelegen hatte.

Ich habs Ihnen weiß Gott ſchon längſt mal ſagen wollen, Frau Maria Sebaldus! Darf ich ehrlich ſein? Als ſo kleinen Kiekindiewelt hab ich Sie ja ſchon gekannt, und wenn ich für gewöhnlich auch nicht viel Worte mache, ſo werden Sies doch wohl herausgefühlt haben, daß ichs immer gut zu Ihnen meinte. Ja, wenn Ihre Kirche uns lauter ſolche ins Land ſchickte, wie Sie und Ihre Eltern, ehrlich, klug und bereit, auch die andern gelten zu laſſen, da wollten wir euch mit offnen Armen aufnehmen! Allerhand Hochachtung, Frau Maria, Sie haben mich gelehrt, daß die Katholiken, für die ich vordem als eingefleiſchter Proteſtant und Norddeutſcher nicht viel übrig hatte, weiß Gott nicht die ſchlechteſten im Lande ſind.

Er ſchüttelte und drückte ihre beiden Hände und ſah ihr tief und treuherzig in die Augen, und in aller Not und Angſt dieſer Stunde fühlte Maria etwas wie einen warmen Strom der Freude durch ihr Herz gehn: die Heimat erkannte ſie als ihr Kind an, die Heimat nahm ſie auf und hieß ſie willkommen!

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsſpiegel. (Der Kaiſer und Ludwig Ganghofer. Auswärtige Fragen. Reichstagsverhandlungen.)

Aus München wurde zu Beginn der vergangnen Woche nachträglich von einer Unterredung berichtet, die der Kaiſer dort mit Ludwig Ganghofer gehabt hatte. Der Kaiſer hatte in den Werken dieſes Schriftſtellers Anknüpfungspunkte für ein Bekenntnis ſeiner eignen Anſchauungen gefunden, und ſo benutzte er ſeine Anweſenheit in München, um in dieſem Geſpräch eine Antwort auf die Wünſche und Beſorgniſſe des deutſchen Volkes niederzulegen. Kaiſer Wilhelm bekannte ſich als Optimiſt mit ſo ſtarker, rückhaltloſer Betonung wie nie zuvor. Es iſt in der letzten Zeit viel über die Berechtigung von Optimismus und Peſſimismus geſagt und geſchrieben worden, leider nicht immer unter klarer Feſtſtellung, in was für einem Sinne man dieſe vieldeutigen Ausdrücke verſtanden wiſſen will. Der Gebrauch dieſer Wörter in ihrer Anwendung auf die Führung von Staat und Volk kann ſich natürlich nicht ganz mit den Kunſtausdrücken der philoſophiſchen Wiſſenſchaft decken, mit denen man gewiſſe Grundanſchauungen kennzeichnen will. Ebenſowenig trifft man den Kern, wenn man die ganze Frage in das Gebiet der Gemeinplätze hinabziehn will und den Kaiſer feierlich belehrt, daß ein gewiſſes Mißtrauen an Stelle des „roſenfarbnen“ Vertrauens mitunter recht nützlich ſei — ja etwa im Stil einer Warnungstafel, die an verkehrsreichen Orten vor Taſchendieben warnt. Das ſind Poſſen.

Zunächſt mache man ſich doch klar, daß eine optimiſtiſche Anſchauung die ernſte Selbſtprüfung nicht ausſchließt, und darauf kommt es doch wohl hauptſächlich an. Welchen Gebrauch der Privatmann von dem Ergebnis ſolcher Selbſtprüfung machen will, iſt ſeine Sache. Ein großes Volk aber hat keine Wahl; es muß Hammer oder Amboß ſein. Es kann nur richtig verfahren, wenn es ſich ſeiner Kraft bewußt wird und in vollem Vertrauen darauf ſeinen Weg geht. Nur dieſer Optimismus trägt die Bürgſchaft des Erfolgs in ſich. Das Haupt eines mächtigen Reiches würde als Peſſimiſt geradezu unmöglich ſein, beſonders wenn im Volke ſchon der Hang zur politiſchen Hypochondrie und zum kleinlichen Beſſerwiſſen ſteckt. Und ſo iſt es doch bei uns in Deutſchland. Soweit ernſte Sorgen und begründete Kritik im Volke der Ausſprache bedürfen, mögen berufne Männer an der Stelle, die verfaſſungsgemäß dazu beſtimmt iſt, ihr offnes und mutiges Wort in die Wagſchale legen. Es iſt — das iſt hier ſchon einmal ausgeſprochen worden — ein ungeſunder Zuſtand, wenn einmal ein beſondrer Eindruck und eine mächtige Stimmung weite Kreiſe erfaßt und mit Unruhe erfüllt haben, und nun gerade die nationalen Parteien aus einer gewiſſen Scheu und falſch verſtandner Loyalität es verabſäumen, der verſtändigen Kritik zu ihrem Rechte zu verhelfen, ſie alſo der grundſätzlichen, gehäſſigen Oppoſition überlaſſen. Aber — gleichviel wie — der politiſche Peſſimismus muß bekämpft werden, denn er hat für ein geſundes Volk — und das ſind wir Deutſchen — keine Exiſtenzberechtigung. Darin hat der Kaiſer Recht, tauſendmal Recht, und er erweiſt ſich als der Weiterſchauende gegenüber den Neunmalweiſen, die beſtändig kopfſchüttelnd von drohenden Gefahren ſprechen und ſich einbilden, dieſe Gefahren könnten von einem großen Volke anders überwunden werden als durch unbeirrte Arbeit voll Mut und Selbſtvertrauen. Hätte Bismarck nicht in der erſten Periode ſeiner ſtaatsmänniſchen Wirkſamkeit der Welt den Beweis geliefert, daß er der Mann dazu war, die ganze Kraft von Staat und Volk vertrauensvoll einzuſetzen, um einer geſunden Entwicklung rückſichtslos Raum zu

Digitized by Google

ſchaffen, ſo würde die genialſte Staatskunſt ihn ſpäter nicht befähigt haben, das neubegründete Reich ſo ſicher durch Gefahren und Kriſen hindurchzuſteuern, wie er es getan hat. Auch heute iſt die Staatskunſt kein willkürliches Rechenexempel, mit dem ein Staatsleiter die andern nach Belieben in Verlegenheit ſetzt. Sie iſt vielmehr das natürliche Ergebnis der Kräfte und Eigenſchaften, die ein Volk ſelbſt beſitzt und entwickelt. Die Aufgaben, die wir heute vor uns haben, brauchen uns nicht in kriegeriſche Verwicklungen zu bringen, aber wir werden ſie auch nur in dem Maße verwirklichen können, als andre Mächte die Überzeugung haben, daß das geſunde Selbſtvertrauen eines großen Volkes dahinter ſteht. Künſte der Diplomatie allein werden das niemals zuwege bringen, und ſolange wir mutlos nörgelnd bei jedem Steinchen, das uns andre in den Weg werfen, eine Anklage gegen unſre Reichsleitung in die Welt hinausſchreien, erſchweren wir zwar der Diplomatie das Handwerk, aber die wahren Leidtragenden ſind wir ſelbſt.

Wir beſtärken dadurch nur die Engländer in ihrer verkehrten Auffaſſung der deutſchen Verhältniſſe, die ungefähr folgende iſt:

Das Deutſche Reich hat bei ſeiner Bevölkerungszahl, ſeinem heutigen, im Steigen begriffnen Wohlſtand, bei den tüchtigen Eigenſchaften ſeines Volkscharakters, bei ſeinen bedeutenden Leiſtungen auf allen Gebieten wirtſchaftlicher und geiſtiger Tätigkeit, nicht zuletzt bei dem Zuſtande ſeiner unvergleichlichen Heeresmacht allen Grund, zufrieden und ſelbſtbewußt zu ſein. Seine Regierung und einzelne Kreiſe ſind es auch. Aber das findet bei der großen Mehrheit des Volkes keinen Anklang. Das muß doch wohl einen beſondern Grund haben. Das deutſche Volk iſt friedlich und ruheliebend. Wenn es ohne ſichtbaren Grund beſtändig über die Unruhe und Unſtetigkeit der Reichsleitung klagt und darüber unbegreiflicherweiſe in die größte Unruhe und den ärgſten Mißmut gerät, ſo muß es wohl richtig ſein, daß der Kaiſer, der Reichskanzler und — wie man ſich auf Grund des eifrigen Studiums freiſinniger Zeitungen gern ausdrückt — die „herrſchende Klaſſe" nicht ſo friedlich ſind, wie ſie ſich gern den Anſchein geben möchten.

Das iſt die engliſche Auffaſſung. Sie variiert in den verſchiedenſten Geſtaltungen das Thema: Wir haben das größte Wohlwollen und den größten Reſpekt für das deutſche Volk, mit dem wir in Frieden und Freundſchaft leben wollen, aber wir mißtrauen denen, die dieſes Volk führen. Dieſe für unſre Politik ebenſo ſchädliche wie für unſern Nationalſtolz ſchimpfliche Meinung wird natürlich durch die verſchiedenſten Quellen, aus denen die engliſche Preſſe ſchöpft, außerdem nach künſtlich und tendenziös verſtärkt. Die Hauptſchuld aber trägt ein Teil der deutſchen Preſſe durch ihre Art, in auswärtigen Fragen Stimmungspolitik zu treiben und Waſſer auf die Mühlen unſrer Gegner und Neider zu leiten.

Die geſchilderte Auffaſſung iſt ein weſentliches Hindernis für die wirkliche Verſtändigung zwiſchen Deutſchland und England, die eine ſtarke Bürgſchaft für den europäiſchen Frieden wäre, wie das Gegenteil gegenwärtig die einzige wirkliche Gefahr bedeuten würde. Denn ein Krieg zwiſchen Deutſchland und England wäre niemals ein notwendiger Ausgleich, der den Stärkern von beiden einem erwünſchten Ziel näher brächte, ſondern er wäre in jedem Falle eine zweckloſe gegenſeitige Schädigung zum Nutzen Dritter. Deshalb hört man bei uns auch mit ſtarkem Befremden von dem angeblichen Vorhandenſein einer engliſch-franzöſiſchen Militärkonvention. Die Anfrage, durch die im franzöſiſchen Senat der Miniſterpräſident Clemenceau in die Enge getrieben wurde, hat die Aufmerkſamkeit darauf gelenkt. Clemenceau hat darauf eine Antwort gegeben, die ſich jeder denken konnte, wie er wollte. Viele werden mit einem gewiſſen Recht der Anſicht ſein, daß auf eine ſolche Frage jede nicht ſtrikt ableugnende Antwort einer Bejahung ziemlich gleichkommt.

Digitized by Google

Aber man kann dem entgegenhalten, daß die Antwort Clemenceaus auch wieder derartig war, daß ſie ihn arg kompromittieren müßte, wenn ſich bei einem Miniſterwechſel, mit dem ein franzöſiſcher Staatsmann jeden Tag rechnen muß, herausſtellen ſollte, daß wirklich eine ſolche Abmachung zwiſchen Frankreich und England ſchon im Augenblick der Rede Clemenceaus beſtanden hat. Gegen das Beſtehen eines geheimen Staatsvertrages des erwähnten Inhalts ſpricht auch die gegneriſche Stellung der engliſchen Blätter, die als Sprachrohr des Kabinetts gelten können. Aber daneben beſteht die Möglichkeit, daß zwiſchen den Heeresleitungen in einer Form, die die Zuſtimmung der Staatsgewalten nicht nötig macht, gewiſſe Verabredungen getroffen ſind. Wir würden freilich auch ohne das mit einem Zuſammenwirken der beiden Mächte zu rechnen haben, falls die politiſchen Ereigniſſe Deutſchland und England in ſcharfen Gegenſatz bringen ſollten.

Das engliſche Mißtrauen hat ſich auch bei dem Beſuch des Königs von Dänemark in Berlin wieder geregt. Es liegt auf der Hand, wie töricht es iſt, einen Höflichkeitsbeſuch, den wir allerdings als Zeichen perſönlicher Freundſchaft der beiden Herrſcher und guter Beziehungen der beiden Völker zu ſchätzen wiſſen, eine beſondre Bedeutung im Sinne eines beſtimmten politiſchen Zwecks unterzulegen. In Deutſchland wird es wohl jeder als erwünſcht empfinden, daß ſich Deutſche und Dänen als verwandte Völker germaniſchen Stammes nahe ſtehen, und daß manche Gegenſätze, die die Geſchichte geſchaffen hat, mehr und mehr ausgeglichen werden, aber für beſondre Abmachungen, die in der europäiſchen Politik von Bedeutung ſein könnten, fehlt jede Veranlaſſung und Unterlage.

Inzwiſchen liegt eine Woche weiterer Reichstagsverhandlungen hinter uns. Der Reichstag hat noch genug Beratungsſtoff vom Frühjahr her zu bewältigen, da er ja über den Sommer nur vertagt, nicht geſchloſſen worden iſt. Es wirkt alſo nicht gerade ſtörend, daß der neue Etat, deſſen erſte Beratung gewöhnlich die Zeit vor der Weihnachtspauſe ausfüllt, bisher noch nicht fertig iſt. Aber um ſo mehr mußte man wünſchen, daß der Eindruck unnützer Zeitvergeudung vermieden wurde. Die alte Klage, daß es unmöglich iſt, ein beſchlußfähiges Haus zuſammenzubringen, ſcheint ja wirklich ſeit der Einführung der Diäten einigermaßen beſeitigt zu ſein. Trotzdem ſind drei Tage ganz überflüſſigerweiſe mit Wahlprüfungen zugebracht worden. Schon ſpitzt ſich alles auf die neuen allgemeinen Wahlen zu, die in anderthalb Jahren vor ſich gehn werden. Und dabei iſt der Reichstag, der ſeit dreieinhalb Jahren an den wichtigſten Arbeiten der Geſetzgebung beteiligt geweſen iſt, noch jetzt damit beſchäftigt, feſtzuſtellen, ob ſo und ſo viele ſeiner Mitglieder ihre Mandate zu Recht beſitzen. Und Feſtſtellungen dieſer Art haben den Volksvertretern jetzt drei Tage ihrer koſtbaren Zeit gekoſtet. Kein Wunder, daß die Reden, in denen man ſich über Wahlen von 1903 ausſprach, in Wirklichkeit ſchon Wahlreden für 1908 wurden! Dergleichen Debatten ſind nicht geeignet, das Niveau der Erörterungen höher zu heben. Was in den Wahlkämpfen eine leidige Notwendigkeit iſt, nämlich die Auseinanderſetzung der Parteien ohne die Unterlage einer beſtimmten, dem Geſetzgeber geſtellten Frage, das ſollte dem Parlamentsſaal möglichſt ferngehalten werden. Die perſönlich zugeſpitzten Ausfälle und Anklagen von Partei zu Partei erhitzen die Leidenſchaften bis zum Siedepunkt und haben nur die Wirkung, daß der wahre Charakter dieſer Fragen als Machtfragen nur um ſo unangenehmer und in einer dem Anſehen des Parlaments nicht zuträglichen Weiſe empfunden wird. Wenn man nachher ſieht, wie die Mehrheit in wenig Minuten die Minderheit kaltblütig niederſtimmt, ſo weckt das wilde Pathos der mehrſtündigen Reden, worin alle ewig waltenden Mächte vom Olymp bis zum Acheron angerufen wurden, den häßlichen Nachgeſchmack zweckloſer Kraftverſchwendung, wenn nicht einer hohlen Komödie. Unſer Syſtem

Digitized by Google

der Wahlprüfungen erſcheint von Grund aus verfehlt. Es iſt ja ein verlockender Gedanke, daß der Reichstag ſelbſt die Legitimation ſeiner Mitglieder zu prüfen hat, aber nachgerade liegen Erfahrungen genug vor, daß die Aufgabe auf dieſem Wege nicht zu löſen iſt. Über kurz oder lang wird man ſich doch entſchließen müſſen, die Wahlprüfungen in die Hand einer unabhängigen richterlichen Behörde zu legen, die in der Lage iſt, in verhältnismäßig kurzer Zeit nach der Wahl zu entſcheiden, ob ein Mandat giltig ſein ſoll oder nicht.

Der Reichstag hat außerdem noch einige Vorlagen in zweiter Beratung erledigt. Dabei handelte es ſich um Abänderungen der Gewerbeordnung, um die Frage des „kleinen Befähigungsnachweiſes“ für die Handwerker, den Urheberſchutz bei Werken der bildenden Kunſt und der Photographie und endlich das Vogelſchutzgeſetz. Doch dieſe an ſich wichtigen und nützlichen Verhandlungen treten zurück hinter der Vorlage, in deren Beratung der Reichstag am Freitag eingetreten iſt, das Geſetz über die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine.

Es iſt vielleicht die ſchwierigſte Materie, mit der ſich der Reichstag ſeit langer Zeit zu befaſſen gehabt hat. Mit Recht bezeichnete Graf Poſadowsky den Entwurf als die Grundlage eines Arbeiterrechts. Dabei ergibt ſich die Schwierigkeit, die Organiſationen der modernen Arbeiterſchaft mit den Intereſſen der beſtehenden Staatsordnung in Einklang zu bringen. Daß das ohne gegenſeitige Zugeſtändniſſe nicht geht, iſt klar. Vor allem aber muß das Staatsintereſſe dabei gegen den Mißbrauch der gewährten Freiheit geſchützt werden. Es iſt leicht, die Arbeit, die in dieſem Entwurfe vorliegt, zu ſchelten, weil ſie im Sinne der radikalen Wünſche eine Halbheit zu bedeuten ſcheint. Freiſinn und Sozialdemokratie haben ſich deshalb ſchon als heftige Gegner bekannt. Aber auch unter den bürgerlichen Freunden ſozialpolitiſcher Reformen iſt man noch nicht einig darüber, ob die Grenze zwiſchen den entgegenſtehenden Intereſſen in dem Entwurf richtig gezogen iſt. Schon jetzt ſteht feſt, daß die Kommiſſionsberatung geſichert iſt. Die Mehrheit hat alſo grundſätzlich anerkannt, daß der Entwurf eine brauchbare Grundlage zur Löſung der Aufgabe enthält, daß er den Berufsvereinen durch Beſeitigung überflüſſiger und nicht mehr zeitgemäßer Einſchränkungen die Erlangung der Rechtsfähigkeit wirklich erleichtert, daß er aber auch Garantien ſchaffen muß, wodurch der praktiſche Zweck der Rechtsfähigkeit feſtgehalten und dieſe nicht etwa zu einem Mittel wird, ſtaatsfeindlichen Beſtrebungen eine juriſtiſche Stütze zu geben. Die vorläufige Stellung der Parteien verbürgt alſo das Zuſtandekommen des Geſetzes. Die eigentlichen Streitpunkte werden freilich erſt ſpäter entſchieden werden.

Der Reichstag und die Preſſe. Die große Rede, die der Reichskanzler Fürſt von Bülow am 14. November im Reichstage über die auswärtige Politik des Deutſchen Reiches hielt, hat eine ſehr verſchiedne Beurteilung erfahren. Das Ausland hat ſie gut, das Inland zum Teil ſchlecht aufgenommen. Während die Preſſe des Auslands, zunächſt die engliſche und die franzöſiſche, die Rede bedeutungsvoll ernſt und voll von wichtigen Aufklärungen fand, glaubte ein Teil der inländiſchen konſtatieren zu können, es wäre mit vielen Worten wenig geſagt geweſen. Während die einen an viele Stellen ſachliche politiſche Erörterungen zu knüpfen, auf manches hinzuweiſen vermochten, was zwiſchen den Zeilen oft nur leicht verborgen war, gingen die andern gerade an dem bedeutungsvollſten blind vorüber, wußten ſo viel wie nichts zwiſchen den Zeilen zu leſen, ſondern empfanden oft nur eine gewiſſe Freude über die Gelegenheit, das abgedroſchne Urteil wiederholen zu können, daß die Reden des Fürſten Bülow nichts ſeien als Sammlungen geiſtvoller und unterhaltender Aperçus.

Digitized by Google

In derſelben Rede, in der das Ausland einen ruhigen und ſtolzen Ernſt ſah, fanden inländiſche Blätter nur den frühern „roſigen Kanzler“ wieder und ſeinen „ausſchweifenden Optimismus“. Wer ſich die Mühe nimmt, die Preſſe des In- und des Auslands daraufhin zu vergleichen, wird finden — ſofern er mit einigem politiſchen Sinn begabt iſt —, daß die Preſſe des Auslands nicht nur beſſer ſondern auch richtiger, die des Inlands nicht nur ſchlechter ſondern auch unrichtiger geurteilt hat.

Dieſer Unterſchied der Urteilsfähigkeit iſt an und für ſich nicht erfreulich. Er iſt es in dieſem Falle um ſo weniger, als er praktiſch für die deutſche Politik vom größten Nachteil iſt. Unter der Rückwirkung der Beurteilung, die die Rede im Inlande erfahren hat, wurde der günſtige Eindruck, den die Rede im Auslande hat hervorrufen können, zwar nicht vernichtet, aber doch ſtellenweiſe verwiſcht. Auch die Redakteure der deutſchen oppoſitionellen Preſſe werden die Frage entſcheiden können, ob es vorteilhaft für die deutſche Politik iſt, wenn der Eindruck, daß die öffentliche Meinung des Volkes nicht hinter den Aktionen ſeiner leitenden Staatsmänner ſteht, dieſen Aktionen einen weſentlichen Teil ihres Nachdrucks zu nehmen vermag. Wer ſich genauer von dieſer Rückwirkung überzeugen will, der leſe zuerſt die Leitartikel der Pariſer Abendblätter vom 15. und 16. November — und mache ſich dann das für einen Patrioten zweifelhafte Vergnügen, nachzuſehen, in welcher Richtung — um einen ſpeziellen Fall zu geben — der Artikel der Frankfurter Zeitung im Abendblatt des 15. November den Leitartikel des Temps vom 19. beeinflußt hat. Und dabei iſt die Frankfurter Zeitung eins der deutſchen Blätter, das ſich noch immer durch einen gewiſſen Sinn für politiſche Möglichkeiten ausgezeichnet hat.

Ehe man der deutſchen Preſſe Mangel an politiſcher Begabung vorwirft, könnte man verſuchen, den Grund ſchlechten Urteilens in der Schnelligkeit zu ſehen, die das Zeitungsweſen von dem Urteilenden verlangt. Die große Rede, die beinahe zwei volle Stunden in Anſpruch nahm, war um vier Uhr beendet. Um acht Uhr liegt der Text der Rede den Berliner Redaktionen vor. Die Rede flüchtig zu leſen, fordert anderthalb Stunden; da der für das Morgenblatt beſtimmte Artikel um Mitternacht geſchrieben ſein muß, bleiben höchſtens zweieinhalb Stunden für Überlegung und Niederſchrift. Das Halbgeſagte zu interpretieren, das Bedeutſame herauszufinden, verſchwiegne Intentionen richtig zu ahnen, bleibt ſehr wenig oder gar keine Zeit. Daher merkt man den Morgenblättern an, daß die Rede niemals überdacht, oft gar nicht geleſen, ſondern nur beurteilt worden iſt — ſchlimmer noch, daß das Urteil im weſentlichen vorher ſchon feſtſtand. Dieſe Begründung iſt nicht ſtichhaltig: die Urteile der ſpätern Abendblätter waren nicht geſcheiter, der erſte allzuflüchtige Eindruck wurde ſelten, wie es wohl hätte geſchehen müſſen, korrigiert, und ſchließlich haben die Londoner und Pariſer Blätter auch nicht viel mehr Zeit gehabt.

Es ſind alſo doch wohl keine zeitungstechniſchen ſondern innere Gründe. Kritikſucht und Doktrinarismus ſind altbekannte Eigenſchaften des deutſchen Volks. Aus Doktrinarismus reſultiert Voreingenommenheit. Auch aus dieſem Grunde, nicht bloß infolge der erwähnten Zeitungsſchnelligkeit, waren die Urteile früher fertig als die Rede. Jeder Deutſche weiß es von vornherein beſſer. Man könnte auch geltend machen, daß die Preſſe ja nicht das Volk iſt, ja daß hie und da in den Redaktionen Leute ſitzen, die innerlich mit dem Deutſchtum nicht allzu enge zuſammenhängen.

Das alles reicht aber nicht aus. Trotz alledem muß von Mangel an politiſcher Begabung, enger: von Mangel an Sinn für auswärtige Politik geſprochen werden.

Digitized by Google

Als der Reichskanzler in ſeiner Rede betonte, daß die überſeeiſchen Intereſſen heute unſre Stellung komplizieren und erſchweren, ging lebhafte Bewegung durch die linke Hälfte des Hauſes. Mienen und Gebärden ſchienen zu ſagen: Nun eben! Wir waren ja immer gegen die überſeeiſche Politik. Als der Kanzler dann fortfahrend erklärte, warum die Entwicklung dazu gezwungen hätte, dieſe überſeeiſche Politik zu inaugurieren, ſchien dieſelbe Seite des Hauſes — wie jeder, der der Sitzung beigewohnt hat, wird beſtätigen können — dieſe Begründung überhaupt nicht zu verſtehen. Um einer alten, geliebten Theorie willen werden neue politiſche Notwendigkeiten der einfachſten Art nicht verſtanden. In einem bedeutungsvollen Abſchnitt ſeiner Rede erklärte der Kanzler, daß eine auf die Iſolierung Deutſchlands bedachte Politik andrer Staaten notwendigerweiſe eine gefährliche, den Frieden bedrohende Politik ſein müſſe, daß Druck Gegendruck erzeuge, und daß aus Druck und Gegendruck ſchließlich Exploſionen entſtehen können. Dieſer wichtige Abſchnitt hat im Auslande ſeine Wirkung nicht verfehlt. Die deutſchen Zeitungen haben ihn zum großen Teil nicht beachtet und geſagt, der Kanzler habe nichts weſentliches über die gefürchtete Iſolierung vorgebracht. Dieſes Urteil läßt jeden Sinn für die Art der Behandlung vermiſſen, deren auswärtige Fragen in den Reden leitender Perſönlichkeiten bedürfen, jede Einſicht ſowohl in das, was geſagt werden kann, als auch jedes Verſtändnis für das, was tatſächlich geſagt worden iſt. Daß offne Fragen der auswärtigen Politik, daß Verhältniſſe, die noch in fortwährend fluktuierendem Zuſtande ſind, ſich nicht mit feſten ſtatiſtiſchen Zahlen offenbaren laſſen, iſt eine Erkenntnis, die zwar zu den Anfangsgründen des Verſtändniſſes auswärtiger Politik gehört, aber die deutſche Vorliebe für exakte zahlenmäßige Berechnung noch nicht durchbrochen zu haben ſcheint. Übrigens zeigte ſich dieſer Mangel politiſcher Betätigung, der bei der Beurteilung der Rede des Reichskanzlers offenbar wurde, auch früher bei jeder Gelegenheit: am deutlichſten bei einem Vergleich der Haltung, die die deutſche und die franzöſiſche Preſſe während des Marokkokonflikts eingenommen haben. Es iſt kein Zweifel, daß ſich die franzöſiſche Preſſe damals durchſchnittlich beſſer und geſchickter, und obwohl das ganze Land gegen die Marokkopolitik der Regierung war, auch einheitlicher geſchlagen hat als die deutſche. Schon lange wiſſen die Redaktionen der deutſchfeindlichen Blätter des Auslandes, daß das meiſte und beſte Material für Hetzereien der Unſinn liefert, den einzelne deutſche Organe über die auswärtige Politik und ihre Pläne zuſammenſchreiben.

Das deutſche Volk hat in Philoſophie, Kunſt und Wiſſenſchaft Unſterbliches geleiſtet. Wären das ſeine einzigen Leiſtungen, ſo wäre es leicht, den Mangel an politiſcher Begabung gerade mit dieſen Vorzügen zu begründen. Es hat aber zugleich auf praktiſchem Gebiete, in Induſtrie und Handel Hervorragendes geleiſtet und vornehmlich durch dieſe ſeine praktiſchen Leiſtungen Sinn, Bewunderung, Neid und Angſt des Auslandes erregt. Es bleibt nur übrig, zwiſchen dieſen beiden Begabungen noch einen Platz anzunehmen für einen Mangel, der ſich gerade in der auswärtigen Politik fühlbar macht.

Die Leiſtungen der deutſchen Nation liegen in der theoretiſchen Begabung, in der Exaktheit und Genauigkeit ihrer Arbeit und in der Verbindung, die beide Eigenſchaften in dem Deutſchen eingegangen haben. Auswärtige Politik aber iſt ein verwickeltes und raffiniertes Geſchäft — weder mit feſten wenn auch guten Theorien, noch mit noch ſo genauer Errechnung läßt ſich ihr beikommen, und auch mit dieſen beiden Eigenſchaften zuſammen läßt ſich Hervorragendes hier noch lange nicht leiſten.

Die auswärtige Politik fordert etwas, was dem Deutſchen von vornherein ſehr ſchwer fällt: das Fernbleiben jeder Theorien. Und wenn ſich auch in Deutſchland

Digitized by Google

in der Folge der induſtriellen und kommerziellen Entwicklung ein hervorragend praktiſcher Geiſt ausgebildet hat, ſo beſchränkt ſich doch ſein Wirken auf dieſe Gebiete: die Politik namentlich ſteht noch viel zu viel unter der Herrſchaft alten, rein theoretiſchen Denkens. Vielleicht hat ſich das deutſche Volk noch zu wenig lange und zu wenig intenſiv mit Politik beſchäftigt. Die Oppoſition, die in Deutſchland in Fragen auswärtiger Politik getrieben wird, iſt immer noch Oppoſition aus prinzipiellen Gründen und mit prinzipiellen Gedanken. Eine ſolche Oppoſition in der auswärtigen Politik aber iſt Unſinn, man könnte auch ſagen, ein Widerſinn in ſich ſelbſt, da auswärtige Politik und prinzipielle Geſichtspunkte einander kontradiktoriſch entgegengeſetzt ſind. Man kann ſagen, daß ein Volk erſt dann groß iſt im Verſtändnis auswärtiger Politik, wenn es in allen Fragen dieſer Art nur mehr Streitfragen verſchiedner Taktik ſieht.

Auswärtige Politik iſt eine ſehr komplizierte Rechnung mit immer wechſelnden Faktoren und bedarf wie jede verfeinerte Kunſt langer Erfahrung und Übung. Sie iſt nicht Sache des **Wiſſens**. Das politiſche Wiſſen des deutſchen Volkes ſteht ſicher dem engliſchen gleich und iſt dem franzöſiſchen überlegen; jede neue Gelegenheit aber beweiſt, daß wir auch den Franzoſen an politiſchem **Verſtande** nachſtehn; wie in andern Dingen, ſo macht eben auch in der Politik das Wiſſen noch nicht den Verſtand.

Der Deutſche geht an die Beurteilung der auswärtigen Politik ſeiner Regierung heran, wie wenn etwa ein des Schachſpiels Unkundiger nach der Anzahl der ſchwarzen und weißen Figuren den Stand der Partie beurteilt. Wenn er aus den Schachbüchern alle Theorien lernen würde, er würde dem Verſtändnis des Schachſpiels vielleicht näher kommen; in dem Schachſpiel der Diplomatie aber läßt ſich mit Theorien nicht weiterkommen, weil in dieſem Spiel Wert und Funktion einer Figur nicht feſtſteht, ſondern wechſelt oder erſt Gegenſtand von Schätzung und Errechnung iſt.

Auch wer alles weiß, alle Akten kennt, kann durch Theorien zu einem richtigen Urteil hier nicht kommen; gar nicht auszudenken aber iſt, welche Verwirrung entſteht, wenn an das ſtückweiſe Ahnen theoretiſch herangegangen wird.

Im Laufe der Zeit hat ſich in England und in Frankreich ein gewiſſes richtiges Augenmaß für politiſche Möglichkeiten, ein Inſtinkt des Möglichen ausgebildet, der die Preſſe beider Länder bei der Beurteilung auswärtiger Fragen ſelten im Stiche läßt. Dieſer Inſtinkt des Möglichen, der eine der erſten politiſchen Tugenden zu ſein ſcheint, fehlt in Deutſchland. Die alldeutſche Preſſe leiſtet ſich ausſchweifende Utopien, die in England und in Frankreich unmöglich wären. Die Erkenntnis des Möglichen iſt es, der die franzöſiſche Sozialdemokratie ihre Erfolge verdankt, während die deutſche, dieſes Inſtinkts gänzlich entbehrend, in ſterilen Utopien ihre Kraft wirkungslos verſchwendet.

Es ſcheint, als wäre politiſcher Sinn eine Eigenſchaft, die ſich die Völker erſt in einem gewiſſen Alter zu erwerben vermöchten.

Unmöglich konnte die deutſche Preſſe darüber im Zweifel geweſen ſein, daß ihre eigne Haltung eine Rückwirkung auf die Haltung der ausländiſchen Preſſe ausüben, daß dieſe Haltung die Wirkung der Rede auf das Ausland beeinträchtigen, vielleicht zerſtören mußte. Hier handelt es ſich nicht mehr allein um politiſches Verſtändnis, ſondern um patriotiſchen Takt und patriotiſche Geſinnung. Niemals wird ein Miniſter Englands oder Frankreichs, auch wenn das Land ſeine Anſichten nicht teilt, von der öffentlichen Meinung ſo im Stich gelaſſen werden, wie die deutſche Preſſe den Reichskanzler Fürſten Bülow am 15. November im Stich gelaſſen hat. Es fehlt dem deutſchen Volke eben jener große Gemeinſamkeitsgeiſt; es iſt nun

Digitized by Google

einmal das Volk der Einzelnen; darin liegt zugleich eine Urſache ſeiner Größe und eine Urſache politiſcher Schwäche. Die Frage, ob der deutſche Patriotismus an ſich von geringerer Kraft iſt als der engliſche und der franzöſiſche, mag offen bleiben — jedenfalls iſt er anders dort. Der Patriotismus des Engländers richtet ſich an das England, der der Franzoſen an das Frankreich, das exiſtiert. Der Deutſche aber macht aus ſeinen Theorien ein Bild ſeines Vaterlandes, der Klerikale ein andres als der Sozialiſt, der Konſervative ein andres als der Liberale, der Süddeutſche ein andres als der Norddeutſche — und an dieſes Bild, nicht an die Wirklichkeit richtet ſich ſein Patriotismus; die Alldeutſchen haben ein ganz beſondres Deutſchland erfunden. Wenn das reale Vaterland oder die Regierung im Gegenſatz ſtehn zu dieſem Bilde, ſo ſtehn ſie auch außerhalb ſeines patriotiſchen Gefühls. Es gibt nur ein England, ein Frankreich, aber es gibt beinahe ſo viel Deutſche Reiche, als es Deutſche gibt. Schließlich macht es eben der Deutſche mit ſeinem Vaterlande wie mit ſeinen Frauen: er liebt eine Frau nicht, wie der Franzoſe, ganz in ihrer Realität, liebt ſie nicht als das fatale Verhängnis, das ſie nun einmal iſt; er liebt — und nicht nur der deutſche Jüngling — das Bild, die Idee, die er ſich von ihr macht; er liebt ſie, weil ſie ihm Anlaß gibt zum Ideal. Und während die Männer des Geiſtes dieſen Idealismus als des deutſchen Volkes größte Eigenſchaft preiſen, werden ſowohl die Frauen als die Politiker nichts tun können, als ihn zu beklagen.

Ein wachſendes Verſtändnis für politiſche Gegebenheiten wird auch die Art dieſes Patriotismus zu ändern vermögen. Eine wachſende Erfahrung in dem feinen Takte, den die internationalen Beziehungen fordern, wird dieſe „Verbindung von Utopie und ſchlechten Manieren“ verſchwinden machen, die den jungen Bismarck von den Altersgenoſſen einſt abſtieß, und die noch heute einen Teil der deutſchen Preſſe kennzeichnet.

Das Beiſpiel Rußlands berechtigt zu dem Glauben, daß die Erziehung viel, wenn auch nicht alles vermag. Das ruſſiſche Volk, auch die Intelligenz, hat in der letzten Zeit gezeigt, daß es von einer politiſchen Unfähigkeit iſt, die größer gar nicht gedacht werden kann. Und doch iſt aus demſelben Volk eine politiſche Oberſchicht hervorgewachſen, der eine hohe Begabung auf dem Gebiete der äußern wie in Künſten innerer Politik nicht abgeſprochen werden kann. Die Pazifizierung des Kaukaſus, der turkeſtaniſchen Provinzen, die auswärtige Politik ſeit dem Berliner Kongreß, die großartige Faſſade, durch die das moderne Rußland bis zum japaniſchen Kriege über Europa zu dominieren verſtand, ſind gewiß Leiſtungen erſten Ranges. Dieſer Unterſchied iſt ein Unterſchied der Erziehung. Eine politiſch hochkultivierte, durch lange Erfahrung verfeinerte Oberſchicht ſteht einer Volksmaſſe gegenüber, der alle Erfahrung und damit alles Augenmaß für Menſchen und Dinge, jeder Maßſtab für politiſch Mögliches und Wünſchenswertes vollkommen abgeht. In England wie in Frankreich iſt das geſamte Volk durch dieſe Erfahrungen gebildet. Das deutſche Volk, das jahrhundertelang nur Kirchturmpolitik getrieben hat und in der Weltpolitik jung und unerfahren iſt, ſteht mitten drin.

Schließlich aber kann es nicht ausbleiben, daß in den Grenzen, die der nationalen Begabung geſetzt ſind, das deutſche Volk dieſe Mängel abzulegen vermag. Das Abſtreifen dieſer Fehler bedeutet zugleich politiſche Erſtarkung. Die Staatsmänner künftiger Jahrzehnte werden dann nicht mehr, wie es jetzt Fürſt Bülow erfahren mußte, durch unverſtändige Kritik die Wirkung ihrer Aktionen und die Früchte ihrer beſten Arbeit beeinträchtigt ſehen.

Hermen. Unter dieſem Titel hat Heinrich Spiero, der auch den Grenzbotenleſern wohlbekannte feinſinnige Literarhiſtoriker, eine Sammlung von Eſſays

Digitized by Google

und Studien (Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 3 Mark) herausgegeben, die ſich zum Teil mit den markanteſten Perſönlichkeiten der neuern und der neueſten Literatur beſchäftigen, zum Teil hiſtoriſche Überſichten und Erinnerungen an Männer bieten, die ſchon der Vergangenheit angehören. Wenn dieſe Eſſays auch bei einzelnen Anläſſen entſtanden und in Zeitſchriften verſtreut erſchienen ſind, ſo rechtfertigt doch ein allen gemeinſamer Zug und Grundgedanke die Vereinigung zu einem ſelbſtändigen Buche. Er rechtfertigt ſie nicht nur, ſondern er fordert ſie ſogar, denn dieſe kleinen, prägnant gefaßten Aufſätze ſind von dauerndem Wert für die Beurteilung des literariſchen Lebens unſrer Zeit und werden als Bauſteine auch künftigen Literarhiſtorikern gute Dienſte leiſten. Was den Verfaſſer auszeichnet, iſt die ruhige und ſachliche Behandlung ſeiner Gegenſtände, die vornehme Objektivität, die ſich von enthuſiaſtiſcher Verhimmelung ebenſoweit fern hält wie von der jetzt ſo beliebten geringſchätzigen Ablehnung deſſen, was ſich nicht ohne weiteres in eine „Richtung" oder, richtiger, in eine Clique einreihen läßt. Wahre Meiſterſtücke liebevoller Vertiefung in den Entwicklungs- und Ideengang des Dichters ſind zum Beiſpiel die Charakteriſtiken Fontanes, Raabes, Heyſes, Spielhagens, Liliencrons und Wilhelm Specks, während ein Gruppenbild, wie der Aufſatz „Das literariſche Hamburg der Gegenwart, vor allem den lokalen Hintergrund erkennen läßt, der den einzelnen Porträts gemeinſam iſt, von dem ſich jedes aber in ſeiner beſondern Weiſe abhebt. Unter den Schatten, die in den Erinnerungen an bedeutende Erſcheinungen einer längſt verfloſſenen Literaturperiode heraufbeſchworen werden, erſcheint neben dem unvergeßlichen Eduard von Simſon, neben Treitſchke und Herman Grimm auch Guſtav Freytag, den die Mode bekanntlich ſehr bald nach ſeinem Tode zum alten Eiſen geworfen hat, obgleich er einer der erſten war, der die heute bis zum Überdruß betonte Bedeutung der Kulturentwicklung eines Volkes für ſeine Geſchichte und ſeine Exiſtenz klar erkannte und dieſe Erkenntnis mit geſundem Realismus als Dichter verfocht. „Dieſer Dichter, ſagt Spiero, kannte das Leben des Kaufmanns, das noch Jean Paul ſo krämerhaft unpoetiſch erſchien; dieſer Dichter kannte die politiſche Wirtſchaft, die den Lyrikern im Vormärz unter den Fittichen einer romantiſchen Vergangenheit Symbol und Hort der Freiheit zu bergen ſchien." Wir meinen, daß dieſes eine kurze Zitat, das in mehr als einer Hinſicht für Spieros Schreibweiſe charakteriſtiſch iſt, Freytags Weſen und Wirken in hellere Beleuchtung rückt, als es die längſte kritiſche Abhandlung zu tun vermöchte. Und ähnlich treffende Bemerkungen wird der aufmerkſame Leſer in dem Buche noch zu Hunderten finden.

Verſailles. Im Verlage von E. A. Seemann in Leipzig iſt als Nr. 34 der „Berühmten Kunſtſtätten" ein Band über die Gärten und Schlöſſer von Verſailles von André Pératé mit 126 Abbildungen erſchienen, auf den wir aus verſchiednen Gründen unſre Leſer beſonders hinweiſen möchten. Er umfaßt einen äußerſt weitſchichtigen Stoff, Bauwerke aus den Regierungszeiten dreier Könige mit zahlreichen Prunkräumen und ihrem Inhalt an koſtbarer Dekoration aus dem Bereich aller Künſte, dazu kommen die Gartenanlagen mit ihren Skulpturen und Waſſerkünſten, und alles das wird unter ſteter Berückſichtigung der vielen bis auf die Gegenwart herab vorgenommnen Veränderungen auf 150 Seiten mit einer anſchaulichen Präziſion und Klarheit und dabei mit der ungeſuchten Eleganz geſchildert, die das unverlierbare Erbteil der guten Schriftſteller ſeines Landes zu ſein ſcheint. Zu dieſen Vorzügen der formalen Behandlung kommt als weiterer Genuß für den Leſer dieſes Buches der erleſne Geſchmack, der in den behandelten Gegenſtänden lebt und wirkt, die Einheitlichkeit von Architektur, Dekoration und Mobiliar mit ihrem Formreichtum und ihrer logiſchen Entwicklung in der Aufeinanderfolge der

Digitized by Google

Stile. Dieſes durch die Arbeit von Jahrhunderten erworbne Gut eines nationalen Stils, in deſſen einzelnen Abwandlungen ſich die Franzoſen immer ſelbſt wiedererkennen, überhebt ſie der Sorge, die unſre Künſtler augenblicklich beſchäftigt: ſie brauchen keinen neuen Stil zu ſuchen, weder in England noch anderswo. Sie werden das Neue, wenn ſie es einmal brauchen ſollten, ſicherlich, wie bisher, bei ſich finden, aus dem Schatz ihrer Überlieferung, die ihnen keine Laſt iſt, weiterbilden.

Neue Kunſtblätter. Da das Bedürfnis nach Kunſtanſchauung und insbeſondre nach Wandſchmuck mit jedem Jahre neue Lieferungswerke entſtehn läßt, die das Publikum mit Reproduktionen nach Bildern alter Meiſter von zum Teil ſehr geringer Qualität förmlich überſchütten, ſo machen wir gern von Zeit zu Zeit auf das Echte und Gute aufmerkſam, um es, ſoviel an uns liegt, gegen den Wettbewerb des Minderwertigen ſicherzuſtellen. Wir haben ſchon öfter Gelegenheit genommen, auf Erzeugniſſe des Hanfſtaengliſchen Kunſtverlags in München hinzuweiſen, der, was die Schwarzweißreproduktion betrifft, nach Umfang und Qualität ſeiner Leiſtungen in Deutſchland obenan ſteht. Den Umfang vergegenwärtigt uns eine Sammlung von über 6000 „Pigmentdrucken“ (19×25 cm Bildgröße) zu einer Mark das Blatt, die ſo gut wie alles enthält, was jemand nur aus irgendeiner namhaften öffentlichen Galerie beſitzen möchte. Qualitätsleiſtungen, die in dieſer Preislage nicht übertroffen werden, ſind die „Imperialgravüren“ (40×55 cm Bildgröße) auf Büttenkarton, die mit der Originaltreue die künſtleriſche Wirkung einer Radierung verbinden und eingerahmt den beſten und wohlfeilſten Zimmerſchmuck darſtellen, mit dem ſich ein verwöhntes Auge umgeben kann. Nach dem äußern Eindruck würde keinem von uns der Gedanke kommen, daß ein ſolches Blatt nur zehn Mark koſtet. In letzter Zeit hat derſelbe Verlag auch farbige Reproduktionen herzuſtellen angefangen, die nach den uns vorliegenden Proben als höchſt gelungen bezeichnet werden müſſen: Piglheims Blind, Defreggers Erna, Böcklins Spiel der Wellen, das bekannte Bildnis Beethovens von Stieler uſw. Im ganzen ſind es bis jetzt einige zwanzig. Das Hauptverdienſt um die Einführung und die Verbreitung von farbigen Nachbildungen hat bekanntlich die Firma E. A. Seemann in Leipzig, die ſeit Jahren in verſchiedenen Sammelwerken (Die Malerei der alten Meiſter, Die Galerien Europas, Meiſter der Farbe uſw.) von insgeſamt vielen hundert Blättern den ſogenannten Dreifarbendruck in immer größrer Vollkommenheit auf den Markt gebracht und den im Anfang ſehr ſtarken Widerſtand unſrer Oberkunſträte gegen dieſe Art der Reproduktion wohl zum Teil wenigſtens überwunden hat. Die Seemannſchen Bilder ſind teils, nachdem der weiße Rand abgeſchnitten iſt, auf dunkeln Karton geklebt, teils kommen ſie ganz ohne Rand eingerahmt in den Handel. Die von dem Hanfſtaengliſchen Verlage hergeſtellten Bilder, auf ſtarkem, weißem Büttenpapier (37×50 cm) gedruckt, ſind beſtimmt, mit breitem Rand eingerahmt zu werden, und koſten vier Mark das Blatt. Sie werden als „Aquarelldrucke“ eingeführt, eine Bezeichnung, die zu Mißverſtändniſſen Anlaß geben kann. Die angewandte Technik beruht auf einem dem Dreifarbendruck ähnlichen, gemiſchten Verfahren. Die neue Spezialität des berühmten Verlags kann des Erfolges ſicher ſein.

Neue Kalender. Aus der Fülle der Kalender, die ſich wie alljährlich in den letzten Wochen des zu Ende gehenden Jahres eingeſtellt haben, verdienen einige wenige ganz beſonders empfohlen zu werden. Zwei davon, beide bei der Dietrichſchen Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher) in Leipzig erſchienen, ſind dem

Andenken deutſcher Dichter gewidmet: der Goethe-Kalender, herausgegeben von Otto Julius Bierbaum, und der Fritz Reuter-Kalender, herausgegeben von Karl Theodor Gaedertz. Beide ſtimmen in Format, Ausſtattung und Preis (1 Mark für das broſchierte, 2 Mark für das gebundne Exemplar) überein, wie ſich denn auch die Herausgeber offenbar von denſelben Grundſätzen haben leiten laſſen. Neben zahlreichen, mit Geſchick und Geſchmack ausgewählten Stellen aus den Schriften der Dichter bieten ſie intereſſante Urteile von Zeitgenoſſen, biographiſche Epiſoden und Anekdoten, zum Teil durch Illuſtrationen ergänzt und erläutert. Im Reuter-Kalender finden wir außerdem noch eine Anzahl bisher unveröffentlichter Gedichte und Geſchichten aus dem Nachlaß, darunter manches, das Reuter in hochdeutſcher Sprache geſchrieben hat.

Der Verlag von W. Spemann in Stuttgart und Berlin tritt gleich mit drei Abreißkalendern auf den Plan, die zunächſt als Mittel zur Ankündigung Spemannſcher Verlagswerke gedacht ſind, dabei aber in vorzüglicher Ausſtattung ſo viel Intereſſantes bieten, daß ſie auf ſelbſtändigen Wert Anſpruch erheben können. So werden Freunde des Hochgebirges den Alpenkalender (Preis 2 Mark) mit ſeiner Fülle von Landſchaftsbildern nach Originalaufnahmen gern durchblättern, während Kunſtfreunde im Kunſtkalender (Preis 2 Mark) auf jedem Blatt die vorzüglich ausgeführte Reproduktion eines Gemäldes, einer Handzeichnung, einer Skulptur oder eines Gebäudes finden werden. Hier kommt die bildende Kunſt in ihrem weiteſten Umfange und im bunten Wechſel der Gegenſtände, Schulen und Perioden zu Wort; zu den meiſten Abbildungen wird eine knapp gefaßte Erläuterung gegeben, die, ſoweit wir Stichproben entnommen haben, den neueſten Stand der Forſchung berückſichtigt. Speziell für Ärzte iſt der hiſtoriſche Medizinalkalender, bearbeitet von den Profeſſoren J. Pagel und J. Schwalbe (Preis 2 Mark). Er enthält auf jedem Blatt eine authentiſche bildliche Darſtellung aus der Geſchichte der Medizin, das Porträt eines berühmten Arztes, eine Szene am Krankenbett oder am Operationstiſch oder einen alten Holzſchnitt aus der mediziniſchen Literatur der Vergangenheit. Außerdem bietet er die biographiſchen Daten und Zitate aus den Schriften der mediziniſchen Klaſſiker.

Von mehr lokalem Intereſſe iſt der ſtattliche, geſchmackvoll ausgeſtattete und hübſch gebundne Leipziger Kalender, herausgegeben von Georg Merſeburger (Verlag von Georg Merſeburger, Leipzig, Preis 2 Mark), ein Buch, das ſchon im vierten Jahrgange erſcheint und damit wohl den Beweis erbringt, daß es ſich einen Stamm von Freunden erworben hat. Neben dem ſehr ausführlichen Kalendarium und gemeinnützigen Mitteilungen bietet der Kalender in Text und Bild Beiträge aus der Geſchichte, Kulturgeſchichte, dem Kunſt- und Muſikleben Leipzigs, daneben Gedichte und novelliſtiſche Skizzen aus der Feder Leipziger Schriftſteller. Wer zu „Kleinparis“ in irgendwelcher Beziehung ſteht, dort lebt oder gelebt hat, wird das ſchöne, außerordentlich reichhaltige Buch mit Freuden begrüßen.

J. R. H.

Digitized by Google

Die Beſiedlung der Oſtmarken durch deutſche Bauern

Außer der Bekämpfung der kulturfeindlichen Strömung, die Staat, Familie und Religion mit Vernichtung bedroht, gibt es keine wichtigere und ſchwierigere Aufgabe für die preußiſche Staatskunſt, als die Sicherung unſrer Oſtprovinzen gegen die zum Glück jetzt in ihrer ganzen Größe erkannte ſlawiſche Gefahr. Deshalb erregen auch die Debatten über unſre Polenpolitik, die alljährlich im Hauſe der Abgeordneten ſtattfinden, wenn die Beſprechung des Jahresberichts der Königlichen Anſiedlungskommiſſion auf der Tagesordnung ſteht, ein ganz außerordentliches Intereſſe ſogar über die Grenzen Preußens weit hinaus.

Keine Waffe in den Händen der preußiſchen Regierung zur Bekämpfung der Polengefahr in den am meiſten gefährdeten Provinzen Weſtpreußen und Poſen hat auch nur entfernt die Wucht und Schärfe wie die Verpflanzung deutſcher Bauern nach den hartumſtrittnen Gauen im Oſten unſers Vaterlandes.

Etwa zwölf Jahre lang hatten ſich die Abwehrmaßregeln der Polen darauf beſchränkt, hin und wieder ein Gut zu parzellieren, um polniſche Arbeiter zu kleinen Grundbeſitzern zu machen. Eine ernſthafte Störung des Ankaufgeſchäfts der Anſiedlungskommiſſion fand zunächſt nicht ſtatt, da dieſer immer noch mehr Güter angeboten wurden, als ſie zu kaufen imſtande war. Heftiger fing der Kampf an zu entbrennen, als die Polen zu der Erkenntnis kamen, daß die bisher aufgewandten Mittel unzulänglich wären, und mit Energie daran gingen, ihre Agrarbanken und deren Fonds gewaltig zu vermehren. Jetzt wurde die polniſche Konkurrenz bei dem Erwerb von Grund und Boden recht fühlbar, beſonders da die Polen es darauf abſahen, nach Möglichkeit polniſche Kolonien zwiſchen die neuen deutſchen Dörfer einzuſchieben, und es kam dem Anſiedlungswerk ſehr zuſtatten, daß im Jahre 1904 ein Geſetz erlaſſen wurde, das die Beſtimmung traf, daß neue Siedlungen nur dann zu genehmigen wären, wenn ihre Gründung den Zielen des Anſiedlungsgeſetzes von 1886 nicht widerſpräche. Damit war den Parzellierungsbanken das Handwerk gelegt, aber noch warfen

Digitized by Google

die Polen die Flinte nicht ins Korn. Sie erſannen einen Gegenſchachzug, von dem ſie hofften, daß er den Deutſchen jede weitere koloniſatoriſche Aktion verleiden würde. Mit einem patriotiſchen Opfermut ohnegleichen entſchloſſen ſie ſich, es koſte, was es wolle, der Anſiedlungskommiſſion jeden Fuß breit Erde ſtreitig zu machen, ohne die Möglichkeit, durch die Zerſchlagung der angekauften Güter auf ihre Koſten zu kommen. Was mit dieſen von den Polen mit übermäßigen Preiſen bezahlten Gütern werden ſoll, iſt für uns ein wahres Rätſel, wahrſcheinlich hatten unſre Widerſacher gehofft, ſchneller ihr Ziel zu erreichen. Aber glücklicherweiſe hat ſich unſre Regierung feſt erwieſen, ſie hat weiter Ankäufe gemacht, wo ſie es für zweckmäßig hielt, und hat den Polen nicht den Gefallen getan, vom Kampfplatz zu weichen. Es ſteht zu erwarten, daß die Summen, die uns der heiße Kampf gekoſtet hat, bald reichlich erſetzt werden. Polniſcherſeits iſt man nicht in der Lage, den Wettbewerb noch lange auszuhalten, jetzt, wo ihr deutſcher Gegner gewiſſermaßen das Parzellierungsmonopol hat, wenn wir damit fortfahren, dreißig bis vierzig Millionen jährlich in Grund und Boden anzulegen.

Es könnte aber die Frage aufgeworfen werden, ob denn eine weitere Tätigkeit der Anſiedlungskommiſſion überhaupt noch nötig, ob nicht der Zweck des Geſetzes von 1886 erreicht iſt, ob nicht die Zahl der deutſchen Anſiedlungen, die infolge dieſes Geſetzes in den Provinzen Weſtpreußen und Poſen begründet wurden, und die Zahl der Anſiedler, die in den Provinzen eingewandert ſind, ſchon genügt, den Vorſprung, den die Polen in bezug auf Grundbeſitz und Kopfzahl im Jahre 1886 hatten, zu beſeitigen.

Wenn wir dieſe Frage näher ins Auge faſſen, ſo wollen wir zunächſt hervorheben, daß die Bevölkerungsverhältniſſe in den einzelnen Teilen der beiden Provinzen grundverſchieden ſind. Es gibt Landratskreiſe in den Provinzen, wie den Elbinger und den Deutſch-Kroner, wo die Bevölkerung ſo rein deutſch iſt wie irgendwo im Weſten unſers Vaterlandes, andre, wo eine polniſche Minderheit vorhanden iſt, der Grundbeſitz ſich aber ſo gut wie ganz in deutſchen Händen befindet, wie die Kreiſe Roſenberg, Filehne, Schwerin an der Warthe. In einer dritten Gruppe von Kreiſen, wie Flatow, Meſeritz, Bromberg, ſtehn ſich beide Nationalitäten in ziemlich gleicher Stärke gegenüber, nur in der letzten Gruppe ſind die Deutſchen völlig in der Minderheit. Die Frage, ob durch die Förderung deutſcher Anſiedlungen noch etwas zu tun übrig bleibt, muß ſelbſtverſtändlich für jede dieſer Gruppen verſchieden beantwortet werden. Daß für die reindeutſchen Kreiſe der Anſiedlungsfonds nicht beſtimmt ſein kann, iſt einleuchtend; aber auch in den Kreiſen mit faſt ausſchließlich deutſchen Grundbeſitzern hätten Ankäufe möglichſt vermieden werden müſſen und ſind jedenfalls in Zukunft gar nicht mehr notwendig, ſeitdem die Gefahr aufgehört hat, daß hier etwa volkreiche polniſche Kolonien entſtünden. Das Eindringen einiger Gutsbeſitzer in dieſe Kreiſe iſt uns nicht gerade erwünſcht, aber die Kapitalien der Anſiedlungskommiſſion ſollen andern Zwecken dienen, als etwa einen einzelnen

polniſchen Edelmann abzuhalten, hier ein Gut in deutſcher Umgebung für einen exorbitanten Preis zu erwerben. Die dritte Kategorie umfaßt die Kreiſe, wo ſich die beiden Nationalitäten einigermaßen die Wage halten. Hier iſt natürlich das dankbarſte Gebiet für die deutſche Koloniſation, hier ſind in die Augen fallende Erfolge erreicht worden. In einigen Kreiſen, wo ſchon die Deutſchen die Stärkern waren, wie in den Kreiſen Graudenz, Flatow, Bromberg, iſt mit verhältnismäßig geringen Anſtrengungen die deutſche Poſition ſo geſtärkt worden, daß ſie nach menſchlicher Berechnung durch polniſchen Anſturm nicht mehr zu erſchüttern iſt.

Dasſelbe iſt erfreulicherweiſe auch in einem weſtpreußiſchen Kreiſe erreicht worden, wo eine numeriſche Überlegenheit der Deutſchen vor 1886 nicht vorhanden war, im Kreiſe Brieſen, wo 23 Prozent der geſamten Kreisfläche angekauft worden ſind, und die Deutſchen einen Zuwachs von ſechs- bis ſiebentauſend Köpfen erhalten haben. In dieſen Kreiſen, die jetzt eine ſichergeſtellte deutſche Mehrheit haben, kann ſelbſtverſtändlich jede weitere deutſche Koloniſation entbehrt werden; dagegen muß in einer größern Anzahl von Landratskreiſen mit aller Energie weiter daran gearbeitet werden, dieſe unantaſtbare deutſche Suprematie noch zu erlangen, vor allem in den durch ihre hohe Fruchtbarkeit ausgezeichneten beiden Kreiſen Kulm und Thorn. Hier im weſtlichen Kulmerlande begann im Jahre 1230 das Ringen der Deutſchen um die Herrſchaft über Preußen. Hier wollen wir den bald ſiebenhundertjährigen Kampf definitiv beenden, in dieſer politiſch und militäriſch wichtigſten Landſchaft jenſeits der Weichſel wollen wir die Polen zu einer machtloſen Minderheit hinabdrücken. Übrigens hat die Anſiedlungskommiſſion die hervorragende Wichtigkeit dieſes Hinterlandes von Thorn und Kulm von vornherein erkannt und auch in den beiden letzten Jahren ohne Anſehung der hohen Preisforderung nicht unbedeutende Landflächen dort angekauft.

Ebenſowenig wie hier in dieſen Kreiſen, wo es ſich darum handelt, die Mehrheit zu erlangen, kann von einer Erreichung des geſteckten Ziels bei den meiſten der Kreiſe die Rede ſein, in denen es nur darauf ankommt, die dort ſeit langer Zeit anſäſſigen Deutſchen durch Begründung neuer Kolonien ihrer Iſolierung zu entreißen. Die Kreiſe dieſer Kategorie, in denen der deutſche Anteil an der Bevölkerungszahl häufig nur 13 Prozent beträgt, ſind über das ganze Gebiet der Anſiedlungsprovinzen verteilt, von der Grenze Oberſchleſiens bis zu dem Strande der Oſtſee. Sie enthalten Gegenden von der höchſten Fruchtbarkeit, wie die Zuckerrübendiſtrikte in Kujavien und bei Opalenitza, andrerſeits aber auch Landſtriche, die zu den ſterilſten der ganzen Monarchie gehören, wie das Gebiet der obern Brahe und des obern Schwarzwaſſerfluſſes in der Nähe der pommerſchen Grenze. Manche dieſer Kreiſe mit großer polniſcher Bevölkerungsmajorität ſind bis jetzt von der Wirkſamkeit der Anſiedlungskommiſſion ganz oder faſt ganz unberührt geblieben. So im Herzen der Provinz Poſen der Kreis Grätz mit ſehr günſtigen Bodenverhältniſſen. Hier ſcheint ein prinzipieller

Digitized by Google

Grund nicht vorzuliegen, wahrſcheinlich ſind der Anſiedlungskommiſſion keine annehmbaren Verkaufsofferten von Gütern dieſes Kreiſes gemacht worden. Anders im Norden der Provinz Weſtpreußen. In den Kreiſen Stuhm und Putzig, die ſich auch eines dankbaren Bodens erfreuen, iſt jeder Ankauf von Grund und Boden, wie man wohl mit Sicherheit annehmen kann, bisher nur deshalb unterblieben, weil die Kontrolle der lokalen Verwaltung bei der weiten Entfernung dieſer Kreiſe von dem Sitz der Anſiedlungskommiſſion zu ſchwierig erſchien. Was zunächſt den Kreis Putzig betrifft, ſo handelt es ſich hier um eine Landſchaft mit einer Bevölkerung überwiegend ſlawiſcher Zunge, wenn auch nicht ſlawiſcher Abſtammung. Deutſche findet man faſt in jedem Dorf des Kreiſes, aber ſie bilden der Regel nach nur eine kleine Minderheit. In kompakter Maſſe ſind die Deutſchen nur in einer etwa zwei Quadratmeilen großen deutſchen Sprachinſel zu finden, die durch eine holländiſche Kolonie aus dem ſechzehnten Jahrhundert und durch die zwölf Dörfer und Güter gebildet wird, deren Bewohner zur Zeit der Gegenreformation durch ihren Grundherrn aus dem heute noch hier blühenden Geſchlechte der Grafen von Krockow dem evangeliſchen Glauben und damit dem Deutſchtum erhalten blieben. Leider wurde die ſich vor einigen Jahren darbietende Gelegenheit, die deutſche Exklave mit dem nur ſieben Kilometer entfernten geſchloſſenen deutſchen Sprachgebiet durch eine breite Brücke zu verbinden, verſäumt.

Es gelang nicht, die Anſiedlungskommiſſion dazu zu beſtimmen, das große Gut Zarnewitz, das die Krockower Sprachinſel von Pommern trennt, anzukaufen, obgleich ſich hochgeſtellte Perſönlichkeiten, beſonders auch der damalige Oberpräſident von Goßler für die Sache intereſſierten, und obgleich der Kaufpreis für das ſehr reich mit Wieſen ausgeſtattete Gut mäßig war. Häufig ertönt in der letzten Zeit ein Klageruf aus dem Kreiſe Putzig über den Rückgang des Deutſchtums. Aus einer Anzahl überwiegend polniſcher Dörfer ſind in den letzten Jahren die deutſchen Bauern faſt ganz verdrängt worden, und andrerſeits haben ſich die Polen in allen früher rein deutſchen Dörfern einzuniſten verſtanden. Daß ſich die Polen die augenblickliche Situation zunutze machen, iſt ihnen wahrhaftig nicht zu verdenken.

Eine deutſche Konkurrenz iſt nicht vorhanden, und deshalb kaufen ſie hier den Grund und Boden noch zu verhältnismäßig niedrigen Preiſen. Auch ideale Beweggründe mögen die Polen beſtimmen, dieſen ihren äußerſten Vorpoſten im Norden mit aller Energie ihrem Volkstum zu ſichern. Hier allein beſpült das offne Meer eine von Menſchen polniſcher Nationalität bewohnte Küſte. Auch polniſcher Kriegsruhm knüpft ſich an dieſen Boden, denn hier im ſogenannten „Putziger Winkel" haben die Polen in der letzten Feldſchlacht des dreizehnjährigen Krieges im Jahre 1462 den Frieden von Thorn erkämpft, der ſie auf drei Jahrhunderte zu Beherrſchern preußiſcher Lande machte.

Der zweite weit nach Norden vorgeſchobne Poſten des Polentums iſt der Kreis Stuhm, wo jedoch weſentlich andre Verhältniſſe obwalten als im Putziger

Digitized by Google

Winkel. Im Kreiſe Stuhm befinden wir uns auf altpreußiſchem Boden, er iſt ein Stück des Gaues Pomeſanien, worin ſich erſt im ſechzehnten Jahrhundert ſlawiſche Koloniſten inmitten der Deutſchen und der germaniſierten Preußen niederließen. Heute nimmt die polniſche Bevölkerung die ganze Mitte des Kreiſes ein, während die Ränder von Deutſchen bewohnt werden, ſodaß die dortigen Polen wie die ſlawiſchen Bewohner Böhmens klagen könnten „auf allen Seiten guckt uns der Deutſche in unſer Land hinein“. Bei der vollkommnen Umklammerung durch die Deutſchen haben die Polen im Kreiſe Stuhm eine weniger günſtige Poſition als irgendwo in Weſtpreußen. Tatſächlich hat auch das Deutſchtum nur hier ohne die Beihilfe der Anſiedlungskommiſſion in den letzten Jahrzehnten an Boden gewonnen, obgleich ſich im Kreiſe noch achtzehn größere Güter in den Händen der polniſchen Ritterſchaft befinden, ein Beſitzſtand, deſſen ſich die Polen in keinem andern Kreiſe Weſtpreußens rühmen können. Der Grund, der es außerordentlich wünſchenswert erſcheinen läßt, das Anſiedlungswerk auch auf den Kreis Stuhm auszudehnen, beruht auf konfeſſionellen und kirchlichen Verhältniſſen. Für die Beſetzung neu angelegter Dörfer mit deutſchen Bauern katholiſchen Bekenntniſſes iſt keine Gegend der Anſiedlungsprovinzen ſo vorzüglich geeignet als der Stuhmer Kreis. Hier finden die neuen Ankömmlinge überall deutſche Glaubensgenoſſen vor, die in einigen Teilen des Kreiſes ſogar die numeriſche Überlegenheit haben. Was aber noch viel wichtiger iſt, der Kreis Stuhm gehört zum Sprengel des Biſchofs von Ermeland und ſomit zu einer Diözeſe, deren Klerus, ſoweit uns bekannt iſt, ausnahmlos der deutſchen Nationalität angehört.

Wenn die Kreiſe Stuhm und Putzig von der Tätigkeit der Anſiedlungskommiſſion wegen ihrer Abgelegenheit bisher unberührt geblieben ſind, obgleich ſie recht geſunden Ackerboden aufweiſen, ſo gibt es dagegen ein recht ausgedehntes Gebiet in Weſtpreußen, das die Kommiſſion bisher gemieden hat, weil die Bodenverhältniſſe hier die Gründung von Kolonien zu verbieten ſchienen.

Dieſer unfruchtbare Landſtrich iſt heute der Hauptſitz der Kaſſuben, der Nachkommen der alten ſlawiſchen Bewohner Pommerns, die den Polen in bezug auf ihre Sprache naheſtehn. Dieſe Kaſſuben trennen die deutſchen Bewohner des Danziger Regierungsbezirks vollkommen von ihren Volksgenoſſen in Pommern, denn das bloß von ihnen bewohnte Gebiet iſt dreißig Kilometer breit und reicht von der obern Brahe bis in die Nähe von Zoppot.

Dürfen wir dieſen Pfahl in unſerm Fleiſch dulden? Soll dieſer Umſtand, daß auf einer Strecke von neunzig Kilometern jede nachbarliche Berührung zwiſchen weſtpreußiſchen und pommerſchen Deutſchen fehlt, von ewiger Dauer ſein?

An eine Germaniſierung der Kaſſuben iſt nicht zu denken. Das würde vor fünfzig Jahren gewiß noch möglich geweſen ſein, heute iſt es zu ſpät dazu, jetzt ſind ſie der Poloniſierung verfallen, und dieſe ſchreitet unaufhaltſam vorwärts. Wollen wir hier Wandel ſchaffen, dann dürfen wir nicht davor zurück-

Digitized by Google

ſchrecken, über dieſes von der Natur ſo ſtiefmütterlich behandelte Kaſſubenland eine größere Anzahl deutſcher Siedlungen zu verteilen.

Bauern aus Sachſen und aus Schwaben wird man in dieſe Gegend nicht verſetzen wollen. Das Menſchenmaterial für dieſe neuen Kolonien muß den hinterpommerſchen Gegenden entnommen werden, wo Boden- und Lebensverhältniſſe dieſelben ſind wie hier, aus der Gegend von Kallies, Bublitz und dem Süden des Neuſtettiner Kreiſes. Es iſt übrigens eine ganz irrige Anſicht, daß auf ſandiger Erdſcholle nur die Armut ein Heimatrecht hat. Daß auch auf ſandigem Boden Wohlſtand herrſchen kann, das beweiſen die ſchmucken Dörfer der belgiſchen Campine, der ſchleswigſchen Geeſt, der Lüneburger Heide. Auch die Mehrzahl der kaſſubiſchen Bauern von der pommerſchen Grenze lebt durchaus nicht in armſeligen Verhältniſſen. Nach einer Düngung mit Lupinen oder Torf gedeiht bei ihnen in den meiſten Feldmarken der Winterroggen ganz leidlich, und die Kartoffel gibt zwar keinen hohen Ertrag, wird aber als Brennerei- und Speiſekartoffel wegen ihres hohen Stärkegehalts gut bezahlt. An Stelle der Rindviehzucht hat hier wegen der ausgedehnten geſunden, trocknen Weiden die Schafhaltung ihren Platz, auch Truthühner und Gänſe werden hier in großen Mengen aufgezogen, und Nebenverdienſt bieten dem kaſſubiſchen Bauern an vielen Orten die Fiſcherei, die Bienenzucht, der Torfverkauf und in der Nähe eines königlichen Forſtes die Holzfuhren.

Allerdings gibt es einige kleinere Bezirke in der kaſſubiſchen Sandregion, wo Wieſen ganz fehlen, und der Ackerboden durchweg aus loſem Sand beſteht, auch wohl der Untergrund eiſenſchüſſigen Kies enthält. Dieſe troſtloſen Wüſten, die ſelbſtverſtändlich für die Anſiedlung deutſcher Bauern nicht in Frage kommen, liegen hauptſächlich im Schlochauer, Konitzer und Berenter Kreiſe, dort, wo dieſe mit dem pommerſchen Kreiſe Bütow zuſammenſtoßen.

Es bleibt noch die Frage zu beantworten, in welchem Umfange die Geſamttätigkeit der Anſiedlungskommiſſion ihren Fortgang nehmen muß, und welche Aufwendungen in Zukunft noch zu machen ſein werden, wenn man im geſamten Umfang der Anſiedlungsprovinzen einerſeits den Verluſten von Grund und Boden an die polniſche Hand ein Ende machen und andrerſeits verhindern will, daß ſich das Stärkeverhältnis der beiden Nationalitäten noch weiter zuungunſten der Deutſchen verſchiebt.

In bezug auf den Übergang von Grund und Boden aus deutſcher in polniſche Hand haben wir kein vollſtändiges ſtatiſtiſches Material. Wir wiſſen nur, daß die preußiſche Regierung noch im Jahre 1902 den Verluſt auf deutſcher Seite auf $3^1/_2$ Quadratmeilen in einem fünfjährigen Zeitraum berechnete, und daß erſt in den letzten Jahren, ſeitdem die Anſiedlungskommiſſion für den Ankauf von großen und kleinen Grundſtücken vierzig Millionen Mark jährlich ausgibt, der Landverluſt an die Polen aufgehört hat. Ähnlich wie mit der Statiſtik über die Veränderungen im Grundbeſitz ſteht es mit der Feſtſtellung der Sprachenverhältniſſe in Weſtpreußen und Poſen. Wir ſind nur auf wenige

Daten angewieſen. Die Ergebniſſe der Volkszählungen von 1890 und 1900 zeigen, daß ſich das Zahlenverhältnis der deutſchen und der polniſchen Bevölkerung in dieſen zehn Jahren zum Nachteil der Deutſchen um jährlich zehn- bis zwölftauſend Köpfe verſchoben hat. Die Tätigkeit der Anſiedlungskommiſſion war alſo völlig außerſtande, den Vorſprung der Polen auszugleichen. Seit etwa vier Jahren iſt es anders geworden. Im Jahre 1902 ſchnellte die Zahl der mit Anſiedlern neu beſetzten Stellen plötzlich von 400 auf 1200 in die Höhe und ſtieg dann weiter bis auf 1527 im Jahre 1905 mit dem hocherfreulichen Reſultat, daß ein Zurückdrängen des deutſchen Elements in dieſem letztgenannten Jahre nicht mehr feſtgeſtellt werden konnte. Wir ſehen alſo, erſt die Ausdehnung, die das Koloniſationswerk heute erreicht hat, genügt, den Polen gegenüber den status quo ante ſowohl im Grundbeſitz als in bezug auf die Kopfzahl in den Anſiedlungsprovinzen zu behaupten. Der Landerwerb der Anſiedlungskommiſſion betrug im letzten Berichtsjahre etwa 35000 Hektar und die auf den Anſiedlungsgütern untergebrachte deutſche Bevölkerung etwa 10000 Köpfe. Dieſe Zahlen zu erreichen, wird auch in der Zukunft unſer Beſtreben ſein müſſen. Im übrigen werden wir gut daran tun, unſern Gegner höhnen und drohen zu laſſen, ſo viel er will, keinesfalls ihm das Legen von Konterminen dadurch zu erleichtern, daß wir unſre Karten vor ihm aufdecken. Unſre Sache ſteht freilich ſo gut, daß auch die größten Anſtrengungen des Gegners uns keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bereiten können, aber ſie halten uns auf in unſerm Siegeslauf, und deshalb heiße unſre Loſung: „Ans Ziel“, und unſer Feldgeſchrei: „Kraftvoll und ſchweigſam.“

Ruſſiſche Briefe

Von George Cleinow

3

Als am 9. (22.) Juli früh die Petersburger die Köpfe hinausſtecken, ſind ſie überraſcht. Was iſt vorgefallen? Die Stadt iſt in ein Heerlager verwandelt, ſtarke Militärabteilungen durchziehn zu Fuß und zu Pferde die Straßen. Vor einigen Hoftoren iſt die Uniform von Artilleriſten zu erkennen. Am Nikolajbahnhof, auf dem Kaſanplatz ſtehn Kanonen, da und dort Maſchinengewehre! Wozu? Was iſt geſchehn? Endlich fällt der Blick auf ein großes weißes Plakat an einer Hausecke. Die dicken, ſchwarzen Lettern laſſen erkennen: „Wir, Nikolaus der Zweite ...“ Aha! ein Manifeſt! die Duma iſt aufgelöſt! Welche Überraſchung! Daran hatte niemand gedacht! Ach, nun verſteh ich, wozu die Truppen da ſind, denkt der friedliche Bürger. „Stolypin — maladjetz!“ — ein tüchtiger

Digitized by Google

Kerl! Aladjin und Shilkin haben ja in der Duma geſagt, daß bei der Duma-auflöſung das Volk aufſpringen würde wie ein gereizter Tiger — Winawer, daß ſich die Bajonette vor den Volksvertretern ſenken würden, und daß dann der Zar und die Beamten der Gnade aber auch der Wut des Volks ausgeliefert ſein würden. Wie ſagte doch Shilkin? „Wir ſind zwar nicht feſt in Staatswiſſenſchaften, aber wir ſind erfüllt von jenem Feuer des Haſſes, von dem ganz Rußland glimmt!“ und der beunruhigte Bürger zieht ſich erſchreckt in ſeine Behauſung zurück; der Kaufmann läßt ſeine Läden verrammeln. Niemand gibt ſich Rechenſchaft von dem, was eigentlich geſchehn könnte, aber jeder einzelne erwartet, daß Petersburg in wenig Stunden der Schauplatz blutiger Kämpfe ſein wird. Es geſchah aber nichts.

Als die Abgeordneten an das „Tauriſche Palais“ kamen, ſagte ihnen der militäriſche Hausvorſteher, die Räume ſeien geſchloſſen; daß ſie feſt geſchloſſen waren, bewieſen die zahlreichen Poſten und Patrouillen an allen Eingängen. Hatte man noch geſtern in der Duma laut geſchimpft, ſo zog man es heute vor, die Fauſt in der Taſche zu ballen.

* * *

Die innern Gründe für die Dumaauflöſung (ſiehe Grenzboten Nr. 46) waren auf der einen Seite das revolutionäre Treiben der „Arbeitsgruppe“, auf der andern die Unverſöhnlichkeit der Kadetten in der Agrarfrage. Mit der Auflöſung wurde kein Ventil verſtopft, das, wie die liberale Preſſe im In- und Auslande behauptete, Morden und Raubanfällen vorbeugte, ſondern eine Organiſation wurde unſchädlich gemacht, die Mord und Raub in großem Stile vorbereitete. Man vergleiche nur folgende Zahlen: Vor dem Zuſammentritt der Duma wurden Mordanſchläge auf Regierungsvertreter ausgeführt im Februar 39, im März 39, im April 42. Dann trat die Duma zuſammen. Es wurden ermordet im Mai 126, im Juni 142, im Juli 239, im Auguſt 322, im September 168. An Agrarunruhen kamen vor im Februar 11 Fälle, im März 18, im April 13, nach dem Zuſammentritt der Duma im Mai 64, im Juni 235, im Juli 332, nach Einführung der Feldkriegsgerichte im Auguſt 190, im September 73, im Oktober 12. (Siehe Profeſſor Mich. Kaufmann in „Strana“ Nr. 188.)

Zur Beruhigung der unter den früher geſchilderten Verhältniſſen äußerſt erregten Bauern erließ das Kabinett am 20. Juni*) eine Regierungserklärung, die ungefähr beſagte: In Ausführung der allerhöchſt befohlnen Maßregeln zur Beſſerung der Lage der Bauern hat die Regierung Entwürfe über die Art der Erweiterung und Verbeſſerung des bäuerlichen Landbeſitzes und über die Veränderungen in der Art der Nutznießung des Landes von den Bauern in der Reichsduma eingebracht. Unter den von der Regierung in Ausſicht genommnen und der Reichsduma zur Prüfung vorgelegten Maßregeln befinden ſich unter andern folgende: 1. Neben den Kronländereien, die allein zur Beſeitigung der

*) Alle Daten ſind in ruſſiſchem Stil angegeben.

Digitized by Google

Landnot der Bauern nicht ausreichen würden, ſoll für Rechnung des Staates ſolches Land von den Großgrundbeſitzern angekauft werden, das dieſe freiwillig zur Verfügung ſtellen. 2. Das für Rechnung des Staates angekaufte Land ſoll den bedürftigen Bauern zu einem für ſie erſchwingbaren Preiſe derart zur Verfügung geſtellt werden, daß die etwa eintretende Differenz zwiſchen Ankaufs- und Verkaufspreis aus allgemeinen Staatsmitteln gedeckt wird. Ferner verſpricht die Regierung, die Lage des bedürftigſten Teils der Bauern ſofort durch Einſetzung beſondrer Kommiſſionen zu verbeſſern. Die Kommiſſionen ſollen aus der örtlichen Bevölkerung unter Hinzuziehung von gewählten Vertretern der Bauerſchaft gebildet werden. Dann geht die Regierung auf den Agrarreformentwurf der Linken ein und erklärt der Bevölkerung, daß ſich die Duma mit dieſem Entwurf auf falſchem Wege befinde; denn von einer erzwungnen Enteignung des Gutslandes zugunſten der Bauern könne nie und nimmer die Rede ſein.

Dieſe Regierungserklärung wurde in mehreren hunderttauſend Exemplaren gedruckt und in die Provinz geſchickt. Die Duma fühlte ſich durch die in der Erklärung enthaltne Kritik in ihren Rechten verletzt, und die Linke fürchtete in den Augen des Volks an Anſehen zu verlieren. Um dieſes wiederherzuſtellen, brachte Kusmin-Karawajew am 26. Juni im Verlauf einer Interpellationsdebatte den Antrag ein, die Duma ſolle ſich ebenfalls mit einer Erklärung zur Agrarfrage an das Volk wenden. Die Revolutionäre nahmen den Gedanken mit Beifall auf und ſtrebten danach, einen derart abgefaßten Aufruf zu fertigen, der nach ihrer Berechnung einen Aufſtand zur Folge haben mußte. Die Polen und die Rechte erklärten ſich überhaupt gegen einen Aufruf, und der ganze Vorſchlag wäre ins Waſſer gefallen, wenn nicht die Kadetten in einer Fraktionsſitzung einen Ausweg gefunden hätten. Unter Hinweis auf die in Frankreich angenommne Gepflogenheit, beſonders wichtige Reden, Beſchlüſſe und Willensäußerungen der Kammer im Lande durch Anſchlag zu verbreiten, wurde zunächſt in die Inſtruktion der Duma eine entſprechende Anmerkung eingefügt. Ob die Duma zu einem ſolchen Schritt berechtigt war, iſt eine offne Frage geblieben, bis der Monarch ihr die Berechtigung abgeſprochen hatte. Dennoch muß zugegeben werden, daß im Geſetz ein Loch vorhanden war, durch das geſchickte Juriſten wohl hindurchſchlüpfen konnten. Nachdem ſich dergeſtalt die Duma das Recht gegeben hatte, ſich direkt und ohne Vermittlung der Exekutivgewalt an das Land zu wenden, votierte ſie mit 124 gegen 53 Stimmen am 6. Juli nachſtehenden Appell an das Volk:

Am 20. Juni veröffentlichte das Miniſterium eine Regierungsmitteilung, in der es ſeine Anſichten über ein Agrargeſetz darlegt.

Dieſe Mitteilung untergräbt den Glauben der Bevölkerung an eine richtige Löſung der Agrarfrage auf geſetzlichem Wege.

Die Reichsduma ſtrebte und ſtrebt nach friedlicher Einführung einer neuen Ordnung im Staat. Die Duma erhofft, daß eine Darlegung des tatſächlichen Stadiums, worin ſich die Frage des Agrargeſetzes befindet, der Bevölkerung die

Möglichkeit geben wird, ruhig und friedlich den Abſchluß der Arbeiten an der Beendigung des Agrargeſetzes abzuwarten.

Vor allen Dingen ſcheint es der Reichsduma wichtig, daran zu erinnern, daß gemäß dem Manifeſt vom 17. Oktober 1905 kein einziger Regierungsvorſchlag ohne Genehmigung der Duma Geſetzeskraft erhalten kann.

Noch am 5. Mai hat ſich die Duma in ihrer Antwort auf die Thronrede Seiner Majeſtät des Kaiſers in folgenden Worten über die Agrarfrage geäußert:

Der bei weitem größte Teil des Landes — der arbeitende Bauernſtand — wartet mit Ungeduld auf die Hebung ſeiner harten Landesnot, und die erſte ruſſiſche Reichsduma würde ihre Pflicht nicht erfüllen, wollte ſie nicht ein Geſetz ausarbeiten, um dieſem dringenden Bedürfnis abzuhelfen durch Verwendung der Krons-, Apanagen-, Kabinetts-, Kloſter-, Kirchenländereien und durch Zwangsenteignung des Privatgrundbeſitzes für dieſen Zweck.

Auf dieſe Äußerung der Volksvertreter antwortete der Miniſterrat, daß eine Zwangsenteignung des Privatgrundbeſitzes unter keinen Umſtänden zuläſſig ſei. Die Duma antwortete darauf mit einem Mißtrauensvotum und begann ſofort mit der Ausarbeitung eines neuen Agrargeſetzes. Eine beſondre Kommiſſion — von der Duma aus Vertretern aller Gegenden Rußlands gebildet — arbeitet dieſes Geſetz gegenwärtig aus.

Als Grundlage für die neue Landorganiſation ſind die Prinzipien in Ausſicht genommen, die die Reichsduma in ihrer Antwortadreſſe an Seine Majeſtät den Kaiſer zum Ausdruck gebracht hat. Die Zwangsenteignung ſoll auf Grund eines beſondern Geſetzes erfolgen, das den Zweck hat, den ſelbſt arbeitenden Bauernſtand mit dem enteigneten Lande zu verſorgen. In der Frage, welches Land der Zwangsenteignung unterliegen ſoll, ſei hier hervorgehoben, daß in keinem Falle zugeteiltes Land irgendwelcher Benennung (Kategorie) wie auch kein kleiner Grundbeſitz enteignet werden ſollten. Dieſelbe Kommiſſion arbeitet gegenwärtig ein Geſetz für beſondre örtliche Agrarinſtitutionen aus; in denen ſoll die Bevölkerung durch Vermittlung ihrer Vertreter an einer zweckmäßigen und gerechten Regelung der örtlichen Agrarangelegenheiten teilnehmen können. Von den ſeitens der Reichsduma vorgeſchlagenen Grundgedanken eines neuen Agrargeſetzes wird die Duma nicht abweichen und wird keinen Vorſchlag gutheißen, der nicht mit ihnen übereinſtimmt. (Wjeſtnik Jewropy, September 1906, S. 320—322.)

So harmlos dieſer Wortlaut ausſieht, birgt er doch in ſich eine gewaltige Gefahr für die Ruhe des Landes. Denn er ſagt einer ungebildeten Bauernbevölkerung, die Regierung will euch das nicht geben, was eure Abgeordneten für euch fordern. Den Satz: Darum müßt ihr Bauern euch ſelbſt nehmen, haben dann die Sozialdemokraten und die Sozialrevolutionäre in ihren Aufrufen ans Volk hinzugefügt. Am 8. fand unter dem Vorſitz des Zaren Miniſterrat ſtatt, worin die Auflöſung der Duma beſchloſſen wurde. In der Nacht vom 8. zum 9. Juli wurden die Garniſonen von Petersburg, Moskau, Riga, Warſchau, Kijew, Odeſſa, Charkow und Wilna alarmiert und die Städte derart beſetzt, daß jeder Verſuch, einen Aufſtand hervorzurufen, im Keime erſtickt worden wäre. Aber es kam gar nicht dazu. Die unruhige Bevölkerung war ob der Kühnheit der Regierung ſo überraſcht, daß ſie ſich nicht zu rühren wagte, und die ruhigen gewerbetreibenden Klaſſen atmeten erleichtert auf, als ſie am Sonnabend den 9. (22.) früh in Petersburg nachſtehend wiedergegebnes Manifeſt laſen:

Digitized by Google

Auf Unſern Befehl ſind von der Bevölkerung gewählte Männer zu geſetzgeberiſcher Arbeit berufen worden.

Im feſten Vertrauen auf Gottes Gnade und im Glauben an eine lichte und große Zukunft Unſers Volkes haben wir von ihren Arbeiten Segen und Nutzen für das Land erwartet.

Auf allen Gebieten des Volkslebens haben wir umfangreiche Reformen in Ausſicht genommen, und ſtets an erſter Stelle ſtand unſer größtes Bemühen, die Unwiſſenheit des Volkes durch das Licht der Aufklärung zu beſeitigen ſowie auch die Nöte des Volkes durch Erleichterung in den Bedingungen der Landwirtſchaft zu beſeitigen. Unſern Erwartungen wurde eine ſchwere Prüfung zuteil. Die Gewählten des Volkes haben ſich, ſtatt ſich geſetzgeberiſcher Arbeit zuzuwenden, auf ein ihnen nicht zuſtehendes Gebiet begeben, und haben begonnen, die Handlungen der von Uns eingeſetzten Behörden einer Kritik zu unterziehen, unter gleichzeitigem Hinweis auf Mängel in den Grundgeſetzen, deren Abänderung einzig durch Unſern Monarchiſchen Willen vorgenommen werden kann; ferner begingen ſie durchaus geſetzwidrige Handlungen, wie es der Appell der Duma an das Volk iſt.

Der durch ſolche Unordnungen verwirrte Bauernſtand iſt, ohne eine geſetzliche Beſſerung ſeiner Lage abzuwarten, in einer ganzen Reihe von Gouvernements zu offnem Raub, zur Entwendung fremden Eigentums, zur Unbotmäßigkeit gegen das Geſetz und gegen die geſetzliche Gewalt übergegangen.

Aber mögen ſich Unſre Untertanen deſſen bewußt bleiben, daß nur bei völliger Ordnung und Ruhe eine dauerhafte Beſſerung der Lage des Volkes möglich iſt, und möge es jedermann wiſſen, daß Wir keinerlei Eigenmächtigkeit und Geſetzwidrigkeit zulaſſen, und daß Wir mit aller Kraft der Staatsgewalt die Geſetzesverächter unter Unſern Kaiſerlichen Willen beugen werden.

Alle wohlgeſinnten ruſſiſchen Leute rufen Wir auf, ſich zur Aufrechterhaltung der geſetzlichen Gewalt und zur Herſtellung des Friedens in dem Uns teuern Vaterlande zu vereinigen.

Möge die Ruhe in dem ruſſiſchen Lande wiederhergeſtellt werden, und möge Uns der Allerhöchſte helfen, die Uns am wichtigſten ſcheinenden Arbeiten — die Hebung des Wohlſtandes der Bauern — zu verwirklichen. Unſer Wille dazu iſt unabänderlich, und der ruſſiſche Ackermann wird dort, wo Landmangel herrſcht, ohne Schaden für fremden Beſitz eine geſetzliche und ehrbare Möglichkeit erhalten, ſeinen Landbeſitz zu vergrößern.

Auf Unſern Aufruf werden Perſonen verſchiedner Stände alle Mühe aufwenden, die Verwirklichung dieſer großen Aufgabe herbeizuführen. Die endgiltige Löſung auf dem Wege der Geſetzgebung wird dem nächſten Beſtande der Duma zukommen.

Wir aber bekräftigen, indem Wir den jetzigen Beſtand der Duma auflöſen, Unſre unumſtößliche Abſicht, das Geſetz über die Gründung dieſes Inſtituts ſelbſt beizubehalten und haben dementſprechend durch Unſern Ukas vom 8. Juli d. J. an den dirigierenden Senat eine neue Zuſammenkunft der Duma für den 20. Februar 1907 befohlen.

Im unerſchütterlichen Glauben an die Gnade Gottes und an die Vernunft des ruſſiſchen Volkes erwarten Wir, daß der neue Beſtand der Reichsduma Unſre Hoffnungen verwirklicht, und daß in die Geſetzgebung des Landes die Übereinſtimmung mit den Bedürfniſſen des erneuerten Rußlands hineingetragen wird.

Teure Söhne Rußlands!

Der Zar ruft euch auf, wie der Vater ſeine Kinder ruft, ſich mit ihm zu vereinigen zur Arbeit an der Erneuerung und Wiedergeburt unſers heiligen Heimatlandes.

Digitized by Google

Wir hoffen, daß Helden des Geiſtes und der Tat erſtehn werden, und daß durch ihre uneigennützige Arbeit Rußlands Ruhm wieder aufleuchten wird! (Prawitelſtw. Wjeſt.)

Die Mehrzahl der Abgeordneten fügte ſich ruhig ins Unvermeidliche — viele mit dem Gefühl der Erlöſung. Die gemäßigtern Elemente, wie Graf Heyden, nannten den Schritt der Regierung gewagt, aber unvermeidlich, und nur die Republikaner fielen aus allen Wolken. Die K.-D.-Partei ließ am Morgen des 9. Juli zwei Sitzungen des Fraktionskomitees abhalten, auf denen mit 17 gegen 5 Stimmen beſchloſſen wurde, einen Aufruf an das Volk zu richten und die Tagung der Duma in Wiborg fortzuſetzen.

Sämtliche Mitglieder der Linken und noch einige aus der Autonomiſtengruppe ſowie außerhalb der Fraktion ſtehende Zugehörige der konſtitutionellen Demokraten eilten auch am Abend der Auflöſung nach dem ſechs Stunden entfernten Wiborg, um von dort aus die Geſchicke Rußlands zu leiten, desſelben Rußlands, von dem ſie glaubten, es würde ſofort zu den Waffen greifen und die Bureaukratie nun — einfach totſchlagen. Die Abgeordneten befanden ſich in einem Zuſtande der Autoſuggeſtion. Sie überſahen, daß ja viele von den Tatarennachrichten aus der Provinz eigne „Mache" der Arbeiter- und Bauerndelegierten waren, dazu beſtimmt, die Miniſter zu verwirren! Und nun erlagen ſie ihren eignen Lügen. In heißer Redeſchlacht, die allerdings nur gegen einen „markierten Feind" geſchlagen wurde — die Regierung wirtſchaftete in Rußland von Petersburg aus ganz ruhig weiter —, kam der berühmte „Wiborger Aufruf" zuſtande, faſt in demſelben Wortlaut, wie ihn die Kadetten in den vorher erwähnten Komiteeſitzungen beſchloſſen hatten. Er lautete:

Bürger von ganz Rußland!

Durch den Ukas vom 8. Juli wurde die Reichsduma aufgelöſt. Als ihr uns zu euern Vertretern wähltet, trugt ihr uns auf, Land und Freiheit zu erkämpfen. In Durchführung unſers Auftrags und unſrer Pflicht arbeiteten wir Geſetze zur Sicherſtellung der Freiheit des Volkes aus und forderten die Entfernung der unverantwortlichen Miniſter, die ungeſtraft unter Verachtung der Geſetze die Freiheit niedertraten. In erſter Linie aber wollten wir ein Geſetz fertigſtellen über Zuteilung von Land an die geſamte arbeitende Bauernſchaft. Zur Verteilung ſoll gelangen: das Krons-, Apanagen-, Kabinetts-, Kloſter- und Kirchenland ſowie zwangsweiſe enteigneter Privatgrundbeſitz.

Die Regierung hat ein ſolches Geſetz für unzuläſſig erklärt und die Auflöſung der Duma verfügt, als die Volksvertreter noch einmal energiſch ihren Entſchluß über die Zwangsenteignung wiederholten.

An Stelle der jetzigen Duma verſpricht die Regierung nach ſieben Monaten eine andre zuſammenzurufen. Ganze ſieben Monate ſoll Rußland ohne Volksvertretung bleiben, und noch zu einer Zeit, wo das Volk am Rande des wirtſchaftlichen Ruins ſteht, wo Induſtrie und Handel unterbunden ſind, wo es im ganzen Lande gärt, und wo das Miniſterium endgiltig ſeine Unfähigkeit bewieſen hat, die Nöte des Volkes zu beſeitigen. Ganze ſieben Monate wird die Regierung nach Willkür verfahren und wird gegen die Volksbewegung ankämpfen, um eine gehorſame, willfährige Duma zu erhalten; wenn es ihr aber gelingen ſollte, die Bewegung des Volkes vollkommen niederzutreten, wird ſie überhaupt keine Duma zuſammenrufen.

Digitized by Google

Bürger! Steht feſt für die erniedrigten Rechte der Reichsdumavolksvertretung, ſteht für die Reichsduma! Nicht einen einzigen Tag darf Rußland ohne Volksvertretung bleiben. Ihr habt ein Mittel, ſolches zu erzwingen. Die Regierung hat ohne Zuſtimmung der Volksvertretung weder das Recht, Steuern vom Volke einzuſammeln, noch das Volk zum Militärdienſt heranzuziehen. Darum ſeid ihr jetzt, wo die Regierung die Reichsduma aufgelöſt hat, berechtigt, ihr ſowohl Soldaten wie Steuern zu verweigern. Wenn ſich aber die Regierung, um Geld zu beſchaffen, Anleihen zuwenden ſollte, ſo haben ſolche Anleihen, da ſie ohne Einwilligung der Volksvertretung abgeſchloſſen wurden, von nun an keine Giltigkeit, und das ruſſiſche Volk wird ſie niemals anerkennen und ſie nicht bezahlen.

Darum: gebt nicht eine Kopeke an den Fiskus und keinen Soldaten an die Armee, ſolange nicht die Volksvertretung zuſammengerufen iſt. Bleibt feſt bei der Abſage, ſteht alle wie ein Mann für euer Recht. Dem einmütigen und unerſchütterlichen Willen des Volkes kann keine Macht widerſtehn.

Bürger! in dieſem erzwungnen, aber unvermeidlichen Kampfe werden eure Vertreter mit euch ſein!

Den 9. Juli 1906.

Der Aufruf trug 185 Unterſchriften, darunter die von 96 konſtitutionellen Demokraten. Man glaube nun aber nicht, daß es lauter ungebildete Bauern oder jugendliche Hitzköpfe waren, die unterſchrieben. Durchaus nicht! Gerade ſolche, die in der konſtitutionell-demokratiſchen Partei den größten Einfluß hatten, und die als Kandidaten für Miniſterpoſten in Ausſicht genommen waren, hielten es für möglich, einen Staat durch Steuerverweigerung zu zertrümmern, der ſeine Einnahmen vornehmlich aus indirekten Steuern zieht! Wir leſen unter den Unterſchriften die Namen von zwölf volkswirtſchaftlich durchgebildeten Profeſſoren und Juriſten, doppelt ſoviel Vertretern der Selbſtverwaltung! — Muromtzow, Fürſt Dolgorukow und Profeſſor Gredeskul, die drei Präſidenten der Duma —, Herzenſtein, der Agrarreformer Nabokow und Fürſt Uruſſow, die um politiſcher Lorbeeren den Staatsdienſt verließen — ſie alle haben den Aufruf unterſchrieben! Pſychologiſch ſcheint der Vorgang faſt unverſtändlich, wenn wir nicht in Betracht ziehen, daß die Kadetten ſchon immer weſteuropäiſche Muſter nachbildeten; in unſerm Falle ſcheint auch die antimilitäriſche Propaganda in Frankreich maßgebend geweſen zu ſein. Seit dem Oktober 1905 ſchon ſtanden ſie nicht mehr auf realem Grunde der Bedürfniſſe ihrer ruſſiſchen Wähler. Zu ausführenden Organen des fünfundzwanzigjährigen Dorfſchreibers Onipke und des Halbwilden Ramiſchwili vom Kaukaſus waren ſie deshalb herabgedrückt. Die Geſchichte bietet genügend Beiſpiele für Demoraliſation infolge von Suggeſtion. (S. a. H. Taine, Revolution Band II, S. 146, und Tarde, Revue de Paris 1898.)*) Vielleicht kann man auch

*) Sehr empfohlen ſei Politikern das Studium zweier Schriften von W. Bechterew. 1. „Suggeſtion und ihre ſoziale Bedeutung." Leipzig, 1899. 2. „Die Bedeutung der Suggeſtion im ſozialen Leben." Band XXXIX der „Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens". Wiesbaden, J. F. Bergmann, 1905. Ich meine, die Ausführungen Bechterews geben Wege an, auf denen dem demagogiſchen Wirken heimlicher Revolutionäre entgegengetreten werden kann.

Digitized by Google

Überarbeitung und Nervenüberreizung als Entſchuldigung für das Verfahren der ehemaligen Abgeordneten annehmen, denn gearbeitet wurde in den Kommiſſionen der Duma ganz erſtaunlich viel, und die Arbeit mußte vornehmlich von Kadetten geleiſtet werden. Eine weitere Entſchuldigung für das Verhalten wird jeder Freund der fortſchrittlichen Bewegung in dem tiefen Mißtrauen finden, das ſich gegen eine Regierung feſtſetzen mußte, in deren Miniſterien die gefährlichſten Proklamationen von Gendarmerieoffizieren gedruckt wurden, mit dem Zweck, beſtimmte Teile der Bevölkerung zu Mord und Brand aufzureizen. Dieſe Vorgänge durften aber nicht mehr Stolypin zur Laſt gelegt werden, nachdem er ſein Kabinett in liberaler Richtung reformiert hatte und ſogar mit Vertretern aus dem Parlament, wie Heyden, Lwow und Stachowitſch, wegen Eintritts in ſein Kabinett verhandelt hatte.

Der Aufruf ſollte jedoch nicht den Zweck verfolgen, das „Volk aufzureizen“, ſondern nur den, die „Verbindung“ der Kadetten mit dem vielleicht revolutionären Volke aufrecht zu erhalten. Das war wenigſtens die Auffaſſung der Kadetten. Schon ſeit Wochen war die Haupttätigkeit der Dumafraktion darauf gerichtet bildeten geweſen, dieſe „Verbindung“ möglichſt eng zu geſtalten. Einen Maßſtab für die Kadetten die Adreſſen an Mitglieder der Fraktion, von denen während der Tagung der Duma neunundneunzig veröffentlicht wurden. Wie falſch dieſer Maßſtab aber iſt, ergibt ſich ſchon daraus, daß es erſt einer Anregung der Duma bedurfte, die Adreſſen hervorzurufen. Doch wie dem nun auch ſei, die Kadetten gaben ſich am 9. Juli den Anſchein, als ſeien ſie davon überzeugt, daß die Revolution ſofort an allen Ecken des Reichs losbrechen würde, um die Abgeordneten zu ſchützen. Darum wollten auch ſie beweiſen, daß ſie es mit dem Volke hielten, ſonſt nichts! Um ſo größer war die Niedergeſchlagenheit und Zerfahrenheit, als die Revolution nicht ausbrach, für die einzig und allein die Miniſter verantwortlich gemacht werden ſollten. Man hatte nicht daran gedacht, daß die Ernte eben begonnen hatte, und daß die Intelligenz zu den Ferien auf den Landſitzen zerſtreut war. Man hatte aber auch nicht damit gerechnet, daß die Regierung ſo ſchneidig und bedacht vorgehn würde. Das Rechenexempel erwies ſich als falſch, die Blamage in Wiborg war umſonſt!

Am 10. Juli ſiedelte das „Rumpfparlament“ nach Terjoki, näher an die ruſſiſche Grenze, über, wo es in Erwartung der Dinge, die kommen ſollten, noch einige male meiſt in Fraktionsſitzungen der konſtitutionellen Demokraten, teils in ſolchen der Sozialdemokraten zuſammentrat, dann aber auseinanderlief.

Noch enttäuſchter als die Kadetten waren die offnen Revolutionäre — die Sozialdemokraten und ihr Anhang. Sie führten den dem Wiborger Aufruf zugrunde liegenden Gedanken weiter aus in einem „Manifeſt an die Armee und Marine von der Arbeitsgruppe und der ſozialdemokratiſchen Fraktion der Reichsduma“. Es lautete:

Digitized by Google

Soldaten und Matroſen! Die Regierung hat durch Ukas des Zaren die Reichsduma aufgelöſt und von allen Seiten Militär geſammelt, um durch Waffengewalt das Volk niederzudrücken. Die Volksvertreter wurden von euern eignen Vätern und Brüdern gewählt, um den Zaren auf alle Verwaltigungen des Volkes hinzuweiſen, und um für das Volk Land und Freiheit zu erlangen. Der Zar aber hat die Erwählten des Volkes nicht hören wollen. Er hat auf ſeine frühern Ratgeber gehört — die Großfürſten, Miniſter, Generale und Gutsbeſitzer, die weder ihre Güter noch ihre großen, nach Tauſenden zählenden Gehalte noch ihre unverantwortliche Gewalt verlieren wollten. Rußland hat ſich in zwei Parteien geteilt. Auf der einen Seite ſteht die erdrückende Mehrheit, alle Bauern und Arbeiter, alle Armen und Unterdrückten, die beſten aus den Reihen der Gelehrten und Gebildeten, die zielbewußten Soldaten, die beſten Offiziere und Märtyrer, die in den Gefängniſſen ſchmachten — unter ihnen Tauſende von Soldaten und Matroſen. Auf der andern Seite ſteht ein Haufe Unterdrücker: die Großfürſten, die Miniſter, Trepow, Pobjedonoſtzew, die mandſchuriſchen Generale, die vor den Japanern flohen, aber den Mut fanden, Moskau, Odeſſa und Tſchita zu beſchießen, die Landhauptleute, die Polizei, die Spione und das ganze ſchwarze Hundert. Sie rechnen auf eure Stärke, um das ruſſiſche Volk niederzutreten. Werdet ihr wirklich auf das Volk ſchießen? ſein Blut vergießen und mit euern Bajonetten die Bruſt des Volkes durchbohren? Erinnert euch doch, daß ihr Söhne von Bauern, alſo Kinder des ruſſiſchen Volkes ſeid. Gleichzeitig erheben ſich in euerm Heimatdorf eure eignen zurückgebliebnen Brüder und verlangen Land und Freiheit. Die Regierung aber ſchickt Soldaten aus andern Gegenden, um auf jene zu ſchießen und ſie niederzuhauen. Wozu wollt ihr die Regierung verteidigen? Lebt ihr denn gut? Seid ihr denn nicht ſelbſt unterdrückt? Ihr werdet ſogar ärger unterdrückt als alle andern! Als Burſchen leiſtet ihr den Offizieren Sklavendienſte! Für jedes mutige Wort werdet ihr gequält! man verſchickt euch zur Zwangsarbeit, man erſchießt euch! Wir, die Vertreter des Volkes, wollten eure Lage beſſern, wir wollten ein Geſetz ſchaffen, wodurch der Militärdienſt auf zwei Jahre herabgeſetzt, der Dienſt als Offiziersburſche völlig aufgehoben werden ſollte, den Soldaten ein monatlicher Lohn ausgezahlt und jegliche Bedrückung der Soldaten durch die Vorgeſetzten ſtreng verboten wird. Wir wollten das Los der Soldaten beſſern, wie überhaupt das Los des geſamten arbeitenden Volkes. Da eilte die Regierung, die Reichsduma auseinanderzujagen.

Soldaten und Matroſen! Wir, die geſetzmäßig gewählten Vertreter des Bauernſtandes und der Arbeiter, teilen euch mit: Jetzt, ohne Reichsduma, iſt die Regierung ungeſetzlich, und ihre Erlaſſe haben keine Geſetzeskraft. Wir fordern euch auf, der ungeſetzlichen Regierung den Gehorſam zu kündigen und euch zuſammen mit uns und mit dem ganzen Volke gegen ſie erheben! Ihr habt geſchworen, das Vaterland zu verteidigen. Euer Vaterland das ſind die ruſſiſchen Städte und Dörfer und das ganze ruſſiſche Volk! verteidigt es, und ſteht mit ihm für Land und Freiheit! Jeder, der auf das Volk ſchießt, iſt ein Verbrecher, Verräter und Feind des Volkes! Denen, die auf das Volk ſchießen werden, tun wir im Auftrage der Brüder und der Väter kund, daß für ſie kein Wiederſehen mit ihren Heimatdörfern möglich iſt, und daß auf ihnen der Fluch des Volkes laſten wird.

Die Regierung hat mit dem öſterreichiſchen und dem deutſchen Kaiſer Unterhandlungen angeknüpft; deutſche Truppen ſind bereit, in unſer Land einzufallen und die dem Volk längſt überdrüſſige Regierung zu verteidigen — mit fremder Waffengewalt. Wir erklären die Regierung für ſolche Unterhandlungen als ſchuldig des Hochverrats, wodurch ſie ſich außerhalb des Geſetzes ſtellt.

Digitized by Google

Soldaten und Matroſen! Es iſt eure heilige Pflicht, das ruſſiſche Volk von dieſer verräteriſchen Regierung zu befreien und die gewählten Vertreter des Volkes zu verteidigen. Jeder, der ſein Leben in dieſem heiligen Kriege opfert, iſt nie welkenden Ruhmes ſicher, und das ruſſiſche Volk wird ſein Andenken ehren. Darum mutig für die Heimat, das Volk für Land und Freiheit — in den Kampf gegen die verbrecheriſche Regierung! in dieſem Kampf werden die Erwählten des Volkes mit euch ſein.

Das Vereinigte Komitee der Arbeitsgruppe und der ſozialdemokratiſchen Fraktion der Reichsduma.

St. Petersburg, den 12. (25.) Juli 1906.

Dieſes Manifeſt erſchien anonym. Es hatte in Verbindung mit örtlichen Verhältniſſen die Militäraufſtände in Kronſtadt und Sweaborg zur Folge ſowie das furchtbare Attentat auf den Miniſterpräſidenten. Wie wenig aber den Meuterern ſelbſt an der Politik lag, geht daraus hervor, daß ſie ſich bei den einzelnen Überfällen auf die Offiziere rühmten, nach ihnen kämen die Kaufleute in der Stadt dran — denen würde ihr Geld abgenommen werden, und dann würden ſie, die Matroſen, gut leben. Von irgendeiner politiſchen Begeiſterung war nirgends etwas zu bemerken — um ſo mehr aber Raub- und Mordluſt.

Aber dieſe äußern Vorgänge intereſſieren uns nicht. Wichtiger ſcheint es uns, feſtzuhalten, wie ſehr aus einem Guß die beiden Manifeſte hergeſtellt ſind. Zunächſt wird in beiden wider beſſeres Wiſſen die Behauptung aufgeſtellt, die Auflöſung der Duma ſei nur eine Vorſtufe zur Aufhebung der Konſtitution überhaupt. Die Bekräftigung des Zaren in ſeinem Manifeſt vom 8. Juli, daß die die Konſtitution einführende Geſetzgebung erhalten bleiben ſoll, wird als Lüge hingeſtellt und dieſe Auffaſſung im Volke verbreitet. Aus dieſem Zuſammenhang geht hervor, daß den Kadetten nur wenig an einer friedlichen Erneuerung Rußlands lag, daß ſie, vielleicht unbewußt, Mittel anwandten, die den Zuſammenbruch des Reiches beſchleunigen mußten. Wäre ihr Sinnen wirklich vor allem auf eine friedliche Entwicklung gerichtet geweſen, dann mußte der an ſich durchaus berechtigte Appell an die Wähler zunächſt auffordern, ruhig zu bleiben. Dann mußten die Prinzipien der Agrarreform klargelegt und die Urſachen der Auflöſung dargeſtellt werden. Ohne ſich etwas zu vergeben, hätten die Kadetten es ſehr wohl auf ein Plebiszit ankommen laſſen können — wenn ſie nur ihrer Sache, das heißt der Dauerhaftigkeit ihrer Ideale ſicher geweſen wären. Tatſächlich können ihre Ideale aber nicht haltbar ſein. Ein von religiöſen und nationalen Anſchauungen entkleideter Materialismus, wie er in dem durchaus ſozialiſtiſchen Programm der konſtitutionellen Demokraten zum Ausdruck kommt, kann vielleicht bei abſterbenden, nicht aber bei jungen, werdenden Völkern Wurzel faſſen. Denn dieſer Materialismus kultiviert nur die tieriſchen Inſtinkte im Menſchen — ohne Ausnutzung der Eigenſchaften, die ihn über das Säugetier hinausheben. Die Ruſſen aber ſind ein werdendes Volk!

Wo der Mittelpunkt der moraliſchen Kräfte des ruſſiſchen Volkes tatſächlich liegt, hat ſich auch bei dieſer Gelegenheit gezeigt: bei den national empfindenden

Digitized by Google

liberalen Slawjanophilen. Auch ſie haben durch ihre Vertreter Graf P. A. Heyden, M. A. Stachowitſch und Fürſt N. N. Lwow einen Aufruf an ihre Wähler gerichtet, aber mit einer Mahnung zur Ruhe und mit der Aufforderung, durch die Wahlen die Fehler der frühern Duma wieder auszugleichen. Sie weiſen ausdrücklich auf das Recht des Monarchen hin, die Duma aufzulöſen, und ſie unterſtreichen, daß auch das alte Miniſterium, das den Volksvertretern nicht geholfen hatte, ſie vielmehr behinderte, entlaſſen und durch neue Männer erſetzt worden ſei. (Wochenblatt der K.-D., Nr. 20, S. 1280.)

Ebenſo loyal und vernünftig ſind die ebenfalls national empfindenden Polen aus Litauen und Weißrußland vorgegangen, mit Biſchof von Roop und Fürſt Drutzkoj-Ljubetzkoj an der Spitze. Sie unterſtreichen das kaiſerliche Verſprechen, daß an der Konſtitution nicht gerührt werden ſoll; ſie gemahnen, Frieden zu halten und ſich auf die kommenden Wahlen vorzubereiten. (Wochenblatt Nr. 22, S. 1326.)

Ebenſo wie dieſe nationalfühlenden Kreiſe hätten auch die konſtitutionellen Demokraten es ihren Wählern überlaſſen ſollen, ob ſie bei den nächſten Wahlen für oder gegen den Agrarreformentwurf eintreten wollen! Gegen einen dergeſtalt abgefaßten Aufruf hätte keine Regierung etwas einwenden können, und P. A. Stolypin hätte nicht das Recht bekommen, die Kadetten als Revolutionäre zu brandmarken und zu behandeln. In Frieden hätten ſich die Kadetten der Propaganda für ihren Entwurf wie überhaupt für ihre politiſchen Ideale zuwenden können und brauchten nicht einen Verluſt von 96 Parlamentariern zu beklagen, die nun wegen des Wiborger Aufrufs die Wahlberechtigung verloren haben. Man braucht dieſe Strafe nicht als zuläſſig anzuerkennen und wird doch zugeben müſſen, daß ſie auf Grund der vorhandnen Geſetze mit logiſcher Unerbittlichkeit dem Wiborger Aufruf auf dem Fuße folgen mußte. Eine Nichtanwendung dieſer Geſetze hieße die Autorität der Regierung untergraben und den Revolutionären die Möglichkeit geben, zu ſagen: „Die Regierung wagt uns nicht anzurühren — ergo iſt ſie ſchwach!“

* * *

In meinen drei Briefen (ſ. auch Nr. 42 und 46) habe ich verſucht, eine gedrängte Geſchichte der konſtitutionell-demokratiſchen Partei zu geben. Ich habe es vermieden, die politiſchen Ideale der Kadetten zu kritiſieren, mich vielmehr darauf beſchränkt, ihre Taktik zu zergliedern. Faſſe ich das abſchließende Urteil über ihre Tätigkeit zuſammen, dann bin ich genötigt, zu wiederholen: ihre Verdienſte um das ruſſiſche Volk liegen vor dem 17. Oktober 1905. Die eingeſchlagne Taktik war falſch trotz den rieſigen Wahlerfolgen im Frühling 1906. Seit dem Zuſammentritt der Duma haben nicht die Regierung, nicht eine kulturfeindliche Reaktion die Entwicklung Rußlands aufgehalten, ſondern vor allem das unkluge, charakterloſe Verhalten der Kadetten. Sie haben ſich in allen bedeutenden Fragen von den Sozialiſten ins Schlepptau nehmen laſſen. Rußland

Digitized by Google

aber iſt für den Materialismus der Sozialiſten noch nicht verbraucht genug. Ich ſtehe mit ſolchen Anſchauungen heute nicht mehr allein da. Kein geringerer als Fürſt Eugen Trubetzkoj ſchreibt zum Beiſpiel in Nr. 30 ſeines Moskowskij Jeſhenjedjelnik anläßlich einer Verurteilung der Duma wegen ihres Verhaltens zum politiſchen Mord: „Dieſe Tatſache zeigte, daß die Dumamehrheit nicht von ehrenhaften Idealen, ſondern von opportuniſtiſchen Ideen geleitet wurde. ...“

Die Radikalen haben die Feſſeln ſelbſt geſchmiedet, mit denen Rußland vielleicht wieder für kurze Zeit an den Pfahl einer ſelbſtherrlichen Bureaukratie gebunden werden wird! Einen großen Überſchuß an fortſchrittlich denkenden Männern, die nicht Sozialiſten ſind, hat Rußland nicht, und es beſteht die Gefahr, daß die kommenden Wahlen zerſtören, was die Kadetten als „Oswoboſhdjence“ vor 1905 geſchaffen haben. Die Zukunft Rußlands iſt heute durchaus noch nicht entſchieden. Bei den nächſten Wahlen werden Republikaner und Abſolutiſten hart aneinander geraten, und der Zar wird nicht nur mutige ſondern auch kluge Miniſter brauchen, wenn er ſich und ſein Land vor dem Ärgſten bewahren will. Gegenwärtig ſcheint P. A. Stolypin auf dem richtigen Wege zu ſein — hoffentlich gleitet er nicht in die Bahn der „Allruſſiſchen Männer“.

St. Petersburg, den 23. Oktober 1906

Deutſche Liebesbriefe

Julius Zeitler, der Verfaſſer mehrerer tüchtiger Werke aus dem Gebiete der Äſthetik und geſchmackvolle Überſetzer, hat im vorigen Jahre im eignen Verlag eine Sammlung „Deutſche Liebesbriefe aus neun Jahrhunderten“ herausgegeben. In einer „Einführung“ begründet er in überzeugender Weiſe die Berechtigung ſeines Unternehmens und erzählt, nach welchen Grundſätzen er dieſes „Archiv des Herzens“ angelegt hat. Muſtern wir einmal den bunten Inhalt!

Die erſten der mitgeteilten Epiſteln ſtammen aus dem zwölften Jahrhundert. In einem wohldisponierten Schreiben, das allerlei allgemeine Betrachtungen über Freundſchaft, Glauben und Treue enthält, ſucht die Liebende bei aller Ergebenheit (ſie ſchließt mit dem berühmten du bist mîn, ih bin dîn uſw.) dem Geliebten gegenüber ihren Standpunkt zu wahren. Die Ritter, vor denen ſie der Freund gewarnt hat, vermag ſie nicht ganz zu verſchmähen, denn ſie gelten ihr als Quelle und Urſprung aller Ehre. Der Empfänger macht ihr in ſeinem Antwortbrief deshalb Vorwürfe, die ſie dem Mißtrauiſchen in einem neuen Schreiben zurückgibt.

Hatte ſie dem Adreſſaten „alles, was fröhlich iſt, alles, was ſelig iſt“,

Digitized by Google

im Himmel und auf der Erde gewünſcht, ſo beziehen ſich die Wünſche, die im vierzehnten Jahrhundert der Myſtiker Heinrich von Nördlingen für Margareta Ebner, die Gottesbraut, hegt, nur auf die himmliſchen Regionen, auf die Fürbitte und die Hilfe Jeſu Chriſti, Mariä ſowie aller Engel und Heiligen. Im Gegenſatz zu dieſer faſt rein geiſtlichen Liebe, die ſeine Epiſteln an die Dominikanerin verraten, atmen einige Versbriefe aus derſelben Zeit recht weltliche Minne. Die Liebenden preiſen die körperlichen Reize der Auserkornen in allen Einzelheiten.

Es folgen ſchöne, wenn auch ſtiliſtiſch meiſt recht unbeholfne Zeugniſſe ehelicher Liebe aus dem fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert: Charitas Scheurl an ihren Gatten, einen Breslauer Kaufherrn, Kurfürſtin Anna von Brandenburg an ihren Gemahl Albrecht Achilles, Catharina Mulich, die Lübecker Patrizierstochter, in niederdeutſcher Mundart an ihren alder levesten Mattes, Luther an ſeine „hertzliebe“ Käte uſw. Steif und ſchwerfällig in der Form, aber rührend in ſeiner ſehnſuchtsvollen Innigkeit iſt der erſte Brief, den Balthaſar Paumgarten der Jüngere an ſeine Braut Magdalena Behaim nach der durch eine italieniſche Reiſe verurſachten Trennung ſchreibt, und ebenſo tief empfunden ihre Erwiderung. Der Herausgeber tat recht daran, uns Magdalena in einem ſpätern Brieflein auch als glückliche Ehefrau vorzuſtellen, die in einer Nachſchrift ihrem Gatten von den erſten Regungen eines Liebespfandes, das ſie unter dem Herzen trägt, berichtet, zugleich mit der Bitte, ihr Schreiben nicht offen liegen zu laſſen („ſchem mich ſunſt“). Dasſelbe Motiv wird in einem Briefe Hebbels an Eliſe Lenſing zart berührt, die dem Freunde geſchrieben hatte, es ſei ihr, als könne das werdende kleine Weſen ſchon bitten.

Unter den Dokumenten des ſiebzehnten Jahrhunderts ſind die vom Kurfürſten Carl Ludwig von der Pfalz an ſeine morganatiſche Gemahlin, die Raugräfin von Degenfeld, gerichteten Briefe hervorzuheben. „Weneriſche liebe und rechte freundſchaff zuſamen“ wird hier als die „perfecte Lieb“ proklamiert. Von dem durch Kleiſts Drama unſterblich gewordnen Prinzen Friedrich von Homburg iſt ein Kriegsbericht an ſeine „Allerliebſte Dicke“ aufgenommen worden. Die erſten Epiſteln der Anna Magdalena Wurm ſind noch durchaus konventionell und unterſcheiden ſich nicht viel von den dreihundertfünfzig Jahre früher geſchriebnen Heinrichs von Nördlingen. Erſt als ſie dem Freunde (Auguſt Hermann Francke) näher getreten iſt und ihn mit „Du“ anredet, ſchlägt ſie perſönlichere Töne an, wenn ſie auch da nicht auf den formelhaften bibliſchen Gruß verzichten mag. Ihr hübſches Bekenntnis „ich kann vor Liebe nicht mehr ſchreiben“ wird gleich darauf durch ein angehängtes „ſo denn auch aus Mangel der Zeit“ abgeſchwächt. Die Innigkeit ihrer Liebe tritt aber in einem Vermerk zutage, mit dem ſie ihr inhaltloſes Briefchen außen verſieht: „Der Herr Poſtmeiſter in Halle wird ſehr fleißig gebeten, dieſen Brief cito beſtellen zu laſſen, weil gar viel daran gelegen.“

Digitized by Google

Einen bedeutenden Fortſchritt erkennen wir in den Briefen der Louiſe Adelgunde Victorie Culmus. Nichts von der Schwerfälligkeit früherer Proben, die mehr oder weniger vom Kanzleiſtil beeinflußt ſind, iſt hier zu gewahren, keine Phraſen, keine Überſchwenglichkeiten! Mit ſicherer Ruhe ſpricht die Schreiberin über die Läſterungen, die andre, um ſie bei Gottſched anzuſchwärzen, gegen ſie erhoben haben; ſie macht nicht den geringſten Verſuch, dieſen dadurch, daß ſie ſich ihm in möglichſt günſtigem Lichte darſtellt, an ſich heranzuziehen, im Gegenteil, ſie ſucht ſich ſelbſt aller Vorzüge zu entkleiden. „Glauben Sie, ſchreibt ſie dem Freunde, daß ich Ihnen lieber meine guten Eigenſchaften (wenn ich deren beſäße) verheelen würde, als meine Fehler. Nach meiner Denkungsart wünſche ich geliebt zu ſeyn, ſo wie ich bin, und nicht, wie ich ſeyn ſollte.“ Ferner bittet ſie Gottſched: „Machen Sie Ihren Freunden kein gar zu reitzendes Bild von mir. Man verliert zu viel, wenn die Beſchreibung zu vorteilhaft gemacht iſt.“ Wie wenig Recht der Empfänger aber hatte, ſie einer „kaltſinnigen, gleichgültigen Liebe“ zu beſchuldigen, lehren ihre Worte: „oft wünſche ich, daß Sie mich weniger lieben möchten, als ich Sie liebe, um nicht ſo viel zu leiden, als ich leide“, und noch deutlicher ihre ſchöne Antwort auf ſeinen Werbebrief. Würdevoll tritt ſie aus ihrer Zurückhaltung heraus, bekennt freimütig ihre tiefe Neigung und verlobt ſich freudig dem langjährigen Freunde. Ein andres Schreiben zeigt ſie mit den Vorbereitungen zur Hochzeit beſchäftigt, zärtlich des Bräutigams harrend, und ein weiteres ſtammt aus den erſten Jahren ihrer Ehe, als der Gemahl ſie einer Reiſe halber auf kurze Zeit verlaſſen hatte. Die liebende Beſorgnis um den Fernen, die heiße Sehnſucht, die aus dieſen Zeilen ſpricht, erweckt in uns ein tiefes Mitleid mit der Schreiberin, wenn wir an die furchtbaren Enttäuſchungen denken, die ſie in ihrem Bunde mit Gottſched ſpäter erleben ſollte.

Ein andres Bild geben die Briefe von und an Klopſtock. Das erſte Schreiben des Meſſiasſängers iſt an ſeine Couſine Marie Chriſtine Schmidt, die er unter dem Namen Fanny beſang, gerichtet; es ſchließt mit dem Seufzer des unglücklich Liebenden: „o wenn ich doch nur ſchon von der Erde entfernt wäre.“ Maßlos wie ſein Schmerz iſt ſeine Freude. Als er zwei Jahre darauf an die „unausſprechlich ſüße“ Meta Moller ſchreibt, haßt er die Sprache, weil ſie zu arm ſei, ſeine Empfindungen auszudrücken. Während ſich andre Dichter durch die Liebe in ihrem Schaffen gefördert fühlen, beherrſcht ſie ihn ſo, daß ſie eher hemmend wirkt und ſeine Arbeit am Meſſias nur ſehr langſam fortſchreiten läßt. Ebenſo verſtiegen ſind die Briefe, die Klopſtock von Meta erhält. Nach der Abreiſe des Geliebten klagt ſie, ähnlich wie er bei einer andern Gelegenheit, ſie ſei noch „zu beklommen, um weinen zu können“ — als ginge es ohne Tränen nicht. Charakteriſtiſch iſt auch ihr feierliches Geſtändnis: „O Klopſtock, Sie ſind mir immer Ernſt noch liebenswürdiger als im Scherz, ob Sie mir gleich auch im Scherze unendlich liebenswürdig ſind.“

Demſelben Jahre, wie die Korreſpondenz dieſes Paares, 1752, entſtammt ein Brief Wielands an ſeine Couſine Sophie von Gutermann. Er iſt ebenfalls nicht frei von Überſchwang, hatte doch der junge Poet damals ſeine ſeraphiſche Periode noch nicht abgeſchloſſen. Bodmer nannte ihn um jene Zeit den „jüngeren, zweiten Klopſtock", und er ſelbſt kannte keinen größern Ehrgeiz, als dem vielbewunderten, frommen Dichter nachzuſtreben. Eine der hier abgedruckten Epiſteln enthält den Ausruf: „Warum bin ich doch kein ſo ſchöner Geiſt als Herr Klopſtock!" Trotz der leidenſchaftlichen Liebe, die er für ſeine „göttliche Freundin" empfand, hat er dieſe oft nicht wenig verletzt und gepeinigt. Ein andrer Brief aus dem Juni 1753, der kurz vor der Aufhebung der Verlobung geſchrieben iſt, als Wieland den Gegenſtand ſeiner Liebe wieder einmal durch Launen gekränkt hatte, zeugt von der äußerſten Zerknirſchung.

Sehr bezeichnend für den Geiſt der Zeit ſind die brieflichen Ergüſſe, mit denen die als „deutſche Sappho" gefeierte Karſchin den liebenswürdigen Gleim verfolgte. Ihre Tändeleien erregten ſogar dem überaus gutmütigen Halberſtädter Kanonikus Widerwillen, ſodaß er ſich bisweilen brüsk von ihr losriß. Nach einer ſolchen Szene bittet ſie ihn flehentlich: „laſſen Sie mir doch dieſe kleine Enthuſiäſterey in der Freundſchaft, die mir ſo ſüß iſt."

Drei Briefe gewähren uns einen Einblick in das Verhältnis zwiſchen Peſtalozzi und der mehr als ſechs Jahre ältern Anna Schultheß. Da haben wir ſeine bange Erklärung, ihre Ablehnung des Antrags und ſchließlich ihr nach langer Prüfungszeit geſchriebnes von tiefer Religioſität zeugendes Verlobungsſchreiben. Eine ähnliche Frömmigkeit finden wir bei einigen Adlichen ſpätrer Zeit.

Von Leſſings Briefwechſel mit Eva König gibt Zeitler aus den erſten Jahren Proben, die an Herzlichkeit trotz des ſteifen „Sie" nichts zu wünſchen übrig laſſen, aber im ganzen reizlos ſind. Weit mehr vermag die Korreſpondenz zu intereſſieren, die Herder mit ſeiner Braut führte, ungeachtet ihrer übertriebnen, uns heute unangenehmen Empfindſamkeit. Herder gab das Programm: „Unſre Briefe ſollen die Geſchichte unſres Herzens, unſrer Gedanken und unſres Beſtimmungskreiſes enthalten." So entſtanden die wunderſamen Liebesakten dieſer beiden edeln, aber komplizierten Menſchen, die teils durch eigne, teils durch fremde Schuld manchen Stürmen ausgeſetzt waren, ehe ſie endlich in den Hafen der Ehe einliefen.

Johann Heinrich Voß, deſſen Eheglück faſt ſprichwörtlich geworden iſt, ſehen wir durch fromme Briefe an ſeine Braut Erneſtine Boie vertreten, Anton Matthias Sprickmann durch gedankenreiche Epiſteln an Jenny von Voigts, geborne Möſer, mit der ihn eine ſchwärmeriſche Freundſchaft verband. Feurig ſchreibt der gefangne Schubart vom Asperg an ſeine Frau, deren treffliche Eigenſchaften er nicht müde wird zu preiſen: „wie ich nach Liebe dürſte, ſo dürſtet keiner." Mozart dagegen hat ſeiner Konſtanze, mit ſo zärtlichen Ge-

Digitized by Google

fühlen er auch ihrer gedenkt, oft ernſte Vorhaltungen wegen ihres unüberlegten Benehmens zu machen, und nicht nur während des Brautſtandes. Noch einer der ehelichen Briefe enthält die mahnende Bitte, nicht allein auf ihre und ſeine Ehre Rückſicht zu nehmen, ſondern auch auf den Schein. Drollig erzählt der Künſtler, was er mit dem auf Reiſen mitgeführten Porträt der Gattin beginnt. Wenn er es aus ſeinem „Arreſt“ herausnimmt, ſagt er: „grüß Dich Gott, Stanzerl! — grüß Dich Gott, Spitzbub. — Krallerballer — Spitzignas — Bagatellerl — ſchluck und druck!“ — und wenn er es wieder hineinlegen will, läßt er es nach und nach „herunterrutſchen“ und ruft dazu: „Nu — Nu — Nu — Nu!“ und bei dem letzten ſchnell: „Gute Nacht, Mauſerl, ſchlaf geſund!“ Übermütig ſchließt er einmal: „O stru! stri! ich küſſe und drück Dich 1095060437082 mal (hier kannſt Du Dich im Ausſprechen üben).“ In ſeltſamen Anreden an die Geliebte kann ein andrer großer Tonkünſtler mit ihm wetteifern: Weber („O Du garſtiger Mops“, „mein vielgeliebter Schneefuß“). Eine ganze Menagerie haben wir in den verſchiednen Titulaturen des Buches beiſammen: Turteltaube (Seite 1 und 12), Hirſchlein, Schäflein (Mörike), Pferd (Droſte — Schücking), Pinſcher (Hebbel) uſw. — Weit unter Konſtanze Mozart, die bei aller Leichtlebigkeit ihrem Manne eine treue Lebensgefährtin geweſen iſt, ſteht die folgende Briefſchreiberin, das „Schwabenmädel“ Eliſe Hahn, die als Bürgers Gattin den Reſt ſeines leidenreichen Daſeins vergiftet hat.

Einen reinen, ungetrübten Genuß gewähren wieder die Briefe aus Schillers Brautſtand. Als der Dichter nach mehr als anderthalbjähriger Bekanntſchaft um Lotte warb, durfte er unter der Begründung „Vortrefflichkeit der Seelen iſt ein ſchönes und ein unzerreiſſbares Band der Freundſchaft und der Liebe“ mit Recht prophezeien: „Unſre Freundſchaft und Liebe wird unzerreiſſbar und ewig ſeyn, wie die Gefühle, worauf wir ſie gründen.“ Sein aus Leipzig datiertes, höchſte Glückſeligkeit atmendes Schreiben vom Abend des 3. Auguſt 1789 kann dem „Lied an die Freude“ zur Seite geſtellt werden.

Schriftliche Liebesunterhaltungen Goethes mit einzelnen von den vielen Frauen und Mädchen, die durch ihn unſterblich geworden ſind, ſchließen ſich in ſtattlicher Reihe an. Auf die etwas elegiſchen Briefe an Kätchen Schönkopf, die der Kranke in Erinnerung an die Leipziger Zeit in Frankfurt ſchmiedete, folgen zwei anmutige an Friederike Brion, drei voll ſchmerzlicher Reſignation an Charlotte Buff, darunter die beiden Abſchiedsbilletts vom 10. und vom 11. September 1772, zwei ſtürmiſch bewegte an die ihm perſönlich unbekannte Gräfin Auguſte zu Stolberg, zu einer Zeit geſchrieben, wo ſeine Leidenſchaft für Lili Schönemann ihren Höhepunkt erreicht hatte, und ein Schreiben, das uns ſeine tiefe Neigung für Corona Schröter enthüllt. Gleicht ſchon die Mehrzahl dieſer Briefe lyriſchen Gedichten in Proſa, ſo läßt ſich das mit noch mehr Recht von denen behaupten, deren glückliche Empfängerin

Digitized by Google

Charlotte von Stein war. „Nichts Groß als das Natürliche“ äußert Goethe einmal der Geliebten gegenüber, und dieſe Anſchauung bekunden auch ſeine zahlreichen Briefe und Billetts an ſie. Nach der Lektüre der Proben aus der Empfindſamkeitsperiode wirkt der ſchlichte und doch ſo packende Gefühlsausdruck erfriſchend auf uns. Welches reiche Seelenleben offenbart ſich in den einfachen Worten des Dichters, welche Fülle von Freude, welche Tiefe des Leids! Er bat die Grazien, ſeiner Leidenſchaft die innere Güte zu geben und zu erhalten, aus der allein die Schönheit entſpringt — und ſie gewährten es. „Deine Liebe, ſo redet er Charlotte an, iſt mir wie der Morgen und Abendſtern, er geht nach der Sonne unter und vor der Sonne wieder auf. Ja, wie ein Geſtirn des Pols, das nie untergehend über unſerm Haupt einen ewig lebendigen Kranz flicht. Ich bete, daß es mir auf der Bahn des Lebens die Götter nie verdunkeln mögen.“ Dieſes Gebet fand bekanntlich keine Erhörung. Eine Trübung des Verhältniſſes zeigen ſchon Goethes Briefe aus Italien, und eine Beſieglung des Bruchs bedeutet ſein Schreiben vom 1. Juni 1789. Chriſtiane Vulpius, deren Gewiſſensehe mit dem Dichter den höchſten Zorn der Frau von Stein erregt hatte, erſcheint ebenfalls als Adreſſatin Goethiſcher Briefe in Zeitlers Sammlung. So ſehr ſich die „liebe Kleine“, wie Goethe ſie nannte, von der einſt angebeteten Lida unterſcheidet, ſo ſehr unterſcheiden ſich die ſchriftlichen Äußerungen, die beide von dem Geliebten erhielten. Die an die vielgeläſterte Chriſtiane gerichteten atmen nicht jenes erhabne, dumpfe, qualenvolle, ſondern ein einfaches, inniges häusliches Liebesglück.

Hölderlins Briefwechſel mit Luiſe Naſt lenkt unſre Gedanken auf Klopſtock zurück. Ein Schreiben der Braut entpreßt dem weichen Dichter „Tränen der innigſten Freude“, der Abſchied von ihr „Tränen des bitterſten Schmerzes“. Ein Satz wie „auch dieſes Sehnen iſt Wonne Deinem Jüngling“ könnte ebenſo gut aus der Feder des Meſſiasſängers gefloſſen ſein; mit ihm teilen die Liebenden die Klagen darüber, daß ſie für ihre Seligkeit keinen adäquaten Ausdruck finden können („der Buchſtabe iſt eben Buchſtabe“), und auch Luiſens Frömmigkeit ſcheint mir der Klopſtockſchen verwandt zu ſein. Während ihre Briefe zu unſerm Gemüte ſprechen, erregen die eines andern Weibes, das ebenfalls in Hölderlins Leben hineinragt, nur ein pathologiſches Intereſſe; ich meine jene krankhaft verzerrten Ergüſſe, mit denen Charlotte von Kalb Jean Paul bedachte. Geſünder, wenn auch nicht weniger leidenſchaftlich ſind die Briefe, die der Dichter des Titan von ſeiner Gattin Caroline empfing. Eines Lächelns können wir uns freilich nicht erwehren, wenn wir leſen, wie dieſe ihrem „Göttlichſten Einzigen“ gleich nach deſſen Abreiſe ſchreibt, ſie habe ſein Schnupftuch mit in ihr Zimmer hinübergenommen: „es hatte noch einige Wärme von Dir“ (!). In einer Nachſchrift nennt ſie ihn einmal wenig geſchmackvoll „meine Puppe“, und als ſie ein Schreiben von dem Gatten erhalten hat, dankt ſie ganz in deſſen Stile für ſein „hohes“ Blatt. Die

Digitized by Google

Eiferſucht ſpielt auch in dieſem Verhältnis eine Rolle; Frau Caroline Richter hatte ſo manchesmal Grund, über den teuern Gemahl zu klagen, der ſich in vertrauliche Tändeleien mit jungen Mädchen einließ und ſie „ſtundenlang“ küßte.

In einen ſeltſam qualvollen Brautſtand ſchauen wir in den Briefen Heinrichs von Kleiſt an Wilhelmine von Zenge, und es bleibt unverſtändlich, wie man auf Grund dieſer Dokumente Kleiſt als Opfer der Treuloſigkeit ſeiner Braut hinſtellen und Wilhelmine für alles Unglück des Dichters verantwortlich machen konnte. Biedermann, der Herausgeber der Briefe, hat mit Recht für ſie Partei ergriffen. Andrerſeits darf man den pedantiſch belehrenden Ton, den Kleiſt ſeiner Braut gegenüber anſchlägt, und der in dieſer Sammlung von Liebesbriefen einzig daſteht (wenn wir von Moltkes weit beſcheidnerm und durch den großen Altersunterſchied zwiſchen ihm und ſeiner Erwählten berechtigterm Schulmeiſtern abſehen), nicht aus Mangel an wahrer Liebe erklären.

Ein andres Paar, das unſer Intereſſe in hohem Maße in Anſpruch nimmt, iſt Schelling und Caroline Schlegel. „Du biſt nun“, ſchreibt Caroline 1801 an den um zwölf Jahre jüngern, „meines Kindes Bruder, ich gebe Dir dieſen heiligen Segen. Es iſt fortan ein Verbrechen, wenn wir uns etwas anders ſeyn wollten“, und „Nimm unſer wunderbares Bündnis, wie es iſt, jammre nicht mehr über das, was es nicht ſeyn konnte.“ Sie erkennt freilich an, daß ihm die Reſignation ſchwerer werden müſſe als ihr: „So wie du in das Bewußtſeyn trateſt, waren Deine Forderungen an das Schickſal die eines Herrſchers, recht beſtimmt, von keiner Einſchränkung wiſſend.“ So kam es denn auch nicht zum Verzicht; zwei Jahre darauf wurde die geiſtvolle Frau, nachdem ſie von Wilhelm Schlegel gerichtlich geſchieden war, Schellings Gattin.

Unbefriedigt blieben dagegen die Wünſche der Dichterin Caroline von Günderode, deren Andenken kürzlich bei der hundertſten Wiederkehr ihres Todestages erneuert worden iſt. Zeitler hat einen äußerſt charakteriſtiſchen wolluſttrunknen Brief, den ihr Clemens Brentano widmete, und ihre Korreſpondenz mit dem Heidelberger Profeſſor Friedrich Creuzer, mit dem ſie eine unglückliche Liebe verband, aufgenommen. Creuzer, der mit einer dreizehn Jahre ältern Frau verheiratet war, wollte ſich von dieſer ſcheiden laſſen, um die Günderode heiraten zu können, und hegte den abenteuerlichen Gedanken, die erſte Gattin als Mutter, als Führerin in ſein neues Hausweſen aufzunehmen! Es kam weder zu dem einen noch zu dem andern. Creuzer reſignierte, und die Dichterin ging in den Tod.

Auch in das Herzensleben zweier Jüdinnen, die unter den Frauengeſtalten der Romantik eine hervorragende Stellung einnehmen, gewährt der Herausgeber Einblick. Rahel Levin, der in die Seele gelegt war, was Natur und Umſtände ihr für das Geſicht verſagt hatten, tritt als Liebende und Geliebte

vor uns auf. Wir werden nacheinander in ihre Beziehungen zu dem Schwächling Finckenſtein, zu Bokelmann, Urquijo und dem jungen Varnhagen eingeweiht. Als ſie den letzten gefunden, ſchreibt ſie: „Ja! lieber, guter Junge, ich fühl's; noch nie war ich ſo mit einem würdigen Aechten vertraut! O! wie iſt das anders, wie befeſtigt das das Herz!“ Obwohl der Altersunterſchied in dieſem Falle vierzehn Jahre betrug, iſt die Ehe der beiden bekanntlich ſehr glücklich geworden. Henriette Herz erſcheint, von dem jungen Börne mit verzehrender Glut angebetet und freundſchaftlich verehrt von dem edeln Schleiermacher, deſſen Verhältnis zu Eleonore Grunow*) und ſeiner ſpätern Lebensgefährtin, Henriette von Willich, ebenfalls Berückſichtigung gefunden hat. Die mitgeteilten Briefe, die zwiſchen Schleiermacher und ſeiner „töchterlichen“ Braut und Gattin (er zählte beinahe doppelt ſo viel Jahre als ſie) gewechſelt wurden, gehören zu den anziehendſten des ganzen Buches.

Es folgt Bettina Hand in Hand mit Beethoven und Goethe. Die Epiſteln des großen Tonkünſtlers an die junge Brentano laſſen uns ahnen, was für eine Anziehungskraft ſie gehabt haben muß. „Kein ſchönerer Frühling als der heurige, ſchreibt Beethoven 1810, da ich Ihre Bekanntſchaft gemacht habe.“ Sein Mißmut ſchwindet vor Bettinas Anblick: „Ich hab es gleich weg gehabt, daß Sie aus einer andern Welt ſind, als aus dieſer abſurden.“ Der durch ſeine Taubheit ſchon damals mißtrauiſch und menſchenfeindlich gewordne Künſtler faßte eine wahre Leidenſchaft für das temperamentvolle Mädchen mit dem großen, geſcheiten Blick, die ſo verſtändnisvoll mit ihm zu plaudern wußte. In ſeinen Briefen geht er von dem „Sie“ öfter zum „Du“ über, ja er zitiert bedeutungsvoll:

Herz, mein Herz, was ſoll das geben,
Was bedränget dich ſo ſehr;
Welch ein neues fremdes Leben,
Ich erkenne dich nicht mehr

und fügt hinzu: „Ja, antworten Sie mir hierauf, ſchreiben Sie mir, was es geben ſoll mit mir, ſeit mein Herz ſolch ein Rebeller geworden iſt.“ Und als Bettina mit Arnim vor den Altar getreten iſt, tröſtet ſich der Meiſter mit dem ſchönen Wort: „Geiſter können einander auch lieben, ich werde immer um den Ihrigen werben, Ihr Beifall iſt mir am liebſten auf der Welt.“ Im Hinblick auf Goethe aber ſchreibt er: „Gott! hätte ich eine ſolche Zeit mit Ihnen haben können, wie der, das glauben Sie mir, ich hätte noch viel mehr Großes hervorgebracht.“ Aus Goethes Briefwechſel mit dem „Kinde“ hat Zeitler einige köſtliche Proben gegeben, die ganz der Geiſt der Natur beherrſcht.

*) Warum ſetzt der Herausgeber nur den Anfangsbuchſtaben ihres Namens?

Beachtung verdienen auch die Briefe, die zu ſchwerer Zeit zwiſchen Carl von Clauſewitz und ſeiner Braut gewechſelt worden ſind. Dieſe berichtet das Wort einer preußiſchen Prinzeſſin: „Wie ſonderbar, daß es noch Menſchen geben kann, Thoren möchte ich ſie beinahe nennen oder vielmehr unglücklich geleitete, welche nicht einſehen, daß Liebe das einzige wahre Gute in der Welt iſt, daß wir nur darum leben, uns nur darum Unſterblichkeit verſprechen können, und uns nur darum ein Himmel reizen kann, und daß er nur daraus gebildet ſein kann. Wir wollen ſie bedauern, ſie ſind die Unglücklicheren.“ Werther und Lotte werden zitiert, auch Max und Thekla. (Kleiſt hatte den „Wallenſtein“ ſchon 1800 ſeiner Wilhelmine mit den Worten geſandt: „Alles, was Max Piccolomini ſagt, möge, wenn es einige Ähnlichkeit hat, für mich gelten, alles, was Thekla ſagt, ſoll, wenn es einige Ähnlichkeit hat, für Dich gelten.“)

Juſtinus Kerners Liebesbriefe ſind, wie die Mehrzahl ſeiner Gedichte, von ſüßer Wehmut erfüllt. Tiefer Ernſt ſpricht auch aus denen, die uns von Wilhelm von Humboldt mitgeteilt werden. „Ich möchte Dir, redet er die Freundin Johanna Motherby an, heiter und leicht ſchreiben, um Dich froh und heiter zu machen. Aber es will mir nicht gelingen.“ Tändelnd ſind die Epiſteln gehalten, die dieſelbe Frau von dem wackern Kämpen E. M. Arndt empfing. Anreden wie „kleine Lieblingin“, „liebſtes Seelchen“, „kleines flatterndes Täubchen“ klingen aus ſeinem Munde ſeltſam. Karl Maria von Weber dürfen wir im herbſten Schmerz und im ſchelmiſchſten Übermut beobachten.

Die jugendliche Glut in den Ergießungen Waiblingers, Raimunds Gebet an die Jungfrau Maria, unter deren Bilde er ſich ohne prieſterlichen Segen mit der Geliebten vermählt, die Liebestragödie der Charlotte Stieglitz, deren Glück wir bis zum Höhepunkte ſteigen, ſich verdüſtern und ſo grauſam mit ihrem freiwilligen Tode enden ſehen, alles das feſſelt den Leſer nicht wenig.

Vom feinſten pſychologiſchen und teilweiſe auch poetiſchen Reiz ſind die Briefe Mörikes, einen grellen Mißklang dagegen geben die ſich anſchließenden Blätter von Grabbes Hand. Der Herausgeber hätte hier übrigens, namentlich im Hinblick auf das im Anhang abgedruckte Schreiben an Immermann, nicht ungeſagt laſſen dürfen, daß Grabbes Behauptungen, ſoweit ſie ſeine Frau betreffen, mit Vorſicht aufzunehmen ſind. Immermann wenigſtens erklärte, Grabbes Anſprüche an das Vermögen ſeiner Gattin ſeien einer fixen Idee entſprungen.*)

Von Immermann ſelbſt ſind einige ſchöne Briefe aufgenommen worden, die von ſeinem ſpäten Liebesglück ergreifende Kunde geben. Wie Schleiermacher ſeiner Henriette gegenüber empfand der Dichter des „Münchhauſen“

*) Vgl. meinen Aufſatz in der Sonntagsbeilage der Voſſiſchen Zeitung vom 13. November 1904.

Digitized by Google

in dem Herzensbunde mit der jungen Marianne Niemeyer*) neben der ganzen Glut des Liebenden doch auch etwas von der uneigennützigen Zärtlichkeit des Vaters. Er charakteriſiert ſeine Liebe als eine einfache, offne, fromme, als eine Liebe, die das Herz ruhig, ſicher und ſtark macht.

Grillparzers wunderliches Verhältnis zu ſeiner „ewigen“ Braut Katharina Fröhlich hat Berückſichtigung gefunden, ebenſo das leidenſchaftliche Liebesleben des unglücklichen Lenau; Anzengruber reiht ſich mit einem erfolglos gebliebnen Werbeſchreiben an. Die friſchen Bismarckbriefe ſind gut ausgewählt, auch iſt es mit Freude zu begrüßen, daß Zeitler einen der größten Briefſchreiber der Neuzeit, Theodor Fontane, nicht übergangen hat, obwohl wir eigentliche Liebesbriefe von ihm nicht haben. Aus der merkwürdigen Korreſpondenz zwiſchen Annette von Droſte und Levin Schücking dagegen hätten charakteriſtiſchere Proben gegeben werden können.

Zu den bedeutendſten Briefen des Buches rechne ich die Hebbelſchen. Gewaltig greifen ſeine an Eliſe Lenſing gerichteten Worte ans Herz. Wenige haben die Einheit von Mann und Weib, die Heinrich Stieglitz nach der Brautnacht in die Worte kleidet: „Nicht mehr Du dann, wie Ich nicht Ich mehr. Du biſt Ich und Ich bin Du, und eins im andern ewig“ ſo tief empfunden wie er. Von keinem Dichter der Welt will er als Dichter das Geringſte entlehnen, nur von Eliſe, deren Briefe ſo voll von ſtammelnder Poeſie ſind, daß er einer Dichterſeele ins Auge zu ſchauen glaubt: „Deine Edelſteine und Kleinodien werde ich immer gern, ja mit Stolz, in das Gold meiner Form faſſen, und warum? weil Du durchaus zu meinem Weſen gehörſt, weil zwiſchen uns gar keine Gränzen beſtehen.“ Und vor ſeiner Gattin Chriſtine begründet Hebbel den Umſtand, daß er ſo ſelten ein Gedicht auf ſie ſchreibe, mit den Worten: „Auch habe ich perſönlich ein Gefühl dabei, als ob ich auf mich ſelbſt dichtete.“

Richard Wagner, der Schöpfer einer unſrer erhabenſten Liebestragödien, des „Triſtan“, kommt ſchließlich mit einzelnen Briefen an Mathilde Weſendonck zu Worte.

Nicht alle der in Zeitlers Sammlung vertretnen Korreſpondenten und Korreſpondentinnen ſind von mir genannt worden. Sie haben auch keineswegs alle ein talent épistolaire, nicht einmal alle wiſſen etwas Perſönliches zu ſagen, und man wird mit dem Herausgeber über die Aufnahme dieſes und das Fehlen jenes Stückes rechten können, ohne deshalb ſein Verdienſt zu verkleinern. Für die erſten Jahrhunderte ſchloß ſich Zeitler bei der Auswahl einem ſo bewährten Führer wie Steinhauſen (Geſchichte des deutſchen Briefs) an, wurde aber immer ſelbſtändiger, je mehr er ſich der Gegenwart näherte. Wir bewundern ſeinen Fleiß, ſeine Beleſenheit und ſind der Anſicht, daß dem gegenüber einzelne Irrtümer und ſchiefe Urteile in dem erläuternden Anhang

*) Den Familiennamen verſchweigt Zeitler ohne Grund.

Digitized by Google

wenig ins Gewicht fallen. Wir beglückwünſchen ihn aber namentlich zu dem Gedanken, der ihn das ſchön ausgeſtattete, bei Poeſchel und Trepte gedruckte Buch ſchaffen hieß. Da es vieles bringt, wird es jedem etwas bringen, und niemand kann dieſe Sammlung intimer, niemals für den Druck beſtimmter Dokumente unbefriedigt aus der Hand legen. **Werner Deetjen**

Literariſche Rundſchau

Zwei wackre Poeten hatten wir in den letzten Wochen als Tote zu beklagen: den bei Berlin heimiſch gewordnen Mecklenburger Heinrich Seidel und den Öſterreicher J. J. David. Aus den Nekrologen, die ihnen ertönen, war eine für unſer literariſches Leben erfreuliche Tatſache zu entnehmen: man wirft nicht mehr ſo viel mit Schlagwörtern um ſich wie früher; man hat keinen Grund mehr, ſich über verſchiedne „Richtungen" und „Bewegungen" aufzuregen, iſt des langen Haders müde und beginnt ſich mit der Verſenkung in den Einzelnen und ſeine Werke an ſich lieber zu befaſſen als mit dem Streit und der Abgrenzungsſucht früherer Tage. Darüber geht denn auch das Schlagwort von der Heimatkunſt zu Grabe, und ich bin deſſen froh. Denn (ich habe das in dieſen Blättern ſchon ausgeſprochen) kein andres hat ſo irreführend gewirkt, keins war ſo überflüſſig und hat der niemals goldnen Mittelmäßigkeit ſo viel Siege erfechten helfen wie dies. Mit Recht hat ſich Adolf Bartels dagegen gewehrt, daß man ihm zuſchob, er habe die Heimatkunſt als die Erlöſung und das Ziel der neuſten deutſchen Dichtung erſtrebt und geprieſen; er hat vielmehr immer große Kunſt im Anſchluß an die Realiſten der fünfziger und ſechziger Jahre gewollt. Aber die unheilvolle Macht des Schlagworts hat er in der Tat auch an ſich erfahren. Gerade die Kunſt, richtig zu gruppieren — ſonſt ſeine ſtärkſte Seite —, verſagt ihm in dieſem Umkreis, und er wird die betreffenden Seiten ſeiner Literaturgeſchichte einmal umarbeiten und die nach ſeinem eignen Zugeſtändnis techniſch (ich würde ſagen: äſthetiſch) oft weit auseinander ſtehenden „Heimatkünſtler" zum großen Teil anders zuſammenſtellen und unterbringen müſſen.

Warum hat dieſer Ruf „Heimatkunſt" ſo verwirrend gewirkt, viel verwirrender als der Naturalismus? Aus verſchiednen Gründen. Der Naturalismus — um den Vergleich durchzuführen — war eine klare und neue Bewegung. Es hatte hie und da ſchon früher ſeit dem „Sturm und Drang" naturaliſtiſche Anſätze in Deutſchland gegeben, aber doch wohl nur einen naturaliſtiſchen Dichter von Bedeutung, nämlich Jeremias Gotthelf, und der war (und iſt) der Nation noch nicht zum Bewußtſein gekommen. Sonſt hatten wir in der naturaliſtiſchen Bewegung wirklich, nach Fontanes Wort, „im eigentlichen

Digitized by Google

Sinne Neuland". Anders die „Heimatkunſt". Sie hatte es immer und innerhalb aller literariſchen Lager gegeben. Von den Mitgliedern der Chriſtlich-Deutſchen Tiſchgeſellſchaft bis zu denen des Vereins „Durch", der drei Menſchenalter ſpäter in demſelben Berlin junge Schriftſteller vereinte, finden wir immer wieder Dichter, die ihrer Werke innerſten Gehalt und tiefſte Stimmung dem Zuſammenhang mit dem Boden der engern Heimat und dem Zuſammenklang mit ihrem Volkstum danken, denn ſo und nicht allein in der Darſtellung des geſchloſſenen heimatlichen Schauplatzes wird die Heimatkunſt zu definieren ſein. Die Bewegung aber hatte weder äſthetiſche noch überhaupt andre als geographiſche Grenzen. Man warf ſchließlich alles in einen Topf, und als gar der „Jörn Uhl" erſchienen war und den unerhörten Erfolg gehabt hatte, brauchte jemand nur irgendeinen marlitthaften Bauernjungen recht breit auszumalen und konnte als achtbarer Heimatkünſtler gelten. Der ganze Vorgang erinnerte in geradezu amüſanter Weiſe an die Erſcheinungen, die der Erfolg Auerbachs hervorrief, eines Dichters, den man merkwürdigerweiſe unter den geiſtigen Nährvätern Frenſſens meiſt überſehen hat. „Zahlreiche Nachahmer, berichtet Treitſchke (Deutſche Geſchichte V, S. 386), die ſehr bald in Manier verfielen, bemächtigten ſich ſogleich der neu entdeckten Dorfwelt; aus allen dunkeln Winkeln deutſcher Erde, aus Oberſchleſien und aus dem Ries, ſtieg in den nächſten zehn Jahren ein Geſchlecht von Tölpeln und Rüpeln empor, und je roher, je plumper dieſe Bauern es trieben, deſto lauter wurden ſie bewundert als aus dem Leben gegriffne Geſtalten, deſto lebhafter reizten ſie das ſtoffliche, ethnographiſche Intereſſe der Leſewelt." Nur daß diesmal die von Treitſchke für jene Periode feſtgeſtellten guten Wirkungen faſt völlig ausblieben. Denn was heute im Roman und der Novelle friſch, echt und zukunftskräftig erſcheint, iſt nicht von dieſer Heimatkunſt, ſondern wirklich von den nie genug geprieſnen Meiſtern des ſilbernen Zeitalters, von Ludwig, Raabe, Keller, Heyſe und andern ihrer Altersgenoſſen ausgegangen. Schließlich aber, und das war vielleicht das am meiſten Bezeichnende, iſt das beſte Buch neuerer Heimatkunſt geſchrieben worden, ehe man an die neue Tendenz dachte, mitten in den Anfängen des Naturalismus. Es hieß „Frau Sorge", fand noch Guſtav Freytags bewunderndes Verſtändnis und ſtammte von Hermann Sudermann.

Gerade in der Heimatkunſt, die doch nach dem Lärm die Stille bedeuten ſollte, hat man uns mit wahrem Korybantengeſchrei die Ohren taub gemacht — ob der Sang von Berlin oder von wo anders ausging, bleibt für unſer Trommelfell gleich. Nun ſich die Waſſer verlaufen haben, iſt es nicht allzu viel, was ſtandhält und bleibt. Zu dieſem Wenigen rechne ich vor andern die Erzählungen des Schleswig-Holſteiners Timm Kröger. Timm Kröger gehört zu den ganz ſeltnen Naturen, die keine Zeile ſchreiben können, die nicht poetiſche Stimmung gibt, weil jedes Wort poetiſcher Stimmung entſpringt. Und dieſe Stimmung iſt bei ihm gekettet an den Mutterboden Holſteins. „Heimkehr" nennt er ein neu erſchienenes Skizzenbuch (Hamburg, Alfred Janſſen),

Digitized by Google

und ſo könnte der ſchon in Jahren ſtehende eigentlich ſein ganzes Lebenswerk benamſen. Die zarte Unaufdringlichkeit und dabei die volle Gegenſtändlichkeit ſeiner Darſtellung ſind Kröger auch in dieſem Bande treu geblieben. Dieſe „Skizzen aus einem Leben“ geben wirkliches Leben, das immer wieder an der Bruſt der Natur ruht und deshalb immer blutvoll, nie papieren vor uns ſeine Straße geht. Man möchte die Feinheit dieſer Stimmungen nicht durch rauhes Befaſſen ſtören, nicht durch zu viel Zerlegung den Eindruck beeinträchtigen der oft durch bloße Andeutung, wie durch einen leiſen Stoß mit dem Finger heraufgezaubert wird. Wie erlebt Kröger die Natur! Wie weiß ſeine merkwürdige Sprache — bald fließend, bald gehackt — ihr nachzukommen! Und wenn die Kreatur oder das Hausgerät an der Unterhaltung teilnehmen, wirds gar warm und heimelig (in der alten, verkannten Bedeutung des Worts). In der Dämmerſtunde ſollte man Kröger leſen und lange Pauſen nach jedem Abſchnitt machen und aus dem runden Lichtkreis der Öllampe nachdenklich ins Halbdunkel ſchauen.

Ein ſehr viel unruhigeres Temperament und ſehr viel ungeduldigere Nerven offenbart Krögers jüngere Landsgenoſſin Helene Voigt-Diederichs in ihrem mit Recht preisgekrönten Roman „Dreiviertel Stund vor Tag“ (Jena und Leipzig, Eugen Diederichs). „Roman aus dem niederſächſiſchen Volksleben“ lautet — wieder mit einer Konzeſſion an die Heimatkunſt — der Untertitel, trifft aber nicht den Kern der Nuß. Denn dieſes Werk einer feinen, nachdenklichen und ſuchſamen Frau iſt die pſychologiſche Darſtellung einer ſpröden, ſehnſüchtig nach Wärme und Liebe flatternden Mädchennatur, die von ihrer niederſächſiſchen Umgebung genug mitbekommen hat, aber auch in einem weitern Kreiſe als poetiſche Geſtalt ihr berechtigtes Daſein führen würde. Ich bitte, mich nicht mißzuverſtehn. Ich weiß ſehr gut, daß jeder Menſch ein Glied ſeines Volkes und dadurch in vielem beſtimmt (die Mode ſagt: bedingt) iſt. Aber es gibt Menſchen, im Leben ſo gut wie in der Kunſt, die völlig in der Eigenart des engern Stammes ſtecken bleiben und ohne ſie nicht verſtändlich ſind, und andre, die, ohne deshalb Luftwurzeln zu haben, die Stammesart nur wie einen aparten Faltenwurf noch unbewußt mitführen, ſonſt aber ganz im großen Charakter der Nation aufgegangen ſind. Beiſpielsmäßig zu ſprechen, erſcheint Uhland immer als Schwabe gegen Schiller, Klaus Groth als Schleswig-Holſteiner im ſpezifiſchen Sinne gegenüber Hebbel, bei dem die dithmarſiſchen Elemente herausgeholt werden können, aber nicht Maßſtab ſind. So ſind auch zum Beiſpiel Timm Krögers Geſtalten nur in Holſtein denkbar, die Karen Nebendahl in dem Roman der Frau Voigt-Diederichs nicht. Sie hat eine nahe Verwandte in Carl Hauptmanns „Mathilde“, über die ich hier (in Heft 30) geſprochen habe. Die Geſchichte einer im Grunde einſamen Seele wird entrollt, die Traum und Phantaſie über die Enge ihrer Lage hinausführen, und die erſt ein wärmeres Genügen lernt, als Mutterhoffnung ſie neue Welten ahnen läßt. Wie Karens Haut weißer iſt als die ihrer arbeitſchweren Landsleute, ſo iſt ihr

Digitized by Google

Empfinden zugänglicher für jeden Eindruck, verletzbar und raſch hingegeben, dann wieder jäh zurückzuckend und ſcheu in Abwehr und Ahnung. Fein und zart, in deutlich von Frauenhand entworfnen Zügen, iſt das Bild gemalt. Beſonders hübſch iſt es, wie die um Karen lebenden Menſchen uns alle unvermerkt doppelt gezeichnet werden: einmal in ihrem alltäglichen Gehaben und dann ſo, wie Karens Augen ſie in ſich aufnehmen.

Wir müſſen noch ein wenig in Schleswig-Holſtein bleiben. Denn dieſe Niederſachſen zwiſchen Nord- und Oſtſee ſamt ihren hanſeatiſchen Nachbarn beginnen den Schwaben und den Oſtpreußen Konkurrenz zu machen. Sie haben uns nicht nur in Hebbel den größten Dichter des Jahrhunderts gegeben, ſondern, insbeſondre ſeit Storm, begonnen, unſer literariſches Leben mehr und mehr zu beherrſchen. Liliencron, Falke, Kröger, Jenſen, Heiberg, Frenſſen, O. Ernſt, die Brüder Mann, Ilſe Frapan, Adalbert Meinhardt, Helene Voigt-Diederichs, Bartels — es iſt eine ſtattliche Reihe Lebender, die ſich noch vermehren läßt, und an der man in nuce die ganze deutſche Dichtung der Gegenwart ſtudieren kann von den Münchnern bis zum Naturalismus und vom derben Bühnenſtück und dem Unterhaltungsroman bis zur ſtärkſten und zur zarteſten Lyrik. Charlotte Nieſe hebt ſich durch die Ernſthaftigkeit ihres ſchriftſtelleriſchen Charakters und die Gewähltheit ihres Stils unter Talenten gleichen Umfangs innerhalb und außerhalb ihrer Heimat ab. Sie hat Bücher geſchrieben, die über das Niveau guter Unterhaltungslektüre nicht hinausreichen, und andre, die, romanhafter Zutaten entratend, hohen künſtleriſchen Anſprüchen genügen. Mit großer Feinheit wußte ſie in „Vergangenheit" die Emigrantenzeit, in „Aus däniſcher Zeit" ihre Kindheit darzuſtellen, und insbeſondre in jenem Roman ſind die einzelnen Geſtalten, zum Beiſpiel Frau von Genlis, anſchaulich und lebendig geworden. Charlotte Nieſes neues Werk „Auf Sandberghof" (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow) gehört wieder mehr in die erſte Reihe ihrer Bücher. Es iſt gute und reine Unterhaltungsliteratur. Die Entwicklungen knüpfen und löſen ſich etwas zu raſch, die Charaktere werden nicht recht vertieft — aber ein freundliches Bild ſchleswigſchen Landlebens zieht vorüber. Merkwürdig bleibt, und ich habe es ſchon an andrer Stelle hervorheben müſſen, daß dieſer in ihrer Ausdrucksweiſe ſo natürlichen und ſo klugen Schriftſtellerin die ſcharfe und klare Umgrenzung von Charakteren ſo ſehr viel beſſer gelingt, wenn ſie, wie eben in der prächtigen „Vergangenheit" oder in dem Buch aus der Kindheit, in die Geſchichte des Landes oder in die eigne Erinnerung hinabſteigt, als wenn ſie Bilder der uns umrauſchenden Gegenwart gibt.

Auch Georg Freiherr von Ompteda hat mit ſeinen beiden eben herausgekommnen Romanen „Normalmenſchen" und „Ein Glücksjunge" (beide bei Egon Fleiſchel und Co. in Berlin) zwei Unterhaltungsbücher geſchrieben, die nur in der Stoffwahl und der Tendenz den Verfaſſer des „Sylveſters von Geyer" und des Adelsbuchs „Eyſen", nirgends aber den feinen Pſychologen des „Zeremonienmeiſters" oder der „Heimat des Herzens" verraten. Stoff und

Digitized by Google

Tendenz gibt wieder der Offizier Ompteda: Pflichttreue und Glück im kleinen Kreiſe und ſeiner Arbeit. Aber es fehlt hier die Ausrichtung auf das Ganze, der Blick ins Weite, die den „Geyer" und „Eyſen" auszeichnen, es fehlt auch den Perſönlichkeiten jene Wärme, die den armen Sylveſter oder die liebliche Simone in der „Heimat des Herzens" umſtrahlen und unvergeßlich machen. Man befindet ſich mit dieſen Normalmenſchen und dem Glücksjungen in guter Geſellſchaft, vergißt aber nie das Geſellſchaftliche über dem Menſchlichen und nimmt von den Perſönlichkeiten mit demſelben nicht nachhaltigen Gefühl guter Unterhaltung Abſchied wie von den Teilnehmern eines angeregten, aber durch keine überragende Geſtalt ausgezeichneten Zuſammenſeins beim Glaſe Wein und der Zigarre.

Tiefer geht Julius R. Haarhaus, der den Liebhabern ſeines „Marquis von Marigny", zu denen ich mich von Herzen rechne, mit ſeinem neuen Buch eine freudige Überraſchung bereitet hat. Es heißt: „Unter dem Krummſtab. Rheiniſche Novellen" (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow). Nach dem „Marquis von Marigny", der mit ſeinem leichten Humor ſo wohlig hinerzählt iſt, war ich mir über Haarhaus ſchriftſtelleriſches Weſen nicht ganz klar. Freilich bot jenes Buch auch weniger Handhaben. Jetzt weiß ich, wohin er zu rechnen iſt: zu jenen Künſtlern, die nach Art Hans Hoffmanns das Kleine lieben, ohne kleinlich zu werden, die aus der Vergangenheit gern allerlei Humor herausholen, ohne des Großen und Ernſten zu vergeſſen. Haarhaus macht es ſich nicht leicht und geht (wie bei der Schilderung der roten Nell im „Mönch von Weinfelden") ruhig bis zum letzten. Aber immer wieder kommt der Humor zu ſeinem Rechte, der dann, zum Beiſpiel im „Bopparder Krieg", auch wieder einmal herrſchen darf. War im „Marquis von Marigny" alles breit und läßlich gefaßt, ſo erweiſt hier, im „Mönch von Weinfelden" vor allem, Haarhaus ſeine Kunſt der Knappheit — beides dem Stil und dem Stoff ſeiner jeweiligen Wahl durchaus gemäß. Gemeinſam iſt beiden Büchern die Leichtigkeit, mit der Haarhaus das geſchichtliche Milieu zeichnet — echt und natürlich, aber ohne archäologiſche und koſtümhiſtoriſche Schnörkel. So konnte ihm denn auch gelingen, in durchaus wahr anmutendem Ton und Stil die Geſchichte der „St. Michaelskinder" durch einen Stadtſchreiber des Jahres 1552 aufzeichnen zu laſſen. Über dem ganzen Buch liegt viel Sonne und Liebe, es iſt nichts verkritzelt und nichts verzogen, und — es iſt nirgends langweilig, was im Zeitalter des Entwicklungsromans auch einmal extra hervorgehoben werden darf.

Von ähnlicher Kurzweiligkeit, aber für mein Empfinden nicht von gleich ſtarker Natürlichkeit ſind die Skizzen, die Anna Croiſſant-Ruſt unter dem Titel: „Aus unſeres Herrgotts Tiergarten. Geſchichten von ſonderbaren Menſchen und verwunderlichem Getier" geſammelt hat (Stuttgart und Leipzig, Deutſche Verlagsanſtalt). Anna Croiſſant-Ruſt ſtellt uns darin allerlei ſeltſames Volk aus ihrer oberpfälziſchen Heimat vor. Armenhäusler und wunderliche Junggeſellen, Stammtiſchgäſte und Haustyrannen — kurz der ganze Mikrokosmus einer Kleinſtadt

Digitized by Google

lebt hier. Manche Porträts ſind vorzüglich; wer könnte, ohne eigner Erfahrungen zu gedenken, von dem Herrn Buchhalter leſen, der mit Paſcharecht an der Wirtstafel herrſcht, oder von dem k. k. Kontrolleur, der mit Beamtenmiene und Geſchäftswürde von Kneipe zu Kneipe wandert. Aber andres, zum Beiſpiel gleich in den erſten Geſchichten, iſt forciert. Anna Croiſſant-Ruſt wartet nicht immer, bis der Humor zu ihr kommt, ſondern holt ihn gelegentlich an den Haaren herbei, wodurch ſeine Züge an Harmonie nicht gewinnen. „Spaſſetteln" nennt wohl der Öſterreicher dieſe Art der Erzählung, die man ſich ja, wenn ſie wieder anſpruchslos auftritt, gern gefallen läßt.

„Menſchen, die den Weg verloren" (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow) nennt Wilhelm Speck ſein neues Buch, das im Grunde kein neues iſt. Denn die erſte Novelle „Die Flüchtlinge" iſt ein wenig veränderter Abdruck der erſten, 1894 erſchienenen Auflage, und auch die zweite Gabe, „Urſula", iſt älterer Herkunft als die „Zwei Seelen", erſcheint nur zum Teil neu gewandet. So darf ich mich vielleicht für die „Flüchtlinge" mit einem Satze der Charakteriſtik begnügen, den ich ihnen früher an andrer Stelle gewidmet habe: der Hergang iſt mit einer rührenden Schlichtheit erzählt, die immer wieder zu Tiefen führt. „Urſula" aber, die zum erſtenmal und in langer Arbeit verändert in Buchform vorliegt, verlangt mehr und will bewertet ſein wie etwas neues. Das iſt kein Vorteil für Wilhelm Speck und ſeinen Beurteiler. Denn die „Zwei Seelen" liegen nun einmal zwiſchen der Entſtehung der „Urſula" und ihrer jetzigen Herausgabe. Wer ein ſo ragendes Meiſterwerk geſchaffen hat, ſetzt ſich ſelbſt das Maß, an dem frühere Dichtungen zu meſſen ein eignes Ding iſt. Und in dieſe Höhe kann nun „Urſula" nach Anlage und Ausbau nicht emporreichen. Schöpfte Speck dort aus der Fülle eines ganzen, zwiſchen heilvollen und unheilvollen Mächten hin und her geworfnen Lebens, das ſich ſchließlich zu dem Licht der Gipfel durchrang — ſo gibt er hier eine bei allem ſeeliſchen Reichtum doch kleinere Geſtalt, die im ſchmalern Rahmen und ohne die tief nachhallende Bedeutung jenes Romans ihre Läuterung aus Scham und Schmach zu Licht und Mut erleben ſoll. Speck gehört zu den Naturen, die ſich und ihren Geſtalten nichts erlaſſen. In den „Zwei Seelen" mußte das ſo ſein, und gerade die Herbheit, mit der bis zum Letzten keiner Entſcheidung ausgebogen wurde, zeigte ſofort die Spur des echten Poeten, den nicht nur ſein Stoff packt, ſondern der ihn auch packt und hält. Hier, in der „Urſula", iſt die Heldin ſelbſt mit viel leichterm Stift in graziöſen Linien gezogen. Und der feinere Beobachter wird nachempfinden können, wie ſehr Speck mit ſich gerungen hat, um den Schatten, der über ihr liegt, nicht ſo ſtark zu machen, daß die ſonnige Löſung am Schluß unglaubwürdig erſcheine. Ganz iſt es doch nicht zuſammengegangen. Leiſe mit ordnender Hand wird der Dichter noch einmal zugreifen müſſen. Um eine Nuance — und Speck iſt geradezu ein Meiſter der Nuance — wird die Erinnerung an den Schreckenstag ihres Lebens in Urſula abgeſchwächt werden müſſen; dann werden wir bis zur Enthüllung eine richtigere Vorſtellung deſſen haben,

Digitized by Google

was man ihr und ſie ſich angetan hat, und ſie wird noch um einen Grad innerer Vorbereitung reicher in das neue Leben hineinſchreiten. Was in „Urſula“ beſonders köſtlich geworden iſt, ſind die Naturſchilderungen. Schöner hat kaum je ein deutſcher Novelliſt den Wald geſchildert, weil kaum einer ihn inniger in ſich aufgenommen hat. „Hier und da ragte aus dem in grünen Wellen aufſchwellenden Meer des ſanft rauſchenden Waldes ein einzelner Baum hervor, der dann in vollem Licht ſchimmerte, oder die Bäume ſtanden verſtreut über eine Hochfläche hin und bauten mit ihren überhängenden Äſten Fenſter und Tore, hinter denen eine neue beglänzte Ferne aufging.“ Das iſt eine von vielen Stellen, eine jener Stellen zugleich, an denen ich im Gegenſatz zu dem oben Geſagten geneigt wäre, ein Mehr zu konſtatieren gegenüber den „Zwei Seelen“. Die Natur ſpielte auch da mit, aber hier, in „Urſula“ wird ſie geradezu zum mitatmenden Weſen. Alle Entſcheidungen, jedes letzte Wort fallen draußen unter Gottes Himmel, und ohne daß je eine Silbe zuviel geſagt würde, erleben wir das Pochen und Wirken der Naturkräfte bis zur Erſchütterung innerlich mit. Speck gehört nicht zu den raſchen Arbeitern, die jährlich ihr Buch hinauswerfen. „Was wird, wird ſtill“ — er weiß es am beſten, und wir, die wir dieſer Weisheit Früchte dankbar genießen, warten nun mit Freuden ſeinem nächſten Werk entgegen.

Zum Schluß muß ich noch einmal nach Schleswig-Holſtein zurückwandern. Zwei eben erſt ihrer Kraft ſich bewußt gewordne Talente, Dora und Claudine Staack, treten, eingeführt von Timm Kröger, zum erſtenmal vor das deutſche Publikum, beide mit Proſaſkizzen. Das Buch von Dora Staack heißt „Gewitter“ (Glückſtadt, Max Hanſen) und gibt eine Reihe von Kataſtrophen, bei denen oft ein ſeeliſcher Umſchwung oder Ausklang mit einer Erſchütterung der Natur parallel geht. Ohne Gewaltſamkeit, mit natürlicher Echtheit iſt das faſt überall gelungen. Menſchen ſprechen immer wieder zu uns, wirkliche Menſchen. Und ganz dasſelbe gilt von dem warmen und lebensvollen Ton, in dem Claudine Staack ihre „Melodien der Liebe“ (ebenda) klingen läßt. Vielleicht iſt hier die Sprache nicht überall gleichmäßig durchgearbeitet — der Ausdruck der direkten Rede wird Claudine Staack anſcheinend ſchwerer als der Schweſter. Sie geht auch nicht ſo ſehr aufs konkrete Erzählen aus, ſondern möchte darüber hinaus etwas Allgemeingiltiges ſagen, das wenigſtens angedeutet wird. Jedenfalls beweiſen beide, was freilich — ich ſagte es ja ſchon — heute nicht mehr bewieſen zu werden braucht, daß nämlich das Wort: Frisia non cantitat in hohem Alter ſanft entſchlafen iſt.

Heinrich Spiero

Digitized by Google

Aschabad und Umgegend

Reiſeerinnerungen von H. Toepfer

1

General U.s Fürſorge ermöglichte uns einen Beſuch der Ruinen der Tekinzenfeſtung Geok-tepe unter ſachkundiger Führung eines Generalſtabsoffiziers. „Fünfzehn Minuten Aufenthalt! heißt es jetzt für den Fahrgaſt der Transkaſpiſchen Eiſenbahn, die das Gelände durchſchneidet, wo vor fünfundzwanzig Jahren einer der heißeſten Kämpfe um die Sicherung des zentralaſiatiſchen Beſitzes Rußlands ausgefochten und dem Raubſtaat der Tekinzen ein Ende gemacht worden iſt.“ So ungefähr begann der auch mit der Feder gewandte Maler Wereſchtſchagin in einer kleinen Skizze ſeine Teilnahme an dieſem Kampfe zu ſchildern. Man muß jedoch das Land geſehen und eine klare Schilderung der Ereigniſſe an Ort und Stelle gehört haben, wenn man den Wagemut Skobeljeffs und ſeines kleinen Detachements gehörig würdigen will. Nach der mit vielen Verluſten verknüpften Abweiſung des ungenügend vorbereiteten Angriffs des Generals Lomakin im Jahre 1879 war es zur Herſtellung des geſchädigten Anſehens bei den Aſiaten unbedingt geboten, die Tekinzen zu bezwingen. Skobeljeff ging ſtreng planmäßig an ſeine Aufgabe, ſchuf ſich in den obengenannten Orten befeſtigte Etappenpunkte, in denen er ausreichende Vorräte aufſtapeln ließ, und beſetzte nach einer im Sommer 1880 ausgeführten gewaltſamen Erkundung am 12. Dezember den Ort Jegan-Batyr-Kalá. Hierher ſchob er, nachdem der damalige Oberſt Kuropatkin ihm durch einen anſtrengenden Gewaltmarſch durch die Karà-Kumwüſte von Petro-Alexandrowsk her Verſtärkungen zugeführt hatte, den größten Teil ſeiner Truppen und Magazine vor. Am 1. Januar 1881 wurde Jangi-Kala (zwei Kilometer von Geok-tepe) genommen und als Park eingerichtet, während in Germab ein Verpflegungsmagazin angelegt wurde. Geok-tepe, ein unregelmäßiges Viereck von etwas mehr als vier Kilometer Umfang, war mit einem Erdwall von vier Metern Höhe und zehn Metern Stärke und einem etwa fünf Meter breiten, drei Meter tiefen Graben umgeben und wurde von 25000 Waffenfähigen, darunter 5000 Reitern, verteidigt — 20000 Weiber und Kinder waren ihren Angehörigen in die Feſtung gefolgt. Der Wall war mit Scharten und Traverſen reichlich verſehen, eine Anzahl Torausgänge waren durch trapezförmige oder runde Wallvorſprünge beſonders geſchützt; auf der Südſeite, wo der ruſſiſche Angriff erwartet werden mußte, waren Schützengräben und eine

Digitized by Google

Redoute vorgeſchoben. Noch heute ſind alle dieſe Verteidigungsanlagen, wenngleich durch das ruſſiſche Artilleriefeuer ſtark mitgenommen, verwaſchen und verſchüttet, deutlich zu erkennen, ebenſo das Reduit, der heilige Berg Dengli-tepe, in deſſen Abhänge verſchiedne Räume, zum Beiſpiel auch eine Büchſenmacherei, eingehöhlt waren. Die Gruben für die Erdhütten und die Brunnen ſind verfallen, und Steppenkräuter bedecken die faſt ebne Fläche, auf der die ruſſiſche Artillerie entſetzlich hätte wirken müſſen, wenn ſie über ein gutes Material und reichliche Munition verfügt hätte. Skobeljeff entſchloß ſich zu einer Art förmlichen Angriffs gegen die Südoſtecke — an eine Umſchließung der Feſtung war bei der numeriſchen Schwäche ſeines Detachements (6672 Mann, 79 Geſchütze) ja nicht zu denken. Nacheinander wurden vorſchriftsmäßig drei Parallelen ausgehoben, nicht ohne daß der Verteidiger den Fortgang dieſer Arbeiten durch Ausfälle und Gegenangriffe gegen die Flanken des Sappenangriffs öfter geſtört hätte. Den 24. Januar am Vormittag 10 Uhr 20 Minuten erfolgte auf das durch die Sprengung einer Mine unter dem Wall gegebne Signal der Sturm in drei Kolonnen, durch die Minenbreſche (Kuropatkin), durch die Artilleriebreſche von Süden her (Koſjelkoff) und mit Leitern gegen den Zitadellteil des Walles im Weſten (Gaidaroff). Ein voller Erfolg wurde dem Sieger zuteil, mit einem Verluſt von 5 Offizieren, 55 Mann an Toten und 28 Offizieren und 311 Mann an Verwundeten nicht zu teuer bezahlt. Er brachte dem Weißen Zaren den nunmehr unbeſtrittnen Beſitz des Landes bis zum Tedſhen und veranlaßte nach Konſolidation der ruſſiſchen Herrſchaft in der Achal-Oaſe drei Jahre ſpäter die Turkmenen der Merw-Oaſe am Murgab zu friedlicher Unterwerfung.

Die ſchöne ruſſiſche Sitte, heldenhafte Taten und Perſonen durch eine Sammlung von Bildern und Andenken in einem Spezialmuſeum zu ehren, iſt auch in Geok-tepe beobachtet worden. Bei den Denkmälern der beteiligten Regimenter und gefallnen Georgsritter gegenüber dem Stationsgebäude erhebt ſich ein gefällig ſtiliſiertes Gebäude, worin Pläne und Skizzen aus den Kämpfen, ein Schlachtgemälde, der Sturm von Geok-tepe von Roubot, an die Begebenheit erinnern und ruſſiſche und turkmeniſche Waffen aus der Zeit des Krieges aufbewahrt werden, auch der verdiente Führer M. D. Skobeljeff zu Ehren kommt. Die unvermeidlichen Anſichtspoſtkarten verkauft der Muſeumsdiener, ein alter Invalide aus jener Zeit.

Die uns bleibende Muße bis zum Abgang des Güterzugs nach Aſchabad wurde zum Beſuch einer Tekinzenfamilie und ihrer bienenkorbartigen Zellen verwandt. Die photographiſche Ausbeute dieſes Abſtechers war ein Bild, das dem einer Anſichtspoſtkarte im transkaſpiſchen Handel verzweifelt ähnlich ſieht. Eine andre Bekanntſchaft wurde ein freiwilliger Turkmenenreiter mit ſeinem Streitroß, der die Bahnlinie abpatrouilliert hatte und einen unanfechtbaren Beweis lieferte, daß die Ruſſen es verſtanden haben, aus den Tekinzen ſehr brauchbare Untertanen zu machen. In den Güterzug war auch einer

Digitized by Google

der berühmten Kirchenwagen der Strecke einrangiert, die überall Gottesdienſt nach dem komplizierten Ritus der orthodoxen Kirche abzuhalten ermöglichen ſollen. Alles iſt vorhanden, Ikonoſtas, ewige Lampe, Heiligenbilder, Altar und Meßgewänder, und der fade Weihrauchgeruch darf nicht fehlen.

In dem bequemen Salonwagen des Gebietschefs verging die Zeit des Wartens und der Rückfahrt bei frugalem Frühſtück und angeregter Unterhaltung ſchnell und angenehm. Oberſtleutnant Sch., unſer freundlicher Cicerone, der nur die Zungenfertigkeit ſeiner Rede für unſern Bedarf nicht genügend zu zügeln verſtand, belehrte uns ausreichend über die Landſchaft, ihre Denkmäler aus der Zeit geſchichtlicher Größe und die Neuſchöpfungen des herrſchenden Ruſſentums.

Da ſind eine Anzahl befeſtigter Auls rechts und links von der Eiſenbahn, hinter deren Lehmmauern jetzt die Tekinzen ihre Viehherden bei Nacht zuſammentreiben, während ſie früher Schutz gegen die Überfälle perſiſcher Scharen, fremder Stämme und vielleicht auch eigner Volksgenoſſen gewährten. Türme ermöglichten eine weite, durch Baumwuchs nur wenig beeinträchtigte Überſicht über das ebne Land am Fuß der Berge und erinnerten an den Wachtdienſt auf unſern mittelalterlichen Schlöſſern. Aus Alexanders des Großen Zeit ſtammen, wie Münzfunde beweiſen, die Ruinen einer Feſtung Nice auf einem Bergvorſprunge beim Truppenlager Firjuſa. Dieſes iſt durch eine Schmalſpurbahn mit der Station Besmein verbunden und vereinigt im Sommer die Truppen des Armeekorps am Ausgang des Firjuſatals in kleinern und größern Verbänden. Im Firjuſatal aufwärts liegt außer einem Geneſungsheim für die Truppen die Sommerfriſche von Aſchabad, zahlreiche zwiſchen hochſtämmigen Nußbäumen und Platanen verſtreute Villen, in denen alles, was Anſpruch auf Rang und Stellung macht, Erholung ſucht und mit Behagen die ſtaubfreie, kühlere Gebirgsluft genießt. Die Eiſenbahn durchſchneidet den Auslauf des Flüßchens Bagirka in ſumpfiger Niederung (hier hat die Garniſon Aſchabad ihr glückliches Jagdgefilde, in dem ſich eine Menge Waſſerwild aufhält) und die zahlreichen Aryks, die das Waſſer der Bagirka zur Bewäſſerung der Getreidefelder verteilen. Vor Aſchabad ſelber erinnern die Schuppen des Artilleriedepots und des Proviantmagazins mit ihren ſehr ſorgfältig angelegten Umfaſſungsmauern in grauem Lehmſchlag, einige Pulver- und Munitionsmagazine mit den nötigen Poſten an die militäriſche Bedeutung der Gebietshauptſtadt. Der Bahnhof iſt nächſt dem Taſchkenter der beſteingerichtete der ganzen mittelaſiatiſchen Eiſenbahn und entſpricht der Bedeutung des Ortes als Haupthandelsplatz im Warenaustauſch mit dem perſiſchen Choraſſan. In der Nähe von Aſchabad verdienen die Parkanlagen, Pflanzungen und landwirtſchaftlichen Muſteranſtalten des Auls Keſchi, eine für die Entwicklung des geſamten Gebiets hochwichtige Schöpfung Kuropatkins aus deſſen Regierungszeit als Gebietschef, Beachtung, während auf der andern Seite der Stadt die ſehenswerten Ruinen der wahrſcheinlich von Dſchingis-Khan zerſtörten und

Digitized by Google

dann von den Perſern wiederhergeſtellten Stadt Annau am Fuß der Berge zu einem Beſuch einladen. Sonſt iſt die Umgebung reizlos, wie die aller andern Orte in der Oaſe, da die Waſſer des Flüßchens Aschabadka oder Kurtſch-ſſu nicht ſo reichlich fließen, daß ſie für eine Gartenkultur außerhalb des Weichbildes der Stadt benutzt werden könnten. Den Hintergrund der Landſchaft bildet aber hier wie in der ganzen Achal-Teke- und Atek-Oaſe ein vielfach gegliederter Gebirgszug. Der Sſaandak und Berdar genannte Teil auf der Grenzſtrecke ſüdlich von Aschabad hat Gipfel bis zu 3000 Metern Meereshöhe, iſt jedoch in den nördlichen Ausläufern gut zugänglich und jedenfalls weniger ſteil als die eigentlichen Kammhöhen. Wegen ſeiner Waſſerarmut verdorrt ſehr bald im Jahre das üppige Frühjahrsgras ſeiner Hänge, die zudem des Baumwuchſes entbehren, nachdem die Waldbeſtände ſchonungslos vernichtet und als Bau- und Brennholz an die Eiſenbahn verkauft worden ſind. Über den Berdar führt die Chauſſee nach dem heiligen Meſchhed, ebenfalls ein Werk der Ära Kuropatkins. Uns war von großem Intereſſe, den Zuſtand dieſer „vorzüglichen“ Straße und den als ſehr lebhaft verſchrienen Verkehr auf ihr kennen zu lernen, und ſo nahmen wir uns Poſtpferde nach dem Grenzort Gaudan an der Paßhöhe, in deſſen Nähe der wichtige gleichnamige Grenzpoſten ſteht. Der Polizeimeiſter hatte unſre beiden Phaethons ſelber beſtellt und uns durch Depeſchen an die Zwiſchenſtation und den Ortsvorſteher alle mögliche Förderung angedeihen laſſen. Perſönlich riet er von dem Ausflug ab, und vielleicht nicht mit Unrecht, wenn ich bedenke, daß wir dieſen einen Tag ſei es in Merw, Buchara oder im Lande Ferghana beſſer hätten verwenden können.

Um ſieben Uhr Morgens jagten wir mit unſern Viergeſpannen durch die Stadt, und außerhalb ihres Weichbildes fuhren wir nach kurzem Halt in mäßigem Trabe, zumeiſt auf dem Brachfelde neben der unebnen Chauſſee, auf das in prächtiger aber wenig Vertrauen erweckender Klarheit vor uns liegende ſchön geformte Gebirge los. Nach etwa halbſtündiger Fahrt trat die Straße in ein Tal und kletterte ſodann in vielen Zickzacks gänzlich überflüſſigerweiſe an einem der vorſpringenden Berge in die Höhe, während wir aus Mitleid mit den Pferden zu Fuße die lehmbedeckten glitſchigen Abhänge, in gerader Richtung der Telegraphenleitung folgend, emporſtiegen. Schon hier war unter dem Einfluß der Schneeſchmelze der Zuſtand der vielgerühmten Straße ſo grundlos, daß die Viergeſpanne die leichten Wagen nur im Schritt vorwärts brachten. Es iſt ganz erſtaunlich, wieviel Werſt die Baumeiſter der Wegeſtrecke hier zuſammengebaut haben, um die Steigung auf ein recht geringes Maß herabzudrücken und wahrſcheinlich, um Kunſtbauten zu ſparen, bei denen ſie nicht ſo gut auf die Koſten der werſtweiſe bezahlten Rechnung kommen. Im Tal des Kurtſch-ſſu wäre die Straße kürzer und bequemer zu fahren, freilich nicht ohne Kunſtbauten zu ermöglichen geweſen. Bald ſauſten wir denn auch eine Anzahl Zickzacks in dieſes Tal hinunter, und nun wurde die Straße feſt und gut. Die Talſohle

Digitized by Google

bildet einen ſcharfen Einſchnitt im Gebirge und trennt völlig verſchiedne Formationen. Links erhebt ſich nämlich immer höher anſteigend faſt ſenkrecht eine Felswand mit ebenſo zerriſſenen zackigen, von Kaminen geſchlitzten Formen, wie ſie die Dolomiten zeigen, gelbbraun, jeder Vegetation entbehrend. Vor und rechts von uns ſteigen dagegen Berge auf, deren viel ſanfter geſchwungne Linien die Bildung aus Muſchelkalk anzeigen und Weideflächen und weiter oben auch Holzbeſtände — einer Wacholderart Artſcha — aufweiſen. Im Tale ſelber ſind einige Anweſen verſtreut, und Kamelſtälle bieten Karawanen Schutz gegen die Witterung. Auch einige weidende Tiere verkünden etwas Leben. Das hört aber hinter der nach dreiundeinhalbſtündiger Fahrt erreichten Poſtſtation Kurtſch-ſſu bald wieder auf. Die Poſtſtation ſelber iſt ein unbedeutendes kleines Haus mit den notwendigſten Stallungen in Erdhütten. Auch dieſe Form von Unterkunft iſt typiſch für Transkaukaſien. Sie iſt im Winter warm, im Sommer verhältnismäßig kühl, ſchützt vor Stürmen und beherbergt oft Menſch und Tier gemeinſam. Der Poſtmeiſter, ein höflicher Mann in ruſſiſcher Manier rund geſchoren, hält zwei Tſchetwjörken, Viergeſpanne, für uns bereit und nimmt mit Freude eine kleine Beſtellung auf Tee für unſre Rückkehr entgegen. Schnell ſind die Pferde umgelegt, und weiter gehts das Flußtal aufwärts, mehrfach durch Bäche und das ausgepflaſterte Flußbett, ſchließlich in einen ſchmalen Spalt in die Kalkſteinwände hinein und ganz unerwartet ſcharf rechtsum in neuen Zickzacks mit ſanfter Steigung zu bedeutender Höhe hinauf. Keine Schutzmauer, kein Prellpfahl begrenzt die Straße, die an den Knickpunkten nur etwas breiter und nach der Bergſeite geneigt angelegt iſt. Wieder wollen wir die Pferde entlaſten, geben aber den Verſuch auf, als an der Bergwand auf halber Höhe ein raſender Föhn losbricht und uns hinabzufegen droht. Großartiger wird jetzt die Ausſicht auf die Dolomitenwand, aber leider ſind die Bergkegel im Weſten von dichten Wolken umhüllt und verſprechen nichts gutes. Auf der Höhe winden wir uns in einigen Schleifen wieder nur eine kurze Strecke vorwärts und treten mit erneuter ſcharfer Wendung in ein ganz eigentümliches ein bis zwei Kilometer breites Hochtal, eingefaßt von den verſchiedenſten Bergformen. Landwirtſchaftliche Kulturen neben den Viehweiden erwecken einige Hoffnung, und das am Ende auftauchende Dorf Gaudan veranlaßt den Kutſcher, die Pferde zu langem Galopp anzutreiben, um gegenüber der immer unangenehmer werdenden Witterung baldigſt ein Unterkommen zu finden. Aber erſt die Arbeit, und dann das Vergnügen! Wir beſtellen im Vorbeifahren im Poſthofe den Sſamowar, Brot und Eier und ſtreben der perſiſchen Grenze zu. Wieder gehts aufwärts, dieſesmal in abſcheulichem Schmutz und Schmelzwaſſer, das die Straße herabſtrömt und durch ſeine lehmgefärbten Spritzer unſre Mäntel um den letzten Reſt ihrer Schönheit bringt. Am Poſten vorüber traben wir der Grenze zu und ſehen auf der Paßhöhe eine ſteckengebliebne Wagenkolonne vor uns. Es iſt völlig unmöglich, an den unbehilflichen breiten bunten Laſtwagen vorbeizukommen. Unſer Ziel iſt ja auch erreicht. Eine Reihe Stein-

Digitized by Google

hauſen bildet hier die Grenze; das perſiſche Zollhaus iſt noch ziemlich weit entfernt, und unſre Rückkehr muß im Auge behalten werden. So waten wir durch den klebrigen Lehm ein paar Schritte hinüber nach Perſien und drehen dann talabwärts. An dem Kordonhauſe der Grenzwache, einem maſſiven, mit Schießſcharten verſehenen faſt mittelalterlich burgähnlichen Gebäude, und danebenliegender Kaſerne und Stallung auf ſturmgepeitſchter Höhe noch ein Halt! Aber die empfehlende Karte des Gebietsherrn nützt nichts: der Offizier iſt auf Jagd oder Reviſion oder ſonſtwo, und der hier zur Überwachung der Choleraverdächtigen ſtationierte Arzt liegt ſelber fieberkrank danieder. Der älteſte Unteroffizier weiß nichts andres mit uns anzufangen, als einen Grenzreiter bis zum Dorfe mitzugeben. Er ſoll uns zum Zollamt führen und jagt in ſcharfem Trabe und Galopp bergab hinter uns her, um unſern inzwiſchen gewonnenen Vorſprung wieder einzuholen. Brave Pferde und brave, tüchtige Leute, dieſe Grenzwachſoldaten, die auf entlegnen Poſten, oft von jedem nennenswerten Verkehr abgeſchnitten, jahrelang hauſen und unverdroſſen Grenzpatrouille reiten und klettern, um die Übervorteilung der väterlichen Fiskalität des Weißen Zaren zu verhindern, der anderweit ja genug beſtohlen wird. Gelegentliche Räubereien führen auch zu Zuſammenſtößen nicht immer harmloſer Art.

Wenn es auch im Poſthofe nicht übermäßig ſchön war, ſo brodelte doch der Sſamowar, dieſe vorzügliche ruſſiſche Einrichtung zur Bereithaltung kochenden Waſſers, ſo gemütlich, daß wir das Ungemach des Wetters vergaßen und des wenig einladenden Bettes der Gaſtſtube nicht achteten. Schnell war mit verteilten Rollen Tee bereitet und ein Frühſtück ländlich ſchändlich aus dem käuflichen Eiervorrat und Konſervenſuppe angerichtet, und alles fand Beifall, Beifall auch bei den ſtaunend zuſchauenden Bewohnern des Poſthofs, die ſolche Kulturerrungenſchaften wie feſten Spiritus noch nie geſehen hatten. Die Einwohner von Gaudan ſind, ebenſo wie der Poſthalter in Kurtſch-ſſu und unſre Jämſchtſchiki, die Kutſcher, Molokanen aus der Gegend von Eriwan. Dieſe liebenswürdigſte aller ruſſiſchen Sekten, deren rationaliſtiſche Tendenzen den Lehren Calvins ſehr nahe ſtehn, hat ſich ſeit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts allen Anfeindungen durch den herrſchenden Klerus zum Trotz erhalten. Auf Befehl des Zaren Nikolaus des Erſten 1841 nach Transkaukaſien verbannt, haben ſich die Molokanen hier, beſonders in den neu erworbnen Gebietsteilen um Eriwan und Kars, als wahre Pioniere der Koloniſation bewährt und es durch Nüchternheit, Rechtlichkeit und Fleiß in vielen Anſiedlungen zu Wohlſtand gebracht. Andre ſind von da nach Transkaſpien verpflanzt worden, viele ſind, der behördlichen Schikanen müde, nach Amerika ausgewandert. Viele Gruppen freilich ſind aus religiöſen Bedenken dazu gekommen, dem Staate gewiſſe Pflichtleiſtungen, wie zum Beiſpiel den Kriegsdienſt mit der Waffe, zu weigern, und viele haben die Konſequenzen ihres religiöſen Radikalismus ſo weit gezogen, daß ſie ſich zum politiſchen Radikalismus entwickelt haben. Unſre Molokanen in Gaudan ſollten, obgleich ſich der Ort ſeinem Äußern nach vorteilhaft von der vielfach traurigen Wirtſchaft in großruſſiſchen Dörfern unterſchied, mit ihrer Lage nicht zufrieden

Digitized by Google

ſein und ſich mit Auswanderungsgedanken tragen. Möglich, daß ſie ſich nach den letzten Ereigniſſen und Zugeſtändniſſen der Krone zum Bleiben bewegen laſſen: im Intereſſe der Koloniſierung von Transkaſpien wäre es zu wünſchen. Auf uns machten dieſe „Milchtrinker“, wie ihr Name in deutſcher Überſetzung lautet, einen recht guten Eindruck, trotz einer gewiſſen auf unſern Geldbeutel und unſre Abfahrtwünſche gerichteten Pfiffigkeit. Erſt gegen vier Uhr waren unſre Kutſcher, ſo ſehr wir auch drängten, zur Abfahrt bereit. Dann aber brachten ſie uns, um dem Hundewetter in den höhern Bergregionen zu entfliehn, in unglaublich kurzer Zeit nach der Poſtſtation Kurtſch-ſſu und lieferten uns nach dreiundeinhalbſtündiger Fahrt (48 Kilometer Weg) wohlbehalten bei Madame Gittard ab. Faſt rührend war des Polizeimeiſters Sorge um unſer Wohl. Zweimal hatte er ſich erkundigen laſſen, und am nächſten Morgen ſprach er ſelber vor, um ſich zu vergewiſſern, ob uns nichts zugeſtoßen ſei, denn er hatte Land und Leuten nicht getraut. Wir aber hatten nichts verdächtiges und von dem lebhaften Verkehr außer der Laſtwagenkolonne an der Grenze nur eine aus Perſien kommende Kamelkarawane geſehen, die in Kurtſch-ſſu zur Ruhe überging. Sie brachte Wolle, Tierhäute, Seidenwaren und Teppiche in großen Warenballen. Es ſind dieſes die Haupteinfuhrartikel aus Perſien, die teils zu Lande weiter nach Chiwa und Buchara, teils über Krasnodowsk nach Rußland gehn. Der Umfang dieſes Handels ergibt ſich daraus, daß ſchon im Jahre 1899 gegen tauſend Karawanen mit 56576 Kamelen, 2223 Pferden und 25080 Maultieren das Hauptzollamt paſſierten und außerdem eine Anzahl Frachtfuhrleute zwiſchen Meſchhed und Aschabad in ſtändigem Warenaustauſch tätig ſind. Die Einfuhrziffer betrug in dem genannten Jahre 2366912 Rubel; für die eingeführten Waren wurden 449298 Rubel an Zoll entrichtet. Die Ausfuhr nach Perſien, die ſich beſonders auf Petroleum, Zucker und Manufakturwaren erſtreckte, erreichte annähernd dieſelben Wertzahlen.

Der Handel konzentriert ſich in zahlreichen Läden und Magazinen, im ruſſiſchen Goſtinnij Dwor und in einer ganzen Anzahl Karawanſereien und wird von Ruſſen, Armeniern, Kaukaſiern, Perſern, Chiweſen und Juden betrieben. Das Handelsviertel entbehrt jedoch durchaus des Reizes, den das vielgeſchäftige, buntbewegte Treiben, die Urtümlichkeit in den Lebensverhältniſſen der Bewohner des Orients anderwärts bietet. Der Handel nähert ſich auch Formen, die dem Europäer geläufiger ſind, und mit denen die aſiatiſchen Händler in dieſer jungen Stadt haben rechnen lernen. Man kauft darum hier nicht billig und preiswert, wenn man kaufen *will*. Wenn man das Angebot erwarten kann, iſt man jedoch in der Lage, ſich ſo wunderbar ſchöne Teppiche zu erwerben, wie ſie die Zimmer des Generalkommandos ſchmücken.

Heimatſehnſucht

Novelle von Jaſſy Torrund

(Schluß)

Frauenliſt und Liebe noch über Männerſtarrſinn!

Seit den letzten Apriltagen weilte das Ehepaar Sebaldus in einem abſeits allen Verkehrs gelegnen kleinen ſchmucken Dörfchen des öſtlichen Holſteins, wo es Ruhe, Natur und friſche Luft in Fülle gab. Von dieſer letzten faſt allzuviel, denn die Frühlingstage zwiſchen Nord- und Oſtſee gleichen der Bevölkerung: ſie haben etwas Rauhes, Herbes, aber die klare, kühle, von Erdgeruch geſättigte Luft ſtählt die Nerven und wirkt ſänftigend auf ein krankes Gemüt.

Maria hatte im Verein mit dem Hausarzt und Hans Recklinghaus einen vierwöchigen Urlaub durchgeſetzt, zwar gegen den Willen ihres Mannes, aber eine perſönliche Audienz beim Regierungspräſidenten gab ihren Wünſchen die Erfüllung.

Mit einer Freude, die ſie ſich kaum Mühe gab zu verbergen, übernahm Frau Kirchſpielvogt von neuem Mutterpflichten und ſchwang ſich trotz ihrer ſtadtbekannten Schreibfaulheit jeden Abend zu einem genauen Bericht auf, um die ferne Mutter über das Wohlergehn ihrer kleinen Schar zu beruhigen. Allen vieren ging es gut; die Jungen richteten ſich prachtvoll auf dem Gymnaſium ein und trugen ihre bunten Schülermützen mit ſo viel Stolz und Entzücken, daß die Pflegemutter wehren mußte, damit ſie ſie nicht mit ins Bett nähmen. Nur nach langem Zureden gaben ſie ſich endlich damit zufrieden, ſie Abends über den Bettpfoſten zu hängen, um wenigſtens des Nachts davon zu träumen, wie Hubert ſagte. Auch das Kleinſte gedieh unter Frau Kirchſpielvogts liebevoller Pflege, und dieſe verſtieg ſich zu der kühnen Behauptung, daß Soxhlet noch weit über Mutternahrung ginge. So konnte Maria in Ruhe ihres neuen Pflegeamts warten.

Es waren friedliche Tage, und dankbar empfand Maria die Wohltat körperlichen Ausruhens und den ſänftigenden Einfluß, den Wald und Hügel, die Saatenfelder in ihrer jungen ſproſſenden Pracht, der weite, den lichtblauen klaren Frühlingshimmel ſpiegelnde See, dieſe ganze liebliche Natur, aus der alles Schroffe, Düſtere, Harte durch eine weiſe und gütige Hand ausgemerzt ſchien, auf Heinrichs Gemüt ausübte. Beinahe ſchien es, als kämen die alten Zeiten wieder, all die Jahre, wo ſie — in Mann und Kindern aufgehend — ſo wunſchlos glücklich war.

Auch ſie erholte ſich in dieſer heiligen Stille, fühlte ihre Kräfte wachſen und ihr Gemüt nach den ſchweren Winterſorgen neu aufleben. „Heimatfriede!“ dachte ſie manchmal, wenn ſie über die grünen Saatfelder ſchaute, die ſich in ſanften Wellenlinien gegen den Horizont dehnten, den ein langgeſtreckter, in bläulichen Tinten gezeichneter Buchenwald abſchloß. Und ihr Fuß trat feſter auf den Boden der Heimaterde, ſie atmete in tiefen Zügen die rauhe, herbe, köſtlich reine Luft, die zwiſchen Nord- und Oſtſee weht.

Heinrich war ſtill und freundlich, wie es früher ſeine Art war, ehe die ſchwere Krankheit ſein Weſen wandelte und die Schroffheit ſeines Charakters herauskehrte. Der nörgelnde, ewig tadelnde Ton, womit er Maria ſeit Monaten ſo unſäglich gequält hatte, war verſtummt und vergeſſen, nur manchmal wechſelte jäh ſeine Stimmung;

Digitized by Google

ohne jede Veranlaſſung konnte er von herzlicher Fröhlichkeit zu tiefſter Schwermut übergehn, und auch die bohrenden Kopfſchmerzen, eine Folge ſeiner letzten Überarbeitung, wollten immer noch nicht weichen. Maria berichtete darüber an den Arzt, und der ſchrieb zurück: Geduld und Ruhe! und als beſte Medizin ein heiteres Geſicht „unſrer lieben Frau“.

So waren faſt vierzehn Tage vergangen.

Sie kamen vom Spaziergang zurück, den Heinrich heute gegen ſeine Gewohnheit abgekürzt hatte; beſorgt fragte Maria, ob er müde ſei. Er ſchüttelte den Kopf; es fiel ihr auf, daß er den Leuten, die ihnen begegneten, nicht wie ſonſt ihren Gruß freundlich erwiderte, ſondern ſich wiederholt mißtrauiſch nach ihnen umſah. Sie ſchob ihre Hand unter ſeinen Arm: Was haſt du, Heinrich?

Er wandte den Kopf, ein gequälter Ausdruck ſtand auf ſeinem Geſicht. Merkſt du nicht, wie ſie mich immer alle anſehen? Gewiß wundern ſie ſich ſchon, daß ich hier ſo herumbummle und Urlaub habe, und bin doch gar nicht krank.

Sie kannte das ſchon, dieſe törichten Skrupel, dieſes Mißtrauen gegen Fremde, ein eigentümlicher Zug ſeines Charakters, unter dem ſie oft gelitten hatte, und ſie ſuchte es ihm auszureden. Aber er ging ſtumm und verſtimmt neben ihr her, nur einmal hörte ſie ihn vor ſich hin murmeln: Ja ja — nach Venloo ... Und dann ſeufzte er ſchwer. Aber ſie wagte ihn nicht zu fragen.

Als ſie heimkamen, lag ein umfangreiches Schreiben von Frau Kirchſpielvogt auf dem Tiſch, und Maria las es ihrem Manne vor und freute ſich des originellen Berichts, wie gut und fröhlich die kleine Schar daheim gedeihe. Zum Schluß hatte Hubert noch ein paar Zeilen hinzugefügt. Wie ſein es ſei, daß ſie nun in eine „ordentliche Gelehrtenſchule“ gingen, und daß ſie auch ganz gut mitkämen. Aber die Butjers von der alten Schule hätten ihn und Toni neulich „doll“ verhauen.

Na, das ſchadet weiter nichts, meinte Maria erheitert. So lange die Welt ſteht, werden Seeſtädter Butjers und Pennäler einander verhauen, und anderswo wirds wohl dasſelbe ſein. Hauptſache, daß ſie ſich einrichten.

Heinrich hatte kein Wort dazu geſagt. Später, während Maria den Tiſch deckte und den Tee bereitete, griff er ſelbſt nach dem Briefe, las ein paar Augenblicke und legte die Bogen mit einem Seufzer beiſeite. Sie vermiſſen ihren Vater gar nicht einmal und fühlen ſich glücklich in der evangeliſchen Schule. Und ahnen nicht, wie gut ihr Vater es immer mit ihnen gemeint hat! Aber verſprich mir wenigſtens, ſie ſpäter nach Venloo zu den Dominikanerpatres zu geben.

Die Taſſen in Marias Händen klirrten, beunruhigt trat ſie näher. Nach Venloo in Holland? Du willſt die Knaben doch nicht im Ausland erziehen laſſen? Deutſche Jungen —?

Verſprich es mir! beharrte er eigenſinnig.

Aber Heinrich?!

Es iſt mein letzter Wunſch und Wille, ſagte er ſchwer.

Sie erſchrak bis ins Herz hinein und vergaß ihre Mutterſorgen in der jäh erwachten Angſt um den Gatten. Trug er ſich mit Todesahnungen? Fühlte er ſich wirklich krank, oder war es nur der alte Starrſinn, der ſich hinter ſolch ſchwere Worte verſchanzte?

Sie legte den Arm um ſeine Schulter.

Rede nicht ſolche Dinge, Heinz! Bis dahin iſt noch lange Zeit, und wills Gott, wirſt du die Erziehung unſrer Söhne mit eigner Hand leiten und nicht nötig haben, ſie fremden Menſchen zu überlaſſen.

Er ſah ſie mit einem langen tiefen Blick an und ſeufzte: Ihr werdet mich ja doch nicht vermiſſen, du nicht, und die Kinder erſt recht nicht!

Lieber Mann, Heinz, ich bitte dich, wie darfſt du ſo etwas ſagen? Du biſt krank — ſonſt würde ich dir ſolche Worte nie verzeihen.

Digitized by Google

Und ſie ſann und grübelte, was ſie tun, wie ſie ihm helfen ſollte, ſich ſelbſt wiederzufinden, wieder der alte zu werden.

Schlug der Hausarzt, der ihn erſt ſo kurze Zeit kannte, den rechten Weg ein? Würden geſunde Luft, Ruhe und ein heiteres Geſicht allein es vollbringen? Wäre es nicht vielleicht beſſer, eine Autorität zu Rate zu ziehen? Einen Pſychiater, der den Irrgängen dieſer ruheloſen Seele nachzuſpüren verſtünde?

Und dann erſchrak ſie vor den eignen Gedanken. Um Gottes willen, ihr Mann war doch nicht geiſteskrank? Es war nichts als die alte fixe Idee, dieſer ſonderbare religiöſe Starrſinn, der es nicht zulaſſen wollte, daß ſeine Knaben in einer evangeliſchen Schule aufwüchſen. Der unbeugſame Fanatismus, gegen den ſie ein ganzes Jahr lang mit allen Waffen der Mutterliebe gekämpft hatte, bis das todkranke Kind ihr die Waffen aus der Hand nahm und den Starrſinn des Vaters waffenlos beſiegte. Sollte die alte Not nun wieder von vorn beginnen?

Ach, wo war ein Freund, der ihr riet und half? Sie dachte an Hans Recklinghaus, der Heinz ja ſeit den Jugendjahren kannte, ihm immer ein treuer Freund geweſen war, und ihr ſchien es, als ob ſeine bloße Gegenwart, ſeine Heiterkeit, ſeine Sympathie allein ihr ſchon Beruhigung und Troſt gewähren würde. Ihr ſelber wohl, aber auch Heinrich? Seit jenem Muſikabend hatte ſie ihn ſelten und flüchtig geſehen, aber ſie empfand doch mit jenem geheimnisvollen ſechſten Sinne unſers Weſens, daß eine leiſe Entfremdung zwiſchen ihn und Heinrich getreten war. Wie durfte ſie es da wagen, ihn kommen zu laſſen? Für ihren Frieden fürchtete ſie nicht, ihre Seele war rein und ruhig, in den langen Wochen am Krankenbett ihres Kindes, in der neuen Sorge um den Gatten und der faſt mütterlichen Pflege, die ſie ihm widmete, hatte ſie ſich ſelbſt wieder geſunden, und alles andre Begehren, das einmal flüchtig wie ein Windhauch über den klaren Spiegel ihrer Seele hingeglitten, war vergeſſen. Aber um Heinrichs willen, um ſein Mißtrauen nicht zu wecken, ſeine krankhafte Empfindlichkeit nicht zu reizen, durfte ſie nicht daran denken, den Freund herzuzitieren.

Sie lag ſtundenlang ſchlaflos und hielt Umſchau nach einer treuen und ſtarken Hand, die hier helfen könnte. Auch Heinrich ſchlief nicht, ſie hörte ihn ſich unruhig herumwerfen, manchmal ſtöhnte er leiſe, und als ſie ſich aufrichtete und im blaſſen Dämmern der Mainacht hinüber ſpähte, ſah ſie ihn aufrecht im Bett ſitzen und den Oberkörper wie in Schmerzen hin und her wiegen.

Sogleich war ſie auf und an ſeiner Seite. Fehlt dir etwas, Heinz? Willſt du nicht ein zweites Pulver nehmen, damit du ſchlafen kannſt?

Nein, laß, es geht ſchon vorüber. Aber bleib bei mir, Maria, mir iſt ſo angſt. Sind wir allein?

Ganz allein, liebes Herz. Wer ſollte wohl hier ſein?

Mir war, als hörte ich ein Rauſchen und Flügelwehen, es ſtrich ſo kalt über mein Geſicht.

Vielleicht eine Fledermaus? ſuchte Maria ihn zu beruhigen und ſchauderte vor Furcht und Kälte in ihrem dünnen Nachtgewande. Sie machte Licht, leuchtete das ganze Zimmer ab, fand aber nichts. Dann miſchte ſie ihm eine beruhigende Limonade und redete ihm zu, daß er ein zweites Schlafpulver nahm. Danach wurde er ruhiger, und bald hörte Maria, die am Bettrande ſitzend ſeine Hand hielt, ihn tief und leiſe atmen. Sie wartete noch eine Weile, löſte ſacht ihre Hand aus der ſeinen und ſchlich, halberſtarrt in der Kühle des ungeheizten Zimmers, in ihr Bett zurück.

Mit weit offnen Augen lag ſie und hörte in der von keinem äußerlichen Laut unterbrochnen Totenſtille der ſchlafenden Frühlingsnacht auf das Kreiſen und Singen des Blutes in ihren Ohren. Und erſchöpfte ihr Hirn in fruchtloſem Grübeln, bis ihr endlich, wie eine Erlöſung, der Gedanke an den alten Militärpfarrer, den Freund ihrer Eltern kam, dem wollte ſie ſchreiben, ihn bitten, ſie einmal zu be-

Digitized by Google

ſuchen. Der hatte ihr neulich ſo guten Troſt gegeben, vielleicht konnte er auch jetzt helfen. Treu und verſchwiegen war er, ein feiner Seelenkenner — und auch wohl ein Seelenarzt, der im Wandel langer Jahre in ſo manche Herzenstiefen mit klugen und milden Augen hineingeſchaut und verborgne Herzensnot zu lindern wußte.

Sie löſchte das Licht — ein Fünkchen glühte noch lange, und ein ſchwacher Duft ging von dem verglimmenden aus, faſt wie ein Weihnachtslichtlein am Chriſtbaum. In einer unwillkürlichen Ideenverbindung fiel Maria der letzte heilige Abend ein, der wie eine Inſel des Friedens aus dem dunkeln Meer dieſer freud- und friedloſen Wintermonate ragte, und flüchtig, wie ein vorbei huſchender Schatten, glitt eine verlorne Strophe, die ſie irgendwann und wo geleſen, ihr durch den Sinn:

Es ſieht der Menſch, er ſei auch wer er mag,
Ein letztes Glück — und einen letzten Tag.

Sie fror bis ins Mark hinein, kam ſie aus Not und Sorgen gar nicht mehr heraus, war das damals ihr letzter glücklicher Tag geweſen? Noch einmal lauſchte ſie hinüber und hörte kaum die leiſen Atemzüge, ſo laut ſang immer noch das aufgeregte Blut in ihren Adern. Morgen früh ſchreibe ich an den Propſt, dachte ſie, drückte todmüde ihren Kopf in die Kiſſen und fiel, lange nach Mitternacht, ein wenig beruhigt durch ihren letzten Entſchluß, in den bleiſchweren Schlaf tiefſter ſeeliſcher Erſchöpfung.

Wie lange, wußte ſie nicht, da weckte ſie ein Laut, ein Ruf.

Maria!

Schlaftrunken fuhr ſie auf, noch graute kaum der Tag, fahles Dämmern erfüllte das Zimmer.

Wach auf, Maria, ich hab mit dir zu reden!

Im Augenblick war ſie ganz wach und flog mit beiden Füßen aus dem Bett.

Und hörte den Ton und ſah den Blick, der auf ſie zu warten ſchien — und beides war ſo anders, ſo vertraut wie einſt in glücklichern Zeiten, und doch ſo fremd und weh und feierlich wie Abſchiednehmen. Wie eine Warnung vor etwas Schrecklichem. Ein Finger, der ſich hochreckt, als wollte er ſagen: Hüte dich!

Zieh die Vorhänge auf! bat er.

Sie tat es und ſah fern im Nordoſten über dem ſchlummernden Walde zartroſenrote und goldne Streifen am blaſſen Himmel aufglühn — und wandte ſich wieder ins Zimmer und ſah ihren Gatten an — und wußte wie in plötzlichem Hellſehen, daß jetzt die ſchwerſte Stunde ihres Lebens käme.

Sie kauerte auf ſeinem Bettrande und legte den Arm um ihn, und er redete zu ihr und bekannte in abgebrochnen ſtammelnden Lauten das furchtbare Geheimnis, das ihm ſeit Jahren die Kraft zum Leben zerſtört hatte.

Er ſtammte aus einem Geſchlechte, in dem ſeit Generationen der Wahnſinn erblich war. Zwei, drei Glieder überſprang das grauenvolle Geſchick in unerklärlicher Laune, und dann kam es wieder, ſchleichend, tückiſch, wie ein aus der Dunkelheit hervorbrechendes Raubtier.

Er hatte es ihren Eltern verſchwiegen, weil ſeit einem Menſchenalter kein ſolcher Fall mehr vorgekommen war, der Schwachſinn einer faſt neunzigjährigen Urahne zählte ja nicht mit. Und ſpäter, im Frieden und Glück ſeiner Ehe hatte er geglaubt, das natürlichſte Heilmittel gegen das alte Erbübel zu beſitzen. Und war im Verlaufe der Jahre ruhig und ſicher geworden und hatte es zuletzt faſt vergeſſen, bis es dann doch gekommen war. Seine ſchwere Krankheit damals war nur der Anfang geweſen, ſeitdem ahnte er, daß das Verhängnis auch über ihn hereinbrechen würde. Und ſchleppte die fürchterliche Laſt ſchweigend mit ſich herum und fühlte, wie ſie Tag um Tag unerträglicher wurde, wie Stunde um Stunde das gräßliche Geſpenſt näher heranſchlich.

Digitized by Google

Und nun war es da.

Vorhin das Wehen und Flügelſchlagen war nur das letzte Warnungsſignal geweſen. Damit hatte es bei den andern ſeines Geſchlechts auch angefangen, hundertmal in ſeinen Kinderjahren hatte er die uralte vom Tode vergeſſene Greiſin in verworrnen Reden davon erzählen hören.

Wenn Maria hätte ſagen ſollen, wie lange dieſe Stunde dauerte, aber was alles zwiſchen ihnen geredet wurde, da ſie eng aneinander geſchmiegt ſaßen und mit weit offnen Augen und meilenfernen Gedanken zuſahen, wie ſich der Horizont intenſiver färbte, und wie zwiſchen den feurigen Streifen ein großes glühendes Auge emporſtieg und auf einer Wolkenbank thronte und ſich mit ſchimmernden Strahlen umkleidete, bis ſich das arme geblendete Menſchenauge zitternd und tränenſchwer vor dem Glanze der Gewaltigen ſchloß, ſie hätte es nie zu ſagen gewußt. Jahre ihres Lebens, eine Ewigkeit drängte ſich hier zuſammen. Unermeſſene Weiten, die ſie von ihrem frühern Leben, ihrem alten Selbſt ſchieden.

Sie hörte ihn wie aus weiter Ferne über Vermögenslage und Kindererziehung ſprechen und fragte ſich voll zweifelnden Entſetzens: Bin ich irrſinnig, oder iſt ers, der da ſo klar und beſonnen redete und ihre und der Kinder Zukunft vor ihren Blicken ausbreitete mit der umſichtigen tapfern Ruhe eines Mannes, der weiß, daß das Ende unabänderlich iſt?

Und als die Sonne höher ſtieg, wenige Stunden ſpäter, kannte er ſein junges Weib nicht mehr. Mit Füßen und Fäuſten ſtieß er nach ihr und ſchleifte die Heißgeliebte an ihren Haaren durchs Zimmer. Dann wieder kauerte er in einer Ecke, ſchlug ſich um Barmherzigkeit jammernd vor die Bruſt und fiel nach ſtundenlangem fürchterlichem Paroxysmus wie tot zur Erde.

Am Abend dieſes ſonnigen Frühlingstages wurde Heinrich Sebaldus in die Irrenanſtalt übergeführt.

Das Urteil der Ärzte lautete: Religiöſer Wahnſinn — aller Wahrſcheinlichkeit nach unheilbar.

Maria war die Witwe eines Lebendig-Toten.

Es bleibt nicht mehr viel zu ſagen.

Das Ungeheure warf ſie nicht zu Boden, die Sorge um die Kinder, die große heilige Mutterliebe hielt ſie aufrecht.

Das erſte wilde Entſetzen löſte ſich in heißes Erbarmen. Unſägliches hatte er gelitten, und all ſeine Härte war nur krankhaftes Irren ſeiner armen Seele geweſen. Und aus dem troſtloſen Chaos ſammelten die Hände ſeines Weibes die Scherben zerbrochnen Glücks und wuſchen ſie mit Tränen rein von den Spuren ſeiner Irrungen und fügten ſie zuſammen zu einem heiligen Erinnerungsbilde für die Kinder.

Doch das war erſt viel, viel ſpäter.

An die erſchütterte, faſſungsloſe, niedergebrochne Frau traten die Forderungen des Lebens heran. Heinrichs alter Vater hatte die weite umſtändliche Reiſe von ſeinem abſeits von allem Verkehr gelegnen Heidehof nicht geſcheut und kam perſönlich, um der Schwiegertochter mit kurzen Worten, wie einen Befehl faſt, ſeine Wünſche vorzutragen: ſie ſolle mit den Kindern zu ihm ziehn.

Sein Jüngſter, der Anerbe des großen, von Urvätern ererbten Hofes, war vor Jahren, wenig Tage vor ſeiner Hochzeit beim Baden im Moorloch ertrunken. Das furchtbare Geſchick des Älteſten und Letzten warf den alten Mann wie ein Wetterſchlag zu Boden und riß den zähen knorrigen Bauer alten Schlages dann doch wieder empor und trieb ihn, den weltfremden, der ſeinen eichenumrauſchten einſamen Kamp ſeit Jahrzehnten nicht mehr verlaſſen hatte, in die große norddeutſche Stadt, zu der feinen, fremden Frau, die er kaum kannte, zu den Enkeln, die er nie geſehen hatte, die ſein grobes weſtfäliſches Platt nicht einmal verſtanden.

Digitized by Google

Die Entſcheidung war ſchwer.

Es lockte Maria wohl, ſie hätte ſich gar nicht weltfern genug verkriechen, ſich und ihr Leid in die tiefſte Heideeinſamkeit flüchten mögen. Aber die Unmöglichkeit, ihren Kindern dort in der Heide, fern von allen Bildungsmitteln, die Erziehung zu geben, die ſie mit ſo unſäglich ſchweren Opfern erkauft, die Heinrich in ſeiner letzten klaren Stunde ſelbſt noch gut geheißen hatte, gab endlich den Ausſchlag. Zudem, ſie war doch in der Nähe ihres Kranken; ſie konnte ihn doch wenigſtens ſehen, ſich von ſeinem leiblichen Wohlbefinden überzeugen, wenngleich er faſt nie zu ihr redete, ſie kaum noch erkannte.

So blieb Maria mit ihren Kindern in der wieder gewonnenen Heimat und verlebte nur jedes Jahr die Sommerwochen auf dem bäuerlichen alten Familienſitz, dem in ihrem Zweiten, dem ſtämmigen, kleinen Toni, wie ſie glaubte und hoffte, der künftige Anerbe erwuchs.

Zwei Jahre gingen ins Land, da trat Hans Recklinghaus, der in all dieſer Zeit Marias treuſter Freund und Berater geweſen, mit einer ſchwerwiegenden Frage vor ſie hin.

Wollen Sie mein Weib werden, Maria? Sie wiſſen, daß ich Ihren Kindern ein treuer, liebevoller Vater ſein werde.

So einfach und in den Augen vieler ſo ſelbſtverſtändlich die Frage war, ſo tief erſchrocken ſtand Maria vor ihm.

Ich bitte Sie um Gottes willen, Hans, wie dürfte ich? Mein armer Mann lebt ja noch, ich bin nicht frei, ſagte ſie in faſſungsloſer Beſtürzung.

Sie wiſſen, Maria, daß unheilbarer Irrſinn die Ehe löſt.

Nicht die katholiſche!

Doch, Maria, auch dieſe, ſagte er ſehr ſanft, doch feſt entſchloſſen, ſeinen Willen um jeden Preis durchzuſetzen. Sie, die ja groß und frei denken, werden ſich doch nicht unter ein längſt abgetanes Vorurteil beugen? Das bürgerliche Geſetz löſt und bindet, was bedarf es mehr?

Mich löſt nur das Geſetz unſrer heiligen Kirche, und ſelbſt das nicht einmal, fügte ſie in erſchütternder Traurigkeit hinzu.

Vergebens ſein Bitten, Zureden und Drängen, vergebens ſeine zündende Beredſamkeit, ſeine überzeugende Logik. Maria ſtand auf dem Boden ihrer Heimat und ſtand feſt auf dem Boden ihrer Kirche, in der ſie geboren und erzogen war.

Fünf Monate ſpäter erlöſte ein ſanfter Tod Heinrich Sebaldus von allen finſtern Qualen, die ſein kranker Geiſt durchlitten hatte. Maria war nun wirklich frei, und was ſie im voraus wußte, geſchah. Kaum ging das Trauerjahr zu Ende, kam Hans Recklinghaus zum zweitenmal.

Hab ich noch nicht lange genug um Sie gedient, Maria? Jetzt ſind Sie frei, und wir beide haben nicht viel Zeit zu verſäumen. Heißen Liebeswerbens bedarf es zwiſchen uns nicht, Sie wiſſen, was Sie mir ſind und waren. Seit ich Ihnen das Lied ſang, hat mich die Sehnſucht bei den Händen gehalten und nicht mehr losgelaſſen.

Maria ſenkte die Stirn. Daran, gerade daran hätten Sie mich nicht erinnern ſollen, Hans! ſagte ſie leiſe. Ihnen will ichs ſagen, was noch nie über meine Lippen gekommen iſt: viel Schuld gegen den Toten hab ich auf meine Seele geladen und muß nun ein Leben lang daran ſchleppen. Ein Teil davon reut mich nicht, denn heilige Mutterpflicht gebot mir, um das Recht meiner Kinder gegen den zu ſtreiten, der doch mein Herr war, und dem ich Gehorſam gelobt hatte. Vielleicht war ich ſo mitſchuldig an dem Gräßlichen, das über ihn hereinbrach ...

Er unterbrach ſie mit Heftigkeit: Nein, Maria, was kommen ſollte, wäre doch gekommen! Der Keim ſteckte in ihm, ſeit ſeiner ſchweren Krankheit hing das Damoklesſchwert über ſeinem Haupte.

Digitized by Google

Und ich durchſchnitt den Faden! Durch meine Schuld brach es vielleicht früher und fürchterlicher herein. Doch das will ich tragen, ich müßte heute noch dasſelbe tun, was ich damals tat: meinen Kindern ihr Recht erkämpfen.

Aber das andre ... ihre Stimme wurde leiſe wie ein Hauch. Es gab eine Zeit, wo meine Gedanken von ihm ab und zu einem andern hin irrten. Wie lange es gedauert, ob Stunden, Tage, weiß ich kaum. Und das war meine Schuld, Hans! Eine Schuld, die ich mir nie verzeihe. Denn er wußte darum. Er hat darunter gelitten. Und deshalb ... ſie ſtreckte beide Hände nach ihm aus, ſie ſah ihn an mit Augen, die bis in ſeine erſchauernde Seele drangen, die ihm für einer Sekunde Dauer alle Seligkeit der Erde ſchenkten und ſich dann ſchloſſen wie in unerträglichem Schmerz. Noch einmal ließ ſies an ihrer Seele vorübergehn, was ſie hingab — ein Glück, nicht auszudenken — an ſeiner Seite, Hand in Hand und Seele in Seele mit ihm, der ſie kannte, ſie verſtand bis in die heiligſten Tiefen — — Ein Weilchen blieb es totenſtill im Zimmer, dann kamen ihre letzten Worte:

Laſſen Sie uns Freunde bleiben, Hans, um meiner Kinder willen bitte ich Sie, wenden Sie ſich nicht zürnend von uns, bleiben Sie, was Sie uns immer waren: unſer treuſter Freund!

Er drückte ihre Hand, daß der goldne Witwenring ihr tief ins Fleiſch ſchnitt, ſtand auf und ging.

In den nächſten Tagen kam ein Briefchen, daß er einen zweimonatigen Urlaub nachgeſucht und erhalten hätte.

Lange, lange hörte Maria nichts von ihm. Aus den zwei Monaten waren vier geworden, und während der erſten Saiſonkonzerte des Orcheſtervereins hatte ein Kollege den abweſenden Dirigenten vertreten, Maria glaubte, er würde nie wieder kommen. Sie litt ſchwer unter dem Gedanken, denn ihr und den Kindern fehlte der Freund auf Schritt und Tritt.

Aber im Spätherbſt, zu des kleinen Hans viertem Geburtstage kam eine Karte und meldete, daß ſein Pate in acht Tagen heimkäme. Und war unterſchrieben: der alte Onkel Hans.

Da wußte Maria, daß ers überwunden hatte, und daß nun Friede geworden zwiſchen ihr und dem Freunde.

Sie hatte überwunden und ſtand jetzt feſt und ſicher auf der Heimaterde und mühte ſich redlichen Herzens, ihre Kinder zu Menſchen zu erziehen, die nicht ängſtlich und engherzig die großen chriſtlichen Konfeſſionen in Freund und Feind ſchieden, ſondern frei und ſtolz als Kinder eines Herrgotts und einer Heimat mitten unter ihren Landsleuten ſtanden.

Der alte Pfarrer hatte Recht behalten mit ſeinem Troſtwort in ſchwerer Zeit.

Maria fühlte es tief und heilig, wie wir die großen Wohltaten unſers Lebens fühlen: es war und blieb doch die Heimat!

Aber ſie iſt ſchwer zu erobern, ſie bleibt ſich ſelbſt und ihrer kühlen, herben, langſam denkenden, ſich ſchwer entſchließenden Art getreu. Nicht den erſten beſten Fremdling nimmt ſie vorſchnell mit offnen Armen auf. Werben mußt du um ſie, dir die Heimat verdienen! Erſt dann, wenn du ein Menſchenleben lang hier gearbeitet, wenn deine Eltern hier begraben, wenn deine Kinder hier geboren ſind, darfſt du hier wurzeln, deine Zweige ausbreiten, eine neue heimatsberechtigte Generation aus deinem Geſchlecht aufwachſen ſehen. Erſt wenn du um ſie gelitten, haſt du dir Heimatsrecht erworben! Erſt wenn du gekämpft, wirſt du den ſüßen Heimatfrieden finden, biſt du in Schmerz und Tränen deiner Heimat Kind geworden!

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsſpiegel. (Erzbiſchof von Stablewski und die Oſtmarkenfrage. Kolonialdebatten.)

Mitten in dem Streit über die Schulfrage in der preußiſchen Oſtmark iſt der Erzbiſchof Florian von Stablewski aus dieſem Leben abberufen worden. Er galt vielen, beſonders ſolchen, die die Verhältniſſe im Oſten nur aus der Ferne kannten, als die Seele des Widerſtandes, den die Polen in ſteigendem Maße der preußiſchen Regierung entgegenſetzen. Das gerechte Urteil, deſſen man ſich nach gutem Brauch ganz beſonders über einem kaum geſchloſſenen Sarge zu befleißigen hat, wird die landläufige Vorſtellung etwas einſchränken müſſen. Der Erzbiſchof war mehr ein Geſchobner als ein Schiebender. Seit Jahren von ſchwerem körperlichem Leiden heimgeſucht, vielleicht auch — wer kann es genau wiſſen! — ſeeliſch gebrochen durch einen innern Zwieſpalt, über den er früher einmal leichter hinwegzukommen hoffte, war er längſt am Ende ſeiner perſönlichen Kraft angekommen. Wenn bei uns wohl oft geglaubt wurde, ein argliſtiger Wille, der unter Mißbrauch der kirchlichen Gewalt im Intereſſe des Polentums dem Staate entgegenarbeite, halte von der Poſener Dominſel aus alle Fäden in der Hand, ſtehe hinter allen Hemmungen und Erſchwerungen, die der Fortſchritt des Deutſchtums in der Oſtmark erfahre, ſo tat man dem verſtorbnen Erzbiſchof Unrecht. Eine aktive Natur in dieſem Sinne iſt er nie geweſen. Er war ein überaus kluger, feinempfindender Mann, und da ſeine Klugheit viel von jener echt polniſchen Art hatte, die wir treffender noch mit dem Ausdruck „Verſchlagenheit" bezeichnen, und er es überdies ſehr gut verſtand, ſich mit großer Würde zu bewegen, ſo wurde die Bedeutung ſeiner Perſönlichkeit nach der Willensſeite hin wohl oft überſchätzt. Er war durch und durch zu ſehr Pole, als daß er ſich von dem Wünſchen und Begehren der Maſſe ſeiner Volksgenoſſen hätte innerlich ſo weit freimachen können, daß er ihm im Namen einer beſſern Einſicht und höhern Pflicht Widerſtand geleiſtet hätte, aber dabei hatte er doch wirkliches Verſtändnis für deutſches Weſen und war von deutſcher Bildung durchdrungen. So war er in ſeiner Art loyal, das heißt, er wiegte ſich in der Täuſchung, er könne im Herzen ein guter Pole ſein und doch die Pflichten erfüllen, zu denen ihn ſein preußiſcher Biſchofseid verpflichtete. Aber er hatte niemals, auch nicht in geſunden Tagen, die rückſichtsloſe Feſtigkeit, die ihn allein befähigt hätte, dieſen guten Willen zur Tat werden zu laſſen. Er wurde in Wahrheit immer mehr das Werkzeug ſeines Klerus. Wenn er freilich vor die unmittelbare Wahl geſtellt wurde, ob er ſein Volkstum verleugnen oder ſich zu ihm bekennen ſollte, dann brach bei ſolcher Gelegenheit in jäher Leidenſchaft ſein ſlawiſches Temperament durch. Dann war er auch einer Unvorſichtigkeit fähig, während ſonſt ſein Walten den Stempel milder, vorſichtiger Zurückhaltung trug.

Die Kennzeichnung dieſer Verhältniſſe iſt für uns Deutſche nicht unwichtig. Ein milder, faſt ſchwacher Inhaber des Hirtenamtes von St. Adalbert hat das Polentum mehr gefördert als mancher ſtreitbare Mann unter ſeinen Vorgängern. Es wäre falſch, das für ein Werk bewußter Argliſt zu halten. Es ergab ſich aus den Vorſtellungen, die bei der polniſchen Bevölkerung mit dieſem Amte unlösbar verknüpft ſind. Allgemein bekannt iſt, daß der Erzbiſchof von Gneſen, der im ehemaligen Königreich Polen die Würde des Primas innehatte und als ſolcher während einer Thronerledigung die Stelle des Königs einnahm, im Volksbewußtſein noch heute als Träger der nationalen Hoffnungen und als von Gott beſtimmter Führer der polniſchen Nation angeſehen wird, er mag ſich perſönlich dazu ſtellen,

wie er will. Unverſtändlich wäre auch ſonſt die im Grunde ganz unkathaliſche Farderung, daß ein Erzbiſchaf, der zwei Diözeſen mit national gemiſchter Bevölkerung zu verwalten hat, gerade einer beſtimmten Natian angehören ſalle. Eine ſolche Farderung würde unter normalen Verhältniſſen höchſtens der Staat zu ſtellen haben, nicht die Kirche. Aber der Biſchafsſitz van Paſen und Gneſen iſt eben nach polniſchen Begriffen eine palitiſche Einrichtung; van der Kirche wird verlangt, daß ſie das anerkennt, weil es der Staat höchſtens in einem den palniſchen Wünſchen entgegengeſetzten Sinne tun kann. Ein Pole, der einmal dieſes erzbiſchöfliche Amt erhalten hat, braucht keine beſandern Anſtrengungen zu machen, um die Haffnungen ſeines Valkes zu nähren. Er braucht ſich nur überhaupt zu den Seinen zu bekennen, ſa nehmen dieſe ahne weiteres an, daß ſie in ihm perſönlich ein Unterpſand für die kirchliche Billigung ihrer politiſchen Beſtrebungen beſitzen. Wa wird man heute nach einen Palen finden, der ſich dieſem mächtigen Bann entziehen kann? Nur ein Mann van ungewöhnlicher Energie würde imſtande ſein, einen ſalchen Bruch mit allen Überlieferungen, mit allem, was ihm teuer ſein muß, zu vallziehen. Man muß deshalb wünſchen, daß der Nachſalger Stablewskis ein Deutſcher ſei, ein Deutſcher, der die Energie hat, ſeine kirchliche Autorität in vollem Umſange zu gebrauchen, und der frei iſt von allen Rückſichten, die ihn in eine ſtaatsſeindliche Stellung drängen müſſen.

Der nationale Fanatismus des palniſchen Klerus hatte den verſtarbnen Erzbiſchaf noch in den letzten Wachen ſeines Lebens zu einem Schritt getrieben, den er vielleicht ſa anſah, als ab er Schlimmeres verhüten ſallte, der aber in Wahrheit eine Kriegserklärung gegen die preußiſche Staatsregierung wurde. Es war der bekannte Erlaß wegen des Schulſtreiks in der Pravinz Poſen, eines der lehrreichſten Beiſpiele, wie eine von dieſer Stelle ausgehende Kundgebung, die ihrem Wartlaute nach ganz lahal verſtanden werden könnte und jedenſalls der Staatsgewalt keine Handhabe zum Einſchreiten bietet, auf die nationale Leidenſchaft der Palen, die zwiſchen den Zeilen ihr eignes Empfinden wiederfanden, wie ein Alarmſignal wirkte.

Der Tad hat es dem Erzbiſchaf erſpart, die bittern Falgen dieſes Schritts weiter und bis in die letzten Nachwirkungen hinein auszukaſten. Wir ſtehn var einer harten Prabe auf die Leiſtungsfähigkeit unſrer natianalen Palitik. Mehr und mehr lenken ſich die Blicke der Welt auf dieſen natianalen Kampf. Für uns liegt die Gefahr nicht in der Heftigkeit des Kampfes, ſandern in dem Mißverſtändnis, das uns aus den eignen Reihen draht. Wir Deutſchen ſehen uns, einem ehrenwerten Grundzuge unſers Weſens gemäß, zuerſt die Prinzipienfrage an. Man will Kindern verwehren, den Religionsunterricht in der Mutterſprache zu empfangen; iſt das nicht grauſam? iſt es nicht des graßen deutſchen Volkes unwürdig? Sa legen ſich viele die Frage zurecht, und bei allem Patriotismus will ihnen die Sache nicht in den Sinn. Sie laſſen, um zu prüfen, ab die Palen nicht ein Recht haben, ſich zu beklagen, das Schickſal natianaler Minderheiten in andern Ländern an ihrem geiſtigen Auge varüberziehn. Urteilen wir da nicht ſehr ſcharf über jede Vergewaltigung durch die Mehrheit? Und ſind nun ſelbſt der Sünde bloß! Sind wir nicht in den Reichslanden mit mildern Mitteln weiter gekammen?

Sa tänen warnende Stimmen aus allen Teilen des Reichs, darunter Stimmen van Männern, deren natianale Geſinnung unanfechtbar iſt, denen aber auch freitich die rechte Kenntnis der Lage fehlt, und die ſich — ſa müſſen wir weiter hinzufügen — in ihren Gedankengängen davan entwöhnt haben, einer harten geſchichtlichen Notwendigkeit ins Auge zu ſehen.

Die Palen in den öſtlichen Provinzen Preußens ſind keine nationale Minderheit in dem gewöhnlichen Sinne, daß ſie gegen Erhaltung ihrer Sprache und Sitte bereit ſein könnten, die ſtaatlichen Zuſtände anzuerkennen, in die ſie hineingeſtellt ſind. Wie man auch die Eigenſchaften und Fähigkeiten dieſer Palen auf Grund

Digitized by Google

geſchichtlicher Erfahrungen einſchätzen mag, ſie ſind der Bruchteil einer wirklichen Nation mit allen Merkmalen einer ſolchen — bis auf eins: die politiſche Selbſtändigkeit. Dieſen Zuſtand als dauernd und endgiltig anerkennen kann wohl ein abgeſprengter Teil einer ſonſt ſelbſtändigen Nation, nicht aber ein Volk, das nirgends in der Welt einen Fleck Erde beſitzt, wo es politiſch ſelbſtändig iſt. Daher wird überall, wo es beſteht, ſein Dichten und Trachten dahin gehn, dieſes verlorne Gut wiederzugewinnen, oder wo ſich dieſem Wunſche noch Hinderniſſe entgegentürmen, die Wiedergewinnung vorzubereiten. Dieſe ganze Tätigkeit iſt nur möglich auf Koſten unſers Staats und unſers Nationalvermögens. Das iſt der große, ſo oft verkannte Unterſchied in der Stellung der Polen gegenüber der Stellung andrer nationaler Minderheiten. Die Wünſche der ſiebenbürgiſchen Sachſen richten ſich nicht gegen den ungariſchen Staat. Die Balten ſind ſtets die beſten Stützen des ruſſiſchen Kaiſerthrons geweſen. Unſre Dänen in Nordſchleswig und unſre franzöſiſch redenden Lothringer opfern nichts von dem gemeinſamen Intereſſe ihrer Nationalität, wenn ſie ihren Frieden mit dem deutſchen Staate machen. Einen polniſchen Staat aber gibt es nicht. Dafür gibt es eine polniſche Nation. Der Pole iſt alſo gezwungen, entweder auf das höchſte Recht ſeiner Nation dauernd zu verzichten oder gegen die Lebensintereſſen des Staats zu agitieren, dem er angehört. Das iſt eine traurige, unbequeme Wahrheit, es widerſpricht dem, was in unſern Schulbüchern über die Teilungen Polens zu leſen ſteht, aber jeder, der die heutigen Polen, ihre Eigenart, ihre Literatur wirklich kennt, weiß, daß es darum doch Wahrheit iſt. Ein großer Teil unſrer öffentlichen Meinung wehrt ſich noch gegen dieſe Einſicht, die einen milden und gerechten Sinn in ein unangenehmes Dilemma bringt und viele prächtige Theorien, wie man die Polen verſöhnen und gewinnen kann, ſcharf durchkreuzt. Es iſt nicht wahr, daß unſre Auffaſſung der Polenfrage dem Haß entſpringt. Als Menſchen und Chriſten können wir volles Verſtändnis für die Lage der Polen haben, als Staatsbürger müſſen wir doch fragen: Darf ein deutſcher Staat zugeben, daß ſolche Beſtrebungen vor ſeinen Augen ihren Weg gehn? Und dürfen wir Staatsbürger uns dem Staate verſagen, wenn er die Frage verneint?

Das iſt die Grundlage, von der aus allein die rechte Stellung gewonnen werden kann. Sie zeigt uns vor allem, daß die Frage nicht durch Vermeidung aller Schwierigkeiten gelöſt werden kann. Das muß man denen entgegenhalten, die bei dem erſten Auftauchen von Schwierigkeiten die Lage als „verfahren“, die Politik als „verfehlt“ zu bezeichnen pflegen. Hier muß der Kampf aufgenommen und durchgeführt werden, auch wenn er uns manche ſchmerzlichen Opfer koſtet. Dann erſcheint auch die Frage der Unterrichtsſprache in einem andern Lichte. Darauf werden wir noch zurückkommen, wenn die Frage den Reichstag beſchäftigt haben wird.

Dort haben jetzt die Kolonialdebatten einen breiten Raum eingenommen. Zum erſtenmale hatte der neue Kolonialdirektor Gelegenheit, ſich mit der Volksvertretung auseinanderzuſetzen. Herr Dernburg kann ſich ſeines erſten Erfolges freuen. Beſſer konnte er nach Lage der Dinge nicht abſchneiden, und jeder Freund der kolonialen Betätigung des deutſchen Volks darf darüber aufrichtige Genugtuung empfinden. Es wird jedoch nötig ſein, hervorzuheben, daß dieſer angenehme Eindruck nicht ſo ſehr darin zu ſuchen iſt, daß ſich der neue Mann im Redekampfe als geſchickt und tüchtig bewährte, als vielmehr in der Überzeugung, daß wir nun auf dem Wege ſind, begangne Fehler gut zu machen. Herr Dernburg hatte noch keine Viertelſtunde vor dem Reichstage geſprochen, als man das Geſagte ſchon dahin zuſammenfaſſen konnte, daß er keine Verſprechungen gemacht hatte, ſondern nur Mitteilungen über ſchon Geleiſtetes. Das gab ihm ſofort eine ſehr ſtarke Stellung und erweckte ein günſtiges Vorurteil für ſeine weitere Tätigkeit. Man braucht das nicht zu überſchätzen, denn die Kolonialverwaltung hat noch ein weites Feld vor ſich. Wer vermöchte heute zu ſagen, ob alles glücken wird! Aber es wirkte

Digitized by Google

befreiend, daß im Reichstage der Eindruck der Tat, nicht die Redegeſchicklichkeit allein geſiegt hatte. Und unter ſolchem Eindruck wurde zu einem Akt vertrauenerweckender Klugheit, was ſonſt wohl Unbehagen erregt hätte, daß nämlich Herr Dernburg kein eignes Programm aufſtellte.

Freilich hatte er Denkſchriften vorgelegt, die als Programm aufgefaßt wurden, worüber die Kritik leidenſchaftlich genug herfiel. Man kann darüber ſtreiten, ob es richtig war, dieſe Denkſchriften vorzulegen, ehe der Reichstag eine beſtimmtere Vorſtellung von Perſönlichkeit und Abſichten des neuen Kolonialdirektors gewonnen hatte. Sie mögen auch in Einzelheiten anfechtbar ſein. Aber der Grundgedanke, eine „Inventur“ aufzuſtellen, war doch zu billigen. Richtig war auch der Gedanke, die wirtſchaftlichen Werte einmal losgelöſt von den Aufwendungen zu betrachten, die in den Schutzgebieten einſtweilen noch zur Sicherung von Leben und Eigentum gemacht werden müſſen. Denn entſcheidend für wirtſchaftliche Unternehmungen in den Kolonien und für die Beurteilung der Bedeutung unſrer Schutzgebiete ſind doch nur die Fragen, die Dernburg ſeiner Inventur zugrunde gelegt hat, mag man ihre Zahlen auch prüfen und ändern, ſoviel man will. Der Weg iſt damit gezeigt, auf dem unſre Kapitaliſten zu andern Unterlagen für ihr Urteil gelangen können als den bisherigen, die zwiſchen dilettantiſchen Schätzungen und den ewigen Unterbilanzen unſrer Kolonialetats hin und her ſchwanken.

Einen weitern Vorteil verſpricht uns der Verlauf der letzten Kolonialdebatten. Wir werden nun hoffentlich aus der Ära der Enthüllungen und Skandale herauskommen. Wenn begangne Fehler ehrlich eingeſtanden, Verbrechen und Mißſtände gründlich unterſucht werden, im übrigen aber ein klar vorgezeichneter Weg mit Feſtigkeit innegehalten wird, ſo kann es ſich nicht wiederholen, daß die Verfehlungen einzelner Beamten in einer Weiſe, die gewiſſen Parteien und Perſönlichkeiten zum Nutzen dient, die gemeinſame Sache aber ſchwer ſchädigt, aufgebauſcht und ausgebeutet werden. Schon diesmal hatte das geſchickte Auftreten des Reichskanzlers und des Kolonialdirektors dem Zentrum, das einen ſehr ernſten Angriff gerüſtet hatte, die Waffen aus der Hand genommen. Das hatte die Wirkung, daß die Taktik geändert wurde. Herr Erzberger beſchränkte ſich auf die Kritik einzelner Fälle und beſtimmter Ungehörigkeiten und reichte der neuen Verwaltung die Hand zum Frieden. Vorher hatte ſchon Dr. Schädler, der Bamberger Domherr, der die bayriſche Gruppe des Zentrums im Reichstag anführt, einen großen Abſchnitt ſeiner Rede dem Nachweis gewidmet, daß ſeine Partei nicht kolonialfeindlich ſei. Die Sozialdemokratie blieb freilich der alten Rolle getreu, verneinend und unfruchtbar wie immer, kümmerlich in dem Komposthaufen alter, zum Teil verjährter Skandalfälle und unkontrollierbarer Klatſchgeſchichten herumſcharrend. Weder die geifernde, tobende Beredſamkeit des alten Bebel noch das unerträgliche falſche Pathos des Genoſſen Ledebour konnte auch nur den geringſten Erfolg aufweiſen. Auch die Freiſinnigen ſpielten eine klägliche Rolle. Sie wußten ſich nicht, wie ſogar Herr Erzberger, der Lage anzupaſſen. Ihre Angriffe erinnerten darum an den ſinnreichen Edeln von La Mancha. In ihrer Preſſe hatten wir monatelang von dem „Panama“ unſrer Kolonialpolitik, von der gänzlichen Durchſeuchung unſrer kolonialen Beamtenſchaft, von der abgrundtiefen Korruption der Kolonialverwaltung geleſen. Als ſich jetzt Fürſt Bülow energiſch gegen ſolche Verallgemeinerungen verwahrte, wußten ſie nichts mehr davon; nie ſei ihnen dergleichen eingefallen, ſie hätten immer nur einzelne gemeint. Dabei waren doch auch ihre letzten Reden ganz auf den Ton der Verallgemeinerung abgeſtimmt und zudem reichlich mit recht leichtfertig zuſammengeſtellten Klatſchgeſchichten aufgeputzt. Sie konnten daher gegen die ernſthaftern Eindrücke der Debatte nicht aufkommen.

Wir haben alſo Anlaß, auf den Eintritt beſſerer Zeiten in der Kolonialpolitik zu hoffen. Fürſt Bülow hat in geſchickter Rede den Zuſammenhang dieſer neuen Ära

Digitized by Google

mit den Sätzen ſeines eignen Kolonialprogramms hergeſtellt und Herrn Dernburg mit ſeiner ganzen Autorität gedeckt. Hoffen wir, daß die guten Anſätze zur Frucht auch die Zeit der Reife erleben!

Fichte und Trine. Das ganze Sommerſemeſter 1794 hindurch hat Fichte in Jena jeden Wochentag Morgens um ſechs Uhr ſeine höchſt abſtrakte Wiſſenſchaftslehre vorgetragen. Die wenigſten ſeiner zahlreichen Zuhörer werden ihn wirklich verſtanden haben, aber ſie hörten ihn alle mit Begeiſterung und hielten aus bis zu Ende. Seine Perſönlichkeit feſſelte ſie. „Seine Jünger glaubten an ihn.“ Und ſo ergeht es jedem, der Fichte nahetritt. Die philoſophiſchen Deduktionen mögen einem dunkel bleiben, aber man fühlt, daß einem hier das Höchſte dargeboten wird von einem, der dieſes Höchſte für ſeine Perſon beſitzt. Das Höchſte iſt nicht jedermanns Sache, aber jeder nicht ganz unedle Menſch wird, wenn es ihm naht, davon freudig ergriffen und mit Sehnſucht danach erfüllt. Worin nun dieſes Höchſte, der Kern der Wiſſenſchaftslehre, beſteht, und daß es dem Evangelium Johannis nahe verwandt, wenn nicht mit ihm identiſch iſt, hat Fritz Medicus wunderſchön klar gemacht in ſeinem Buche: J. G. Fichte. Dreizehn Vorleſungen, gehalten an der Univerſität Halle. Berlin, Reuther und Reichard, 1905. Der Laie findet Erbauung in dem Buche, dem Philoſophen vom Fach aber gibt die Wiedererweckung Fichtes einen Anſtoß, die wichtigſten Probleme aufs neue und unter neuen Geſichtspunkten — denn das wiedererweckte Alte erſcheint den meiſten neu — zu unterſuchen. Um nur eins zu erwähnen: Chamberlains Verſuch, Kants Philoſophie durch die Darſtellung ſeiner Perſönlichkeit verſtändlich zu machen, hat leidenſchaftlichen Widerſpruch hervorgerufen. Wenn die Philoſophie eine Wiſſenſchaft ſein will, ſagt man, ſo muß es vollkommen gleichgiltig ſein, wie die Perſon beſchaffen iſt, die eine Behauptung aufgeſtellt und ſie bewieſen hat; nur darauf kommt es an, ob die Behauptung wahr und der Beweis zwingend iſt. Fichte dagegen — und gerade er forderte abſolute Gewißheit — verkündigt: „Was für eine Philoſophie man wähle, hängt davon ab, was man für ein Menſch iſt: denn ein philoſophiſches Syſtem iſt nicht ein toter Hausrat, den man ablegen oder annehmen könnte, wie es uns beliebte, ſondern es iſt beſeelt durch die Seele des Menſchen, der es hat.“

Beim Leſen dieſes Buches fiel mir Ralph Waldo Trine ein — über ſein „In Harmonie mit dem Unendlichen“ iſt ſeinerzeit lobend berichtet worden —, der ebenfalls im ſterblichen Ich das abſolute Ich ſich verwirklichen läßt und predigt, daß der Menſch Macht habe über alle Objekte, über die Natur. Darauf nahm ich die jüngſte ſeiner kleinen Schriften vor, die (bei J. Engelhorn in Stuttgart, 1906) in deutſcher Überſetzung erſchienen iſt: Charakterbildung durch Gedankenkräfte, und las da in der Vorrede des Überſetzers, Dr. Max Chriſtlieb: „Der philoſophiſche Standpunkt Trines iſt etwa der des ältern Fichte in ſeiner zweiten Periode.“ Dem deutſchen Philoſophen ſagt der Amerikaner nichts neues. Für den Laien iſt das winzige Büchlein geeigneter als die ſchwer verſtändliche Wiſſenſchaftslehre Fichtes, weil, wie der Überſetzer ſchreibt, ſeine Schriften „die denkbar geringſten Anforderungen an die Vorbildung oder die Denkkraft“ der Leſer machen. Der Hauptgedanke des leſenswerten Schriftchens iſt: Der Charakter hängt nicht vom Zufall ab, ſondern wir ſchaffen ihn ſelbſt, indem wir unſre Gedanken ſo oder anders disziplinieren oder undiszipliniert ſchweifen laſſen. n

Wandſchmuck für Haus und Schule. Die große pädagogiſche Bewegung, das Verſtändnis und die Freude an den Werken der bildenden Künſte, namentlich der Malerei, ſchon in der Jugend zu erwecken und planmäßig auszubilden, hat bei Künſtlern und Verlegern viel Beifall gefunden. Während man ſich früher aus Mangel an geeignetem, für Schule und Haus brauchbarem Bilderſchmuck nur auf

theoretiſche Auseinanderſetzungen beſchränken mußte, iſt in den letzten Jahren eine ſolche Fülle billiger Reproduktionen erſchienen, daß einem die richtige Auswahl nicht leicht wird; denn unter den unſern Schulen angeprieſenen Bildern findet ſich auch viel Unbedeutendes und Wertloſes. Um ſo mehr freuen wir uns des wirklich Schönen. Zu dieſem gehören auch zwei Erſcheinungen des Kunſtverlages von F. E. Wachsmuth in Leipzig, die der Redaktion vorliegen, und die wegen ihres hohen künſtleriſchen Wertes und ihrer vortrefflich gelungnen Reproduktion unſern ganzen Beifall gefunden haben. Es ſind die Bilder Septembermorgen im Buchenwald auf Rügen von Profeſſor P. Flickel und ein bekanntes Bismarckporträt von F. von Lenbach. Die Reproduktion des Flickelſchen Bildes gibt die ganze wunderbar poetiſche Stimmung des Waldzaubers wieder; während der im Vordergrunde rechts etwas anſteigende Wald im Schatten liegt, flutet die Morgenſonne durch eine Schneiſe in den Mittelgrund und füllt die Landſchaft mit einem warmen gelblichen Lichte, deſſen Reflexe auch auf das ſtehende, von dunkelm Unterholz und Farnkraut umrahmte Gewäſſer ſchimmern und zwiſchen den mächtigen Stämmen der herrlichen Buchen auf den bräunlichen Waldgrund fallen. Nur zwei Rehe im Hintergrunde bilden die Staffage. Das Bild iſt ein Meiſterwerk poetiſcher Stimmungsmalerei; es kann als Zimmerſchmuck für Schule und Haus nur empfohlen werden. Dem Bismarckporträt Lenbachs noch eine Empfehlung mitzugeben, iſt überflüſſig; die vortreffliche Reproduktion des Wachsmuthſchen Kunſtverlags wird auch ohne ſie die weiteſte Verbreitung finden.

Literatur

Eine wohlfeile Reuterausgabe. Unter dem Titel „Fritz Reuters ſämtliche Werke in zwölf Bänden, vollſtändige, kritiſch durchgeſehene und erläuterte Ausgabe mit Biographie und Einleitungen von Prof. Dr. Karl Theodor Gaedertz“, iſt das Lebenswerk des großen plattdeutſchen Humoriſten im Verlage von Philipp Reclam jun. in Leipzig erſchienen. Bedenkt man, daß dieſe Geſamtausgabe in vier ſolide und geſchmackvoll gebundnen Leinenbänden geliefert wird und überdies noch mit einer Fülle von Illuſtrationen — Originalporträts, Fakſimiles von Handſchriften, Szenen nach Darſtellungen des bekannten Reuterilluſtrators Theodor Schloepke — geſchmückt iſt, ſo fragt man ſich, wie es die Verlagshandlung möglich gemacht hat, den Preis auf 6 Mark feſtzuſetzen. Denn die Ausgabe iſt keineswegs ein einfacher, kritikloſer Nachdruck der vor einigen Jahren freigewordnen Originalausgabe, ſondern beruht auf peinlich genauer Vergleichung der Drucke und Nachprüfung der Handſchriften, ja ſie iſt durch die Aufnahme einer ganzen Anzahl bisher unveröffentlichter Dichtungen vervollſtändigt worden, ſodaß ſie in der Tat zum erſtenmal den ganzen Reuter bietet. Am Fuße der Seiten finden ſich neben den notwendigſten Worterklärungen kurze Anmerkungen literarhiſtoriſchen und bibliographiſchen Inhalts. Daß die umfangreiche Biographie des Dichters und die dreizehn, die Entſtehungsgeſchichte der einzelnen Schriften behandelnden Einleitungen aus der Feder des allgemein als einer der erſten Reuterkenner anerkannten Herausgebers zum beſten gehören, was je über den Dichter und ſeine Werke geſchrieben worden iſt, bedarf wohl keiner beſondern Hervorhebung.

Thomas Carlyle, Die franzöſiſche Revolution. Neue illuſtrierte Ausgabe in vierzig Lieferungen (zu 50 Pfennigen). Herausgegeben von Theodor Rehtwiſch. Mit etwa fünfhundert Illuſtrationen, Autographen und Kunſtbeilagen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Von dieſer vortrefflichen Ausgabe des berühmten Carlyliſche Werkes ſind bis jetzt 26 Lieferungen erſchienen, die ſich alle durch eine Fülle von intereſſanten zeitgeſchichtlichen Dokumenten, Handſchriften Bildern und Karikaturen auszeichnen. Die

Digitized by Google

packende, oft ſchwungvolle Darſtellung Carlyles, ſeine ſtaunenswerte Fähigkeit, die hiſtoriſchen Begebenheiten dramatiſch zu ſchildern und die führenden Geſtalten mit wenigen markigen Strichen zu charakteriſieren, iſt ſchon oft geprieſen worden; und wenn die moderne Geſchichtsforſchung auch mit manchen ſeiner Urteile nicht einverſtanden iſt und ſeine Anſichten hier und da korrigiert hat, ſo muß dieſe Geſchichte der franzöſiſchen Revolution doch zu den genialſten Werken nicht nur Carlyles ſondern der ganzen Geſchichtſchreibung gezählt werden. Es ſei unſern Leſern, die der Jugend etwas Gediegnes ſchenken wollen, beſtens empfohlen.

Wilhelm Bölſche, Die Schöpfungstage. Umriſſe zu einer Entwicklungsgeſchichte der Natur. Mit zehn Bildern nach Originalzeichnungen von Heinrich Harder. Dresden, Carl Reißner (1906). 88 Seiten.
Das Büchlein iſt ein geiſtvoller und feſſelnder Verſuch, die bibliſchen Schöpfungstage den großen naturwiſſenſchaftlichen Ideen von der Entſtehung der Welt und des Menſchen zugrunde zu legen, die Forſcherwahrheiten der modernen Naturwiſſenſchaften anzuerkennen und dabei doch nicht den Duft und Schmelz von dem Schöpfungsbericht der Bibel wegzuwiſchen. Wir müſſen geſtehn, daß Bölſche, dem wir in ſeinen in andern Werken aufgeſtellten entwicklungsgeſchichtlichen Theorien nicht immer folgen können, dieſe Aufgabe vortrefflich gelöſt hat: er vereinigt in ſeiner Darſtellung eine ſolche Fülle tiefer Kenntniſſe, geſtaltender Phantaſie und religiöſer Gemütsſtimmung, daß die Lektüre der Schrift einen hohen Genuß gewährt. Auch der reifern Jugend, die ſich ja mit dem alten Problem von Glauben und Wiſſenſchaft immer wieder abmüht, hat Bölſche mit dieſen „Schöpfungstagen" eine Quelle der Belehrung und Erhebung und einen klaren Ausblick in die Kämpfe der Gegenwart gegeben.

M. Wilh. Meyer, Die Rätſel der Erdpole. Mit zahlreichen Abbildungen. Neunte Auflage. Stuttgart, Verlag des Kosmos, Geſellſchaft der Naturfreunde (Stuttgart, Franckh'ſche Verlagshandlung), 1906; 1 Mark. Der Kosmosverlag hat es ſich zur Aufgabe gemacht, durch eine Reihe populär geſchriebner Bücher zur Hebung der naturwiſſenſchaftlichen Bildung im Volke beizutragen. Die vorliegende Schrift führt den Leſer in das Problem der Erdpole, und es gelingt dem Verfaſſer vortrefflich, die Forſchungsergebniſſe, die geographiſchen, biologiſchen und erdmagnetiſchen Fragen in gemeinverſtändlicher und feſſelnder Form klarzumachen. Man gewinnt eine deutliche Anſchauung von dem Charakter der Polargebiete, von ihren Bewohnern und ihrer Tierwelt und bekommt einen Überblick über alles, was mutige Entdecker und Forſcher dort geſehen und erlebt haben.

Der Niederſachſen-Verlag von Karl Schünemann in Bremen hat eine Reihe freundlich ausgeſtatteter Jugendbücher herausgegeben, die wir unſern Leſern empfehlen können. Dazu gehören die Kindermärchen: Aus der Natur von Richard Wilhelm, mit Buchſchmuck von Th. Herrmann (1 Mark), eine Reihe fein erſonnener und in poetiſcher Sprache erzählter Geſchichten: Das Märchen von den Schmetterlingen, Hummelchen ärgert ſich, Bei der Spinnenurahne, Das Wieſenfeſt — alles geſund, naiv, ohne aufdringliche erziehende Tendenz. Ein andres Buch enthält Plaudereien aus unſrer Kinderſtube: Für Menſchen mit Kinderherzen von Annie Diederichſen, mit Buchſchmuck von Theodor Herrmann (2 Mark). In einem dritten finden wir deutſche Volkslieder unter dem Titel: Nun ſinget und ſeid froh! geſammelt von Wilhelm Lobſien, mit Buchſchmuck von Mary Freiin Knigge (2 Mark 50 Pfennige). Hiſtoriſche Lieder und Landsknechtslieder, Liebeslieder und Geſellenlieder, Wanderlieder und Kinderlieder — alle die alten lieben bekannten und auch weniger bekannten Volkslieder treffen wir hier in vortrefflicher Auswahl und in reizender Ausſtattung.

Digitized by Google

Kling-Klang-Gloria. Mit feinem Verſtändnis zuſammengeſtellt und mit künſtleriſchem Bilderſchmuck ausgeſtattet ſind die deutſchen Volks- und Kinderlieder Kling-Klang-Gloria, ausgewählt und in Muſik geſetzt von W. Labler, illuſtriert von H. Leffler und J. Urban; Wien, F. Tempsky, und Leipzig, G. Freytag, 1901 (4 Mark). Jede Seite dieſer Sammlung iſt mit geiſtreichen Zeichnungen umrahmt, und die im Dreifarbendruck ausgeführten Vollbilder zeigen ſo viel naive Lebensfreude und ſchelmiſchen Humor, ſo viel köſtliche Grazie und gemütvolle Beziehungen zu Text und Melodie, daß man an dem Buche ſeine helle Freude haben kann. Beſonders gefallen uns die Illuſtrationen zu „Häslein in der Grube“, zum „Jäger aus Kurpfalz“ und zu „Hänſelein, willſt du tanzen?“; denn hier kommt der tiefere Sinn des deutſchen Volksliedes am treffendſten zum Ausdruck.

Nicht für Kinder, wohl aber für Leute, die Kinder lieb haben und ſich gern mit dem Erwachen der Kindesſeele und den oft verblüffenden Äußerungen der Kinderphantaſie beſchäftigen, iſt das Büchlein: Klein-Elsbeth und die Welt“ von Betty Hertel, Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1906 (2 Mark). In ſechzehn kurzen Kapiteln behandelt die Verfaſſerin in feſſelnder Darſtellung eine Reihe ſeiner pſychologiſcher Offenbarungen des Kinderlebens; beſonders anregend und gehaltvoll ſind „Wie Klein-Elsbeth eine Philoſophin wurde“, „Wie Klein-Elsbeth nach dem Leben forſchte“ und „Klein-Elsbeth baut Kartenhäuſer“. Das Büchlein wird Kinderfreunden, namentlich den Müttern, manchen geiſtigen Genuß bieten.

Wer für ſeinen Jungen ein Weihnachtsbuch haben will, das weder durch wildes Indianertum die Phantaſie verdirbt noch durch breitgetretne und aufdringliche Moralpredigten dem Geſchmack einer geſund denkenden und geſund empfindenden Jugend zuwider iſt, dem kann man das Tagebuch eines Jungen: Otto der Ausreißer, von Guſtav Naumann, mit ſechs Vignetten von Ernſt Geiger, Leipzig, C. G. Naumann, 1906 (geb. 4 Mark), beſtens empfehlen. Das Buch erzählt in lebendiger Darſtellung die Wanderung eines Tertianers von Hamburg nach der Schweiz und zeigt, wie der Wandrer durch die gewonnenen Eindrücke und Erfahrungen im Denken und Urteilen immer reifer und verſtändiger wird. Die Schilderungen von Land und Leuten enthalten eine Menge feiner Beobachtungen, und die Betrachtungen und Gedanken, zum Beiſpiel über den Geſchichtsunterricht auf unſern Schulen, könnten auch manchen Lehrer zum Nachdenken anregen.

Odol
Das Mundwasser

Digitized by Google

Grenzboten

50

Aus der Zeit der „Herbſtzeitloſen“

Fürſt Bismarck iſt, abgeſehen von der Konfliktszeit, niemals vom geſamten Liberalismus, namentlich dem deutſcher Zunge, härter angelaſſen worden, als nach ſeiner Äußerung vom 14. Juni 1882 im deutſchen Reichstage über den Zuſammenbruch der Herrſchaft der Deutſchliberalen in Öſterreich. Er ſagte: „Sehen Sie ſich doch weiter um, bei dem uns ſo eng befreundeten Öſterreich-Ungarn — iſt es denn da leichter geworden, mit dem Parlamente zu regieren? Die ſogenannten »Herbſtzeitloſen« unter den Deutſchen in Öſterreich haben der Regierung die Möglichkeit, mit den Deutſchen zu gehn, ruiniert, aus denſelben Gründen, aus denen ich vorgeſtern behauptete, daß eine Parteiregierung bei uns unmöglich iſt, einmal, weil auch dort die Partei nicht ſtark genug war, und dann, weil jede Partei ſtets unter dem Eindrucke der Fortentwicklung ihrer Parteirichtung ſteht. Dieſe Fortentwicklung findet notwendig in der Richtung ihres Extrems ſtatt, das weitere Fortſchreiten erfolgt in der Richtung, der die Partei überhaupt angehört. ... Der Überbotne wird immer Unrecht bekommen, und die Neuwahlen ... werden von ſelbſt ſich ſchon dem, der mehr als der frühere auf die Regierung ſchimpft, zuwenden, und auf dieſe Weiſe wird jede Partei — und ſo iſt es auch der deutſchen Partei in Öſterreich, in Zisleithanien, ergangen — durch die Maßloſigkeit doktrinärer Forderungen der extremen Parteigenoſſen ſchließlich in die bedauerliche Lage kommen, daß ſie die Dynaſtie nötigt, ſich mehr an andre Parteien und Elemente anzulehnen im Intereſſe ihrer Erhaltung — eine Dynaſtie, die in Öſterreich nach ihren ganzen Traditionen, ohne irgendeine Nation zu bevorzugen, urſprünglich doch in den Deutſchen das ihr zunächſt liegende Inſtrument zur Regulierung des geſamten Reichs ſehen mußte. Ich bitte Sie, meine Herren, ſich das Beiſpiel der Herbſtſchen Partei in Öſterreich — der »Herbſtzeitloſen« nenne ich ſie, weil ſie nie etwas zur rechten Zeit getan — ſich doch einigermaßen zu Herzen zu

nehmen, wohin eine Parteitaktik führt, in der jeder Führer von morgen den Führer von heute überbietet, nachdem der Führer von heute den Führer von geſtern durch Übergebot ſchon ruiniert hat.“

Dieſe charakteriſtiſche Äußerung ſtieß auf lebhaften Widerſpruch in den liberalen Blättern, denn ſie zerſtörte eine mit bewußter Abſicht geſchaffne und ſorgſam gepflegte Illuſion der öffentlichen Meinung. Bismarck mußte ſich ſogar deswegen der Schädigung der deutſchen Sache zeihen laſſen, er, der für die Wiederherſtellung des deutſchen Namens allein mehr getan hat als ganze Generationen ſeiner Stammesgenoſſen. Weil aber die öſterreichiſche Verfaſſungspartei, von der Bismarck dabei ſprach, eine deutſche und zugleich eine liberale war, und weil der übliche Zeitungsleſer in Deutſchland ſein Urteil über das deutſch-öſterreichiſche Bündnis nur nach ſeinen Sympathien für die Deutſchöſterreicher zu richten pflegt, ſo fand dieſe Beſchuldigung Bismarcks ſogar in Deutſchland in weiten Kreiſen Zuſtimmung, die deutſchöſterreichiſchen Blätter, die ja faſt ausſchließlich der Parole der Wiener deutſchliberalen Preſſe folgen, waren einſtimmig in ſeiner Verurteilung. Und Bismarck hatte doch nur die Wahrheit und nichts andres geſagt, als was man in Wien in den eingeweihten und ſelbſtändig urteilenden Kreiſen längſt wußte, was ſogar ſeit Jahren das angeſehenſte Witzblatt, der Figaro, ausgeſprochen hatte, der immer die Verfaſſungspartei als „Verpaſſungspartei“ bezeichnete. Das zu verhüllen, den aus innern Gründen mit Notwendigkeit hervorgegangnen Zuſammenbruch der Herrſchaft der Verfaſſungspartei als einen politiſchen Zufall hinzuſtellen, dem binnen kurzem die Wiederherſtellung des deutſchliberalen Regimes folgen müſſe, das war ſeit drei Jahren das unermüdliche Beſtreben der Wiener Preſſe geweſen, ſie hatte in dieſem Sinne die öffentliche Meinung in Öſterreich bearbeitet und auch in Deutſchland allgemein Glauben gefunden. Für dieſe Mache war es eine bittere Enttäuſchung, daß jetzt von einer Seite, deren politiſche Autorität gar nicht anzuzweifeln war, die Ausſichtsloſigkeit der Lage der deutſchöſterreichiſchen Liberalen und ihre wahre Urſache in kurzen Worten aber mit überzeugender Klarheit hingeſtellt wurde. Es war freilich kein Wunder, daß man von jener Seite dieſe Offenheit als Verrat an der deutſchen Sache ausgeben wollte. Fürſt Bismarck hatte jedoch kein Intereſſe daran, eine Täuſchung beſtehn zu laſſen, die den Deutſchöſterreichern nichts helfen konnte, aber geeignet war, ſogar in Deutſchland Verwirrung anzurichten.

Die Geſchichte der politiſchen Irrungen, durch die die „Herbſtzeitloſen“, nachdem die deutſchöſterreichiſchen Liberalen doch ſchon zweimal das Staatsruder wieder hatten aus der Hand geben müſſen, zum dritten und letzten male die Gunſt des Geſchicks verſcherzten, iſt nie geſchrieben worden, und im einzelnen iſt die Welt nicht klar darüber, warum Ende der ſiebziger Jahre der Fortbeſtand der einzigen, unter den gegebnen Verhältniſſen möglichen deutſchöſterreichiſchen Parteiregierung moraliſch unmöglich geworden war. Es iſt darum gut, daß wenigſtens ein Zeugnis Bismarcks dafür vorliegt, daß die

Digitized by Google

kleinliche Hartnäckigkeit der Deutſchliberalen ihnen — freilich auch zum Nachteil des Staates — ihre politiſche Stellung und ſogar die Ausſicht auf eine führende Rolle auch für die weitere Zukunft gekoſtet hat. Sie ſind die eigentlichen Schöpfer des „Syſtems Taaffe“ geweſen, weil ſie ſich in die Gutheißung des Berliner Vertrags und in die Feſtſetzung der Armeeorganiſation nicht fügen wollten. Bei zwei ſo wichtigen Staatsnotwendigkeiten mußte von der Regierung der Verſuch gemacht werden, wie man das ohne ſie zuſtande bringen könne, und nachdem dies einmal gelungen war, iſt bis auf den heutigen Tag noch ſehr vieles ohne ſie zuwege gebracht worden. Wie Bismarck treffend bemerkt hatte, war der große Fehler der Verfaſſungspartei ein ſolcher, wie er den meiſten liberalen Parteien eigen iſt. Aus Doktrinarismus verſchloß man ſich in der Regel den Geboten der harten Notwendigkeit, und wenn dann ſchließlich die Macht der Tatſachen einen Teil der Partei zum Nachgeben gezwungen hatte, war die Wirkung nach oben und nach unten ſchon verloren. Denn die Opfer, die jetzt von der Bevölkerung doch übernommen werden mußten, nachdem man vorher die Oppoſition dagegen geſchürt hatte, wurden nun mit größerm Widerwillen getragen, als es ſonſt der Fall geweſen wäre, während die Regierung, ſtatt durch freiwillige Gewährung zu Dank verpflichtet zu ſein, in ihrer Zuverſicht auf die Opferwilligkeit, die Vaterlandsliebe und die politiſche Einſicht der Deutſchliberalen immer mehr erſchüttert wurde. Die erſten Führer und Redner der Verfaſſungspartei: Herbſt, Giskra, Rechbauer, Sturm, Skene u. a. bekämpften regelmäßig die Forderungen für das Heer, ſodaß das Armeebudget wiederholt gegen ihre Stimmen von den Polen und den Ultramontanen bewilligt werden mußte. So untergruben aus „freiſinnigen“ Bedenken und Lehrmeinungen die Deutſchliberalen nicht nur das Vertrauen, das ſie beim Kaiſer genoſſen, ſondern ſie entäußerten ſich zugleich auch ihres beſten Rechts, maßgebend auf die Staatsgeſchäfte einzuwirken. Und wenn das noch einen praktiſchen Zweck gehabt hätte! Aber alles, was die Deutſchliberalen ablehnten oder nur nach längerm Zögern annahmen, bewilligten Polen, Ultramontane und Feudale unverdroſſen, denn die Hauptkoſten für die neuen Bewilligungen fielen auf die Schultern der Wähler der Deutſchliberalen. Das hätten dieſe auch haben können, ohne durch grundſätzliche Oppoſition die eigne Regierung zu erſchüttern und das Zutrauen der Krone aufs Spiel zu ſetzen.

Man hat auf dieſer Seite nie begriffen, daß man dem wichtigſten aller Titel und Rechte, einer maßgebenden Stellung in der Monarchie, in demſelben Augenblick entſagte, wo man ſich an Eifer für die Sicherheit und die Großmachtſtellung der Monarchie von den ſlawiſchen und andern Mitbewerbern übertreffen ließ. Und noch dazu nutzlos. Denn nur die freiſinnige Doktrin hatte man gerettet und behauptet, aber bezahlen mußte man, wofür ſich andre lieb Kind gemacht hatten. Man mag es den andern Verteidigern der Verfaſſungspartei wohl glauben, daß ſie den beſten Willen hatte, in Öſterreich

Digitized by Google

ein ebenſo ſtraffes zentraliſtiſches Regiment aufzurichten, wie es drüben in Ungarn beſtand und ſich immer mehr befeſtigte, aber daß dieſes Ziel vom Standpunkte des vormärzlichen Liberalismus und mit der Technik des franzöſiſchen Parlamentarismus niemals zu erreichen war, darüber iſt ſie ſich auch nach ihrem Falle nicht klar geworden. Wäre ſie das geweſen, ſo hätte die Verfaſſungspartei den Sturz des unmöglichen ſlawiſchen Miniſteriums Hohenwart als Glücksfall auffaſſen, die Einſetzung des Kabinetts Adolf Auersperg hochhalten und nun wenigſtens die Fehler vermeiden ſollen, die die Kriſen der Jahre 1869 und 1870 hervorgerufen hatten. Statt deſſen war aber ihre Selbſtüberſchätzung und Verblendung ſo groß, daß ſie gar nicht daran zu glauben vermochte, Öſterreich könne auch ohne ſie regiert werden, und annahm, jedes Miniſterium müſſe ſo regieren, wie ſie wollte. Die Epiſode Hohenwart hatte ſie nicht darüber belehrt, daß es auch andre als deutſchliberale Miniſterien geben könne, und ſie hielt darum einen Erſatz für das Kabinett Auersperg nur aus ihren Reihen für möglich. Bloß aus ſolcher Verkennung der wirklichen Sachlage iſt es erklärlich, daß die Methode des Miniſterſtürzenwollens, der faktiöſen Oppoſition um dieſes Zwecks willen und der liberalen Prinzipienreiterei bei großen Staatsfragen, die keine Verzögerung ertrugen, als politiſche Weisheit galt und ausſchließlich geübt wurde. Daß das Miniſterium Auersperg das letzte deutſche ſein könnte, iſt ſämtlichen „Staatsmännern“ der Verfaſſungspartei niemals in den Sinn gekommen und wurde ſelbſt nach einem Jahrzehnt der vollendeten Tatſache von ihnen noch nicht begriffen. Mit nur ein wenig mehr politiſcher Vorausſicht auf dieſer Seite hätte man einſehen müſſen, daß die Stärke des deutſchliberalen Miniſteriums weniger auf den liberalen Lehrmeinungen der Verfaſſungspartei als vielmehr in der Unterſtützung beruhte, die die zahlreiche Vertretung des einflußreichen Großgrundbeſitzes dem Miniſterpräſidenten Adolf Auersperg zuführte. Dieſe erſt brachte den Verfaſſungstreuen die notwendige Mehrheit im Abgeordnetenhauſe, und dieſem Einfluß und Anſehen war es allein zuzuſchreiben, daß am Hofe Klerikale und Feudale kein Gehör fanden. Als ob es aber darauf abgeſehen geweſen wäre, das Vertrauen der Krone und der der Hofburg naheſtehenden Kreiſe ſo raſch wie möglich zu verſcherzen, überhäuften die Wiener Vorgeſchrittnen dieſe wichtigſte und angeſehenſte Gruppe der verfaſſungstreuen Mehrheit bei jeder ſich darbietenden Gelegenheit mit den feindſeligſten Angriffen.

Wenn man in Öſterreich eine deutſche Vorherrſchaft begründen wollte wie drüben in Ungarn eine magyariſche, ſo mußte man die liberalen Elemente des öſterreichiſchen Adels um jeden Preis an ſich feſſeln. Statt deſſen ſchütteten die fortſchrittlichen Redner alles, was die doktrinäre Oppoſition gegen das eigne Miniſterium an Gift und Galle noch übrig gelaſſen hatte, gegen den Großgrundbeſitz aus. Sie wollten ein Parlament von Advokaten und Börſenmännern wie in Paris, ſie kämpften nach der liberalen Schablone wider „Junker und Pfaffen“ und vergaßen, daß ſie ohne die liberalen Junker

nicht einmal die einfache Mehrheit im Abgeordnetenhauſe hatten. Die Folgen dieſes in doppelter Richtung gänzlich verfehlten Vorgehens traten erſt nach der Okkupation von Bosnien mit der Wirkung einer politiſchen Kataſtrophe zutage, aber Anzeichen einer Kriſe waren ſchon ſeit Jahren zu bemerken geweſen, von den doktrinären Führern aber nicht als Schwäche der Stellung der Deutſchliberalen, ſondern als Schwäche des Miniſteriums gedeutet worden, das man nach franzöſiſchem Muſter anfeindete, um es zu ſtürzen. Es beſtand ja nicht gerade aus beſondern politiſchen Kapazitäten, aber ſeine Mitglieder gehörten doch der deutſchen Verfaſſungspartei an; Fürſt Adolf Auersperg, an ſich durchaus kein Staatsmann, war ein überzeugter Anhänger des zentraliſtiſchen Programms der Deutſchliberalen und vor allem ein führendes Mitglied des höchſten öſterreichiſchen Adels, ohne deſſen Unterſtützung noch heute kein öſterreichiſches Miniſterium Dauer verſpricht. Die eigentliche Führung im Kabinett hatte der Miniſter des Innern, Freiherr von Laſſer, einer der tüchtigſten Männer aller Zeiten aus der höhern öſterreichiſchen Beamtenhierarchie, aber gerade darum den waſchecht doktrinär gefärbten Liberalen verdächtig. Die übrigen Miniſter waren allerdings ſo, daß ſich viele in der Verfaſſungspartei berufen fühlen durften, die frei werdenden Portefeuilles übernehmen zu können. Der zerſetzende Ton der maßgebenden hauptſtädtiſchen Preſſe und das Beiſpiel des anerkannten Führers der Partei, Herbſt, der ſeinen Ruhm freilich nur in einer rein kritiſchen und negativen Tätigkeit ſuchte, waren leider nicht geeignet, den Ton der Mäßigung in der Partei zu fördern. Aus allem ergab ſich, daß man faſt in jeder einzelnen Frage einen gereizten Kampf mit dem eignen Miniſterium führte und es vor aller Welt herabzuſetzen ſuchte, ſodaß auf jedem Blatte der Geſchichte dieſes letzten deutſchöſterreichiſchen Miniſteriums, wenn ſie je geſchrieben würde, zu leſen ſein müßte, daß die „Herbſtzeitloſen nie etwas zur rechten Zeit getan“, und daß es tatſächlich die Folgen des ſich gegenſeitig Überbietenwollens geweſen ſind, die die Deutſchliberalen ſamt dem von ihnen unmöglich gemachten deutſchliberalen Miniſterium um die leitende Stellung in Öſterreich gebracht haben.

Die Partei hat jahrzehntelang ſorgfältig darüber gewacht, daß über die damaligen Fehler, Manieren und Terroriſierungskunſtſtücke der Führer nichts verlaute. Darum iſt den Deutſchöſterreichern ihre innere Geſchichte ſeit 1859 gänzlich unbekannt geblieben, und deshalb fehlt ihnen die klare Kritik der Gegenwart und die Befähigung zum eignen Urteil. Die deutſchliberale Partei hatte allerdings kein Intereſſe daran, dem Volke eine genaue Kenntnis über die Zeit, wo ſie ſelbſt Geſchichte gemacht hatte, zu vermitteln, und es war ihr darum in hohem Maße unangenehm, daß Fürſt Bismarck mit einem kurzen energiſchen Griff den Schleier ein wenig hob. Seit der Zeit iſt von andrer Seite wenig geſchehen, über jene dunkeln Kapitel der parlamentariſchen Geſchichte Licht zu verbreiten. Auch hier ſoll nicht der Verſuch gemacht werden, in ausführlicherer Darſtellung der Taten und Unterlaſſungen des deutſch-

Digitized by Google

öſterreichiſchen Liberalismus der ſiebziger Jahre zu gedenken, ſchon weil dazu der Raum einer Zeitſchrift nicht ausreichen würde. Inzwiſchen iſt die Zahl der lebenden Zeugen jener Tage ſchon ſehr gering geworden, und von ihnen iſt kaum eine Veröffentlichung zu erwarten. Die mit dem Sturz des Miniſteriums Adolf Auersperg zuſammenhängenden Vorgänge ſind aber in ihren Folgen für die Deutſchöſterreicher, und vielleicht für das Deutſchtum überhaupt, nicht ohne geſchichtlichen Wert, und wenn ſich auch ſpäter die Aufeinanderfolge der Tatſachen ſelbſt nach Zeitungen und Parlamentsprotokollen leicht feſtſtellen laſſen wird, ſo würde dabei doch das weſentliche Element der „Manieren und Terroriſierungskunſtſtücke“ der Führer von damals gänzlich fehlen, da die Blätter darüber kaum Andeutungen enthielten. Manches wird ſich dann nur noch aus Privataufzeichnungen von Zeitgenoſſen ergänzen laſſen. Es wird aber gar nicht nötig ſein, alle Einzelheiten feſtzuſtellen, ſondern einige charakteriſtiſche Fälle werden ausreichen, einen Einblick zu gewähren in die Art, wie damals das liberale Deutſchtum geführt wurde. Dieſem Zweck ſollen die nachſtehenden Zeilen dienen.

Die Epiſode, die hier zunächſt erzählt werden ſoll, fällt ſchon in den Februar 1876. Das Erſtehen des Deutſchen Reiches hatte eine Wendung in der äußern Politik des Kaiſerſtaates zuwege gebracht, und daraufhin fiel im Sommer 1871 das föderaliſtiſche Miniſterium Hohenwart. Der Hauch der Zeit führte die durch das Giskraſche „Trinkgelderſyſtem“ ſchwer kompromittierte deutſchliberale Partei zum drittenmal ans Staatsruder; es ſollte ein neuer Verſuch mit dem Liberalismus, dieſesmal mit der Einführung direkter Reichsratswahlen, gemacht werden. Im liberalen Lager verkannte man vollkommen die wahre Urſache dieſer Wendung, man ſang zwar noch nicht die „Wacht am Rhein“, aber man fühlte ſich doch den ſiegreichen Stammesgenoſſen drüben im Reich ebenbürtig oder eigentlich nach der bis 1866 in Geltung geweſnen Anſchauung überlegen, man war jetzt ohne blutigen Kampf und anſcheinend durch eignes Verdienſt wieder oben und wollte die Stammesbrüder draußen nun an wahrem Deutſchtum, worunter man jedoch nur doktrinären Liberalismus und Antiklerikalismus verſtand, noch übertreffen. Preußen und das neue Deutſchland galten den Wiener Fortſchrittlern eigentlich für recht „reaktionär“. Die tonangebenden Blätter ſchwelgten in den höchſten Tönen und taten das ihrige, die öffentliche Meinung irrezuleiten und eine grobe Verkennung der wirklichen politiſchen Verhältniſſe herbeizuführen, mancheſterliche und Börſeneinflüſſe ſetzten ſich an die Stelle der deutſchen und vergrößerten den Widerwillen der Slawen gegen das deutſchliberale Syſtem. Im Anfang ließ ſich freilich alles herrlich an; der von Deutſchlands Milliarden ausgegangne wirtſchaftliche Aufſchwung trieb in Wien die üppigſten Blüten, und die Wiener Weltausſtellung, die zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläums des Kaiſers Franz Joſeph 1873 ſtattfand, ſollte die großartigen Errungenſchaften der neuen liberalen Ära krönen. Es kam aber leider anders.

Digitized by Google

Die Weltausſtellung an ſich verlief glänzend, der Beſuch war großartig, faſt alle Fürſten Europas, unter ihnen Kaiſer Wilhelm und Viktor Emanuel, waren erſchienen, man hatte Berlin wieder einmal überſtrahlt. Aber der äußerliche Glanz der Ausſtellung litt nicht wenig durch den noch vor der Eröffnung eingetretnen wirtſchaftlichen Krach, der das Volksvermögen um Millionen ſchädigte, und an deſſen Nachwirkungen das Land noch viele Jahre zu tragen hatte. Das war ſehr unangenehm, die hauptſtädtiſche Preſſe, obgleich ſie ſich ſelbſt nicht ſchuldlos wußte, brauchte einen Schuldigen und fand ihn nach franzöſiſchem Muſter im Miniſterium. Dieſes enthielt allerdings Leute, die in der Gründerzeit nicht weniger geſündigt hatten als die Preſſe ſelbſt, aber das wäre ihnen leicht verziehen worden, wenn ſie bereit geweſen wären, nach dem Krache Millionen für die Börſe und deren Koſtgänger zu opfern. Die Preſſe forderte es dringend, die liberale Partei wäre zur Bewilligung bereit geweſen, denn ſie tat ja alles, was die Preſſe vorſchrieb, nur das Miniſterium verhielt ſich ablehnend. Damit hauptſächlich hatte es die Gunſt der ſogenannten öffentlichen Meinung verſcherzt, der Kampf der Preſſe gegen das Miniſterium begann und damit auch die Spaltung der Partei in Fraktionen, zunächſt in die „Alten" und die „Jungen". In der damaligen Wiener Journaliſtik war unſtreitig ſehr viel Begabung vorhanden, und ſie hätte mit den beſten Erfolgen wirken können, wäre ihr Charakter ebenſo ausgeſprochen geweſen wie die Begabung. Darum iſt aber auch ihr Sündenregiſter doppelt ſo groß geworden, weil bei ſo reichen Talenten die größten Erfolge möglich geweſen wären. Wer das parlamentariſche Leben jener Zeit kennt, der weiß, wie maßgebend ſogar für die einflußreichſten Parlamentarier Lob und Tadel der Zeitungen war, und daß nicht das Parlament die Preſſe beeinflußte, ſondern daß im Gegenteil die Deutſchliberalen ihre politiſche Anregung bei den tonangebenden hauptſtädtiſchen Blättern ſuchten und fanden. Unter dieſen Umſtänden ging die Wendung der Meinung in der Partei mit raſchen Schritten vor ſich, und nach kaum einem Jahre war auch die öffentliche Meinung ſattſam darüber belehrt worden, daß das Miniſterium ſchleunigſt durch ein beſſeres zu erſetzen ſei.

Der Ofenheimſche Prozeß und die Beſeitigung des Handelsminiſters Banhans im Frühjahre 1875, eigentlich ein Menetekel für den Börſenliberalismus, nutzten die dieſen ergebnen Blätter, um die erregte Volksſtimmung von der Gründerwirtſchaft abzulenken, direkt gegen das Miniſterium aus. Die offnen und verſteckten Angriffe richteten ſich namentlich gegen den Miniſterpräſidenten, dem man Unfähigkeit vorwarf, man witzelte über „das Miniſterium Auersperg, genannt Laſſer". Ein Auersperg war freilich ſchwer zu erſetzen, unter der hohen Ariſtokratie hätte ſich kein Nachfolger für ihn gefunden. Aber lebte denn nicht Papa Schmerling noch, der bekannte „Vater der Verfaſſung", deſſen Liberalismus doktrinärſter Sorte allen Frondeuren gegen das Miniſterium recht ſein mußte? Er gehörte zwar nicht dem höchſten Adel an,

Digitized by Google

hatte aber, ohne freilich beſondre Erfolge zu erreichen, der Krone zu verſchiednen malen ſchätzbare Dienſte geleiſtet und konnte oben kaum auf beſondern Widerſtand ſtoßen. Während der Reichstagsſeſſion im Winter 1875/76 begann die Preſſe leiſe, ihn zu „lancieren". Daß das Miniſterium untauglich und darum zu beſeitigen ſei, darüber waren die Leſer ſchon hinreichend unterrichtet. Es ſei Zeit, daß man wieder zum reinen und unverfälſchten Liberalismus zurückkehre, wie er zu den glorreichen Zeiten Schmerlings geblüht habe, das jetzige Miniſterium, deſſen Präſident daheim kirchliche Paramente ſticke, leide an klerikalen Neigungen uſw. Man ſprach ſchon in Salons und Couloirs unter den Eingeweihten vom kommenden Mann, und es ſchien ſich eigentlich nur noch um den ſchicklichen Anlaß zu handeln, bei dem der Stein ins Rollen gebracht werden könne. Der Anlaß fand ſich freilich nicht ſo leicht, denn das Miniſterium ſtand bei dem Monarchen, der Veränderungen durchaus nicht liebt, noch im vollſten Vertrauen.

So kam der Februar 1876 heran, und das Miniſterium war immer noch nicht geſtürzt. Der Wiener Journaliſten- und Schriftſtellerverein „Concordia" hielt ſeinen Feſtvortragsabend, für den diesmal der berühmte Münchner Juriſt Franz von Holtzendorff gewonnen worden war. Sein Vortrag ſowie das darauf folgende Bankett hatten in der Gartenbaugeſellſchaft das ganze liberale Wien vereinigt, Journaliſten, Abgeordnete und Börſenmänner waren vollzählig verſammelt, auch Schmerling war anweſend. Nach dem offiziellen Dank an den Redner und deſſen Erwiderung folgten noch einige Gaben liberaler Beredſamkeit, die den üblichen Beifall entfeſſelten. Zum Schluß erhob ſich der zum Unterſchied von ſeinem Bruder ſo genannte „Schützen-Kopp", ſprach über die Leiden des Liberalismus in der Gegenwart, verkündigte deſſen unvermeidlichen Sieg für die Zukunft und ſchloß mit einem Hoch auf den „Miniſter Schmerling". Dieſe unerwartete Wendung lockte zunächſt ſtürmiſchen Beifall hervor, dem aber bald ein unverkennbares Unbehagen folgte. Schmerling konnte ja wegen ſeiner Vergangenheit ganz unverfänglich „Miniſter" genannt werden, aber man war eben nicht unbefangen. Das Wortſpiel des Redners, der wohl nur als Wiſſender hatte glänzen wollen, hatte zu viel verraten, die Sache war noch lange nicht weit genug gediehen, daß ſie an der Öffentlichkeit verhandelt werden konnte. Vor allem mußte die Eigenart des Monarchen geſchont und in Rechnung gezogen werden, daß er ſich Miniſterpräſidenten durchaus nicht aufdringen ließ. Schmerling hielt zur Erwiderung zwar noch eine Rede zu Ehren des Liberalismus, aber die Stimmung des Spätabends war dahin, man ſah in ſeiner Rede nicht das Programm der erſehnten Zukunft, die durch den unglückſeligen Zwiſchenfall wieder ſehr unſicher geworden war.

Der Zuſtand der Verblüffung hielt an, die Zeitungen halfen ſich über die Verlegenheit des Augenblicks leicht hinweg, indem ſie den bedeutungsvollen Toaſt wie alles, was ihnen nicht paßte, einfach totſchwiegen; aber in den

Digitized by Google

politiſchen Konventikeln rumorte die Sache weiter, einmal an öffentlicher Stelle aufgerührt, konnte der Erörterung darüber nicht gut ausgewichen werden. Nun zeigte ſich freilich, wie unreif der ganze Plan noch war, und daß man es nicht für gut hielt, ſich öffentlich ſehr für ihn zu erwärmen, da ſogar von einer in großem Stil angelegten Agitation für ein Miniſterium Schmerling bei der augenblicklichen Stimmung in den maßgebenden Kreiſen nichts zu erwarten war. Die klugen Leute taten darum, als wüßten ſie von nichts, und binnen wenig Tagen war die ſeit Monaten alles Ernſtes betriebne Schmerlingaffäre der Lächerlichkeit verfallen. Einige Tage nach dem Bankett traf einer der „Hofräte" der Verfaſſungspartei, der immer nach der Sonnenſeite ſtrebte, den Vizepräſidenten des Miniſteriums im Couloir des Abgeordnetenhauſes und wollte ſeine Treue, die in den letzten Wochen durchaus nicht felſenfeſt geſtanden hatte, von neuem glänzen laſſen. Laſſer mochte indeſſen der verunglückten Verſchwörung nicht noch nachträglich Bedeutung beigelegt ſehen. „Aber Schmerling hat doch ſchon eine Programmrede gehalten", verſicherte der Hofrat. „Ja wiſſens, lieber Hofrat, erwiderte Baron Laſſer, mit ſechzig Jahren wird man ein alter Mann, aber mit ſiebzig Jahren iſt man ein altes Weib", und ließ den verdutzten Hofrat ſtehn. Laſſer wußte ganz genau, daß eine Intrigue von Journaliſten, Börſenmännern und mißvergnügten Abgeordneten das Miniſterium Auersperg nicht ſtürzen werde, auch nicht, wenn ſie die Alterseitelkeit Schmerlings zur Hilfe nähme. Der Vorfall zeigt aber, daß ſchon wenig Jahre nach dem Inslebentreten des deutſchen Miniſteriums Auersperg das Beſtreben der deutſchliberalen Partei, ſich in der Richtung des Extrems fortzuentwickeln, am Sturz des Miniſteriums arbeitete.

Die Entwicklung der optiſchen Telegraphie

Von R. Hennig in Berlin-Weſtend

Möglichſte Schnelligkeit in der Übermittlung wichtiger Nachrichten iſt natürlich von jeher ein Ideal der Menſchen geweſen. Heute, wo wir uns die Elektrizität dienſtbar gemacht haben, um binnen wenig Stunden faſt an jeden Ort der kultivierten Erde Nachrichten gelangen zu laſſen oder Nachrichten von dort zu empfangen, vermögen wir uns kaum noch ein richtiges, klares Bild von dem frühern, jahrtauſendelangen Zuſtande zu machen, wo ſogar die Kunde von welterſchütternden Ereigniſſen Wochen und Monate bedurfte, bis ſie auch nur in die Nachbarländer drang. Und doch ſind erſt wenig Jahrzehnte vergangen, ſeit die Menſchheit gelernt hat, andre Verſtändigungsmittel als Licht und Schall anzuwenden, um auf die Geſichts- oder Gehörsſphäre eines andern Menſchen einzuwirken, mit dem man eine Verſtändigung herbeizuführen wünſcht.

Digitized by Google

Noch bis tief in das neunzehnte Jahrhundert hinein beruhte die Übermittlung von Nachrichten ſo gut wie ausſchließlich auf menſchlichen Boten, die die Mitteilungen mündlich ausrichteten oder in Geſtalt von Briefen überbrachten. Die Schnelligkeit ſolcher Botenpoſten war oft genug erſtaunlich; von klugen und energiſchen Herrſchern wurden alle Mittel menſchlicher und tieriſcher Leiſtungsfähigkeit bis zum äußerſten ausgenutzt, um ſich die Segnungen eines für ihre Zeit unerhört ſchnellen Nachrichtendienſtes zu verſchaffen. Es ſei nur erinnert an das alte Perſerreich und an ſein Netz wundervoller Verkehrsſtraßen und Wegſtationen, die man zunächſt geſchaffen hatte, um den reitenden Boten des Großkönigs und ſeiner Satrapen das denkbar ſchnellſte Vorwärtskommen zu ermöglichen.

Und doch ſehen wir bis in die älteſten Zeiten hinein gelegentlich ein Beſtreben, ſich im Nachrichtenverkehr von der natürlichen Langſamkeit der Bewegung von Menſchen und Tieren und der menſchengeſchaffnen Fahrzeuge freizumachen. Optiſche und gelegentlich auch akuſtiſche Zeichen aller Art haben von den früheſten Zeiten bis auf unſre Tage wenigſtens zur raſchen Verſtändigung mit Nachbarorten immer eine große Rolle geſpielt. Es iſt bekannt, daß die Kenntnis des optiſchen Telegraphen zur ſchnellen Überwindung großer Entfernungen ſchon bis in die Zeit des Trojaniſchen Krieges zurückdatiert wird; Agamemnon ſoll der Sage nach den Fall Ilions nach Mykenä durch Feuerzeichen haben melden laſſen, die von Berg zu Berg quer über die Inſelwelt des Ägäiſchen Meeres über ſiebzig Meilen hinweg aufflammten. Die berühmte Literaturſtelle, die uns dieſe kulturhiſtoriſch ſo intereſſante Nachricht übermittelt, findet ſich in Äſchylus „Agamemnon“; in Vers 8 bis 11 ſpricht hier der Wächter auf dem Dache des Schloſſes in Mykenä:

καὶ νῦν φυλάσσω λάμπαδος τὸ συμβολον,
αὐγὴν πυρὸς φέρουσαν ἐκ Τροίας φάτιν
ἀλώσιμον τε βάξιν· ὧδε γὰρ κρατεῖν
γυναικὸς ἀνδρόβουλον ἐλπίζω κέαρ.

Und immer harr' ich noch des einen Lichts,
Des Flammenſcheines, der von Trojas Trümmern
Den frohen Siegesruf herüberſchickt.
Mit dieſer Kunde dacht ich noch einmal
Der Fürſtin ſtolzes Männerherz zu rühren.

H. von Wolzogens Überſetzung

Wir kennen auch die Route, auf der dieſe berühmte Nachricht einſt übermittelt worden ſein ſoll. Es war die folgende:

Ida — Hermesfels auf Lemnos	150	Kilometer
Lemnos — Athos	70	„
Athos — Makiſtos-Gebirge	180	„
Makiſtos — Berg Meſſapion	30	„
Meſſapion — Kythäron	25	„
Kythäron — Ägiplanktos	30	„
Ägiplanktos — Arechnäon-Fels	50	„
Arechnäon — Argos	20	„
	Summa 555	Kilometer

Digitized by Google

Eine Feuertelegraphie, wie ſie hier geſchildert wird, die freilich inſofern ſehr unvollkommen iſt, als ſie nur eine beſtimmte, vorher verabredete Nachricht zu übermitteln erlaubt, finden wir im Altertum noch mannigfach erwähnt. Thucydides und Polybius kennen ſolche Feuerſignale, in Hannibals Feldzügen ſpielen die Alarmfeuer eine nicht geringe Rolle, und auch von den alten Schotten und Germanen ſind Nachrichten überliefert, wonach ſie Feuerzeichen zur raſchen Übermittlung wichtiger Botſchaften benutzten. Der Gedanke iſt ja auch einfach genug, daß jedes halbwegs intelligente Volk unabhängig auf ſolche Signalkundgebungen verfallen mußte, wie dies auch in unſern Tagen bei wilden und halbwilden Völkerſchaften noch beobachtet werden kann. In ebnem, waldigem Terrain, wo Feuerſignale keinen Wert haben, bedienen ſich manche Völker auch eines akuſtiſchen Telegraphen. In den Seitentälern des obern Amazonenſtroms z. B., wo der Verkehr zwiſchen den einzelnen Anſiedlungen durch dichte Urwälder ſtark erſchwert wird, bedienen ſich die ſonſt noch recht wenig kultivierten Indianer zur raſchen Nachrichtenübermittlung gewaltiger Lärminſtrumente, einer Art von Gong größten Umfangs.

Eine ſyſtematiſche Ausbildung von Feuerſignalen über mehrere Stationen hinweg zu einer ganzen Telegraphenlinie, wie ſie in der mitgeteilten Stelle aus Äſchylus geſchildert iſt, findet ſich freilich im ganzen Altertum nicht wieder. Daß das Altertum auch ſonſt die Lichtſignale vorteilhaft zu verwenden wußte, beweiſt die Tatſache, daß der erſte Leuchtturm, der Pharus von Alexandria, ſchon um 300 v. Chr. Geburt errichtet wurde.*) Flaggenſignale im Kampf wurden ſchon von Alexander dem Großen verwandt; akuſtiſche Signale, wie Horn- und Tubarufe, waren ſpeziell zu militäriſchen Zwecken natürlich auch ſchon ſeit alter Zeit im Gebrauch. Sogar unſre Semaphoren waren den Alten ſchon bekannt, denn Vegetius berichtet, daß an den Warttürmen befeſtigter Plätze gelegentlich Balken angebracht wurden, durch deren ſenkrechte oder wagerechte Stellung man Nachrichten übertrug.

Aber noch weit moderner mutet die Idee eines vollſtändigen Telegraphierſyſtems an, das um die Mitte des fünften Jahrhunderts vor unſrer Zeitrechnung von zwei Hellenen namens Kleoxenos und Demokleitos erdacht worden iſt. Nach dieſer Idee wurden die Buchſtaben des griechiſchen Alphabets auf fünf Tafeln feſt verteilt; durch Erheben von Fackeln zur Nachtzeit nach links oder rechts ſollte dann zunächſt die Nummer der jeweilig gewünſchten Tafel und weiterhin die Nummer des jeweiligen Buchſtabens auf dieſer Tafel telegraphiert werden. Mit Hilfe dieſes Syſtems mußte es tatſächlich möglich ſein, richtig zu telegraphieren und ſich von den bloßen Signalzeichen für vorher verabredete

*) Nach Veitmeyer (Leuchtfeuer und Leuchtapparate, München und Leipzig, 1900) dürfte der Pharos freilich nur als Tageszeichen für die Schiffahrt gedient haben, um den Eingang zum Hafen zu bezeichnen. Zum Leuchtturm ſcheint er erſt im erſten Jahrhundert n. Chr. Geburt durch die Römer umgewandelt worden zu ſein, die auch anderweitig viele Leuchttürme errichteten.

Nachrichten freizumachen; doch iſt nicht bekannt geworden, ob die zweifellos ingeniöſe Idee jemals praktiſche Verwendung gefunden hat.

In der nachchriſtlichen Zeit kam man, wie in allen andern Dingen der Kultur, ſo auch in der Ausbildung der optiſchen Telegraphie während mehrerer Jahrhunderte nicht über den Stand und die Kenntniſſe des Altertums hinaus. Mit Ausnahme des Pharos in Alexandria, der bis in das zwölfte Jahrhundert hinein als Leuchtturm diente, ſcheint ſogar keiner von den alten Leuchttürmen ſeiner Beſtimmung dauernd erhalten geblieben zu ſein. Eine ſyſtematiſche Verwendung optiſcher Zeichen boten im Mittelalter und in der beginnenden Neuzeit eigentlich nur die Leuchttürme, die ſchon ſeit dem zwölften Jahrhundert infolge der Schiffahrtsbedürfniſſe der italieniſchen Städte und der Hanſa neu zu Ehren gelangten. Der erſte Leuchtturm der neuern Zeit wurde von den Piſanern 1157/58 auf der Inſel Meloria errichtet; von deutſchen Hanſeſtädten folgte als erſte Lübeck, die im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts einen Leuchtturm auf Falſterboe erbaute.

Daß aber optiſche Signale im Mittelalter auch ſonſt gelegentlich Benutzung fanden, beweiſt die Tatſache, daß Herzog René von Lothringen vor der Schlacht bei Nancy (5. Januar 1477) den verbündeten Schweizern über die Köpfe des feindlichen Burgunderheeres hinweg durch Feuerzeichen Nachrichten zugehn ließ.

Erſt im ſiebzehnten Jahrhundert machte jedoch die Sache der Telegraphie weitere Fortſchritte. 1633 arbeitete der Marquis of Worceſter, 1660 der Franzoſe Amontons ein optiſches Telegraphierſyſtem aus, und der Engländer Robert Hooke konſtruierte 1684 die erſte telegraphiſche Maſchine. Trotzdem dauerte es noch bis ans Ende des achtzehnten Jahrhunderts, ehe die optiſche Telegraphie wirklich zu praktiſchen Zwecken verwandt wurde. Zwar hatte ſchon 1750 Bergſträßer in Hanau den Vorſchlag einer telegraphiſchen Flaggenlinie gemacht, doch kam dieſe Idee ebenſowenig zur Ausführung wie ihre Vorgänger. Eine Telegraphenlinie, die Edgeworth 1763 zu ſeinem Privatgebrauch zwiſchen London und Newmarket erbauen ließ, blieb ein vereinzelter Verſuch.

Endlich gelang es 1789 den Brüdern Chappe, ein telegraphiſches Syſtem zu erfinden, das allen praktiſchen Zwecken genügte und in kurzer Zeit eine ſehr große Bedeutung erlangte, ganz beſonders in Frankreich, dem Vaterlande der Erfinder. Mit Hilfe von gegeneinander beweglichen Balken, die an Türmen oder an hohen Gerüſten angebracht wurden, ſodaß man ihre Stellung durch ein Fernrohr auf weite Entfernungen zu erkennen vermochte, konnte man eine große Zahl von Zeichen, insgeſamt 196, durch verſchiedenartige Kombination der Balkenſtellungen übertragen. Der ſpäter in Preußen benutzte Telegraph, der einen Maſt mit drei langen Armen an jeder Seite als Zeilengeber benutzte, erlaubte ſogar 4096 verſchiedne Zeichen zu übermitteln.

Am 22. März 1792 legte Claude Chappe ſeine Erfindung der geſetzgebenden Nationalverſammlung vor und erhielt im folgenden Jahre vom Nationalkonvent den Auftrag, nach ſeinem Syſtem eine Telegraphenlinie zwiſchen

Digitized by Google

Paris und Lille auf eine Entfernung von ſechzig Wegſtunden unter Benutzung von zwanzig Zwiſchenſtationen anzulegen. Dieſe Linie wurde 1794 fertiggeſtellt; ſie erlaubte, ein Zeichen von Paris nach Lille binnen 2 Minuten zu übertragen, was für die damalige Zeit natürlich eine unerhört großartige Leiſtung war. Die erſte Nachricht, die auf der neuen Linie übermittelt wurde, war die Meldung von der Wiedereroberung von Condé, die am 15. Fructidor des Jahres II (1. September 1794) dem Nationalkonvent zuging. Weitere Linien wurden unter der Leitung des Claude Chappe, der zum Direktor der Pariſer Telegraphen ernannt worden war, in raſcher Folge errichtet, und bald war es möglich, von Paris nach Calais (68 Stunden) in 4 Minuten, nach Straßburg (120 Stunden) in 5 Minuten 52 Sekunden, nach Breſt (150 Stunden) in 6 Minuten 50 Sekunden, nach Toulon in 13 Minuten 50 Sekunden und nach Bayonne in 14 Minuten zu telegraphieren, wenn die Linie ungeſtört war. Später führte man für die Nachtzeit mannigfache Vorkehrungen beſondrer Art ein, um durch Lichtſignale auch während der Dunkelheit den Verkehr, wenigſtens bei ſichtigem Wetter, zu ermöglichen.

Napoleon der Erſte, der die hohe Bedeutung des Telegraphenweſens vollauf würdigte, wandte ſeiner weitern Ausgeſtaltung große Aufmerkſamkeit zu und bediente ſich ſelbſt ſehr häufig des Telegraphen. Seine überraſchenden Erfolge vor Regensburg im April 1809 waren hauptſächlich dem Umſtande zuzuſchreiben, daß ihm der unvermutete Innübergang der Öſterreicher bei Braunau durch den Telegraphen binnen 24 Stunden nach Paris gemeldet werden konnte, worauf er ſofort nach dem Kriegsſchauplatz abreiſte, um hier mit einem ganz friſchgeſchaffnen Heere in fünftägigen ſiegreichen Kämpfen die an Zahl überlegnen Öſterreicher vor Regensburg zurückzuwerfen. Bekannt iſt, daß auch der Befehl zur Hinrichtung Andreas Hofers durch den optiſchen Telegraphen nach Mantua übermittelt wurde.

Auch in Deutſchland machte das Telegraphenweſen nach den erſten Chappeſchen Erfolgen große Fortſchritte, wenigſtens in den ſüddeutſchen Staaten. Die Anfänge des optiſchen Telegraphen fallen in Deutſchland, ebenſo wie in Frankreich, in das Jahr 1794. Das erſte Telegramm auf deutſchem Boden wurde am 22. November 1794 durch den Mechaniker Böckmann aus einer Entfernung von anderthalb Stunden nach Karlsruhe ſignaliſiert und enthielt einen gereimten Glückwunſch zum Geburtstag des Markgrafen Karl Friedrich von Baden. Der Wortlaut dieſes hiſtoriſch intereſſanten Telegramms war der folgende:

Groß iſt das Feſt und ſchön! Triumpf, der Gute lebt,
Um deſſen Fürſtenthum der Vorſicht Auge ſchwebt;
Heil ihm, ſo tönt es fern und nah';
O Fürſt, ſieh' hier, was Teutſchland noch nicht ſah,
Wie Dir der Telegraph heut' Segenswünſche ſchicket.

Die erſte für den dauernden Betrieb beſtimmte Telegraphenlinie in Deutſchland wurde erſt 1798 von Frankfurt a. M. gebaut, während England

Digitized by Google

ſchon 1795 zwei Strecken London—Dover und London—Portsmouth und Schweden 1796 eine Linie Stockholm—Drothningholm eingerichtet hatten. Die übrigen Staaten ließen ſich mehr Zeit: Dänemark führte 1802 die optiſchen Telegraphen ein, Italien (Venedig—Mailand) 1810, und Preußen folgte ſogar erſt im Jahre 1833 nach, zunächſt mit einer Linie Berlin—Magdeburg, ebenſo Öſterreich 1835 und Rußland 1839. Preußen hatte ſich zwar erſt ſehr ſpät zur Einführung der neuen Erfindung entſchloſſen — was es dann aber ſchuf, war wieder muſtergiltig, und längere Zeit konnte es ſich ſeit 1833 rühmen, die längſten Telegraphenlinien der Welt zu haben: Berlin—Köln, Berlin—Koblenz und Berlin — Trier; mit Hilfe von 50 je 15 Kilometer voneinander entfernten Stationen telegraphierte man binnen 15 Minuten von Berlin bis an den Rhein über 110 Meilen hinweg. Bemerkenswert iſt dabei, daß dieſe preußiſchen Telegraphenlinien zunächſt nur der Beförderung von Regierungsdepeſchen dienten, und daß es erſt eines Antrags der Handelskammern bedurfte, die Vorteile der ſchnellen Nachrichtenübermittlung auch für private Zwecke zu erlangen.

Als im Jahre 1844 der elektriſche Telegraph in Frankreich ſeinen Einzug hielt, gab es in dieſem Lande nicht weniger als 534 Stationen für optiſche Telegraphie und 5000 Kilometer Chappelinien, die 29 größern Städten einen telegraphiſchen Verkehr mit Paris ermöglichten.

Doch auch nachdem der elektriſche Telegraph Eingang gefunden hatte, iſt die optiſche Telegraphie ein wichtiges und für viele Fälle unerſetzbares Verſtändigungsmittel geblieben. In den meiſten Kriegen des letzten halben Jahrhunderts haben die optiſchen Telegraphen mannigfache Verwendung gefunden, ſo im Krimkrieg, im amerikaniſchen Sezeſſionskrieg, wo beſonders zwiſchen Land und Schiffen durch Blickfeuer Signale ausgetauſcht wurden, in den Feldzügen der Öſterreicher 1859 vor Mantua und Verona und 1878 in umfangreichem Maßſtab in Bosnien. Heliographenſyſteme der verſchiedenſten Art und die ſeit alter Zeit gebräuchlichen Raketenzeichen ſpielen bis auf den heutigen Tag eine große Rolle in den Heeren der Nationen; 1871 vermittelte im Krieg gegen die Kommune ein Heliograph den Verkehr zwiſchen dem Hauptquartier in Verſailles und dem Mont Valérien, und andrerſeits diente während der Belagerung von Paris zum erſtenmal das elektriſche Licht für optiſche Signale von den Wällen. Welche unſchätzbare Bedeutung ferner dem Heliographen insbeſondre bei den Feldzügen in den ſonnenſcheinreichen Tropen zukommt, ſo bei den Expeditionen der Engländer in Afghaniſtan und Indien, im Sudan und hauptſächlich im Kriege gegen die Burenrepubliken (Entſatz von Ladyſmith und Kimberley), iſt ſattſam bekannt. Auch die Deutſchen haben ſich im chineſiſchen Feldzug und ebenſo im Kampf gegen die Hereros der Heliographen in ausgiebigſter Weiſe mit vortrefflichem Erfolge bedient. Die Japaner haben im Kriege gegen Rußland ſowohl die Heliographen wie Flaggenſignale zu Lande und zu Waſſer benutzt.

Digitized by Google

Schließlich ſei, um das Bild von der gegenwärtigen Bedeutung der optiſchen Telegraphie zu vervollſtändigen, noch der ungeheuern Verbreitung der Verſtändigung durch Signalflaggen kurz gedacht. Mit einer Flagge vermag man 33 Zeichen zu übermitteln, mit zwei Flaggen ſchon 1400, mit drei 13 500 uſw. Eine fühlbare Konkurrenz iſt dem optiſchen Telegraphen, beſonders im Verkehr von Schiffen untereinander oder zwiſchen Schiffen und Land, in der drahtloſen Telegraphie erwachſen, die jedenfalls berufen ſein wird, die unvollkommnere optiſche Zeichengebung in vielen Fällen entbehrlich zu machen. Dennoch wird, trotz aller Fortſchritte der elektriſchen Telegraphie in ihren verſchiednen Syſtemen, der optiſche Telegraph auch weiterhin noch Gelegenheit genug haben, eine wichtige Rolle im menſchlichen Verkehrsweſen zu ſpielen, und wir werden ſeiner kaum jemals völlig entraten können.

Vor vierzig Jahren

Erinnerungen von Otto Kaemmel

4. In Zittau während des böhmiſchen Feldzuges *

Da die Stadt als Etappe während des ganzen Feldzuges ſtarken Durchgangsverkehr zu erwarten hatte, ſo wurde ein Wagenpark gebildet, um der regelloſen Requiſition einzelner Militärs zu ſteuern, eine Feldbäckerei auf der Schießwieſe eingerichtet, die zuletzt dreihundert Militärbäcker beſchäftigte, und das Lazarett in der frei und luftig liegenden neuen Bürgerſchule an der Promenade, von der die weiße Flagge mit dem roten Kreuze wehte, auf 600 Betten gebracht, namentlich für Schwerverwundete, die nicht weit transportiert werden konnten. Die Behandlung übernahmen neben den Militärärzten auch Ärzte der Stadt. Daß es ſich bald füllen würde, war zu erwarten, denn der Kriegsſchauplatz lag zunächſt wenig Meilen von der Grenze und in Hörweite des Kanonendonners. Aus den Zeitungen erfuhren wir darüber in den erſten Tagen wenig, denn ſie kamen ſpärlich und unregelmäßig an, dafür wurden die amtlichen preußiſchen Depeſchen durch Anſchlag bekannt gemacht. Man las ſie anfangs mit kritiſchem Blick, ſpöttelte wohl darüber, hielt die darin gemeldeten Erfolge für übertrieben, für „preußiſchen Wind", und manche widerſtanden nicht der Verſuchung, ſie abzureißen, wogegen bald eine ſcharfe Verordnung erging, ſtand doch die Stadt unter Kriegsrecht. Aber die ruhige, ſchmuckloſe Sachlichkeit dieſer kurzen Berichte machte bald einen überzeugenden Eindruck, weil jeder folgende die vorhergehenden gewiſſermaßen beſtätigte, und ſie ſtach weit ab von den aufgebauſchten unwahrhaftigen Depeſchen, die von öſterreichiſcher Seite etwa durch die Vermittlung der Augsburger Allgemeinen Zeitung zu uns drangen.

In den erſten Tagen nach dem Einmarſch bedurfte es keiner Depeſchen. Am 27. (Mittwoch) verbreitete ſich die Nachricht von einem ſcharfen Gefecht in der Nähe von Niemes (bei Hühnerwaſſer am 26. Juni), das ſehr verluſtvoll geweſen ſein ſollte, und als ich gegen neun Uhr Abends von meinem Dienſt auf dem Rathauſe nach Hauſe ging, machte ſich eben ein Feldlazarett, deſſen Wagenkolonne auf dem Markte ſtand, zum Aufbruch nach dem Schlachtfelde fertig; ſingend marſchierten die Leute in die Nacht hinaus. Am nächſten Morgen (28.) hatten wir die lebendigen Beweiſe des Sieges vor Augen: die erſten öſterreichiſchen Gefangnen, 103 Mann, trafen mit Fußmarſch ein, von einer wohl überflüſſig ſtarken Eskorte, 12 Landwehrhuſaren und 36 Füſilieren begleitet, zu einem Viertel Jäger, der Mehrzahl nach Italiener vom Regiment Haugwitz, die mit dem Rufe Evviva la Prussia! übergelaufen waren. Das tröſtete viele Zuſchauer über die Niederlage; aber wie konnte man auch Italiener gleich bei dieſem erſten Gefecht ins Feuer ſchicken und den Preußen ſomit ihren Sieg erleichtern, der nach der Verſicherung der Offiziere die Truppen geradezu elektriſierte, weil ihnen dabei die Überlegenheit ihres Zündnadelgewehrs gegenüber der törichten Stoßtaktik der Öſterreicher, die ihnen ſeit 1859, trotz der Erfahrungen des däniſchen Feldzuges von 1864, als die höchſte militäriſche Weisheit galt, zum erſtenmal klar geworden war. Aber an demſelben Tage noch wurde uns klar, daß ſich in größerer Entfernung ein ernſter Kampf entſponnen habe, wie man denn die öſterreichiſche Hauptarmee, angeblich 300000 Mann, an der Iſer vermutete und mit Genugtuung angebliche Äußerungen preußiſcher Offiziere erzählte, dagegen ſei die preußiſche Armee zu ſchwach. Seit dem frühen Morgen war in der freien Umgebung der Stadt ferner Kanonendonner hörbar, kurze, dumpfe Schläge in wechſelnden Pauſen; gegen zehn Uhr wurde er ſo ſtark, daß die Leute von den Bleichen im Süden der Stadt hereinkamen, weil ſie glaubten, die Schlacht nähere ſich. Um Mittag trat eine Pauſe ein, nach zwei Uhr wurde das Feuer wieder deutlich vernehmbar. Es war das blutige Gefecht von Münchengrätz und Podol an der Iſer, das ſich hier ſozuſagen vor unſern Ohren abſpielte, in einer Entfernung von durchſchnittlich 40 Kilometern. Am nächſten Tage berichteten ein paar Pioniere, die zurückkamen, einige Einzelheiten von dem Kampfe; zugleich ging das dritte ſchwere Feldlazarett des achten Armeekorps durch die Stadt, und achthundert Verwundete wurden angemeldet, einzelne Wagen mit ſolchen trafen auch ſchon im Laufe des Tages vor dem Hauptlazarett ein. Da war es in der Tat an der Zeit, daß zur Bildung eines Vereins für die Pflege der Verwundeten und der Kranken im Felde aufgefordert wurde; an ſo etwas hatte man bis dahin in Sachſen überhaupt noch gar nicht gedacht. Ein Zittauer Spediteur, der mit der preußiſchen Feldpoſt bis Münchengrätz gekommen war und unmittelbar von dort zurückkehrte, hatte noch überall die Leichen der Gefallnen und zahlloſe Uniformſtücke, Waffen und dergleichen liegen ſehen und war über die Bohlen der abgebrannten Brücke nur mit Mühe kriechend

über die Iſer gekommen; er hatte den Eindruck eines ſchweren, blutigen, aber für die Preußen ſiegreichen Kampfes und war voll Bewunderung für die „prächtige Armee“, die er im Biwak geſehen hatte. Zugleich trafen die erſten noch unklaren und unvollſtändigen Nachrichten von ſiegreichen Gefechten der ſchleſiſchen Armee bei Nachod (27. Juni) und Skalitz (28. Juni) ein; alſo waren die Preußen auch von Oſten her in Böhmen einmarſchiert. Demgegenüber machten die Nachrichten vom öſterreichiſchen Siege bei Cuſtoza (24. Juni), die wir am 29. hatten, und von der preußiſchen Niederlage gegen die Hannoveraner bei Langenſalza (27. Juni), die am 30. eintraf, keinen großen Eindruck, denn die Entſcheidung lag weder dort noch hier.

Und nun kam die Anzeige, daß König Wilhelm mit dem Großen Hauptquartier, gegen 1100 Menſchen und 800 Pferde, am 30. (Sonnabends) die Stadt paſſieren werde, um perſönlich den Oberbefehl in Böhmen zu übernehmen. Das bedeutete unzweifelhaft: die Preußen waren dort im raſchen, allenthalben ſiegreichen Vordringen, und die große Entſcheidung nahte heran. Am Vormittag ritt die Stabswache an der Stadt vorbei, eine glänzende, buntfarbige Truppe aus allen Reiterregimentern der Armee gebildet; Nachmittags 3 Uhr 20 Minuten traf von Görlitz her über Löbau der königliche Zug ein, von zwei Lokomotiven gezogen. Da weder der Bahnhof noch der Bahnſteig abgeſperrt war, ſondern nur eine Ehrenkompagnie dort ſtand, ſo waren die Zittauer zu Hunderten hinausgeeilt, um in einem Gemiſch von Groll und Ehrfurcht den greiſen Kriegsherrn zu ſehen; im Namen der Stadt begrüßten ihn der Bürgermeiſter Haberkorn und der Stadtverordnetenvorſteher Rechtsanwalt Döring, auch der Amtshauptmann war anweſend. Vom begeiſterten Hurra ſeiner Truppen empfangen ſtieg der König in Überrock und Feldmütze aus und ſchritt ihre Front ab; er ſah ſehr friſch aus und war offenbar guten Mutes. Auch Bismarck (in der Uniform des Halberſtädter Küraſſierregiments) verließ den Wagen und ging ein paar Minuten auf und ab; ich habe ihn damals zum erſtenmale geſehen, doch ſtand er mir zu fern, als daß ich einen klaren Eindruck von ihm hätte gewinnen können; Moltke war nicht ſichtbar. Nach etwa zehn Minuten ging der Zug nach Reichenberg weiter, wo der König im Schloſſe des Grafen Clam-Gallas ſein Hauptquartier nahm. Von Kohlfurt aus hatte Moltke 12 Uhr 45 Minuten den drei in Böhmen ſtehenden Armeen den Vormarſch auf Königgrätz befohlen, in Reichenberg traf noch am ſpäten Abend das Telegramm des Prinzen Friedrich Karl über den Sieg bei Gitſchin (29. Juni) ein.

Uns kam von Gitſchin zunächſt am 1. Juli nur eine dunkle Kunde, aber doch ſchon die Nachricht, daß dort auch die Sachſen im Feuer geweſen ſeien (Brigade Kronprinz) und ſchwer gelitten hätten. Dagegen wurden nun die amtlichen Depeſchen über die Siege bei Nachod und Skalitz und über die Kapitulation der Hannoveraner am 29. Juni bekannt. Mißmutig ſchrieb damals mein Vater: „Wie lange wird das faſt beiſpielloſe Vertrauen auf Benedek noch ſtandhalten?

Nach allen Nachrichten ſind die Preußen ſehr im Vorteil, und während die Operationen derſelben klaren Zuſammenhang zeigen, ſieht man auf der andern Seite nichts von Plan und Sicherheit.“ Das liebe unverſtändige Publikum freilich wollte in allen dieſen Kämpfen nur „Vorpoſtengefechte“ ſehen, worunter es offenbar „vorbereitende Kämpfe“ verſtand, die große Entſcheidung ſtehe noch aus. Daß es ſich aber ſchon um ſehr ernſte und blutige Kämpfe handelte, das wurde bald auch dem hartnäckigſten Verehrer Benedeks klar: die Periode der großen Verwundeten- und Gefangnentransporte begann, und mitten hinein ſchmetterte die Kunde von Königgrätz.

Es war eine ganz freiwillige Leiſtung, wenn die Verpflegungsdeputation nunmehr ihr Hauptquartier auf dem Bahnhofe aufſchlug und ihren Dienſt ſo ordnete, daß die Mitglieder von zwölf Uhr Mittags bis Mitternacht oder von Mitternacht bis Mittag anweſend oder wenigſtens verfügbar waren. Kam freilich ein Zug etwa kurz vor Mitternacht an, dann verſtand es ſich von ſelbſt, daß auch die, deren Dienſtzeit ablief, dablieben und mit arbeiteten, und die meiſten Züge kamen Nachmittags oder Nachts. Wie oft habe ich damals nach einer zuweilen harten, durchwachten Nacht die Sonne aufgehn ſehen! Freiwillig lieferte auch die Bürgerſchaft, was zur Verpflegung von Hunderten und Tauſenden notwendig war: Brot, Fleiſch, Wurſt, Speck, Wein, Bier und Schnaps. War ein Zug telegraphiſch von Reichenberg her gemeldet, dann machte ſich alles an die vorbereitende Arbeit, ſchnitt Brot und belegte es mit kaltem Fleiſch oder Speck, füllte große Körbe oder übernahm den Ausſchank von Getränken. Zuweilen wurde auch in großen Keſſeln Rindfleiſch mit Reis gekocht. Dazu wurden den Pflegern die einzelnen Teile des Zuges, ſo gut es ging, zugewieſen; auch Damen beteiligten ſich dann und wann. Oft verſpätete ſich freilich ein Zug, oder er brachte mehr Verwundete und Gefangne als angemeldet waren, was ziemlich oft vorkam, dann geriet der ſchönſte Verteilungsplan in Unordnung, und es konnten nicht alle Inſaſſen befriedigt werden; zuweilen gingen auch die Vorräte aus. War der Zug eingefahren, und ſtand er feſt, oft von einem Ende des langen Bahnſteigs bis zum andern, dann wurden die Wagen, meiſt Packwagen, zuweilen auch offne Loris, geöffnet, und wir gingen, zu zwei einen großen Wäſchekorb ſchleppend oder eine Flaſche mit Gläſern tragend, an die Verteilung; die Hände griffen eifrig zu, und wenn es nicht anders ging, wenn ein Wagen auf der Perronſeite nicht geöffnet werden konnte, ſo krochen wir unter den Wagen durch nach der andern Seite hinüber, und wenn etwa Verwundete nicht ausſteigen konnten, ſo ſtiegen wir auch in die Wagen hinein. Ein ſeltſamer Anblick! Bei ſchwachem Licht einer Laterne ſaßen und lagen die Leute bunt durcheinander, aßen und tranken und erzählten wohl auch von ihren Erlebniſſen; andre waren ausgeſtiegen und drängten ſich auf dem halbdunkeln Bahnſteig; dazwiſchen erneuerten Ärzte, wo es nötig war, die Verbände oder verfügten über die Schwerverwundeten, die ausgeladen und auf Tragbahren in das große Lazarett verbracht wurden,

Digitized by Google

meiſt in den erſten Morgenſtunden, wenn die Straßen noch menſchenleer waren, denn die tiefblaſſen oder gelben, abgemagerten, verbundnen, zuweilen auch verſtümmelten Leute waren kein Anblick für weiche Gemüter; die Leichtverwundeten gingen weiter, meiſt bis Dresden, wo das alte noch jetzt ſtehende Kadettenhaus in der Neuſtadt zum Lazarett eingerichtet worden war. Verhältnismäßig ſelten waren Hieb- und Stichwunden, dafür heilt ein Bajonettſtich etwa ins Geſicht ſehr langſam und ſchwer; weit überwogen die Schußwunden, oft nur Fleiſchwunden, zuweilen ohne den Knochen zu beſchädigen, und wenn ſie von den Zündnadelkugeln herrührten, ſo war nicht ſelten das Fleiſch glatt durchſchlagen. Einem Öſterreicher war z. B. ein ſolches Geſchoß durch den rechten Vorderarm, den Oberarm und die Seite gegangen, ohne eine andre Spur zurückzulaſſen als ſechs gerötete kleine Riſſe; der Mann hatte lang hingeſtreckt im Anſchlag gelegen. Einem andern freilich ſaß die Kugel noch im Knie, als er ankam; er konnte nur mit Mühe und unterſtützt die wenigen Schritte bis zur Verbandſtation humpeln, wo Strohlager und Matratzen bereit gemacht waren. Meiſt recht ſchlimm waren die von Granatſplittern verurſachten ſchweren Wunden. Ein Preuße kam mit hochgeſchwollner Backe an und behauptete, es ſitze da ein Granatſplitter, was kaum glaublich ſchien, denn der hätte doch den Kopf oder mindeſtens die Kinnlade zerſchmettert. Aber es kam wirklich ein fingerlanges, gekrümmtes Eiſenſtück heraus, das ihm nur ein paar Zähne eingeſchlagen, ſonſt aber keinen Schaden angerichtet hatte. Einem armen Teufel von Öſterreicher dagegen hatte ein Granatſplitter die halbe Wade weggeriſſen, ſodaß der Knochen bloßlag; die Wundränder waren ſchon brandig, und der Mann hatte den Kinnbackenkrampf, als er herausgehoben wurde, kaum daß er die Zähne etwas auseinanderbringen konnte. Auch ſchon amputierte Verwundete waren darunter; man brachte ſie möglichſt raſch aus dem Wagen und ins Lazarett. Die meiſten trugen ihr Geſchick ſtill und ohne Klage; ſie rauchten meiſt und unterhielten ſich mit den Umſtehenden.

Die großen Transporte begannen am 3. Juli. Deshalb erhielt auch der Bahnhof ein Wachkommando von Landwehrleuten und einen Kommandanten, denn nach beiden Richtungen hin war der militäriſche Verkehr äußerſt rege, der gewöhnliche Verkehr war dagegen immer noch eingeſtellt. Namentlich kleinere Abteilungen Verwundeter oder einzelne kamen mit jedem möglichen Zuge an und waren dann ſehr mitteilſam. Ein Schwabe vom 40. (Hohenzollernſchen) Füſilierregiment erzählte, ſie wären faſt eine Woche lang in kein vernünftiges Quartier gekommen, hätten im Regen biwakiert und wären nicht trocken geworden. Fleiſch hätten ſie genug bekommen, aber ſehr wenig Brot. Die Brunnen habe das böhmiſche Landvolk größtenteils verdorben, nur Bach- und Pfützenwaſſer hätten ſie zum Trinken gehabt; um ſo willkommner wären ihnen die reichen Biervorräte der Brauereien von Münchengrätz geweſen. Die Dörfer hätten ſie meiſt verlaſſen vorgefunden, erſt jetzt kämen die in törichter Angſt geflüchteten Bewohner zurück, und alle Straßen ſtünden voll

Digitized by Google

von Wagen mit Lebensmitteln, die billig zu haben ſeien. Alle Wege und Stege lägen noch voll von Pferdekadavern, die einen unerträglichen Geruch verbreiteten und die Luft weithin verpeſteten, auch in dem hohen Korn fänden ſich noch Tote, und die Felder ſeien mit Waffen und Uniformſtücken bedeckt. Der Mann war bei Münchengrätz verwundet worden. Als man ihm ſagte, die Württemberger hätten ſein Heimatland beſetzt, lachte er nur ſpöttiſch.

Der erſte Zug, den ich mit verpflegte, war am 4. Juli für acht Uhr Abends gemeldet, aber inzwiſchen ging ein endloſer Zug mit einem Pontontrain von Löbau durch, der auf der eingleiſigen Bahn manchen Aufenthalt an den Ausweichſtationen veranlaſſen mußte, und erſt als es ſchon dunkelte, gegen neun Uhr, traf der erwartete Zug bei ſtrömendem Regen ein. Er brachte Verwundete von Gitſchin, alles durcheinander, überwiegend Öſterreicher, von denen weitaus die meiſten Slawen, Ungarn und Italiener waren, wenige Sachſen, aber einen ganzen Wagen mit Offizieren. Einer von den Preußen erzählte, er habe von ſechs Uhr Abends die ganze Nacht bis früh gegen vier Uhr auf dem Schlachtfelde gelegen, ehe er geholt worden ſei. Daß es auch nach Gitſchin vorwärts gegangen ſei, wurde aus ſo manchem klar; brachte der Zug doch die Nachricht mit, daß die Preußen die Feſtung Joſephſtadt erſtürmt hätten. Das war falſch, aber am Nachmittage war eine Depeſche durch die Station Zittau gegangen, die noch nicht veröffentlicht war, die Preußen hätten einen neuen großen Sieg erfochten. Es war die erſte Kunde von Königgrätz. Daß der Übergang über die Elbe vorbereitet werde, zeigte ſchon der eben beförderte Pontontrain und ein zweiter, der in der Nacht eintraf und auf dem Markte auffuhr. Bei dieſem ſiegreichen Fortſchreiten der preußiſchen Waffen befremdete es, daß am 5. Juli die Bürgerſchaft durch Anſchlag aufgefordert wurde, ihre Waffen an eine aus ſtädtiſchen Beamten und Offizieren gebildete Kommiſſion auf dem Bahnhofe abzuliefern, die gegen die Preußen zu gebrauchen noch keinem Menſchen eingefallen war. Doch kam eine Menge guter Gewehre, denn es gab viele Jagdliebhaber und eifrige Schützen in Zittau. Mein Vater freilich, der auch einige Zeit bei der Jägerkompagnie, der Elitetruppe der Kommunalgarde, geſtanden hatte — ich war als kleiner Junge ſehr ſtolz darauf geweſen, denn er ſah in der kleidſamen dunkelgrünen Uniform in hohem Tſchako mit weißem Federſtutz, ſchwarzem Lederzeug, Hirſchfänger und Büchſe ſehr ſtattlich aus —, hatte dieſe Ausrüſtung längſt verkauft und verfügte nur noch über eine harmloſe alte Flinte großen Kalibers aus dem Erbe meines Großvaters und über einige ſtumpfe Rapiere, dazu die Nachbildung eines römiſchen Pilums. Als ich mit dieſem Waffenmagazin antrat, wurden mir die Rapiere als unſchädlich — das waren ſie wirklich — zurückgegeben, die Flinte dagegen behalten und ebenſo das Pilum, denn es erſchien mit ſeinem langen Eiſen und den Widerhaken ſeiner Spitze als eine gefährliche Waffe und wurde als „römiſcher Spieß“ in die Liſte eingetragen. Alſo geſchah es 1390 Jahre nach dem Untergange des weſtrömiſchen

Digitized by Google

Reichs in einer fernen Ecke Germaniens hinter dem hercyniſchen Walde, daß dieſe alte Waffe des Legionars noch als militäriſch verwertbar galt. Ob das nach abermals 1390 Jahren mit unſern modernen Waffen bei den raſenden Fortſchritten der Vernichtungstechnik auch noch der Fall ſein wird?

Während ſich die Bürgerſchaft noch über dieſe Entwaffnung ärgerte und darüber wie billig rechtſchaffen räſonierte, brachten die Zittauer Nachrichten, das Amtsblatt der Stadt, am Nachmittage die offizielle Depeſche des Königs Wilhelm an die Königin von einem entſcheidenden Siege der Preußen zwiſchen Horſchitz und Königgrätz am 3. Juli; noch am Abend erfuhr man, daß der Feldmarſchalleutnant von Gablenz im preußiſchen Hauptquartier erſchienen ſei, um Friedensvorſchläge zu machen, am 6. Juli, daß Kaiſer Franz Joſeph dem Kaiſer Napoleon Venezien zur Verfügung geſtellt und damit ſeine Intervention angerufen habe! Der Eindruck war betäubend und erſchütternd, denn wer noch die Hoffnung auf eine Wendung zugunſten Öſterreichs durch eine Entſcheidungsſchlacht feſtgehalten hatte im Vertrauen auf Benedek, der mußte ſich ſagen, das ſei nun vorbei. Bei alledem empfand man eigentlich die Verflechtung unſrer eignen Truppen in die furchtbare Niederlage nicht ſo ſehr tief. Denn die Armee ſtand der Bevölkerung damals ziemlich fern, die Stadt hatte faſt ſeit zwanzig Jahren keine Garniſon, die gebildeten bürgerlichen Familien hatten, ganz wenige ausgenommen, deren Söhne Offiziere waren, gar keine Beziehungen zur Armee, und man wußte auch von ihren Schickſalen begreiflicherweiſe ſehr wenig. Daß ſie tapfer ihre Schuldigkeit tat, deſſen war man ſicher, und das erkannten auch die preußiſchen Offiziere zur allgemeinen Befriedigung unumwunden an.

Und nun kamen ſie in langen Zügen, Tag für Tag, mit Eiſenbahn und Fußmarſch, die Verwundeten und die Gefangnen von Königgrätz. Am 6. Juli, wo ich von Mittag bis Mitternacht Dienſt hatte, habe ich drei Züge mit verpflegt, und ein vierter Zug war ſchon angekündigt. Der erſte kam kurz vor fünf Uhr und brachte überwiegend Preußen, einige Wagen aber auch mit Öſterreichern und Sachſen, die meiſten noch von Gitſchin. Der zweite traf gegen halb ſieben Uhr ein, aber er enthielt mehr als tauſend Mann, ſtatt der angekündigten fünfhundert, meiſt gefangne Öſterreicher, und koſtete uns eine Arbeit von anderthalb Stunden; als er abgefertigt war, hatten wir in unſerm Zimmer keinen Tropfen und keine Krume mehr. Und ſchon war für elf Uhr ein dritter Zug angemeldet, ſiebzehn Wagen mit etwa fünfhundert Mann, zur Hälfte Preußen, zur andern Öſterreicher, alle von Königgrätz wie ihre Vorgänger. Die Preußen hatten oft die weißen öſterreichiſchen Röcke oder die ſchönen, warmen grauen Kapotmäntel angelegt oder Jägerhüte mit den grünen Federbüſchen, denn ihre eignen Uniformſtücke waren arg mitgenommen, auch ihre Mäntel weniger praktiſch. Aus ihren Erzählungen geſtaltete ſich ſchon ſtückweiſe ein Bild von der gewaltigen Schlacht. Ein preußiſcher Jäger berichtete ganz zutreffend, der Kampf ſei zunächſt weſentlich von der Artillerie

Digitized by Google

geführt worden, die Entſcheidung habe der Kronprinz durch ſeinen Flankenangriff gebracht. Ein Füſilier, von einem Granatſplitter am Arme verwundet, hatte über zwei Stunden im furchtbarſten Granatfeuer geſtanden (offenbar im Swiepwalde bei der ſiebenten Diviſion), das ſeiner Kompagnie alle Offiziere bis auf einen Sekondeleutnant gekoſtet habe; der mit dem Bajonett anſtürmenden Öſterreicher hätten ſie ſich nur mit fortgeſetztem Schnellfeuer erwehren können; bis auf fünfzig Schritt etwa wären dieſe herangekommen, dann aber zuſammengebrochen „wie Halme"; „hätten wir die Zündnadeln nicht gehabt, ſo hätten ſie uns alle zuſammengehauen". Die Öſterreicher hätten eine ſehr günſtige Stellung auf Höhen gehabt, doch hätte ihre Artillerie nicht gut gezielt, und viele Granaten wären nicht krepiert; dagegen habe ſich die ſächſiſche Artillerie durch die große Präziſion ihres Feuers bemerkbar gemacht (das beſtätigt unter anderm auch Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, Aus meinem Leben, III, 296). Auf der andern Seite klagte ein öſterreichiſcher Offizier einem Zittauer Arzte, der ihn verband, bitterlich über die Korruption in der öſterreichiſchen Heeresverwaltung; auch ſei die Armee bei weitem nicht ſo ſtark, wie man geglaubt habe.

Am nächſten Tage wurden 671 öſterreichiſche Gefangne mit 181 Mann Bedeckung unter einem Offizier angeſagt. Die Gefangnen marſchierten in ihren grauen Mänteln und blauen Feldmützen auf der Neuſtadt auf und wurden dann im Marſtall untergebracht, einem alten umfänglichen Gebäude mit hohem Ziegeldach und einer Menge von Böden, aus deren kleinen Fenſtern die Gefangnen gleich darauf neugierig herausſahen. Die Bedeckung wurde einquartiert. Wir erhielten davon ſechs Pommern vom neunten Regiment, wackre, beſcheidne Leute, die Abends eine Kalbskeule ziemlich aufaßen und nachher eine Karte des Kriegsſchauplatzes eifrig ſtudierten. Im Feuer waren ſie noch nicht geweſen, ſie hatten bei Turnau Magazine zu bewachen gehabt und kamen auch von dort. Die Zahl der Gefangnen bei Königgrätz, die meiſt marſchieren mußten, ſchätzten ſie auf 20000. Dort habe auch der König ein Bataillon, das alle ſeine Offiziere verloren hatte, perſönlich wieder geordnet und ins Feuer zurückgeſchickt (vgl. Lettow-Vorbeck II, 467). Schon am nächſten Tage, 8. Juli, rückte ein neuer Zug von über 2000 öſterreichiſchen und ſächſiſchen Gefangnen unter einer Eskorte von 218 Mann von Reichenberg ein; ſie wurden ebenfalls in Maſſenquartieren untergebracht, erhielten aber zum Teil die Erlaubnis auszugehn und wandelten nun friedlich Arm in Arm mit den Preußen der Bewachungsmannſchaft in der Stadt umher. Es waren viele Ungarn darunter, ſchmucke Leute. Einer davon, ein Unteroffizier vom Regiment Coronini, der ſchon 1859 in Italien, 1864 in Schleswig mitgefochten hatte und das Deutſche ziemlich fertig ſprach, war bei Königgrätz in ſtrömendem Regen viermal im Feuer geweſen; zuletzt hatte er ſich in einem brennenden Dorfe, deſſen Namen er nicht wußte, von drei Seiten angegriffen, mit ſeinen Leuten ergeben müſſen. Die Eiſenbahn brachte in dieſen

Digitized by Google

Tagen nur Verwundete, der erſte Zug am Abend des 7. Juli 500 bis 600, darunter ſchwer verſtümmelte Unglückliche, zu deren Aufnahme zwanzig Tragbetten bereit ſtanden, ein andrer von 39 Wagen, der von zwei Lokomotiven gezogen in der regneriſchen, kalten und windigen Nacht des 8. Juli erſt nach Mitternacht eintraf, führte mehr als 800 Verwundete, darunter zwei Wagen mit Sachſen. Sie hatten das Gefecht von Gitſchin und auch den nächtlichen Kampf um das Städtchen mitgemacht und waren auf die Öſterreicher, die nicht recht ſtandgehalten hätten, ſchlecht zu ſprechen. Erſt gegen zwei Uhr dampfte der Zug wieder in die Nacht hinaus. Auch erbeutete öſterreichiſche Munitionswagen, leicht und faſt elegant gebaut, kamen gelegentlich mit, ſo am 7. Juli zwiſchen 20 und 30. So ging es Tag für Tag. Die Konſtituierung des Vereins für die Pflege der Verwundeten und Kranken am 7. Juli, an der auch mein Vater teilnahm, war alſo ſehr zeitgemäß.

Daß der Krieg gegen Öſterreich entſchieden ſei, wurde inzwiſchen immer klarer. Denn der Sieg von Königgrätz erſchien, je mehr Einzelheiten bekannt wurden, um ſo größer, meldete doch der erſte genauere preußiſche Schlachtbericht am 7. Juli 18000 bis 20000 Gefangne und 120 erbeutete Geſchütze (tatſächlich waren es 174). Von dieſen ſahen wir am 13. Juli neun Stück vorübergehn, ſchöne Bronzerohre, aber die gelb-ſchwarzen Räder und Lafetten von unten bis oben mit dicken Kotlagen bedeckt. Je weniger wir nun an eine Wendung auf dem öſterreichiſchen Kriegsſchauplatze noch zu glauben vermochten, deſto mehr bekümmerte es uns, daß im Weſten doch noch ein ernſter Kampf begann, der an dem Reſultat ſchwerlich etwas ändern konnte, ſondern nur unnütz deutſches Blut vergoß, falls nicht etwa Napoleon der Dritte ſich zur bewaffneten Intervention entſchloß. Es gab verblendete Leute genug, die ſie herbeiwünſchten, ſo ſehr hatte die kleinſtaatliche Miſere alles nationale Gefühl ertötet. Und nun ging am 10. Juli Graf Benedetti durch, der franzöſiſche Geſandte in Berlin, und Beuſt eilte nach Paris! Das alles beunruhigte die verſtändigern Leute ſehr. Andrerſeits paſſierte am 13. Juli ein hoher italieniſcher Generalſtabsoffizier in ſchwarzem, pelzverbrämtem Schnürenrock mit einem mecklenburgiſchen Flügeladjutanten unſern Bahnhof, denen freilich für die Weiterfahrt nur ein Wagen dritter Klaſſe im Anſchluß an einen langen Proviantzug zur Verfügung geſtellt werden konnte. Offenbar wurde eifrig hin und her verhandelt.

Doch raſtlos rückten die Preußen vor; am 12. hatten wir die Nachricht, daß das königliche Hauptquartier in Zwittau, auf mähriſchem Boden ſtehe (wo Benedetti endlich Bismarck erreichte); am 14. erhielt ein Leutnant von den Pionieren, der bei uns im Quartier lag, den Befehl, nach Brünn abzugehn, das alſo ſchon beſetzt war, an demſelben Tage gegen Abend hieß es, den Ereigniſſen voraus, drei preußiſche Armeekorps ſtünden nur noch ſechs Stunden von Wien, am 18., daß ſie Lundenburg, die mähriſch-niederöſterreichiſche Grenzſtation, beſetzt hätten. Auch im Weſten waren die Preußen

Digitized by Google

offenbar in raſchem ſiegreichem Vordringen gegen Frankfurt, das der Rumpfbundestag flüchtig verließ, um in den „Drei Mohren" zu Augsburg ſein ruhmloſes Ende zu finden; am 16. zog Manteuffel in der Bundestagsſtadt ein. Es ging alles „in betäubender Rapidität". Zum Glück beſchränkte ſich auch die Intervention Napoleons auf Verhandlungen, wobei er freilich die Ausdehnung der Bundesreform auf Süddeutſchland verhinderte; Beuſts Miſſion mißglückte zu allgemeiner Erleichterung, und Napoleon ließ offiziös erklären, ſeine Beziehungen zu Preußen hätten niemals aufgehört die allerbeſten zu ſein (16. Juli). Dazwiſchen tauchten gelegentlich Nachrichten von öſterreichiſchen Siegen auf, wofür im benachbarten böhmiſchen Städtchen Rumburg eine rührige und dreiſte Lügenfabrik beſtand, ſo am 16. von einer Schlacht bei Olmütz, am 20. von einem Siege des Erzherzogs Albrecht, der die Südarmee nach Wien zurückgeführt hatte, bei Gänſerndorf, doch ſie zerplatzten alsbald wie ſchillernde Seifenblaſen.

Freilich in der Stadt ſah es immer noch recht kriegeriſch aus. Das Hauptlazarett enthielt etwa zweihundert Schwerverwundete und war der Gegenſtand großer Teilnahme, andre leichter Verwundete, namentlich Offiziere, waren in Privatpflege und zeigten ſich häufig in der Stadt. Noch am 14. Juli ging eine Schar von Krankenpflegern und Krankenpflegerinnen unter dem Roten Kreuze nach Böhmen durch, und Barmherzige Schweſtern trafen ein. Dazwiſchen paſſierten Rekonvaleszenten und Erſatztruppen in kleinern und größern Abteilungen, lange Proviant- und Munitionszüge (zum Erſatz der verbrauchten Munition) faſt täglich. Unſre Bäckerkolonne rückte am 14. nach Böhmen (Kolin) ab, die Feldbäckerei auf der Schießwieſe wurde aufgehoben. Wir bedauerten das in mancher Beziehung, denn wir hatten mit ihrem gutmütigen, wackern Chef, dem Premierleutnant v. B., auf dem Einquartierungsbureau im Rathauſe, wenn gerade nichts wichtigeres zu tun war, manches Stündchen behaglich verplaudert. Dr. Tobias, der mit Bienenfleiß alles für ſeine Geſchichte ſammelte, hatte auch alle dieſe hübſchen Dinge im Protokoll gebucht, zuweilen auch zu ſeiner eignen Freude mit ſeinem Humor gewürzt. Ebenſo wurden die Linientruppen, die Kompagnie vom vierzehnten Regiment und ein Kommando Pioniere, die bisher unſre Garniſon gebildet hatten und ein ſehr gutes Andenken hinterließen, am 18. nach Böhmen vorgeſchoben; der Erſatz, eine Kompagnie vom vierzehnten Landwehrinfanterieregiment, das direkt von Danzig kam, die Wagen des endloſen Zuges noch mit den verdorrten Maien von der Oſtſee geſchmückt, und die Etappen beſetzen ſollte, war ſchon am 14. eingetroffen. Aber auch an Verwundetenzügen fehlte es noch immer nicht, nur kamen ſie nicht mehr von den Schlachtfeldern, ſondern von den böhmiſchen Lazaretten; zuweilen brachten ſie auch Särge von Offizieren und deren Angehörige in tiefer Trauer mit, am 8. Auguſt ein Extrazug die Leiche des jungen Prinzen Anton von Hohenzollern, der am 3. Juli ſchwer verwundet worden war. Noch am 19. Juli kam ein Zug mit 530 gefangnen

Öſterreichern aus den Prager Lazaretten, die von ihren Bedeckungsmannſchaften, 80 Mann Gardelandwehr, ſtattlichen Leuten, mit großer Sorgfalt behandelt und von uns verpflegt wurden, obwohl der kommandierende Leutnant das anfangs nicht zugeben wollte. Die etwa ankommenden Sachſen wurden gegen Handſchlag in die Heimat oder in Privatpflege entlaſſen und von uns, wenn nötig, mit Geld unterſtützt. Auch eroberte Geſchütze trafen noch ein, am 16. Juli 15, darunter das einzige ſächſiſche, das bei Königgrätz verloren worden war, am 19. Juli 17, am 21. 13 mit einigen Pontons und einer Maſſe von Gewehren uſf., ſodaß wir im ganzen 154 Kanonen vorübergehn ſahen, und noch ſollte eine Menge in Turnau ſtehn. Allmählich hörten jedoch die großen Transporte auf, und vom 16. Juli ab wurde wieder wenigſtens ein regelmäßiger Zug zwiſchen Reichenberg, Löbau und Görlitz eingerichtet, der auch „Ziviliſten" beförderte; über acht Wochen lang war der gewöhnliche Verkehr völlig unterbrochen geweſen. Und wie ſah es auf dem Bahnhofe aus, über den vom 25. Juni bis zum 6. September im ganzen 52000 Achſen zu je 40 Zentnern Belaſtung gegangen waren! Die Schienen waren ſo zerfahren, daß lange Eiſenſpäne herabhingen, denn ſie auszuwechſeln war keine Zeit.

Je augenſcheinlicher nun der Krieg nicht nur entſchieden war, ſondern auch zu Ende ging, deſto drängender trat die Frage an uns heran: Was wird aus Sachſen? So wenig man eine Annexion wünſchte, die Möglichkeit einer ſolchen mit ihren einſchneidenden Konſequenzen nach der jahrelangen feindſeligen Spannung zwiſchen Sachſen und Preußen und der Rolle, die Beuſt dabei geſpielt hatte, lag doch vor. Mein Vater erörterte einmal mit mir, weil das für mich entſcheidend werden konnte, in aller Ruhe die Folgen, die eine Annexion für die höhern Schulen haben könne. Ihr Verhältnis zu einem Provinzialſchulkollegium würde gebundner ſein als das jetzige zum ſächſiſchen Kultusminiſterium, und die jungen ſächſiſchen Gymnaſiallehrer, zu denen ich demnächſt zu gehören hoffte, würden wohl nach den altpreußiſchen Provinzen geſchickt werden. Andrerſeits ſei wegen der damit verbundnen Berechtigungen eine ſtärkere Frequenz der obern Klaſſen zu erwarten. Auch im Schoße des Stadtrats war gelegentlich von dieſen Möglichkeiten die Rede, und dabei war die Äußerung gefallen, wenn etwa die preußiſche Regierung der Stadt allein die Unterhaltung des Gymnaſiums und der Realſchule überweiſe, dann werde die Stadt die Gehalte herabſetzen müſſen. Den Befürchtungen, die deshalb in ſeinem Kollegium auftauchten, trat mein Vater mit der Erklärung entgegen, er werde ſich gegen eine ſolche Abſicht nicht nur energiſch wehren, ſondern er meine auch, die preußiſche Regierung ſei nicht derart, daß ſie einem Magiſtrat hierin ganz freie Hand laſſe, ſie pflege ihm vielmehr die Höhe der Gehalte vorzuſchreiben. Wenn man nun auch durchaus keine Annexion wollte, ſo war doch der Umſchwung der Stimmung zugunſten eines engern Bundesverhältniſſes mit Preußen unverkennbar. Freilich fehlte es nicht an

Digitized by Google

lebhaften Debatten, auch in der „Sozietät“, der erſten Geſellſchaft der Stadt, deren Leſezimmer der regelmäßige Sammelplatz gebildeter Männer war. Als einmal einer der Herren behauptete, Öſterreich habe in dem ganzen Konflikt „moraliſcher“ gehandelt, wurde ihm das von verſchiednen Seiten aufs entſchiedenſte beſtritten. Recht bedenklich war es vollends, daß Theologen innerhalb und außerhalb der Kirche in dem wohlgemeinten Bemühen, die Ereigniſſe „unter chriſtliche Geſichtspunkte zu ſtellen“, nach Theologenunart von ihrer engen theologiſch-moraliſierenden Schablone aus ein apodiktiſches politiſches Urteil über die jüngſte Vergangenheit fällten und dieſes ſubjektive Urteil, das nur gut und böſe kennen wollte, ſchlechtweg für das chriſtliche hielten, gewiſſermaßen dem lieben Gott unterſchieben wollten, als ob die göttliche Weltregierung nicht auch aus dieſen Ereigniſſen deutlich genug geſprochen hätte. War nicht auch hier die Weltgeſchichte das Weltgericht geweſen, oder ſoll man ſie nur dann als ſolches anerkennen, wenn ſie mit dem eignen Wähnen übereinſtimmt? Erzürnt ſchrieb ich damals nach einem ſolchen Erlebnis in mein Tagebuch: „Die Weltgeſchichte iſt ein ſittlicher Prozeß, aber ihre Tafeln ſind keine Moralfibel für Kinder.“ Doch die Zahl der unbefangner urteilenden wurde immerhin größer. Nicht wenig trug zu dieſer Wandlung der tiefe Mißmut darüber bei, daß der Anſchluß Sachſens an Öſterreich das Land der Invaſion ſchutzlos preisgegeben und die tapfern ſächſiſchen Truppen zu einem öſterreichiſchen Hilfskorps ohne Nutzen für ihr Heimatland gemacht habe. Beſonders unter unſerm Landvolk, das damals die Laſten der Wehrpflicht ganz überwiegend trug, war dieſe Stimmung um ſo weiter verbreitet, als von dem Schickſal der eignen Söhne und Brüder natürlich zunächſt gar nichts und auch ſpäter nur Unvollſtändiges bekannt wurde. „Warum ſchmeißen denn unſre Soldaten nicht die Gewehre weg und ergeben ſich?“ fragte man da wohl grimmig. Das Urteil des kleinen Bürgerſtandes aber faßte in dieſen dunkeln Tagen ein Handwerksmeiſter in die Worte zuſammen: „Preußen muß auf ſein Großmaul (das ſich übrigens in den Kriegsdepeſchen nicht gezeigt hatte) Kloppe kriegen, aber Öſterreich darf nicht ſiegen.“ Denn bei den Tauſenden von öſterreichiſchen Gefangnen, mit denen man ſich meiſt nicht einmal verſtändigen konnte, weil ſie überwiegend undeutſchen Stämmen angehörten — die deutſch-öſterreichiſchen Regimenter hatten in Italien gefochten —, war doch immer wieder das Gefühl durchgebrochen: „Das ſind Fremde, die uns im Grunde nichts angehn“, und hatte ein Staat, der ſo zuſammengeſetzt war, ein Recht auf die Führung des deutſchen Volks? Auf der andern Seite hatten die endloſen preußiſchen Kolonnen, die ganze imponierend großartige Heeresrüſtung und der ununterbrochne Siegeslauf dieſes Heeres einen um ſo tiefern Eindruck gemacht, je weniger man das alles erwartet hatte — was wußte man damals in Sachſen von Preußen und ſeiner Armee! —, und mochten ſie auch unſre Gegner ſein, niemand konnte doch verkennen, daß ſie unſre deutſchen Landsleute waren. Ich habe damals verſucht, dieſe Stimmungen in einem Artikel

Digitized by Google

(„Aus der ſüdlichen Oberlauſitz“), meinem erſten journaliſtiſchen Verſuch, zu ſchildern, den ich an die Nationalzeitung ſchickte, aber niemals beſeſſen habe, weil es die Redaktion nicht der Mühe wert hielt, mir ein Exemplar der Nummer (345) zu ſenden. Der Krieg wurde ſomit eine praktiſche Schule für die gegenſeitige Kenntnis der deutſchen Stämme, die mehr wirkte als die ſchönſten Reden und tauſend Zeitungsartikel.

Allmählich wurde die nächſte Zukunft lichter. Am 25. Juli kam die Nachricht vom Abſchluß einer fünftägigen Waffenruhe (vom 22. an). Freilich ſchien die Ankunft mehrerer Trains ſchwerer Belagerungsgeſchütze damit in Widerſpruch zu ſtehn; wenigſtens machten ſie klar, daß die Preußen auch zur Fortſetzung des Krieges, zum Angriff auf Joſephſtadt und Königgrätz, die ſie ja unbezwungen im Rücken gelaſſen hatten, entſchloſſen ſeien, falls inzwiſchen nicht ſichere Grundlagen für den Frieden gefunden würden, doch blieben die Geſchütze auf ihren Wagen am Bahnhof ſtehn und gingen nach wenig Tagen wieder rückwärts, denn am 26. Juli kam der Präliminarfriede von Nikolsburg zuſtande — wir ahnten damals nicht, unter welchen ſchweren Kämpfen —, deſſen Bedingungen uns der Telegraph am 29. meldete. Alſo war der unverkürzte Beſtand Sachſens zugeſtanden, ſein Eintritt in den Norddeutſchen Bund vorgeſehen. Daß der Friede nun ganz beſtimmt bevorſtehe, das verſicherte auf unſerm Bahnhofe kein Geringerer als der Herzog Ernſt von Sachſen-Koburg-Gotha, der am 31. Juli vom Hauptquartier des Kronprinzen zurückkehrte, ein ſtattlicher, breitſchultriger Herr in der ihm durchaus gemäßen blauen Interimsuniform ſeines preußiſchen Küraſſierregiments. Am 4. Auguſt kam König Wilhelm ſelbſt auf der Durchreiſe von Prag nach Berlin zur Eröffnung des Landtags (5. Auguſt) durch Zittau. Genau fünf Wochen vorher hatten wir ihn an uns vorüberfahren ſehen der ſchweren Entſcheidung entgegen; jetzt war ſie unwiderruflich gefallen, und er kam als Sieger, als der künftige Oberherr des Norddeutſchen Bundes, alſo auch als der künftige Bundesgenoſſe unſers eignen Königs. Zu Hunderten waren wieder die Zittauer hinausgeſtrömt und erfüllten den Bahnhof, der auch diesmal nicht abgeſperrt war; nur ein Kommando Landwehr und die dienſtfreien Offiziere unſrer Garniſon nahmen einen Teil des Bahnſteigs ein, dazu waren die Vertreter der Stadt erſchienen. Um zweiundeinhalb Uhr fuhr der lange Hofzug ein, die beiden Maſchinen und die meiſten Wagen mit Laubgewinden und preußiſchen Fahnen geſchmückt. Der König ſtieg diesmal nicht aus, ſondern unterhielt ſich vom Wagen aus mit den Herren, die ihn begrüßten; bei ihm war der Kronprinz, deſſen männliche Schönheit und freundliches Weſen auf alle den allerbeſten Eindruck machte. Bismarck ſtieg aus, und er ſchien in ſehr heitrer Stimmung — was lag alles hinter ihm! Roon zeigte ſich auf dem Perron ſeines Salonwagens. Das waren alſo die Männer, die das deutſche Volk zur Einheit führten halb wider ſeinen Willen! Vier Jahre ſpäter waren ſie die Helden der ganzen Nation.

Digitized by Google

Und nun erfüllte es doch alle mit der größten und freudigſten Genugtuung, daß Bismarck die dreiſten franzöſiſchen „Kompenſationsforderungen“ am Rheine, die uns am 13. Auguſt bekannt wurden, rundweg ablehnte. Dann brachten die Zeitungen am 20. die Nachricht von Beuſts Entlaſſung, die niemand bedauerte, am 26. die Bedingungen des Prager Friedens vom 23. Auguſt. Daß Sachſen in das neue Bundesverhältnis eintreten, alſo ſeine unbeſchränkte Militärhoheit aufgeben und auf ſelbſtändige auswärtige Politik verzichten ſollte, das fand man gerade in den maßgebenden Kreiſen der Stadt nach den Erfahrungen der letzten Jahre ganz in der Ordnung, mein Vater aber gab offen ſeine Genugtuung darüber zu erkennen, daß alles, was der ſächſiſche Landtag von 1850 von der Regierung vergeblich gefordert habe, der enge bundesſtaatliche Anſchluß an Preußen, nun doch errungen ſei.

Indem die kriegeriſche Flut, die ſeit dem 15. Juni über Zittau hinweggegangen war, ebbte — auch das Realſchulgebäude wurde ſeiner friedlichen Beſtimmung wieder zurückgegeben, das Lazarett allmählich geräumt —, ſtellte man auf dem Rathauſe die bisherigen Einquartierungslaſten der Stadt bis zum 17. Auguſt zuſammen. Das ergab 68 654 Einquartierungstage für Offiziere und Mannſchaften im Werte von durchſchnittlich 12 Groſchen (im ganzen alſo etwa 27 000 Taler) und 10 000 für Pferde. Noch einmal kehrte allerdings die Flut zurück, denn die Rückmärſche aus Böhmen begannen, und über Zittau ſollten vom 1. bis 10. September im ganzen 57 892 Mann mit 13 296 Pferden mit Fußmarſch zurückgehen; die andern Etappen an der Grenze waren Hof, Bodenbach (nachdem die Elblinie freigegeben war), Nachod und Oderberg. So rückten ſie denn Tag für Tag an, Jäger, Infanterie, Pioniere mit einem endloſen Pontontrain von 42 Wagen, Batterien, Lazarette, nur wenig Reiterei, unter ſchmetternder Muſik, in ſtrammer Haltung, mit feſtem Tritt, ſonnverbrannt, abgemagert, bärtig, in entfärbten und abgetragnen Uniformen; auch den Pferden ſah man den Feldzug an, und manche Wagendeichſel war durch ein junges Baumſtämmchen erſetzt. Andre Kolonnen gingen auf andern Straßen zurück, Prinz Hohenlohe z. B. marſchierte mit ſeiner Artillerie über Georgenthal (III, 341 f.).

Ich konnte dieſes immer wieder feſſelnde Schauſpiel nicht bis zum Ende verfolgen. Am 7. September erhielt ich vom Kultusminiſterium die Weiſung, mein Probejahr in Plauen i. V. anzutreten, am 10. reiſte ich dahin ab, bis Löbau noch mit Poſt, in neue Verhältniſſe hinein. In ihnen erlebte ich mit innerſtem Anteil den Abſchluß des Friedens mit Preußen, die Rückkehr der ſächſiſchen Truppen und die Gründung des Norddeutſchen Bundesſtaats.

Bemerkung. Außer meinem eignen, in dieſer Zeit ſehr ausführlichen Tagebuche habe ich meine und meines Vaters Briefe aus der Göttinger Zeit ſowie das Tagebuch meines Vaters benutzt, wozu natürlich noch die ſehr lebendige, wenn auch im einzelnen nicht mehr ganz zuverläſſige und ausreichende Erinnerung kommt, dazu die Darſtellung des ſchon erwähnten Zittauer Lokalhiſtorikers Anton Tobias (geſtorben 1872): Geſchichte der preußiſchen Invaſion in Zittau und der ſüdlichen Oberlauſitz, Zittau, im Selbſtverlag, 1867, ein Buch, das auf der genauſten

und bis in die kleinſten Einzelheiten gehenden Sammlung des einſchlägigen Materials beruht, das aber jede Unterſcheidung des Wichtigen und Unwichtigen und, einzelne Szenen abgerechnet, auch jede Gabe der Darſtellung vermiſſen läßt. Für den ganzen Feldzug iſt der beſte und kundigſte Führer auch für alle Einzelheiten, durch den mir vieles von dem, was ich ſelbſt erlebt habe, erſt klar geworden iſt, Oskar von Lettow-Vorbeck, Oberſt a. D., Geſchichte des Krieges von 1866 in Deutſchland, Berlin, E. S. Mittler und Sohn, drei Bände (erſter Band: Gaſtein bis Langenſalza, 1896, zweiter Band: Der Feldzug in Böhmen, 1899, dritter Band: Der Mainfeldzug, 1902) mit einer Menge trefflicher Karten und Pläne. Der leider vor wenigen Jahren in Oldenburg infolge eines Unfalls verſtorbne Verfaſſer, ſelbſt Teilnehmer am Feldzuge, hat außer der umfänglichen Literatur die ihm zugänglichen Archive auf beiden Seiten, vollſtändig das preußiſche Kriegsarchiv und eine Menge wichtiger perſönlicher Aufzeichnungen und Auskünfte hervorragender Offiziere zu einem gewaltigen Geſamtbilde verarbeitet, mit dem Grade der Objektivität, die einem Mitlebenden und Mithandelnden überhaupt möglich iſt, und mit freimütigem Urteil. Er behandelt auch die politiſchen Vorgänge, die den Krieg herbeiführten und begleiteten, eingehend, das Schwergewicht aber liegt natürlich in der Darſtellung der kriegeriſchen Ereigniſſe. Tag für Tag entfaltet ſich auf jedem der großen Schauplätze das Drama vor unſern Augen, und da immer auch die Dispoſitionen der Kommandoſtellen mitgeteilt werden, ſo iſt es möglich, tief in den Zuſammenhang der Vorgänge und in die Motive der Führer hineinzuſehen. Allerdings fehlt es der Erzählung, etwa mit Friedjungs glänzendem und ergreifendem Gemälde verglichen, einigermaßen an Farbe, das Streben nach militäriſcher Genauigkeit überwiegt, aber es mangelt nicht an gelungnen Charakterbildern der hervorragenden Führer: des Kronprinzen, des Prinzen Friedrich Karl, Benedeks u. a., denn nirgends mehr als im Kriege entſcheidet die Perſönlichkeit, ihre Einſicht und ihr Wille.

Minneſang und Satire

Jeder Menſch, jede Zeit bietet dem, der ein Auge dafür hat, eine komiſche Seite, um ſo mehr, je reicher und eigenartiger ſich ihr Leben entfaltet hat. Nicht einmal das Höchſte, Heilige bleibt vom Spott verſchont, wie ſollte das ſein beim Gezierten, Übertriebnen, Konventionellen. Und von ſolchen Elementen iſt der Minneſang voll ſogar in ſeinen edelſten Blüten. Die suezen wort, das unmännliche Schmachten der eiſenharten Ritter kann an ſich ſchon ein Lächeln hervorrufen, notwendig aber fordert es den Spott heraus, wenn es einmal nur noch als herkömmliche Phraſe, als feſtſtehender lyriſcher Stil auftritt, noch verbunden mit allerlei Sprödigkeit, Gefahren und einer traumhaften Unklarheit über die Perſon der beſungnen Frau. Nehmen wir dazu die völlig verrückten Anſichten über eheliche Liebe und Treue — ein franzöſiſcher Minnehof gibt auf die „akademiſche“ Frage, ob wahre Minne unter Eheleuten möglich ſei, eine entſchieden verneinende Antwort —, ſo verſtehen wir, wie ein unbefangner Beobachter, der ſeinen natürlichen Menſchenverſtand nicht einfach den Anſchauungen der Geſellſchaft unterordnete, den Kopf ſchütteln mußte. Stellen wir uns noch vor die Maſſe von Schundliteratur, die ein gütiges Schickſal uns vorenthalten hat,

Digitized by Google

die unzähligen Ritterromane meiſt romaniſcher Herkunft, die Menge minderwertiger Lyrik, die im Dunkel der Nacht wieder verſchwunden iſt, ſo verſtehn wir, daß auch ein ſo ſcharfſinniger Mann wie der ſpaniſche Krautjunker Don Quixote von der Mancha über ſolcher Lektüre zum Narren geworden iſt. Denn dieſe rein auf die krankhaften Inſtinkte einer verbildeten Leſerwelt berechneten Werke wimmeln von den furchtbarſten Abenteuern, gegen die die alten Helden, ſelbſt der robuſte Dietrich Schwächlinge ſind, von Zauberern, gegen die der berüchtigte Klingſor ein Stümper iſt. Da häufte ſich Mord, Verführung, Verzauberung, Erlöſung, alles ins Rieſenhafte geſteigert oder verzerrt, den völligen Mangel jeder Poeſie mußte eine pikante Darſtellung verkleiſtern, und oft mußten für dieſe Ausgeburten der roheſten Phantaſie die edeln alten Helden ihre bisher ehrenwerten Namen hergeben. Alſo mißhandelt traten ſie einen neuen Zug durch die Welt an, triefend von Treue, Liebenswürdigkeit und Tapferkeit, während ſich ihre Feinde als Böſewichter produzierten, von Verrat, Gemeinheit, Teufelei und nur loſe verſteckter Feigheit ſtrotzend. Waren auch die romaniſchen Länder weitaus die erſten in dieſer Mode, ſo mag ſie doch auch in Deutſchland weithin den Geſchmack beherrſcht haben. Und wenn die einen wohl in heiligem Zorn gewünſcht haben, all den Schund gleich gefährlichen Ketzerbüchern den Flammen übergeben zu können oder den ſchlechten Geſchmack wenigſtens von den Höfen zu verbannen (Walther von der Vogelweide: wurden ir die grôzen hôve benomen, das waer alles nach dem willen mîn; bien gebûren lieze ich si wol sîn, dannen ist s'och her bekomen), ſo ſahen andre darin eben eine von den Szenen der beſten Komödie der Welt, des menſchlichen Lebens und ſuchten den Gegner mit ſeinen eignen Waffen zu ſchlagen.

So entſtand ein „Gegenſang“. Der größte dieſer Satiriker iſt freilich kein Deutſcher, ſondern der ſpaniſche Steuereinnehmer Cervantes, den ſein eignes Leben über jede Torheit lachen gelehrt hatte, und dem es die innere Freiheit dem Leben ſelber gegenüber gegeben hat, die des wahren Humors Mutter iſt. So ſind ſeiner Muſe Kinder unſterblich geworden. Der letzte fahrende Ritter, Don Quixote, der treue Schildknappe Sancho Panſa, die vortreffliche Dulcinea von Toboſo und das Rößlein Roſinante haben ihre Berufsgenoſſen ältern Adels überlebt. In Deutſchland ſind es weſentlich Lyriker, die durch ihren Spott den alten Minneſang, der ſich ziemlich ausgelebt hatte, vollends unmöglich machten, ohne freilich gleichwertiges Neues an deſſen Stelle ſetzen zu können. Aber zwei bedeutendere epiſche Werke können wir doch zu dieſer Gruppe ſtellen, allerdings nicht ohne deren Verfaſſer gröblich zu beleidigen, die völlig ernſt gemeinte Bücher ſchrieben und nur der undankbaren Nachwelt im Lichte der Komik erſcheinen. Der eine, wenigſtens ein Dichter und ſogar ein Lyriker von Gottes Gnaden, Ulrich von Liechtenſtein, treibt es in ſeiner Lebensbeſchreibung, Frauendienſt betitelt, in ritterlichen Kampfes- und Liebesabenteuern faſt über die Grenze hinaus, wo wir noch ernſthaft bleiben können. Zwar iſt ſein Buch, das in die einſt wenig reiche Reihe der confessiones zählt, recht

Digitized by Google

intereſſant, und wie edle Perlen ziehen ſich durch das ganze hindurch die „Büchlein“, Liebeslieder, die er der Geliebten zuſendet. Man kann ſich dem Reiz ihrer Innigkeit und Schlichtheit nicht entziehen. Um ſo ſchlimmer iſt das andre. Was er alles getan haben will, um die Liebe der ſpröden Dame zu gewinnen, deren Gemahl natürlich ſo wenig eine Rolle ſpielt wie die „herzliebe“ Gemahlin Ulrichs, das berechtigt uns, ſein Werk als unbeabſichtigte Satire zu bezeichnen. Und wenn ſich ſchließlich ſein Schwager glücklich preiſt, in ihm den vollkommenſten Liebenden geſehen zu haben, können wir uns jedenfalls hier des Lächelns nicht erwehren. Das zweite Werk iſt der Teuerdank, hinter dem die Autorität des letzten Ritters, des Kaiſers Maximilian ſteht. Das iſt eine höchſt trockne, jeder Poeſie bare allegoriſche Verherrlichung der Ritterideale, der das Leben des Kaiſers ſelbſt zugrunde liegt. Ein Pfaffe, Melchior Pfinzing, hat das Werk offenbar nach kaiſerlicher Inſpiration gedichtet und mochte ordentlich ſtolz ſein auf die Menge von Moral, die er in ſeinem Buche niedergelegt hat, ohne zu merken, daß es darob zur Satire wurde.

Unter den Lyrikern, die bewußt dem überzarten Minneſang mit ſeinen leitlichen blicken und groezlicher riuwe einen Gegenſang an die Seite ſtellten, ragen zwei beſonders hervor, die zwei verſchiedne Richtungen der Satire verkörpern, Steinmar und Neidhart von Reuental. Steinmar ſtellt der Zartheit der Modelyrik teils eine abſichtlich recht derbe, teils eine bekannte Wendungen übertreibende und ins Lächerliche ziehende Weiſe entgegen. Sein Herbſtlied zeigt die erſte Art. Nachdem er erſt Minneſang und Minne von ſich gewieſen (ich weis wol, ez ist ein altes märe, daz ein armes minnerlin ist recht ein marteräre), preiſt er die Genüſſe des Herbſtes in den üppigſten Farben. Er fordert den Wirt auf:

Swaz du uns gist, das würze wol,
bas, dan man ze maße sol,
daz in uns werde ein hitze,
das gegen dem trunke gange ein dunst.
alse rauch von einer brunst
und daz der man erswitze,
daz er waene, daz er faste lecke,
schaffe, daß der mund uns als ein apotêke smecke ...

Wirt, durch mich ein strâze gât,
darûf schaffe uns allen rât,
maneger hande spîze.
wines, der wol tribe ein rat
höret uf der straße pfat.
Minen slund ich prîse.

Die andre Art, die an ſich boshafter iſt, zeigen Bilder wie die bekannten: vor Minneſchrecken tauch ich mich, wie eine Ente tauchet ſich, die ſchnelle Falken jagen in einem Bache; oder: wie ein ſperriges, ſchreiendes Ferkel in einem Sacke, ſo gebärde ſich ſein Herz in der Bruſt. Ähnlich ſpottend ſagt ein Gedrut: hätt

Digitized by Google

ich einen Knecht, der Minnelieder ſänge, er müßte mir ihren Namen anführen, daß niemand meine Frau in Verdacht hätte. Ihr Ruprecht, Friedrich ſeid viel zu feiſt bei euerm Liebesach, wär euer Harm echt, in Jahresfriſt läget ihr tot. Auch der durch G. Kellers Novelle bekannte Hadlaub hat eine Zeit lang ſo getönt und dann zur Verſöhnung an die geprieſenen Schafmägen und andre kulinariſchen Genüſſe die feſtſtehenden Wendungen von des Winters Not und den verhüllten blauen Naſenſpitzen angeknüpft, wodurch der groteske Eindruck noch geſteigert wird.

Bedeutender aber iſt die Satire Neidharts. Er hat eine neue Dichtungsart der alten gegenübergeſtellt, die ſcherzhaft ländliche Poeſie der dörper, der tölpelhaften Bauernjungen. Neidhart — der Name iſt vielleicht Pſeudonym — war bezahlter Spaßmacher am Hofe des luſtigen und derbungeſtümen Friedrich des Zweiten in Wien. Von da aus macht er ſeine Studienfahrten aufs Land, und was er da draußen bei den Luſtbarkeiten der Bauernburſchen und -mädchen ſieht und mitmacht, das ſingt er zur Beluſtigung der Hofleute. Die eigenartige Verbindung von Höfiſchem und Bäuriſchem macht eben das unwiderſtehlich Komiſche ſeiner Lieder. Seine derben, nicht immer einwandfreien Späße erfreuten hoch und niedrig. Da erzählt er, wie die Bauerndirne, die wolgetâniu magt, voll Sehnſucht die Ankunft des von Reuental erwartet, wie jede ſichs zur Ehre rechnet, mit ihm zu tanzen, ihm den ſcheckigen Ball zuzuwerfen. Denn ſie wollen lieber einen Edelmann, keinen von den Dorfrüpeln, für die ſie hernach noch lange recht ſind. Und wenn gar der liebenswürdige Neidhart einer zuflüſtert, ſie ſei die ſchönſte von Beiern unz in Franken, dann mag die Mutter raten, ſchelten und drohen, das Mädchen läuft ihm doch nach: den wil ich umbevâhen. Bei Neidharts Liedern fährt es der häßlichen Alten trotz ihren tauſend Runzeln wieder in die Glieder, ſie tuts mancher Jungen zuvor. Noch luſtiger aber ſchildert der Dichter, zum Beiſpiel in den bekannten: Rûmet ûz die schämel und die stüele die Dorfburſchen, die geilen getelinge, deren größte Luſt ein toller Schuhplattler iſt. Er malt ſie trefflich in ihrer Ungeſchlachtheit, ihrem ſtolzen Protzen, ihrer Raufluſt und ihrer Eiferſucht auf die „Herren". Der ſtattliche Adelhalm trägt eine Schwertfeſſel wohl zwei Hand breit, ſein neues Wams iſt aus vierundzwanzigerlei Tuch, die Ärmel fallen ihm wie feinen Herren bis auf die Hände. Und ſtutzerhaft trägt mancher Dorfſprenzel ſein gepflegte Locken und zierliche Schuhe aus feinem Leder. In der Stube aber, wo ſie alles hinausgeräumt haben, gehts laut und übermütig zu, durch diu fenster gie der galm. Da ſchlagen ſie ſich blutig, der wirft dem kahlen Eppe ein Ei auf die Glatze, daß die Brühe herabläuft; und der eifrigſte tanzt mit einem Feuer, daß er auf die Naſe fällt und man das Keuchen ſeiner Bruſt durch die Kleider durch ſieht. In ſolchen Tönen ſpottet Neidhart über die Bauern und den alten Minneſang zumal, wenn auch deſſen Formen noch überall durchlugen. Und ähnlich wie er ſangen viel andre, bald mehr bald weniger geiſtreich.

Digitized by Google

Was Wunder, wenn die Muſe von den Ritterburgen herabſteigt und ſich in den mächtig aufblühenden Städten und ihren Bürgerhäuſern heimiſch macht; wenn ſie ihre Abenteuerlichkeiten ablegt und ein ſchlichtes, einfaches Bürgermädchen wird, nicht mehr hoch zu Roß durch die Welt fährt, ſondern wie andre ehrbare Leute hübſch auf Schuſters Rappen bleibt. So iſt die Poeſie der folgenden Zeit, oft philiſterhaft und ſad, aber doch gemütlich tief und rein wie die biedern Schuſter und Schneider in Nürnberg oder Kolmar; bald auch wüſt und roh wie die Landsknechte und ihre Dirnen. Ob ſie ſich wohler fühlte, oben auf den Höhen der Burgen oder in den Werkſtätten und Lagerzelten, wer mag das ſagen. Jedenfalls ſind unter den „Volksliedern“ der kommenden Zeit manche, die es mit den beſten „ritterlichen“ aufnehmen.

Dresdner Künſtlerhefte

Julius Hoffmanns Verlag für Kunſt und Kunſtgewerbe in Stuttgart gibt als beſondre Abteilung ſeiner längſt eingeführten, angeſehenen Monatsſchrift „Moderne Bauformen“ eine Reihe von Heften heraus, die den Erzeugniſſen der neuſten Dresdner Architektur und ihrer Nebengebiete gewidmet ſind. Sie führen den Titel: „Dresdner Künſtlerheft, Sonderheft der modernen Bauformen“, koſten je zwei Mark und enthalten nur Abbildungen, die von den betreffenden Künſtlern ſelbſt ausgewählt und dargeboten werden, keinen Text, wofür wir beſonders dankbar ſind. Denn Worte über die neue Bewegung hat man allmählich genug gehört. Erſchienen ſind drei Hefte. Die Aufnahmen ſind hervorragend ſchön und deutlich. Wir empfehlen das Unternehmen auf das angelegentlichſte. Hier kann jemand beſſer und jedenfalls bequemer, als in der Wirklichkeit, kennen lernen, was „das Neue“ iſt. Ob er es dann liebt oder nicht, iſt eine Sache für ſich. Das erſte Heft enthält Kirchenbauten der bekannten Dresdner Architektenfirma Schilling und Graebner, die ſich ihren erſten, verdienten Ruhm durch den Ausbau und die ganze innere Ausſtattung der 1897 durch Brand zerſtörten Kreuzkirche erwarb. Wir finden da zunächſt die Kirche in Strehlen auf dreißig Blättern mit vielen Detailaufnahmen, ſodann zwei Kirchen in Zwickau und Wieſa und endlich zwei zurückgewieſene Kirchenprojekte für Chemnitz und Mannheim. „Bei der Mannheimer Konkurrenz tröſtete uns ein Preisrichter in einem Briefe wenigſtens damit, daß er uns auf die nächſte Generation verwies, die vielleicht für unſre Auffaſſung reif ſei.“ Wir ſelbſt haben beim öftern Beſehen dieſer Tafeln ein immer erneutes Vergnügen und viel Anregung zu weitern Gedanken gefunden. Es wäre aber vorlaut, andre in ihren Eindrücken durch Worte ſtören zu wollen. Wir meinen, jeder, der ſich für den

neuern Kirchenbau zu intereſſieren glaubt, kann nichts beſſeres tun als dieſes Heft in die Hand nehmen und die darin niedergelegten Empfindungen feiner und ernſter Künſtler auf ſich wirken laſſen. Wie verhält ſich namentlich die hier gegebne Innendekoration zu ſeinem eignen Gefühl für kirchliche Formen, und hat dieſes Gefühl da, wo es ſich ablehnend verhält, recht, oder beruht es nur auf der zufälligen, hiſtoriſchen Gewöhnung an das Alte? Dann wird ja dieſes ohne Frage überwunden werden durch das Neue, wenn man ihm nur Zeit läßt. Oder aber haben die hiſtoriſchen Formen nicht außer dem Alters- privileg doch auch noch eine tiefer liegende, innere Kraft, eine wenigſtens mit der kirchlichen Kunſt unlösbar verbundne Lebensfähigkeit, die, wie ſie Jahr- hunderte überdauert hat, auch dieſer Neuerung ſtandhalten wird? Denn bis jetzt wenigſtens iſt die moderne Richtung auf dieſem Gebiete noch wenig über das Negieren hinausgekommen. Das Doppelheft 2 und 3 bringt auf 136 Tafeln Werke der großen Dresdner Kunſtgewerbeausſtellung von 1906 mit Beſchränkung auf Dresdner Künſtler: Faſſaden einiger Ausſtellungsgebäude, viele Innen- räume mit ihrer Ausſtattung an Möbeln und Geräten, endlich einzelne Gegen- ſtände. Die Abbildungen ſind ganz vortrefflich. Der Photograph, der die Aufnahme dieſer Interieurs gemacht hat, iſt ein Meiſter ſeines Fachs. So muſtergiltig ſind ſie in der Wahl des Standpunkts, ſo klar bis in alle Winkel. Das Ganze iſt ein Erinnerungsdenkmal von dauerndem Wert, ſo recht geeignet, Anhaltspunkte zu geben für die Erörterung der mannigfaltigen Fragen, die die nunmehr geſchloſſene, ungemein reichhaltige Ausſtellung angeregt hat.

Die beteiligten Kreiſe, Veranſtalter und Ausſteller, ſind von ihren Er- folgen befriedigt. Die öffentliche Meinung der Unbeteiligten iſt es nicht durchweg. Auswärtige Beſucher haben manche Einwendungen gemacht, das einheimiſche Publikum konnte man, wo man ging und ſtand, reichlich kritiſieren hören. Manche hervorragende Dresdner Firmen haben die Ausſtellung überhaupt nicht beſchickt, zum Teil, wie man ſagt, deswegen, weil ſie das hier zum erſtenmale durchgeführte Prinzip nicht billigten, das kurz geſagt den aus- führenden Gewerbsmann als Vaſallen des erfindenden Künſtlers erſcheinen ließ. Wie kommt der Maler dazu — ſagte zum Beiſpiel der Goldſchmied —, wenn er ſich mit Bildermalen nicht mehr ernähren kann, mir ſeine Entwürfe von Geräten und Schmuckſachen als Erfindungen aufzudrängen; die kann ich doch ſelbſt machen, wenn ich überhaupt meine Kunſt verſtehe! In der Tat trat denn auch das „Entworfen“ oder „Erfunden“ auf den Etiketten und im Katalog überall recht aufdringlich hervor, oft geradezu komiſch bei nichtigen Dingen, ſodaß man auf den Gedanken kommen konnte, ein Spaßvogel hätte hier den hohen Stil der Ausſtellungsterminologie parodieren wollen. Namentlich war die Ausſtellung mit ſolchen Erfindern weiblichen Geſchlechts reich geſegnet.

Am meiſten Intereſſe erweckte bei den Beſuchern das auch der Menge nach überwiegende Zimmermobiliar, worunter die beſſern Einrichtungen meiſt für beſtimmte, mit dargeſtellte Räume geſchaffen waren, manchmal in der Art,

Digitized by Google

daß das einzelne Möbel nur dieſen Platz und keinen andern haben konnte. Manche dieſer Interieurs waren ſehr reizvoll, aber dann auch ſo koſtbar, daß ſie nur für Automobilbeſitzer zu erſchwingen waren, denen es denn ja auch nicht darauf ankommen kann, alle dieſe zarten Sachen, ſobald ſie die erſten Spuren wirklichen Gebrauchs zeigen, durch ebenſo koſtbare neue zu erſetzen.

Es war ſehr unterhaltend, die Leute durch die einfachern Zimmer wandeln zu ſehen und reden zu hören. Das ſoll für unſern Stand ſein, hm! Dann gingen ſie an die Preiszettel, die an einem Türpfoſten hingen. Das Ergebnis war doch meiſt — nicht immer — das, daß auch die allereinfachſten Sachen unverhältnismäßig teuer waren. Ein kleiner Handwerksmann, der ſeine Freunde herumführte, meinte zwar, ſie würden mit der Zeit etwas billiger werden, dies ſeien ja nur die erſten Ausſtellungsproben, aber das ſei andrerſeits begreiflich, daß Möbel, die von Künſtlern entworfen würden, auch ihr Geld koſten müßten. Sollte ſich aber das Publikum wirklich dazu verſtehn, bei notwendigen Gebrauchsgegenſtänden eingebildete künſtleriſche Werte (eingebildet, weil es ſie nicht als Verbeſſerungen erkennt) zu bezahlen? Nun ſind außerdem dieſe für einfache Leute beſtimmten Möbel durch das Eingreifen der Künſtler vielfach auf eine geradezu primitive Einfachheit gebracht, man könnte ſagen, zurückgeſchraubt worden. Sie haben nichts einladendes, nichts, was lockt oder reizt, ſie ſcheinen dem kleinen Manne mit verletzender Deutlichkeit ſagen zu wollen: Das da iſt für dich und bezeichnet auch äußerlich deinen Stand und dein Vermögen; willſt dus ſchöner haben, ſo wird es für dich viel zu teuer, denn wir liefern nur „in Echt“, und das iſt, wenn es was herzeigen ſoll, für die Kommerzienräte! Ein vielgefeierter Möbelkünſtler hängt zum Beiſpiel die Kiſſen ſolcher einfacher Sofas mit Lederriemen an Nägel, die in das Holz geſchlagen ſind, eine ehrlich ſichtbar gemachte Mechanik, die in der Geſchichte des Möbelweſens vielleicht eine Vorſtufe des Möbelpolſterns darſtellen mag, deſſen wir uns heute dank der Geſchicklichkeit unſrer kleinſten Tapezierer täglich erfreuen. Vielleicht macht ſich auch heute noch der Bauer auf dieſe Weiſe die Lehne einer alten Holzbank bequem. Aber ſo etwas im zwanzigſten Jahrhundert in die Möbelfabrikation einzuführen iſt doch nichts weiter als Affektation. Und bei dem feinen Mobiliar für die reichen Leute macht man doch wirkliche, vernünftige Polſterung. Das iſt nur ein einziges Beiſpiel aus vielen, die den Unterſchied zwiſchen Hoch und Niedrig oder Reich und Arm allzudeutlich zeigen. Auch in den Möbelbezügen macht ſich dieſe affektierte Einfachheit breit. Da haben wir dieſe ſtumpffarbigen, halbverſchoſſenen graugrünen Baumwollenſtoffe, die den beſcheidnen kleinen Mann tagtäglich daran erinnern: Das iſt für dich und deinesgleichen; früher haſt du für denſelben Preis ein Plüſchſofa gehabt, aber das iſt nicht ſtilgerecht. Wir leben ja im Zeitalter der Kunſterziehung. Wird ſich das Publikum aber auch dieſe Erziehung gefallen laſſen? Überall ſonſt im Leben, wohin wir ſehen, finden wir in äußerlichen Dingen das Streben von unten nach oben, ſo vor allem in der Kleidung, und was man nicht echt

Digitized by Google

haben kann, das nimmt man in Surrogaten. Jeder möchte alles äußerlich ſo hübſch wie möglich haben und zeigen. Dieſer Grundtrieb des menſchlichen Herzens iſt ſo alt wie die Welt. Sollte er ſich wirklich durch die Kunſtſchulmeiſterei ausrotten laſſen?

Wir ſammeln noch einige Eindrücke aus der großen Flucht von Zimmern, Sälen und Vorräumen mit den anſpruchsvollern Einrichtungen, die vor allem ſehr ſchön gearbeitet und aus gewähltem Material hergeſtellt waren, ſo koſtbar, daß ſich gewöhnliche Menſchen gar nicht vermeſſen würden, dergleichen beſitzen zu wollen. Aber ſie durften es doch anſehen und ſich ihre Gedanken darüber machen. Das Publikum ſchien hindurchzugehn mit einem Gefühl von Ehrfurcht vor dem vielen Gelde, was das zu erwerben koſten müſſe, und darin hatte es gewiß Recht. Wer aber die Erinnerung mitbrachte an ähnlich luxuriöſe Mobiliareinrichtungen älterer Stilformen, dem mußte es doch alsbald aufgehn, wieviel voller und reicher dieſe hätten wirken müſſen, wenn es darauf ankam, Eindrücke einer wirklich vornehmen Pracht zu verbreiten. Bei ſchlichten Gegenſtänden des täglichen Gebrauchs hat ja die Ornamentſcheu der Moderne etwas für ſich. Wenn ſie aber Prunkmöbel in größerm Maßſtabe baut und noch ſo viel echtes Material verſchwendet, macht ſie mit ihren ſtumpfen Profilen und ihren leeren Flächen den Eindruck nüchterner Einförmigkeit. Sie kann, da das Auge nun einmal Zierformen verlangt, dieſe nicht ganz entbehren, aber das Linienwerk, das ſie an die Stelle des verſchmähten Ornaments der hiſtoriſchen Stile ſetzt, langweilt uns durch die kümmerliche Eintönigkeit der ſich ſtets wiederholenden Motive. Welche Armut an Erfindung gähnt uns zum Beiſpiel aus der Zeichnung dieſer koſtbaren Teppiche und Vorhänge entgegen! Nicht ohne Grund behaupten ſich ja deshalb auch die orientaliſchen Fabrikate. Die bleiben „modern“, wenn ſich auch das Publikum einreden läßt, daß die Renaiſſance- und Barockmuſter durch die neuſte Liniendekoration überwunden ſeien.

Dieſe beſſern und auch ein Teil der geringern Mobiliare waren, wie ſchon bemerkt, in beſonders dekorierte Räume geſtellt, wovon die Abbildungen unſers Dresdner Künſtlerhefts eine Anſchauung geben. Wenn dies zu dem Zwecke geſchah, daß ſich die Möbel auf ſolche Weiſe beſſer präſentierten, ſo war das ja nichts neues, denn unſre Möbelmagazine machen es auch nicht viel anders. Hier aber waren, wie ebenfalls ſchon bemerkt wurde, in ſehr vielen Fällen dieſe Möbel gerade für dieſe Räume beſtimmt, und dieſe Zuſammengehörigkeit trat mit dem Anſpruch auf, etwas Neues zu ſein, wofür man den Ausdruck „Raumkunſt“ gewählt hatte. Ganz neu iſt ja freilich auch das nicht, denn es iſt auch ſonſt ſchon vorgekommen, daß ſich ein reicher Mann im eignen Hauſe nach ſeinem und ſeines Architekten Geſchmack die Räume einrichten und möblieren läßt. Neu war aber die prinzipielle Betonung dieſer Zuſammengehörigkeit, die Verallgemeinerung dieſer Forderung, oder, wie man auch ſagen kann, der Anſpruch, daß dies etwas Neues ſei, ſo wichtig und notwendig, daß es eine Aufgabe der Zukunft ſein werde und müſſe. Nun wiſſen wir aber alle,

Digitized by Google

daß mit der zunehmenden Beweglichkeit unſers Verkehrs auch die Unbeſtändigkeit unſers Wohnens zugenommen hat. Wir wechſeln Ort, Straße und Wohnung wie unſer Kleid, wir mieten uns die Wohnung, die wir finden, und ſtellen hinein, was wir haben; das iſt für die meiſten von uns der Lauf des Lebens, der uns auch wohl kaum noch Zeit laſſen würde, mit unſern Gedanken dieſer Raumkunſt nachzuhängen. Die Wenigen, die es anders haben können, finden in frühern Zeitaltern, zum Beiſpiel in dem Frankreich des Rokoko oder auch noch in den Schlöſſern unſrer Fürſten Vorbilder der Einheit von Raum und Ausſtattung von ſo verlockender Wirkung, daß ſich dagegen die neue Raumkunſt mit all ihrer Materialverſchwendung kümmerlich ausnimmt. Ob dem Einzelnen dies oder das mehr oder weniger zuſagt, iſt dabei völlig gleichgiltig. Man ſoll nur nicht Dinge, die weder neu ſind, noch Allgemeingut werden können, dem Publikum als wichtige künſtleriſche Eroberungen hinſtellen.

Vergegenwärtigt man ſich den Niedergang unſrer eigentlichen hohen Kunſt, worüber heute wohl kein Wort mehr zu verlieren iſt, ſo ſcheint der Zeitpunkt für eine radikale Umgeſtaltung der ſogenannten angewandten Kunſt nicht ungünſtig gewählt. Will das Publikum keine Bilder mehr kaufen, und langweilt es ſich an den Denkmälern unſrer Bildhauer, ſo wird es um ſo eher der Predigt Gehör ſchenken, daß ihm bis jetzt in ſeiner häuslichen Umgebung der richtige Stil gefehlt habe. Jede Zeit muß ihren Stil haben. Machen wir alſo einen. Wir ſahen kürzlich in einem Dresdner Möbelgeſchäft, deren Inhaber ſich durch individuellen Geſchmack auszeichnen, eine nach unſerm Gefühl recht gute Herrenzimmereinrichtung in geſchnitztem Eichenholze, reich, behaglich und auch ziemlich koſtbar. Sie war für die große Ausſtellung gearbeitet, aber zurückgewieſen worden; ſie ſei nicht „modern". Man ſagt den Dresdnern anderwärts, zum Beiſpiel in Berlin, „Stiltyrannei" nach, wozu dieſes ein paſſender Beleg ſein würde. Wie wir hören, haben ſich ſachkundige Berliner Beſucher darüber gewundert, mit welcher Ausſchließlichkeit die Moderne das Dresdner Kunſthandwerk in der Ausſtellung beherrſche, und von hervorragenden Dresdner Gewerbetreibenden haben wir dasſelbe ausſprechen hören. Das ſoll natürlich kein Lob ſein. Andrerſeits tut ſich Dresden etwas darauf zugute, daß es der Vorort für die neue Bewegung im Kunſtgewerbe iſt, nächſt oder neben München. In der Tat wird es allmählich ſchwer, die noch vor zehn Jahren ſo beliebten hübſchen Rokokomöbel zu bekommen. Wir haben auch ſchon einen förmlichen Kampf mit Worten um den Möbelſtil, einen Kampf des Neuen gegen das Alte in der Fach- und der Tagespreſſe, in den Reklamen der Geſchäfte, in Vorträgen und Gelegenheitskundgebungen. Gerade ſo, wie man vor zwanzig Jahren um die Malerei zu kämpfen anfing. Wir möchten bei dieſem Punkt einen Augenblick verweilen, weil uns da vieles lehrreich ſcheint. Damals, bei dem Wortkampf um die Malerei, der ja bekanntlich nicht bloß in Dresden, ſondern beinahe überall geführt wurde, und der eine unendliche Menge von Literatur hervorgerufen hat, hörte und las man viele hohe

Digitized by Google

Worte von Natur und Ideal, von Wahrheit und Aufrichtigkeit der Auffaſſung und deren moraliſchem Wert für den menſchlichen Charakter, weil doch die Malerei Kunſt war, und Kunſt die Menſchen nicht nur unterhalten, ſondern auch bilden und beſſer machen ſollte, was alles freilich in leidenſchaftlicher und häßlicher Polemik vorgetragen wurde, wie es eben geht, wenn Menſchen miteinander zanken. Dazu kam eine lächerliche Überſchätzung des Objekts. Die unbedeutendſte Skizze wurde als eine Tat gefeiert. Zwiſchendurch vernahm man einzelne vernünftigere Stimmen, die auf die Dauer Recht behalten ſollten: Laßt doch das Streiten und Sezeſſionieren, ſagten dieſe; es hindert euch keiner, etwas zu machen, wenn ihr es könnt; ob modern oder nicht, iſt dabei gleichgiltig. Und ſo iſt es mittlerweile eingetroffen. Was gut und geſund war an der neuen Richtung, iſt geblieben, aber die Bäume ſind nicht in den Himmel gewachſen, und ein neues Zeitalter der Malerei haben wir nicht bekommen. Jetzt iſt auf die neue Bewegung in der Malerei eine ebenſolche in der Möbelkunſt gefolgt. Sie wird getragen von dem Gedanken der allgemeinen Kunſterziehung. Als erſtes Objekt hatten ſich die Kunſterzieher die Malerei erwählt, die ſie dem Volke näherbringen wollten. Nun kommt das Möbelwerk an die Reihe, und neben der praktiſchen Arbeit geht die Theorie und die Polemik gegen das Alte her, geradeſo wie damals. Man ruft ſich ein Publikum zuſammen und predigt ihm: So muß es gemacht werden, bisher wart ihr auf dem Holzwege. — Wir haben ſchon einmal eine Bewegung auf demſelben Gebiet erlebt. Sie begann in den ſechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, ging von Wien aus, ſetzte ſich über Berlin und München fort und geſtaltete unſer ganzes Möbel- und Dekorationsweſen um, nach ältern Vorbildern in ſehr verſchiedner Weiſe, eklektiſch. Man nannte das bekanntlich ſpäter „die Stilhetze". Wir wiſſen längſt, daß damals viel überflüſſiger Stilprunk getrieben wurde, aber es iſt doch auch ſehr vieles geſchaffen worden, was heute noch nicht bloß gefällt, ſondern von der modernen Möbelkunſt einfach nicht erreicht wird. Das iſt auch gar nicht verwunderlich, denn gegen den Erwerb ganzer Kunſtzeitalter kann der dürftige Formenvorrat der Moderne nicht aufkommen. Jene frühere kunſtgewerbliche Bewegung unterſchied ſich aber von der heutigen auch noch dadurch, daß ſie weniger Lärm machte. Die literariſche Reklame fehlte. Die Aufſätze und Bücher, die von Leuten wie Jakob Falke oder Bruno Bucher geſchrieben wurden, klärten in ruhiger Weiſe auf, es gab auch ſachlich belehrende Ausſtellungsberichte, aber die laute, aggreſſive Polemik und das Sezeſſionsgetue hatten keine Stelle. Faire et ensuite se taire, war die Signatur jener Bewegung, während es heute eher umgekehrt iſt.

Wozu haben wir das alles hervorgeholt? Was uns Unbehagen macht, das iſt die feierliche Wichtigkeit, mit der man uns dieſe Dinge vorführt. Daß unſer Zeitalter kein Kunſtzeitalter iſt, wird kein Menſch, der die Vergangenheit kennt, leugnen wollen, und mit unſrer Literatur können wir auch keinen Staat mehr machen. Unſre Accente liegen auf andern Gebieten. Unſer wirt-

Digitized by Google

ſchaftliches Leben, das mit jedem Jahre komplizierter wird, hält jedermann in Atem, Sorgen der innern und der äußern Politik nehmen unſre Gedanken in Anſpruch, und ein beſchäftigter Mann findet kaum noch die Zeit, ein ernſtes Buch zu leſen, deſſen Gegenſtand außerhalb ſeines Berufs liegt. So ſieht das wirkliche Leben aus. Und in dieſem Ernſt ſollen wir dem Aufbau unſrer Möbel nachhängen wie Kinder, die über dem Spielzeug ihre Schularbeiten vergeſſen? Als ob das eine Lebensfrage wäre, von der Bildung und Charakter abhängen, wie die Geräte äußerlich ausgeſtattet ſind, auf oder vor denen man ſitzt oder liegt, ißt oder ſchläſt, arbeitet oder faulenzt. Man ſpricht mit der ernſthafteſten Miene von „Stimmungen", die dieſe oder jene Zimmereinrichtung „auslöſe" (wir ſind ja ganz elektrotechniſch geworden), und unſre Schriftſteller, männliche und weibliche, laſſen ſich in ihren Arbeitszimmern öffentlich abbilden, wobei denn freilich manchmal der Schreibtiſch mehr bedeuten möchte als der Menſch, der davor ſitzt. Es wäre gut, wenn von Zeit zu Zeit der Tiſch öffentlich ausgeſtellt würde, an dem Schiller ſeine ſämtlichen Werke geſchrieben hat. Zunehmender Wohlſtand befördert immer die Schätzung äußerlicher Dinge; worauf ſie ſich richtet, das hängt jedesmal von beſondern Urſachen ab. Wir ſehen dieſe im vorliegenden Fall einerſeits in einem ſtarken Expanſionstrieb unſrer Kunſterziehungsmänner und andrerſeits in der unſer Bedürfnis nach Kunſt weit überſteigenden Zahl von Malern und Bildhauern. Dieſe finden neue Beſchäftigung, jene neue Gegenſtände ihrer Lehrtätigkeit, und ſo wäre beiden geholfen. Weiter kommt der menſchliche Nachahmungstrieb hinzu. In England hat man eine ſolche kunſtgewerbliche Bewegung mit Erfolg durchgeführt, und irgendeiner Ausländerei müſſen wir ja zu jeder Zeit nachlaufen. Der Gedanke, warum denn die klugen Franzoſen das nicht mitmachen, ſcheint unſern Leuten gar nicht zu kommen. Oder ſie beſchwichtigen etwaige Bedenken damit, daß wir eines Bluts mit unſern engliſchen Vettern ſeien, alſo tun müßten, was ſie tun. So geht es ja auch beinahe allen denen, die von uns hinüber reiſen und ſich drüben eine Weile aufhalten: ſie finden alles dort muſterhaft, möchten womöglich jedes bei ſich zu Hauſe einführen und überſehen ganz die himmelweiten Unterſchiede in den Verhältniſſen, auch wo ſolche mit Händen zu greifen ſind, wie am äußern Zuſchnitt des Lebens, am Geldbeutel, der drüben bekanntlich andre Dimenſionen hat als bei uns. Wenn jetzt das Künſtlerhonorar dem Preiſe von Gebrauchsgegenſtänden, die bis dahin der Handwerker allein hergeſtellt hat, zugeſchlagen werden ſoll, ſo ergibt das eine wirtſchaftliche Veränderung, deren Koſten das kaufende Publikum zu tragen haben wird, und außerdem fällt ſie noch zufällig gerade in die Hochkonjunktur unſrer Fleiſchpreiſe. Und die Handwerker, die in den Blütezeiten des Kunſtgewerbes ſelbſt Künſtler waren, werden nun zu ausführenden Arbeitsgeſellen der Künſtler. Man rechtfertigt dieſe Verſchiebung damit, daß bisher der den Künſtlern zukommende Erfinderlohn von den kaufmänniſchen Unternehmern in die Taſche geſteckt worden ſei, nun ſollen die Künſtler ihre eignen

Unternehmer werden, und daß die Sozialdemokraten in ihren Blättern dieſe Umwälzung als einen Kampf gegen das Kapital hoffnungsvoll begrüßen, zeigt uns, von wie verſchiednen Seiten ſich eine Sache betrachten läßt.

Ehe es aber zum Ernſt kommt, will auch noch die Komik ihr Recht haben. Wenn ſich ſchon das Erfindertum der männlichen Künſtler an den Etiketten ganz unbedeutender Gegenſtände manchmal wie ein mißglückter Witz ausnimmt, ſo jagt auf dem Gebiete der weiblichen Erfindung buchſtäblich ein Scherz den andern. Weibliche Handarbeiten können ja etwas ſehr Schönes ſein, und viele von den hier ausgeſtellten waren alles Lobes wert. Warum auch nicht? Die Frauen haben auf dieſem echt weiblichen Gebiete früher Hervorragendes geleiſtet, ohne Ausſtellung und ohne Erfinderehrgeiz; es wäre traurig, wenn ihnen dieſe Fähigkeit abhanden gekommen wäre. Aber zum Umfallen war das gerade nicht, was man diesmal geſehen hat, auch das Beſte nicht. Man ſieht dergleichen jetzt überall auch außerhalb der Ausſtellungen. Und das der Menge nach überwiegende Mittelgut war andrerſeits ſo kümmerlich unbedeutend, ſo unindividuell und reizlos, daß man ſich nur über das Selbſtvertrauen wundern konnte, das ſich in den geforderten Preiſen ausdrückte. Zwanzig, dreißig, vierzig Mark für ein Deckchen oder ein winziges Kiſſen war gar nichts, die wahrnehmbare Leiſtung beſtand aus einigen durch den Stoff gezognen Seidenfäden, und auf der Etikette ſtand feierlich zu leſen, daß Mia, Lotti, Lula, Helmi, oder in welcher modernen Namensverzerrung ſonſt ſich die Künſtlerin gefallen mochte, dieſes Kunſtwerk „entworfen“ habe. Eine bequeme Erwerbsart jedenfalls. Die Kuh hätte ich fertig, ſagte der Maler, jetzt fehlt nur noch der Ochſe, der ſie mir abkauft. Ob der ſich aber findet, und wie es dabei manchmal zugehn kann, davon erzählte man ſich in einem beſtimmten Falle folgendes. Eine junge Dame verbreitete in ihrem Kreiſe, ſie hätte für die Entwürfe zu der Silberausſtattung einer Kommerzienratstochter ſo viel bekommen, daß ſie wohl ein Jahr davon leben könne. Das ſei ſchon richtig, ſagte, als ſie darauf angeredet wurde, Salome Goldſtaub (die Verlobte eines unſrer befähigtſten jüngern Diplomaten, der für einen wichtigen Auslandspoſten deſigniert ſein ſollte, des Barons von Gimpel), aber, fügte ſie erklärend hinzu: Hanſi Nichtsnutz, das war der Name der Künſtlerin, ſei ihre Penſionsfreundin, und der habe ſie etwas zu verdienen geben wollen. Sie ſelbſt finde die Sachen nicht einmal hübſch, und beim Hofjuwelier Elimeyer würde ſie jedenfalls beſſer und auch billiger dazu gekommen ſein. Wieviel Wahres an ſolchen Geſchichten iſt, weiß man ja nicht immer, aber man kann ſich recht wohl vorſtellen, daß es ſo oder ähnlich oftmals zugehn mag, wenn ſich die „Entwürfe“ unſrer Gewerbekünſtlerinnen in Taten umſetzen.

Die Sperlinge auf dem Naſchmarkt

Ein Leipziger Märchen von Julius R. Haarhaus

Daß die Witwe Bunick aus Pulsnitz mit ihren Pfefferkuchen und der alte Eberhard Zinngräber aus Schneeberg mit ſeinem Olitätenbüdchen in jeder Meſſe auf dem Naſchmarkt nebeneinander ſtanden, das war für alle Leipziger ſeit langen Jahren ſelbſtverſtändlich. Wäre es einmal anders geweſen, hätten ſich zum Beiſpiel Iwan Michalowskis Kaviarfäßchen eines Tags zwiſchen die Bunickſchen Lebkuchenpakete und die Zinngräberſchen Balſambüchſen und Räucherpulverfläſchchen eingeſchoben, ſo würden die Bürger der alten Meßſtadt erſtauntere Geſichter gemacht haben, als wenn eines ſchönen Morgens die Alte Wage zwiſchen Kochs Hof und dem Griechenhauſe geſtanden hätte.

Wenn erfahrne Leute darüber klagten, daß alles auf dieſer Welt dem Wechſel unterworfen ſei, daß das erprobte Alte immer wieder vom zweifelhaften Neuen verdrängt werde, und daß die Fieranten, bei denen man früher für ſein gutes Geld auch wirklich gute Ware erhalten habe, nach und nach wegblieben oder ausſtürben, ſo brauchte man ſie nur an die Unzertrennlichen auf dem Naſchmarkte zu erinnern, um ſie zu einer Einſchränkung ihres harten Urteils über die neue Zeit zu veranlaſſen. In der Tat, Mutter Bunick und Vater Zinngräber ſchienen jedem Wandel zu ſpotten, als lebende Allegorien der Beſtändigkeit trafen ſie jahraus jahrein zwei Tage vor Beginn jeder Meſſe in Leipzig ein, bezogen genau dieſelben Buden, ordneten ihre Waren genau in derſelben Weiſe und forderten, unbekümmert um das Schwanken des Geldwertes, genau dieſelben Preiſe, die ſie ſeit Menſchengedenken genommen hatten.

Die älteſten Kunden der Witwe Bunick wußten ſich zu entſinnen, daß ſie einmal eine ſchlanke junge Frau geweſen war. Die Zeit war freilich längſt vorüber, die Schlankheit hatte einer ſtattlichen Fülle weichen müſſen, aber in dem vollen, runden Geſicht, deſſen Farben ſo friſch waren wie der weiße und rote Zuckerguß auf ihren feinſten Lebkuchenherzen, konnte man von Falten und Runzeln noch nicht viel bemerken. Sie war eine Frau in den beſten Jahren und ſchien ſich vorgenommen zu haben, es zu bleiben. Freilich, wer ihr die Zahl ihrer Lenze hätte nachrechnen wollen, der hätte einen Anhalt gehabt in ihren Töchtern, von denen ſie zu ihrer Unterſtützung im Geſchäft der Reihe nach immer eine mitbrachte, bis dieſe dann nach ein paar Jahren heiratete und durch die nächſte erſetzt werden mußte. Die Leipziger hatten ſchon eine ganze Anzahl Bunickſcher Mädchen an ſich vorüberziehen ſehen, die ſemmelblonde Sophie, die dralle Anna mit den langen braunen Zöpfen, die ſchwarzäugige Sidonie, die rotwangige Katharina, die ernſte Antonie und die fröhliche Dorothea, aber immer noch ſchien der Töchtervorrat der braven Witwe nicht erſchöpft zu ſein, und kein Menſch wußte, ob die kleine rundliche Chriſtine, die ſeit einigen Jahren die Mutter zur Meſſe begleitete, nun wirklich die letzte ſein würde.

War man alſo, wenn man das Alter der Witwe Bunick beſtimmen wollte, auf eine höchſt unſichere Wahrſcheinlichkeitsrechnung angewieſen, ſo kannte man ſich, was Eberhard Zinngräbers Lebensjahre anlangte, nicht einmal in Vermutungen ergehn. Man hatte ihn immer nur als den alten Zinngräber gekannt, und es ſchien auch durchaus unwahrſcheinlich, daß er jemals der junge Zinngräber geweſen ſein könnte. Jedenfalls hatte er niemals jung ausgeſehen, ſein ſchmächtiger Körper mit den ſtark abfallenden Schultern und der vornüber geneigten Haltung mußte jederzeit etwas Greiſenhaftes gehabt haben, und ſein noch immer volles Haar war von einer Farbe, von der man nicht ſagen konnte, ob es das urſprüngliche fade Blond oder das gelbliche Weiß des Alters war. Das ſchmale, ſtets glattraſierte Geſicht mit der großen Hakennaſe war von tauſend feinen Fältchen durchfurcht, aber es leuchteten unter den ſtarken buſchigen Brauen ein Paar Augen, die man nicht ſo leicht wieder vergaß. Dabei ging das Männchen immer ſauber, wenn auch altväteriſch gekleidet, und der braune Rock und die ſchwarze, mit bunten Blumen beſtickte hochgeſchloſſene Sammetweſte, die die Leipziger ſo lange wie den Träger ſelber kannten, ſahen aus, als wären ſie erſt geſtern aus den Händen des Schneiders hervorgegangen.

Wie Zinngräber gelegentlich einem beſonders geſchätzten Kunden zu erzählen pflegte, waren ſchon ſein Vater und ſein Großvater als Balſamträger oder Olitätenhändler im Lande umhergezogen und hatten die Leipziger Meſſe beſucht. Von ihnen wollte auch Eberhard die Kenntnis der Kräuter und ihrer Standorte im Gebirge geerbt, nicht weniger die Kunſt gelernt haben, aus all den verſchiednen Wurzeln, Blättern, Blüten und Samen die wunderſamen Eſſenzen, Salben und Pulver zu bereiten, die er in ſeiner Bude feil hielt. Mit dieſen Dingen hätte man eine ganze Apotheke ausſtatten können. Da gab es hölzerne Döschen mit zwei Sorten des berühmten Schneeberger Schnupftabaks, von denen die eine aus Maiglöckchen, die andre aus dem Kräutlein Angelika hergeſtellt wird, verſiegelte Fläſchchen mit Räucherpulver, das mit ſeinen vielerlei Beſtandteilen, den bunten Blumenblättchen, den rotbraunen Holzſplitterchen und den glitzernden Harz- und Bernſteinkrümeln ſchon das Auge erfreute, bevor es ſich ſeiner Beſtimmung gemäß auf der heißen Ofenplatte in eitel Wohlgeruch und ſchwarze Aſche verwandelte, da gab es Zahnwurzeln für ſolche, die erſt Zähne bekamen, und für ſolche, die ſie wieder verloren, ſteinerne Töpfchen mit Balſam gegen Wunden und Froſtbeulen, Büchſen mit allen denkbaren Sorten Tee und Flaſchen mit ſtarkriechenden Eſſenzen, Tinkturen und Elixieren von den einfachen Blütenauszügen bis zu der wunderſamen Mixtur, deren Erfindung die Welt dem ſchwediſchen Medikus Hjärne verdankt.

Mit all dieſen Dingen tat Eberhard keineswegs geheimnisvoll, wie es ſonſt die Art dieſer Leute iſt. Im Gegenteil, er verfehlte nie, den Käufern ſeiner Ware genau zu ſagen, aus welchen Grundſtoffen dieſe bereitet und wieviel Quentchen von dieſem oder jenem Pulver dazu verwandt worden ſeien. Aber er hätte kein echter und rechter Olitätenkrämer ſein müſſen, wenn er nicht in irgendeinem Winkel ſeiner Bude irgendeinen wohlverſchloſſenen Kaſten mit irgendwelchen Spezialitäten gehabt hätte, die er nur in ganz kleinen Quantitäten an einige wenige Bevorzugte verkaufte, und über deren Natur und Zuſammenſetzung er das ſtrengſte Schweigen bewahrte. Man wußte, daß er zuweilen den Beſuch der bedeutendſten Mitglieder der mediziniſchen Fakultät erhielt, daß Männer wie der greiſe Profeſſor Kühn, Wilhelm Andreas Haaſe, der Botaniker Schwägrichen und der Chemiker Eſchenbach ſich mit ihm wie mit ihresgleichen über die verborgnen Kräfte der Natur beſprachen, und daß er genauern Bekannten zuweilen ein Zertifikat vorwies, worin Monsieur le Baron Percy, chirurgien en chef de la grande armée dem Monsieur Zinngrebère,

pharmacien à Schneeberg beſtätigte, daß das von ihm erfundne Mittel gegen das Lazarettfieber unfehlbar wirkſam, aber wegen der Schwierigkeit ſeiner Zubereitung zur allgemeinen Einführung in den kaiſerlichen Feldſpitälern leider viel zu koſtſpielig ſei. Und doch war dieſes Mittel bei weitem noch nicht das koſtbarſte unter den Mixturen und Pulvern des geheimnisvollen Kaſtens! Da gab es noch ganz andre Dinge als Elixiere wider die Gebrechen des menſchlichen Leibes, Dinge, die ſo merkwürdig in ihrer Wirkung waren, daß ſie aller Logik und Erfahrung Hohn zu ſprechen ſchienen, die, wenn ſie bekannt geworden wären, das ganze, ſeit Jahrhunderten mühſam zuſammengetragne Gebäude der Naturwiſſenſchaften über den Haufen geworfen hätten. Aber der Alte hütete ſich wohl, von ſeinen wunderbaren Schätzen irgendeiner Menſchenſeele auch nur ein Wörtchen zu verraten. Es genügte ihm zu wiſſen, daß Kräfte, von deren Vorhandenſein im Reiche der Natur kein andrer eine Ahnung hatte, ihm untertan waren und jeden Augenblick zu ſeiner Verfügung ſtanden, wenn er ihrer einmal bedürfen ſollte, und dieſes Bewußtſein war ihm mehr wert als der Ruhm des erfolgreichen Entdeckers und die Bewunderung der Welt. Was der bedürfnisloſe Mann, der keine Kinder oder ihm näherſtehende Verwandte zu haben ſchien, zum Lebensunterhalt gebrauchte, das floß ihm aus ſeinem Geſchäfte mehr als reichlich zu, warum hätte er alſo aus ſeiner Verborgenheit hervortreten und ſeine kleine beſcheidne Perſon der Neugier der zudringlichen Menge preisgeben ſollen?

Ja, Eberhard Zinngräber war beſcheiden. Die Schätze, die der eiſenbeſchlagne Kaſten barg, hatten den alten Mann nicht ſtolz und hoffärtig zu machen vermocht, und das ſtille, freundliche Weſen, mit dem er jedem begegnete, ſchien keiner Veränderung fähig zu ſein. Er drängte ſich nie vor, aber wer ſich in irgendeiner Notlage vertrauensvoll an ihn wandte, der fand bei ihm Rat und Unterſtützung. Arme Leute, die ſeine Heilmittel nicht bezahlen konnten, erhielten ihr Teepaketchen oder ihr Balſambüchschen umſonſt und obendrein oft ſogar noch einen blanken Taler, und wer ſich unter den Hilfsbedürftigen als ein erzgebirgiſcher Landsmann auszuweiſen vermochte, für den ſorgte der Alte ſo ausgiebig, daß er ſeine Hilfe gewöhnlich nicht zum zweitenmal in Anſpruch zu nehmen brauchte. So hatte er einem der Chaiſenträger, die unter der Treppe der Börſe, ganz in der Nähe von Zinngräbers Bude, ihren Stand hatten, weil er ebenfalls aus Schneeberg ſtammte und ſeiner kinderreichen Familie wegen auf keinen grünen Zweig kommen konnte, das Rezept zu einem vortrefflichen Pflaſter gegen das Reißen geſchenkt und mit dieſem Mittel, das ſpäter Gemeingut der Zunft und unter der Bezeichnung „Chaiſenträgerpflaſter" in ganz Sachſen bekannt wurde, das Glück des Mannes begründet.

Auch die Nachbarn in den Meßbuden hatten oft Gelegenheit, dem braven Alten für ſeine uneigennützigen Dienſte zu danken. Hatte jemand eine Münze fremden Gepräges eingenommen, wie ſie durch die vielen Ausländer, die Polen, Ruſſen, Türken und Griechen mitunter in den Verkehr gebracht wurden, ſo trug er ſie ſchleunigſt zu Vater Zinngräber, der ſie mit unerſchütterlicher Gefälligkeit einwechſelte. Hatte einer einen Brief zu ſchreiben oder eine Eingabe an den hohen Rat der Stadt zu machen, ſo war Vater Zinngräber ſofort bereit, dieſes ſchwierige Geſchäft zu erledigen, und ehe man ſichs verſah, hielt man das Schriftſtück fix und fertig in Händen und brauchte nur noch die Unterſchrift darunter zu ſetzen. Unter dieſen Umſtänden verſtand es ſich von ſelbſt, daß der Alte zu ſeiner nächſten Nachbarin, der Witwe Bunick, und deren Töchtern in einem beſonders nahen, väterlich freundſchaftlichen Verhältnis ſtand. Nicht als ob die reſolute Frau eines Schutzes bedurft hätte! Aber erſtens gibt es im Geſchäftsleben eine Menge Dinge, mit denen ein Mann doch ſchneller und leichter fertig wird, und zweitens war Mutter

Digitized by Google

Bunick mit den Jahren ein wenig kurzatmig geworden und vermochte, beſonders bei dem ſtarken Andrang an den Meßſonntagen, ihre Kunden trotz der töchterlichen Hilfe nicht mehr ſo gewandt zu bedienen, wie ſie es in ihrer Jugend getan hatte. Dann war es ihr ſehr erwünſcht wenn ihr der gefällige Nachbar gelegentlich einmal beiſprang, ein Pfefferkuchenpaket vom Wandbord herunterlangte, die Pfefferminztäfelchen abzählte oder die offne Papiertüte bereithielt, in der dem Kunden die gebrannten Mandeln zugewogen werden ſollten. Am nützlichſten aber machte er ſich des Abends, wenn die Dämmerung hereinbrach, und wenn das ſpärliche Licht zweier Öllampen die ſüßen Herrlichkeiten ſeiner Nachbarin doppelt verführeriſch erſcheinen ließ. Dann ſaß Eberhard Zinngräber ruhig in ſeiner Bude, ſtützte die Arme auf das ſchmale Auslagebrett und beobachtete wachſamen Auges die Straßenjugend, die ſich in ſolchen Stunden immer in der Nähe umhertrieb und ſehnſüchtige Blicke auf die köſtlich duftenden Erzeugniſſe des Pulsnitzer Gewerbefleißes warf. Wenn dann ein beſonders verwegnes Bürſchchen, von der Verſuchung überwältigt, ſich über das ſiebente Gebot hinwegſetzte und einen kühnen Griff in die Kiſte mit den Pfeffernüſſen oder dem überzuckerten Kalmus tat, dann fühlte ſich der kleine Miſſetäter plötzlich von einer rätſelhaften Kraft feſtgebannt, die Füße wollten nicht von der Stelle, der ausgeſtreckte Arm ſchien in der Luft zu verſteinern, und aus der ſich öffnenden Hand fiel eine Pfeffernuß nach der andern, ein Kalmusſtück nach dem andern wieder in die Kiſte zurück. Der Frevler aber ſtarrte entſetzten Antlitzes den alten Mann an, der ruhig mit übereinandergeſchlagnen Armen daſaß, kein Wort ſprach und den Blick ſeiner ſeltſamen Augen mit einem unheimlichen Lächeln auf den Gebannten heftete, bis die Witwe Bunick auf ihren ausgetretnen Filzſchuhen aus der Bude ſchlürfte und den Übeltäter mit einer geſalznen Ohrfeige aus ſeiner Verzauberung erlöſte. So hatte der Alte ſchon manchen von ſeinem Appetit auf unrechtmäßig erworbne Pfeffernüſſe geheilt, und mehr als einer machte noch als gereifter Mann, wenn ihn einmal während der Meßzeit ſein Weg über den Naſchmarkt führte, einen weiten Umweg um die Bunickſche Auslage, an die ſich für ihn eine peinliche Erinnerung knüpfte.

War der Alte alſo bei der Jugend im allgemeinen mehr gefürchtet als geliebt, ſo ſtand er mit den Töchtern ſeiner Nachbarin auf deſto beſſerm Fuße. Bei der ſtrengen Mutter erwirkte er ihnen manche kleine Vergünſtigung, nahm ihnen gelegentlich eine unbequeme Arbeit ab und erheiterte ſie, wenn es im Geſchäft gerade nicht viel zu tun gab, mit allerlei luſtigen Schnurren, von denen ihm ein unerſchöpflicher Vorrat zur Verfügung ſtand. Kamen ſie in die Jahre, wo ſie unſichtbare zarte Fäden nach der Heimat hinüberſpannen, den Poſtboten mit fieberhafter Ungeduld erwarteten und jeden Morgen aufs neue den Tag ihrer Heimreiſe berechneten, ſo war er bald der Vertraute ihrer kleinen und doch ſo unendlich wichtigen Geheimniſſe, half ihnen bei ihren Liebesbriefen und bezahlte das Porto aus ſeiner eignen Taſche. Und wenn ſie ihm dann beim Schluſſe der Meſſe mitteilten, daß ſie nun nicht wieder mit der Mutter nach Leipzig kommen würden, dann holte er irgendein kleines Andenken hervor, das er in richtiger Vorausſicht dieſer Enthüllung längſt gekauft und wohlverpackt in ſeiner geheimnisvollen Kiſte aufbewahrt hatte. So war die ſemmelblonde Sophie mit einer Blumenvaſe beglückt worden, die dralle Anna mit ſechs Ellen ſeidnem Haarband, die ſchwarzäugige Sidonie mit einer Korallenſchnur, die rotwangige Katharina mit einem Nähkaſten, die ernſte Antonie mit Zſchokkes „Stunden der Andacht" und die fröhliche Dorothea mit einer Ziehharmonika.

Nun wirkte, wie ſchon geſagt, die kleine Chriſtine an Mutter Bunicks Seite, und der Alte beobachtete mit ſtillem Vergnügen, wie ſich aus dem anfangs ſo

Digitized by Google

rundlichen und gedrungnen Kinde ein ſchönes Jüngferlein von ſchlankem Wuchs und vollen Formen entwickelte, das die einzelnen Vorzüge ſeiner ältern Schweſtern zu vereinigen ſchien. Chriſtine hatte Annas prächtige Zöpfe, Sidoniens ſchwarze Augen, Katharinens friſche Farben, und mit Sophiens Sinnigkeit verband ſie in ſeltſamem Gemiſch Antoniens Ernſt und Dorotheas Übermut. Und doch war ſie ſo ganz anders als alle ihre Vorgängerinnen. Wenn ſie dem alten Nachbarn auch vom erſten Tage an mit dem Vertrauen begegnet war, auf das er als ein oft erprobter Freund der Familie Anſpruch hatte, ſo fragte ſie ihn in ihren kleinen perſönlichen Angelegenheiten doch nie um Rat. Seine Aufmerkſamkeiten nahm ſie beinahe als etwas Selbſtverſtändliches hin, und ſeine vorſichtigen Verſuche, zu ſondieren, wie es mit ihrem Herzen beſtellt ſei, und ob auch ſie bei der Erledigung gewiſſer Korreſpondenzen eines zuverläſſigen und verſchwiegnen Sekretärs bedürfe, beantwortete ſie mit einer herben Zurückhaltung.

Zinngräber wurde jedoch dem ſchönen Mädchen deshalb nicht gram und rechnete mit Beſtimmtheit darauf, daß ſie eines Tages von ſelbſt zu ihm kommen und ihn um die kleine Gefälligkeit, die zu leiſten ihm ſo viel Vergnügen gemacht hätte, erſuchen würde.

Aber dazu ſollte es nie kommen. Er fand dagegen bald Gelegenheit, Chriſtine einen andern, ſchwerern und ernſtern Dienſt zu erweiſen, für den ſie ihm wirklich dankbar zu ſein ſchien. Eines Tages während der Herbſtmeſſe, wo eine unerträgliche Schwüle herrſchte, die Pfefferkuchen von heute auf morgen ausdörrten und der Zuckerguß zu ſchmelzen begann, klagte Mutter Bunick über Schwere in allen Gliedern, Druck im Kopf und über Appetitloſigkeit, die bei ihr das allerbedenklichſte Symptom war. Sie überließ, ganz gegen ihre Gewohnheit, die Bedienung der Kunden ihrer Tochter und ſetzte ſich in den durch einen Vorhang abgeſchloſſenen Winkel der Bude auf eine Lebkuchenkiſte. Als Chriſtine um die Mittagszeit weggehn wollte, um im Burgkeller das Eſſen zu holen, und der Mutter deshalb zurief, ſie möchte ein wenig auf die Kunden achten, blieb hinter der Gardine alles ſtill. Von einer ſchlimmen Ahnung gepackt, ſchlug das Mädchen den Vorhang zurück und fand die Mutter, das Haupt an die Bretterwand gelehnt, in dem tiefen Schlafe, von dem noch keiner wieder erwacht iſt. Ein Schlagfluß hatte ihrem tätigen Leben ein ſchnelles und ſchmerzloſes Ende bereitet.

Das Mädchen rief den heilkundigen Nachbar herbei, der die Frau unterſuchte, ihr Schläfen und Puls mit einer ſtarken Eſſenz einrieb, aber ſchließlich doch nur feſtſtellen konnte, daß alle menſchliche Hilfe hier vergebens ſei. Chriſtine zeigte ſich merkwürdig gefaßt, und dem Alten ſchien es, als ob ihr der Tod der Mutter an ſich weniger nahe ginge, als der Umſtand, daß er hier in der Fremde, fern von der Heimat und allen Verwandten, erfolgt war, und daß die alte Frau nun ohne die Beteiligung der Familie begraben werden müßte. Zinngräber ſuchte ſie hierüber zu tröſten, meinte, er würde ſchon dafür ſorgen, daß die Schweſtern ſofort benachrichtigt würden, und erbat ſich, alle in dieſem Augenblick notwendigen Schritte zu tun. Er beſtellte ſofort einen Sarg, ließ die Tote in das Leichenhaus auf dem Johannisfriedhof ſchaffen und ging mit Chriſtine zu einer Näherin, die ihr zu einem ſchwarzen Kleide Maß nehmen mußte. Auf dem Rückwege blieb er vor der Börſentreppe ſtehn, rief ſeinen Landsmann, den Chaiſenträger, der in ſeinem blauen Frack auf der Bank ſaß und an einem Strumpfe ſtrickte, zu ſich, raunte ihm ein paar Worte ins Ohr und nahm ihn mit in ſeine Bude, die er am Mittag, vor ſeinem Weggang, ſorgfältig verſchloſſen hatte. Was er da drinnen mit dem Manne verhandelte oder vornahm, vermochte Chriſtine, die jetzt ſtill vor ſich hinweinend hinter ihren Pfefferkuchen ſaß, nicht zu ermitteln, obgleich ſie zuweilen, um beſſer

Digitized by Google

horchen zu können, ihr Schluchzen gewaltſam unterdrückte. Plötzlich pochte ihr Nachbar an die Wand und fragte, ob Sophie, die älteſte der Schweſtern, nicht in Pulsnitz am Markte wohne, und ob auf dem Giebel ihres Hauſes nicht eine Wetterfahne mit den Buchſtaben A. M. und der Jahreszahl 1688 ſei. Fragen, die das Mädchen alle beide bejahen konnte. Nach einer Weile ſah ſie dann, wie Zinngräber ſeine Bude wieder öffnete, wobei aus dem Innern eine Rauchſchwalbe zum Vorſchein kam, die ſich zuerſt auf eine der Steinfiguren des Börſendaches ſetzte, ihre dunkelblauen Schwingenfedern putzte und ordnete, dann aber in die dunſtigwarme Septemberluft emporſtieg, über dem Rathaus ein paarmal kreiſte und in öſtlicher Richtung davonflog.

Chriſtine ging zu dem alten Nachbar hinüber, der gerade dabei war, ein Fläſchchen mit einer gelblichen Flüſſigkeit wieder zu verſchließen und in den geheimnisvollen Kaſten zu ſtellen. Von dem Chaiſenträger war nichts mehr zu ſehen als der Strickſtrumpf, den Zinngräber nicht ohne einige Verlegenheit auf das Wandbrett legte. Sein Freund, ſo berichtete er, habe ſich ſoeben bereit erklärt, ihren Verwandten in Pulsnitz die traurige Zeitung vom Tode der guten Mutter zu überbringen, und ſei jetzt auf das Poſtamt gegangen, um einen Expreßwagen zu beſtellen. Das Mädchen äußerte einige Worte des Dankes, wunderte ſich aber im ſtillen, daß der Alte anzunehmen ſchien, die Todesnachricht würde ſo ſchnell in der Heimat eintreffen, daß ihre Angehörigen noch rechtzeitig zur Beerdigung kommen könnten.

Wie erſtaunte ſie aber, als am Morgen des Begräbnistages alle ſechs Schweſtern zu guter Stunde anlangten! Auf ihre Frage, wer ihnen die Nachricht überbracht hätte, erklärte Sophie, die älteſte, ſie habe am Abend des Todestages in ihrer Schlafkammer ein winziges Briefchen von Zinngräbers Hand gefunden, worin er ihr das traurige Ereignis angezeigt und ſie gebeten habe, die Schweſtern ſo bald wie möglich davon in Kenntnis zu ſetzen. Sie ſeien dann gleich am andern Morgen mit Extrapoſt von Hauſe weggefahren und vor einer halben Stunde in Leipzig angekommen. Wie das Briefchen ſo unglaublich ſchnell nach Pulsnitz gelangt ſein könne, darüber hatte noch keine der ſechs Schweſtern nachgedacht; der Todesfall ſchien ſie alle weit mehr als Chriſtinen in Trauer und Aufregung verſetzt zu haben.

Dank Zinngräbers Umſicht verlief das Begräbnis ſo ſchön und feierlich, daß die Tote, wenn ſie hätte zuſchauen können, ihre helle Freude daran gehabt haben würde. An Trauerflor, Zitronen und Kränzen war nicht geſpart worden, und der Geiſtliche wußte in ſeiner Grabrede die irdiſche Wirkſamkeit der Verſtorbnen zu dem Lande, wo Milch und Honig fließt, und wo ſie, allen Mühen und Sorgen überhoben, jetzt im Verein mit andern Verklärten wandle, ſo ſchön in Beziehung zu bringen, daß kein Auge trocken blieb. Unter denen, die Mutter Bunick das letzte Geleit gaben, ſah man beinahe alle ihre Nachbarn und Bekannten vom Naſchmarkt; ſogar Milan Georgewitſch aus Strumitza in Mazedonien, der bei ihren Lebzeiten immer einen ſtillen Groll auf ſie gehabt hatte, weil er die gebrannten Mandeln als ſein ureigenſtes Regal anſah, war nicht hinter den andern zurückgeblieben, wo es galt, die Konkurrentin zu Grabe zu tragen.

Nach der Beerdigung hielten die Verwandten einen Familienrat ab, bei dem ſie ſich dafür entſchieden, daß Chriſtine das Geſchäft auf gemeinſame Rechnung weiterführen und nun allein die Leipziger Meſſen beziehen ſollte. Da ſie hiermit einverſtanden war und ſelbſt auf den alten Nachbarn hinwies, der ſie in allen Lagen mit Rat und Tat unterſtützen werde, konnten die Schweſtern völlig beruhigt wieder nach Hauſe reiſen.

Digitized by Google

Wie ſie vorausgeſehen hatte, nahm ſich Zinngräber ihrer mit wahrhaft rührender Sorgfalt an, und ſie bedauerte es faſt, daß die Meſſe ſo bald ſchon zu Ende ging und ſie zwang, ſich wieder für ein halbes Jahr von dem allzeit gefälligen väterlichen Freunde zu trennen.

* * *

In der nächſten Oſtermeſſe fanden ſich der alte Mann und das junge Mädchen wieder an dem gewohnten Platze ein, und die Begrüßung war ſo herzlich, wie ſie zwiſchen zwei ſo grundverſchiednen Menſchen nur ſein konnte. Mit Staunen und ſtiller Freude bemerkte der Alte, daß Chriſtine in der Trennungszeit noch viel ſchöner geworden war, als ſie vorher geweſen. Sie trug jetzt ihre prächtigen Zöpfe kranzartig um den Hinterkopf gelegt, und in dem einfachen ſchwarzen Kleide kamen die Vorzüge ihrer Geſtalt und ihres Wuchſes doppelt zur Geltung. Kein Wunder, daß ſie bei allen, die an der Bude vorüberkamen, Aufſehen erregte, daß mancher, der ſonſt keinen Bedarf an Pfefferkuchen und ähnlichen ſüßen Dingen hatte, ſtehn blieb, und nur um mit dem ſchönen Mädchen ein paar Worte wechſeln zu können, einen namhaften Betrag in ſolcher Ware anlegte. Alte Herren mit Vatermördern, hohen Biberhüten und ſpaniſchen Rohren fanden plötzlich, daß ihren Enkeln nichts zuträglicher ſei als Bunickſche Lebkuchen, und im Collegium Juridicum konnte ſich Profeſſor Biener nicht genug darüber wundern, daß bei den Studenten plötzlich der Brauch eingeriſſen war, zu ſeinen Ausführungen über die Juſtinianiſchen Inſtitutionen Pfeffernüſſe und gebrannte Mandeln zu genießen. Beſonders um die Mittagsſtunde zogen Chriſtinens Anbeter in hellen Haufen an ihrer Bude vorüber; ſchmächtige Nikolaitaner, deren Lebensmorgen noch die lateiniſche Syntax trübte, warfen ihr ſchüchterne Blicke zu, befrackte Handlungsdiener ließen mit mehr oder minder zaghaftem Gruß ein Veilchenſträußchen auf der Auslage zurück, und flotte Muſenſöhne ſuchten mit keckem Griff die Hand der reizenden Verkäuferin zu erfaſſen, die alle dieſe zarten Huldigungen mit Gleichmut über ſich ergehn ließ, und deren Herz ſo hart zu ſein ſchien wie ein Lebkuchenherz, das einen ganzen Sommer lang in der Sonne gelegen hat.

Freilich, im ſtillen war Chriſtine für die Bewunderung, die ſie allenthalben erregte, nicht ganz unempfänglich. Sie ſelbſt bemerkte es eigentlich erſt daran, daß ſie ſich über eine Nachbarin zu ärgern begann, über die Tochter eines Wollwarenhändlers, die in ihrer Art ebenfalls ein ungewöhnlich hübſches Kind war und im Bewußtſein ihrer Vorzüge die Vorübergehenden in der verführeriſchſten Weiſe anlächelte und auf die derbſten Späße der jungen Männerwelt ohne viel Bedenken einging. So kam es, daß ſich der Strom der Verehrer weiblicher Reize allmählich ein andres Bett ſuchte, von der Pfefferkuchenbude weg und zu der Wollwarenbude hin flutete, wo dann die Blicke, Veilchenſträuße und Händedrücke auf einen fruchtbarern Boden fielen. Jetzt hatten die jungen Rechtsbefliſſenen nur noch Sinn für wollne Strümpfe und Pulswärmer, und die alten Herren mit den Biberhüten fanden mit einemmal, daß ihre Ehegattinnen oder Haushälterinnen nichts ſo notwendig brauchten als eine Kapuze oder einen geſtrickten Unterrock.

Allerdings ſoll nicht verſchwiegen werden, daß einzelne, beſonders hartnäckige Anbeter Chriſtinen auch jetzt noch treu blieben. Dieſen ſchwoll angeſichts der zuſammengeſchmolznen Schar der Rivalen der Kamm, und jeder von ihnen bildete ſich ein, das Mädchen habe lediglich ihm zuliebe die übrigen abblitzen laſſen.

Keiner aber war über den Wandel der Dinge erfreuter als Eberhard Zinngräber, der für ſeine blühende Nachbarin im Geheimen längſt wärmere Gefühle hegte, als es ſich eigentlich mit ſeinen Jahren vertrug, und den ſeine tiefere

Digitized by Google

Kenntnis der Naturkräfte ebenſowenig wie ſeine pharmakologiſchen Wunderſchätze vor der ſüßen Selbſttäuſchung bewahrte, daß er immer noch recht wohl imſtande ſei, auf ein weibliches Weſen den ſtärkſten Eindruck zu machen. Der gute Alte ſchien eben vergeſſen zu haben, daß ihm in ſeiner ſonſt ſo reichhaltigen Hausapotheke zwei Dinge fehlten, die bis heute noch keiner gefunden hat: ein Kräutlein für die Liebe und ein Kräutlein wider den Tod!

Wie die Sachen nun einmal ſtanden, war es kein Wunder, daß Zinngräber die letzten und dauerhafteſten Verehrer Chriſtinens nicht gerade mit liebevollen Blicken betrachtete und mit tauſend Freuden bereit war, das Mädchen gegen ihre Zudringlichkeiten nach Kräften zu beſchützen. Am meiſten verhaßt war ihm ein junger Pole, ein geſchniegeltes Bürſchchen mit ſchmachtenden Augen, ſchwarzem Schnauzbärtchen, Schnürenrock und Lackſtiefeln, der beinahe zu jeder Tageszeit über den Naſchmarkt ſtrich, trotz allen Mißerfolgen immer wieder den Verſuch machte, mit ſeinem Idol ein Geſpräch anzuknüpfen und eines Abends, gerade als Chriſtine die Lampen anzündete, mit verliebter Frechheit in die Bude eindrang, um die ſpröde Schöne zu umarmen.

Auf dieſen Augenblick ſchien Zinngräber gewartet zu haben. Ehe der Angreifer und die Angegriffene noch wußten, was geſchah, ſtand der Alte neben ihnen, ſchob das Mädchen zur Seite und ſprengte dem liebeglühenden Polenjüngling aus einem Fläſchchen ein paar Tropfen ins Geſicht, daß er zurücktaumelte und ſich die Augen rieb. Schon fürchtete Chriſtine, der Burſche werde ſich auf ihren Beſchützer ſtürzen, da ſah ſie mit Staunen und Schrecken, wie die zierliche Geſtalt zuſammenſchrumpfte, wie ſich Antlitz und Hände und dann auch der ganze übrige Körper trotz Anzug und Lackſtiefeln mit glänzendem ſchwarzem Haar überzogen, und wie ſchließlich ein veritabler Kater, allerdings ein auserleſen ſchönes Exemplar, mit halbgeſchloſſenen Augen und kerzengerade emporgerichtetem Schweif ſchnurrend und miauend an den Lebkuchenkiſten entlang ſtrich und ſich mit geſträubtem Rückenhaar an ſie anſchmiegte.

Siehſt du, mein Freund, ſagte der Alte, indem er dem Tiere einen leichten Schlag verſetzte, in dieſer Geſtalt magſt du der Demoiſelle getroſt den Hof machen. Aber vergiß darüber das Mäuſefangen nicht, ſonſt könnte es wohl geſchehen, daß wir deiner überdrüſſig würden. Die Pleiße iſt nicht weit, und ein alter Sack wird ſich auch wohl noch finden.

Damit verließ er die Bude ſeiner jungen Nachbarin, die ſich von ihrem Erſtaunen gar nicht wieder erholen konnte und nicht einmal daran gedacht hatte, ihrem Gönner für den ungewöhnlichen Liebesdienſt zu danken.

Nicht lange nach dieſem Ereignis begann Zinngräber zu kränkeln. Eines Tages blieb ſeine Bude geſchloſſen, und Chriſtine hielt es für ihre Pflicht, am Abend, ſobald die letzten Kunden bedient waren, in des Alten Herberge zu gehn und nachzuſchauen, ob ſie ihm irgendeinen Dienſt erweiſen könnte. Das alte düſtre Haus in der Kleinen Fleiſchergaſſe, wo er ſeit Jahren zu wohnen pflegte, kannte ſie ſchon längſt, aber die Treppe war ihr noch nie ſo ſchmal und ſteil, die Dachkammer ſelbſt, die kaum für das Bett Raum bot, noch nie ſo erbärmlich vorgekommen wie heute. Wozu mochte ſich der Greis, ſo dachte ſie, von früh bis ſpät plagen, wozu alljährlich zweimal die weite und beſchwerliche Reiſe von Schneeberg nach Leipzig unternehmen, wenn er ſich nicht die beſcheidenſte Bequemlichkeit gönnen wollte?

Der Alte lag unter einem gewaltigen Deckbett und richtete ſich, als der Beſuch eintrat, nicht ohne Mühe auf. Sein Antlitz ſchien im unſteten Lichte einer Öllampe, die über ſeiner Lagerſtatt an der blaugetünchten Wand hing, merkwürdig

eingefallen, die Falten und Fältchen um Mund und Naſe ſchienen ſich vervielfacht und vertieft zu haben, aber die Augen leuchteten heller als je.

Ich wußte, daß du kommen würdeſt, ſagte er, indem er dem Mädchen ſeine heiße Hand entgegenſtreckte und zugleich auf den einzigen Stuhl, der in der Kammer vorhanden war, hindeutete, ich habe ſchon ſeit einer Stunde auf dich gewartet.

Ihr habt mir einen rechten Schrecken eingejagt, Vater Zinngräber, ſagte Chriſtine, als Ihr heute Morgen nicht kamt, dachte ich, es möchte Euch irgendein Unfall zugeſtoßen ſein. Denn daß auch Ihr einmal krank werden könntet, das hat mir nie in den Sinn gewollt.

Iſt auch nicht der Rede wert, entgegnete der Alte, nur ein kleiner Schwächeanfall, wie ihn auch die rüſtigſten Leute einmal bekommen können. Ein paar Tage Ruhe werden mich ſchon wieder geſund machen.

Und die Medizin dort wird das übrige tun, meinte das Mädchen, indem es auf ein Fläſchchen wies, das auf einem ſchmalen Wandbord über dem Kopfende des Bettes ſtand.

Der Kranke ſchien in einige Verlegenheit zu geraten.

Nein, ſagte er, das iſt keine Medizin, das iſt etwas ganz andres. Er erhob ſich, ſo gut ers vermochte, und drehte das Fläſchchen ſo, daß ſich das Schildchen mit der Aufſchrift gegen die Wand richtete.

Aber Ihr habt doch gewiß ein Tränklein oder ein Pulver, mit dem Ihr der Natur ein wenig zu Hilfe kommen könntet? fragte Chriſtine. Soll ich Euch vielleicht etwas aus dem Kaſten holen, den Ihr immer ſo ſorgſam behütet, als ob er mit lauter blanken Dukaten gefüllt wäre?

Über Zinngräbers Antlitz glitt ein Schatten. Das Mädchen hörte, wie er mit einem Schlüſſelbunde klirrte, das er im Bette verborgen hielt.

Nein nein, ſagte er, das iſt nicht vonnöten. Wo man mit Schlaf kurieren kann, da ſoll man die Arzneien aus dem Spiele laſſen. Und dann — nimm mirs nicht übel, Chriſtine! — aber an den Kaſten laſſe ich nicht gern einen andern.

Wie Ihr wollt, erwiderte das Mädchen, ich hätte Euch gern geholfen. Ich werde morgen wieder nach Euch ſchauen; kann ich Euch ſonſt etwas mitbringen, oder habt Ihr irgend etwas auszurichten?

Der Alte ſchüttelte den Kopf.

Morgen werde ich wohl wieder ausgehn können, ſagte er zuverſichtlich, ſollte ich aber doch noch im Bette bleiben müſſen, ſo wäre mirs lieb, du beſorgteſt meinen Kram mit. Du weißt ja Beſcheid und kennſt die Preiſe ſo gut wie ich ſelbſt. So viel wie in der Herbſtmeſſe iſt ja jetzt ohnehin nicht zu tun. Er zog, als ſich Chriſtine mit Freuden dazu bereit erklärte, das Schlüſſelbund hervor und gab es ihr hin, nachdem er zuvor zwei kleine Schlüſſel mit krauſen Bärten von dem Springring abgezogen und wieder unter dem Kiſſen verſteckt hatte.

Und wenn nun jemand nach einem von den Mitteln aus dem Kaſten verlangt? fragte das Mädchen, deſſen Neugier geſtiegen war.

So ſag getroſt, er möge ſich noch einen oder zwei Tage gedulden.

Chriſtine wünſchte dem alten Freunde gute Beſſerung, verabſchiedete ſich und ſuchte ihr eignes Quartier auf.

Am andern Morgen war ſie, wie immer, zeitig in ihrer Bude, belohnte den Kater, der in der Nacht zwiſchen den Pfefferkuchenkiſten der Jagd obgelegen hatte und nun eine mächtige Ratte herbeiſchleppte, mit einem Schälchen Milch und hielt fleißig Ausſchau nach Zinngräber. Als er um die gewohnte Zeit nicht kam, öffnete ſie ſeine Bude, ſtäubte mit ihrem Flederwiſch die Büchſchen, Schachteln, Fläſchchen

und Teepakete ab und ſtellte die gangbarſten Mittel genau ſo auf das Auslagebrett, wie ſie es hundertmal von ihm geſehen hatte. Dann ſetzte ſie ſich in ihre eigne Bude und wartete auf Kunden. Aber es ſchien heute niemand nach Süßigkeiten oder Oſitäten Verlangen zu haben, und ſo begann ſie dann, um ſich die Langeweile zu vertreiben, mit dem Kater zu ſpielen, der auf ihren Schoß geſprungen war und ihre Liebkoſungen mit behaglichem Schnurren erwiderte.

Drüben bei der Wollwarenbude hatten ſich inzwiſchen ſchon Käufer eingefunden, und die ſchöne Tochter verpuffte wieder das prächtigſte Feuerwerk verführeriſcher Blicke. Mit ſchlecht verhehltem Ärger hörte Chriſtine dem Wortgeplänkel zu, das zwiſchen ihrer Rivalin und deren Kunden hin und her ſchwirrte, und als ſie einmal aufſah, bemerkte ſie, daß ſowohl das leichtfertige Mädchen wie deſſen Verehrer zu ihr herüberſchaulen und ſich auf ihre Koſten zu beluſtigen ſchienen.

Ja ja, ſo gehts, ſagte die kleine Kokette, die im beſten Falle zwei Jahre jünger ſein mochte als Chriſtine, wenn man älter wird, lernt man ſich beſcheiden. Erſt konnte man ſeine Anbeter nicht ſchlecht genug behandeln, und nun iſt man froh, wenn einem ein ſchwarzer Kater den Hof macht!

Chriſtine tat, als habe ſie kein Wort verſtanden, nahm ſich jedoch vor, der kleinen Giftkröte bei der erſten beſten Gelegenheit gehörig heimzuleuchten und ihr den Kater ſo gründlich einzutränken, daß ſie zeitlebens daran denken ſollte. Aber geärgert hatte ſie ſich doch, und da ſie den ganzen Tag über ſchlechtere Geſchäfte machte als je, ſo ſchloß ſie am Abend früher als ſonſt die beiden Buden und begab ſich zu ihrem kranken Nachbarn.

Zinngräbers Befinden hatte ſich entſchieden verſchlimmert. Der Alte war ſo matt und ſchwach, daß er bei Chriſtinens Eintritt nicht einmal den Verſuch machte, ſich aufzurichten, und ſich darauf beſchränkte, ihr einen dankbaren Blick zuzuwerfen. Er ſchien ſich über ſeinen Zuſtand auch keiner Selbſttäuſchung mehr hinzugeben und klagte darüber, daß es ihm unmöglich ſei, das Bett zu verlaſſen und auszugehen. Ja, wenn er das könnte, meinte er, ſo würde er ſich bald kurieren, denn er wiſſe jetzt ganz genau, was ihm fehle. Das Mädchen merkte, worauf er hinaus wollte, hütete ſich jedoch, noch einmal des Kaſtens mit den Geheimmitteln Erwähnung zu tun, da ſie ſich durch das Mißtrauen des Alten gekränkt fühlte. Sie hatte nun die Genugtuung, daß er nach einer Weile ſelbſt davon anfing.

Weißt du, begann er, das mit dem Kaſten, und daß ich geſtern ſagte, es wäre mir nicht lieb, wenn ein andrer daran ginge, das mußt du mir zugut halten. Jeder Menſch hat ja ſo etwas, wo er andre nicht gern hineinſchauen läßt. Bei dem einen ſinds Briefe, bei dem andern iſts der Geldbeutel, beim dritten iſts gar das Herz. Du, zum Exempel, magſt niemand in dein Herz ſchauen laſſen, nicht einmal einen alten Freund, ders immer gut mit dir gemeint hat, und der mit Freuden den Reſt ſeines Lebens daran ſetzen möchte, daß du glücklich würdeſt. Nicht wahr, Chriſtine, ich habe Recht: wies in deinem Herzen ausſieht, das darf ſogar der alte Zinngräber nicht erfahren? Da läßt du ihn nicht hineinſchauen?

Das Mädchen mußte bei dieſer unerwarteten Wendung laut auflachen.

Weil es nichts drin zu ſchauen gibt, Vater Zinngräber, erwiderte ſie, weils leer iſt wie ein ausgeblaſenes Ei.

Nun nun, meinte der Kranke, während ein heller Schimmer über ſein blaſſes Antlitz huſchte, ſo gar leer wirds doch wohl nicht ſein. Es müßte ſeltſam zugehn, wenn ein Mädchenherz von zwanzig Jahren ohne Einquartierung geblieben ſein ſollte.

Wenn ichs Euch aber ſage, Vater Zinngräber! Mich wunderts ſelbſt zuweilen, denn man ſieht doch, wies andre treiben. Aber wenn Ihrs wiſſen wollt, mir hat noch keiner recht gefallen. Ich glaube beinahe, es muß ein Prinz kommen, ſonſt werde ich wohl als alte Jungfer ſterben.

Digitized by Google

Chriſtine wußte ſelbſt vielleicht nicht, wie wahr ſie geſprochen hatte. In der Tat war ihr von allen den jungen Leuten, die ihr den Hof gemacht hatten, noch keiner gut genug geweſen. Kühl und beſonnen, wie ſie war, ſchien ſie gegen die Gefahr, ſich zu verlieben, gefeit. Wenn es auch ihrer Eitelkeit kitzelte, ſich umworben zu ſehen, ſo lachte ſie doch im ſtillen über die Toren, die ſich einbildeten, mit verliebten Blicken, Brieſchen und Veilchenſträußen ihre Gunſt und Neigung erringen zu können. Und dank ihrer offenkundigen Unliebenswürdigkeit waren ja auch die meiſten von dieſem Wahne längſt geheilt worden. Sie war ſich ihres Wertes bewußt und meinte, wenn ſie einmal heiraten ſolle, wozu ſie bis jetzt keine beſondre Luſt verſpürte, ſo könne ſie als ein Mädchen von ungewöhnlicher Schönheit auch Anſpruch auf einen Mann erheben, der etwas habe und etwas vorſtelle. Sie hatte ſich vorgenommen, auf keinen Fall dem Beiſpiel ihrer Schweſtern zu folgen und den erſten beſten Lebküchler zu nehmen, ſondern hübſch zu warten, bis einer käme, deſſen Stellung, Perſon und Vermögen ihr die nötigen Garantien für ein behäbiges und vergnügliches Leben böten. Ein Prinz, wie ſie im Scherze zu Zinngräber geäußert hatte, brauchte es allerdings nicht zu ſein, aber unter einem reichen Kaufmann oder einem Ratsherrn tat ſie es nicht.

Der Alte war, obgleich er ſich ſtellte, als hege er noch immer Zweifel an Chriſtinens Aufrichtigkeit, von dem Gehörten äußerſt befriedigt.

Nun, ſagte er endlich, Vertrauen fordert Vertrauen, und obſchon der bewußte Kaſten mehr Geheimniſſe birgt als ein Mädchenherz, auch wenn es beſſer damit beſtellt wäre als mit deinem, ſo will ich von deinem geſtrigen Anerbieten doch Gebrauch machen. Was tut man nicht ſeiner Geſundheit zuliebe! Aber eins mußt du mir verſprechen, Chriſtine: du darfſt um keinen Preis in dem Kaſten herumkramen! Sieh, wenn du ihn geöffnet haſt, dann brauchſt du nur in die hintere Ecke links zu greifen, da ſtehen drei kleine Büchſen. Die mittlere davon nimmſt du heraus, klappſt den Deckel zu und ſchließt ſorgfältig wieder ab. Aber daß du dir beileibe nicht einfallen läßt, den übrigen Inhalt des Kaſtens zu unterſuchen oder gar die Zettel und Schildchen auf den Paketchen und Flaſchen zu leſen! Willſt du mir das verſprechen?

Ihr ſcheint mich für eine recht einfältige und neugierige Gans zu halten, Vater Zinngräber, antwortete das Mädchen, indem ſie ſich Mühe gab, gekränkt auszuſehen, und nur zögernd in die ihr dargebotne Hand einſchlug. Ich bin auf Eure Geheimniſſe längſt nicht ſo verſeſſen, wie Ihr auf die meinigen. Und von Euern Medikamenten habe ich auch genug, ſeit ich geſehen habe, wie übel dem armen Polen Eure Tropfen bekommen ſind.

Der Alte ſchmunzelte vergnügt und brachte aus den Tiefen ſeines Bettes die beiden Schlüſſel zum Vorſchein, die er am Tage zuvor, als er Chriſtinen das Schlüſſelbund ausgehändigt, zurückbehalten hatte.

So, ſagte er mit bewegter Stimme, da haſt du ſie! Du kannſt dir etwas darauf einbilden, denn ſeit der Kaſten in meinem Beſitz iſt, habe ich ſie noch nie aus den Händen gegeben.

Er ſah aufmerkſam zu, wie ſeine junge Freundin die Schlüſſel in die weite Taſche ihres Kleiderrocks verſenkte.

Wirſt du ſie auch nicht verlieren? fragte er ängſtlich, biſt du gewiß, daß die Taſche kein Loch hat? Und wie um ſeine Beſorgnis zu entſchuldigen, ſetzte er hinzu: Wenn ſie verloren gingen, würden alle Bemühungen, den Kaſten zu öffnen, umſonſt ſein. Die Schlöſſer ſind ſo kunſtreich, daß ſich heute auch der geſchickteſte Schloſſer nicht mehr darin zurecht fände.

Seid unbeſorgt, Vater Zinngräber, ich werde ſie behüten wie meinen Augapfel. Wann aber ſoll ich Euch die Büchſe bringen?

Digitized by Google

Vor morgen Abend wirds dir wohl nicht möglich ſein, erwiderte er, aber das macht auch nichts, ich werde mich ſchon ſo lange gedulden.

Ich könnte ja gleich morgen früh Euern Freund, den Chaiſenträger, bitten, daß er Euch die Büchſe brächte.

Der Alte machte eine abwehrende Handbewegung.

Nein nein! ſagte er, lieber will ich warten. Auf zwölf Stunden früher oder ſpäter kommts auch gar nicht an. Aber ich möchte, daß die Sache unter uns bliebe. Es ſchien ihm offenbar viel daran zu liegen, daß Chriſtine auch am nächſten Abend ihren Beſuch bei ihm wiederhole. Vielleicht verſprach er ſich von ihrer Gegenwart einen heilſamern Einfluß auf ſeinen Zuſtand als von dem Wundermittel ſeiner Hausapotheke.

(Fortſetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsſpiegel. (Kolonialpalitik und Zentrum. Polendebatte.)

Die unerwartete Ausdehnung der Kolonialdebatte im Reichstage auf ſechs Verhandlungstage hat uns nach eine beſondre Überraſchung gebracht, die faſt vernichtende Niederlage, die ſich der Abgeordnete Raeren im Redekampf mit dem ſtellvertretenden Kolanialdirektar Dernburg zugezagen hat. Es iſt gar nicht zu leugnen, daß die Wirkung, die davon auf die unmittelbaren Zuhörer ausging, dann aber durch die Berichte in das Land hinausgetragen wurde, dem Gefühl der Befreiung van einem böſen Alpdruck glich. Sehr erklärlich nach den Eindrücken, die man ſonſt von den Verhandlungen des Reichstags nach Hauſe zu tragen nachgerade gewohnt war. Statt des ſchleppenden Ganges und der ſchläfrigen Eintönigkeit der Debatten gewahrte man plötzlich ſo etwas wie dramatiſche Bewegung, erlebte man ein parlamentariſches Gewitter, das ſich in ſtarken Schlägen entlud. Das war ganz danach angetan, unbegrenzte Hoffnungen in ſanguiniſch angelegten Gemütern zu erwecken. Das Stimmungspendel ſchlug über den Ruhepunkt hinaus.

Es iſt nicht unwichtig, auch dieſe Augenblicksbilder ein wenig feſtzuhalten. Zuerſt machte ſich nur die faſſungsloſe Überraſchung, Enttäuſchung und Wut in dem ſchwer getroffnen Zentrum und bei der radikalen Linken, die unverhohlne Freude und Genugtuung bei der kolonialfreundlichen Mehrheit bemerkbar. Dann trat das Nachdenken in ſeine Rechte, aber — ſo hieß es immer noch unter dem Eindruck der erſten Erregung — der Kolonialdirektor hat ſich zu weit vorgewagt; das Zentrum kann das nicht vergeſſen; der Reichskanzler wird Dernburg fallen laſſen, denn er wird es mit dem Zentrum nicht verderben wallen!

Man ſieht daraus, wie wenig Raum in dieſem Augenblick für kühle politiſche Erwägungen war. Als dann Fürſt Bülow das durch die Lage Gebatne tat und mit großer Entſchiedenheit ſein Einverſtändnis mit dem Auftreten Dernburgs erklärte, meinten die Beurteiler, die ſich ſchon ganz durch die Vorſtellung eines neugeſchaffnen Gegenſatzes zwiſchen Regierung und Zentrum beherrſchen ließen, dieſe Erklärung habe dach nur die Bedeutung eines Rückzugs, denn es gehe nicht daraus hervar, daß die Regierung mit dem Zentrum zu brechen entſchloſſen ſei.

Es iſt nicht recht verſtändlich, was überhaupt zu dieſer Erwartung berechtigte. Am allerwenigſten aber brauchte man ſich die Freude daran verderben zu laſſen,

daß die Regierung einmal in der Lage war, auf einem beſtimmten Gebiet den Beweis zu liefern, daß ſie den Machenſchaften auch der mächtigſten Partei nicht erlaubt, ihr ins Handwerk zu pfuſchen und mit Parteiwünſchen in den geſetzlich geregelten Gang der Verwaltung einzugreifen. Der Denkzettel, der einem führenden Mitgliede des Zentrums erteilt worden iſt, kam rechtzeitig und wirkte gut. Einen Fingerzeig dafür gab die Geſchwindigkeit, mit der die Fraktion von dem verunglückten Parteifreunde abrückte und ihn zu der Erklärung nötigte, daß ſein Vorgehn nur perſönliche Bedeutung gehabt habe.

Im übrigen ſteht es außer Frage, daß ein wirkungsvoller Vorgang im Parlament niemals ausreichen kann, Stellung und Machtverhältniſſe der Parteien weſentlich zu ändern. Es iſt eine ſeltſame Vorſtellung, die ſich ſeit langer Zeit eingebürgert hat, als ob das Zentrum ſeine Machtſtellung nur einer freundlichen Vorliebe der Regierung verdanke, und als ob mit dem Augenblick, wo die Regierung den Mut habe, das zärtliche Verhältnis in einem Krach enden zu laſſen, die Zeit angebrochen ſei, in der andre Parteien den ſchönen Platz an der Sonne einnehmen könnten. Die ſchwer zu entſcheidende Frage, inwieweit etwa Fehler der Regierung die jetzige Machtſtellung des Zentrums verſchuldet haben, können wir hier unerörtert laſſen; ſie würde zu tief in die Vergangenheit zurückführen. Unabhängig von dieſer Schuldfrage haben wir uns deſſen zu erinnern, daß es die Stimmen der deutſchen Wähler geweſen ſind, die den deutſchen Reichstag, ſo wie er nun einmal iſt, geſchaffen haben. Mit dieſem Reichstage müſſen die verbündeten Regierungen poſitive Aufgaben der Geſetzgebung in gemeinſamer Arbeit löſen. Bis jetzt hat noch niemand anzugeben vermocht, wie das unter Ausſchaltung und Nichtbeachtung der Zentrumspartei geſchehen kann. So lange die Klagen über die Allgewalt des Zentrums den Zweck verfolgen, das politiſche Gewiſſen der Wähler zu ſchärfen, kann man ſie ſich gefallen laſſen; wendet man ſich aber dabei an die Adreſſe der Regierung, ſo muß doch auch irgendeine poſitive Vorſtellung damit verbunden ſein, wie es anders gemacht werden könnte. Dazu würde auch die Mitwirkung der andern bürgerlichen Parteien erforderlich ſein. Doch wie ſollte das geſchehen? Wir haben im Reichstage eine Partei von 79 Mitgliedern, alſo ein Fünftel der Geſamtzahl, die ſich außerhalb der Staats- und Geſellſchaftsordnung ſtellt und für fruchtbare Arbeit, für erreichbare Ziele überhaupt nicht zu haben iſt. Wie will man die übrigen vier Fünftel, die nicht weniger als neun bis zehn verſchiedne Parteien und Parteiſplitter enthalten, ſo organiſieren, daß die ſtärkſte Partei des Reichstages in der Zahl von hundert Mitgliedern dabei nicht ausſchlaggebend wirkt? Es mag vielen recht bitter eingehn, aber das einfache Rechenexempel zeigt, daß die Hoffnung auf einen endgiltigen und grundſätzlichen Bruch zwiſchen Regierung und Zentrum eine Unüberlegtheit oder eine Redensart iſt, nichts weiter.

Man hörte wohl von Hitzköpfen das Wort „Auflöſung" in die Erörterung werfen. In der Theorie gewiß ein ausgezeichnetes Mittel, die Bevölkerung zu überzeugen, daß ein feſter Wille der Regierung ein feſtes Vertrauen zu der beſſern Einſicht der Volksmehrheit hegt und danach glaubt, die parlamentariſchen Verhältniſſe verbeſſern zu können. Soll dieſes Mittel aber wirklich gebraucht werden, dann müſſen gewiſſe Unterlagen dafür gegeben ſein, daß in der Volksmehrheit eine ſolche beſſere Einſicht durchgedrungen iſt. Daran jedoch fehlt es, und die kolonialpolitiſchen Fragen ſind im gegenwärtigen Zeitpunkt am wenigſten geeignet, einen Umſchwung herbeizuführen. Dazu greifen dieſe Intereſſen nicht tief genug, und ſkrupelloſe Parteiführer haben allzulange Muße gehabt, der großen Menge von Kolonialſkandalen, Korruption der Kolonialverwaltung und ihrem Vertuſchungsſyſtem vorzureden. Die ſozialdemokratiſch verſeuchte Maſſe würde durch den Ruf der Regierung gar nicht

Digitized by Google

berührt werden. Die Oberhand würden im übrigen gewiſſe Anſchauungen des deutſchen Philiſters gewinnen, der immer eine Übertölpelung durch die Regierung fürchtet und ſeine politiſche Schlauheit dadurch zu beweiſen ſucht, daß er ſich gegen eine vermeintliche Verlegenheit der Regierung blind und taub ſtellt. Der Philiſter ſchulmeiſtert gern; er vermag ſo mit den geringſten Unkoſten ſeine ſtaatsbürgerlichen Rechte zu betonen, ohne der Regierung irgendeine Laſt der Verantwortung von den Schultern zu nehmen und ſich ſelbſt aus der Ruhe zu bringen. Gegen dieſen Geiſt kommen die einſichtigern Bürger in gewöhnlichen Zeiten nicht an; zu einer Wahlparole gehört ſchon ein Ruf, der ſtärker an den geſunden Inſtinkten der deutſchen Volksſeele rüttelt.

Alſo mit einer weſentlichen Änderung der politiſchen Lage iſt es nichts. Um ſo mehr wird man in Einzelfragen darauf Wert legen müſſen, daß ſich die Regierung innerhalb der gegebnen Lage ſo kraftvoll und entſchieden wie möglich betätigt. In der Kolonialdebatte iſt das geſchehn, und man wird mit der Begrenzung des Erfolgs auf dieſes beſtimmte Gebiet einſtweilen zufrieden ſein müſſen. Mit der Zeit werden vielleicht auch ſonſt im politiſchen Leben günſtige Nachwirkungen bemerkbar.

Der praktiſche Zweck der Debatte iſt im Plenum des Reichstags völlig zurückgetreten. Wohl nur wenige erinnerten ſich überhaupt noch, daß die Kolonialverwaltung mit ganz beſtimmten Forderungen vor den Reichstag getreten war, Forderungen, die noch dazu recht dringend waren. Hierüber mußte eine ſachliche Verſtändigung angebahnt werden. Die Zurückweiſung unberechtigter Angriffe und der Einmiſchungen einer übermütigen und herrſchſüchtigen Partei war nicht Selbſtzweck ſondern nur Mittel zum Zweck, endlich einen feſten Boden zu poſitiver Weiterarbeit zu gewinnen; den Luxus, die ſchwebenden Fragen der Kolonialpolitik zu allerhand andern Experimenten der innerpolitiſchen Taktik zu benutzen, kann ſich die Regierung gegenwärtig nicht erlauben.

Viele zweifeln natürlich, daß die erregte Rachſucht des Zentrums eine nützliche Weiterarbeit zulaſſen wird. Dem iſt entgegenzuhalten, daß ſich die Partei in der Befriedigung ihrer Rache im eignen Intereſſe gewiſſe Schranken ſetzen muß. Der Abgeordnete Roeren hat ſich in allzu großem Vertrauen auf die frühern Erfahrungen mit einer ſchwachen und nachgiebigen Kolonialverwaltung zu weit vorgewagt. Seine Partei kann nicht bei derſelben Tonart bleiben, ohne den allgemeinen Unwillen zu ſtark herauszufordern. Ein Teil der erlittnen Niederlage fällt ja auf Herrn Roeren perſönlich zurück. Er bekleidet außerhalb des Reichstags ein hohes Richteramt. Daß einem ſolchen Manne ungeſetzliche Beeinfluſſung eines Disziplinarverfahrens, ferner Mangel an Selbſtbeherrſchung in der parlamentariſchen Debatte ſowie Beſchimpfung eines richterlichen Beamten in einer Form, die den ganzen geprüften Nachwuchs unſers Richterſtandes bloßſtellt, vorgeworfen werden muß, iſt ja für ihn ſchon gerade ſchlimm genug. Gar nicht zu reden von dem ſchnöden Mißbrauch des ſchönen Vorrechts der Immunität! Die Hauptſache iſt aber doch, daß durch Herrn Roeren, der, abgeſehen von einzelnen Abſchnitten ſeiner Rede, im Auftrage ſeiner Partei geſprochen hat, das ganze Zentrum ſehr ſtark belaſtet worden iſt. Beabſichtigt hatte er es freilich nicht, aber ſeine im Rauſche des Machtbewußtſeins begangne Unvorſichtigkeit hat es doch zuwege gebracht, daß alle die unſchönen Machenſchaften ans Licht gezogen worden ſind, die aufzudecken man früher aus Furcht vor parlamentariſchen Schwierigkeiten nicht gewagt hatte. Jetzt, wo die Regierung die Kraft des guten Gewiſſens gezeigt hat, kommt manches an den Tag, deſſen offne Erörterung früher als nutzlos gelten mochte. Wir wiſſen jetzt, wie die frommen Patres der Togoer Miſſion eifrig den unſinnigen Küſtenklatſch ſchwarzer

Digitized by Google

Schurken ſammelten, um das „Material“ gegen ehrenwerte Verwaltungsbeamte für den Fall eines Konflikts — das heißt für den Fall, daß die Beamten nicht nach der Pfeiſe der Miſſionare tanzen wollten — beiſammen zu haben; wie auf dieſer Grundlage die „ſchwarzen Liſten“ zuſtande kamen, mit denen die Vorgeſetzten der Beamten daheim von hochmögenden Abgeordneten ſyſtematiſch eingeſchüchtert wurden; wie ein ungetreuer Beamter zugunſten der regierenden Partei Vertrauensbruch beging, aber von den Mächtigen der Partei als „angenehmer junger Mann“ beſchützt wurde; wie für ſeine Pflichtverletzung gute Verſorgung und ſogar Beförderung ausbedungen wurde; wie bei dieſer Gelegenheit die Pflicht des Volksvertreters, nach ſachlicher Überzeugung zu ſtimmen, zum Gegenſtand des Schachers gemacht wurde, ſodaß die Regierung unter das „kaudiniſche Joch“ gehen mußte; wie aber trotzdem jenes Lügenmaterial der Miſſionen, um dem Machtkitzel zu frönen und die öffentliche Meinung irrezuführen, jetzt im Reichstage verwertet wurde, indem unter dem Schutz der Immunität der ehrliche Name wackerer, aber dem Zentrum mißliebiger Männer ohne genügende Beweiſe durch den Schmutz gezogen wurde.

Die Regierung hat mit dem Aufſtechen dieſer Eiterbeule überall im Lande einen tiefen Eindruck gemacht. Der neue Kolonialdirektor hat ſich mit ſeiner Unerſchrockenheit viel Vertrauen erworben. Ob dieſer Augenblick für das Zentrum geeignet iſt, ſich aus bloßem Rachegefühl der Mitarbeit zu verſagen, nachdem ſich ſeine Führer monatelang dem Lande als Retter aus tiefer Korruption angeprieſen und ihre reinen Abſichten betont haben? Sollte es gerade jetzt unter ſo ungünſtigen Umſtänden freiwillig auf ſeinen Einfluß verzichten und zur undankbaren Rolle der Oppoſition übergehn? Einen ſichern Beſitz einer unſichern Zukunft opfern? Das wird die Partei gewiß nicht tun. Hat ſie aber A geſagt, ſo muß ſie auch B ſagen. Man wird alſo an der Hoffnung feſthalten dürfen, daß die Kriſis in unſrer Kolonialpolitik überwunden wird, und die weitere Tätigkeit auf geſunder Grundlage keine unnötigen Hemmungen und Störungen erfährt.

Die beiden Interpellationen der Polen und des Zentrums über die Frage des Religionsunterrichts in den Volksſchulen der Oſtmarken ſind nun auch im Reichstage verhandelt worden. Doch bewegte ſich die Erörterung, wie zu erwarten war, ganz in den engen Grenzen, die durch die Zuſtändigkeit des Reichs dabei gezogen waren. Nur der preußiſche Landtag kann die Frage wirklich eingehend behandeln. Wir haben früher ſchon die Grundlage feſtzuſtellen geſucht, von der eine vernünftige Entſcheidung ausgehn muß. Auch im Reichstage wurde wieder von einigen Parteien der Fehler gemacht, die Angelegenheit als reine Kulturfrage hinzuſtellen, anſtatt zu erkennen, daß ſie eine Frage des Staatsintereſſes iſt. Aber auch in der Beurteilung der idealen Seite der Sache bewegten ſich manche Redner in einem Gedankenkreiſe, der der Wirklichkeit gar nicht entſpricht. Muß man denn immer noch wiederholen, daß es eine ganz falſche Vorſtellung iſt, wenn man glaubt, Kinder, die nicht genügend Deutſch verſtehn, würden zu deutſchem Religionsunterricht gezwungen? Wo es die Bevölkerungsverhältniſſe notwendig machen, wird noch heute wie früher der Religionsunterricht polniſch erteilt. Wo in den Schulen die Religion in deutſcher Sprache gelehrt wird, da ſteht dieſer Unterricht im Zuſammenhange mit allen übrigen Zweigen der Lehrtätigkeit. Nicht die Schüler, die eine ſorgfältige und ſyſtematiſche Ausbildung in allen Lehrfächern in deutſcher Sprache erhalten, und deren Verſtändnis ſich der religiöſe Lehrſtoff völlig harmoniſch einfügt, empfinden den deutſchen Religionsunterricht unbequem, ſondern die polniſchen Geiſtlichen, die es in ihrem nationalen Fanatismus erzwingen wollen, daß ſie den Beichtunterricht polniſch erteilen können, und bei den deutſch ausgebildeten Schülern auf mangelhaftes Verſtändnis ſtoßen.

Digitized by Google

Zum mindeſten müßten doch die polniſchen Geiſtlichen den Beweis liefern, daß es ihnen mit dem Grundſatz, jedem Kinde den Religionsunterricht in der Mutterſprache zu geben, wirklich heiliger Ernſt iſt. Dagegen aber ſprechen die zahlreichen Fälle, in denen deutſche Kinder gezwungen werden, polniſch zu beichten. Die Abſicht, die dem Verlangen nach polniſchem Religionsunterricht zugrunde liegt, iſt eben nicht die Erhaltung der Mutterſprache, ſondern die Poloniſierung der Jugend. Wir haben vor den Toren von Poſen in den bekannten Gemeinden der Bamberger Koloniſten den deutlich redenden Gegenbeweis gegen die Behauptung, daß die katholiſche Kirche in Poſen beſtrebt iſt, ihren Angehörigen die Mutterſprache zu erhalten. Dieſe Leute ſind dem Blute nach echte Deutſche, waren es noch vor ſechzig Jahren und ſind heute ganz und gar poloniſiert, nicht aus freiem Willen, ſondern infolge des ſtarken Drucks der polniſchen Geiſtlichkeit. Einen weitern Beweis gegen das Vorhandenſein eines unberechtigten Gewiſſenszwanges, der angeblich in dem Verlangen des deutſchen Religionsunterrichts liegen ſoll, ſehen wir darin, daß der Schulſtreik nur in den Volksſchulen blüht. In den höhern Schulen ſcheint für den jungen Polen das deutſche Gebet keine Sünde zu ſein. Die Erklärung iſt einfach: in den höhern Schulen würde der Widerſtand der Schüler zu verhängnisvolle Folgen für ihre weitere Laufbahn haben; für dieſe Schulen gibt es keinen Schulzwang. Darum nehmen die Polen hier den Gewiſſenszwang bereitwillig auf ſich.

An alle dieſe Tatſachen ſollte man denken und ſich die Lage genau klar machen, ehe man durch gutgemeinte, aber der Sache fremde Lehrſätze die Geſchäfte der Polen unterſtützen hilft.

Kunſtgeſchichte des neunzehnten Jahrhunderts. Von Profeſſor Max Schmids Kunſtgeſchichte des neunzehnten Jahrhunderts (Leipzig, E. A. Seemann) haben wir ſeinerzeit den erſten Band ausführlich beſprochen (1905, I, S. 29). Der jetzt erſchienene zweite mit 376 Abbildungen und 17 Farbentafeln (11 Mark) reicht von 1850 bis 1870. Ein dritter ſoll das Werk beſchließen. Der vorliegende Band enthält die franzöſiſche Kunſt des zweiten Kaiſerreichs und der Republik, aber zum Beiſpiel noch nicht Rodin, die belgiſche ſeit 1848, nach nicht Meunier, die deutſche ſeit 1850 mit Menzel und Lenbach, aber ohne Böcklin und Hildebrand, die engliſche mit Ruskin und den Präraffaeliten, ohne Burne Janes, woraus man ungefähr entnehmen kann, wie ſich der dritte Band anſchließen wird. Was wir von dem erſten Bande ſagten, daß er eine bedeutende Leiſtung ſei, das muß erſt recht für den zweiten gelten. Des Verfaſſers Teilnahme iſt hier nach wärmer, und ſeine Schilderung perſönlicher, weil er ſich jetzt ſchon mehr der Gegenwart nähert, von der er, wie er verſchiedentlich hat durchblicken laſſen, ſehr hoch denkt. Der intereſſanteſte Abſchnitt iſt wohl der elfte über die engliſche Kunſt, der jedem Leſer ſehr viel Neues bieten wird; wir machen beſonders auf die gedankenreiche Einleitung S. 333 aufmerkſam. Man hat ja hierüber in unſern Tagen ſo viel einſeitiges Lob gehört, daß man mit einigem Mißbehagen an jede neue Bearbeitung dieſer Dinge gehen wird. Aber Schmid iſt kein Lobredner ohne Vorbehalt, er wägt kritiſch ab und entwickelt hiſtoriſch, und ſo bekommt man zuletzt doch ein ganz andres Bild, als es die andern gegeben haben. Man vergleiche zum Beiſpiel ſeine Behandlung der Präraffaeliten. Wir ſtellen ſie nicht ſo hoch wie er. Aber er hat Gründe dafür und nicht bloß Redensarten. Man kann ſich mit ihm in Gedanken auseinanderſetzen, und das iſt eine ebenſo lehrreiche wie unterhaltende Beſchäftigung. Es iſt überhaupt ein großer und ganz dem Verfaſſer eigentümlicher Vorzug dieſer Kunſtgeſchichte des neunzehnten Jahrhunderts, daß wir darin die einzelnen Dinge nicht aufgezählt,

Digitized by Google

beſchrieben, beurteilt und mit Zenſuren belegt bekommen, ſondern daß wir ihr Erſcheinen gleichſam ſelbſt mit erleben, ihre Wirkung an direkt überlieferten Eindrücken der Zeitgenoſſen mitempfinden, ihre Bedeutung an ihrem Verhältnis zu frühern und ſpätern Erſcheinungen ſelbſt meſſen können. Dieſe echt hiſtoriſche Betrachtungsweiſe der Kunſt iſt nach unſrer Meinung nicht bloß die beſte, weil ſie wiſſenſchaftlich das meiſte Recht hat; Schmid zeigt auch durch ſein Beiſpiel, daß ſie für den Leſer die anziehendſte iſt. Das Gegenteil davon iſt die Anleitung zum Kunſtgenuß von Menſch zu Menſch, wobei es — auf beiden Seiten — keiner Kenntniſſe bedarf, und das Beſſerwiſſen eines Dritten nur ſtören würde. So erklärt ſich auch die inſtinktive Scheu unſrer ſogenannten Kunſterzieher vor allem, was Kunſtgeſchichte heißt. Auffallenderweiſe läßt ſich Schmid an einer Stelle ſeines Buches zu einer tiefen Verbeugung nach jener Richtung herbei, indem er auf unſern Hochſchulen den „Erſatz der Kunſtgeſchichte durch Kunſtlehre“ im Sinne der deutſchen Ruskinapoſtel für wünſchenswert erklärt (S. 342). Sein eignes Buch würde er alsdann vergebens geſchrieben haben. Denn es iſt nicht bloß äußerlich, der Stoffeinteilung nach, Kunſtgeſchichte, ſondern Schmids ganze Auffaſſung und Abſchätzung beruht auf dem hiſtoriſchen Sehen, dem Projizieren des Bildes in die Vergangenheit, der eine Erſcheinung angehört.

So kommt es, daß er, um nur einige Beiſpiele zu nennen, Andreas Achenbach und Ludwig Knaus hat gerecht werden können, und daß er vor allem einem, zu dem die aus der heutigen Zeit gebornen Künſtler kaum noch ein Verhältnis finden können, einen hochragenden Platz in ſeiner Darſtellung gegeben hat: Anſelm Feuerbach. Er nennt ihn das edelſte Produkt der deutſchen Kunſt vor 1870, ſo wie Rethel die feinſte Blüte der vorhergegangnen, klaſſiſch-romantiſchen Periode geweſen ſei, und Menzel der größte Vertreter der Zeit nach 1870. An Feuerbach, ſagt Schmid, war das Große, daß er ſeine Aufgabe niemals leicht nahm. Er wollte nicht „nur Maler“ ſein, ſondern ſich durch die Arbeit vor der Natur zur Gedankenfreiheit erheben, um nach Bewältigung der unendlichen Feinheiten der Natur die Fähigkeit zu erlangen, nur das Weſentliche in großen Zügen zu geben, ſich einen eignen Stil zu bilden. Sein Mißgeſchick war, daß er mit ſeinem Programm als Stilkünſtler in eine Epoche des ſtärkſten Realismus geriet. Wir möchten dieſe Darſtellung Feuerbachs, die den Darſteller ſelbſt ehrt, namentlich den Künſtlern zum Leſen empfehlen. Daß ſie gut und ſorgfältig nach allen den reichlichen Veröffentlichungen über Feuerbachs Leben gearbeitet iſt, verſteht ſich bei Schmid von ſelbſt. Aber das eigne Urteil und der Standpunkt Schmids ſind es, worauf es uns hier ankommt. Man fühlt daraus, wie unendlich reich das „Werk“ Feuerbachs iſt, der doch im Leben mit keinem einzelnen Bilde einen unbeſtrittnen Erfolg gehabt hat! Für den, der das Wirken der meiſten dieſer Künſtler miterlebt hat, kann es nichts intereſſanteres geben, als nun in der Schlußabrechnung bei Schmid die einzelnen Guthaben ſolcher, die im Leben große Erfolge gehabt haben, gegeneinander zu halten: Knaus, Guſtav Richter, Makart, Lenbach, um nur Beiſpiele herauszugreifen, wo wir mit ihm übereinſtimmen. Von dieſen hat Lenbach nach Gebühr die höchſte Zahl von Seiten erhalten, nämlich neun. Aber Feuerbach hat doppelt ſoviel, und das gebührt ſich auch, denn er war nicht „nur Maler“.

Wir bemerkten ſchon, daß Schmid ein Herz für die Moderne hat, und das macht uns auf ſeinen dritten Band geſpannt. Einſtweilen machen wir auf eine höchſt lebensvolle Schilderung der glänzenden Münchner Dekorationskunſt (Gabriel Seidl) aufmerkſam, der „vormärzlichen“, wird man vielleicht ſpäter einmal ſagen, wenn uns die Moderne den verheißnen Frühling dann auch wirklich gebracht haben wird. Am liebſten ſetzten wir das prächtige Stück ganz hierher, wir müſſen uns

jedoch darauf beſchränken, einige Gedanken aus dem Endurteil Schmids kurz zu umſchreiben. Hätte die Münchner Künſtlerſchaft, ſo meint er, nicht doch ein originelleres Heim verdient als das 1900 eingeweihte Künſtlerhaus? Im Feſtſpiel ließ man die Künſtlerjugend deklamieren: „Ich will ein Eigner ſein und neue Pfade ſuchen. Hier find ich mit erleſenem Geſchmack und mit Genie die Formenwelt belebt, die müde durch Jahrhunderte ſich ſchleppt und im Erſterben liegt.“ Darauf antworten die Schöpfer des Künſtlerhauſes reſigniert, ſie hätten auch einſt weltſtürzende Pläne gehabt, aber es ſei ſchließlich nichts dabei herausgekommen, als was ſchon früher dageweſen wäre. „Ach ja, bemerkt Schmid hierzu, einſt wollten auch dieſe Münchner Architekten und Maler, die ſich um Lenbach ſcharten, Neues ſchaffen. Nun ſaßen ſie da ſterbensmüde, bequem gewordne Kopiſten, talentvolle Verhökerer alter Kunſtmotive uſw.“ „So lag denn in der archäologiſchen Zierbaukunſt die Gefahr, auf Eignes ganz zu verzichten, über allerhand Patinawitzen größere Aufgaben zu vergeſſen, die Bauten wie bei einem Künſtlerfeſt mit hiſtoriſchen Koſtümen zu umwickeln. Gottlob erſteht daneben in München eine junge, ganz unhiſtoriſche Generation, die auch das Alte ſchätzt, aus ihr heraus aber das Neue entwickelt.“ Und ganz am Schluß dieſes Kapitels (10. Deutſche Baukunſt ſeit 1850) heißt es dann noch einmal, nach einigen Bemerkungen über den Wert jenes hiſtoriſchen Reproduzierens für die Schulung des künſtleriſchen Geſchmacks: „Man arbeitete ſo der neuen Richtung vor, die frei vom hiſtoriſchen Lehrbuch aus dem Alten Neues, aus der Natur Eignes herbeitragen, einen eignen Stil ſchaffen wollte!“

Ja, wollte. Die ganz unhiſtoriſche Generation wird nun im dritten Bande zeigen können, daß zu einem eignen Stil noch mehr gehört als Wollen.

Helleniſche Kultur. Unſre Zeit bewegt ſich gegenüber dem klaſſiſchen Altertum in einem wunderlichen Widerſpruch. Auf der einen Seite iſt die Wiſſenſchaft mit dem glänzendſten Erfolge tätig, jene vergangne Kultur nach allen Richtungen hin und auf allen Gebieten zu erforſchen, nicht am wenigſten durch planmäßige Ausgrabungen und Sammlungen, in denen alle Kulturvölker wetteifern, auf der andern toben die „Modernen“ gegen die klaſſiſche Bildung, und wie die Erziehung ſo will auch die Kunſt nur national ſein, was mehr oder weniger auf einen Rückfall in die Barbarei hinausläuft, denn die europäiſche Kunſt iſt niemals rein national geweſen, ſo ſtark ſie von nationalen Elementen allezeit beeinflußt worden iſt, ihre Entwicklung ſcheidet ſich viel mehr nach den Perioden als nach den Völkern. Da iſt es nun ein dankbares Unternehmen dreier jüngerer Gelehrten, die ſämtlich im Dienſte der höhern Schule ſtehn, alſo den Beruf haben, ihre Zöglinge in das helleniſch-römiſche Altertum einzuführen, ohne ſie zu Griechen oder Römern machen zu wollen, eine Abſicht, die wirklich nur die Dummheit oder Bosheit unſern Gymnaſien nachſagen kann, auch ohne ihnen das klaſſiſche Altertum als ſchlechthin muſtergiltig hinſtellen zu wollen, zunächſt die helleniſche Kultur in allen ihren Äußerungen der modernen Forſchung in allgemein verſtändlicher Form vorzuführen.*) Ihre Aufgabe haben ſie in der Weiſe unter ſich geteilt, daß Poland Staatsleben, Wirtſchaft, Sitte und Religion, Baumgarten die Kunſt, Wagner die Literatur behandelt, jeder alſo durch das ganze Buch, durch alle Perioden hindurch ſelbſtändig iſt. Dieſe Periodeneinteilung iſt aber keineswegs die alte, im Grunde herzlich törichte zwiſchen homeriſcher und hiſtoriſcher Zeit (wie noch bei G. Grote), als ob die Art der Überlieferung entſcheidend wäre, ſondern modern im guten, wiſſenſchaftlichen Sinne, wie ſie ſchon der unvergeßliche Wilhelm Roſcher

*) Die helleniſche Kultur. Dargeſtellt von Fritz Baumgarten (in Freiburg i. Br.), Franz Poland und Richard Wagner (in Dresden). Mit 7 farbigen Tafeln, 2 Karten und gegen 400 Abbildungen im Text und auf 2 Doppeltafeln, VI und 492 S. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1905.

Digitized by Google

ſeinen hiſtoriſchen Betrachtungen zugrunde legte: das griechiſche Altertum (die mykeniſche Zeit, die hier zu ihrem vollen Rechte kommt, von Baumgarten), das griechiſche Mittelalter (von der doriſchen Wanderung bis auf die Perſerkriege), die griechiſche Blütezeit (bis zum Untergange der Selbſtändigkeit, alſo bis zum Anſchluß an das makedoniſche Reich). Die Darſtellung iſt überall klar und verſtändlich, das Urteil ruhig und ſachlich (ſehr anziehend und taktvoll zum Beiſpiel iſt die Behandlung der ſogenannten homeriſchen Frage von R. Wagner). Der Bilderſchmuck iſt nicht nur außerordentlich reichlich, ſondern auch in der Auswahl und in der Ausführung meiſt vorzüglich, eine wirkliche „Illuſtration" des Textes, die ganze Ausſtattung der Verlagshandlung würdig. Wir wüßten kein ſchöneres Geſchenk für reifere Gymnaſiaſten und angehende Gymnaſiallehrer; aber das Buch wird für jeden, der Intereſſe für die doch unvergleichliche helleniſche Kultur hat, ein trefflicher Führer ſein. *

Brockhaus' Kleines Konverſations-Lexikon. Fünfte, vollſtändig neubearbeitete Auflage. In zwei Bänden. Mit 1000 Textabbildungen, 63 Bildertafeln, darunter 15 bunte, 221 Karten und Nebenkarten ſowie 34 Textbeilagen. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1906. Immer mehr macht ſich das Bedürfnis nach kurzen überſichtlichen Enzyklopädien geltend, nach Handbüchern, die man bequem bei der Lektüre und bei der Arbeit benutzen kann, die über Fragen des gegenwärtigen Kulturlebens ſchnell und hinlänglich orientieren und Mittel und Wege angeben, wie man ſich über den Gegenſtand eine tiefere Belehrung verſchaffen kann. Solche Handbücher herzuſtellen, iſt heutzutage, wo das geiſtige und wirtſchaftliche Leben in ſchnellem Tempo dahin flutet, keine leichte Aufgabe; denn viele Fragen, Namen und Vorgänge, die heute aktuell ſind, gelten morgen ſchon für überholt, für veraltet, und Stoffgebiete, an die heute noch kein Menſch denkt, können morgen ſchon Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit ſein. Es gehört alſo zur Abfaſſung enzyklopädiſcher Handbücher nicht nur ein hohes Maß gründlicher Bildung und zuverläſſiger Kritik, ſondern auch eine Art von Divination, die Fähigkeit, in die Zukunft zu ſchauen und Angaben über Dinge zu machen, die möglicherweiſe bald in den Kreis des allgemeinen Intereſſes treten könnten. Wir müſſen geſtehen, daß dieſe drei Bedingungen: Wiſſen, Kritik und Divination in der fünften Auflage des Kleinen Konverſations-Lexikons von Brockhaus vortrefflich erfüllt ſind. Stichproben, die wir über Fragen der letzten Tage, zum Beiſpiel über Roburit, Luftſchiffahrt, Deutſch-Südweſtafrika, Polizeiaufſicht uſw. gemacht haben, zeigen, daß dieſes Handbuch auch für den Zeitungsleſer und für den Tagesbedarf ein zuverläſſiger Berater iſt. Das Anſchauungsmaterial, beſonders die im Dreifarbendruck hergeſtellten Bilder, zum Beiſpiel das Landſchafts- und Kulturbild von Südweſtafrika, das vom Kilimandſcharo, das vom Forum Romanum u. a. ſind lehrreich und wirkungsvoll; auch die typiſchen Landſchaftsbilder zu den Karten von Deutſchland ſind vortrefflich ausgewählt. Weniger gelungen ſind manche kunſthiſtoriſchen Abbildungen; die Laokoongruppe zum Beiſpiel iſt zu wenig ſcharf und deutlich ausgefallen; es wäre gut, ſie in der nächſten Auflage durch eine andre Darſtellung zu erſetzen. Die gegenwärtigen Zuſtände des Auslands könnten hier und da eingehender behandelt werden. Wenn zum Beiſpiel Oscar Wilde genannt wird — beiläufig Ballad of Reading goal, nicht: reading, denn es iſt hier ja der Ort gemeint —, durfte Bernard Shaw nicht fehlen. Unter der Literaturangabe bei „Bürgerkunde" vermiſſen wir gerade das bedeutendſte Hilfsmittel, nämlich die in dreißigtauſend Exemplaren verbreitete Bürgerkunde von Hoffmann und Groth. Auch auf die „Heimatkunſt" in Malerei und Literatur könnte näher eingegangen werden. Aber das ſind unbedeutende Ausſtellungen gegenüber den zuverläſſigen und gediegnen Angaben, die uns das empfehlenswerte Handbuch bietet.

Aus dem Loggbuche eines Kriegsſeemanns von C. F. Sperling (Leipzig, Wilhelm Weicher, 1906, mit 12 Bildern aus dem Bordleben, Preis geb. 2,50 Mark). Ein gutes, geſundes Buch für Jung und Alt, echte lebenswahre Kulturbilder der Schiffsjungenerziehung bietet es in friſcher, anregender Schreibweiſe. Es iſt ein herzhafter und herzerfriſchender Griff ins volle Marineleben hinein, eine Schilderung des Lebens und Treibens der Seeleute ſo kernig und ungekünſtelt, wie ſie eben nur einer geben kann, der mitten zwiſchen ihnen ſtand, ihre Empfindungen teilte und nun mit ſeiner Beobachtungsgabe und ſcharfem Blick die eignen Eindrücke ſchildert. Das iſt kein Puppentheater, wie ſo manche Matroſengeſchichten tintenſeliger Vielſchreiber, die ſtolz auf ihre Machwerke ſind, weil Papier und Druckerſchwärze wie auch der Kritiker und der Leſer aus dem Binnenlande geduldig genug ſind, das falſche Plattdeutſch und die geſpreizte Seemannsſprache für waſchecht zu halten. Der Verfaſſer dieſes beſcheidnen Loggbuchauszugs ſteht hoch über dieſen „Schriftſtellern" und verdient ſeiner Naturwüchſigkeit, Friſche und Lebendigkeit halber auch weitere Beachtung. Das ſehr geſchmackvoll ausgeſtattete Buch iſt für Schul- und Volksbibliotheken eine Perle.

Georg Wislicenus

Das große Weltpanorama. Berlin und Stuttgart, W. Spemann, 7. Band, 1906; gebunden 7 Mark 50 Pfennige.

Wie die frühern Bände, ſo zeigt auch der vorliegende eine Fülle lehrreicher und feſſelnder Jugendlektüre. Die Geſchichten, Berichte und Schilderungen führen den Leſer durch alle Weltteile, erzählen von den Gebräuchen fremder Völker, zum Beiſpiel der Japaner und der Peruaner, der Indier und der Kanaken auf Hawaii, der Araber und der Indianer, geben packende Vorſtellungen kühner Reiſen in unbekannte Länder, beſchreiben Meiſterwerke der Technik und große Entdeckungen, berichten von ſeltſamen Abenteuern und aufregenden Jagden, von weiten Seefahrten in Sturm und Sonnenſchein und von naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen. Alles iſt friſch, anregend und feſſelnd geſchrieben. Eine große Zahl anſchaulicher Illuſtrationen, photographiſcher Naturaufnahmen und lehrreicher Landſchafts- und Kulturbilder trägt weſentlich dazu bei, den Inhalt des Weltpanoramas beſonders wertvoll zu machen. Auch dieſer Band gehört zu den gediegenſten Weihnachtsbüchern und kann der Jugend empfohlen werden.

Kürſchners Jahrbuch 1907. Kalender-, Merk- und Nachſchlagebuch. 500 Seiten. Berlin W. 9, Hermann Hötzer; 1 Mark, geb. 1 Mark 50 Pfenntge.

Der vorliegende Kalender iſt der zehnte Jahrgang von Kürſchners praktiſch angelegtem und ungemein inſtruktivem Jahrbuch. Es unterrichtet den Leſer kurz und klar über alles, was im Laufe des verfloſſenen Jahres in der Welt vorgegangen iſt, und was das praktiſche Leben des laufenden Jahres erfordert. Dadurch wird dieſes Jahrbuch eine vortreffliche Ergänzung zu jedem Konverſationslexikon. Auf Grund von zuverläſſigem Material und praktiſchen Angaben wird über politiſche und militäriſche Ereigniſſe berichtet, über Marine, Poſt, Telegraphie und Schulweſen, über Frauenbewegung, Kunſt und Literatur. Wiſſenſchaftliche Forſchungen und intereſſante Prozeſſe, Jubiläen und Ausſtellungen des vergangnen Jahres werden in lebhaft geſchriebnen Artikeln behandelt. Jedem, der ſchnell über die Vorgänge der letzten Zeit orientiert ſein will, kann Kürſchners Jahrbuch nur empfohlen werden.

Zur Geſchichte der algeriſch-marokkaniſchen Grenze

Von Ch. Freiherrn von Fabrice

Ohne Zweifel erſtreben die offiziellen franzöſiſchen Regierungskreiſe mit aller Loyalität die Durchführung des Algecirasprotokolls, und dies um ſo mehr, als die Republik gegenwärtig auf dem Gebiete der innern Politik ſo große Schwierigkeiten zu überwinden hat. Während jedoch in frühern Jahrhunderten die den Gang der Geſchichte beſtimmenden Kräfte oft verborgen blieben und hinter religiöſen, dynaſtiſchen, diplomatiſchen oder militäriſchen Motiven zurückzutreten ſchienen, drängt ſich in neuerer Zeit der Einfluß der führenden Finanzmächte, das brutale wirtſchaftliche Intereſſe, die Brot- und Magenfrage als einzig regulierendes Leitmotiv der geſamten Weltpolitik immer unverhüllter hervor. So kann es nicht unbeachtet bleiben, daß ſich in Paris viele und einflußreiche Vertreter einer aggreſſiven Kolonialpolitik, die vor allem Marokko längſt als eine ſichere Beute, ein Gebiet für großartige Finanzoperationen und lukrative Unternehmen aller Art betrachteten, nur ſehr widerſtrebend mit der wichtigſten, durch die Konferenz erreichten deutſchen Errungenſchaft abgefunden haben: daß die Zukunft des „abendländiſchen Chinas" nicht durch Sonderabkommen zweier Intereſſenten geregelt werden darf, ſondern daß alle am Welthandel vorherrſchend beteiligten Völker das Recht haben und es ihrer Würde ſchuldig ſind, bei der wirtſchaftlichen Erſchließung dieſes reichen Produktionsgebiets mitzuwirken, nachdem die ſeit 1668 über ganz Marokko herrſchende Filalidynaſtie ſeit länger als einem Jahrhundert das Land ſyſtematiſch vom Weltverkehr abgeſondert hatte, ſodaß es endlich auf eine Stufe der Barbarei und Ohnmacht herabgeſunken iſt, die mit ſeinen natürlichen Hilfsquellen, ſeiner Lage als Schlüſſel zum Mittelmeer ſowie der geiſtigen Begabung ſeiner Bewohner in grellem Widerſpruche ſteht.

Ehemals trieb der Hunger die Völker dazu, ſich bei paſſender Gelegenheit auf ihre Nachbarn zu ſtürzen. Der moderne Menſch glaubt ſeine hab-

gierige Begehrlichkeit unter allerlei „hiſtoriſchen Rechten“ oder den „Forderungen der Kultur“ verſtecken zu müſſen. Obſchon bei dem marokkaniſchen Reorganiſationswerke Frankreich und Spanien eine vorherrſchende Stellung eingeräumt wurde, zunächſt in der wichtigen Polizeifrage, konnte ein ſolches Zugeſtändnis doch gewiſſe Pariſer Geſchäftspolitiker und Kolonialſpekulanten nur wenig befriedigen, die ſeit Jahrzehnten bei allen feierlichen Gelegenheiten immer des Beifalls ihrer Zuhörer ſicher waren, wenn ſie im Bruſtton der Überzeugung von der hohen Kulturmiſſion Frankreichs in Marokko ſprachen und weiter ausführten, daß der Beſitz Algeriens der Republik hierzu Rechte gäbe und Pflichten vor allen andern Staaten auferlege; daß die Sicherheit des franzöſiſchen Nordafrikas durchaus die Errichtung einer franzöſiſchen Schutzherrſchaft über das Scherifreich fordre, denn von Tripolis bis zum Ozean und zum Niger könne und dürfe Frankreich keiner andern Macht Einfluß geſtatten. Mit dem Beſitz der Hälfte des Maghrib-el-aksa (des arabiſchen Far West) forderte und begründete man ſo ein Anrecht auf ein ſeit älteſten Zeiten immer unabhängiges Land nur deshalb, weil es der Grenznachbar von Algerien iſt. Zur Beruhigung der franzöſiſchen Steuerzahler erfand man die pénétration pacifique, obgleich in Wahrheit Frankreich weniger als jede andre chriſtliche Großmacht in der Lage wäre, eine ſolche „Kulturmiſſion“ auf friedlichem Wege durchzuführen, da die fanatiſch freiheitliebende Bevölkerung Marokkos in Spanien und Frankreich recht wohl die eigentlichen Bedroher ihrer nationalen Selbſtändigkeit erkannte. Auch kann man den Marokkanern gewiß nicht ganz Unrecht geben, wenn ſie in jedem europäiſchen, beſonders franzöſiſchen Reiſenden einen Spion und Vorläufer der Eroberungskolonnen zu ſehen glaubten!

Offiziös wird hervorgehoben, daß die Frage der Sicherheit der ſüdoraniſchen Grenze außerhalb des Programms der Arbeiten der Konferenz von Algeciras geblieben iſt. Frankreich hat ſich dort ſeine volle Aktionsfreiheit bewahrt. Während nun die offiziellen Berichte im allgemeinen beruhigend lauten und eine friedliche Ordnung der verworrenen Verhältniſſe erhoffen laſſen, kommen aus dieſen mißvergnügten franzöſiſchen Kolonial- und Spekulantenkreiſen neuerdings zahlreiche alarmierende Nachrichten über die Zuſtände in jenen Grenzgebieten, marokkaniſche Rüſtungen zum „heiligen Kriege“ und bald zu erwartende militäriſche Gegenmaßregeln der Franzoſen. Freilich erklärt man, ſolche vermeiden zu wollen, „ſolange es die nationale Würde und die Wahrung der legitimen Intereſſen und hiſtoriſchen Rechte irgend erlauben“. Wer kennt nicht den Wert ſolcher Phraſen und, ſobald die offizielle Diplomatie ſie aufnimmt, ihre unausbleiblichen Folgen? Hat man die Unabhängigkeit des Geſamtreiches, im beſondern des Bled-el-Maghzen, d. h. des der Regierung des Scherifs direkt unterworfnen Gebiets anerkennen müſſen, ſo bieten doch, nach Anſicht jener franzöſiſchen Kolonialpolitiker, Bled-es-Siba, das Inſurrektionsgebiet der faſt ganz unabhängigen Stämme, die Oaſen und

die unbeſtimmten Grenzen noch mancherlei Gelegenheit zur Erwerbung großer, auch an Mineralſchätzen reicher Grenzgebiete. Deshalb tragen an der unbeſtreitbar unbefriedigenden Lage der Dinge an der algeriſchen Weſtgrenze die Marokkaner keineswegs die Hauptſchuld, wie man es nach den franzöſiſchen Zeitungsmeldungen annehmen müßte.

Zwiſchen beiden Staaten beſtanden friedliche Handelsbeziehungen, vor allem auch mit Marſeille, ſchon ſeit Jahrhunderten. Erſt mit dem Vordringen der Türken und dem Wüten der Inquiſition in Spanien machte ſich während des ſechzehnten Jahrhunderts ein Anwachſen des Fanatismus, der Barbarei und des Piratenunweſens bemerkbar. Unter den Seeräubern waren aber Italiener, Spanier und Franzoſen mindeſtens ebenſo zahlreich vertreten wie die Marokkaner, und oft übertrafen die Chriſten dieſe an Grauſamkeit und Treuloſigkeit.

Unter Ludwig dem Vierzehnten erfolgten verſchiedne Geſandtſchaftsreiſen, die eher Theatervorſtellungen glichen, da beide Herrſcher ſich gegenſeitig als „Barbaren“ erachteten und jeder glaubte, dem andern mit dieſen Entſendungen eine übergroße Ehrung zu erweiſen. Um den ſtolzen „Sonnenkönig“ hierüber zu täuſchen, las man ihm, wie St. Simon berichtet, gefälſchte Überſetzungen der Briefe des Sultans vor. Immerhin wurde Frankreichs Stellung im Mittelmeer durch die Freundſchaft mit Marokko gefördert, während es dieſem ſo gelang, ſich der Spanier zu entledigen, die damals noch zahlreiche Küſtenplätze beſetzt hielten. Gegen Mitte des achtzehnten Jahrhunderts verfiel der freundſchaftliche Verkehr und Handel, hauptſächlich infolge der Unſolidität der franzöſiſchen Kaufleute und Abenteurer, die ſich in den Küſtenplätzen etabliert hatten, und durch deren zügelloſes Treiben Zwiſtigkeiten entſtanden. Mit der Eroberung von Algier, 1830, änderte ſich die Lage: wenn der erſte Angriff damals auch von Marokko ausging, ſo haben doch auch viele unabhängig urteilende Franzoſen offen anerkannt, daß Frankreich für das Scherifreich ſpäter immer ein gewalttätiger, treuloſer Nachbar geweſen iſt, der ſein Verhalten durchaus nach dem Grundſatz: la force prime le droit geregelt hat. Obgleich die Marokkaner früher oft blutige Kriege mit ihren algeriſchen Nachbarn, beſonders dem Sultanat Tlemcen, geführt hatten, ſahen ſie dennoch die Unterjochung ihrer dortigen Glaubensgenoſſen nur mit Ingrimm. Der Sultan Mulei-Abderrhâman wurde, wie es ſcheint, erſt nach langem Widerſtreben durch ſeine fanatiſche Umgebung gezwungen, den über die algeriſche Grenze geflohenen Abd-el-Kader, den er mehr als Nebenbuhler fürchtete als als Glaubensſtreiter verehrte, Zuflucht und Unterſtützung zu gewähren. Nachdem Marſchall Bugeaud ein durch und für den algeriſchen Emir aufgebrachtes marokkaniſches Heer unter Sidi Mohammed, dem Sohn des Sultans, am 14. Auguſt 1844 bei Isly geſchlagen hatte, Tanger und Mogador von der franzöſiſchen Flotte unter dem Prinzen von Joinville bombardiert worden waren, erfolgte alsbald der Abſchluß einer Konvention, die im nächſten Jahre

Digitized by Google

durch einen formellen Friedensvertrag beſtätigt wurde. Von da ab gab es eine algeriſch-marokkaniſche Grenzfrage. Denn die franzöſiſchen Chauviniſten behaupteten bald, infolge der Unerfahrenheit des Unterhändlers, General de la Rue, ſei der glorreiche Sieg des Marſchalls nicht gebührend ausgenützt worden. Sie vergaßen dabei, wie ſchwierig in jener Zeit die Lage der Franzoſen in dem noch nicht gänzlich unterworfnen Algerien war. Der von England aufgeſtachelte marokkaniſche Sultan hätte durch energiſche Unterſtützung des Emirs vielleicht die franzöſiſche Herrſchaft in Nordafrika vernichten, wenigſtens aufs äußerſte gefährden können. Jedenfalls erwies er durch Ächtung und Verbannung Abd-el-Kaders Frankreich einen großen Dienſt. Auch bei der Grenzregulierung zeigte er ſich willfährig und erkannte als Grenze an: die Mündung des Ued-Adjerud (Ued-Kiß) ins Mittelmeer und eine Linie, die über Kudyat-el-Debbagh — einen Hügel an der äußerſten Grenze des Tell, d. h. des kultivierten Küſtenlands — nach dem Paß von Teniet-es-Saſſi führte, während im Süden die Wüſte — „das Land der Flinten" — als herrenlos ungeteilt blieb, wodurch bald vielerlei Schwierigkeiten entſtanden. „Die Wüſte iſt Gottes", ſagte man zur Türkenzeit. Aber über ihre Oaſen zogen von alters her die Handelskarawanen der Marokkaner nach Timbuktu unter dem Geleit der Machazini — Lehnsſoldaten und Regierungsagenten zugleich —, die am Niger die Autorität des Sultans vertraten, der durch ſeine geiſtliche Würde eines „Großſcherifs" auch in dieſen entfernten Gegenden einen nicht geringen Einfluß ausübte. Damals jedoch ſchienen dieſe entlegnen Gebiete des geheimnisvollen Sudans in keinerlei Verbindung mit den algeriſchen Grenzfragen zu ſtehn.

Grenzverletzungen kamen auf beiden Seiten oft genug vor, und ſchon von 1847 an reklamierten die Marokkaner nicht ohne Grund gegen franzöſiſche Übergriffe. Vielfach hat man in Frankreich über das „perfide Albion" geklagt, beſonders auch ſein Verhalten gegen die indiſchen Einzelſtaaten auf das ſchärfſte verurteilt. An Unaufrichtigkeit und Gewalttätigkeit ſteht jedoch die von Frankreich gegen Marokko verfolgte Politik der engliſchen in Indien und anderwärts gewiß nicht nach. Indem die franzöſiſchen Zeitungen die Mängel des Vertrags planmäßig übertrieben, erklärten ſie ſehr bald ſchon, daß man nicht ruhen dürfe, bis man „wenigſtens" die „hiſtoriſchen Grenzen" — Muluja, Udjda, Figig und Gurara — erlangt habe. Das rechte Ufer der Muluja aber war niemals die Grenze des alten Mauretaniens geweſen, und was Figig betrifft, ſo erkannte das algeriſche Generalgouvernement noch 1886 in einem offiziellen Rapport an: „daß die Okkupation dritten gegenüber ſchwerlich als legitim hingeſtellt werden könnte".

Das unter Caligula dem römiſchen Staate einverleibte alte Reich Mauretanien umfaßte auch ganz Marokko. Unter Claudius wurde es im Jahre 42 n. Chr. in zwei Provinzen getrennt: Mauritania Caeſarienſis mit der altphöniziſchen Seeſtadt Jol als Hauptſtadt — die ſpäter Caeſarea genannt

Digitized by Google

wurde (das heutige Scherſchel in Algerien) — und Mauritania Tingitana mit Tingis (= Tanger) als Hauptſtadt. Die Grenze zwiſchen Algerien und Marokko aber war ſpäter an der Taſna, halbwegs zwiſchen Oran und der Muluja geweſen, niemals an dieſer ſelbſt. Die jetzige, ganz willkürlich gezogne Grenzlinie kreuzt Flußtäler, wie das des Isly, Gebirge, Hochebnen und Schotts (= Salzſümpfe) und ließ, nach Oſten ausbiegend, Figig und Tuat den Marokkanern. Eine beſſere Abgrenzung war alſo ſehr wünſchenswert, wie zum Beiſpiel auch ſchon der große deutſche Afrikaforſcher Gerhard Rohlfs anerkannte. Vereitelt aber wurde ſie bisher gerade von den Franzoſen ſelbſt! Die Schuld an der dauernden Unſicherheit in dieſen Grenzgebieten liegt weder an der vielgeſchmähten Regierung von Fez noch an den algeriſchen Behörden, ſondern einzig an der von Paris aus bisher beliebten Politik, die jeden Verſuch einer ernſtlichen, definitiven Schlichtung der Grenzfragen verhinderte, um jederzeit Gelegenheit zu einem energiſchen, kriegeriſchen Vorgehn zu behalten und unter dem Vorwande von „Strafexpeditionen“ für begangne Grenzverletzung unauffällig immer weiter vordringen zu können. Immer wurde „die Pflicht, die Grenze zu ſchützen“, angerufen, um das ſtete Weitervorgehn der franzöſiſchen Kolonnen zu rechtfertigen, von der blutigen Kampagne gegen die Beni-Snaſſen im Jahre 1855 an, die 10000 franzöſiſchen Soldaten das Leben koſtete, bis zur kürzlichen „Beſetzung“ (= Raub) von Tuat.

Algeriſche Aufſtändiſche, wie neuerdings Si-Sliman und Bu-Amena, fanden in den Oaſen der Grenzgebiete, wo der Sultan nur eine nominelle Autorität hat und meiſt beim beſten Willen das Völkerrecht nicht zu ſchützen vermag, ſichere Zufluchtsſtätten. Ebenſo veranlaßten die unaufhörlichen Raufereien zwiſchen den räuberiſchen, unbotmäßigen Nomadenſtämmen immer neue franzöſiſche Reklamationen und Entſchädigungsforderungen am Hofe des Scherifs, die dort wiederum den Haß gegen die übermütigen chriſtlichen Nachbarn ſteigerten. Auch durch Beſtechungen ſuchten die Franzoſen die Nomaden nach und nach für ihre Intereſſen zu gewinnen, oft mit Erfolg. Bei deren feſtgewurzeltem Haß gegen jede Fremdherrſchaft bleibt freilich die ſo erlangte Unterwerfung immer problematiſch. Gelegentlich beſtimmten auch rein finanzielle Gründe die franzöſiſche Grenzpolitik. So beſtätigte General Sauſſier, daß man die Hochebnen im Süden mit bedeutenden Unkoſten nur deshalb okkupierte, um die der „Franko-algeriſchen Geſellſchaft“ erteilten großen Landkonzeſſionen zu decken. Wiederholt beklagten ſich die Generalgouverneure von Algerien über die bedeutenden Ausgaben, die zur Züchtigung räuberiſcher Nomaden gemacht werden mußten, und beantragten eine Teilung des Saharagebiets zwiſchen Algerien und Marokko, mit einer Grenzlinie vom Paß von Teniet-es-Saſſi ab, in der Mitte zwiſchen dem Kſur (= Wüſtendorfe) Iſch und Ain-Sfiſſifa. Tirman erklärte 1882 als Generalgouverneur eine ſolche Abgrenzung „vernunftgemäß“ und meinte, daß ſie auch bei dem Bau der projektierten Saharabahn den franzöſiſchen Intereſſen durchaus entſprechen würde. Der

kommandierende General Thomaſſin bemerkte freilich hierzu mit militäriſcher Geradheit: „daß dieſe an ſich wünſchenswerte Grenzlinie eine willkürliche Umänderung der beſtehenden Verträge durch einen einzelnen der Kontrahenten ſein würde“. Daß aber einem ſchwachen Staatsweſen gegenüber ein Vertragsrecht recht wenig in Betracht zu kommen hat, darüber ſprach ſich der franzöſiſche Miniſter des Äußern, Mr. Waddington, ſehr offen aus: „Das Fehlen einer feſten Grenze zwiſchen zwei Staaten iſt immer zum Nachteil des ſchwächern.“ Deshalb wies man alle marokkaniſchen Anträge auf eine definitive Grenzregulierung in der Sahara zurück. So 1877, als der damalige Sultan ſelbſt beim Empfang des neuernannten franzöſiſchen Geſandten, Mr. de Vernouillet, hierauf zu ſprechen kam. Gemäß ſeinen Inſtruktionen antwortete dieſer ausweichend und wies darauf hin, daß es ſchwer halten würde, einer ſolchen Aufgabe gewachſne Geographen in Marokko zu finden. Bei einer Zuſammenkunft mit dem Bezirkskommandanten von Ain-Sefra im September 1884 zu Iſch ſtellte der Bruder des Sultans Mulei-Arafa vergeblich dieſelbe Forderung und ebenſo im folgenden Jahre, als die Franzoſen Dſchenien-bu-Resk beſetzten. Auch 1891 wurde ein Antrag des Sultans auf Ernennung einer gemiſchten Kommiſſion zur endlichen Regelung der Grenze von franzöſiſcher Seite abgewieſen. In Paris wollte man nichts davon hören, „weil dieſe Kommiſſion — wie Mr. Cambon als Generalgouverneur entſchied — Protektionsmaßregeln verhindern könnte, wenn ſolche plötzlich nötig würden“. Auch nach der Beſetzung von Tuat mußten im September 1902 alle dort zu einer lokalen Grenzregulierung begonnenen Vorarbeiten, auf ausdrückliche Anweiſung von Paris aus, plötzlich abgebrochen werden. (Vgl. La question du Maroc — Ouvrage documentaire par J. Hess.) In ſtrittigen Fällen wurden die algeriſchen Behörden angewieſen, energiſch zu handeln, ohne die Angelegenheit nach Fez gehn zu laſſen, „da durch die Häufung ſolcher Grenzzwiſchenfälle wir ſelbſt die marokkaniſche Regierung gelehrt haben, ſich ihrerſeits der völkerrechtlichen Beſtimmungen zu bedienen, deren Wert ſie jetzt wohl zu ſchätzen weiß“, ſo ſchrieb 1887 Mr. Flourens, der Miniſter des Äußern der franzöſiſchen Republik! Wie würde man in Paris gezetert haben, wenn Bismarck je ſolche Inſtruktionen erteilt hätte! „Sobald der Vertrag von 1845 zugunſten der Marokkaner lautete, ſollten ihre daraus hergeleiteten Rechte prinzipiell nicht anerkannt werden!“

Räubereien und Fehden — Reſras, wie ſie unter den Nomaden oft aus den geringfügigſten Urſachen entbrennen, ſind in der ganzen Sahara unausrottbar, beſonders häufig zum Beiſpiel auch in Südtuneſien an der tripolitaniſchen Grenze, trotz der dortigen zahlreichen franzöſiſchen Militärſtationen. Die Rapporte des algeriſchen Gouvernements ergeben jedoch, daß die Razzias (= Raubzüge) ebenſo häufig von Stämmen, die unter franzöſiſchem Schutz ſtehn, wie von Marokkanern ausgeführt werden, nur daß ſie, weil auf Befehl oder unter ſtillſchweigender Duldung der franzöſiſchen Autoritäten veranſtaltet, im

erſten Falle meiſt als „Strafexpeditionen“ hingeſtellt werden. Das Verfahren aber iſt bei ſolchen Gelegenheiten auf beiden Seiten dasſelbe räuberiſche und barbariſche.

Obgleich dieſe „Selbſthilfe“ durch räuberiſche Einfälle in fremdes Gebiet gegen die elementarſten Begriffe des Völkerrechts verſtößt, dabei der den Gegnern zugefügte Schaden oft in keinerlei Verhältnis zu dem urſprünglichen, geringfügigen Anlaß zum Raubzuge ſteht, wurden außerdem jedesmal in Fez hohe Entſchädigungen erpreßt, während man doch ſonſt dem Sultan jede Autorität im Süden beſtreitet. Auch wenn die franzöſiſchen Schutzbefohlnen die Fehde zuerſt verſchuldet haben, gibt nach einigem Sträuben die ſich ihrer Schwäche bewußte marokkaniſche Regierung (Maghzen) immer nach, da ſie Ruhe um jeden Preis haben will. Jede ſolche auf diplomatiſchem Wege erpreßte Kabinettsorder — „Amr-el-Scherif“ — erzeugt aber Erbitterung unter den Eingebornen und veranlaßt oft genug neue Nefras, die von den Franzoſen zu weitern Razzias benutzt werden.

An die berüchtigten Reunionskammern, wie ſie galliſcher Übermut einſt im Elſaß gegen das innerlich zerrüttete heilige römiſche Reich deutſcher Nation in Tätigkeit treten ließ, erinnert ein vielfach zur Wegnahme marokkaniſchen Gebiets angewandtes Verfahren, wonach man den zu annektierenden Stämmen kurzerhand andre Namen gab. So zum Beiſpiel bei den zahlreiche Einzeltribus umfaſſenden Stammverbänden der Beni-Amur und der Dſchemba. Als General Sauſſier „im militäriſchen Intereſſe“, d. h. zum Schutz der ſchon erwähnten Landkonzeſſionen, im März 1882 die Annektierung dieſer marokkaniſchen Stämme forderte, wurde angeordnet, daß dieſe in den offiziellen Akten unter andern Benennungen einzutragen ſeien, „um ſo alle etwaigen Reklamationen als unbegründet erſcheinen zu laſſen“. Vergeblich proteſtierte der Sultan gegen eine ſolche Auslegung der Verträge: man drohte mit Gewaltmaßregeln! Ähnlich war das Vorgehn, als es 1902 galt, die Oaſen und Brunnen von Menghub zu beſetzen, und erſt kürzlich hat der Maghzen Frankreich offiziell beſchuldigt, den Anlaß zu den Unruhen im Süden Marokkos gegeben zu haben. Er habe Kenntnis von den Verhandlungen, die von franzöſiſcher Seite mit den Grenzſtämmen geführt worden ſeien, und die ihnen nur die Wahl zwiſchen Ergebung oder Verluſt ihres Gebiets ließen. Die den Kabylen gegebne Bedenkzeit werde von dieſen vielfach zu Verteidigungsvorbereitungen benützt. Helfen wird ihnen dies natürlich nichts. Die Franzoſen werden ſich durch die Proteſte eines innerlich geſchwächten, ohnmächtigen Staatsweſens in ihrer Gewaltpolitik nicht ſtören laſſen. So verweigerte man ſeit Jahrzehnten in Paris die Feſtlegung einer Grenze, deren Verletzung man den Marokkanern doch immer wieder zum Vorwurf machte, und über deren Nichtbeachtung die franzöſiſche Diplomatie und die Pariſer Preſſe nicht genug klagen konnten, um ſo Frankreichs Anrecht auf die Oberherrſchaft über das ganze mauretaniſche Reich zu begründen. Beſonders auf dem Gebiete der Kolonialbeſtrebungen

Digitized by Google

herrſcht noch immer eine ſich über alle Rechtsgrundſätze hinwegſetzende Intereſſenpolitik. Von vielen wird deshalb das ganze Vorgehen der ſtolzen Europäer gegenüber den Eingebornen der auf einer niedrigern Kulturſtufe ſtehenden Länder überhaupt für ein Unrecht erklärt. Um ſolche politiſche Sentimentalitäten aber kümmert ſich die immer ruhig und unaufhaltſam fortſchreitende Kultur nicht; wer ſich den allgemeinen Geſetzen der emporſtrebenden Entwicklung zu widerſetzen verſucht, muß untergehn und verſchwinden. In dieſer Lage iſt Marokko, deſſen unſichre, halbbarbariſche Zuſtände durchaus eine Änderung verlangen. Auf friedlichem Wege ſolche Reformen durchzuführen wird ſich aber erſt als möglich erweiſen, wenn die fanatiſch freiheitsliebenden, kriegeriſchen Marokkaner wirklich über die politiſche Selbſtändigkeit ihres Reiches beruhigt ſein können.

Das Ende des Deutſchen Bundestags

Von Otto Kuntzemüller in Berlin-Schöneberg

In den Geſchichtswerken, die von den Ereigniſſen des Jahres 1866 erzählen, findet man wenig über das Ende des Deutſchen Bundestags. Man lieſt faſt nur, daß der Bundestag kurz vor dem Einrücken der Preußen in Frankfurt am Main nach Augsburg überſiedelte und dort am 24. Auguſt 1866 in Anweſenheit von nur noch ſieben ſeiner urſprünglich 39 Mitglieder ſeine letzte Sitzung abhielt. Und doch iſt es nicht unintereſſant, zu wiſſen, wie ſich die letzten Tage der unglücklichen Schöpfung des Wiener Kongreſſes von 1815 geſtaltet haben.

Tatſächlich war der durch die Wiener Bundesakte vom 8. Juni 1815 errichtete deutſche Staatenbund ſchon am 14. Juni 1866 aufgelöſt, nachdem Preußen infolge der Annahme des von ihm als bundeswidrig bezeichneten öſterreichiſchen Mobiliſierungsantrags den bisherigen Bundesvertrag für gebrochen und ſeinen Austritt aus dem Bunde erklärt hatte. Öſterreich hatte zwar gegen dieſe Erklärung Preußens ſofort Proteſt eingelegt mit der Begründung, daß der Deutſche Bund ein unauflöslicher Verein ſei, aus dem der Austritt keinem Mitgliede freiſtehe, und die übrigen Bundesſtaaten waren am 16. Juni dieſem Proteſte beigetreten, allein die Entſcheidung lag ſchon bei den Waffen. Am 21. Juni erklärten Oldenburg und Lippe-Detmold ihren Austritt aus dem Bunde. Am 25. Juni folgten Anhalt, Schwarzburg-Sondershauſen und Waldeck, am 29. Juni Schwarzburg-Rudolſtadt, Schaumburg-Lippe, Hamburg, Bremen und Lübeck, am 2. Juli Sachſen-Koburg und Gotha mit den beiden Mecklenburg, am 5. Juli Sachſen-Weimar, am 26. Juli Sachſen-Meiningen, am 2. Auguſt Baden und am 4. Auguſt Braunſchweig. Die

Digitized by Google

Proteſte der Bundesverſammlung gegen alle dieſe Austrittserklärungen blieben völlig wirkungslos.

Als am 3. Juli die Schlacht bei Königgrätz geſchlagen worden war, und die Preußen gegen Frankfurt am Main vorrückten, wurde unterm 7. Juli von dort gemeldet, der Bundestag denke ernſtlich daran, ſich nötigenfalls nach Augsburg zurückzuziehen, der in Ausſicht ſtehende Waffenſtillſtand ſolle vorerſt die Verzögerung dieſes Beſchluſſes bewirkt haben. Da es aber zum Waffenſtillſtande noch nicht kam, wurde am 10. Juli die Bundeskaſſe aus Frankfurt am Main fortgeſchafft, und am folgenden 11. Juli beſchloß die Bundesverſammlung „mit Rückſicht auf die gegenwärtigen Verhältniſſe und um ihre Tätigkeit ungehemmt und ihren Verkehr mit den bundestreuen Regierungen ungeſtört zu erhalten“, ihren Sitz „proviſoriſch“ nach Augsburg zu verlegen und das beim Deutſchen Bunde beglaubigte diplomatiſche Korps einzuladen, ihr zu folgen. Dem Senate der Stadt Frankfurt teilte die Bundesverſammlung dieſen Beſchluß durch eine Note mit, die mit folgender von gänzlicher Verkennung der damaligen Lage zeugenden Verſicherung ſchloß: „Die in dieſer Verſammlung vertretnen bundestreuen Regierungen werden feſt und ungebeugt zur Sache des Vaterlandes und des Rechts gegen den Sonderbund und Vergewaltigung ſtehen, und die Bundesverſammlung darf daher im Vertrauen auf den Sieg der guten Sache die Hoffnung ausſprechen, daß in den Mauern dieſer an Erinnerungen deutſcher Größe reichen Stadt ſich die Vertreter der Fürſten und Völker zuſammenfinden werden, um Deutſchlands Macht und Freiheit dauernd zu begründen.“ Zu den „Erinnerungen deutſcher Größe“, die ſich an ihren Namen knüpfen, darf Frankfurt am Main wohl am wenigſten den Deutſchen Bundestag rechnen, der in ihren Mauern vom 6. November 1816 mit der kurzen Unterbrechung vom 28. Juni 1848 bis zum 10. Mai 1850 ſeinen Sitz gehabt und die politiſche Zerriſſenheit und Ohnmacht Deutſchlands verkörpert hatte.

Anfänglich hatte die Bundesverſammlung an eine Verteidigung Frankfurts gedacht und deshalb am 4. Juli die Anlage paſſagerer Schanzen um die Stadt herum beſchloſſen. In der Bundestagsſitzung vom 11. Juli wurde dieſer Beſchluß auf Antrag des Vertreters Frankfurts jedoch wieder rückgängig gemacht. Am 14. Juli verließ die Bundesverſammlung ihren Palaſt in der Eſchenheimer Gaſſe zu Frankfurt und kehrte nie wieder dorthin zurück. Am 16. Juli rückten 25000 Preußen unter General Vogel von Falckenſtein in die alte Bundeshauptſtadt ein, die damit aufhörte, eine Freie Reichsſtadt zu ſein, und die am 18. Oktober 1866 gänzlich in Preußen einverleibt wurde.

An demſelben 14. Juli, an dem der deutſche Rumpfbundestag Frankfurt verließ, teilte der Preußiſche Staatsanzeiger mit: „Dem Bündnis mit Preußen, das die gemeinſame Garantie des Beſitzſtandes und die Verpflichtung zur Berufung des Parlaments behufs Vereinbarung der bundesſtaatlichen Verfaſſung auf der Baſis der preußiſchen Grundlage enthält, ſind nunmehr mit Ausnahme von Luxemburg, Meiningen und Reuß-Greiz ſämtliche von Preußen

Digitized by Google

nicht okkupierte Staaten Norddeutſchlands beigetreten. Es ſind dies, mit Einſchluß Preußens und Schleswig-Holſteins, 18 Staaten der frühern Deutſchen Bundes: Anhalt, Sachſen-Altenburg, Sachſen-Koburg-Gotha, Sachſen-Weimar, Schwarzburg-Sondershauſen, Schwarzburg-Rudolſtadt, Waldeck, Lippe-Detmold, Schaumburg-Lippe, Reuß-Gera, Oldenburg, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, Lübeck, Bremen und Hamburg. Dieſe Staaten repräſentieren mit der Bevölkerung der von Preußen beſetzten Länder eine Vereinigung von dreißig Millionen Deutſchen in einem vollkommen geſchloſſenen Territorialverbande, die in ihren gewichtigſten politiſchen und materiellen Intereſſen aufeinander angewieſen und in ihrer Entwicklung wie in ihrem religiöſen Bekenntnis überwiegend homogen ſind. In vielen dieſer Staaten ſind die Einleitungen zur Berufung des gemeinſamen Parlaments, das die Zuſammengehörigkeit derſelben am beſten darlegen wird, auf Grund des Reichswahlgeſetzes vom 12. April 1849 bereits getroffen."

Während ſo in der Vereinigung der norddeutſchen Staaten, dem „Sonderbunde", wie ſie von der alten Bundesverſammlung und dieſer folgend von der damaligen Augsburger Allgemeinen Zeitung genannt wurde, ſchon die Grundlagen geſchaffen wurden, auf denen im Laufe weniger Jahre der Bau des neuen Deutſchen Reiches entſtehn ſollte, ſuchten die Vertreter der „bundestreuen" Regierungen, die ſich in den „Drei Mohren" zu Augsburg verſammelten, noch dem alten Bunde ein Scheindaſein zu ſichern. Am 20. Juli waren nach einer Mitteilung der Allgemeinen Zeitung als Mitglieder des deutſchen Rumpfbundestags in Augsburg anweſend: für Öſterreich Freiherr von Kübeck, für Bayern Freiherr von Schrenck auf Notzing, für Sachſen Freiherr von Boſe, für Hannover Herr von Heimbruch, für Württemberg Freiherr von Linden, für Baden Geheimrat von Mohl, für Kurheſſen Herr von Meyer, für das Großherzogtum Heſſen Freiherr von Biegeleben, denen ſich am 26. Juli als Bundestagsgeſandter für Naſſau noch der Staatsminiſter Fürſt von Wittgenſtein zugeſellte. Von den beim Bundestage beglaubigten Geſandten waren in Augsburg Sir Alexander Mallet für England, Freiherr von Ungern-Sternberg für Rußland, Graf Reculot für Frankreich, Herr von Rivera für Spanien und der Vertreter Belgiens.

Nach Abſchluß des Präliminarvertrags von Nikolsburg am 26. Juli, worin Öſterreich die Auflöſung des bisherigen Deutſchen Bundes ausdrücklich anerkannt hatte, berief es ſeinen Präſidialgeſandten Freiherrn von Kübeck nach Wien. Er reiſte am 28. Juli von Augsburg ab, indem er den bayriſchen Geſandten Freiherrn von Schrenck im Präſidium und in der Führung der öſterreichiſchen Stimme „für die Dauer ſeiner Abweſenheit" ſubſtituierte. Aber ſchon unterm 30. Juli meldete die Allgemeine Zeitung aus Wien: „Freiherr von Kübeck iſt hier eingetroffen, ſein Poſten iſt eingezogen. Der Deutſche Bund hat zu exiſtieren aufgehört." So ging das Präſidium des Augsburger Rumpfbundestags auf Bayern über.

Digitized by Google

Unter dem Vorſitze des Freiherrn von Schrenck auf Roßing hat der deutſche Rumpfbundestag, dem nur noch die Vertreter von ſieben ſeiner ehemaligen Mitglieder angehörten, in Augsburg noch drei Sitzungen abgehalten, am 2., 4. und 24. Auguſt 1866.

In der Sitzung vom 2. Auguſt brachten die Geſandten von Sachſen und Naſſau den Beitritt ihrer Regierungen zur Genfer Konvention von 1864 zur Kenntnis. Baden zeigte unter dem üblichen Proteſt der Bundesverſammlung ſeinen Austritt aus dem Bunde an. Außerdem wurden Feſtungs- und Verwaltungsangelegenheiten beraten. In der Sitzung vom 4. Auguſt wurde die Mitteilung des Prinzen Karl von Bayern entgegengenommen, daß er die ihm durch Bundesbeſchluß vom 27. Juni 1866 übertragne Stelle eines Oberbefehlshabers der Bundestruppen insbeſondre im Hinblick auf den am 2. Auguſt zwiſchen Bayern und Preußen abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand und die hieran ſich knüpfenden Folgen niederlege. Braunſchweig erklärte unter dem üblichen Proteſt der Verſammlung ſeinen Austritt aus dem Bunde. Ferner beſchloß man, dem Rückmarſche der norddeutſchen Bundestruppen aus den Bundesfeſtungen in ihre Heimat „in Anbetracht der notoriſchen tatſächlichen Verhältniſſe keine Hinderniſſe in den Weg zu legen“.

Am intereſſanteſten iſt die letzte Sitzung des Augsburger Rumpfbundestags, da ſie beſtätigt, daß man es nicht für nötig erachtet hatte, der Bundesverſammlung von der ſchon erfolgten Auflöſung des bisherigen Deutſchen Bundes offiziell Kenntnis zu geben. Über dieſe Sitzung berichtet die damals in Augsburg erſcheinende Allgemeine Zeitung vom 25. Auguſt 1866: „Augsburg, 24. Auguſt. In der heutigen Sitzung des Bundestages traf die Bundesverſammlung noch einige Verfügungen in Verwaltungsangelegenheiten und beſchloß ſodann, nachdem infolge der Kriegsereigniſſe und der Friedensverhandlungen der Deutſche Bund als aufgelöſt betrachtet werden muß, ihre Tätigkeit mit der heutigen Sitzung zu beendigen, auch hiervon die bei ihr beglaubigten Vertreter auswärtiger Regierungen zu benachrichtigen. Zugleich traf ſie interimiſtiſche Fürſorge für das Bundeseigentum, bis in dieſer Beziehung die weitern geeigneten Maßnahmen von den früher im Bunde vereinten Regierungen ergriffen ſein würden, und empfahl letztern die Beamten und Diener des Bundes ſowie diejenigen Individuen, denen vom Bunde Penſionen und Unterſtützungen verwilligt worden ſind, hinſichtlich ihrer Gehalts- und Penſionsanſprüche, beziehungsweiſe Unterſtützungen, indem die Ausbezahlung bis auf weiteres angeordnet wurde.“

An dieſer letzten Sitzung des Deutſchen Bundestags nahmen die Geſandten von Bayern, Sachſen, Württemberg, Hannover, Kurheſſen, Großherzogtum Heſſen und Naſſau teil. „Als einziger fremder Geſandter beim frühern Bundestage“ weilte nach der Allgemeinen Zeitung nur noch der ruſſiſche in Augsburg; die andern waren ſchon am 4. Auguſt abgereiſt. Der Beſchluß wegen des Bundeseigentums ſowie über die Gehalte und die Penſionen der Beamten

Digitized by Google

und Diener des Bundes und der vom Bunde zu zahlenden Unterſtützungen hinkte inſofern den Tatſachen nach, als die Regelung dieſer Angelegenheiten ſchon in den Friedensverträgen vorgeſehen war, die Preußen am 13. Auguſt mit Württemberg, am 17. Auguſt mit Baden, am 22. Auguſt mit Bayern und am 23. Auguſt mit Öſterreich abgeſchloſſen hatte.

Daß eine offizielle Mitteilung über die Auflöſung des bisherigen Deutſchen Bundes nicht erging, war die einfache Folge der preußiſchen Erklärung vom 14. Juni 1866. Für Preußen hatte der Bund mit dieſem Tage zu beſtehn aufgehört. Seine Gegner hatten dieſe Tatſache in den Friedensverträgen anerkannt, und damit war die Sache erledigt. In Wirklichkeit hatten alle Beſchlüſſe, die von der Bundesverſammlung nach dem 14. Juni gefaßt worden waren, keine praktiſche Bedeutung mehr, jedenfalls brauchte Preußen, nachdem die Entſcheidung der Waffen, der es ſeine Sache anheimgeſtellt hatte, zu ſeinen Gunſten gefallen war, nicht die geringſte Rückſicht darauf ſowie auf die Exiſtenz des Rumpfbundestags zu nehmen. Der Beſchluß des Augsburger Rumpfbundestags vom 24. Auguſt hat deshalb weder eine ſtaatsrechtliche noch eine völkerrechtliche Bedeutung. Deſſen waren ſich wohl auch die Mitglieder dieſer Verſammlung ſelbſt bewußt; darauf läßt wenigſtens der Umſtand ſchließen, daß ſie trotz der am 22. Auguſt aus Frankfurt am Main eingetroffnen Meldung, die Auflöſung der Bundesverſammlung ſolle erſt nach Ratifikation des Friedens erfolgen, ihre Tätigkeit ſchon am Tage nach Abſchluß des Prager Friedens einſtellten, während die Ratifikationen erſt am 30. Auguſt ausgetauſcht wurden.

Unebenbürtige Fürſtenehen in frühern Jahrhunderten

Von Siegfried Fitte

Die Akten über den Fall Lippe-Bieſterfeld ſind nun geſchloſſen. Das deutſche Volk braucht ſich nicht mehr über die Frage aufzuregen, ob Modeſte von Unruh oder Philippine Eliſabeth von Frieſenhauſen, die Ahnfrau der Schaumburger, ebenbürtiger ſei. Vielen mag dieſer ganze Streit als ein Spuk aus längſt vergangnen Tagen, als ein ärgerlicher Überreſt aus dem Zeitalter der Allongeperücke oder des Zopfs erſchienen ſein. Und doch wie viel milder hat oft das übelberufne heilige römiſche Reich deutſcher Nation über fürſtliche Ebenbürtigkeit geurteilt, wie oft hat ein kaiſerliches Gnadenwort einer Frau, deren Wiege in einem einfachen Adelsſchloſſe geſtanden hatte, den Weg auf einen Fürſtenthron gewieſen, und um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts konnte ſogar noch eine Bürgerstochter das Prädikat „Hochgeboren“ erhalten und regierende Fürſtin von Anhalt werden.

Digitized by Google

Der Kaiſer hatte das Recht der Standeserhöhungen. Es war eins der wenigen Privilegien, die er ſeiner ſonſtigen politiſchen Ohnmacht zum Trotz in die neuere Zeit hinüber gerettet hatte und nun mit ängſtlicher Sorgfalt gegen die mißtrauiſchen Reichsſtände hütete. Sie warfen ihm vor, daß er dieſes Recht in ſehr willkürlicher Weiſe handhabe, daß der ganz von ihm abhängige Reichshofrat, der mit dem Reichskammergericht in der oberſten Gerichtsbarkeit konkurrierte und für Lehnsſachen, Streitigkeiten über kaiſerliche Privilegien und Hausgeſetze der Reichsunmittelbaren ſogar die ausſchließliche Zuſtändigkeit hatte, in allen Fragen der Ebenbürtigkeit und der Erbfolgefähigkeit niemals nach einheitlichen Grundſätzen verfahre. Gewiß war ein Teil dieſer Vorwürfe begründet, gewiß hat ſich der Reichshofrat in ſeinen Entſcheidungen oft von perſönlichen Erwägungen beeinfluſſen laſſen. Aber andrerſeits konnten ſich die kaiſerlichen Räte doch auch nicht den Rechtsanſchauungen ihrer Zeit entziehn, und dieſe neigten ſeit der Rezeption des römiſchen Rechts einer weniger ſtrengen Auffaſſung zu. Das römiſche Recht kennt ja keine Standesunterſchiede zwiſchen freigebornen Bürgern, und wer ſollte es darum einem Fürſten verargen, daß er von dem neuen Recht, das der emporſtrebenden Landeshoheit ſo ſehr entgegenkam, einmal auch für ſeine Familienverhältniſſe Gebrauch machte. Was die Männer der Wiſſenſchaft in Diſſertationen, Rechtsgutachten oder dickbändigen Kompendien theoretiſch zu beweiſen ſuchten, wurde hin und wieder auch in die Wirklichkeit umgeſetzt. Auf das römiſche Recht berief ſich um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts Otto von Braunſchweig-Lüneburg, als er mit ſeinen Vettern zu gleichen Teilen erben wollte, obwohl ſich ſein Vater bei ſeiner Heirat mit Mette oder Mechthild von Kampen einſt mit einer beſcheidnen Rente begnügt hatte. Jetzt aber behauptete der Sohn, daß die Ehefrau ohne weiteres der Würde des Mannes teilhaftig ſei, und daß auch die Kinder in den Stand des Vaters eintreten müßten. Nach längerm Streit gaben die Vettern nach und überließen ihm einige Ämter als ſelbſtändigen fürſtlichen Beſitz. Die neubegründete Linie Braunſchweig-Haarburg ſtarb aber ſchon nach hundert Jahren wieder aus.

Wichtiger ſind zwei Fälle von Mißheiraten, die in demſelben Jahrhundert im Hauſe der Zähringer vorkommen. Markgraf Ernſt von Baden-Durlach, der Stammvater der jetzigen Großherzöge, heiratete nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin ein Fräulein Urſula von Roſenfeld, und da ſeine beiden Söhne erſter Ehe noch vor ihm unvermählt ſtarben, folgte ihm als einziger Erbe der ganzen Markgrafſchaft ſein jüngſter Sohn Karl, den er ſchon vorher in einer auch vom Kaiſer beſtätigten Landesteilung trotz ſeiner unebenbürtigen Geburt reichlich bedacht hatte. Nicht ſo leicht wurde es dem Markgrafen Wilhelm von der Linie Baden-Baden. Seine Mutter, Maria von Eiken, war die Tochter eines Hofmarſchalls in den ſpaniſchen Niederlanden. Der Vater Eduard Fortunatus, ein unſteter Abenteurer, ſtarb in der Fremde, nachdem die Verwaltung ſeines arg verſchuldeten Ländchens ſchon einige Jahre früher

von den Durlachſchen Stammesvettern übernommen worden war. Dieſe beſtritten jetzt ſeltſamerweiſe auch den verwaiſten und unmündigen Kindern ihre Ebenbürtigkeit; ſie ſchienen ganz vergeſſen zu haben, daß auch ihre Großmutter nur ein adliches Fräulein geweſen war. Zwanzig Jahre vergingen, der große Religionskrieg brach aus, Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, ein leidenſchaftlicher Vorkämpfer des Evangeliums und Parteigänger des Winterkönigs, wurde bei Wimpfen von Tilly geſchlagen, und drei Monate ſpäter, im September 1622, erklärte ſich der Reichshofrat plötzlich zugunſten des Markgrafen Wilhelm. Der Katholizismus triumphierte auch hier. Der päpſtliche Nuntius Caraffa rühmte ſich, daß er dazu beigetragen habe, den katholiſch erzognen Söhnen Maria von Eikens zu ihrem Rechte zu verhelfen. Dieſe katholiſche Linie Baden-Baden, aus der der berühmte Türkenlouis hervorging, hat dann noch bis zum Jahre 1771 beſtanden. Daß das heutige großherzogliche Haus außer Urſula von Roſenfeld auch noch die Freiin Luiſe Karoline Geyer von Geyersberg, die zweite Gemahlin des edeln Karl Friedrichs, zu ſeinen Stammmüttern zählt, und daß deren Söhne, die Markgrafen von Hochberg, nach dem Wiener Kongreß von den Großmächten als erbberechtigt anerkannt wurden, ſei hier gleich erwähnt.

Nach dem Weſtfäliſchen Frieden werden die Fälle von unebenbürtigen Ehen an den deutſchen Fürſtenhöfen häufiger, wenn ſie ſelbſtverſtändlich auch noch immer zu den Ausnahmen gehören. Vielleicht war es das Selbſtbewußtſein des neuen fürſtlichen Abſolutismus, das ſich über die Schranken des Herkommens hinwegſetzte; gerade dieſen ſtarken und eigenwilligen Naturen mochte es doppelt empfindlich ſein, daß die Frauen, die ſie liebten und zu ſich emporgehoben hatten, vor der Welt nicht die ihnen gebührenden Rechte genießen ſollten. Merkwürdig verſchlungen ſind die Pfade, die ein franzöſiſches Edelfräulein aus Poitou auf einen deutſchen Herzogsthron führten.

Georg Wilhelm von Braunſchweig-Lüneburg hatte ſeinem jüngern Bruder Ernſt Auguſt und deſſen Gemahlin Sophie, der jüngſten Tochter des Winterkönigs, mit der er ſelbſt früher verlobt geweſen war, feierlich verſprochen, ſich niemals ſtandesgemäß zu verheiraten, ſondern ihren Kindern ſeine Lande zu vererben. Da ergriff den galanten Lebemann plötzlich eine leidenſchaftliche Neigung für die ſchöne Eleonore d'Olbreuſe, die er am Hofe zu Kaſſel kennen gelernt hatte. Doch dieſe Franzöſin war keine Lavallière und Monteſpan, ſie widerſtand ſeinen ungeſtümen Werbungen, obwohl auch ihr Herz ihm entgegenſchlug. Endlich nahm ſich Ernſt Auguſt der Sache des Bruders an; ihm und ſeiner nicht minder klugen Gemahlin ſchien es höchſt vorteilhaft, Georg Wilhelm dauernd an Eleonore zu feſſeln, denn ſo konnte er nicht in Verſuchung kommen, ſeinem gegebnen Wort untreu zu werden und eine andre ſtandesgemäße Verbindung zu ſchließen. Eleonore wurde auf Schloß Iburg, wo Ernſt Auguſt und Sophie damals Hof hielten, zum Beſuch eingeladen, und hier vollzog ſich ihr Geſchick. Nach ſchweren innern Kämpfen gab ſie ſich dem Geliebten

hin. Georg Wilhelm gelobte ihr in einer förmlichen Urkunde, die von dem Bruder und der Schwägerin mit unterzeichnet wurde, mit den heiligſten Eiden ewige Treue und ſicherte ihr Jahrgelder und Witwengehalt wie einer Ehefrau zu. Man ſprach deshalb nicht mit Unrecht von einer „Gewiſſensehe". Vor der Öffentlichkeit aber war ſie doch immer nur die „Frau von Haarburg", die Freundin des Herzogs. Georg Wilhelm, der ihr mit unerſchütterlicher Treue ergeben war, litt ſchwer unter dieſem Zwieſpalt. Auf ſeine Bitte ernannte der Kaiſer acht Jahre ſpäter Eleonore und ihre Tochter zu Reichsgräfinnen von Wilhelmsburg; ja der kleinen Sophie Dorothea wurden für den Fall, daß ſie in ein fürſtliches Haus heirate, ſogar alle Rechte einer gebornen Prinzeſſin eingeräumt. Bald darauf tat er den letzten Schritt. Er ließ ſich mit der Geliebten trauen, ihren Namen im Kirchengebet nennen, und als dann der kaiſerliche Geſandte ſie vor verſammeltem Hofe zuerſt als Alteſſe begrüßte, war aus der Reichsgräfin eine regierende Herzogin geworden. Der Herzog wiederholte zwar öffentlich die dem Bruder gemachten Verſprechungen; aber ob er wirklich, wenn er noch Söhne bekommen hätte, dieſe zugunſten ſeiner Neffen enterbt haben würde, iſt doch recht zweifelhaft. Sophie, die über das Geſchehene geradezu außer ſich war und in der einſt begünſtigten Eleonore jetzt ihre Todfeindin ſah, konnte ihr Mißtrauen nicht unterdrücken; ſie tröſtete ſich aber mit der Hoffnung, daß die „Demoiſelle de Poitou" keinen Sohn mehr zur Welt bringen würde. Auch ihren Stolz überwand die verſtandeskühle Frau bald wieder ſo weit, daß ſie der neuen Herzogin zuerſt freundſchaftlich entgegenkam. Deren einzige Tochter, die der Vater in glänzender Weiſe ausgeſtattet hatte, war eine zu gute Partie, als daß man ſie einem andern Hofe gegönnt hätte. Auch Georg Wilhelm ließ ſich durch die Rückſicht auf das Geſamtintereſſe des Welfenhauſes verblenden und verheiratete die warmherzige und empfindſame Sophie Dorothea mit dem kalten und hochmütigen Georg Ludwig. Die höchſt unglückliche Ehe endete nach dem rätſelhaften Verſchwinden des Grafen Königsmark, mit dem die bedauernswerte Frau ein wahrſcheinlich recht harmloſes Freundſchaftsverhältnis angeknüpft hatte, mit einem jähen Bruch. Die Prinzeſſin wurde nach dem einſamen Schloſſe Ahlden verbannt, und hier lebte ſie als Gefangne noch zweiunddreißig Jahre, ohne ihre Kinder jemals wiedergeſehen zu haben. Ihr hartherziger Gemahl hatte inzwiſchen als Georg der Erſte den engliſchen Thron beſtiegen, ihre Tochter Sophie Dorothea war Königin von Preußen geworden. Auch Eleonore, die der armen Gefangnen immer eine zärtliche Tröſterin geweſen war, erreichte ein hohes Alter und erlebte noch die Geburt des kleinen Urenkels, der ſpäter Preußens größter König wurde. So iſt dieſe „Demoiſelle de Poitou", trotz ihrer niedrigen Herkunft eine wahrhaft fürſtliche Erſcheinung, die Ahnfrau nicht nur des engliſchen, ſondern auch des preußiſchen Königshauſes.

Wie ſchwer es der ſtolzen Sophie, die ſich ihrer Abſtammung von den Stuarts rühmte, geworden war, die Tochter der „Kreatur", das „legitimierte

Digitized by Google

Kind" in ihr Haus aufzunehmen, hat ihr niemand lebhafter nachfühlen können als ihre getreue Nichte, die Herzogin Eliſabeth Charlotte von Orleans. Wer **ma tante** beleidigte, hatte es für immer mit ihr verdorben; in ihren Briefen gibt ſie der ihr völlig unbekannten Eleonore denſelben Schimpfnamen „Zott", mit dem ſie ihre eigne Todfeindin, die Maintenon, zu nennen liebte. Und als ſie zuerſt von der Alliance d'Olbreuſe, von dem Plane, Sophiens älteſten Sohn mit Eleonorens Tochter zu verheiraten, hörte, fand ſie es geradezu „in den heiligen Geiſt geſündigt, wenn ein ſolch ſtück fleiſch einem ſolchen praven Prinzen ſollte unrecht tun". Damals ahnte ſie noch nicht, daß auch ihr einſt eine Schwiegertochter aufgedrängt werden würde, deren Urſprung ihr womöglich noch verächtlicher erſchien. Ihr königlicher Schwager, der allmächtige Ludwig der Vierzehnte, hatte die Kinder, die ihm ſeine Maitreſſen geboren hatten, legitimiert und ſuchte ihnen möglichſt glänzende Familienverbindungen zu verſchaffen. So wurde auch Liſelottens Sohn, der ſpäter berüchtigte Regent, genötigt, eine Tochter der Lavallière zu heiraten; ſeine Schweſter entging nur mit knapper Not einem ähnlichen Schickſal. Die ahnenſtolze Pfälzerin bezeichnete in ihrer derben Weiſe dieſe Eindringlinge in den geſchloſſenen Kreis der europäiſchen Fürſtenwelt „als Mausdreck, der ſich mit dem Pfeffer vermengte". Was ſie in Hannover und Verſailles erlebt hatte, wiederholte ſich nicht lange Zeit darauf in Deſſau, und hier war es ſogar eine Bürgerstochter, „eine Apothekerin", die ein deutſcher Fürſt zu ſeiner rechtmäßigen Gemahlin machte. Leopold, damals noch der junge Deſſauer, hatte kaum die Regierung angetreten, als er ſein „Wieschen" zum Traualtar führte. Das Beiſpiel zweier Stammesvettern hätte ihn zu dieſem Schritt ermutigen können, wenn das bei dem ſtreitbaren Helden überhaupt nötig geweſen wäre. Emanuel Lebrecht, regierender Herr von Anhalt-Köthen, hatte ein paar Jahre vorher Giſela Agnes von Rathen geheiratet, ſie vom Kaiſer zur Reichsgräfin von Nienburg ernennen laſſen und endlich ſogar bei den Agnaten durchgeſetzt, daß ſie die Kinder aus dieſer Ehe als ebenbürtig anerkannten. Dasſelbe erlangte Johann Ludwig, der Stifter einer Nebenlinie Zerbſt-Dornburg, für die Kinder, die ihm Chriſtiane Eleonore von Zeutſch geboren hatte. Beide Ereigniſſe fallen in das Jahr 1698, und da ſich Leopold auch um dieſelbe Zeit trauen ließ, liegt der Gedanke nahe, daß die Vettern ſich gegenſeitig in ihren Herzensangelegenheiten unterſtützt haben. In ſeiner Bittſchrift an den Kaiſer ſagt der verliebte junge Ehemann ſehr hübſch, Annelieſe ſei zwar „ungleichen Standes, aber doch eine mit ungemeinen Tugenden und fürſtlichen Qualitäten begabte Dame". Und ſo geſchieht denn drei Jahre nach der Hochzeit wirklich das, was Liſelotte „einen Schimpf für ganz Deutſchland" nannte: durch kaiſerliches Patent wurde der Apothekerstochter das Prädikat „Hochgeboren" verliehen, und Seine Majeſtät ſelbſt begrüßte ſie als „Unſre Muhme und des Heiligen Römiſchen Reiches Fürſtin zu Anhalt". Daß ihre inzwiſchen ſchon gebornen Söhne ebenfalls für ebenbürtig erklärt wurden, verſteht ſich von ſelbſt.

Digitized by Google

Aus dem bekannten, beſonders in Berlin mit Molenar und der Schramm häufig gegebnen Luſtſpiel „Wie die Alten ſungen“ weiß man, daß ſich auch der älteſte Sohn des alten Deſſauers unter ſeinem Stande verheiratete. Doch hat der geſtrenge Vater — der Dichter weicht hier von der geſchichtlichen Wahrheit ab — bis zu dem frühen Tode des Prinzen nichts von deſſen heimlicher Ehe mit der Brauerstochter Johanne Sophie Herre gewußt und bekümmerte ſich auch nachher herzlich wenig um die hinterbliebne Witwe und ihre Kinder. Erſt ſein Nachfolger, Fürſt Leopold Maximilian, verſchaffte der Schwägerin durch einen kaiſerlichen Gnadenakt den Titel einer Reichsgräfin von Anhalt. Dieſelbe Würde, aber ohne jedes Erbrecht im Fürſtentum, erhielten auch ihre fünf Söhne, von denen zwei im Siebenjährigen Kriege den Heldentod ſtarben. Dieſes neue Grafenhaus erloſch ſchon mit einem Enkel des Gründers im Jahre 1823.

Auffallend iſt, wie zahlreich gerade zur Zeit des alten Deſſauers die unebenbürtigen Ehen unter den Askaniern ſind. Doch wurden alle dieſe Ehen von dem Kaiſer und ebenſo, wenn auch gewöhnlich erſt nach einigem Widerſtreben, von den Agnaten anerkannt. Freilich waren es immer ſchon von Geburt adliche Damen, nicht gewöhnliche Bürgerstöchter wie Annelieſe, und als eine Kanzleiratstochter doch wieder die Vermeſſenheit hatte, ſich Fürſtin zu nennen, wurde ſie ſehr ſcharf in ihre Schranken zurückgewieſen. Der poetiſche Schimmer, der die Geſtalt der lieblichen Deſſauerin umſchwebt, fehlt hier völlig. Charlotte Wilhelmine Nüßler war mehrere Jahre ſchon die Maitreſſe des verwitweten Erbprinzen Karl Friedrich von Bernburg geweſen und hatte von ihm ſchon einen Sohn, als er ſich mit ihr trauen ließ. Der regierende Fürſt Viktor Amadeus geriet darüber in heftige Empörung und ſetzte alles in Bewegung, um die öffentliche Anerkennung dieſer „Winkelehe“ zu verhindern. Auf ſeine Bitte wandte ſich auch der Kaiſer an den Prinzen mit den ernſteſten Vorſtellungen. Aber kaum war der alte Fürſt geſtorben, als der zärtliche Gatte die junge Frau zur Reichsgräfin von Ballenſtädt erheben ließ. Leopold von Deſſau hatte die Vermittlung beim Kaiſer bereitwillig übernommen und ſich für dieſe Gefälligkeit durch die Abtretung einiger Hoheitsrechte bezahlt gemacht. Mit der Reichsgräfin war die Nüßler aber noch immer nicht zufrieden, ſie wollte auch Fürſtin werden, drang damit jedoch beim Reichshofrat nicht durch. Beſſer ſchien es ihren Söhnen zu glücken. Der neue Kaiſer Karl der Siebente erhob ſie im Jahre 1742 zu rechtmäßigen Fürſten von Bernburg. Doch dauerte dieſe Herrlichkeit nicht länger als das Wittelsbachiſche Kaiſertum ſelbſt. Nach dem Tode des unglücklichen Karl erklärte Franz der Erſte das Fürſtendiplom, das ſein Vorgänger ausgeſtellt hatte, als der Wahlkapitulation zuwider für erſchlichen und verbot den Grafen von Bärenfeld, ſich Fürſten von Bernburg zu nennen; ein karger Troſt war es, daß ſie ſich wenigſtens Fürſten von Bärenfeld nennen durften. Aber Erbrechte, worauf es ihnen hauptſächlich ankam, hatten ſie in Anhalt nicht mehr. Beide Brüder ſtarben unvermählt.

Digitized by Google

Überhaupt haben von dieſen vielen ungleichen Ehen für die anhaltiniſche Geſchichte und für die allgemeine Genealogie nur drei Bedeutung gehabt. Anneliese iſt die Stammmutter der jetzigen Herzöge, und da ihr zweiter Sohn, der Nachfolger ſeines Vaters, ſich mit der gleichnamigen Enkelin der Giſela Agnes von Rathen vermählte, lebt auch deren Nachkommenſchaft im Deſſauer Hauſe fort. Ebenſo kamen auch die Söhne des Fräuleins von Zeutſch, nachdem die Hauptlinie ausgeſtorben war, in Zerbſt zur Regierung. Die einzige Tochter des Fürſten Chriſtian Auguſt, Sophie Auguſte, vom Vater Fiekchen genannt, beſtieg als Katharina die Zweite den ruſſiſchen Kaiſerthron.

Wenn Katharina ein einfaches adliches Fräulein zur Großmutter hatte, ſo konnte ſich ihr Gemahl, der unglückliche Zar Peter der Dritte, noch viel weniger ſeiner großmütterlichen Herkunft rühmen. Denn ſeine Mutter, Anna Petrowna, war eine Tochter der erſten Katharina, der ſchwediſchen Unteroffiziersfrau, die bei der Eroberung des Städtchens Marienburg als ſchönſte Beute dem ruſſiſchen General Scheremetjew in die Hände fiel, ihm aber bald von dem mächtigern Menſchikow entriſſen wurde, bis Peter der Große ſelbſt an ihr ſo viel Gefallen fand, daß er ſie erſt zu ſeiner Geliebten, dann zu ſeiner Gemahlin machte und endlich ſogar als Kaiſerin krönen ließ. Der Herzog Karl Friedrich von Holſtein-Gottorp hatte ſich um die Zarentochter beworben, weil er von dem mächtigen Rußland Schutz gegen das übermütige Dänemark erhoffte. Die glänzende Stellung des Vaters glich wohl in ſeinen Augen die etwas zweifelhafte Vergangenheit der Mutter aus. Sonſt iſt gerade dieſer gottorpiſche Zweig des alten Oldenburger Grafenhauſes, der heute noch in Oldenburg und in Rußland regiert und von 1751 bis 1818 auch über Schweden herrſchte, in ſeinen Heiratsverbindungen auch damals, als er noch nicht zu ſo hohen Ehren emporgeſtiegen war, immer recht anſpruchsvoll geweſen. Unter den Stammesmüttern ſind zwei däniſche Königstöchter, eine ſchwediſche, eine heſſiſche und eine kurſächſiſche Prinzeſſin vertreten. Nicht dasſelbe kann man von den zahlreichen Nebenlinien ſagen, in die ſich die von dem Sohne König Chriſtians des Dritten geſtiftete Linie Schleswig-Holſtein-Sonderburg wieder geſpalten hat. Heute ſind davon nur die Glücksburger, jetzt Könige von Dänemark, und die Auguſtenburger übrig geblieben. Die Auguſtenburger waren nicht wie die Gottorper regierende Landesherren und hatten bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts nur wenig Fühlung mit Deutſchland. Daher erklärt es ſich auch wohl, daß Herzog Chriſtian Auguſt die Gräfin Luiſe von Daneſkiöld-Samſon heiraten konnte, obwohl deren Vater ein natürlicher Sohn des däniſchen Königs Chriſtian des Fünften geweſen war. Die Stammesvettern fühlten ſich nicht veranlaßt, dagegen Einſpruch zu erheben; ſind doch in dieſen Nebenlinien im Verlaufe von etwa hundertfünfzig Jahren nicht weniger als zwanzig Heiraten mit Damen aus dem niedern Adel vorgekommen. Auch der Großvater unſrer Kaiſerin, der von 1848 her bekannte Auguſtenburger, hatte eine Gräfin Samſon-Daneſkiöld zur Frau.

Digitized by Google

Merkwürdigerweiſe war auch die Großmutter des Glücksburger „Protokollprinzen“ und ſpätern Königs Chriſtian des Neunten eine einfache Gräfin Schlieben, die Tochter eines preußiſchen Miniſters.

In dem alten Schloſſe Plön, wo ſich heute die fröhliche Soldatenjugend tummelt, regierte bis um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ebenfalls eine Sonderburgiſche Seitenlinie. Dem letzten Herzog Friedrich Karl war es nicht leicht geworden, zu ſeinen Rechten zu kommen. Sein Vater, ein jüngerer Bruder des Herzogs von Norburg, hatte, als er Fräulein Dorothea Chriſtine von Eichelberg heiratete, für ſeine Gemahlin und ſeine etwaigen Kinder auf alle Standes- und Erbrechte verzichtet, um den ohnehin ſchon ſehr unbedeutenden Familienbeſitz nicht durch weitere Teilungen noch mehr zu verkleinern; doch ſollte dieſer Verzicht nicht mehr gelten, wenn die männliche Nachkommenſchaft des Bruders ausſtürbe. Der König von Dänemark, der für das auf Alſen liegende Norburg Oberlehnsherr und zugleich Oberhaupt des Hauſes war, beſtätigte den Vertrag. So wurde der kleine, erſt nach dem frühen Tode ſeines Vaters geborne Friedrich Karl nicht als Prinz, ſondern als Herr von Karlſtein erzogen. Der vorgeſehene Fall trat ſechzehn Jahre ſpäter (1722) wirklich ein. Nun aber behauptete ein jüngerer Vetter ſeines Vaters, Herzog von Sonderburg-Rethwiſch, daß dieſe Ehe nicht ſtandesgemäß geweſen ſei, konnte jedoch bei Dänemark damit nicht durchdringen. Der König erkannte vielmehr den Herrn von Karlſtein als Herzog an und belehnte ihn mit der umſtrittnen Herrſchaft. Anders verhielt ſich der kaiſerliche Reichshofrat, den die Sache deshalb anging, weil das holſteiniſche Plön, das inzwiſchen im regelmäßigen Erbgang an Norburg gefallen war, als Lehen zu Deutſchland gehörte. Der Streit zog ſich mehrere Jahre hin, bis auch der Rethwiſcher ſelbſt ohne Erben ſtarb. Der Kaiſer hatte jetzt nichts mehr gegen die Nachfolge Friedrich Karls einzuwenden, und Dorothea Chriſtine von Eichelberg erlebte den ſpäten Triumph, daß ihre Ehe durch ein Konkluſum des Reichshofrats „für ein ordentliches und fürſtliches rechtmäßiges Matrimonium“ erklärt wurde. Sie kam zu hohen Jahren und ſah noch ihren Sohn vor ſich ſterben. Dieſer hatte keine männliche Nachkommenſchaft, und Dänemark, das ſich ſchon früher die ſchleswigſchen Beſitzungen hatte abtreten laſſen, zog nun auch Plön ein. Die Töchter aber galten unangefochten als Prinzeſſinnen; die eine heiratete einen Reichsgrafen von Erbach, die andre einen Bernburger, und die mittlere wurde wenig Wochen vor dem Tode der ehrwürdigen Großmutter die Frau des Herzogs Friedrich Chriſtian von Auguſtenburg. So gehört auch die Amtmannstochter von Norburg, der die vortrefflichſten Eigenſchaften nachgerühmt werden, in die Ahnenreihe der deutſchen Kaiſerin.

Der Fall, daß eine unebenbürtige Ehe erſt nach dem Tode des Gatten durch kaiſerlichen Spruch anerkannt wird, ſteht nicht vereinzelt da. Das Fräulein von Eichelberg hat eine Schickſalsgenoſſin in Maria Eſther von Witzleben, der Witwe eines Pfalzgrafen von Zweibrücken-Birkenfeld. Ihr Schwager Chriſtian,

der Stammvater des bayriſchen Königshauſes, beſtritt ihren unmündigen Söhnen ihr kleines Erbe, weil die Ehe der Eltern nur morganatiſch geweſen ſei. Der Reichshofrat entſchied zu ihren Gunſten, bezeichnete ſie als des Pfalzgrafen „hinterlaſſene fürſtliche Frau“ und ſicherte ihren Kindern alle fürſtlichen Rechte zu. Auf Maria Eſther und ihren Gemahl gehn die heutigen Herzöge in Bayern zurück, deren gegenwärtiges Oberhaupt der berühmte Augenarzt Karl Theodor iſt. Die Kaiſerin Eliſabeth von Öſterreich war bekanntlich ſeine Schweſter.

Nicht immer aber zeigte ſich der Reichshofrat ſo gnädig, und ganz beſonders rückſichtslos wurde er, wenn es ſich nicht um ſchon von Geburt adliche Damen, ſondern um Perſonen bürgerlichen Standes handelte. Annelieſe war eine Ausnahme geweſen. Auch Dorothea Hoffmann, Tochter eines Bereiters, die ein Pfalzgraf von Zweibrücken zu ſeiner Frau gemacht hatte, wollte durchaus „Hochgeborne Fürſtin“ werden. Aber der Kaiſer beantwortete ein Schreiben des zärtlichen Gemahls, das ſich darauf bezog, überhaupt nicht, wenn er auch ſpäter gutmütig genug war, ihr die Würde einer Gräfin zu verleihen. Als ſie nach dem Tode des Pfalzgrafen auf ihren vermeintlichen höhern Anſprüchen beharrte und ſich des pfalzgräflichen Titels und Wappens bediente, wurde ihr das in überaus ſchroffem Tone unterſagt. Nicht beſſer erging es dem letzten Herzoge von Württemberg-Mömpelgard, einem eigenſinnigen und durch ſeine verworrenen Familienverhältniſſe berüchtigten Herrn. Nicht damit zufrieden, daß der Kaiſer ſeine drei bürgerlichen Frauen und die zum Teil noch vor der Ehe gebornen Kinder in den Grafen- oder Freiherrnſtand erhoben hatte, ernannte er aus eigner Machtvollkommenheit ſeine dritte Frau zur regierenden Herzogin und den älteſten Sohn zum Erbprinzen. Darüber geriet Kaiſer Karl der Sechſte in den höchſten Zorn. Dieſe eigenmächtige Standeserhöhung ſei ein offenbarer Eingriff „in die kaiſerliche und des heiligen Römiſchen Reichs Macht und Vorrechte“. Der unrechtmäßige Erbprinz, der Sohn einer Liegnitzer Bäckerstochter, mußte nach dem Tode des Vaters das Land räumen, und Mömpelgard fiel an die Stuttgarter Hauptlinie, wurde ihr jedoch noch in demſelben Jahrhundert durch die franzöſiſche Revolution für immer entriſſen.

In ſeinem Reſkript an den widerſpenſtigen Herzog hatte Karl der Sechſte ſeinen Standpunkt ſo deutlich wie möglich gekennzeichnet: „Heilung und Erſetzung ungleicher Geburt ohne ſeine kaiſerliche Macht und Gnade iſt unziemlich und nichtig.“ Den Reichsſtänden war dieſes kaiſerliche Reſervatrecht außerordentlich unbequem, zumal da es ſich nicht leugnen läßt, daß der Reichshofrat, der ganz vom Kaiſer abhing, ſich in allen Fragen der Ebenbürtigkeit oft ſtark von perſönlichen oder politiſchen Gründen hat beeinfluſſen laſſen. Sonſt würden ſo widerſprechende Urteile, wie ſie oft erfolgten, unmöglich geweſen ſein. Die zunftmäßigen Juriſten hatten freilich bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts über Standesunterſchiede eine ſehr milde Auffaſſung.

Digitized by Google

Außer dem kanoniſchen und dem römiſchen Rechte ſpielten jetzt auch die Lehren des Naturrechts mit hinein. Die Juriſtenfakultät der braunſchweigiſchen Univerſität Helmſtädt betonte in einem Gutachten von 1698, daß alle Menſchen von Natur frei und gleich ſeien, und noch 1731 erklärte der berühmte Pfeffinger die Ehe eines Fürſten mit einer Plebeja durchaus für berechtigt.

Bei den Fürſten aber machte ſich ſeit Beginn des Jahrhunderts eine ſtarke Strömung gegen dieſe Richtung bemerkbar. Hausverträge, Teſtamentsordnungen oder Verabredungen zwiſchen einzelnen Höfen ſollten dazu dienen, unberechtigte Eindringlinge fernzuhalten. Aber es waren doch immer nur vereinzelte Beſtimmungen, völlige Gleichheit der Anſichten herrſchte keineswegs, ein für alle giltiges Reichsgeſetz fehlte. Da trat ein Ereignis ein, das die ganze deutſche Fürſtenwelt in ungeheure Aufregung verſetzte und zu faſt einmütigem Widerſtande gegen das Reichsoberhaupt zuſammenſcharte. Und dabei wiederholte Karl der Sechſte doch nur, was ſein Vater Leopold der Erſte vor dreißig Jahren getan hatte: er erhob eine Bürgerstochter in den Reichsfürſtenſtand und erkannte ihre Kinder als erbfähig an. Der Unterſchied aber war, daß damals alle Stammesvettern, zum Teil aus ſehr naheliegenden Gründen, der Rangerhöhung Annelieſens beigeſtimmt hatten, während jetzt das ganze Haus Wettin, der Kurfürſt von Sachſen und alle thüringiſchen Herzöge die meiningiſche Familienangelegenheit zu der ihrigen machten. Anton Ulrich, der jüngſte von drei Brüdern, hatte ſich ſchon im Jahre 1711 heimlich mit Philippine Cäſar, der Kammerjungfer ſeiner Schweſter, vermählt. Denn eine Prinzeſſin konnte er, wie er ſpäter mit rührender Naivität ſelbſt erklärte, wegen ſeiner beſcheidnen Mittel nicht heiraten, und da er bei ſich das donum continentiae nicht fand, hätte er entweder ſein Gewiſſen durch unzuläſſige Dinge und Liebe beflecken oder eine bürgerliche Perſon heiraten müſſen, die ſich mit allem zufrieden gab. Als die Geliebte ihm nach mehreren Töchtern auch zwei Söhne geboren hatte, bekannte er ſich offen zu ihr und betrieb unermüdlich die Anerkennung ſeiner Ehe. Anfangs ohne Erfolg, da ſeine Brüder und die mit ihnen verbündeten Fürſten in Wien gegen ihn wirkten. Endlich, im Jahre 1727, ſetzte er mit Hilfe des einflußreichen ſpaniſchen Geſandten, den er von frühern Kriegsfahrten her kannte, ſeinen Willen durch. Philippine erhielt das Prädikat „Hochgeboren“, und ihre Kinder wurden zu Herzögen und Herzoginnen von Sachſen erklärt. Dieſer Triumph, der ihm durch Proteſte und kleinliche Gehäſſigkeiten ſeiner Standesgenoſſen ſtark vergällt wurde, dauerte nicht lange. Als der letzte Habsburger ins Grab geſunken war, und das Reich vor einer Neuwahl ſtand, wurde bei den Beratungen über die Wahlkapitulation, durch die in üblicher Weiſe die Macht des künftigen Kaiſers eingeſchränkt werden ſollte, auch die meiningiſche Sache zur Sprache gebracht. Auf ſie insbeſondre bezieht ſich die berühmte Stelle im Artikel 22 der Kapitulation Karls des Siebenten, wonach ſich der Kaiſer verpflichten mußte, „den aus ohnſtreitig notoriſcher Mißheirat erzeugten Kindern eines Standes des Reiches oder aus

Digitized by Google

ſolchem Haus entſproſſenen Herrn nicht zu Verkleinerung des Hauſes die väterlichen Titul, Ehren und Würden beizulegen, ... auch wo dergleichen vorhin bereits geſchehen, ſolches für null und nichtig anzuſehen und zu achten". Damit war Philippinens Urteil geſprochen. Der Reichshofrat erklärte das frühere Diplom für entkräftet und entzog ihren Kindern die fürſtlichen Rechte. Vergebens appellierte Anton Ulrich an den Reichstag, auch dieſer wies ihn mit ſeiner Klage ab. Der bedauernswerte Mann kämpfte jetzt nicht mehr für die geliebte Gattin, ſondern nur noch für ſeine Söhne. Während der Rechtsſtreit noch ſchwebte, war Philippine geſtorben, und da Anton Ulrich inzwiſchen nach dem Ableben ſeiner Brüder und Neffen alleinregierender Herzog von Meiningen geworden war, freuten ſich die Vettern von Gotha, Weimar und Hildburghauſen ſchon auf die ſchöne Erbſchaft. Der eigenſinnige Alte aber ſpielte ihnen einen argen Streich. Er verheiratete ſich trotz ſeinen dreiundſechzig Jahren noch einmal, und dieſesmal mit einer wirklichen Prinzeſſin, Charlotte Amalie von Heſſen-Philippsthal, die ihm zu ſeinem größten Vergnügen noch eine ſtattliche Reihe von Kindern gebar. Doch die Söhne ſeiner Jugendgeliebten ſtanden ſeinem Herzen immer am nächſten, und noch in ſeinem Teſtament machte er den Verſuch, ihnen einen gleichmäßigen Anteil an dem fürſtlichen Erbe zu verſchaffen. Aber der Reichshofrat verwies auf ſeine frühern Entſcheidungen und ſprach ihnen das Recht der Landesfolge ab. Dagegen herrſchen Anton Ulrichs Nachkommen aus ſeiner zweiten ebenbürtigen Ehe noch heute in Meiningen.

Der Artikel 22 der Wahlkapitulation von 1742 iſt die erſte reichsgeſetzliche Beſtimmung über fürſtliche Unebenbürtigkeit, läßt aber an Klarheit viel zu wünſchen übrig. Was bedeutet der Ausdruck „ohnſtreitig notoriſche Mißheirat"? Schon die Kurfürſten, die die Wahlkapitulation abgefaßt hatten, empfanden, daß er näher erläutert werden müſſe, und empfahlen in einem Kollegialſchreiben dem neuen Kaiſer, ein Reichsgutachten darüber einzufordern. So raſch aber ſetzten ſich die Räder der Reichsmaſchine nicht in Bewegung. Fünfzig Jahre ſpäter wurde in der Wahlkapitulation Leopolds des Zweiten die Sache noch einmal angeregt, geriet aber ſofort wieder in Vergeſſenheit. Nur eins ergibt ſich deutlich, daß unter allen Umſtänden die Ehe eines Reichsſtandes mit einer bürgerlichen Perſon unter den Begriff der Mißheirat gehören ſollte. Das Reichsgutachten, durch das Anton Ulrichs Berufung verworfen wurde, läßt darüber keinen Zweifel.

Merkwürdig iſt es, daß nun Karl der Siebente ſich ſelbſt nicht an ſeine Wahlkapitulation gebunden, ſondern, wie ſchon erwähnt, die Söhne der Kanzleiratstochter Nüßler zu erbfähigen Fürſten von Bernburg erhoben hat. Sein Nachfolger, der bei ſeiner Wahl dieſelben Verſprechungen hatte eingehn müſſen, berichtigte das Verſehen ſofort. Der Reichshofrat war jetzt lange nicht mehr ſo willfährig wie früher. Als ein Fürſt von Naſſau-Saarbrücken, der ſeine Geliebte, ein früheres Dienſtmädchen, geheiratet und vom Kaiſer zur Gräfin

Digitized by Google

hatte ernennen laſſen, nun auch von ſeinen Stammesvettern verlangte, daß ſie die Kinder aus dieſer Ehe für erbberechtigt erklären ſollten, erhielt er eine ſcharfe Verwarnung. Dasſelbe widerfuhr um dieſelbe Zeit einem Bieſterfelder Grafen, der ſich erdreiſtete, ſein „gemeines bürgerliches Eheweib Eliſabeth Kellnerin" für ebenbürtig zu halten. Der Reichshofrat erinnerte ihn daran, daß die mit einer Persona plebeja eingegangne Ehe eine notoriſche Mißheirat ſei, und mithin der Paragraph 22 der Wahlkapitulation eintrete.

Wäre dieſe Beſtimmung nicht ſo ſtreng innegehalten worden, ſo würden heute nicht die Deſſauer Herzöge, ſondern die Grafen von Weſtarp in Bernburg regieren. Dieſe führen ihren Urſprung zurück auf einen Prinzen von Anhalt-Bernburg-Schaumburg, der ſich im Jahre 1790 mit Karoline Weſtarp, der Tochter eines preußiſchen Regierungsrats, vermählt hatte. Den Grafentitel verdanken ſie König Friedrich Wilhelm dem Dritten. Dagegen verweigerten ihnen die Agnaten hartnäckig die Anerkennung; auch der Kaiſer, an die Wahlkapitulation gebunden, konnte nichts für ſie tun. Und dabei waren noch nicht hundert Jahre vergangen, ſeit ein Gnadenwort des Kaiſers Anneliſe auf den Deſſauer Fürſtenthron erhoben hatte.

Daß die Ehe mit einer Bürgerlichen unſtatthaft ſei, ſtand ſeit 1742 unverbrüchlich feſt. Doch dieſe Beſchränkung genügte der Mehrzahl der Reichsſtände keineswegs. Der hohe Adel Deutſchlands war ja eine feſtgeſchloſſene Genoſſenſchaft, die nur ungern einen Eindringling in ihrer Mitte duldete. Das Recht der Reichsſtandſchaft war das entſcheidende Merkmal, das ſie von dem niedern, dem einfachen Adel trennte. Dabei hatten die Reichsfürſten, die in Regensburg jeder für ſich Sitz und Stimme führten, wieder einen Vorrang vor den Reichsgrafen, die, nach Kurien geordnet, nur eine Geſamtſtimme abgeben durften, und unter den Reichsfürſten ſelbſt wurden die, die erſt im ſiebzehnten Jahrhundert oder noch ſpäter zu dieſer Würde gelangt waren, wie zum Beiſpiel die Auersperg, die Dietrichſtein, die Lobkowitz u. a., wieder minder geachtet als die altfürſtlichen Häuſer. Aber ein grundſätzlicher Unterſchied wurde innerhalb dieſer drei Gruppen bei ehelichen Verbindungen doch nicht gemacht. In dieſem Sinne ſchrieb Friedrich der Große unmittelbar nach der Wahlkapitulation an den Kaiſer, es möge für den Reichshofrat als Richtſchnur gelten, „daß alle die fürſtlichen Heiraten für ungleich zu halten ſeien, die mit Perſonen unter dem alten reichsgräflichen Sitz und Stimme in comitiis habenden Stande kontrahiert würden". So war es bisher auch, im allgemeinen wenigſtens, in den ältern Fürſtenfamilien gehalten worden. Heiratsverbindungen mit dem niedern Adel ſind hier immer nur die Ausnahme geweſen. Nach 1741 kommt nur im Hauſe Anhalt noch einmal der Fall vor, daß die Agnaten die Ehe eines Prinzen aus einer Nebenlinie mit einem Fräulein von Haslingen anerkennen, freilich auch erſt nach vielen Weitläufigkeiten. Nicht ſo genau nahmen es die neuen Reichsfürſten, die ja zum Teil aus dem einfachen öſterreichiſchen Adel hervorgegangen ſind und deshalb die Gewohnheit früherer Zeit nach ihrer

Digitized by Google

Erhebung nicht ſofort ablegen mochten. Und ebenſowenig ſchloß ein Herkommen oder gar ein Reichsgeſetz die Ehe eines Reichsgrafen mit einer Dame des niedern Adels aus. Anſätze zu größerer Strenge finden ſich wohl hin und wieder in hausgeſetzlichen Beſtimmungen oder Familienverträgen. So haben auch die beiden Brüder, von denen die gräflichen Linien Lippe-Bieſterfeld und Weißenfeld abſtammen, im Jahre 1749 einen Vergleich geſchloſſen, wodurch ſie ihre Nachkommenſchaft verpflichteten, nur Perſonen gräflichen oder mindeſtens freiherrlichen Standes zu heiraten. Doch bezieht ſich dieſe Beſchränkung der Erbfolge, wie ſchon durch den Schiedsgerichtsſpruch des Königs von Sachſen vom Jahre 1897 feſtgeſtellt worden iſt, nur auf das damals beiden Linien in Lippe noch zuſtehende Paragium — gewiſſe Güter und Ämter mit einigen Hoheitsrechten —, nicht auf das jetzige Fürſtentum ſelbſt.

Die Söhne und Enkel der Reichsſtände, die im Jahre 1742 das bürgerliche Element ſo ſchroff von ſich gewieſen hatten, mußten ſechzig Jahre ſpäter den Sohn eines Gaſtwirts als Genoſſen in ihre Mitte aufnehmen. Drei Monate nachdem Murat Großherzog von Kleve und Berg geworden war, wurde der Rheinbund geſchloſſen, Kaiſer Franz der Zweite legte die Kaiſerkrone nieder, die ſouverän gewordnen Fürſten, die Abkömmlinge der edelſten deutſchen Geſchlechter, die Wittelsbacher, die Zähringer und die Württemberger, erſtarben in Demut vor dem neuen Imperator an der Seine und knüpften, halb freiwillig, halb gezwungen, mit ſeinem Hauſe Familienverbindungen an. Der, der ihm am freieſten und fürſtlichſten gegenübertrat und auch ihm ſelbſt am ehrwürdigſten erſchien, war ſeltſamerweiſe der „Vater Franz", der Enkel der Deſſauer Apothekerstochter.

Das Bild in der Dichtung

Die Kraft des dichteriſchen Genius zeigt ſich am ſtärkſten in der Schönheit und Tiefe ſeiner Metaphern. Die Bildlichkeit des Ausdrucks iſt auch ein Spiegel der geheimſten Individualität, ſogar der künſtleriſchen Kultur der ganzen Zeit und der Raſſe und gibt wichtige Materialien zur Einzel- und Völkerpſychologie. Aus welchen Kreiſen und in welcher Art ein Dichter ſeine Bilder wählt, daran erkenne ich, wo ſeine Gedanken vorzugsweiſe hauſen, wie ſeine Erziehung, Bildung, Lebensweiſe war, welche plaſtiſche Kraft ihm innewohnt. Auch die nationale Phyſiognomie zeigt ſich nirgends ſo prägnant wie in der ſprachlichen Symbolik. Der Orientale, der Inder, der Semite hat andre Bilder als der Weſtländer; die grandioſe Phantaſtik des Mahabharata kontraſtiert ſeltſam mit der exakten und doch eleganten Metaphorik Homers und der Griechen; doch ergeben ſich

Digitized by Google

auch inhaltlich Berührungspunkte, und es gewährt einen großen Reiz, eine Vergleichung von ihrem erſten Auftreten bis zu ihrer Ausgeſtaltung in verſchiednen Idiomen durch alle Varianten zu verfolgen. Die Metapher iſt übrigens keineswegs nur eine Redefigur, ein poetiſcher Schmuck; ſie reicht bis in die innerſten Elemente der Sprache und beruht auf einer Grundfunktion des menſchlichen Denkens. Iſt ja die ganze Sprache nach Jean Pauls Ausdruck (Vorſchule zur Äſthetik, § 47) „ein Lexikon erblaßter Metaphern"; nur wird das uns bei den meiſten Worten nicht mehr fühlbar. Man erwäge zum Beiſpiel die Worte: ausdrücken, empfinden, überzeugen, erklären.

Bei dieſer Bedeutung der Metaphorik für die Kunſt wie für die Sprachforſchung iſt es beinahe unerklärlich, daß an einer exakten Theorie des poetiſchen Bildes noch ſo manches fehlt. Beſonders die Pſychologie der Metaphorik iſt erſt in neuerer Zeit angebaut worden, nachdem man ſich jahrhundertelang ſeit Ariſtoteles und Quinctilian mit der rein grammatikalen und logiſchen Bedeutung der Bilder, namentlich der Einordnung unter die verſchiednen Kategorien geplagt hat. Wie ſchablonenhaft und gedankenlos da vielfach noch jetzt vorgegangen wird, zeigen die altherkömmlichen Einteilungen: Lebloſes für Lebloſes, Belebtes für Unbelebtes uſw., wobei es paſſiert, daß zum Beiſpiel das Virgilſche Bild classique immittit habenas (er läßt der Flotte die Zügel ſchießen) unter die Rubrik: Lebloſes für Lebloſes gebracht wird (Brinkmann, Die Metaphern, S. 30, nach Quinctilian), während die Calderonſche Vergleichung eines Pantherfelles mit einem Sternenbild unter die Rubrik: Unbelebtes für Belebtes fallen ſoll (Brinkmann S. 31). Als ob die „Zügel" ohne die Vorſtellung des anſtürmenden Pferdes, das notwendig der Flotte untergelegt wird, einen Sinn hätten, und als ob ein geflecktes Fell im mindeſten mit dem Leben ſeines Trägers einen äſthetiſchen Zuſammenhang hätte! Mit Recht ſetzt Elſter (Prinzipien der Literaturwiſſenſchaft 1, 382) für den alten Gegenſatz: Belebtes für Unbelebtes den neuen: Sinnliches (Anſchauliches) und Abſtraktes.

Doch muß zur Erfaſſung des pſychologiſchen Vorgangs der Metaphernbildung noch tiefer gegangen werden. Seine Gedanken- und Sprachwelt bildet ſich der Menſch aus den Erlebniſſen, die jederzeit auf ihn einſtrömen. Dabei wird der neue Eindruck nicht unbefangen vernommen, ſondern mit den ſchon im Geiſt ruhenden Vorſtellungen und Strebungen, auf die er trifft, amalgamiert; er erhält eine individuelle Färbung, die es macht, daß keiner aus demſelben Eindruck, zum Beiſpiel einem Natureindruck, einer Rede dieſelben Anregungen empfängt. Die neue Wahrnehmung oder Erkenntnis wird unwillkürlich ſofort an den frühern, zu denen ſie ſich geſellt, gemeſſen, mit ihnen verglichen; ähnliche, früher gehabte Ideen drängen ſich, wie von einem Magnet gezogen, hervor (Geſetz der Aſſoziation), werden erinnert und üben, wenn es zur Benennung und Bewertung kommt, den mächtigſten Einfluß. Sehr entfernte Dinge können ſo unter einen Hut kommen, wenn ſie einen frappanten Zug gemein haben; denn die apperzipierende Tätigkeit des Geiſtes vollzieht ſich nicht exakt logiſch.

Ein Kind, das ſchon Vögel im Fluge beobachtet hat, wird, wenn es zum erſtenmal einen Schmetterling flattern ſieht, ſofort ausrufen: Das iſt auch ein Vogel! Sehr gekünſtelt wird die Funktion der Apperzeption von Avenarius auf ein angebliches Prinzip des kleinſten Kraftmaßes zurückgeführt. (Vgl. Philoſophie als Denken der Welt gemäß dem Prinzip des kleinſten Kraftmaßes S. 2 f.)

Aus der Apperzeption, der Grundfunktion des menſchlichen Denkens, geht die Metaphernbildung unmittelbar hervor. Je nach dem Anſchauungs- und Ideenfonds des Individuums, der Nation geſtaltet ſich das poetiſche Bild. Wenn der Inder im Donner den Hufſchlag der göttlichen Roſſe oder das Brüllen der heiligen Kühe, der Ruſſe das Brummen des Himmelsdrachen, der Lette das Keiſen des „Alten“, der Grönländer den Streit verwünſchter Weiber hört, ſo geben uns ſolche Deutungen intereſſanten Einblick in das Seelenleben der genannten Völker. Namentlich die religiöſen Vorſtellungen ſpielen hier eine wichtige Rolle; die Mythologie iſt Natur- und Lebensſymbolik. Sehr fein erklärt zum Beiſpiel Max Müller das Epitheton des Sonnengotts Savitar „Goldhand“ in den Veden aus Naturanſchauung: „Es war für Leute, welche die goldnen Sonnenſtrahlen beobachteten, wie ſie ſozuſagen mit dem Laub der Bäume ſpielen, ein ſehr natürlicher Gedanke, von dieſen ſich hinſtreckenden Strahlen wie von Händen und Armen zu reden.“ Erſt als man die urſprüngliche Entſtehung des Beiworts nicht mehr verſtanden habe, ſei man zu der abgeſchmackten Sage gekommen, der Sonnengott habe beim Opfer die eine Hand abgeſchnitten, und dieſe ſei durch eine künſtliche erſetzt worden. Ähnlich ging es ja mit vielen Sagen. Keineswegs aber darf man, wovor Max Müller ſelbſt warnt, die religiöſen Funktionen in die äſthetiſchen ganz auflöſen, wie es neuere (Emil Stern, Bieſe) verſuchen. Die Religion iſt Urweisheit, nicht Dichtung. „Die Mythologie“, ſagt Max Müller in den Vorleſungen über die Sprache (S. 387), „hat in das Gebiet der alten Religionen übergegriffen, ſie hat ihr zuzeiten faſt das Lebenslicht ausgeblaſen, und dennoch können wir durch das üppige und giftige Unkraut der mythiſchen Phraſeologie hindurch immer noch einen Blick auf jenen Stamm gewinnen, um welchen dasſelbe wuchert, und an dem es ſich hinaufwindet, und wir ſehen ein, daß es ohne dieſen Stamm nicht einmal das Schmarotzerleben friſten könnte, welches man fälſchlich für eine freie und unabhängige Lebenskraft gehalten hat.“

Von der Metapher im weitern Sinne muß die künſtleriſche Metapher abgeſchieden werden. Die erſtere, die alle übertragnen Ausdrücke, auch die ganz verblaßten, „inkarnierten“, wie ſie Gottſchall nennt (Poetik S. 179), umſchließt und in die weiteſten Beziehungen des menſchlichen Denkens, in Religion, Technik, Alltagsſprache, ihre Ausläufer ſendet, hat nur für die Sprachphiloſophie Bedeutung; einzig die künſtleriſche, namentlich die originelle Metapher wird als ſolche empfunden und bietet äſthetiſchen Genuß. Ariſtoteles vermengt ſie ſprachlich noch mit der Metonymie und Synekdoche, wenn er ſie auch als Unterabteilung des Tropus, als „Übertragung nach der Analogie“ von der nach der

natürlichen Zuſammengehörigkeit in Art und Gattung unterſcheidet. Pſychologiſch erweiſt ſich die Metonymie ſamt ihrer Unterart, der Synekdoche, als auf der Kontiguitätsaſſoziation fußend, während die eigentliche Metapher mit ihren rein idealen Berührungspunkten die Ähnlichkeitsaſſoziation zum Urſprung hat. Beides ſind Grundprozeſſe des Vorſtellungs- und Erinnerungslebens. In der Metapher wird ein Begriff auf einen ähnlichen einfach übertragen, mit ihm verſchmolzen („identifiziert" wäre zuviel geſagt, denn die Verſchiedenheit bleibt aufrecht erhalten). Ariſtoteles faßt die Beziehung zwiſchen Bild und Urbild ziemlich gekünſtelt als eine Proportion: wie die Trinkſchale zu Dionyſos, ſtehe der Schild zum Ares; daher könne man die Trinkſchale den Schild des Dionyſos und den Schild die Trinkſchale des Ares nennen. Oder wenn Perikles ſage, mit der gefallenen Jugend ſei der Frühling aus der Stadt gewichen, ſo ſtehe die Jugend in demſelben Verhältnis zum Leben wie der Lenz zum Jahr. Noch Bieſe hält in ſeiner „Philoſophie des Metaphoriſchen" die Ariſtoteliſche Erklärung aufrecht. Sie iſt aber zu eng. Wenn der Dichter von „Roſenlippen" ſpricht, ſo ſehe ich nicht ein, wie da ein Verhältnis herauskommen ſoll. Verhalten ſich die Roſen zu andern Blumen oder zum Garten wie die Lippen zum Geſicht? Nein, ſondern es iſt einzig die Ähnlichkeit der roten Farbe, die der Metapher zugrunde liegt; die weitere Beziehung wird künſtlich hineingetragen. Man beachte nur den pſychologiſchen Vorgang: unwillkürlich und ohne weitere Umwege weckt das Vorſtellungsbild der ſchwellenden roten Lippe das der blühenden Roſe.

Darum iſt die Metapher auch unmittelbarer als das Gleichnis und darf nicht als „abgekürztes Gleichnis" definiert werden. Dieſes hält die analogen Teile reinlich auseinander, vergleicht ſie nur und gibt auch meiſt die einzelnen Punkte der Übereinſtimmung an; es iſt alſo nicht ſo primitiv und ſchon Produkt einer geklärten Kultur. Die Metapher iſt verwegner, kühner; ſie ſetzt Bild und Urbild unmittelbar in eins. Logiſch iſt ſie eigentlich falſch; denn der Schlaf iſt nicht ein „Bad der ſauern Lebensmühe", kein „Entwirrer des verworrnen Sorgenknäuels", wie Sheakeſpeare ſagt; die Lebensmühe kann man nicht baden, Sorgen können nicht zu einem Knäuel zuſammengedreht und wieder entwirrt werden. Aber das Wirkſame der Metapher liegt gerade in dieſer Verſchmelzung an ſich fremder Vorſtellungen; die Phantaſie vergnügt es, ſo entlegne Vorſtellungen unter einen gemeinſamen Geſichtspunkt zu ſtellen, der doch wieder ſo prägnant iſt. Doch darf der pſychologiſche Vorgang nicht, wie Emil Stern will, zur „phantaſtiſchen Illuſion" geſteigert werden, „die ſich von der Halluzination nur dadurch unterſcheidet, daß dieſe letztere gar keine ſinnliche Grundlage hat" (Metapher und Subjektivität, Euphorion 1898, S. 217). Im Zuſtand pſychiſcher Steigerung „glaube" man an die Realität des Bildes, ſchaue wirklich in der Dämmerung die Eiche als „aufgetürmten Rieſen" mit flatterndem Mantel, wie es Goethe ſchildere. Das geht zu weit.

Der Metapher darf auch nicht die „perſonifizierende Apperzeption" oder Beſeelung des Materiellen als ſelbſtändig an die Seite geſtellt werden, wie

es Elſter (a. a. O. 375) tut. Die Perſonifikation iſt eine Abart der Metapher und beruht auf keiner beſondern Funktion des Geiſtes. Ob ich die Wogen als eilende Roſſe oder umgekehrt das Auf- und Abfluten einer Menſchenmaſſe mit Meereswogen vergleiche, iſt dieſelbe ſeeliſche Tätigkeit; beiderſeits treibt mich die Ähnlichkeitsaſſoziation zu dem Bild, und alle Dichter waren in beiden Arten der Metaphorik gleicherweiſe tätig, je nachdem die Erinnerung ihnen bald bei Naturerſcheinungen geiſtige Beziehungen, bald bei Ideen ſinnliche Bilder zuführte. Mit Viſcher, Volkelt, Lipps, Bieſe einen beſondern Trieb der Beſeelung unorganiſcher Vorgänge anzunehmen und von Einfühlung, innerer Nachahmung und ähnlichem als äſthetiſchen Grundfunktionen zu ſprechen, iſt eine moderne Verirrung, die, wie manches andre, den Weg alles Fleiſches gehn wird. Als ob der Menſch den Trieb hätte, ſich alles ſeiner Natur ähnlich zu denken und überall Leben hervorzuzaubern! Da ſoll eine Säule aus einem Gefühl des Aufſtrebens erwachſen, als ob nicht techniſche Gründe genügten, wo es ſich um weite Hallen handelte. Die Beſeelung hat ihr Recht in der perſonifizierenden Metapher, aber ſie darf nicht das geſamte Gebiet des Schönen überwuchern, als ob das Menſchliche allein ſchön wäre; ihr ſteht koordiniert die Verkörperung des Geiſtigen gegenüber, und wenn es ſich um Priorität handelt, iſt ſie eher bei der letzten Tätigkeit; hatte ja jedes Wort der Sprache urſprünglich eine ſinnliche Bedeutung — ſelbſt der Geiſt, spiritus, iſt der Atmende (Geiſt = Giſcht), Sprudel (θυμός); animus iſt verwandt mit ἄνεμος Wind, ebenſo das hebräiſche ruach; apprehendere, apprendre heißt eigentlich ergreifen, pensare, penser nachdenken eigentlich wägen. Aus dem Grundverhältnis: Sinnliches zu Geiſtigem ergeben ſich die vier Arten der Metapher: Es wird verglichen 1. Sinnliches mit Sinnlichem (ein Meer von Blumen), 2. Geiſtiges mit Sinnlichem (Blume der Ritterſchaft), 3. Geiſtiges mit Geiſtigem (Geſchichte, die Ahnfrau), 4. Materielles mit Geiſtigem (Perſonifikation z. B. „Die goldnen Sterne grüßen").

Es wäre noch von Formeinteilung, von Regeln für die Metapher nach den Forderungen des Verſtandes, der Kunſt, des Taktes zu reden; auch wären die Beziehungen der Metapher zur Allegorie, die keineswegs eine „ausgeführte Metapher" iſt, wie ſie noch in vielen Poetiken heißt, zum Symbol und Denkſpruch zu unterſuchen. Auch die Bedeutung der Metapher für die Wiſſenſchaft, die Religion, die Kultur überhaupt iſt ein intereſſantes Thema. Da Joſef Müller das alles eingehend in ſeinem Werk: „Das Bild in der Dichtung" (Philoſophie und Geſchichte der Metapher, München, 1903) behandelt hat, mag vorſtehende Skizze genügen.

Wichtiger faſt noch als die Theorie iſt die Geſchichte der Metapher. Eine Geſchichte der Metapher iſt ein Deſiderat, für das nur Rudimente vorhanden ſind. Müller hat unternommen, die Lücke auszufüllen und im obigen Werk, einem Sonderabdruck ſeiner Monatsſchrift Renaiſſance, die indiſche, chineſiſche, ſyriſche und ägyptiſche Metapher (das Gleichnis inbegriffen) bearbeitet. Ein zweiter Band: Die griechiſche Metapher enthält die Geſamtdarſtellung der

Digitized by Google

Gleichniswelt in der griechiſchen Poeſie. Dieſer Band enthält auch genaue Textunterſuchung und betrachtet die Tropen in engſtem Zuſammenhang mit der Kultur und in genetiſchem Verhältnis zueinander. Er enthält erſtens alle Metaphern und Gleichniſſe der griechiſchen Poeſie, aber nicht etwa unter Kategorien (lebloſe Natur, Pflanze, Tierreich, Ackerbau, Technik, Militär, Seewelt uſw.) eingeſtellt in der öden Manier, wie es die Hunderte von Diſſertationsarbeiten angehender Doktoren taten, ſondern im Zuſammenhang der Dichtung, ſodaß ſie in ihrer künſtleriſchen Wirkung voll zur Geltung kommen. Die Metaphern der Ilias, der Iphigenie, der Pindarſchen Oden uſw. werden in fortlaufendem Zuſammenhang überſetzt gegeben; der ausfallende nichtmetaphoriſche Teil wird kurz ergänzt, ſodaß der Leſer das poetiſche Ganze doch beſitzt und die Metaphern und Gleichniſſe nach ihrer Stellung in der Dichtung würdigen kann. In den Noten wird dann die wiſſenſchaftliche und äſthetiſche Analyſe gegeben. Dieſe Methode allein läßt die Wirkung des Tropus hervortreten, ohne der theoretiſchen Erwägung zu ſchaden. Andre Teile (die lateiniſche Metapher, die Metapher der Bibel uſw.) können folgen. Vorderhand wird die Monatſchrift „Renaiſſance“ das Thema verfolgen.

Einige Proben ſollen hier gegeben werden.

Varuna, der älteſte Gott der Veden, erſcheint daſelbſt als vierantlitzig (mit Rückſicht auf die vier Himmelsgegenden); er iſt als Sonnengott der weitſchauende, der das Prachtkleid des goldnen Mantels trägt; rings umgeben ihn Späher (Sterne). Er breitet die Erde als einen Teppich aus wie der Schlächter das Fell, er kehrt der Wolken Waſſertonne um und läßt ſie ausſtrömen; er ſchafft Milch in Kühen, Raſchheit in Roſſen, Weisheit im Herzen, Blitze in den Wolken; ſtehend in der Luft, maß er die Erde mit der Sonne wie mit einem Maßſtab. Sein Auge iſt die Sonne, die auch als mächtiger in der Luft ſchwebender Vogel, als das goldbeladne Schiff im Luftmeer verſinnbildet wird.

Agni, der Feuergott, iſt der in Flammen geborne, der Weſenkenner (wegen der aufhellenden Kraft des Lichts). Schlangengleich fliegt er als Blitz durch die Lüfte und ſchaut mit ſeiner Augen Strahl auf Erde und Himmel wie ein Pfadhüter. Der Glanz des Opferfeuers iſt ſein Lachen; mit goldner Lippe genießt er die Opfergaben. Seine Flammen ſind langhaarige Mädchen, die ihn umſchlingen; ziſchend und ſich windend wie die Schlange erhebt er ſich ſchwarzgeflügelt auf ſeinem Gang (ein herrliches Bild des vom Rauch umgebnen Brandes!). Wie ein Bulle unter Gebrüll den Kühen zueilt, ſo neigt er ſich gierig dem braunen Holz zu, läßt ſeinen Leib erſtrahlen und ſchüttelt die Hörner wie ein wilder Stier. Er ſchwingt das Flammenbeil und mäht der Erde Haar ab. Nacht und Morgen ſind Ammen des himmliſchen Agni; ſie, die ungleichsfarbigen Schweſtern, ſäugen den jungen Agni; ſelbſtherrlich golden glänzt er bei der einen, mit weißer Flamme ſtrahlt er bei der andern.

Die Maruts, die Gewittergottheiten, ſtürmen wie grimmige Löwen, Blitze ſchießend, vor; ſie treiben die dunkeln Kühe (die Wolken) heraus und melken

ihre Euter, deren Segen die durſtige Erde tränkt. Anderswo wird der Regen ihr Schweiß oder Harn genannt oder Same des Dyaus (auch Äſchylos nennt in fr. 45 ed. Hermann den Regen Same des Himmels, Ariſtophanes in den Wolken 373 Harn des Zeus).

Die Morgenröte (Uſha) iſt des Himmels Tochter; ſie kommt wie eine jugendliche Maid geſchmückt mit buntem Kleid gleich einer Tänzerin; ſie enthüllt ihren blühenden Buſen wie die Kuh ihr Euter. Wenn ſie erſcheint, räumt ihr die ſchwarze Schweſter den Sitz, die abwechſelnd mit ihr den Himmel hütet. Der Uſha folgt der Sonnengott wie der Braut der Freier. Uſha iſt ewig jung, roſſereich (d. h. ſtrahlenreich; es gehört zu den Eigenheiten der brahmaniſchen Phantaſie, Rinder und Roſſe als Symbol alles Köſtlichen zu nehmen, deshalb wird ſogar der Opfertrank als Stier bezeichnet). Wenn auch fußlos, ſchreitet ſie doch im Flug durch die Welt, mit hundert Wagen fährt ſie zu den Menſchen, rings Segen ſpendend (die hundert Wagen beziehen ſich wohl darauf, daß die Morgenröte an vielen Orten zu gleicher Zeit erſcheint). Aber auch die Nacht, die Beſänftigerin, iſt eine erquickende Göttin.

Im 127. Hymnus des 10. Vedabuchs heißt es:

Schon naht die Nacht; die Göttin ſchaut
Aus ihren Augen überall,
Mit hehrem Schmucke angetan.
(Die Augen ſind die funkelnden Sterne.)

Wie fein pſychologiſch iſt das Bild! Glauben wir nicht beim Wandern durch Nachtdunkel das unheimliche Spähen eines dämoniſchen Geiſtes wahrzunehmen, wie Goethe es ausdrückt: „Wo Finſternis aus dem Geſträuche mit tauſend ſchwarzen Augen ſah“!

Seltſam berührt es uns, wie die Anſchauungswelt des Ackerbaus den Inder beherrſcht: Agni zieht als Himmelsprieſter des Opfers Deichſel; wie Roſſe ſchirrt er ſich die Gebete an; dieſe fliegen zu Gott wie Vögel zu ihrem Neſt, wie Kühe auf die Weide. Auch die Liebesſymbolik ſpielt ſtark herein: Wie voll Begier die Frauen zu dem Gatten, ſo kommen liebkoſend die Geſänge zu Indra; die zwei Reibehölzer, aus denen der Prieſter das Opferfeuer gewann, ſind die Mütter Agnis oder das harte Holz der Vater, das weiche die Mutter. Aus der Trächtigen kommt der junge Agni als Sohn geſchritten; das Reiben iſt die Zeugung. Oder die zehn Finger, die bei der Reibung tätig ſind, ſtellen zehn Jungfrauen vor, die nie ermattend Agni gebären, oder liebende Frauen eines gemeinſamen Gatten auf gleichem Sitz.

Erhaben klingt es, wenn im Ramajana der Himalaja als Haupt Siwas erſcheint, der das Himmelswaſſer des Ganga im Waldgeflecht ſeiner Locken auffängt, das ihn wie ein Stirnkranz umwogt. Glühend iſt die Liebesmetaphorik in Kalidaſas und Bhartriharis Geſängen; ſcharf damit kontraſtierend der asketiſche Geiſt der Upaniſchad und der buddhiſtiſchen Literatur; gleich in

Digitized by Google

beiden Literaturen aber iſt die unerſchöpfliche Fülle der Bilder, in denen ſich endlos bald die jubelnde Luſt am Sein, bald die Sehnſucht nach dem ernſten Hintergrunde der gleißenden Erſcheinungswelt ausſtrömt.

Näher ſteht unſerm Empfinden die griechiſche Metaphorik. Statt der Groteske des Ausdrucks, der berauſchenden Fülle der Bilder entzückt uns hier die treffende Prägnanz und doch originelle Feinheit. Eine Menge uns geläufiger Bilder begegnen uns hier zum erſtenmal; ſo iſt die Redensart „auf des Meſſers Schneide ſtehn“ zuerſt von Homer (Ilias K 173) gebraucht; „den Rahm von der Milch zu ſchöpfen“ wirft Solon in einem Epigramm den ſchlechten Staatslenkern vor; „die Schlange am Buſen gehegt“ zu haben beklagt der Miſanthrop Theognis von Megara; vom „Kolorit der Töne“ ſpricht ſchon Antiphanes. Doch iſt einzelnes auszupflücken ohne beſondern Wert, der eben in dem Überblick über das Ganze und in dem organiſchen, jahrhundertelang fortentwickelten Zuſammenhang liegt.

Aschabad und Umgegend

Reiſeerinnerungen von H. Toepfer

2

Um von Aſchabad ſelber etwas kennen zu lernen, mußten wir während unſrer Kreuz- und Querfahrten durch die Stadt nach dieſem oder jenem Ziele die Augen dauernd offenhalten, da wir anderweitig zu ſehr in Anſpruch genommen waren. Aſchabad, zu deutſch „Lieblingsort“, iſt typiſche Ruſſenſtadt in Zentralaſien. Aus einem befeſtigten Turkmenenaul entſtanden, der zur Zeit der Skobeljeffexpedition Vorort der Achal-Teke-Oaſe geworden war, hat es ſich nach Unterwerfung der Merw-Oaſe als Gebietshauptſtadt und Handelsplatz ſehr vorteilhaft entwickelt. Es iſt dies zum großen Teil das Verdienſt Kuropatkins, der ſich hier in faſt zehnjähriger Tätigkeit als Gebietschef einen berechtigten Ruf als Organiſator erworben und in der Stadt ſelber eine verdiente Ehrung in der Bezeichnung einer der ſchönſten Straßen mit ſeinem Namen gefunden hat. Wenn man ſich, von dem Anblick des einförmigen Steppenlandes und der Auls einigermaßen gelangweilt, der Stadt nähert, machen die Gartenanlagen und die ſich in ihnen erhebenden Kuppeln und Kupferdächer ſchon einen höchſt erfreulichen Eindruck. Und dieſer Eindruck wird nur verſtärkt, wenn man die breite, nach dem genialen Erbauer der Eiſenbahn benannte Annenkoffſtraße, die, zwei Kilometer lang, vom Bahnhof in das perſiſch-armeniſche Handelsviertel hineinführt, entlang rollt. Der hier liegende ſtädtiſche Garten zeugt von dem Erfolge des Beſtrebens, das Bild der Straßen durch Baumſchmuck zu

Digitized by Google

beleben und ihren Bewohnern unter grünem Blätterdach Erholung zu ſchaffen. Übrigens ſind auch die Ränder der Straßen ſelbſt mit hochſtämmigen Platanen, Akazien und einheimiſchen breitwipfligen Pappeln bepflanzt und werden in der Fahrbahn durch ziemlich tiefe, Waſſer führende Gräben — Aryks — begrenzt. Die Fahrbahnen ſind größtenteils chauſſiert und meiſt endlos breit. Auch das iſt typiſch für die ruſſiſchen Teile aller aſiatiſchen Städte. Möglich war es, ſolche Straßen anzulegen, weil der Grund und Boden nichts oder wenig koſtete, erwünſcht ſchien es, weil zur Zeit der Entwicklung dieſer Stadtteile die Bevölkerung noch keineswegs befriedet war und etwaige Aufſtände und Straßenkämpfe auf breitem Raum leichter zu bewältigen ſind als zum Beiſpiel in den engen, winkligen Eingebornenvierteln. Aber nachteilig iſt die Raumverſchwendung, weil bei der Unſicherheit und Geringfügigkeit der ſtädtiſchen Einnahmen keine Stadtverwaltung in der Lage iſt, die Koſten der Anlage und Erhaltung der Bürgerſteige, der Pflaſterung oder auch nur der Chauſſierung ſowie der Beleuchtung dieſer Straßen aufzubringen. Die Folge iſt meiſt im Frühjahr ein grundloſer, zähe haſtender Schmutzbrei auf der Fahrbahn oder wie in der niederſchlagsarmen transkaſpiſchen Landſchaft ein entſetzlicher Staub, der alles durchdringt, alles bedeckt und die ſorgfältigſten Gartenanlagen ungenießbar macht, wenn ſich die häufig auftretenden ungebändigten Wüſtenwinde aufmachen. Auch regelmäßige und ſorgfältige Sprengung der Straßen hilft nichts, und nur die reichliche Waſſerzufuhr durch die Aryks ermöglicht der Vegetation den Widerſtand gegen die mit hoch geſteigerter Sonnentemperatur gepaarte Staubplage. Die Waſſerverſorgung iſt überall eine der Hauptaufgaben der ſtädtiſchen Verwaltung. Hier iſt dieſe Frage durch eine Kanaliſation gelöſt worden, die aus einem oberirdiſchen Netz von Hauptkanälen und Bewäſſerungsgräben mit den nötigen Schleuſen und einer unterirdiſchen, Trinkwaſſer zuführenden — Keris- — Leitung kombiniert iſt und durch fließendes Waſſer und durch Quellwaſſer geſpeiſt wird. Eine gut eingeſpielte Verwaltung wacht über der richtigen Verteilung, Zuführung und Verwendung des Waſſers, ſteiſt ſich aber auch gegen eine andre Regulierung, wie ſie die gerade im vorigen Frühjahr von der Eiſenbahndirektion und vom Artilleriepark beantragte Bewäſſerung einer neuen Fläche von zwölf Hektar nötig gemacht haben würde. Die Erhaltung des Gartenſchmuckes der Stadt würde dadurch in Frage geſtellt. Der Umſtand, daß Aſchabad die geringſte Zahl von Malariaerkrankungen, die ſonſt in Zentralaſien ziemlich häufig ſind, aufweiſt, ſpricht jedenfalls für die Güte der Waſſerzufuhr. Trotz alledem ſoll der Aufenthalt im Sommer kaum erträglich ſein und Alles nach dem herrlichen, leider nur zu kurzen Frühjahre mit ſeiner Blätter- und Blütenpracht hinaustreiben in die Kühle der nahen Berge, in die ſchon genannte Sommerfriſche Firjuſa.

Für die ruſſiſche Militär- und Beamtenariſtokratie iſt durch ſchloßartige Gebäude inmitten von gepflegten Parks viel getan. Da fällt zum Beiſpiel das in mauriſchem Stil gehaltne Haus der Eiſenbahnverwaltung an der Annenkoffſtraße durch ſeine vornehme Bauart auf. Auch das Schloß des Gebietschefs

auf einem freien, mit Parkanlagen ausgeſtatteten Platze gegenüber den Reſten einer alten Tekinzenfeſtung könnte ziemlich weitgehenden Anſprüchen genügen, vermag aber die nicht ganz unberechtigte Sehnſucht ſeiner Bewohner nach dem Treiben der Reſidenz nicht zu ſtillen. Die Wohnung des Stabschefs, das klaſſiſche Progymnaſium, das Frauengymnaſium, das Offizier- und das Zivilkaſino, ſie alle ſtellen den Erfolgen der ruſſiſchen Koloniſation in Zentralaſien ein gutes Zeugnis aus. Sonſt freilich kommt die Architektur zu kurz: die Privathäuſer ſind allermeiſt lange, niedrige hellgetünchte Kaſten mit flachen, aus einem Gemiſch von Lehm, Sand, Häckſel und Naphthaerde hergeſtellten Dächern, die gegen die geringen Niederſchlagsmengen widerſtandsfähig genug ſind und als ſchlechte Wärmeleiter gegen die Sonnenbeſtrahlung wirkſam ſchützen. Während die Häuſer der Europäer nach dem Garten zu mit mächtig breiten, als Korridore dienenden Veranden verſehen ſind und hier bei Abend etwas Kühlung bieten, muß ſich ein Teil des nächtlichen Lebens der Eingebornen auf dieſen Dächern abſpielen. Faſt alle, öffentliche wie private Gebäude ſind einſtöckig, weil ſich die Tätigkeit der unterirdiſchen Gewalten manchmal ſehr energiſch in ſtarken Bodenſchwankungen äußert. Die perſiſche Stadt Kutſchan, die nur 150 Kilometer von Aſchabad entfernt am Südhang des Kopet-Dagh liegt, wurde 1893 durch ein Erdbeben völlig zerſtört; es machte ſich auch hier bemerkbar, ſodaß, wie man erzählt, das Waſſer in den Aryks hoch aufſpritzte.

Aſchabads Bevölkerung betrug im Jahre 1901 außer 8690 Soldaten 14245 Menſchen, darunter 6150 Ruſſen, 4160 Perſer, 2100 Armenier, 720 Tataren und Lesghinen, 379 Polen, 188 Deutſche, 9 Franzoſen und von Eingebornen nur 195 Tekinzen, 185 Chiwinzen, 75 Bucharzen, ſodann 80 Juden und 14 Griechen. Die Armenier gelten als die unbeliebteſte und unruhigſte Maſſe, und von ihnen verſah man ſich, wie erwähnt, nichts gutes. Mancher Offizier führte eine gute Browningpiſtole als unzertrennlichen Begleiter mit ſich. Noch erfreuten ſich die Behörden der nötigen Autorität. Durch die Verteidigung des Generals Kowaljeff, der einen Militärarzt hatte durchprügeln laſſen und zu milde beſtraft ſchien — er hat ſich inzwiſchen, durch Zeitungspolemik zu Tode gehetzt, erſchoſſen —, hatte ſich aber der Gebietschef einigermaßen geſchadet.*)

So wenigſtens äußerte ſich ein fortgeſchritten liberaler Regierungsarzt, deſſen Bekanntſchaft wir bei unſrer Abreiſe im Eiſenbahnwagen machten, und der uns viele ſchätzenswerte Aufſchlüſſe über Stimmung und Anſichten, über die örtlichen und allgemein verbreiteten Sympathien für eine aktivere Politik in Perſien und gegen Afghaniſtan gab. Seine Erklärungen über die mancherlei Reſte alter Kultur bei Annau, Kaakcha, über die Auls, Anſiedlungen und Städte kürzten die nächſte zwölfſtündige Fahrt durch die Atek- und Tedſhen-Oaſe und die Wüſtenſtrecke bis Merw. Übrigens entbehrt dieſe Strecke, wenigſtens bis Duſchak, keineswegs landſchaftlichen Reizes. Bis hier, wo die

*) Iſt inzwiſchen zur Verfügung des Kriegsminiſters geſtellt worden.

Eiſenbahn ihren ſüdlichſten Punkt erreicht, begleiten ſie die die perſiſche Grenze bezeichnenden blauen Berge; bei Artyk nähert ſich die Grenze auf wenig Kilometer. Weiterhin überſchreitet der Schienenweg die beiden Hauptflüſſe Tedſhen und Murgab nicht allzuweit vor ihrem kläglichen Auslauf im Wüſtenſande.

Ziel des Tages war das Kaiſerliche Schatullgut Murgab bei der Station Beiram Ali auf den Ruinen von Alt-Merw. Wieder hatte die Fürſorge des Gebietschefs die Wege geebnet und uns als Gäſte bei der Gutsverwaltung angemeldet, da man anders kein Unterkommen findet.

Der Verwalter hat entſprechend der feſt beſtimmten Rangordnung der ruſſiſchen Staatsbeamten als Wirklicher Staatsrat den Rang eines Generalmajors und wird einer Gepflogenheit zuliebe, und weil außerdem ſein Vorgänger ein echter General geweſen war, auch „der General“ genannt, obgleich er ſeine militäriſche Laufbahn als Oberleutnant im Chevaliergarderegiment beſchloſſen hatte. Nachdem er ſich eine Zeit lang mit der Verwaltung eigner Güter befaßt und nebenher das viel geſchmähte Amt eines Landſchaftshauptmanns (Semski Natſchalnik) bekleidet hatte, war er mit weitgehenden Vollmachten in ſeine jetzige Stellung berufen worden, die der eines kleinen Fürſten mindeſtens vergleichbar iſt und viel Gelegenheit zu fruchtbringender Tätigkeit bietet. Herr und Frau J. waren die liebenswürdigſten Wirte und taten, unterſtützt von den nächſtſtehenden Beamten, alles, unſern vierundzwanzigſtündigen Aufenthalt in ihrem Hauſe überaus angenehm zu geſtalten. Pariſer Toiletten, orientaliſche Teppiche, vornehmer Zuſchnitt der Haushaltung in ruſſiſchem Stil inmitten der Reſte einer uralten Kultur und Untertanen wie der friedlich gewordnen, früher unbändigen Turkmenen, landwirtſchaftlicher Großbetrieb auf fruchtbarſtem Boden und Verwertung der produktiven Kräfte mit Hilfe der neueſten Mittel der Technik, des Waſſerbaus und der Baumwollinduſtrie, das alles vereinigte ſich in einem auch in klimatiſcher Hinſicht merkwürdigen Landſtrich, ſodaß unſer Intereſſe fortdauernd gefeſſelt wurde. Sogar eine Theatertruppe gaſtierte längere Zeit in Beiram Ali und brachte am ſpäten Abend unſers Beſuchs eine kleinruſſiſche Räubergeſchichte zur Darſtellung. Das Theater iſt eine Schöpfung des Verwalters, der vorläufig die ſämtlichen reichen Einkünfte des Gutes zur Erweiterung des Betriebs, zur Beſſerſtellung und Erholung der ruſſiſchen Beamten und Arbeiter und zur Verbreitung von Bildung unter Koloniſten und Eingebornen zu verwenden hat. Übrigens ſpielte die Truppe gut: die Lebhaftigkeit, Ungebundenheit und Einbildungskraft des Ruſſen in Verbindung mit der ausdrucksvollen Kraft ſeiner Sprache kam auch hier, wie ich es überall im Theater gefunden habe, dem Geſamtbilde zuſtatten.

Das in perſiſchem Stil gehaltne Schloß des Verwalters liegt am Ende der elektriſch beleuchteten und mit prächtigen Bäumen beſetzten Hauptſtraße, an der die höchſten Beamten ihre geräumigen, ähnlich gehaltenen Wohnhäuſer haben, und zeigt eine breite Freitreppe nach dem Park. Kokett nehmen ſich an allen Wohngebäuden die Galerien, Bogen und Geſimſe unter den flachen Dächern inmitten der üppigen Bewachſung aus. Zier- und Fruchtgärten löſen ſich ab

Digitized by Google

und ſind beſetzt mit Aprikoſen-, Pfirſich- und Mandelbäumen ſowie mit Vertretern der Flora des Kaukaſus, von China, Indien und Mexiko; und zwiſchen ihnen nimmt die Kugelgeſtalt des eigentümlichen Kairà-gatſch-Baumes einen breiten Raum ein. Leider ließ der winterliche Zuſtand nur ahnen, was der freundliche Führer, Staatsrat v. Br., in verlockenden Farben von der Fülle und ſtrotzenden Kraft dieſer Pflanzenwelt zu ſchildern wußte, deren hochgewachſne Vertreter nicht weſentlich älter als zehn bis zwölf Jahre waren. Trotz der bedeutenden Wärme, die die Sonne ſchon damals vom wolkenloſen Himmel herabſandte, blieben die Knoſpen, durch die empfindliche Kühle der Nächte gewarnt, noch geſchloſſen und mahnten. die winterliche Umhüllung nicht leichtſinnig wegzulaſſen.

Eine mehrſtündige Fahrt durch die Ruinen lenkte unſern Blick rückwärts in die Vergangenheit. Bei der Station, gleich hinter dem neu gegründeten Baſar, auf dem man gelegentlich wertvolle Altertümer, auch aus den Ruinen ſtammende Koſtbarkeiten kaufen kann, liegt dies Alt-Merw, ein Feld von ſechsundvierzig Quadratkilometern, auf dem die einzelnen Perioden der Geſchichte Mittelaſiens Andenken hinterlaſſen haben. Deutlich zeigen die Ruinen, daß jeder Eroberer, der die Stadt genommen hatte, ſeine neue Reſidenz außerhalb des bisherigen Weichbilds verlegt hat. Der älteſte Teil, Gjaur-Kala, liegt ganz im Nordoſten und iſt das Merw der Saſſaniden und der Araber, gegründet auf und neben den völlig verſchwundnen Überbleibſeln der Stadt Margiana. Hierher zogen Ninus im dreizehnten Jahrhundert v. Chr. und Kyros, der Perſerkönig, ſpäter Alexander der Große; hier gründeten die Seleuciden ein Reich und hatten die Neſtorianer vom vierten bis zum achten Jahrhundert n. Chr. ein Epiſkopat und eine Glaubensſchule. Nach dem Sturze des letzten Saſſaniden im Jahre 642 begann die Herrſchaft der Araber unter den Abbaſiden. Merw wurde ein wichtiges geiſtiges Zentrum des Islams und erreichte, nachdem das Chriſtentum durch die Seldſchukken im Jahre 988 endgiltig ausgerottet worden war, als Hauptſtadt von Choraſſan im elften Jahrhundert den Gipſelpunkt ſeiner Größe. Der ſüdweſtlich von Gjaur-Kala liegende Ruinenteil Sultan-Kala, die Gründung der Araber, iſt die Reſidenz der Seldſchukkendynaſtie geweſen. Ihre Blüte vernichtete der Anſturm der Mongolen unter Tuli-Khan im Jahre 1219. Erſt hundertvierundneunzig Jahre ſpäter zog neues Leben ein, indem Timurs Sohn Schachroch und ſeine Nachfolger wieder ſüdweſtlich von der zerſtörten Stadt die Feſtungen Abdullah-Khan- und weſtlich an deren Mauern anſtoßend Beiram-Ali-Khan-Kala ausbauten. In dieſen Städten, der Winterreſidenz der Timuriden, ſpielen ſich die geſchichtlichen Ereigniſſe ihrer Zeit, der Periode der Sſefewiden und Usbeken und der Kampfperiode der Perſer- und der Bucharzenherrſchaft ab. In den Kämpfen um Merw wurde durch dieſe 1795 der große Murgabdamm, das Hauptſtauwerk für das Bewäſſerungsſyſtem, zerſtört und danach Neu-Merw etwa zwanzig Kilometer weſtlich gegründet. Von 1815 bis 1835 war die Merw-Oaſe Chiwa zinspflichtig, bis ſich 1856 die Teke-Turkmenen zu ihren Herren aufſchwangen und in Neu-Merw ihre Hauptfeſtung errichteten, auch dieſe Stadt zum Zentrum des Sklavenhandels machten. Im Jahre 1884

unterwarfen ſich die Turkmenen vertragsmäßig den Ruſſen. Es iſt alſo auch eine Art Zug nach dem Weſten, der ſich hier abgeſpielt hat und der allmählichen Verlegung des Hauptbettes des Murgab folgt.

Von Altertümern beherbergt die Gjaur-Kala auf ihrer viereinhalb Quadratkilometer großen Fläche wenig mehr. Ein ſtellenweiſe ſehr hoher Erdwall mit Spuren von Türmen umgibt ſie, und in der Mitte ihrer nördlichen Umfaſſung liegt eine ringförmige Zitadelle, die den Wall um etwa zwölf Meter überragt. Amerikaner haben hier Nachgrabungen begonnen, und es iſt anzunehmen, daß durch gründliche Unterſuchung wertvolle Nachrichten über die Geſchichte des Orients und die Kämpfe des Chriſtentums zutage gefördert werden können. Viel mehr iſt von den beiden andern Städten erhalten, ſo Türme und Zinnen der Mauern von Beiram-Ali-Khan-Kala, Kielbogen zwiſchen den koniſchen Türmen des Oſt- und Weſttores und ein Teil der Zitadelle von Abdullah-Khan-Kala mit Stukkaturreſten in den Ruinen des ehemaligen Statthalterpalaſtes. In der Sultan-Kala, einer noch von Lehm- und Ziegelmauern umſchloſſenen quadratiſchen Fläche von reichlich zwei Kilometern Seitenlänge, feſſelte neben den Trümmern der Zitadelle Schachriarch-Ark im Nordweſten mit ihren Gebäuden der große Kuppelbau der Moſchee des Sultans Sſandſhar mit deſſen Grabſtätte durch ſeine Maße und die Kunſt ſeiner Galerien, Niſchen, Säulen und Pilaſter mit Reſten arabiſcher Inſchriften unſre Aufmerkſamkeit. Erbaut iſt die Moſchee auf quadratiſcher Grundfläche von ſiebenundzwanzig Meter Seitenlänge aus großen aber flachen Ziegeln in Kalkmörtel; aber das Material, das aus dem Lößboden gewonnen und gebrannt iſt, wie es auch heute noch verarbeitet wird, erweiſt ſich nicht als allzu widerſtandsfähig. Trotz aller Verehrung, die dem Grabe gezollt wird, und die in Legenden über das Mauſoleum und den Sultan Sſandſhar zum Ausdruck kommt, droht der Zuſammenſturz. Die Tatſache, daß der Fall des Hauptbewäſſerungskanals vom Hindukuſchſtaudamm bis hierher genau der Höhe der Moſchee entſpricht, läßt ſchließen, daß das alte Irrigationsverfahren ebenfalls auf ſorgfältigem Nivellement beruht hat. Der ſüdliche Teil von Sultan-Kala iſt ein ausgedehntes Gräberfeld, auf dem das Brüdergrab, zwei mit blauen Fayencereſten geſchmückte, baulich miteinander verbundne Räume mit marmornen Sarkophagplatten hinter weithin ſichtbaren Kielbogen, auffällt. Bunte Bänder an einer mit Roßſchweif gezierten Stange über einem Grabmal verkündigen, daß es von unfruchtbaren Frauen aufgeſucht wird, die in dem bunten Lappen einen Wechſel auf ein erkleckliches Opfer ausſtellen, zahlbar, wenn ſie ein Kind zur Welt bringen. Nicht weit davon iſt eine tiefe Waſſerziſterne mit Kuppelüberdachung einigermaßen erhalten.

Auch außerhalb der drei Städte iſt eine Anzahl Ruinen verſtreut, die größtenteils den letzten Zeitabſchnitten von Alt-Merw entſtammen: Ziegel-, Lehmziegel- und Lehmſchlagmauern, Wohnhäuſer, Kuppelbauten, Türme und Grabſtätten deuten auf entſchwundne Größe. Zwiſchen ihnen hauſen Turkmenenfamilien einzeln oder in Gruppen, wo ihnen ein alter, halbverfallner Aryk gelegentlich Waſſer zuführt. An manchen Stellen ſind Baumwollenpflanzungen

Digitized by Google

in Betrieb, manche Ruine iſt in die von der Gutsverwaltung für junge Kulturen, Baumſchulen und Gärten in Nutzung genommnen Flächen verſchlagen, ſonſt bedeckt nur eine feſte Grasnarbe Trümmerfelder und ehemalige Gärten und wechſelt ab mit ſo anmutigen Kräutern wie der ſtachligen Kamelbiſtel.

Einem mohammedaniſchen Heiligen wurde in ſeiner Behauſung bei einer kleinen unanſehnlichen Moſchee neuern Datums, die wie alle bei den feſten Auls unſchön graugelb ausſah, ein Beſuch gemacht. Er ließ es ſich nicht nehmen, Frau J. und uns mit Salz und Brot, einem eigentümlich ſäuerlichen Gebäck, zu bewillkommnen und ſtellte ſich anſtandlos mit uns zum Bilde zuſammen. Die Turkmenen machen ſich eben auf die Satzungen des Korans ihren eignen Vers. Auf Nachmittag wurde ein Beſuch bei dem Sohne des letzten ſelbſtändigen Khans verſchoben. Ein ſchlauer alter Turkmene, hat er die Zeichen der Zeit ebenſo verſtanden wie ſeine Mutter, die auf ihre alten Tage Ruſſiſch lernt. Er hat die Hoheit des Zaren bedingungslos anerkannt und lebt nun in ſeinem Aul in ſeiner Weiſe als Grandſeigneur, angetan mit recht vielen ſeidnen Chalaten — ſchlafrockähnlichen Röcken — übereinander, ohne durch Regierungsſorgen behelligt zu werden. Er hat Komaroff, den erſten Gebietschef, und Kuropatkin in ſeinem Zelt empfangen, beherbergt, Gaſtgeſchenke genommen und gegeben und ſteht mit den örtlichen Gewalten in den beſten Beziehungen. Man ſuchte ihm unſre Heimat und unſre Reiſezwecke zu erklären, und er lud uns in ſein Hauptzelt, das über kunſtvollem Holzgeſtell innen mit koſtbaren Teppichen behangen und belegt und mit Truhen mit alten Waffen und Wehrgehängen ausmöbliert war. Manches Stück wurde davon gezeigt. Aber der alte Herr war ſehr unzufrieden, daß wir ſeine Gaſtfreundſchaft nur wenig Minuten in Anſpruch nehmen wollten. Als Beweis ſeiner Hochſchätzung verehrte er jedem von uns ein Perſianerfell, zu welchem Zweck fünf Lämmlein ſchnell ihr Leben laſſen mußten. Fatales Geſchenk übrigens, das ſich in der Wärme der Eiſenbahnabteile zu einer übelriechenden, klebrigen Maſſe verwandeln ſollte!

Beſichtigungen des Betriebs, der Irrigationsfelder, Gärten und Baumſchulen und der Baumwollfabrik nahmen den übrigen Teil des Tages vollauf in Anſpruch, nachdem wir bei einem ausgezeichneten Diner die Ortsgenüſſe, ganz vorzüglichen Fiſch und Kaviar vom Amu-Darja, kennen gelernt hatten. Es war die letzte kulinariſche Freude vor Moskau. Gern hätte man uns länger behalten. Aber ſo iſt die ruſſiſche Gaſtfreundſchaft: großartig, entgegenkommend, will ſie die einmal gefaßten Entſchlüſſe nicht ſtören.

Herzlichſter Dank ſei allen den Herrſchaften, die uns ſo überaus gütig aufgenommen haben, an dieſer Stelle wiederholt!

Die Sperlinge auf dem Naſchmarkt

Ein Leipziger Märchen von Julius R. Haarhaus

(Fortſetzung)

Als Chriſtine die enge, von der blakenden Öllampe verräucherte Dachkammer ihres kranken Freundes verlaſſen hatte und durch die milde Frühlingsluft dahinſchritt, hörte ſie in ihrer Taſche die beiden Schlüſſel, die er ihr anvertraut hatte, ſo luſtig klappern, daß ſie darin eine Mahnung zu erkennen glaubte, ſich ihres delikaten Auftrages ſogleich zu entledigen. Es war noch nicht ſpät, die Straßen waren des ſchönen Wetters wegen kaum minder belebt als zu einer frühern Abendſtunde, und wenn ſie ſich ein wenig beeilte, ſo konnte ſie dem Kranken das erwünſchte Mittel noch bringen, bevor das alte graue Haus in der Fleiſchergaſſe abgeſchloſſen wurde. Sie beſchleunigte alſo ihre Schritte, holte aus ihrer eignen Wohnung im Salzgäßchen die Budenſchlüſſel und eine Laterne und kam gerade auf dem Naſchmarkt an, als ihre Feindin unter Beihilfe zweier Verehrer die Zumacheleinwand herabließ und mit Nägeln an den Seitenpfoſten ihrer Zeltbude befeſtigte. Dabei lachten und ſchäkerten die drei Leutchen ſo ſelbſtvergeſſen, daß ſie gar nicht bemerkten, wie Chriſtine mit einem giftigen Blick an ihnen vorüberhuſchte, die Olitätenbude aufſchloß und darin verſchwand.

Nicht ohne Mühe zog ſie den ſchweren Kaſten aus ſeinem Verſteck, kniete davor nieder und klappte, nachdem ſie die beiden Schlüſſel in die Löcher geſteckt und umgedreht hatte, den mit Eiſenbändern beſchlagnen Deckel empor. Dann hob ſie die Laterne vom Boden auf und ſtellte ſie auf einen Schemel, daß der Lichtſchein voll auf die geheimnisvollen Herrlichkeiten fiel.

Richtig, da hinten links in der Ecke ſtanden drei ganz gleiche Büchschen! Sie zog das mittlere davon heraus und ſteckte es in die Taſche. Nun hätte ſie den Kaſten wieder ſchließen können, aber ſie zögerte noch und betrachtete nachdenklich die vielen Töpſchen, Flaſchen und Paketchen, die ſo dicht auf- und nebeneinander geſtellt und geſchichtet waren, daß keine Stecknadel zwiſchen ihnen hätte zu Boden fallen können. Was die wohl alles enthalten mochten?

An einer einzigen Stelle war eine Lücke. Dort mochte die Flaſche geſtanden haben, die Chriſtine in der Dachkammer des Alten auf dem Wandbrett bemerkt hatte.

Ja, Zinngräber hatte Recht, wenn er Bedenken trug, fremde Hände in dieſen Dingen herumkramen zu laſſen. Wer da nicht Beſcheid wußte, der konnte unter all den verſchiedenartigen Sächelchen eine heilloſe Unordnung anrichten. Nein, kramen wollte ſie nicht darin, das hatte ſie ihm ja verſprochen. Aber einen Blick hineintun — das würde doch wohl erlaubt ſein. Sie beugte ſich über den Kaſten und ſog begierig den aus allerlei zarten und aromatiſchen Düften gemiſchten Geruch ein, den all die Schächtelchen, Büchschen und Paketchen ausſtrömten. Wo in den dichtgedrängten Reihen von Behältniſſen die Lücke war, konnte ſie eine Flaſche bemerken, die ein von oben bis unten mit enger Schrift bedecktes Schildchen aufwies.

Digitized by Google

Gewiß, ſie hatte dem alten Freunde gelobt, den Inhalt des Kaſtens nicht zu unterſuchen, aber konnte man es „unterſuchen“ nennen, wenn ſie, ohne etwas von den geheimnisvollen Dingen zu berühren, das Schildchen anſah, das ſich ihren Augen doch ganz von ſelbſt zur Beſichtigung darbot? Nein, unterſuchen hätte ſie hier um keinen Preis etwas mögen, aber anſehn, ſo ein ganz klein wenig anſehn — das konnte doch weder ihr noch dem alten Freunde Schaden bringen. Sie wollte auch das Schildchen nicht leſen, ſie wollte nur die zierliche feine Schrift betrachten, aber ſeltſam, obgleich ſie nur die Schnörkel ins Auge faßte und gar nicht daran dachte, ſie zu entziffern, verbanden ſich wirklich ganz von ſelbſt und ohne ihr Zutun die Schnörkel und Striche zu Buchſtaben, die Buchſtaben zu Silben, die Silben zu Wörtern, die Wörter zu Sätzen und die Sätze zu einer vollſtändigen Gebrauchsanweiſung.

Und ſo las ſie wider ihren Willen:

No. 37. Elixirium ad senectutem subitam.

Dieſes köſtliche Elixier, dazu das Rezept meinem ſeeligen Großvater von einem Laboranten aus Krummhübel im Rieſengebirg überkommen, der es wiederum aus einem Kräuterbuch des Haly Abbas, eines berühmten medici in Arabia felix genommen zu haben vorgegeben, iſt in ſeiner Wirkung das konträre Gegenteil von Nr. 36. So einer, er ſei männ- oder weiblichen Geſchlechts, in jungen Jahren danach trachtet, ſich der Raſchheit, Unbedachtſamkeit und der Torheiten, ſo gemeiniglich aus der Hitzigkeit des dicken Geblüts, ſonderlich in rebus amatoriis, erwachſen, zu entledigen und dafür die Beſonnenheit und die Erfahrung des Alters einzutauſchen, auch allen leiblichen Reiz und Schönheit, ſo doch nur die Übung vollkommener Tugend erſchweren, abzutun, dafür aber die Merkzeichen eines ehrwürdigen Greiſenalters, als da ſind: blödes Geſicht, Runzeln, weißes Haar, gebeugter Gang und was dergleichen signa senectutis mehr ſind, zu erlangen, der nehme von dieſem Elixier zwanzig bis dreißig Tropfen in Waſſer, Wein oder Coffee, es wird eine gute Wirkung tun. So es ihn aber nachher gereuet, alſo daß er doch lieber wieder jung ſein möchte, der nehme genau die doppelte Anzahl Tropfen von dem liquor No. 36.

Das Mädchen hatte die Aufſchrift kaum zu Ende geleſen, als draußen, dicht vor der Bude, das Lachen ihrer Feindin erſchall, die wohl gerade mit ihrer Arbeit fertig geworden war und ſich anſchickte, in Begleitung ihrer beiden Anbeter nach Hauſe zu gehen. Dabei klopfte ſie an die Tür der Lebkuchenbude und rief, als der darin eingeſchloſſene Kater kläglich miaute: Armer ſchwarzer Prinz, das iſt nicht ſchön von Eurer Herzallerliebſten, daß ſie Euch jeden Abend einſperrt! Aber wer weiß, ob ſie des Nachts nicht ungeſtört ſein will! Vielleicht ſeid Ihr doch nicht der Einzige, der ihr den Hof macht!

Chriſtine fühlte, wie ihr bei dieſen Worten das Blut zum Herzen ſtrömte, und wie ſich ihre Zähne in ohnmächtiger Wucht aufeinander biſſen. Konnte ſie ſich denn nicht rächen? Gab es kein Mittel, die leichtfertige Dirne zu züchtigen? Da fiel ihr Blick wieder in den Kaſten und auf die Flaſche mit dem wunderbaren Elixier. Wahrhaftig! Nun wußte ſie, weshalb ſie von einem innern Drang getrieben worden war, die Aufſchrift zu leſen: das Schickſal ſelbſt hatte ihr einen Weg zeigen wollen, an ihrer Feindin Rache zu nehmen.

Ohne ſich lange zu bedenken, zog ſie die Flaſche heraus, entkorkte ſie und goß ein gut Teil des kriſtallklaren Inhalts in ein leeres Balſamgläschen, das ſie wohl verſtöpſelte nnd zu ſich ſteckte. Warte, Mamſell, ſprach ſie bei ſich, dir will ich den Morgenkaffee ſchon verſüßen! Und deine Liebhaber ſollen ſich wundern, wie ſchnell du runzlig und tugendhaft geworden biſt!

Digitized by Google

Dann klappte ſie den Kaſten wieder zu, ſchob ihn in ſein Verſteck, ſchloß die Bude ſorgfältig ab und ging nach Hauſe. Ihren Vorſatz, dem Kranken noch an demſelben Abend das erbetene Heilmittel zu bringen, gab ſie jedoch auf. Sie hätte ihm heute nicht wieder unter die Augen treten können.

* * *

Wie bei jedem Genuß auf dieſer Erde, ſo iſt auch bei der Rache die Vorfreude das Allerſchönſte. Das empfand Chriſtine ſo recht, als ſie am nächſten Tage von ihrer Bude aus die kokette Nachbarin beobachtete. Sie hatte ſichs überlegt, daß es nicht ſo ganz leicht ſein würde, ihr die Tropfen unbemerkt beizubringen, und daß ſie zunächſt gute Miene zum böſen Spiele machen müſſe, bis ſich ihr eine günſtige Gelegenheit zur Verwirklichung ihres Racheplanes bot. Aber das Bewußtſein, daß ihre Feindin dem ihr drohenden Verhängnis nicht entrinnen könne, erfüllte ſie mit einem ſtillen Behagen und bewahrte ſie davor, ſich über alle ferneren Anzüglichkeiten und Kränkungen zu ärgern. Ja ſie zwang ſich dazu, ein paar Worte mit dem Mädchen zu wechſeln und ſo eine Art von nachbarlichem Verkehr anzubahnen, von dem ſie ſich bisher aus Widerwillen gegen das freche Ding immer zurückgehalten hatte. Freilich, wenn ſie der Übeltäterin die heilſamen Tropfen in den Kaffeetopf gießen wollte, dann mußte ſie zu ihr Beziehungen anknüpfen, die ihr erlaubten, in unauffälliger Weiſe die Wollwarenbude zu betreten. Es war ein Opfer, das die Beleidigte zunächſt brachte, aber ein Opfer, das eines Tages ſeine Früchte tragen würde.

Als ſie am Abend dem alten Freunde den verſprochnen Krankenbeſuch machte, fand ſie ihn noch viel elender und hinfälliger als am Tage zuvor. Er lag bei ihrem Eintritt regungslos unter dem ſchweren Deckbett und ſtarrte ſie mit glanzloſen Augen an. Sie zog das Büchschen und die Schlüſſel hervor und legte ſie dicht vor ſein Antlitz auf das Kiſſen. Jetzt erſt ſchien er die Beſucherin zu erkennen und ſich des ihr erteilten Auftrags zu entſinnen. Mühſam arbeitete ſich eine zitternde welke Hand unter der Decke hervor, griff mit einer krampfhaften Bewegung nach den Schlüſſeln und brachte ſie in Sicherheit. Aber dieſe Anſtrengung hatte dem Alten offenbar den Reſt ſeiner ſchwachen Kräfte geraubt; er blieb eine Weile mit geſchloſſenen Augen liegen und bewegte nur die Lippen, ohne jedoch ein Wort hervorbringen zu können.

Chriſtine erriet, was er ſagen wollte.

Soll ich die Büchſe öffnen, Vater Zinngräber? fragte ſie. Als er mit einem kaum merklichen Nicken antwortete, löſte das Mädchen den Bindfaden, mit dem der Pergamentverſchluß des Gefäßes befeſtigt war. Die Büchſe war zur Hälfte mit einem rötlichen Pulver gefüllt.

Wollt Ihr das in einem Glaſe Waſſer nehmen? Er nickte wieder und beobachtete aufmerkſam, wie ſie von dem Pulver in ein Glas ſchüttete.

Mehr! ſagte er, noch mehr! nun gut rühren! Sie nahm in Ermangelung eines Löffels einen Fidibus, rührte, bis ſich die letzte Spur des Pulvers aufgelöſt hatte, und reichte die ſchwach gefärbte Flüſſigkeit dem Kranken hin, indem ſie ihren Arm unter ſeinen Kopf ſchob und ihn behutſam aufrichtete. Der Alte trank erſt langſam, dann in immer ſchnellern Zügen. Als er das Glas geleert hatte, ſank er zurück, wies auf den Stuhl und flüſterte: Dableiben! Nicht weggehn!

Das Mädchen ſetzte ſich neben das Bett und betrachtete den Greis, der ſogleich in einen tiefen Schlaf fiel. Sie bemerkte mit Staunen, wie die Atemzüge ſtärker und regelmäßiger wurden, und wie die fahle Geſichtsfarbe nach und nach

Digitized by Google

einer geſunden Röte wich. Ja, die Wangen ſchienen voller zu werden, und die Naſe, die mit ihrer hakenförmigen Geſtalt in den letzten Tagen geradezu abſchreckend gewirkt hatte, bekam dadurch wieder ihr gewöhnliches Ausſehen.

Plötzlich ſchlug Zinngräber die Augen auf, ſetzte ſich kerzengerade und lächelte dem Mädchen vergnügt zu.

Da wären wir wieder! ſagte er, es geht doch nichts über ein erprobtes Mittelchen zur rechten Zeit. Und dabei war das Pulver nicht einmal mehr ganz friſch, mindeſtens zwanzig Jahre alt. Aber die Hauptſache iſt, daß es gewirkt hat, und daß der alte Zinngräber, wenns ſein müßte, noch heute Abend zu Tanze gehn könnte.

Chriſtine mußte wohl ein bedenkliches Geſicht machen, denn er fuhr lachend fort:

Brauchſt keine Angſt zu haben, Mädchen, über die Jahre ſind wir hinaus. Aber ſo ein bißchen feiern möchte ich meine Geneſung doch, und du mußt natürlich dabei ſein, denn ohne dich würde mir mein Pulver wohl kaum etwas genützt haben. Nun will ich aufſtehn und mich ankleiden, vielleicht promenierſt du inzwiſchen ein wenig vor dem Hauſe auf und ab, ich werde mich nicht gar zu lange auf mich warten laſſen. Heute ſoll mirs nicht auf ein paar Taler ankommen, und ich will nur hoffen, daß Madame Schlemm eine Bouteille hat, die ſich trinken läßt.

Man ſah es dem Alten an, daß er keinen Widerſpruch dulden würde, und ſo fügte ſich denn Chriſtine ſeinem Wunſche, verließ die Kammer und wartete unten auf der Gaſſe, bis Zinngräber ſeine Toilette beendet hatte und rüſtigen Schrittes aus der Haustür trat. Er war ſo ſorgfältig und ſauber gekleidet wie immer, hatte ſich friſch raſiert und ſeinen Sonntagsbiberhut ſo blank gebürſtet, daß man ſich darin hätte ſpiegeln können. Aber das Schönſte an ihm war doch der ſeltſame feierliche Glanz, der auf ſeinem Antlitz lag, und den das Mädchen trotz der Dunkelheit, die draußen herrſchte, bemerkte.

Der Alte legte Chriſtinens Hand unter ſeinen Arm und wanderte mit ſeiner Begleiterin dem Naſchmarkte zu, wo Madame Schlemm unter einem der Börſengewölbe ihren Weinſchank betrieb. Als ſie über den Markt kamen, trat ihnen ein Kind mit Veilchen entgegen, das mit weinerlicher Stimme ſeine duftende Ware anpries. Zinngräber blieb ſtehn, ſuchte den größten Strauß aus, bezahlte ihn mit einem blanken Taler und ſteckte ihn ſeiner jungen Freundin galant an den Buſen. Chriſtine ließ ſich dieſe Huldigung lachend gefallen, aber im ſtillen dachte ſie: Du lieber Himmel, der gute Alte wird genau ſo närriſch wie alle die andern! Seine Blicke waren ja immer ſchon ein kleines bißchen verliebt; nun fängt er mit Veilchenſträußen an, wer weiß, ob er mir nicht auch noch zärtliche Brieſchen ſchreibt!

Madame Schlemm ſtand ſtrickend in ihrer Tür, unterhielt ſich mit einer Nachbarin und wartete auf Gäſte. Sie maß das Pärchen, das geradeswegs auf ſie losſteuerte, mit einem langen erſtaunten Blick.

Wirklich und wahrhaftig — das iſt ja Vater Zinngräber! Das iſt, weiß Gott, auch das allererſtemal, daß Er mir die Ehre gibt. Und noch dazu in ſo ſchöner Geſellſchaft! Mamſell Bunick — nicht wahr? Aber laß Er ſich doch nur einmal anſchauen, alter Herr! Er ſieht ja ſo vergnügt und ſchmuck aus wie ein Bräutigam!

Sachte, ſachte, Madame! erwiderte Zinngräber ſchmunzelnd, ſoweit ſind wir noch nicht, aber ich wills nicht verſchwören. Was nicht iſt, kann noch werden. Hat Sie noch ein Plätzchen für uns?

Immer getroſt hineinſpaziert, Herrſchaften! antwortete die Alte, indem ſie zur Seite trat, an Platz fehlts nicht, und Gäſte ſind bei mir, leider Gottes, noch nie totgedrückt worden.

Digitized by Google

In der Tat ſaß in der ſpärlich erleuchteten Gaſtſtube nur ein einziger ſtiller Zecher, der Schauſpieler Wurm, der mit ſo finſtrer Miene in ſein Glas ſchaute, daß wohl niemand in ihm den von ganz Leipzig vergötterten großen Komiker vermutet hätte. Er ſchleuderte den Störern ſeiner Einſamkeit einen unwilligen Blick zu, verzog, als er die junge Schöne mit dem ſonderbaren Kavalier genauer betrachtet hatte, den Mund zu einem ſarkaſtiſchen Lächeln und verſenkte ſich dann, ohne die Leutchen weiter zu beachten, wieder in ſeine Meditationen.

Zinngräber führte ſeine Begleiterin in die entgegengeſetzte Ecke des Lokals und ließ ſich mit ihr an einem Tiſche nieder. Dann ließ er ſich von der Wirtin die Weinſorten aufzählen und entſchied ſich nach einigem Überlegen für den teuerſten Burgunder, einen Chambertin, von dem die Bouteille drei Taler koſtete.

Mit der Miene eines gewiegten Kenners hielt er die mit Staub bedeckte Flaſche gegen das Licht, entkorkte ſie mit eigner Hand und goß das purpurne Naß bedächtig in die Gläſer. Dann ſtieß er mit dem Mädchen an, blinzelte ihr vielſagend zu und ſchlürfte den Wein in langſamen Zügen, während Chriſtine nur an ihrem Glaſe nippte. Das ungewohnte feurige Getränk übte auf den alten Herrn bald ſeine Wirkung aus, er wurde redſelig, erzählte die luſtigſten Schnurren und war überglücklich, wenn er dem Mädchen ein Lächeln abgewann. Er ahnte freilich nicht, daß dieſes Lächeln viel weniger ſeinen ſpaßhaften Geſchichten als ihm ſelber galt. Nach einer Weile wurde er ſchweigſam, ſchaute verklärten Auges bald in ſein Glas, bald in Chriſtinens Antlitz und begann ihre Hand zu ſtreicheln.

Dann ſagte er mit gedämpfter Stimme: Ich hab dirs ſchon lange ſagen wollen, Chriſtine, aber es iſt immer wieder was dazwiſchen gekommen, und wenn ich gemeint hab, es wäre die rechte Gelegenheit, dann hab ich wieder nicht gewußt, wie ich anfangen ſoll. Denn unſereiner iſt kein Redner und kann die Worte nicht ſo ſchön ſetzen, wie er wohl möchte. Aber das hilft nun alles nicht, und geſagt werden muß es doch einmal, und jünger werden wir beide auch nicht. Siehſt du, Chriſtine, was du mich da neulich haſt wiſſen laſſen, das mit den Mannsleuten, und daß du dir nichts aus ihnen machteſt, und daß noch keiner gekommen wär, der dir gefallen hätte — das hat mich recht von Herzen gefreut. Da hab ich gemerkt, daß du anders biſt als deine Schweſtern. Die konnten — nimm mirs nicht übel, Chriſtine! — nicht früh genug unter die Haube kommen und haben den erſten beſten geheiratet, und nun ſitzen ſie da, haben das Haus voll Kinder und müſſen ſich plagen von früh bis ſpät.

Chriſtine machte ein Zeichen der Zuſtimmung. Was der Alte da vorbrachte, hatte ſie ſich oft genug ſchon ſelbſt geſagt. Nein, das Los ihrer Schweſtern ſchien auch ihr nicht gerade beneidenswert.

Nun, fuhr Zinngräber fort, ſie habens nicht beſſer gewollt, und jeder iſt ſeines Glückes Schmied. Aber dir, Chriſtine, möchte ich doch ein angenehmeres Leben gönnen, und deshalb wollte ich dir den wohlgemeinten Rat geben, nur einen Mann zu nehmen, den du ganz genau kennſt, und bei dem du gewiß biſt, daß die Liebe nicht mit den Flitterwochen zu Ende geht. Heiraten wirſt du ja doch einmal, denn du brauchſt jemand, der für dich ſorgt, und um als alte Jungfer zu ſterben, dazu biſt du zu ſchade. Aber nimm keinen jungen Kerl, der dich bloß deiner Schönheit wegen haben will, und der anfangs tut, als wollte er dich vor Liebe freſſen und nachher, wenn der Lack weg iſt, andern Weibern nachläuft. Nimm auch keinen Mann in den beſten Jahren, denn das ſind die allerſchlimmſten. Entweder es ſind Junggeſellen, die bequem und pflegebedürftig geworden ſind und nun zu Hauſe haben wollen, was ſie früher draußen ſuchten, oder es ſind Witwer, die ſchon eine ter die Erde gebracht haben, und die der zweiten Tag für Tag vorhalten, ſie

wären aus dem Regen unter die Trauſe gekommen. Nimm lieber einen ganz alten, der in dir mehr eine Tochter als eine Frau ſieht, der in ſeiner Zuneigung nicht heiß und ſtürmiſch, ſondern rückſichtsvoll und beſtändig iſt, und der es als ſeine Lebensaufgabe betrachtet, dich auf den Händen zu tragen und dir ein ruhiges, ſorgenfreies Daſein zu bereiten. Und deshalb meine ich — Madame Schlemm, nach eine Bauteille Chambertin! — ja, ſiehſt du, deshalb meine ich — wie ſall ich mich nur gleich ausdrücken —, du möchteſt dir einmal überlegen, ab ich nicht Recht habe. Vielleicht kennſt du irgendeinen alten Kerl, der es gut mit dir meint, und von dem du weißt, daß er den Reſt ſeines Lebens für dich hingeben möchte.

Er nahm der Wirtin die neue Flaſche aus der Hand, ſchenkte ſich ein Glas ein und ſtürzte es mit einem Zuge hinunter.

Siehſt du, fuhr er fort, ich will keine lange Einleitung machen und nicht wie eine Katze um den heißen Brei gehn: wie wäre es, wenn du es mit mir verſuchen wallteſt? Ich müßte mich ſehr irren, wenn ich nicht der rechte Mann für dich wäre. Ich bin über die leichtſinnigen und über die anſpruchsvallen Jahre hinaus, habe ein ſichres Einkommen und mache, wie ich glaube, noch immer eine ganz paſſable Figur. Weiße Haare ſind keine Schande und ſehen auch nicht übel aus; im Gegenteil, es iſt nach gar nicht ſo lange her, da puderten ſich die Leute, damit ſie ſo ausſahen, wie ich jetzt. Was meinſt du nun zu meinem Varſchlag?

Chriſtine hätte am liebſten laut aufgelacht, aber ſie wallte den guten Alten, der ſie mit ſa ernſthaften Augen fragend anſah und ſich mit ſeinem ſeidnen Schnupftuche den Schweiß van der Stirn wiſchte, nicht kränken.

Liebſter, beſter Vater Zinngräber, ſagte ſie, Ihr gefallt mir ja ſa weit ganz gut, und es gibt Leute, die zwanzig und dreißig Jahre jünger ſind als Ihr, und die es doch, was das Ausſehen anlangt, mit Euch nicht aufnehmen können. Ihr ſeid auch, ſolange ich Euch kenne, immer gut und freundlich gegen mich geweſen und habt mir gehalfen, wa Ihr kanntet. Ich wüßte auch niemand, der mir beſſer gefiele als Ihr, und zu dem ich mehr Vertrauen hätte, und dem ich lieber einen Wunſch erfüllte. Aber heiraten — nehmt mirs nicht übel! — heiraten könnt ich Euch dach nicht. Bedenkt nur den Altersunterſchied zwiſchen uns! Ihr ſeid — ja, wie alt ſeid Ihr denn wahl? — achtzig dach zum allermindeſten, obgleich mans Euch nicht anſieht, und ich bin im Februar zwanzig geworden. Daß ich mir aus dem jungen Mannsvolk nichts mache, das wißt Ihr ſelbſt am beſten, aber daß ich nun auch nicht gleich einen Steinalten nehmen möchte, das wird mir niemand verdenken. Bedenkt doch nur: was würden die Leute ſagen! Wir dürften uns beide ja nicht mehr auf dem Naſchmarkt ſehen laſſen! Was würden die Leute ſagen!

Sie reichte dem Greiſe ganz unbeſangen die Hand.

Laßt uns gute Freunde bleiben, wie bisher, fuhr ſie fort, Freundſchaſt iſt dach anch ein gut Ding und ſicherlich beſtändiger als das, was man gewöhnlich Liebe nennt. Nicht wahr, Vater Zinngräber, Ihr ſeid mir deshalb nicht böſe?

Er ſchüttelte den Kapf und drückte ihr die Hand. Dann fuhr er mit dem Schnupfſtuch über die Augen und wiederhalte mit tanlaſer Stimme:

Was würden die Leute ſagen! Ja ja, du haſt Recht, was würden die Leute ſagen!

Plötzlich machte er eine haſtige Bewegung, die affenbar andeuten ſollte, daß der Traum zu Ende, daß der bizarre Gedanke, ein junges blühendes Leben an das eisgraue Alter zu ketten, abgetan ſei, und ſagte in gänzlich verändertem Tone:

Ich weiß nicht, mir kam die erſte Bouteille bedeutend milder vor. Er ſetzte das Glas an die Lippen, ſchnalzte mit der Zunge, hielt das Glas wieder gegen das Licht, ſetzte es nieder und ſchob es van ſich.

Digitized by Google

Madame Schlemm! rief er laut, ſollte Sie ſich da nicht geirrt haben? Das iſt doch nie und nimmer die Sorte, die wir zuerſt hatten!

Die Wirtin kam herbei, ſtudierte die Etikette, roch am Pfropfen und meinte trocken:

Chambertin iſt Chambertin, Vater Zinngräber, und wenn Ihm die Bouteille da anders ſchmeckt als die erſte, ſo wirds wohl an Ihm ſelber liegen. Wie ſieht Er denn nur plötzlich aus? Genau wie ein Gerber, dem die Felle weggeſchwommen ſind. Ja, an den Burgunder muß man gewöhnt ſein. Der geht in den Kopf oder in die Beine, je nachdem. Er wirds erſt merken, wenn Er an der friſchen Luft iſt. Aber mache Er ſich deshalb keine Sorge. Morgen, wenn Er ausgeſchlafen hat, wird Ihm ſchon beſſer ſein.

Zinngräber erwiderte kein Wort, zog ſeine ſeidne Börſe hervor und legte ſechs blanke Talerſtücke auf den Tiſch, die die Wirtin dankend einſtrich. Dann erhob er ſich nicht ohne einige Anſtrengung, griff nach ſeinem Biberhut und reichte dem Mädchen den Arm. Als die beiden gerade aus der Tür treten wollten, trafen ſie mit einem Pärchen zuſammen, in dem Chriſtine ihre Feindin vom Naſchmarkt und einen von deren Anbetern erkannte. Sie vergaß ihren Vorſatz, den Widerwillen, den ſie gegen das kokette Geſchöpf empfand, zu verbergen, und ſtreifte die jungen Leute mit einem höhniſchen Blick. Als ſie dann mit dem Alten auf der Gaſſe ſtand und ſich vor der Tür ihrer Wohnung von ihm verabſchiedete, wobei ſie ihm, um ihn zu tröſten, die Hand lange und herzlich ſchüttelte, bereute ſie freilich ihre Unvorſichtigkeit. Sie bemerkte nämlich, daß ſich das Pärchen noch immer in Madame Schlemms Tür aufhielt und ſie und den Alten ſcharf beobachtete.

Die Quittung über den unfreundlichen Blick ließ denn auch nicht lange auf ſich warten. Am nächſten Vormittage ſaß Chriſtine in ihrer Bude und machte aus kleinen runden Pfefferkuchen rollenartige Pakete, die ſie mit Bindfaden umſchnürte und zu einem ſtattlichen Berge auf ihrer Auslage aufſchichtete. Obwohl ſie mit dieſer Arbeit eifrig beſchäftigt war und überdies noch ein wachſames Auge auf den Diitätenkram ihres alten Freundes haben mußte, der ſie gebeten hatte, ihn für ein halbes Stündchen zu vertreten, entging ihr nicht, daß drüben bei den Wollwaren wieder allerlei biſſige Redensarten fielen, die nur auf ſie gemünzt ſein konnten.

Nun weiß man auch, ſagte die Kokette zu dem jungen Mann, mit dem ſie am Abend vorher bei Madame Schlemm eingekehrt war, nun weiß man auch, warum eine gewiſſe Mamſell immer tut, als ob ſie von den jungen Herren nichts wiſſen wollte! Du lieber Himmel, es ſieht eben jeder zu, wo er bleibt und wie er ein gutes Geſchäft macht. Das iſt noch lange nicht der dümmſte Gedanke, ſich an einen reichen alten Kerl heranzuſchlängeln, der nicht mehr lange mitmacht, ihn mit Kareſſen zu traktieren, bis das dürre Holz Feuer fängt, und ihn dann zu heiraten. Geht er dann um die Ecke, ſo iſt man eine reiche junge Witwe und kann ſich Liebhaber halten, ſoviel man will, oder ſich einen Freier nach eignem Guſto ausſuchen. Aber der Alte wird wohl ſo geſcheit ſein und nicht auf den Leim gehn.

Chriſtine war empört. Sie hätte dem Läſtermaul am liebſten eine Antwort gegeben, die es ſich nicht hinter den Spiegel geſteckt haben würde, aber in dieſem Augenblick kam Zinngräber von ſeinem Ausgang zurück und trat in Chriſtinens Bude. Er hatte ein kleines Paketchen in der Hand, das er mit geheimnisvollem, eigentümlich wehmütigem Lächeln betrachtete und dann in ihren Schoß fallen ließ. Dabei ſagte er:

Siehſt du, Chriſtine, dafür, daß du in meiner Krankheit ſo brav nach mir geſchaut, und daß du, während ich weg war, mein Krämchen beſorgt haſt, dafür wollte ich mich dir dankbar erweiſen. Geſtern Abend habe ichs nun auf eine recht

Digitized by Google

ungeſchickte Weiſe angefangen, und du wirſt im ſtillen gewiß tüchtig über mich alten närriſchen Kerl gelacht haben, der ſich einbildete, er könnte nicht beſſer für dich ſorgen, als wenn er dich heiratete.

Ich habe wirklich nicht über Euch gelacht, Vater Zinngräber, verteidigte ſich das Mädchen, dem es gar nicht lieb war, daß der Alte auf den geſtrigen Abend zurückkam.

Nun nun, meinte der Greis, ich könnts dir gar nicht übel nehmen, wenn dus getan hätteſt. Alter ſchützt vor Torheit nicht. Das habe ich nun auch erfahren müſſen. Jetzt ſehe ich ein, wie recht du daran getan haſt, mich abzuweiſen. Dieſe Nacht hab ichs mir überlegt. Wir wären ein gar zu ſeltſames Paar geworden, und was würden die Leute dazu geſagt haben!

Die letzten Worte ſprach er mit einer leiſen Bitterkeit, dann aber fiel er in den alten Ton zurück und fuhr fort:

Nun öffne einmal das Päckchen da, Chriſtine. Ich hab es dir mitgebracht als ein kleines Zeichen des Dankes für deine Sorge um mich und zugleich als ein Andenken für den Fall, daß ich nicht wieder nach Leipzig kommen könnte. Denn ich bin ein alter Mann — das iſt mir geſtern Abend und dieſe Nacht ſo recht zum Bewußtſein gekommen —, ich bin ſogar ein ſehr alter Mann, älter, viel älter, als du glaubſt. Und wenn ich auch mancherlei gute Mittelchen habe, dadrin in meinem Kaſten — er wies mit dem Daumen über die Schulter weg nach ſeiner Bude —, ſo habe ich doch kein Mittel wider den Tod. Über kurz oder lang gehts auch mit mir einmal zu Ende, und dann möcht ich gern, daß du wenigſtens hin und wieder an den alten Zinngräber dächteſt. Nun, gefällt dir das?

Chriſtine hatte das Paketchen ausgepackt und hielt nun ein kleines Etui aus dunkelblauem marokkaniſchem Leder in ihrer Hand, aus dem ihr ein mit herrlichen Diamanten beſetztes goldnes Kreuzchen entgegenſtrahlte. Sie hatte früher oft darüber geklagt, daß ſie auch nicht das geringſte Schmuckſtück, nicht einmal eine Nadel oder ein beſcheidnes Ringelchen beſäße, und ſie war ſeit dem Tode ihrer Mutter auch gar nicht auf den Gedanken gekommen, ſich ſolchen glitzernden Tand zu kaufen. Nun ſtarrte ſie, wahrhaft geblendet von der Pracht der in allen Farben ſchillernden Steine, das koſtbare Stück an und ſuchte nach Worten, um dem Spender ihre Überraſchung und ihren Dank auszuſprechen. Sie war in der Tat aufs höchſte über die Gabe des väterlichen Freundes erfreut, aber ihre Freude war nicht ganz rein, denn ſie galt nicht ausſchließlich dem koſtbaren Geſchenk, ſondern nebenbei, und nicht zum wenigſten, dem Bewußtſein, daß ſie nun etwas habe, womit ſie den Neid ihrer Feindin erregen könne. Und ſo erhob ſie ſich, trat nach der Seite hin, wo das Sonnenlicht ein wenig unter dem vorſpringenden Bretterdach weg in ihre Bude fiel, und ließ die Steine in der vollen Mittagsbeleuchtung funkeln. Und wirklich hatte ſie die Genugtuung, zu ſehen, daß das Mädchen drüben in der Wollwarenbude mitten im munterſten Geſchwätz zu erſtarren ſchien und mit offnem Munde zu ihr herüberſchaute.

Nun war es aber mit der Freude an dem Schmuckſtück ſelbſt vorbei, und wenn Chriſtine auch im Laufe des Tages das Etui noch öfters hervorzog und den koſtbaren Inhalt betrachtete, ſo ſtieg dabei immer und immer wieder der Gedanke in ihr auf: Der Alte muß nicht nur viel älter, ſondern auch viel, viel reicher ſein, als ich je vermutet habe. Und dann klang ihr wieder das böſe Wort ihrer Nachbarin ins Ohr: Das iſt noch lange nicht der dümmſte Gedanke, ſich an einen reichen alten Kerl heranzuſchlängeln, der nicht mehr lange mitmacht!

* * *

Digitized by Google

Von dieſem Tage an tat Zinngräber dem Mädchen gegenüber ſeiner verunglückten Freierei nie mehr Erwähnung und ſchien, äußerlich wenigſtens, ſo ruhigheiter und gelaſſen wie früher. Chriſtine dagegen war jetzt häufig verſtimmt. Daß ſie von früh bis ſpät hinter ihren Pfefferkuchen ſitzen und auf Käufer warten mußte, empfand ſie plötzlich als einen höchſt unangenehmen Zwang, und ſie konnte den Alten nicht begreifen, der ihrer Anſicht nach in ſeinem langen Leben doch genug Geld zuſammengeſcharrt haben mußte und gar nicht auf den Gedanken zu kommen ſchien, ſich für die paar Jahre, die er noch zu leben hatte, zur Ruhe zu ſetzen. Was mochte wohl aus dem Gelde werden, wenn er eines Tages die Augen zumachte? Er hatte nur entfernte Verwandte, Leute, die ſich gar nicht um ihn kümmerten, und an denen ihm ſelbſt auch nicht das geringſte lag. Die würden alſo das ſchöne Geld erben. Schade darum!

Vielleicht war es doch recht unklug geweſen, den Antrag des väterlichen Freundes ſo kurzerhand abzuweiſen. Die Mamſell in der Wollwarenbude hatte Recht: Jeder muß zuſehen, wo er bleibt, und wie er ein Geſchäft macht. Wie lange konnte der Alte denn überhaupt noch leben? Ein Mittel wider den Tod hatte er nicht, das wußte ſie aus ſeinem eignen Munde, und wenn er auch rüſtiger war als mancher Jüngere, ſo mußte er doch eines Tages der Natur ſeinen Tribut zollen. Und würde es wirklich ein ſo großes Opfer ſein, wenn ſie dem Greiſe den Reſt ſeiner Erdentage ein wenig verſüßte? War es ihm zu verdenken, wenn er ein Weſen um ſich zu haben wünſchte, dem er ſich mitteilen konnte, das ihn pflegte, und dem er aus Dankbarkeit die Schätze hinterlaſſen konnte, die er während ſeiner langen Tätigkeit geſammelt hatte? Je länger Chriſtine darüber nachſann, deſto mehr kam ſie zu der Überzeugung, daß ſie nicht nur recht töricht ſondern auch herzlos und undankbar gehandelt hatte, als ſie dem wackern alten Herrn einen Korb gab. Nun, Erkenntnis iſt der erſte Schritt zur Beſſerung, und jede begangne Dummheit läßt ſich bei gutem Willen wieder gut machen.

An gutem Willen fehlte es dem Mädchen von jetzt an nicht, wohl aber an einer geeigneten Gelegenheit, ihn zu bekunden. Sie ſann Tag und Nacht darüber nach, wie ſie dem Alten in unauffälliger Weiſe den Wandel ihrer Geſinnung kundtun und glaubwürdig erklären könnte, und war ſo unausgeſetzt mit ihrem Projekt beſchäftigt, daß ſie ganz darüber vergaß, den gegen ihre Feindin geſchmiedeten Racheplan auszuführen. Sie überhäufte Zinngräber mit Aufmerkſamkeiten, half ihm, wo ſie konnte, und ſuchte ihm jede Arbeit abzunehmen. Mehr als einmal wollte ſie ihn mit der Erklärung überrumpeln, daß ſie ſeinen Rat, nur einen ganz alten Mann zu heiraten, reiflich erwogen und als das non plus ultra aller Weisheit erkannt habe, und daß ſie deshalb entſchloſſen ſei, ſeinen Wünſchen Gehör zu geben, aber immer kam im entſcheidenden Augenblick etwas dazwiſchen. Bald war es ein Kunde, der für einen guten Groſchen Pfefferminzplätzchen verlangte, bald ein Gaſſenjunge, der im Vorbeigehn in die Makronenkiſte griff, bald rauſchte urplötzlich ein Regenguß hernieder und zwang Chriſtine, die Paradeſtücke ihrer Auslage in Sicherheit zu bringen, bald entſtand zwiſchen den Buden ein Auflauf, der das Intereſſe des Alten ſo ſtark in Anſpruch nahm, daß er gar nicht mehr auf ſeine junge Nachbarin hörte. In den meiſten Fällen jedoch trug Zinngräber ſelbſt die Schuld, wenn er das, was Chriſtine auf dem Herzen hatte, nicht zu hören bekam, denn er tat nicht nur nicht das geringſte, ſie zum Sprechen zu ermutigen, ſondern entſchlüpfte ihr gleichſam unter den Händen, ſobald er merkte, worauf ſie hinaus wollte.

Einmal freilich konnte er ihr doch nicht entwiſchen. Es war am Abend eines Regentages, gerade als es zu dämmern begann. Störung war diesmal nicht zu befürchten, denn auf dem ganzen Naſchmarkt ließ ſich kein Kaufluſtiger ſehen, und die ſchmalen Gaſſen zwiſchen den Buden waren ſo menſchenleer wie ſonſt nur zur

Digitized by Google

Nachtzeit. Sogar die ſchöne Wollwarenmamſell ſaß einſam und verlaſſen in ihrer Zeltbude, fror, obwohl ſie den dickſten geſtrickten Seelenwärmer trug, und ſchaute gähnend zu, wie das Waſſer, das ſich in der Leinwand ihrer Bedachung geſammelt hatte, an vier oder fünf Stellen in ſchweren Tropfen zu Boden fiel und tiefe Löcher in den Sand höhlte. Chriſtine war in Zinngräbers Büdchen geſchlüpft und half ihm die Laternen inſtandſetzen und anzünden.

Hört mal, Vater Zinngräber, ſagte ſie, indem ſie dicht vor den Alten hintrat und die Ölkanne, die ſie gerade in der Hand hielt, ſeiner Sammetweſte bedenklich näherte, war es Euch neulich, als wir bei Madame Schlemm den Burgunder tranken, mit dem, was Ihr da ſagtet, wirklich ernſt?

Der Greis horchte auf und gab ſich den Anſchein, als müſſe er erſt überlegen, worauf das Mädchen anſpiele.

Natürlich war es mir ernſt damit, ſagte er dann, haſt du es denn nicht ſelbſt geſchmeckt? Die zweite Bouteille war nie und nimmer Chambertin.

Ach nein, ich meinte etwas andres. Wir ſprachen doch vom Heiraten.

Vom Heiraten? Richtig! Ich ſagte, deine Schweſtern hätten nicht früh genug unter die Haube kommen können.

Ja, und dann meintet Ihr, ich ſollte keinen jungen nehmen und auch keinen in den beſten Jahren, ſondern lieber einen alten —

So? Hab ich das geſagt?

Ja, und ich täte am geſcheiteſten, wenn ich Euch nähme. War das wirklich Euer Ernſt?

Glaubſt du, ich hätte meinen Spaß mit dir treiben wollen?

Ach, Vater Zinngräber, ſeht, daran hatte ich freilich nicht gedacht, aber es kam mir gar zu ſchnell, und dann wolltet Ihr auch gleich Beſcheid haben. Hättet Ihr mir Zeit gelaſſen, mirs zu überlegen, dann hätte ich mich vielleicht an den Gedanken gewöhnt und eingeſehen, daß ich wirklich keinen beſſern Mann bekommen könnte als Euch. Hättet Ihr mir nur geſagt, ich ſollte Euch am nächſten Morgen Beſcheid geben!

Das habe ich freilich verſäumt, erwiderte Zinngräber mit großer Gemütsruhe, und das war auch gut, denn durch deine raſche Antwort ſind wir beide davor bewahrt worden, eine Torheit zu begehn. Damals ſprach dein Herz, jetzt ſpricht dein Verſtand. Ich ſelbſt bin inzwiſchen auch vernünftig geworden, ſo vernünftig, daß ich mich jetzt ſelber auslachen kann. Ich habe einſehen lernen, daß wir nicht zueinander paſſen — du ein halbes Kind, und ich ein Greis, der von Rechts wegen gar nichts mehr auf der Erde zu ſuchen hat!

Ich — ein halbes Kind? Na hört einmal, Vater Zinngräber, mit zwanzig Jahren iſt man auch die jüngſte nicht mehr, und überdies ſehe ich auch reichlich ſo alt aus, als ich bin. Heute morgen habe ich mich einmal recht gründlich im Spiegel angeſchaut und dabei gemerkt, wie alt ich in der letzten Zeit geworden bin.

Zinngräber hob die Laterne, die er inzwiſchen angezündet hatte, ſo hoch empor, daß das ſpärliche Licht gerade auf Chriſtinens Antlitz fiel.

Nein nein, ſagte er, es iſt ſchon ſo, wie ich ſagte: wir paſſen nicht zueinander. Du ſiehſt gegen mich alten Kerl viel, viel zu jung aus. Was würden die Leute ſagen! Dann lachte er laut auf, und ſein Lachen klang bitter und beinahe höhniſch.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsſpiegel. (Die Auflöſung des Reichstags.)

Nun iſt es doch zur Auflöſung des Reichstags gekommen, und damit ſcheint es vielleicht, als hätten die Ereigniſſe unſern letzten Ausführungen Unrecht gegeben. Es wird darum vor allem nötig ſein, die eingetretene Änderung der Lage hervorzuheben, ſeit der Gedanke der Auflöſung zuerſt erörtert wurde. Man dachte an jenen Tagen zunächſt an den tiefen Eindruck, den der Kampf zwiſchen Roeren und Dernburg gemacht hatte, und glaubte, dieſes erſte Durchbrechen des Bannes, unter dem die Regierung dem Zentrum gegenüber zu ſtehen ſchien, werde vielleicht einen ſo gewaltigen Widerhall im Lande erwecken, daß der Verſuch einer Befragung des Volks wohl gewagt werden könnte. Vor dieſer Auffaſſung mußte gewarnt werden; die Gründe brauchen hier nicht wiederholt zu werden. Inzwiſchen aber ſind weitere Tatſachen hinzugekommen, die der Lage ein andres Antlitz gegeben haben.

Dabei ſoll durchaus nicht verhehlt werden, daß gerade etwas eingetreten iſt, was wir vorher nicht für wahrſcheinlich gehalten haben. Wir haben das Zentrum darin überſchätzt, daß wir ihm etwas mehr berechnende Klugheit und etwas weniger von der Verwegenheit des glücklichen Spielers zugetraut haben. In der Generaldebatte über die Nachtragsetats für Südweſtafrika waren die Forderungen, die in der Vorlage enthalten waren, kaum berührt worden. Man hatte ſich nur mit den wirklichen und angeblichen Mängeln der Kolonialverwaltung beſchäftigt. Um ſo leichter wäre es für das Zentrum geweſen, eine gute Rückzugslinie aus dem ſo unrühmlich beſtandnen Gefecht mit der Regierung zu gewinnen und nun in der Kommiſſion durch ſtreng ſachliche Mitarbeit den verlornen Poſten wieder zu erobern. Aber die Fraktion war ſchon zu ſehr von einer gewiſſen Verblendung erfaßt. Sie fand den Weg zu einer beſonnenen Politik nicht mehr zurück, ſondern hielt zäh an dem Gedanken feſt, der Regierung eine moraliſche Niederlage zu bereiten.

Selten iſt von erfahrnen und ſkrupelloſen Parteiführern ein Plan ungeſchickter ausgeführt worden. Ungeſchickt war zunächſt ſchon die Wahl der Frage, mit der man die Regierung zur Willfährigkeit zwingen wollte. Es ſind ſo viele kolonialpolitiſche Fragen erörtert worden, und mehr als eine von ihnen konnte gelegentlich benutzt werden, um der Regierung Schwierigkeiten zu machen. Hatte die Regierung auch der ausgiebigen Verwertung des mühſam geſammelten Anklagematerials durch das geſchickte und mutige Auftreten des Kolonialdirektors die ſchärfſte Spitze abgebrochen, es blieben doch immer noch Fehler genug übrig, mit denen eine übelwollende Kritik weiterarbeiten konnte. Und ſchwerlich wäre es möglich geweſen, in einer ſolchen Frage das Volk zum Schiedsrichter zwiſchen der Regierung und der ausſchlaggebenden Partei anzurufen. Denn ſo tief geht das Intereſſe an kolonialen Einzelfragen im deutſchen Volk nun einmal nicht. Die Entrüſtung über angebliche Mißbräuche und Unmenſchlichkeiten wird bei der großen Menge derer, die aus dem dargebotnen Material die Lügen und Übertreibungen nicht auszuſondern wiſſen, immer die Freude an den Kolonien ſelbſt überwiegen.

Einen Punkt gibt es aber, wo dieſe Fragen eine allgemeinere Geſtalt annehmen, und wo der Unterſchied zwiſchen Kolonialgegnern und „Kolonialſchwärmern" — wie man im Lager der Oppoſition immer noch gern ſagt — im Volksbewußtſein völlig verſinkt. So weit ſind wir doch ſchon, und die Haltung der freiſinnigen Volkspartei an dem entſcheidenden 13. Dezember hat es deutlich bewieſen, daß die Frage, ob wir unſre Kolonien aufgeben ſollen, nicht mehr ernſtlich aufgeworfen werden darf. Sogar Verſtändnisloſigkeit und Widerwille gegenüber unſern kolonialen

Beſtrebungen kennen doch ſchon die Grenze, wo die kolonialen Fragen zu nationalen werden. Mag die ſozialdemokratiſche Verhetzung auch immer wieder verſuchen, den Gedanken einer Weggabe der Kolonien in das Volk zu werfen, ſie kommen doch nicht damit durch, und ſie drücken den Gedanken auch nur bedingungsweiſe und vorſichtig aus. Es iſt eben ſchon zu viel deutſches Blut um unſre Kolonien gefloſſen. Und auch da, wo die Vorſtellung von nationaler Ehre das Blut nicht ſchneller durch die Adern zu treiben vermag, machen ſich urteilsfähige Leute ſehr wohl klar, daß mit der Aufopferung der Kolonien ein ſehr reeller Schaden für Deutſchland verbunden ſein würde. Es wäre ja nicht bloß der Verzicht auf erhofften Gewinn aus den Kolonien ſelbſt, ſondern eine Bankerotterklärung der deutſchen Macht vor aller Welt, wofür wir mit unſerm ganzen Nationalvermögen und nationalen Anſehen einzuſtehn hätten.

Das Zentrum hat ſich trotzdem nicht geſcheut, durch ſeine Haltung in der Frage der Nachtragsforderungen für Südweſtafrika einen Beſchluß des Reichstags herbeizuführen, der dieſe grundſätzliche Wahrung der nationalen Ehre und der allgemeinen nationalen Intereſſen bedrohte, und dem ſich die Regierung nicht fügen konnte. Das war ſchlimmer noch, als es die abermalige Ablehnung der Eiſenbahn Kubub—Keetmanshoop geweſen wäre. Auf das ſchärfſte muß betont werden, daß die Frage eine grundſätzliche Bedeutung hat, die über den vorliegenden Fall weit hinausgeht und mit Kolonialpolitik nichts mehr zu tun hat. Die Regierung ſollte gezwungen werden, die Zahl der Truppen in einem des Schutzes bedürftigen, im Kriegszuſtande befindlichen Lande, für das ſchon Hunderte von Millionen ausgegeben worden ſind, und in dem viele weitere hundert auf dem Spiele ſtehn, über das von den verantwortlichen Autoritäten für zuläſſig befundne Maß hinaus zu vermindern, mit andern Worten, auf das Geheiß einer Partei das deutſche Volk vor die Wahl zu ſtellen, entweder die Kolonie ſchimpflich aufzugeben oder eine unerhörte Verſchleuderung von Mitteln, die vom deutſchen Volke aufgebracht werden müſſen, zu geſtatten. Und warum dieſes Entweder—Oder? Nicht etwa weil jene Partei dieſe Wirkung ſelbſt wünſcht, ſondern weil ihr jedes Mittel recht iſt, die Regierung unter ihr Joch zu zwingen. Was hier zufällig mit einer kolonialen Frage verſucht worden iſt, kann bei andrer Gelegenheit auch mit jeder andern nationalen Ehrenſache und Machtfrage verſucht werden. Wer ſteht dafür, daß, wenn dergleichen einmal geſchehn iſt und die Billigung des Volks gefunden hat, nicht auch im Falle eines europäiſchen Krieges Ähnliches unternommen wird, eine herrſchſüchtige, nur ihre Zwecke kennende Partei der verantwortlichen Leitung in den Arm fällt? Es iſt im Grundſatz ganz dasſelbe. Wenn hier und da mit Achſelzucken erwidert wird, hier handle es ſich ja um gar keinen wirklichen Krieg, ſondern um Unternehmungen gegen räuberiſche Hottentottenbanden, ſo muß dazu bemerkt werden, daß der Maßſtab für die Beurteilung nicht in dem Umfang und der Bedeutung des Krieges zu ſuchen iſt, ſondern darin, ob die richtigen und genügenden Mittel aufgewandt werden. Bekennt ſich das Deutſche Reich aus freien Stücken unfähig, mit Hottentotten fertig zu werden, ſo iſt das um ſo ſchimpflicher. Der ſcharfe Hinweis auf die grundſätzliche Bedeutung des Falls mag übertrieben erſcheinen, aber ſicherlich darf man nichts für unmöglich halten, wenn ein Mann, wie der Abgeordnete Spahn, davon ſprechen konnte, das Zentrum wolle der Regierung die Verantwortung abnehmen, und dem Oberbefehlshaber in Südweſtafrika könne es doch nur angenehm ſein, daß der etwaige Mißerfolg nicht ihm angerechnet werden würde. Eine ſo unglaubliche, undeutſche Auffaſſung von dem Pflichtgefühl und der Verantwortungsfreudigkeit eines deutſchen Offiziers bekundete derſelbe Mann, der in derſelben Rede ganz treuherzig zu verſichern wagte, daß beim Wiederausbruch des Aufſtandes ſelbſtverſtändlich alles Nötige

Digitized by Google

bewilligt werden würde. Mit andern Worten: erſt müſſen wieder deutſche Frauen und Kinder von Eingebornen abgeſchlachtet worden ſein, dann kann das ganze Spiel auf Koſten des deutſchen Volkes von neuem beginnen! Das alles bedeutet einen moraliſchen Tiefſtand der Partei, der kaum überboten werden kann. Vor die Frage geſtellt, ſich einem aus ſolchen Motiven hervorgehenden Beſchluß zu fügen, konnte die Regierung mit Ehren nur *einen* Ausweg finden: die Auflöſung des Reichstags. Jeder Verſuch einer Verhandlung barg in ſich ſchon die Anerkennung von Grundſätzen, die zu unberechenbaren Folgerungen führen mußten und die verfaſſungsmäßige Autorität der Regierung in verhängnisvoller Weiſe bedrohten. Fürſt Bülow hatte den rechten Entſchluß gefaßt; jetzt ging es nicht ſo weiter, der Ruf an das deutſche Volk mußte ergehn.

Der erſte Eindruck iſt überall der einer befreienden Tat geweſen. Daß Zentrum und Sozialdemokratie hierbei ausgenommen ſind, iſt ſelbſtverſtändlich. Aber auch die freiſinnigen Parteien haben den Entſchluß der Regierung gebilligt und gehn mit gutem Mut in den Wahlkampf. Es fragt ſich nur, ob die günſtige Stimmung vorhält, und ob ſie ausreicht. Für den nachdenklichen Politiker bleibt eine ganze Reihe von Bedenken beſtehn. Wir wollen nicht die Methode des Vogels Strauß befolgen, ſondern uns das ehrlich klar machen. Die Parteien, gegen die ſich der Kampf der nationalen Parteien richtet, Zentrum und Sozialdemokratie, ſind am beſten organiſiert und gerüſtet und haben den ſicherſten Beſitzſtand. Dieſe Stellung ſo zu erſchüttern, daß der neue Reichstag ein weſentlich neues Gefüge der Parteien zeigt, wird man kaum hoffen dürfen. Daß dem Zentrum einige Sitze entriſſen werden, wird allgemein angenommen, aber bedeutend geſchwächt wird es wahrſcheinlich nicht werden. Über die Ausſichten der Sozialdemokratie gehn die Meinungen der Wetterpropheten auseinander. Es gibt Leute, für die es von vornherein feſtſteht, daß die Sozialdemokratie bei den nächſten Wahlen neue Eroberungen machen müſſe. Dieſe Befürchtung konnte man für ſehr begründet halten, ſolange das ſchleichende Fieber, das unſer Volk erfaßt zu haben ſchien, ungehemmt ſeine verwüſtenden Wirkungen üben durfte. Warum aber vorſchnell die Hoffnung aufgeben, daß die kräftige Entſchloſſenheit der Regierung, ihre von Vertrauen auf das deutſche Volk zeugende Tat, ihr lauter Weckruf an das nationale Ehrgefühl, ihr feſtes Eintreten für Sauberkeit und Ehrlichkeit in dem politiſchen Zuſammenwirken von Regierung und Volksvertretung — daß dies alles vielleicht gerade das rechte Heilmittel für unſre Krankheit bedeuten wird? Was man wohl ſicher erwarten durfte, wenn die Dinge bis zum Jahre 1908 den bisherigen Weg genommen hätten, das braucht jetzt durchaus nicht als ganz ſicher zu gelten. Von verſtändigen Leuten, die Gelegenheit haben, tief in das Volk hineinzuhorchen, kann man jetzt gelegentlich ſchon ganz andre Urteile hören, als der landläufige Peſſimismus wahr haben will. Es ſchlummert da unter der Hülle zielloſer Verdroſſenheit und Nörgelſucht eine Fülle von geſunden Regungen, die nur der Aufrüttlung und der ſichern Führung warten. Es iſt freilich außerordentlich ſchwer vorauszuſagen, ob der gegenwärtige Antrieb genügt, ſolche Regungen freizumachen. Der Parteiterrorismus und das ſtark entwickelte Klaſſenbewußtſein des Arbeiters, das das junge Geſchlecht der Gegenwart nicht erſt auf der Arbeitsſtätte von den Agitatoren lernt, ſondern ſchon mit der Muttermilch in ſich aufnimmt, können bei den Wahlen noch, einen kräftigen Strich durch alle Hoffnungen machen. Aber ſo ſelbſtverſtändlich wie manche glauben, iſt ein neuer Sieg der Sozialdemokratie unter dieſen Umſtänden nicht.

Aus dieſen Erwägungen kann aber trotz mancher hoffnungsreichen Anzeichen doch im ganzen vielleicht geſchloſſen werden, daß ſich die Auflöſung des Reichstags als ein Schlag ins Waſſer erweiſen wird. Wenn ein ähnlicher Reichstag wieder-

Digitized by Google

kehrt, was nützt uns dann das ganze Experiment? Doch mehr, als ſich auf den erſten Blick zu ergeben ſcheint.

Die Gefahr und das Unerquickliche der bisherigen Lage beſtand in der ungeheuern Zerfahrenheit und Mutloſigkeit, die in den bürgerlichen Parteien außerhalb des Zentrums herrſchten. Niemand wollte eigentlich etwas tun, ſich anſtrengen und Opfer bringen. Von oben her erwartete man alles Heil, und in einer verärgerten, ſterilen Kritik alles deſſen, was von oben her geſchah, erſchöpfte man ſich. Dieſer Stimmung, die zu einer vollſtändigen innern Zerbröckelung führen muß und indirekt die Geſchäfte des Gegners beſorgt, iſt durch die entſchloſſene Tat der Regierung *jeder Vorwand entzogen worden*. Wer jetzt nicht mittut, der ſoll auch das Klagen und Nörgeln laſſen. Wer mittut und trotzdem keinen Erfolg ſieht, der ſoll wieder lernen, ſein politiſches Urteil auf das Mögliche und Wirkliche einzuſtellen; er ſoll nach geeigneten Mitteln Umſchau halten, um zu ändern und zu beſſern. Man beſchuldigte bisher die Regierung gern des „Fortwurſtelns". In Wahrheit war die Exiſtenz unſrer meiſten Parteien nichts andres als ein Fortwurſteln. Glückt das Experiment der Regierung nicht, vermag der Appell an das deutſche Volk den Kern des Übels nicht zu beſeitigen, dann müſſen die bürgerlichen Parteien außerhalb des Zentrums ſtärker als je zuvor die Notwendigkeit erkennen, ihre Kräfte neu zuſammenzufaſſen. Sie müſſen ihre Programme revidieren, und zwar von Grund aus, nicht in der bisherigen kümmerlichen Flickarbeit; ſie müſſen die Feſtigkeit der Organiſation und die Rührigkeit und Zweckmäßigkeit der Arbeit von ihren Gegnern lernen. Das alles drängt ſich ſo gebieteriſch auf, daß es unmöglich iſt zu verkennen, worin die Wirkung der neuen entſcheidenden Wendung in jedem Falle zu ſuchen iſt.

Zunächſt ſtehen wir vor der praktiſchen Aufgabe, die Hoffnungen der Regierung möglichſt erfüllen zu helfen. In dieſe Tätigkeit gehören ängſtliche Erwägungen nicht hinein. Der entſcheidende Schritt iſt getan; jetzt heißt es nur dafür ſorgen, daß er überall verſtanden wird, und daß die richtigen Folgerungen daraus gezogen werden. Der Feldzug geht nicht um eine kolonialpolitiſche oder militäriſche Frage, ſondern um die Zertrümmerung eines gewiſſenloſen Parteiregiments, das Ehre und Anſehen des Reichs leichtſinnig aufs Spiel ſetzt und in der innern Politik die Unabhängigkeit der Verwaltung und alles, was eine feſte Steuerung ermöglicht, zu zerſetzen droht. Mag der äußere Erfolg auch hinter manchen Erwartungen zurückbleiben, die Klärung der Lage wird nicht ausbleiben.

Epilog zum Berliner Händelfeſt. Ende Oktober gab es in Berlin ein Händelfeſt. In einer Reihe von vier Konzerten kamen Händelſche Kompoſitionen zur Aufführung; auf den Programmen ſtanden auserleſene Werke der Vokal- und Inſtrumentalmuſik, in ihrer Vielheit und Verſchiedenartigkeit wohl geeignet, ein reiches Bild von dem Schaffen des Großmeiſters zu geben.

Iſt von einem Feſte die Rede, ſo denkt jeder an etwas außergewöhnliches und wird vor allen Dingen erwarten, daß die Veranſtalter und Leiter der Aufführungen bemüht geweſen ſind und nach Kräften gearbeitet haben, die Kunſtwerke möglichſt vollendet vorzuführen in techniſcher wie geiſtiger Beziehung. Mit ſorgfältiger Einſtudierung der Chöre und hervorragender Beſetzung der Solopartien ſind die Aufgaben nur zu einem Teile gelöſt, zum andern, bedeutendern, gilt es, bedacht zu ſein, dem Geiſt und Stil der Schöpfungen gerecht zu werden. Die Forſchung hat ſich ſeit Jahrzehnten mit Erfolg um die Kenntnis der Muſikpraxis im achtzehnten Jahrhundert bemüht: gedankenloſes, ſchablonenmäßiges Muſizieren nach den Noten duldet ſie nicht, Sänger und Inſtrumentiſten müſſen vielmehr ſelbſtändig die Auf-

Digitized by Google

zeichnung ihrer Partien ergänzen, um dieſe wirklich lebensvoll zu geſtalten und den Intentionen eines Autors gerecht zu werden. Die Sorge für eine ſolche richtige Ausführung iſt Pflicht des Dirigenten, und das Publikum darf mit vollem Rechte verlangen, daß bei einem Händelfeſt alles geſchieht, ihm den echten Händel zu zeigen.

Aber ſchon die erſte, äußerlich glänzende Aufführung des „Iſrael in Ägypten“ genügte in dieſer Hinſicht nicht; ſie bot eine virtuoſe, effektvolle Leiſtung des Chores, der überall in den Vordergrund geſtellt war, ſelbſt einem ſo ausgeführten und wichtigen Orcheſterpart gegenüber wie den Schilderungen der ägyptiſchen Plagen. Das feine Geſchwirre und Geſumme der Fliegen und der Mücken wurde erdrückt, und der kräftig ſchlagende Rhythmus in Trompeten und Pauken bei dem Hagelſturm kam nicht recht zur Geltung. Hier mag der Mangel an der Schwierigkeit der choriſchen Beſetzung der hohen Trompeten liegen; aber auch die Leiſtung des Chores an ſich war nicht einwandfrei. Wo blieb zum Beiſpiel die unerbittliche Härte des Themas „Und ſchlug alle Erſtgeburt Ägyptens“? Daß gegen Schluß die abgeriſſenen Akkordſchläge mit Wucht „herausgeholt“ wurden, machte nur fühlbarer, wie wenig kraftvoll das Hauptthema aufgefaßt war. Die Orcheſterbeſetzung entſprach den Vorſchriften der Chryſanderſchen Bearbeitung, man führte auch löblicherweiſe das füllende Akkompagnement durch — aber damit waren noch nicht alle Aufgaben gelöſt. Die Spielerei mit und auf „Ibachorden“, die übrigens dem alten Cembalo im Klange bedeutend nachſtehen, erfüllt keineswegs die ſtiliſtiſchen Forderungen. Die ſogenannten „Manieren“ in der Ausführung der Muſik des achtzehnten Jahrhunderts, wohlbekannt aus den Erklärungen alter Lehrbücher, waren nirgends berückſichtigt, die notwendigen Durchgangs- und Wechſelnoten, die Vorhalte wurden weggelaſſen; man ſang notengetreu und ſomit falſch. So kamen die Chorrezitative im Finſternischor zum Vortrag — deſſen durchgängiges Pianiſſimo als ſehr ſchön und ſtimmungsgemäß beſonders hervorgehoben werden ſoll —, ſo ſangen die Soliſten in ihren Arien und Duetten. Lehnt der Dirigent die Verantwortung für den ſoliſtiſchen Teil ab, und doch trägt er ſie, denn das ganze Kunſtwerk ſteht unter ſeiner Leitung, ſo trifft ihn trotzdem bei den betreffenden Chorſtellen der Vorwurf des Verſtoßes gegen Grundregeln eines Stiles, den ein Muſiker in ſo hervorragender Stellung vollſtändig beherrſchen muß. Auch die Aufführung des Belſazar zeigte die erwähnten ſtiliſtiſchen Mängel, und der Chor, offenbar mit viel Fleiß einſtudiert, dominierte ebenfalls. Um die Soliſten und das „Zuſammenſpiel“ mit ihnen hatte man ſich nicht bekümmert, und das Orcheſter, das gar viel zu ſagen hat, fiel hier um ſo mehr ab, als eine ſtraffe, temperamentvolle Leitung fehlte: von dem frechen, überlauten Treiben des Seſachfeſtes hörte man wenig, es klang alles viel zu zahm. Der Belſazar ſelbſt hatte kein rechtes Leben, ſein Vortrag wie auch der aller Sängerinnen war zu gedehnt, konzertmäßig ohne dramatiſchen Impuls. Das machte natürlich die an ſich bedeutenden Rezitative, die obendrein unter einem ungenügenden, zu dürftigen Akkompagnement litten, geradezu unerträglich, und die es zu zeigen galt, Händels hervorragende Kraft einer hochdramatiſchen, packenden Darſtellung, mußte recht klein erſcheinen. Hierin haben künftige Aufführungen mit aller Kraft zu arbeiten, ſoll dieſes Oratorium in ſeiner Größe wieder lebendig werden, wozu ſich allerdings noch die Löſung eines wichtigen Problems geſellt, das der Beſetzung. Cyrus iſt für Sopran, Daniel für Alt geſchrieben; natürlich für Kaſtraten, deren Stimmen eine markigere Kraft hatten als die einer Sängerin. Laſſen wir uns ſchließlich einen paſtoſen Alt für den mehr inaktiven Propheten gefallen, ſo wirkt die Damenſtimme bei dem tatkräftigen Cyrus für unſer Empfinden ſo unnatürlich, daß ſich als unabweisbare Forderung ergibt, die Partie für eine Männerſtimme umzuſchreiben. Ein ſolches Verfahren iſt ſogar hiſtoriſch gerechtfertigt und mit einem klaſſiſchen Beiſpiel zu belegen in Glucks eigner Bearbeitung ſeines Orpheus für die Pariſer Oper.

Digitized by Google

Bedeutend höher als die Aufführungen der beiden Oratorien durch den Philharmoniſchen Chor und die Singakademie ſtanden die zwei Konzerte in der Hochſchule für Muſik. Freilich, die Soloſänger unterließen es auch hier, ihre Partien in der nötigen Weiſe zu vervollſtändigen, es fehlte auch jeder Anſatz zur Variierung des Dakapo in den Arien und Duetten, die Inſtrumentalwerke jedoch gelangten in ſtiliſtiſcher Hinſicht zu einwandfreier Darſtellung, Kadenzen oder nur ſkizzenartig notierte Soloſtellen wurden mit angemeſſenen Ergänzungen ausgeführt. Leider kam dieſer Vorzug bei dem Orgelkonzert nicht zur Geltung, denn ſeine Wiedergabe blieb dem Inhalt dieſer herrlichen Kompoſition faſt alles ſchuldig. Sehr zu verwundern war es, daß man ſich nicht grundſätzlich der alten Inſtrumente bediente, wo doch unter demſelben Dache die ſchönſten Clavicembalos und Lauten ſtehen.

Entſchieden abzulehnen iſt der moderne Flügel. Schon als Akkompagnementinſtrument für den Continuo leiſtet er nicht die rechten Dienſte, ſein Ton wirkt zu ſelbſtherrlich, während der des Cembalo vom Orcheſter förmlich aufgeſaugt wird; man ſoll gar nicht hören, wie das füllunggebende Inſtrument mitſpielt, aber man würde merken, wenn es fehlt. Als Begleitinſtrument in der Kammermuſik ſtören vor allen Dingen die Bäſſe, ſie klingen zu dick, und trotz der beſſern Dämpfung unſrer modernen Inſtrumente wirken ſie unklar, verwiſcht. Daß die Kompoſition mit dem dünnen Baß rechnet, beweiſt ja ſeine Verſtärkung durch Gamben oder andre Inſtrumente, wenn ſtarke Oberſtimmen darüber geführt ſind. Und wenn es ſich gar um Solokompoſitionen handelt, dann verſagt der moderne Flügel vollkommen. Das alte Cembalo mit ſeinen Regiſtern und Oktavkoppelungen bietet eine Fülle von Farben, die in ihrer Miſchung und geſteigerten Verwendung dramatiſch wirken können. Wer die Variationen des harmonious blacksmith nie hat auf einem alten Inſtrument vortragen hören, kennt ſie ſchlechterdings nicht. Der Fehler zu dicker Bäſſe einer modernen Harfe beeinträchtigte auch die Stimmung des Flötenſolos in der Cäcilienode; die Laute wirkt viel zarter, diskreter, zugleich tönen aber die Akkordarpeggien voller — und ein Lautenſpieler würde wirklich nicht ſchwer zu beſchaffen geweſen ſein.

Die Benutzung alter Inſtrumente iſt für die Wiedergabe des echten Händel ebenſo wichtig wie die Beſetzung des Orcheſters in der von Händel vorgeſchriebnen Weiſe. Dieſe letzte Forderung war durchgängig erfüllt und iſt glücklicherweiſe faſt allgemein anerkannt worden, um ſo mehr befremdete es, in den Kritiken Stimmen zu hören, die ſich gegen zu treue Kopie des Händelſchen Orcheſters ausſprachen, mit einem Hinweis auf unſre Shakeſpeareaufführungen.

Zieht man Shakeſpeare zum Vergleich heran, der auch nicht mit den beſcheidnen Mitteln der Bühnentechnik ſeiner Zeit zur Aufführung kommt, ſo beweiſt dies ein völliges Verkennen der Sachlage: bei Shakeſpeare handelt es ſich um etwas Nebenſächliches, bei Händel um einen integrierenden Beſtandteil des Kunſtwerks. Dort ſind es Ausſtattungsmittel zur Unterſtützung der Phantaſie, die den Forderungen des Dichters zu ſeiner Zeit nicht genügen konnten, hier ſind es Darſtellungsmittel, die nicht nur die Abſichten des Meiſters vollſtändig zum Ausdruck bringen, ſondern für die und deren Eigenart ſpeziell die Kompoſitionen gedacht und geſchrieben ſind. Ein Vergleich zwiſchen der urſprünglichen Faſſung der Cäcilienode und deren Bearbeitung von Mozart gibt lehrreiche Aufſchlüſſe: wieviel iſt nicht hinzugetan, wieviel wird andrerſeits unterdrückt.

Wir reinigen alte Gemälde von der Übermalung ſpätrer Zeit und ſind erſtaunt zu ſehen, was alles wegfällt, das nur die Monumentalität des Bildes minderte, oder wie plötzlich eine Menge kleiner Geſtalten zur Hauptgruppe eines Bildes hinzutritt, die erſt den urſprünglichen Bewegungsrhythmus der Kompoſition aufdeckt. Wir leſen Dichtungen im Original, damit ihre Kraft nichts durch Bearbeitung

oder Überſetzung einbüßt, und geben uns Mühe, mit dem anders gearteten Empfindungsausdruck fremder Sprachen und Zeiten vertraut zu werden, wir erkennen auch die unbedingte Notwendigkeit ſolcher Vertrautheit an, wenn es ſich um die Bewertung der Kunſtwerke handelt. Für die Muſik lehnen wir aber alle ernſte Arbeit ab und wollen müheloſe Unterhaltung; was nicht verſtanden wird, heißt veraltet, „ein Tribut, den der Meiſter ſeiner Zeit zollte“!

Die Kritik nun, deren Aufgabe es iſt, Belehrung zu geben und Klarheit zu ſchaffen, genügte leider in den meiſten Fällen nicht, und was ſchon die Aufführungen zeigten, der Mangel an Kenntniſſen und Sicherheit in Stilfragen, trat hier in noch ſtärkerm Maße zutage. Die Berichte der Tagesblätter mußten das Publikum verwirren, ſtatt es aufzuklären; man hatte wohl dies und das an Auffaſſung und Vortrag von Dirigenten und Sängern auszuſetzen, aber niemand erhob Proteſt gegen das „manierloſe“ Singen, wodurch Händel direkt gefälſcht wurde.

Was für ein Stümper müßte Händel geweſen ſein, wenn er für die Schilderung des ländlich-friedlichen Lebens im Duett Beato in ver nur ſolche Töne gefunden hätte, wie man ſie zu hören bekam mit dieſer harten Stockung im dritten Takte der Eingangsphraſe. Aber wie weich fließt die Melodie dahin, im treffenden Ausdruck bukoliſchen Glücks, wenn die Notenſchrift recht geleſen und vorgetragen wird! Allerdings, dieſe Muſik ſchien nur ein geringes Verſtändnis gefunden zu haben; es war erſtaunlich zu leſen, wie wenig Eindruck gerade die Kammerduette den meiſten gemacht hatten, wie ſie kurz regiſtriert und damit ohne weitres abgetan wurden. Wenn der bekannte Referent des Berliner Tageblattes ein Duett bloß „um ſeines ſtimmungsvollen Abſchluſſes willen“ erwähnt, ſo ſtellt er ſeinem muſikaliſchen Urteil mit dieſer Äußerung ein wenig günſtiges Zeugnis aus. Und dabei bildete die Kompoſitionsgattung ſozuſagen eine „Novität“, die das ſtärkſte Intereſſe hätte finden ſollen; aus ihr ſpricht eine hohe reife Kunſt zu uns, nicht nur des Sologeſanges, ſondern des muſikaliſchen Vermögens überhaupt. Die ſchildernde Kraft der Muſik entfaltet ſich hier in hervorragender Weiſe und hält ſtand auch den beſten Schöpfungen unſrer modernen Programm-Muſik, die gerade dieſe Fähigkeit der Muſik beſonders ausgebildet hat. Ja man muß ſogar rückhaltlos bekennen, in der Verwendung der Ausdrucksmittel hatten die Meiſter des achtzehnten Jahrhunderts eine größere Sicherheit, ſie hatten in ihre Kunſt eine bei weitem klarere Einſicht als unſre Zeit; ſolche Mängel in einer Charakterzeichnung wie bei der Straußiſchen Salome wären damals einfach undenkbar geweſen.

Und dieſe Eigenſchaft iſt von beſondrer Wichtigkeit: die Aufführungen der Werke eines Händel können klärend wirken, zumal da ſich in ihnen eine ſolche bedeutende urgeſunde Perſönlichkeit dokumentiert.

In Händel tritt uns noch ein Stück kraftvoller Renaiſſance entgegen — und das gerade mag ihn den Kreiſen fremd machen, die gewöhnt ſind, dieſe große Kulturperiode vom Standpunkte Gobineaus zu betrachten. Man denke daran, wie er den Charakter der Agrippina gefaßt und ſo greifbar plaſtiſch dargeſtellt hat, einer Agrippina, die in ihrer ungeheuerlichen Größe neben einem Ceſare Borgia ſteht. Man denke an Händels Stellung zu religiöſen Dingen, erhaben über Kirchlichkeit und Dogma, man denke endlich an ſeine Werke ſelbſt in ihrer Größe, wie ſie immer knapp und maßvoll gefaßt ſind. In den beiden letzten Punkten ſteht er in ſcharfem Gegenſatz zu Bach, der eine völlig andre Kultur vertritt; doch nur eine gewiſſe geiſtige Befangenheit wird es verſuchen, einen dieſer Rieſen gegen den andern auszuſpielen, wie das leider in einer jüngſt erſchienenen populären Bachbiographie noch geſchah. Händels Größe iſt wohl über allem Zweifel, aber ſie lebendig empfunden zu machen, dazu ſollen die Feſtaufführungen dienen, und

Kritiker und Muſiker werden durch innigeres Vertrautſein mit dem Stil der Werke beitragen, die Schöpfungen des Meiſters rein und unverfälſcht zu zeigen. Das, was wir haben müſſen und wollen, iſt der echte Händel. Edward Buhle

Landſchaftsbilder aus Sachſen. Im Verlage von H. W. Schlimpert in Meißen gibt Dr. Emil Schöne in neun Abteilungen unter dieſem Titel eine Sammlung von Monographien heraus. Das Unternehmen iſt 1902 von dem unterdes verſtorbnen Geheimen Schulrat Grüllich angeregt worden und wird von einer Anzahl ſächſiſcher Seminarlehrer, Schülern von Friedrich Ratzel, durchgeführt. Das Programm, nach dem dieſe Hefte ausgearbeitet ſind, betont, daß Landſchaften nicht bloße Geſteinsſchollen oder lockere Konglomerate von Bodenſtücken und Völkern ſind. Ihr Weſen beſtehe vielmehr in der innigen Wechſelwirkung zwiſchen beiden. Demnach gelte es, bei der Bearbeitung der Landſchaftsbilder in gleicher Weiſe Boden und Volk, phyſiſche Bodengrundlage und kulturgeographiſche Belebung zu berückſichtigen und in ihrem Wechſelverhältnis zu beleuchten. Bisher ſind fünf von den geplanten neun Heften erſchienen: Die Elbtallandſchaft unterhalb Pirna von E. Schöne, Das Vogtland von A. Simon, Die Sächſiſche Schweiz von Hans Stübler, Das Oſchatzer Hügel- und Tieflandsgebiet von K. May und Tittel, Die Oberlauſitz von O. Beyer, A. Förſter und Chr. März. Dieſe Hefte, gut ausgeſtattet und mit zahlreichen Illuſtrationen geſchmückt, ſind in der Tat für den geographiſchen Lehrer, für den ſie zunächſt berechnet ſind, recht gute Hilfsmittel, ſie enthalten auch brauchbare Beiträge zur Landeskunde, aber ſie ſind auch in ihrer Geſamtheit nach nicht die erhoffte und im Proſpekt verſprochne Landeskunde von Sachſen. Denn die Geſchichte der Beſiedlung bricht in den meiſten Heften mit der deutſchen Koloniſation ab, in andern iſt ſie bis zur Gründung der deutſchen Städte durchgeführt. Aber die weitere Geſchichte dieſer kräftigſten und intereſſanteſten politiſchen Gebilde iſt zwar hier und da in den Abſchnitten über die Induſtrie geſtreift, faſt nirgends aber im Zuſammenhange bis zur Gegenwart behandelt. Deshalb erfahren wir auch kaum ein Wort von den vorzüglichſten Erzeugniſſen, die die Wechſelwirkung zwiſchen der Landſchaft und ihren Beſiedlern in den Monumenten der Kunſt hinterlaſſen hat. Dafür wird uns in reichem Maße Belehrung über die geologiſchen, mineralogiſchen, klimatiſchen, hydrographiſchen Verhältniſſe der einzelnen Gegenden zuteil. Überhaupt liegt der Schwerpunkt dieſer Arbeiten mehr in den naturwiſſenſchaftlichen Abſchnitten als in den geſchichtlichen. Was zum Beiſpiel in dem Hefte „Die Elbtallandſchaft unterhalb Pirna“ Seite 83 über die Geſchichte der Meißner Porzellaninduſtrie geſagt iſt, iſt ſehr oberflächlich und entſpricht nicht mehr dem gegenwärtigen Stande unſers Wiſſens. Auch fehlen in den Angaben über die benutzte Literatur viele der wichtigſten neuern Erſcheinungen. Trotz dieſer Mängel wünſchen wir dem verdienſtlichen Unternehmen einen gedeihlichen Fortgang.

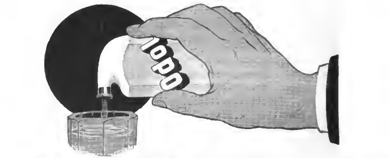
Die eiſerne Zeit vor hundert Jahren, 1806 bis 1813 von Richard Knötel (dreißig getönte Steindruckzeichnungen mit Text, Quer-Folio, geb. 6 Mark; C. Siwinna, Kattowitz). Dieſes Buch ſei Eltern und Lehrern auf das dringendſte empfohlen. Höchſt lebendige Bilder, wie ſie nur Knötel zeichnen kann, dazu ein ebenſo ſchöner knapper Text. Wie ein Drama bauen ſich die Ereigniſſe von Jena bis Leipzig auf, vorgeführt als die Erlebniſſe einer kleinen ſchleſiſchen Stadt, offenbar der Heimat des Künſtlers ſelbſt; das erſte Bild zeigt Kaufleute, die auf ihrer fluchtartigen Rückkehr von der Leipziger Meſſe die Schreckensnachrichten von Jena und Auerſtädt mitbringen und damit den Einwohnern die dumpfen, den Tatſachen vielfach vorausgeeilten Gerüchte beſtätigen. Die lebendigen Zeugen der Schlacht, heimkehrende Verſprengte und Fangflüchtige, folgen auf dem zweiten Bilde, und ihnen auf den Ferſen ſprengt auf dem dritten Bilde die feindliche Vorhut in die verödeten Straßen.

Digitized by Google

Folgerichtig, ernſt und ſtimmungsvoll reiht ſich Szene an Szene, geſtützt durch den ganz vortrefflichen Text. Was hier von Krieg, Not und Tod, von Treue und Hingebung erzählt und gezeigt wird, ſind uns Alten Kindheitserinnerungen, doch unſern Kindern, die zumeiſt nicht viel mehr von jener Zeit wiſſen als eingepaukte Tatſachen, wird hier ein ergreifendes Bild von der ungeheuern Geiſtesbewegung gegeben, wie ſie in der ganzen neuern Geſchichte einzig daſteht. Wer das Buch ruhig in ſich aufgenommen hat, wird dieſen Geiſteshauch an ſich ſpüren und den Dankgottesdienſt nach der Schlacht von Leipzig, den das letzte Bild darſtellt, ergriffen mitfeiern. Das Buch iſt von der heutzutage ſehr ſelten gewordnen Art, wie es in ſeiner Schlichtheit und ehrlichen Gefühlsſtimmung kein andres Volk hervorbringen kann. Alte werden ſich daran erfreuen wie Junge, es muß am Familientiſch beſehen und vorgeleſen werden, wo ein Vater mit ſeinen Kindern eine Feierſtunde verleben will.

v. Ubiſch

Charakterköpfe zur deutſchen Geſchichte. Ein wertvolles Anſchauungsmaterial für den Geſchichtsunterricht bietet Karl Bauer unter dieſem Titel. (32 Federzeichnungen. Blattgröße etwa 25×30 Zentimeter. 32 Blätter in Mappe 4 Mark 50 Pf., 12 Blätter nach Wahl in Mappe 2 Mark 50 Pfennige. Einzelblätter: auf Karton 60 Pfennige, in Erlenrahmen unter Glas 2 Mark 50 Pfennige. Leipzig, B. G. Teubner.) Der Künſtler hat mit ſeinen Zeichnungen eine Reihe intereſſanter charakterologiſcher Studien geſchaffen; in jedem der Köpfe verſucht er, einen beſonders auffallenden Zug des germaniſchen Geiſtes, des deutſchen Gemütes und der deutſchen Phantaſie darzuſtellen. Arminius, Karl der Große, Barbaroſſa, Maximilian, Gutenberg, Dürer, Luther, Wallenſtein, der Große Kurfürſt, Friedrich der Große, Leſſing, Schiller, Goethe, Alexander von Humboldt, Beethoven, Peſtalozzi, die Königin Luiſe, Blücher, Jahn, Wagner, Krupp, Moltke, Bismarck, Wilhelm der Zweite und andre bilden die Reihe dieſer größtenteils ſein gezeichneten Charakterköpfe. Bei dem verhältnismäßig geringen Preiſe werden die Bilder ſicher eine große Verbreitung finden.



Nach den übereinſtimmenden Angaben hervorragender Forſcher entſpricht Odol zurzeit den Anforderungen der Hygiene am vollkommenſten und wird daher als das beſte von allen gegenwärtig bekannten Mundwäſſern anerkannt.

Wer Odol konſequent täglich vorſchriftsmäßig anwendet, übt die nach dem heutigen Stande der Wiſſenſchaft denkbar beſte Zahn- und Mundpflege aus.

Grenzboten
52

Ein Mahnruf

Ehe Fürſt Bülow nach Verleſung der Kaiſerlichen Kabinettsorder die Sitzungen des Reichstags für geſchloſſen erklärte, hätte er noch an die Vertreter der nationalen Parteien die Worte richten können: Ich habe meine Schuldigkeit getan, tun Sie die Ihre. Kürzer hätte er die Lage nicht präziſieren können.

Ein Staatsmann kann nicht alles, was er will, wann und wie er es will. Fürſt Bülow hat jahrelang mit dem Zentrum regieren, ſich mit einer Politik der halben und dreiviertel Maßregeln begnügen müſſen. Das einzige, was er tun konnte, war, dieſe ſtärkſte Partei mit möglichſt geringfügigen Konzeſſionen abzufinden und ſich gegen allzu große Anſprüche mit Konzilianz zu verteidigen. Und tatſächlich ſteht das, was das Zentrum von ſeinen Forderungen durchgeſetzt hat, in keinem Verhältnis zu der Machtſtellung, über die es verfügte. Es mußte jedoch ein Zeitpunkt eintreten, von dem an dieſe Taktik nicht mehr verfing. Das Zentrum, im Bewußtſein ſeiner Macht, begann Forderungen zu ſtellen, die eine ihrer nationalen Pflicht bewußte Regierung nimmermehr erfüllen konnte. Schon die Ablehnung des Kolonialamts und der Bahn Keetmanshoop—Kubub im vergangnen Frühjahr hätte wahrſcheinlich zu einer Reviſion des Verhältniſſes zum Zentrum geführt, wenn der Kanzler nicht damals krank geweſen wäre. In Norderney mag er dann darüber nachgedacht haben, wie Wandel zu ſchaffen wäre. War das ohne Reichstagsauflöſung unmöglich, ſo galt es, wenigſtens die Kampfſtellung des Zentrums ſo ungünſtig wie möglich zu geſtalten. Das iſt zweifellos gelungen. Dieſe taktiſch klügſte Partei hat ſich, als ſie den Abgeordneten Roeren noch einmal zu beiſpiellos heftigen und ungerechtfertigten Angriffen gegen die Kolonialverwaltung vorſchickte, eine Blöße gegeben wie nie zuvor. Fürſt Bülow hat den Augenblick gut wahrgenommen, und der Kolonialdirektor Dernburg hat geſchlagen. Der Hieb ſaß. Weite Kreiſe des deutſchen Volkes empfanden den Schlag wie eine Befreiung. Das getroffne Zentrum hat die Warnung nicht verſtanden. Es hat ſeine Forderungen nicht ermäßigt. Es hatte den Mut, bei einer einfachen und unumgänglichen

in der Oppoſition, ſo bleiben ſie ohne Einfluß auf den Gang der Geſchäfte und erreichen nichts für ſich und ihre Prinzipien. Bilden ſie einen Teil der Regierungsmajorität, arbeiten ſie mit den Konſervativen zuſammen, ſo ſind ſie imſtande, in ihrem Sinne, wenn nicht die Entwicklung zu leiten, ſo doch zu beeinfluſſen. Das Börſengeſetz wäre zweifellos beſſer ausgefallen, wenn ſtatt einer Mehrheit von Konſervativen und Zentrum eine aus Konſervativen und Liberalen vorhanden geweſen wäre. Und ſo von Fall zu Fall. Sie ſollen doch bedenken, daß die Regierung nicht aus Liebhaberei, ſondern unter dem Zwange der Parteilage mit dem Zentrum paktiert hat. Wenn die bürgerliche Linke der Regierung die Möglichkeit einer Mehrheit ohne Zentrum bietet, wird die Regierung gar nicht anders können, als der Linken Konzeſſionen zu machen. Sie würde ſich ja ins eigne Fleiſch ſchneiden, wenn ſie nicht täte, was ſie tun kann. Freiſinnige Zeitungen haben von Garantien geſprochen, die der Liberalismus verlangen ſoll. Davon jetzt laut zu reden, zeugt nicht von taktiſcher Klugheit. Wenn es der Freiſinn bei den Wahlen durchſetzt, Beſtandteil der Regierungsmajorität zu werden, ſo verſchafft ihm ſeine Stellung notwendigerweiſe die Garantien. Mehr als dieſes Entgegenkommen können die Liberalen aller Schattierungen im gegebnen Moment nicht verlangen und auch nicht erreichen. Sie können doch nicht ihr ganzes Programm durchſetzen oder fordern, daß lediglich in ihrem Sinne und in ihrem Intereſſe regiert wird — ſie werden ja nicht die Majorität, ſondern nur ein Beſtandteil der Majorität ſein. So haben ſie alſo zuerſt dafür zu ſorgen, daß dieſe Mehrheit, die die Grundlage ihres Einfluſſes iſt, zuſtande kommt, haben aus dieſem Grunde die Konſervativen gegen die Sozialdemokratie ſo weit wie möglich zu unterſtützen.

Das iſt ſonnenklar. Sie ſollen alſo, ſoweit es die Wähler geſtatten, die Handelsfragen, die ſie von den Konſervativen trennen, aus dem Spiele laſſen und ſich einerſeits gegen das Zentrum, andrerſeits gegen die Sozialdemokratie richten. Wir ſagen: ſoweit es die Wähler geſtatten. Es laſſen ſich nicht von einem zentralen grünen Tiſch ans Grundſätze diktieren, die für alle die verſchiednen Gegenden Deutſchlands gelten. Es gibt zum Beiſpiel Wahlkreiſe in Preußen, wo die Gegenſätze ſo rein wirtſchaftlicher Natur ſind, daß ein Zuſammengehn von Konſervativen und radikalem Freiſinn einfach aus dem Grunde unmöglich iſt, weil die freiſinnigen Wähler dann geſchloſſen für den gegen Fleiſchnot und Agrarier donnernden Sozialdemokraten gehn, und niemand anders als die Sozialdemokratie durch dieſe Sammeltaktik profitiert. Dieſe Wahlkreiſe, in denen ein Zuſammengehn nicht klug iſt, ſondre man ab. In andern Gebieten, Thüringen, Sachſen, können Konſervative und Liberale mit Erfolg zuſammengehn und ſollen es tun und nicht durch Prinzipien und Vorurteile das eine Ziel, das für den Augenblick gemeinſam iſt, verdunkeln laſſen. Denn im gegebnen Augenblick, das ſoll nicht vergeſſen werden, iſt eine Stärkung der Konſervativen auch eine Stärkung des Freiſinns, weil die eine wie die andre die Möglichkeit einer konſervativ-liberalen Regierungsmehrheit vergrößert.

Die Gelegenheit, die ſich den Liberalen bietet, bietet ſich ſobald nicht wieder. Sie haben manche Gelegenheit verpaßt: es gilt die letzte reſolut beim Schopfe

zu packen. Sie ſollen zeigen, daß ſie politiſchen Sinn haben, nicht nur Theoretiker ſondern Taktiker ſind.

Im Anfang ſchien die Konfuſion groß: man wollte nach fünf Fronten kämpfen, um von fünf Fronten geſchlagen zu werden. Gegen Reaktion, gegen Zentrum, gegen perſönliches Regiment, gegen Regierung, gegen Sozialdemokratie. Wo ſitzt denn die Reaktion im Reiche, wenn nicht im Zentrum? Agrariſche Schutzzölle ſind doch eine Frage für ſich und zurzeit nicht auf der Tagesordnung. Wo iſt denn das perſönliche Regiment eigentlich? Man nenne doch einen einzigen perſönlichen unkonſtitutionellen Regierungsakt! Iſt die Regierung etwa ein böſes Prinzip an ſich? Sie hat getan, was ſie mit der beſtehenden Reichstagsmehrheit tun konnte und tun mußte! Iſt die Majorität eine andre, dann iſt ſicher Fürſt Bülow der letzte, der ſein eignes Bemühen, eine andre Mehrheit zu ſchaffen, verleugnet.

Die Utopiſten und Doktrinariſten in manchen Lagern gleichen jenen Heerführern der Verbündeten von 1815, die, als Napoleon mit einem Schlage wieder auftauchte, in Erwägungen und Betrachtungen erſtickend, nicht wußten, wo aus noch ein, während Blücher das Weſentliche traf und friſchweg rief: Die Franzoſen habe ich vor mich, den Ruhm hinter mich, balde wird es knallen, denn der Bonaparte hat ja nichts.

In Wirklichkeit iſt die Lage, die am Anfang ſo verwirrt ſchien, durchaus klar. Der Liberalismus hat nichts zu tun, als den Weg zu beſchreiten, den ihm ſeine Abſtimmung vom 13. Dezember und die Haltung des Reichskanzlers vorgezeichnet hat. Für Konſervative wie für Liberale bleiben die ewigen Prinzipien unverloren, wenn ſie dem Augenblick geben, was der Augenblick verlangt. Idealismus iſt nur dann fruchtbar, wenn er nicht nach unerreichbaren Sternen ſchauend über kleine Wurzeln ſtolpert, ſondern zu Boden ſieht und vorwärts ſchreitet und an dieſem Tage weiß und an dieſem Tage tut, was gerade dieſer Tag verlangt.

Charakteriſtiſche Merkmale der Kriegführung Friedrichs des Großen, Napoleons und Moltkes

Die großen und gewaltigen Kriegstaten ſind zu allen Zeiten mehr durch die hohen geiſtigen Eigenſchaften der in ihnen auftretenden und wirkenden Feldherren als durch den innern Wert der von dieſen befehligten Heere entſchieden worden. Wo es der Feldherr verſtand, das „Wagen" mit dem „Wägen" in harmoniſchen Einklang zu bringen, wo er die Kraft und die Macht hatte, in den Stunden der Gefahr die Maſſen nach ſeinem Willen zu lenken und dieſen Willen mit Selbſtbewußtſein und Selbſtvertrauen, dem Ehrgeiz und der Liebe zum Ruhm, mit Tatendrang und Tapferkeit zu paaren, hat er auch allezeit große und entſcheidende Erfolge davonzutragen vermocht. So finden wir dieſe Charakter-

Digitized by Google

eigenſchaften auch faſt ſämtlich bei den drei größten Feldherren des letzten Jahrhunderts verkörpert, und wir lernen erkennen, wie ſie dadurch gerade befähigt wurden, die glänzendſten Taten, die die Kriegsgeſchichte aufzuweiſen hat, zu erſinnen und zu vollbringen. Dieſelben Charaktereigenſchaften mußten natürlich dazu führen, auch der Kriegführung dieſer drei größten Feldherren, Friedrichs des Zweiten, Napoleons des Erſten und Moltkes, im großen und allgemeinen den Stempel der Gleichartigkeit aufzudrücken, was aber nicht hindern konnte, daß ſich in den Einzelheiten Verſchiedenheiten bemerkbar machten, die durch die veränderten Zeitumſtände, unter denen die drei Heroen aufzutreten hatten, verurſacht waren. Denn die Kriegführung wird in jeder einzelnen Periode des Völkerlebens durch eine Menge zuſammenwirkender Elemente beſtimmt, von denen auch der genialſte Feldherr bei der Abfaſſung und der Ausführung ſeiner Entwürfe abhängig bleibt.

Dieſe Elemente beſtehn in dem Zuſtande der jedesmaligen Waffentechnik und in den von dieſer wiederum abhängigen taktiſchen Formen, in der Erweiterung und der Vervollkommnung der Verkehrsmittel, in dem Nationalreichtum und in der Entwicklung der volkswirtſchaftlichen Verhältniſſe, in der Geſamtheit der ſtaatlichen Einrichtungen und der geſellſchaftlichen Zuſtände ſowie in den für Erſatz und Organiſation der Heere geltenden Grundſätzen.

Alle dieſe Grundſätze, die die Kriegführung beſtimmen, ſind dem beſtändigen Wechſel unterworfen, und ſo iſt es natürlich, daß auch jede geſchichtliche Kriegsperiode ihren beſtimmt ausgeprägten, eigentümlichen Charakter trägt und ihre eigne Kriegsweiſe entwickelt. Die Feldzüge Friedrichs des Zweiten, Napoleons des Erſten und Moltkes geben uns hierfür den ſchlagenden Beweis.

Gehen wir auf die charakteriſtiſchen Merkmale in der Kriegführung dieſer drei Feldherren näher ein, ſo ſehen wir, daß ſie ſämtlich von dem Grundſatz ausgingen, immer, wo es die Verhältniſſe nur irgend erlaubten, die Offenſive zu ergreifen, das feindliche Heer als das eigentliche Angriffsobjekt aufzuſuchen und durch deſſen Vernichtung in einer Entſcheidungsſchlacht den Endzweck des Krieges zu erreichen.

Friedrich der Zweite hatte allein unter allen ſeinen Zeitgenoſſen die tiefgehende Wahrheit dieſes Grundſatzes erkannt und ſich durch die Macht des eignen Geiſtes zu der darin gegebnen Anſicht von dem wirklichen Weſen des Krieges und der Kriegführung erhoben. Der große König wußte im Gegenſatz zu allen andern Heerführern der damaligen Zeit klar und beſtimmt zu erkennen, daß die Zertrümmerung der feindlichen Streitkräfte das allein entſcheidende im Kampfe iſt, und daß darum für den, der die Entſcheidung ſucht, das feindliche Heer das unmittelbare Angriffsobjekt ſein muß. Er wußte, daß jeder nur durch ſtrategiſche Manöver gewonnene Vorteil, wie ihn ſeine Gegner anſtrebten, nur ein die wirkliche Entſcheidung einleitender und vorbereitender ſein kann, der nur ſolange Zeit Geltung behält, als der Gegner ſelbſt nicht zu einem Entſcheidungskampf ſchreitet. Und mit dem Plane, die feindliche Armee als das eigentliche Angriffsobjekt aufzuſuchen, ſtand auch in unmittelbarem Zuſammenhang die Tatſache, daß alle Schlachten Friedrichs

des Großen auf Entſcheidungsſchlachten angelegt waren, mit Ausnahme derer natürlich, die ſich aus einem zufälligen Zuſammentreffen, wie bei Lowoſitz und bei Liegnitz, oder aus einem Überfall, wie bei Hochkirch, entwickelten. Das trat ganz beſonders in den Schlachten des Siebenjährigen Krieges und vor allen Dingen bei Prag, Leuthen, Zorndorf, Kunersdorf und Torgau hervor, in denen es jedesmal auf die vollſtändige Zertrümmerung des feindlichen Heeres abgeſehen war.

Friedrich der Zweite ſtand auch in dieſer Beziehung hoch über ſeiner Zeit und überragte auch darin Napoleon, in deſſen Dispoſitionen zur Schlacht die Abſicht der Zertrümmerung der feindlichen Armee nicht immer von Anfang an ſo klar ausgeſprochen war.

Napoleon hatte ſich die Lehre von dem Vorteil der Vorhand und der Initiative in derſelben Weiſe nutzbar zu machen geſucht, und alle ſeine Feldzugspläne waren ſomit auf die ſtrategiſche Offenſive baſiert. Napoleon wurde dabei in viel höherm Grade durch die politiſchen, militäriſchen und volkswirtſchaftlichen Zuſtände ſeiner Zeit unterſtützt, als ſolches bei Friedrich dem Großen der Fall war. Während Friedrich noch an die engbegrenzte Kriegführung ſeiner Zeit, an das ängſtliche Feſthalten der Magazinverpflegung, an das ſtrikte Anlehnen an die Etappenlinien uſw. gebunden war und der Hauptſache nach nur angeworbne Truppen zur Dispoſition hatte, konnte ſich Napoleon, der vollſtändig neue Verhältniſſe im Staaten- und Völkerrecht vorfand, und der über ein Nationalheer befehligte, viel freier rühren und viel rückſichtsloſer verfahren. Das neu eingeführte Requiſitionsſyſtem ſetzte nicht mehr das vorſichtige Feſthalten an den großen Heeresſtraßen voraus, das Beziehen von Winterquartieren war nicht mehr an der Tagesordnung, und kühn konnte ſich Napoleon, der nur immer für ſeinen perſönlichen Ehrgeiz und Ruhm und für ſein perſönliches Geſchick, nicht für das eines angeſtammten Königshauſes und des Geſamtvaterlandes einzuſtehn hatte, über eine Menge von Schranken hinwegſetzen, die Friedrich in ſeiner Kriegführung gezogen waren. Die Energie, mit der Napoleon die Vorbereitungen zum Kriege traf, Neuorganiſationen ſchuf, ſich die Initiative ſicherte und den Krieg in Feindesland trug, das Geſchick und die Umſicht, mit denen er die großen Heeresſäulen in Bewegung ſetzte und die auf dem Marſche getrennten Kolonnen zu einem überraſchenden und entſcheidenden Erfolge zu vereinen wußte, mußte natürlich das Erſtaunen und die Bewunderung des alten Europas hervorrufen. Bei der Ergreifung der ſtrategiſchen Offenſive, die Napoleon beſonders liebte, wurde er durch viele Umſtände außerordentlich begünſtigt, insbeſondre beiſpielsweiſe durch die Unentſchloſſenheit, Schwäche, Eiferſucht und ſchlechte Führung, die ſich bei den Koalitionsheeren zeigten, und die ein einheitliches Zuſammenwirken der Verbündeten lähmten, wenn nicht ganz unmöglich machten. Napoleon war dadurch faſt immer in den Stand geſetzt, mit großer Übermacht auftreten zu können, und dadurch allein ſchon hatte er die Chancen des Gewinnes für ſich, die ihm die ſtrategiſche Offenſive ſichern half.

Den Grundſatz der ſtrategiſchen Offenſive ſehen wir aber noch in einem weit höhern und ich möchte ſagen wertvollern Maße in der Moltkiſchen Strategie befolgt. In den beiden Feldzügen von 1866 und von 1870 ſpielten ganz andre politiſche Verhältniſſe mit, als die waren, mit denen Napoleon zu rechnen hatte, und es galt, ganz andre Heeresmaſſen in Bewegung zu ſetzen, als die, mit denen man die frühern Kriege geführt hatte. Preußen und Deutſchland waren gezwungen, den Gegner ins Unrecht zu verſetzen, und durften erſt zur Offenſive ſchreiten, nachdem die Gegner die Kriegserklärung erlaſſen hatten. Sobald aber dies geſchehen war, wurde auch mit der vollſten Energie Hand ans Werk gelegt, wurden die Truppen ſo ſchnell wie irgend möglich verſammelt, um ſofort in das feindliche Gebiet den Krieg zu tragen und dadurch dem Gegner den Weg ſeines Handelns vorzuſchreiben. In beiden Kriegen war der Gegner ſchon ſeit längerer Zeit zum Beginn von Feindſeligkeiten vorbereitet und hatte ſeine Armee entweder verſammelt oder in naher Bereitſchaft. Dennoch aber gelang es den einzelnen getrennt vorgehenden Kolonnen, ſich zum Teil unter ſchweren, verluſtreichen Gefechten den Eingang in das feindliche Gebiet zu erkämpfen und dort ihre Vereinigung für die Entſcheidungsſchlacht herbeizuführen. Und wie Friedrich der Zweite faſt unmittelbar nach dem Siege von Prag ſeinen Vormarſch gegen Daun fortſetzte, obwohl der größte Teil der feindlichen Armee in Prag eingeſchloſſen gehalten werden mußte, ſo ſehen wir auch nach der Schlacht von Königgrätz die preußiſchen Kolonnen ſofort in Anmarſch gegen Wien, unter ſtarker Detachierung von Truppenteilen gegen die Feſtungen Olmütz und Joſephſtadt, und ſehen ebenſo, wie nach den blutigen Kämpfen von Vionville, Gravelotte und St. Privat nach Zurücklaſſung der erſten und der zweiten Armee die Maasarmee ſofort ausgeſchieden und mit der dritten Armee zum Vormarſch gegen Paris beſtimmt wird. So wurde auch nicht für einen Augenblick das Hauptziel aus den Augen verloren, und Entſchluß und Ausführung folgten einander ohne jeden Zeitverluſt, zeitigten dann aber auch Erfolge, wie ſie Napoleon nur in ſeinen glücklichſten Feldzügen davongetragen hatte.

Friedrich der Zweite war nach dem unglücklichen Ausgang der Schlacht von Kolin zur ſtrategiſchen Defenſive gezwungen worden, die er aber ſo aktiv wie nur irgend möglich zu geſtalten ſuchte. Davon legten die nach dem Rückzug aus Böhmen noch im Jahre 1757 unternommnen Züge gegen die Franzoſen nach Thüringen, die mit dem glänzenden Siege von Roßbach endeten, und der Zug gegen Breslau ein beredtes Zeugnis ab. Unter den ungünſtigſten ſtrategiſchen, taktiſchen und politiſchen Verhältniſſen werden beide Flankenmärſche nach Weſten und Oſten im Angeſichte des Feindes unternommen, wodurch die glänzendſten Siege heimgebracht und damit die Lage wieder zugunſten des Königs hergeſtellt wurde. Das Verfahren Friedrichs in dieſen Fällen, erſt den einen Gegner mit einem kurzen energiſchen Offenſivſtoß anzufallen und ihn dadurch zurückzuwerfen, ohne jedoch dabei die Verfolgung allzuweit auszudehnen, und dann ſofort ſich wieder nach einem andern

Teil des Kriegsſchauplatzes zu wenden, iſt auch von Napoleon ſehr häufig, beſonders aber in dem Feldzug von 1813 in Sachſen und 1814 in Frankreich beobachtet worden, wo er ſich des Anſturms der aus der Mark, aus Schleſien und aus Böhmen auf ihn eindringenden Kolonnen der Verbündeten zu erwehren hatte. Auch die Dispoſitionen Moltkes machen von ſolchen Offenſivſtößen zunächſt in dem Mainfeldzug einen ſehr ausgiebigen Gebrauch, indem die ſchwachen preußiſchen Kräfte bald gegen die bayriſchen, bald gegen die heſſiſchen und andre ſüddeutſche Truppen auftreten und ſich mit einem augenblicklichen Erfolge begnügen mußten, da ſie die Verfolgung nicht zu weit ausdehnen durften. Dieſelben Verhältniſſe traten auch nach der Einſchließung von Paris bei der erſten deutſchen Armee im Norden auf, die ſich bald mit einem Vorſtoß gegen die bei Amiens ſtehenden feindlichen Kräfte, bald gegen die ſich im Anmarſch von Rouen befindenden Truppen wenden mußte. Und ebenſo waren die deutſchen Truppenteile zu handeln gezwungen, die gegen die feindlichen Armeen an der Loire und dem Loir ſowie im Oſten auftraten und die Einſchließungsarmee von Paris und von Belfort bedrohten. Daß hierbei alle die entgegenſtehenden Schwierigkeiten mit ſo großem Geſchick und ſo ſtaunenswertem Erfolg gelöſt wurden, zeigt am beſten, wie überlegen die Strategie Moltkes der aller andern Perioden, auch der Napoleons war.

Aus dem bisher Geſagten dürfte hervorgehn, daß bei allen drei Feldherren immer das Beſtreben vorgewaltet hat, in ihren Entſchlüſſen dem Gegner zuvorzukommen und dadurch eine möglichſt ſchnelle Bereitſtellung der Truppen, durch den rechtzeitigen, geſicherten ſtrategiſchen Aufmarſch und durch das Ergreifen der ſtrategiſchen Offenſive ſich aller Vorteile in bezug auf Zeit, Ort und Kraft zu ſichern. In den Kriegen nach Moltkiſchen Prinzipien kommen hierzu noch die ausgedehnten Übungen im Sicherheits- und im Aufklärungsdienſt durch die Vorausſendung größerer ſelbſtändiger Kavallerieabteilungen und das Beſtreben, mit getrennten Kolonnen zu marſchieren und zu ſchlagen. Auch das Prinzip finden wir bei Moltke beſonders verkörpert, daß das ſtrategiſche Angriffsobjekt nicht in der Einnahme von ſogenannten ſtrategiſchen Punkten, ſondern zu allererſt in der Vernichtung der feindlichen Streitkräfte geſucht werden müſſe, deren völlige Zertrümmerung dann den Endzweck des Krieges herbeiführen ſolle. Die Schwächen des Gegners werden von allen drei Feldherren immer richtig erkannt und rechtzeitig zu einem Vorteil ausgenutzt. Die ſtrategiſche Defenſive wird nur gewählt, wenn ſie durchaus geboten iſt, ſo bei Coulmiers und an der Liſaine, und aus ihr wird ſofort zur Offenſive übergegangen, ſobald ſich dazu nur irgend Gelegenheit bietet. Der Operationsplan iſt dabei von allen drei Feldherren nur bis zu dem Zuſammenſtoß mit dem Gegner in großen, allgemeinen Zügen entworfen. Er beſchränkt ſich auf den ſtrategiſchen Aufmarſch und die ſtrategiſche Offenſive, wird aber ſofort geändert, wenn die Verhältniſſe beim Gegner und die eigne Lage ſolches erheiſchen, wobei dann ſofort auch wieder die gegebne Situation zum eignen Vorteil ausgenutzt wird.

Digitized by Google

Alle dieſe charakteriſtiſchen Merkmale treten aber nicht bloß bei den ſtrategiſchen Operationen der drei Feldherren zutage, ſie zeigen ſich bei deren taktiſchen Maßregeln für das Bewegen und das Anſetzen der Truppen zum Gefecht und bei der Durchführung der Schlachten. Friedrich der Große legte alle ſeine geplanten Schlachten, wie ſchon oben kurz erwähnt worden iſt, darauf an, eine Entſcheidungsſchlacht zu ſchlagen und dem Gegner den Rückzug abzuſchneiden, um ihn ganz zu vernichten. Der Feind ſollte jedesmal unter den für ihn ungünſtigſten Bedingungen zur Schlacht gezwungen werden, und für das formelle Verfahren verlangte der König, daß der erſte entſcheidende Schlag womöglich überraſchend, jedenfalls aber mit großer Energie geführt werden ſollte; zu dem Bereitſtellen einer intakten Reſerve, die im Augenblick der Entſcheidung zur Hand ſein ſollte, reichten die Mittel ſelten aus.

Die ſogenannte ſchräge Schlachtordnung, deren meiſterhafte Nutzanwendung wir beiſpielsweiſe in der Schlacht bei Leuthen finden, ſollte aber dem Mangel einer Reſerve inſofern abhelfen, als der König ausdrücklich befahl, daß, wenn man den Feind mit dem einen Flügel angriffe, der andre immer „refüſiert“ bleiben müſſe, damit man mit dieſem den Angriff entweder unterſtützen oder im Fall von deſſen Mißlingen den Rückzug der Geſchlagnen decken könne. Der feindliche Flügel, den man angreifen wollte, ſollte dabei ſo viel wie möglich tourniert werden, damit er von allen Seiten und womöglich mit konzentriſchem Feuer beſchoſſen werden könne. Friedrich der Zweite hatte ſomit ſchon das Prinzip von dem einen offenſiven und dem andern defenſiven Flügel und von den Umgehungen, Umfaſſungen und Überflügelungen vor Augen, wie wir ſie in dem modernen Gefecht ſo vielfach zur Anwendung gebracht ſehen. Die Anſicht, daß Friedrich der Große immer nur einen feindlichen Flügel angegriffen habe, iſt nicht richtig, ebenſowenig wie die, daß Napoleon immer nur ſeinen Hauptſtoß gegen das feindliche Zentrum gerichtet habe, um hier den keilförmigen Durchbruch zur Geltung zu bringen.

Napoleon hatte wie der große König und unſre modernen Feldherren den Grundſatz, daß man in der Schlacht nur den Plan für den erſten Augenblick faſſen und für dieſen die Bewegungen einleiten müſſe, daß aber dann ganz nach den Umſtänden und der durch das Verhalten des Gegners gegebnen Sachlage gehandelt werden müſſe. So engagierte Napoleon das Gefecht zunächſt auf vielen Punkten, bis er erkannte, wo der Gegner ſich eine gefährliche Blöße gegeben hatte, die er dann mit Energie und unter Einſetzung ſeiner bereit gehaltenen Reſerven zu ſeinem Vorteil auszunutzen ſuchte. Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß Napoleon hier, wo von der Schlachtenführung gerade die Rede iſt, nicht nur als Lehrmeiſter, ſondern nach mancher Richtung hin auch als Muſter hingeſtellt werden muß. Faſt jede Schlacht, die Napoleon geſchlagen hat, gibt uns ein andres Bild ſeiner taktiſchen Anſchauungen, und für das Verſtändnis dieſes Mannes iſt das Studium ſeiner Schlachten unerläßlich. Ich erinnere hier nur an die Schlacht von Auſterlitz, wo Napoleon eine neue Gefechtsaufſtellung ſchuf, die noch viele Jahre lang als muſtergiltig

für die Offenſive angeſehen worden iſt. Dies beweiſt am beſten der Umſtand, daß die Nachricht von dem ſiegreichen Ausgang der Schlacht wie ein elektriſcher Schlag durch ganz Europa zündete; und in das brechende Auge des engliſchen Staatsmannes, deſſen Lebensaufgabe die Bekämpfung Napoleons geweſen war, fielen die erſten verſengenden Strahlen der Sonne von Auſterlitz, die, blutigrot im Oſten aufgehend, zehn Jahre lang über Europa ſchwebte, bis ſie im Weſten bei Waterloo verſank. Wie in der Durchführung ſeiner Schlachten, ſo leiſtete Napoleon auch Großes in der Ausnutzung errungner Vorteile. Friedrichs des Großen ſtrategiſche Verfolgungen nach Hohenfriedberg und Zorndorf waren faſt ganz unwirkſam und ſind nicht zu vergleichen mit dem Ritt des Prinzen Murat, der nach der Schlacht bei Jena und Auerſtädt bis Warſchau 188 Meilen in 45 Tagen zurücklegte und dadurch eine feindliche Armee in allen ihren Teilen auflöſte und wehrlos machte. Es iſt dieſes die großartigſte Ausnutzung eines Schlachtenſieges, den die Kriegsgeſchichte kennt, und der an vernichtender Wirkung lange nicht erreicht wird durch die Verfolgung unſrer Kavallerie nach den Schlachten von Wörth, Beaumont oder Le Mans.

Ob Napoleon einem Gegner wie Moltke gegenüber mit demſelben Glück gekämpft haben würde, entzieht ſich natürlich unſrer Beurteilung. Soviel aber können wir ohne Selbſtüberhebung ſagen, daß die planmäßigen und exakten Anordnungen, wie ſie von der deutſchen Heeresleitung zur Einleitung der Schlachten von Königgrätz und von Sedan getroffen worden ſind, und das zielbewußte Anſetzen der Truppen in den beiden Schlachten, wie an dem Tage von Gravelotte und St. Privat, taktiſche Erfolge waren, die denen Napoleons ebenbürtig zur Seite geſetzt werden können.

Wenn wir nun ſo aus der kurzen Darſtellung der kriegsgeſchichtlichen Ereigniſſe die Überzeugung gewonnen haben, daß Friedrich der Große, Napoleon und Moltke in ihrer Kriegführung faſt denſelben taktiſchen und ſtrategiſchen Anſchauungen folgten, die weniger im Syſtem, häufiger dagegen in der Situation voneinander abwichen, ſo erſcheint es ſchwer, ja faſt unmöglich, den Wert des Errungnen gemeinſam abzuwägen und die Perſönlichkeiten ſelbſt ihrer Größe nach zu klaſſifizieren. Will man aber trotz aller ſcheinbaren Unmöglichkeiten den Verſuch wagen, ſich von dem innern Wert und der Größe der drei Feldherren zu überzeugen und namentlich zu erfahren, wer der tüchtigere Feldherr war, Friedrich der Große oder Napoleon, ſo muß man ihre Eigenſchaften auch als Staatsmann mit in das Bereich der Erwägungen ziehen, ehe man das Endurteil ſprechen darf.

Friedrich der Große, an der Spitze eines kleinen Staates, der, von den übrigen nur durch einige Zweige der Verwaltung ausgezeichnet, an Territorialmacht aber bedeutend ſchwächer war als ſie alle, konnte kein Alexander werden und würde ſich als Karl der Zwölfte, wie jener ins Bodenloſe fallend, das Haupt zerſchellt haben. Daher in klarer Überſicht der Verhältniſſe in ſeiner Kriegführung die verhaltene Kraft, die immer im Gleichgewichte ſchwebt, es nie an Nachdruck fehlen läßt, ſich im entſcheidenden Augenblick bis zum unmöglich Geglaubten ſteigert und im nächſten Moment ruhig dahingleitet, um

Digitized by Google

ſich den leiſeſten Schwankungen der Politik anzupaſſen, im Unglück aber der zuſammengedrückten Feder gleicht, die nur auf den günſtigen Augenblick wartet, um mit verdoppelter Kraft wieder vorzuſchnellen. Bei ſeinen beſchränkten Kräften auf ein großes Ziel gewandt, unternahm er nichts, das ihnen unverhältnismäßig geweſen wäre, aber gerade genug, daß er es erreichen konnte.

Wie ganz anders erſcheint uns nach dieſer Richtung Napoleon.

Von grenzenloſeſtem Ehrgeiz und unzufrieden mit ſeinen großen Erfolgen, rief er in prahleriſcher Anmaßung: In unſern Tagen hat niemand Großes erdacht, an mir iſt es, das Beiſpiel zu geben. „So ſtürmt er auf ſeiner Laufbahn weiter und entſchließt ſich zu Dingen, von deren Unmöglichkeit er ſelbſt überzeugt war. Und mit den teilweiſen Erfolgen ſteigern ſich ſeine Entwürfe ſchließlich derartig ins Ungemeſſene, daß ſich auch die Mittel des halben Europas zu ihrer Ausführung nicht mehr ausreichend erweiſen." Solange Napoleon nur mit den Schwächen, der Nichtsnutzigkeit und Verlegenheit ſeiner Gegner zu tun hatte, war er glücklich und triumphierte. Als ſich dagegen die Stärke der Völker und ihrer Führer erhob, da fiel er in ſeiner Mittelloſigkeit zuſammen. „Mit der Stärke zu ſtreiten, ſagt Leopold Ranke, war ihm nicht gegeben."

Das Glück, dem er ſich ſolange zuverſichtlich anvertraut hatte, verließ auch ihn, und wahrlich, es war kein Wunder, „denn Glück hat auf die Dauer doch nur der Tüchtige". Die Kataſtrophe von Moskau, die Niederlage von Malo-Jaroſlawetz begrub all ſeine Tüchtigkeit. Ungewiß, wohin er ſich wenden ſollte, warf er ſich dem Unglück haltlos in die Arme. Welcher Unterſchied zwiſchen ihm und Friedrich dem Großen nach der Niederlage von Kolin!

Auf des Glücks wie des Unglücks erreichbarer Höhe ſcheiden ſich Friedrichs des Großen und Napoleons Wege. Denn während jener in beiden Fällen in heldenhafter Kraft des Geiſtes den gefahrdrohenden Abgrund vermied, ſtürzte dieſer jählings hinab und begrub in ſeinem Fall das Traumgebilde, deſſen Vollendung er ſo nahe war. „So zeigt es ſich alſo, daß der tüchtigere Staatsmann und Feldherr nicht der Kaiſer iſt, der, Unmögliches vom Schickſal fordernd, an der Gewalt des herausgeforderten Widerſtandes zerſchellt, ſondern der pflichtſtrenge ernſte König, der überall weiſe Maß haltend, ſeine klaren politiſchen Ziele ſiegreich durch nicht minder große Gefahren hindurch zum Gelingen führt." (Ranke.)

Seit den Zeiten Friedrichs des Großen und Napoleons haben ſich die Verhältniſſe in unſerm militäriſchen und politiſchen Leben ſo verändert und erweitert, daß allein ſchon aus dieſem Grunde die Kriegführung von damals und jetzt und ihre leitenden Perſönlichkeiten nicht in dem Maße einander gegenübergeſtellt werden können, wie es bei Napoleon und Friedrich dem Zweiten der Fall ſein konnte. Und wenn wir nun noch einen Blick in die Zukunft werfen und uns ein Bild von der künftigen Kriegführung entwerfen wollen, ſo ſehen wir, daß ſich mancherlei Umſtände und militäriſche Einrichtungen in dem Zeitraum der letzten zehn Jahre wieder bedeutend geändert haben, und wir wieder mit vielfach neuen Verhältniſſen rechnen müſſen. Die übrigen europäiſchen Mächte haben

Digitized by Google

es ſich angelegen ſein laſſen, Organiſation, Bewaffnung und Ausbildung ihrer Armeen zu verbeſſern und die Wehrkraft nach jeder Richtung hin zu ſtärken. Der Befeſtigung ſowohl des Schlachtfeldes wie des Operationsfeldes wird eine erhöhte Bedeutung zugemeſſen, und jede einzelne Macht iſt beſtrebt geweſen, ſich die Vorteile der Initiative und Überraſchung zu ſichern. Wenn ſo die einzelnen Mächte ziemlich mit den gleichen Kampfmitteln ausgerüſtet einander gegenübertreten werden, ſo wird die Angriffsmethode und Kriegführung doch nur von den Charaktereigenſchaften des Feldherrn abhängig bleiben und von ihnen das eigentliche Gepräge erhalten. Nur das eine wird man als beſtimmt vorausſehen dürfen, daß von ſo ſchnellen und überraſchenden Erfolgen, wie ſie im Jahre 1870/71 von der deutſchen Armee errungen wurden, in künftigen Kriegen keine Rede mehr wird ſein können. Nicht nur die mannigfachen ſtarken Befeſtigungsanlagen werden ein Hindernis bilden und einen Aufenthalt notwendig machen, auch die Anſammlung der großen Heeresmaſſen und die Schwierigkeiten ihrer Verpflegung werden ihnen ebenfalls viel von ihrer frühern Beweglichkeit nehmen. Dadurch werden aber an die Führung wie an die Truppe gleich hohe Anforderungen herantreten, und die hohen Erwartungen an beide werden ſich nur durch ein harmoniſches Zuſammenwirken erfüllen laſſen.

Wundts Geſchichte der muſiſchen Künſte

Die Anfänge der muſiſchen Künſte ſind ſchwieriger zu erforſchen als die der bildenden, weil jene, als Selbſtdarſtellungen des Künſtlers, ſich erſt auf einer ſehr hohen Stufe der Kulturentwicklung in bleibenden Werken: Schriftdenkmälern, Noten, Muſikinſtrumenten, Abbildungen tanzender und mimender Menſchen, objektivieren. Wir ſind alſo für die Erforſchung der Anfänge auf das Studium der Naturvölker angewieſen, die den Anfängen näher ſtehn als die Kulturvölker, und deren Treiben ziemlich ſichere Schlüſſe auf noch frühere Stufen ermöglicht. Da ſehen wir denn zunächſt, daß ein Streit um die Priorität unter dieſen Künſten keinen Sinn haben würde. Sie müſſen alle zugleich entſtanden ſein. Der von Affekten ergriffne Naturmenſch hüpft, geſtikuliert, ſchreit, lärmt, faßt die mit dem Affekt verbundnen Vorſtellungen in Worte, und aus dieſen urwüchſigen Ausdrucksbewegungen ſind die einzelnen muſiſchen Künſte hervorgegangen. Auch der heutige Naturmenſch trennt dieſe noch nicht voneinander. Er tanzt nicht, ohne zu ſingen und zu muſizieren, und er ſingt nicht, ohne ſich rhythmiſch zu bewegen; was er ſingt, das iſt gewöhnlich ſeine eigne, der augenblicklichen Lage und Stimmung angemeſſene Improviſation, z. B. „Oh, oh! Der weiße Mann geht nach Hauſe, oh, oh, er geht nach Hauſe, oh, oh, nach Hauſe, in das glückliche Eiland, wo es Perlen gibt in Menge.“ Singen,

Digitized by Google

ſchreibt Wundt, „ohne jede Beteiligung des Mienenſpiels und der Bewegungen, die in ihrer ungehemmten Äußerung die Form des Tanzes annehmen, das kann ein wohlgeſchulter Konzertſänger, aber nicht der Naturmenſch; und zu tanzen ohne Begleitung von Geſang und Gebärde, das leiſtet die Etikette des modernen Ballſaals, aber man braucht nicht zu den Naturvölkern zu gehn, ſondern nur die heutigen Volkstänze zu beobachten, wo dieſe noch in ihrer natürlichen Friſche erhalten geblieben ſind, um den Zwang verſchwinden zu ſehen, der in dieſem Falle eine nicht einmal vollſtändige Scheidung hervorgebracht hat, da ja fortan eine faſt unentbehrliche Begleiterin des Tanzes die Muſik bildet."

Das Gemeinſchaftsleben bringt es mit ſich, daß der Einzelgeſang in den Gemeinſchaftsgeſang übergeht, und daß ſich je nach den verſchiednen Anläſſen das Lied in mancherlei Arten verzweigt. Tanzlieder ſind die Lieder urſprünglich alle geweſen, aber mit der Zeit ſondern ſich von den eigentlichen Tanzliedern, die keinen andern Zweck haben, als den Tanz zu begleiten, Zauberlieder, Kriegslieder, Arbeitlieder ab. Von Anfang an hat eben das Menſchengemüt für vielerlei Erregungen Raum, die aus den verſchiednen Lagen entſpringen, in die es gerät. Weitere Unterſchiede bringen Kulturſtufen und Raſſeneigentümlichkeiten hervor. „So fällt es bei Durchmuſterung von Liedern der Naturvölker in die Augen, daß die Motive, die in der Lyrik aller Kulturvölker die erſte Rolle ſpielen, die Liebe und das Naturgefühl, in der Poeſie jener mit verſchwindenden Ausnahmen ganz fehlen. (Daß in dieſem Zurücktreten der Liebeslieder, ſchreibt Wundt in einer Anmerkung, eine ſtarke empiriſche Gegeninſtanz liegt gegen die Darwinſche Hypotheſe von der Entſtehung des menſchlichen Geſanges aus der Liebeswerbung, hat ſchon K. Groos in den Heſſiſchen Blättern für Volkskunde III, 3. und 4. Heft bemerkt.) Andrerſeits ſpielen natürlich liedartige Zauberſprüche, Zauberlieder, zum Teil auch Tanz- und Kriegslieder, die in den Geſängen der Wilden einen breiten Raum einnehmen, auf den höhern Kulturſtufen nur noch eine unbedeutende Rolle." Als die beiden Arten von Liedern, die bei allen Völkern und auf allen Kulturſtufen wiederkehren, ſind das Kultlied und das Arbeitlied hervorzuheben. Auf das Arbeitlied hat in neuerer Zeit Karl Bücher die allgemeine Aufmerkſamkeit gelenkt durch ſein Buch: Arbeit und Rhythmus, dem auch Wundt einiges entnimmt. „Der Umſtand, daß bei den meiſten primitiven Völkern dieſe beiden Liedformen nebeneinander exiſtieren, macht es durchaus wahrſcheinlich, daß ſie gleich urſprünglich, und daß alſo auch hier frühe und ſpäte Kultur immer noch durch übereinſtimmende Züge verbunden ſind, inſofern es ſchwerlich eine Zeit gegeben hat, zu der nicht gerade im Liede religiöſe oder, wie wir für die Anfangsſtadien beſſer ſagen, mythologiſche und profane Motive nebeneinander wirkſam waren. Daneben vollzieht ſich aber zugleich vielfach ein Wandel dieſer Motive nicht bloß innerhalb einer und derſelben Klaſſe, indem z. B. ein primitives Zauberlied in einen religiöſen Hymnus übergeht, oder ein Arbeitlied von einer Art der Arbeit auf eine andre übertragen wird, ſondern auch in dem Sinne, daß ein Liedmotiv aus der einen Klaſſe in die andre übergeht. In der weit überwiegenden Zahl der Fälle ſcheint dieſer Übergang in der Richtung der

religiöſen zur profanen Poeſie ſtattzufinden. Doch iſt nach Analogie der Entſtehung mancher religiöſer Geſänge in moderner Zeit auch der entgegengeſetzte Vorgang wohl nicht ausgeſchloſſen, wenngleich auf primitiven Stufen ſchwerlich nachzuweiſen. Bekanntlich hat der neuere evangeliſche Kirchengeſang ſeine Melodien vielfach dem Volksliede entlehnt, ein Übergang, der wegen des langſamern Tempos des alten Volksliedes dereinſt leichter und unmittelbarer möglich war, als er es heute ſein würde. In einigen Fällen ſcheint aber auch der Text den Wandel aus der profanen in die religiöſe Form mitgemacht zu haben. So bei dem Übergang von »Wie ſchön leuchten die Äugelein der Schönen und der Zarten mein« in »Wie ſchön leucht't mir der Morgenſtern«, oder von »Innsbruck, ich muß dich laſſen« in »O Welt, ich muß dich laſſen«. Übrigens iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß ſchon die alte ambroſianiſche und gregorianiſche Kirchenmuſik teilweiſe aus dem Volksgeſang ihre Melodien geſchöpft hat. Das Gegenſtück dazu bildeten dann die bekannten Profanierungen und Parodierungen der Meßliturgie in der mittelalterlichen Mönchsdichtung." Die Zauberlieder und die Zauberſprüche (der Spruch kann das Urſprüngliche oder auch die Abkürzung eines Liedes ſein) ſind oft unverſtändlich. Bei den vom Zauberprieſter angewandten Beſchwörungsformeln wird man nicht ſelten annehmen dürfen, daß er ſie abſichtlich unverſtändlich formte, um den geheimnisvollen Charakter der Handlung anzudeuten. Ein andrer Grund der Unverſtändlichkeit aber, und dieſer wird der gewöhnliche geweſen ſein, liegt darin, „daß die beim Zaubern verwendeten Lieder und liedartigen Spruchformeln wegen der Macht, die man an ſie gebunden glaubt, von Generation zu Generation und von Stamm zu Stamm ſich unverändert fortpflanzen, da man ſchon durch die kleinſte Änderung ihre Kraft zu vernichten fürchtet." Die Sprache ändert ſich nun, und ſo werden dieſe Formeln den ſpätern Geſchlechtern unverſtändlich. Aber eben weil ſie unverſtändlich ſind, werden ſie für kräftiger gehalten, denn vor allem Unverſtändlichen hat der Einfältige eine abergläubiſche Ehrfurcht. Dieſes Motiv wirkt dann auch zur Beibehaltung untergegangner Sprachen als Kultſprachen mit. Zur Verſtärkung der Wirkung dienen ſowohl bei heiligen wie bei profanen Liedern Wiederholungen, die teils Satz-, teils Wort-, teils Lautwiederholungen ſind. Aus jenen entwickelt ſich der Parallelismus, der denſelben Gedanken in zwei oder mehreren verſchiednen Formen wiederholt, aus dieſen die Aſſonanz und der Reim.

Mit dem Liede verbindet ſich ſpäter die Erzählung. Urſprünglich dient dieſe einem andern Bedürfnis als das durch Rhythmus und Tonfall Gemütsbewegungen ausdrückende Lied, einem Bedürfnis der Mitteilung. Dafür iſt die ungebundne, die Proſarede, geeigneter. Die Mitteilung von Vorkommniſſen unterhält die Phantaſie, ohne das Gefühl unmittelbar zu erregen. Und aus der Phantaſie ſind die Vorkommniſſe geſchöpft, die Naturmenſchen einander zur Unterhaltung am liebſten mitteilen. Sie ſind Dichtungen, und zwar Märchen. „Treffend weiſt ſchon die Diminutivform dieſes Wortes darauf hin, daß das »Märchen« alles, was etwa die Märe oder Sage berichten mag, in das Kleine,

das Kindliche umwandelt. Eben dieſer kindliche Charakter des Märchens, der in ſeinem Namen liegt, und der in ſeiner dauerndſten Form, dem Kindermärchen, beſonders deutlich ſich ausprägt, iſt es ja, der die heute noch weit verbreitete Theorie entſtehn ließ, das Märchen ſei auch ſeiner wirklichen Entſtehung nach nichts andres als eine im Laufe der Zeit eingetretne abſteigende Veränderung von Mythus und Sage, eine dem kindlichen Verſtändnis des Volkes oder des wirklichen Kindes angepaßte ſpielende Wiederholung uralter Göttermythen.“ Grimm hat dieſe Hypotheſe aufgeſtellt, Wundt widerlegt ſie, ebenſo wie die Wanderhypotheſe Benfeys. Die Märchenſtoffe ſind überall ziemlich gleichartig aus der Volksphantaſie hervorgegangen, wenn auch natürlich beſonders anſprechende Formungen des Stoffes, die bei dem einen oder dem andern Volke geglückt ſind, von andern Völkern gern übernommen werden. Dem Märchen liegt keine Geſchichte, keine Sage zugrunde. Sein Stoff iſt, was nie und nirgends erlebt wird. Seine einzige Kauſalität iſt der Zauber, jede ſeiner Begebenheiten ein Wunder. In der Sage greifen wohl Dämonen mit Wunderwirkungen in den natürlichen Lauf der Dinge ein, das Märchen aber kennt gar keine andre als Wunderwirkungen. Das Wunder iſt ihm das Natürliche und Selbſtverſtändliche, „und neben dieſem ſchrankenloſen Walten der Phantaſie bleibt für den regelmäßigen Verlauf der Dinge ebenſo wie für die wirklichen Motive menſchlichen Handelns nur ein ſpärlicher Raum. Darum ſind die Helden des Märchens charakterlos. Dem Zauber, der ihnen Glück oder Unheil bringt, willenlos preisgegeben, fehlt ihnen die Möglichkeit, irgendwelche perſönliche Eigenſchaften zu betätigen. Wohl mangelt es in der Märchendichtung der Kulturvölker nicht an dem Gegenſatz von gut und böſe. Aber in der Regel ſind es nicht die Helden des Märchens, ſondern die Zauberweſen, die guten Geiſter und gütigen Feen, denen jene ihr Glück verdanken, oder die Unholde, die Kobolde und Hexen, die ſie bedrohen, denen das Märchen ſolche moraliſche Qualitäten zuweiſt. In alledem trägt dieſes noch heute unverkennbar die Züge einer primitiven Kultur, ſo ſehr auch an den einzelnen Geſtalten die Spuren einer ſpätern Zeit und der Gegenwart, in die das Märchen hinabreicht, nicht fehlen. Denn unter ſolch modernem Gewand bleiben jene beiden Merkmale, die unbegrenzte Herrſchaft des Zaubers und die moraliſche Indifferenz der handelnden Menſchen, immer erkennbar. Das ſind aber die nämlichen Züge, die uns überall auch als die weſentlichen Charaktereigenſchaften des Naturmenſchen begegnen. Mehr als irgendeine andre Form der Dichtung oder ſelbſt der bildenden Kunſt hat das Märchen, trotz der Wandelbarkeit der mündlichen Überlieferung, der es bis in ſpäte Zeiten anvertraut blieb, dieſen Erdgeruch natürlicher Urſprünglichkeit treu bewahrt.“ Nicht übergegangen ins moderne Märchen ſind zwei andre Eigentümlichkeiten der Naturvölker. Dieſe ziehen Sonne, Mond, Sterne, Wolken in ihre Märchendichtung hinein, ebenſo Tiere und lebloſe Gegenſtände, die ſie beleben. Den Tieren hat die ſpätere Entwicklung zwei beſondre Dichtungsgattungen, die Fabel und das Tierepos, eingeräumt; die Himmelskörper aber

ſind Gegenſtand der kosmogoniſchen und theogoniſchen Mythologie geworden. Auch die Naturmythologie, die ſich ſpäter mit der Sage verbindet, iſt anfangs märchenhaft, kindlich, kindiſch. Uns Kulturmenſchen, heißt das, ſcheint die Kosmogonie der Naturvölker ebenſo wie ihr Märchen als eine Herabziehung des Großen ins Kleine und Kindliche, für den Naturmenſchen ſelbſt ſind ſie das nicht. „Wenn er Sonne, Mond und Sterne mit den Menſchen und Tieren oder auch mit den Bäumen und Steinen ſeiner Umgebung auf die gleiche Stufe ſtellt, ſo iſt das für ihn eben eine natürliche und urſprüngliche Auffaſſung. Er kann dieſe großen Gegenſtände der Natur nicht zur Alltäglichkeit herabdrücken, weil ſie ſich für ihn überhaupt noch nicht über das Alltägliche erheben. [Er iſt, wie das Kind, imſtande, einem zu glauben, der ihn überredet, der Mond ſei ein ans Himmelsgewölbe geworfner Käſe.] Eben darum aber bleibt zwiſchen dieſer primitiven Form märchenhafter Erzählung und der Märchendichtung der Kulturvölker bei aller Übereinſtimmung gewiſſer Grundmotive doch ebenſogut ein tiefgreifender Unterſchied, wie ein ſolcher trotz manchen Analogien zwiſchen dem Denken und Fühlen eines heutigen Kindes und dem des Naturmenſchen beſteht." Die Sage ſodann gehört einer ganz andern, einer höhern Klaſſe von Erzählungen an. Ihr Untergrund iſt immer die Geſchichte; ehe ſie entſtehn kann, muß alſo ſchon Denkwürdiges geſchehen, von Menſchen vollbracht worden ſein, und muß die Fähigkeit, dieſes Denkwürdige aufzuſaſſen, im Gedächtnis zu behalten und, wenn auch nicht ohne Phantaſiezutat, in geordneter Rede wiederzugeben, ausgebildet ſein. An den Dichtungen der Kirgiſen, der Serben, der Ruſſen zeigt der Verfaſſer, wie einerſeits Heldenlieder zu Romanzenzyklen zuſammengefaßt werden, und wie andrerſeits das Epos entſteht; an der griechiſchen und der deutſchen Heldenſage, wie ſich geſchichtliche Erinnerungen mit Naturmythen verflechten, und wie der Heldengeſang dem Ahnenkult dient. Die beginnende Epik iſt „nichts andres als Märchenerzählung in einer rhythmiſch gehobnen, von lyriſchen Epiſoden und ſagenhaften Erinnerungen durchſetzten Form. Die mythologiſchen Beſtandteile dieſer Form gehören noch ganz der niedern Zauber- oder Dämonenwelt des Märchens an. Zugleich zeigen aber dieſe verſchiednen Vorſtufen bereits den Weg, der allmählich zu dem höhern Epos herüberführt. In dem Maße, als die geſchichtlichen Sagenſtoffe in den Vordergrund treten und ſich zu einer geſchloſſenen Handlung abrunden, wird auch jene Mythologie des Märchens teils ganz zurückgedrängt, teils in eine höhere Sphäre erhoben. So iſt ſchließlich nicht das Märchen ein von ſeiner Höhe herabgeſunkner epiſcher Mythus, ſondern umgekehrt: der epiſche Mythus iſt der durch die gehobne epiſche Stimmung in eine höhere Sphäre entrückte Märchenmythus. Das im verzauberten Schloß hinter der Dornhecke ſchlafende Dornröschen iſt nicht die in die Kinderſtube hinübergewanderte, von der Waberlohe umgebne Brunhild, ſondern jenes beſcheidne Dornröschen des Märchens iſt im Munde der nordiſchen Skalden, die die Helden der Vorzeit und ihre Taten beſangen, zur hehren Walküre erhoben worden." Grimm gegenüber mag Wundt im

Digitized by Google

ganzen Recht haben. Aber das Dornröschen halten wir für kein glücklich gewähltes Beiſpiel. Es offenbart doch ſo viel zarte Ritterlichkeit und Sentimentalität, daß es ſpäter entſtanden zu ſein ſcheint als die bedeutend rohere Hottehümaid.

Der Ahnenkult drängt zur Verherrlichung der Taten der Vorfahren und erzeugt ſo das Heldenlied. „Aber in dem Maße, als ſich mit der Ferne der Zeiten die Geſtalten der verſchiednen Perſonen in der Erinnerung verwiſchen, werden die Vorfahren der lebenden Fürſten- und Adelsgeſchlechter immer mehr in ein mythiſches Dunkel gehüllt. Sie leben in Sage und Dichtung nur als mythiſche Repräſentanten der einzelnen Stämme oder Geſchlechter fort. Das Epos bringt nun dieſe Stammesheroen mit den treuer im Gedächtnis bewahrten großen Kämpfen der Vergangenheit in Verbindung. So werden die Helden des Epos zu Perſönlichkeiten, die trotz ihrem Charakter durch ihre Verbindung mit beſtimmten Landſchaften, Stämmen und Geſchlechtern immer noch eine lebendige Beziehung zur Gegenwart bewahren. Das iſt das Gepräge des homeriſchen Epos. Es iſt möglich, daß ſeine Helden wirklich gelebt haben, es iſt aber ebenſogut das Gegenteil möglich. Jedenfalls führt die geſchichtliche Erinnerung nicht mehr zu ihnen, ſondern nur noch zu dem großen Ereignis des Trojanerzuges ſelbſt zurück. Dieſe in den epiſchen Heldengeſang ausmündende Ahnenverehrung hat zugleich an der homeriſchen Dichtung eine charakteriſtiſche Eigenſchaft des ausgebildeten Epos beſonders deutlich ausgeprägt: dieſes Epos iſt keine Dichtung für das Volk. Es wird geſungen an den Höfen der Fürſten und Vornehmen. Es verherrlicht die Ahnen ihres Geſchlechts, die an den Kämpfen und Siegen der Vorzeit angeblich ſelbſt teilgenommen haben. Darum herrſcht in dem Epos durchaus die Lebensanſchauung dieſer bevorrechteten Kreiſe. Ihre Begriffe von Tugend und Ehre, von den Sorgen und Freuden des Lebens ſind allein giltig. Der griechiſche Aöde wie der Spielmann des deutſchen Mittelalters erfüllen ſo ihre Dichtung mit dem Denken und Trachten der Kreiſe, in denen ſie ihren Geſang ertönen laſſen; und ſie erringen ſich um ſo reichern Beifall, je höher ſie die Kraft und den Ruhm der alten Heldengeſchlechter vor deren Enkeln zu preiſen wiſſen. So wächſt das Bild der epiſchen Helden und ihrer Taten ins Rieſengroße, und mit ihnen wächſt notwendig auch der mythologiſche Hintergrund, von dem ſie ſich abheben. Die Dämonen und die in beſchränktem Gebiet wirkenden Sondergötter des täglichen Lebens und Berufs genügen hier nicht mehr. Auch dem kleinern Märchenzauber, an dem ſich das niedere Volk ergötzt, fühlt ſich dieſe Herrenwelt entwachſen. Sie verlangt Großes, Gewaltiges überall. So drängt hier alles nach einer Umwandlung der mythologiſchen Stoffe ins Erhabne. Manche Spuren jener niedern Vorſtellungsform haften ja freilich auch noch dem großen Epos an. Sie drängen ſich nicht bloß in die Epiſoden ein, in denen die alten Märchengeſtalten fortan ihr Weſen treiben, ſondern auch die Welt der großen Götter bleibt nicht frei davon. Aber dieſe Spuren zeigen doch eben nur, daß auch

Digitized by Google

dieſe gewaltige Umwandlung, die das Epos in den mythologiſchen Vorſtellungen hervorgebracht hat, keine völlige Neuſchöpfung iſt, ſondern daß überall die Quellen der höhern ſchon in der niedern Mythologie fließen, ganz ſo wie das Epos ſelbſt aus der poetiſchen Form dieſer niedern Mythologie, aus der Märchendichtung, hervorgewachſen iſt.“

Wie das Lied, ſo iſt der mit ihm verbundne Tanz zunächſt individuelle Affektäußerung, wird aber dann im Gemeinſchaftsleben zu einer Angelegenheit der Gemeinſchaft erhoben, diſzipliniert und verſchiednen Zwecken dienſtbar gemacht, beſonders dem Kultus. Pſychologiſch ſind die ekſtatiſchen Tänze von den mimiſchen zu unterſcheiden. Da die Ekſtaſe ein hochgeſteigerter Affekt iſt, ſo ſind die ekſtatiſchen Tänze gewöhnlich Einzeltänze. Auch der Geſellſchaftstanz pflegt bei höchſter Steigerung der Ekſtaſe in Einzeltanz überzugehn, während der mimiſche Tanz in der Regel ein gemeinſamer bleibt. Die Flagellantenepidemie iſt eine der ſehr mannigfachen Erſcheinungen, die in dieſes Gebiet gehören, und jedermann weiß, daß ſich ein ekſtatiſcher Kulttanz, der der Derwiſche, bis in unſre Zeit erhalten hat. Wundt erwähnt nicht, daß ſich, abgeſehen von Shakern und ähnlichen ekſtatiſchen Sekten ſowie von den Vorgängen bei religiöſen Negermeetings, in einer ſpaniſchen Kathedrale, wenn wir nicht irren zu Sevilla, ein liturgiſcher Tanz erhalten hat, der in der Karwoche von koſtümierten Knaben ſehr anmutig und würdevoll, ohne ekſtatiſche Verrenkungen und Sprünge, aufgeführt werden ſoll. Und wie ſich denn bei allen Völkern und zu allen Zeiten an die Kulthandlungen Luſtbarkeiten anſchließen, die den dem Kult geweihten Tag in jeder Beziehung zu einem Feſttage machen, ſo wird der Kulttanz ſelbſt, gleich dem Kultgeſang, um ſo leichter zu einem Vergnügen, weil jede aus innerm Drange hervorgehende heftige Bewegung an ſich ſchon Genuß bereitet. Zuletzt trennt er ſich vom Kult völlig ab und wird eine rein weltliche Luſtbarkeit. Außer den religiöſen Anläſſen ſind es Gemeinſchaftsangelegenheiten wie Krieg, Jagd und Männerweihe, die mit Tanz begangen werden. Die Tänze gehn leicht in gymnaſtiſche Übungen über, ſodaß auch die zu Ehren eines beſtatteten Toten veranſtalteten Wettkämpfe, von denen die Ilias erzählt, dahin zu rechnen ſind. Die Kulttänze ſind zu einem großen Teil Zaubertänze. Das gilt beſonders von den mimiſchen Tänzen, mit denen die landwirtſchaftlichen Verrichtungen ſowohl eingeleitet als abgeſchloſſen zu werden pflegen. Entweder werden dabei dieſe Verrichtungen nachgeahmt oder die für das Gedeihen der Früchte wichtigen Himmelserſcheinungen dargeſtellt. Urſprünglich iſt die Abſicht dabei keineswegs, ſich mit einem mimiſchen Spiel oder Schauſpiel zu ergötzen, ſondern man glaubt durch ſolche Handlungen die Sonnenſchein, Regen und Fruchtbarkeit der Erde ſpendenden Dämonen günſtig ſtimmen zu können. Man verwendet dabei auch die Tiere, die der Regen aus Erdlöchern hervorlockt, wie Fröſche und Schlangen, indem man ſie für die Urheber des Regens hält. So führen die Prieſter der Mokiindianer bei anhaltender Trockenheit einen Tanz auf und tragen dabei lebende Klapperſchlangen im Munde, ohne jemals, wie ſie verſichern, gebiſſen

Digitized by Google

zu werden; wahrſcheinlich haben ſie den Tieren vorher die Giftzähne ausgebrochen. Statt der Tiere ſelbſt werden auch Tiermasken verwandt, wie denn überhaupt Masken beim Tanz der Wilden teils als Schreckmittel teils als Zaubermittel beliebt ſind. Auch der Kriegstanz iſt urſprünglich ein Zauber. Er wird nicht bloß nach vollendetem Kampf zur Feier des Sieges veranſtaltet, ſondern auch, ehe man in den Kampf zieht. Und daß dieſes nicht bloß zu dem Zwecke geſchieht, die Kriegsluſt zu wecken und den Mut zu heben, beweiſt der Umſtand, daß manchmal in Stellvertretung der Krieger die Weiber tanzen. So halten bei einem Indianerſtamme Braſiliens die Weiber, während die Männer im Kriege ſind, Umzüge mit bemaltem Geſicht und in Kleidungsſtücke der Männer vermummt. Dem entſpricht die Sitte eines andern Stammes, daß die auf dem Felde arbeitende Familie auf dem zum Hauſe gehörenden Tanzplatz einen Angehörigen zurückläßt, der tanzen und ſingen muß, um dadurch das Gedeihen der Saat zu fördern.

Die Muſik, die den Tanz begleitet, iſt urſprünglich bloßer Lärm als Ausdruck oder zur Steigerung des Affekts. Ein muſikaliſches Element kommt dadurch hinein, daß ſich die Trommler und ſonſtigen Schläger dem Rhythmus der Tanzenden und Singenden anpaſſen. Auch die einfachen Schlaginſtrumente werden als Zaubermittel, außerdem zu Ankündigungen verwandt. Abſichtlich erfunden können die erſten wirklichen Muſikinſtrumente nicht ſein. Solche Abſicht konnte erſt wirkſam werden, nachdem man zufällig Töne und Tonreihen vernommen hatte, die Wohlgefallen erregten, und die man deshalb öfter zu erzeugen wünſchte. So bemerkte man, daß Kürbiſſe von verſchiedner Größe, auf die man mit Holzſtäben ſchlug, verſchieden hohe Töne erklingen ließen. Aus ſolchen Reſonanzkörpern haben Kongoneger eine Art Glockenſpiel zuſammengeſtellt. Beim Bearbeiten der Tierhäute, beim Fällen der Bäume, beim Anblaſen hohler Pflanzenſtengel und Knochen vernahm man allerlei Töne, die zur Wiederholung reizten. Am fruchtbarſten erwieſen ſich die Klänge, die angeblaſene Pflanzenſtengel von ſich gaben und geſpannte Bogenſehnen, wenn man ſie zupfte. Aus jenen gingen die Blasinſtrumente, aus dieſen die Saiteninſtrumente hervor. Wie die Tonhöhe und der Wohlklang von Tonfolgen mit geometriſchen und arithmetiſchen Verhältniſſen zuſammenhängt, wurde früh entdeckt; mußte man doch, um Töne von beſtimmten Höhen zu erhalten, Saiten von beſtimmter Länge verwenden, an der Rohrpfeife die Löcher in beſtimmten Abſtänden voneinander anbringen, oder, bei der Panflöte, Rohre von verſchiednen Längen miteinander verbinden. Es fand ſich, daß dabei Zahlen eine Rolle ſpielten, die wegen ihrer Bedeutung auf andern Gebieten, beſonders in der Sternkunde, als heilige Zahlen galten, und von dieſen Erfahrungen aus haben die Pythagoräer die erſte Muſiktheorie begründet, über die Wundt ausführlich berichtet.

Vom mimiſchen Tanz und Aufzug aus entwickelt ſich der Mimus. Bei den Alten umfaßte dieſer Begriff alle Gattungen mimiſch-dramatiſcher Kunſt, die außerhalb des Gebiets der klaſſiſchen Tragödie und Komödie lagen, „von

den niedrigen Scherzen und gymnaſtiſchen Schauſtellungen wandernder Gaukler an bis zu den der Gattung der höhern Komödie verwandten, nur mit einem größern Aufwand ſzeniſcher Mittel aufgeführten Mimodramen der alexandriniſch-römiſchen Zeit". Lediglich praktiſche Gedanken waren es, die den Mimus von Tragödie und Komödie ſchieden. „In dieſen beiden gehörten die Schauſpieler ſamt dem Chor den bürgerlichen Kreiſen an. Frauen waren von ihnen, wie von den öffentlichen Angelegenheiten überhaupt, ausgeſchloſſen. Dabei lag das Schwergewicht der Darſtellung bei der Tragödie in der Handlung, bei der Komödie in den witzigen und humorvollen Wechſelreden. Schon die Maske aber, der ſich die Darſteller bedienten, ſchloß eine eigentliche Nachahmung aus. Demgegenüber war der ſogenannte Mimus urſprünglich ein Spiel fahrender Leute, wie ſie im Orient und auch in Griechenland ſeit alter Zeit, durch Taſchenſpielerkünſte und gymnaſtiſche Produktionen, durch Tänze und Lieder die Menge ergötzend, von Ort zu Ort zogen. Hier war auch, wie man annehmen darf, die Heimat des Mimus, ſo mit Recht genannt, weil bei ihm weder in dem kunſtvoll aufgebauten Dialog, noch in der Handlung, die wohl nur in einzelnen ergötzlichen Situationen beſtehn mochte, ſondern in der karikierenden, übertreibenden Nachahmung der Hauptreiz der Darſtellung lag. Indem dieſe Mimen ohne Maske auftraten, Männer und Frauen je nach ihren Rollen, indem ſie ferner ihre Vorbilder in den Kreiſen des Volks, alſo der Zuſchauer ſelbſt, wählten, und bei der Verſpottung der kleinen Schwächen und Eigenheiten, vor allem auch der körperlichen Gebrechen derbe und zyniſche Späße nicht verſchmähten, waren ſie eine heitere Nachahmung des wirklichen Lebens, die nicht, wie die Tragödie, erheben und nicht, wie die Komödie, die Geißel der politiſchen oder ſozialen Satire ſchwingen, ſondern einfach das Publikum ergötzen wollte."

Während bei den Alten die beiden Hauptgattungen und dann wieder die Unterarten Tragödie und Komödie ſtreng auseinander gehalten wurden, haben ſich in der Mimik der chriſtlichen Zeit alle Arten gemiſcht. Schon in die kirchlichen Myſterienſpiele iſt das Komiſche und zwar das niedrig Komiſche eingedrungen. Aus dem Salbenkrämer, bei dem die heiligen Frauen am Oſtermorgen Spezereien kaufen, aus dem dummen Teufel und andern Nebenfiguren des Paſſionsſpiels entwickelt ſich die komiſche Perſon, deren Geſchichte, ebenſo wie die des Puppenſpiels, uns hier erzählt wird. Mit Befriedigung ſehen wir, daß Wundt das Weſen des Komiſchen in der Kontraſtwirkung findet und die „immer wieder auftauchende Theorie" zurückweiſt, nach der „die komiſche Wirkung in dem erhebenden Gefühl der eignen Überlegenheit deſſen beſtehn ſoll, der dieſe Wirkung empfindet". Dieſe Theorie iſt uns vor einigen Jahren noch einmal in einem dickleibigen Werke vordemonſtriert worden. Die Abſicht, eine komiſche Wirkung zu erreichen, greift erſt verhältnismäßig ſpät ein. Der Ernſt des Lebens iſt überall das erſte; auch der oben erwähnte Salbenkrämer und der Teufel ſind urſprünglich ernſthafte Perſonen geweſen. Aber alles Ernſte

Digitized by Google

fällt mit der Zeit der Karikatur und der ſcherzhaften Parodie anheim. So haben der Phallus und die Maske, die bei allen Völkern gebräuchlich geweſen ſind, urſprünglich eine ſehr ernſte Bedeutung gehabt; ſpäter ſind ſie nur noch zur Hervorbringung von Heiterkeit verwandt worden.

Zur Geſchichte des griechiſchen Dramas, das von ſo großem Einfluß auf die Geſtaltung des modernen geweſen, bemerkt Wundt unter anderm: „Je reicher der Stoff des Dramas wird, je mehr ſich in ihm das Leben mit ſeinen wechſelnden Schickſalen ſpiegelt und gleichzeitig weltlicher Sinn und philoſophiſche Reflexion ſich vereinigen, den frommen Sinn zu zerſtören, der aus den Werken der ältern, der religiöſen Kunſt ſprach, um ſo raſcher vollzog ſich hier ein Bedeutungswandel der Ideen. Die Heroen wurden zu Menſchen, die zwar ebenſo wie die Schickſale, die ſie erduldeten, das gewöhnliche Mittelmaß menſchlicher Größe überragten, immerhin aber in ihrem Tun und Leiden Menſchen blieben und als ſolche das Mitgefühl des Zuſchauers erregten. So ging mit innerer Notwendigkeit das Gefühl religiöſer Hingabe in die moraliſchen Regungen der Furcht und des Mitleids über. Das iſt der Standpunkt, der in der ariſtoteliſchen Definition der Tragödie ſeinen treffenden Ausdruck findet. Der erſte Teil dieſer Definition, der die Tragödie „die nachahmende Darſtellung einer ernſten Handlung" nennt, „von beſtimmter Größe, in verſchönter Sprache vorgeführt nicht durch Erzählung, ſondern unmittelbar von handelnden Perſonen", ſchildert trocken und nüchtern ihre äußere Form. Der zweite Teil, der als ihre Aufgabe „die Erregung von Furcht und Mitleid" und mittels dieſer die „Reinigung (Katharſis) ſolcher Affekte" oder „von ſolchen Affekten bezeichnet,*) er ſchildert den Zweck der tragiſchen Dichtung, wie er dem Euripides und den beſſern Dichtern der ſpätern Zeit vorſchweben mochte. Denn obgleich nur ein kurzes Jahrhundert zwiſchen dieſer Zeit und dem Wirken der alten großen Tragiker liegt und die äußere Form der Tragödie dieſelbe geblieben iſt, ihr Zweck iſt ein völlig andrer geworden. Das Thema, das ein Äſchylus und ein Sophokles in ihren Dramen behandelten, das war nicht Furcht und Mitleid ſchlechthin, ſondern Furcht vor der Strafe der Götter, die jeden Frevel und jede Überhebung trifft, und nicht die Reinigung der Affekte, ſondern die Ergebung in den Willen der höhern Mächte geweſen. Der Schritt, der hier von

*) Wundt fügt hier die Anmerkung bei: „ob man den Ausdruck mit Leſſing als Reinigung der Affekte oder mit Bernays als Reinigung von den Affekten nimmt, bleibt für dieſen Gegenſatz der moraliſierenden Stellung des Ariſtoteles zur religiöſen der alten Tragödie ganz gleichgiltig. Dieſer Gegenſatz bleibt in beiden Fällen derſelbe. Im übrigen läßt ſich die erſte Deutung wohl eher mit der ethiſchen Grundanſchauung des Ariſtoteles vereinigen als die zweite. Denn nach ihr iſt die Tugend die richtige Mitte zwiſchen extremen Affekten. Die Reinigung der Affekte ließe ſich aber wohl als die Herſtellung einer ſolchen Mitte verſtehn. Die Ausrottung der Affekte dagegen war der Grundſatz der Stoa, nicht des Ariſtoteles. Wenn man vollends nach Bernays bei der Katharſis an den medizíniſchen Gebrauch eines Purgiermittels denken ſoll, ſo würde das ganz im Sinne jener ſpätern Philoſophen gedacht ſein, die mit dem Stoizismus den Zynismus zu vereinigen ſuchten."

Digitized by Google

der einen Auffaſſung zur andern führt, iſt leicht getan, und doch iſt er ein ungeheurer: es iſt der Schritt von urwüchſiger tragiſcher Kraft zu einer Reflexionsäſthetik, in der ſich das Gefühl religiöſer Hingabe, von dem jene erfüllt geweſen, zu einer eudämoniſtiſchen Moral ermäßigt hat, die in dem Gleichgewicht der Affekte das Mittel gegen die Wechſelfälle des Schickſals ſieht." Auch der heroiſche Affekt des Mitleids ſchwindet „in einer Zeit, die ſich überſättigt von den Gütern des Lebens abwendet, und die dem Untergehenden das Mitleid verſagt, weil ſie das Daſein überhaupt für ein Übel und das Scheiden aus dem Leben für Erlöſung hält. Jetzt ſind nicht mehr Furcht und Mitleid die Affekte, die die Tragödie erregen ſoll, ſondern Furcht und Entſetzen behaupten das Feld. Das Drama des Mitleids wandelt ſich in das des Schreckens um. Das iſt der Charakter des Dramas der neroniſchen Zeit, wie es uns in den Dichtungen Senecas entgegentritt." In dieſen Ausführungen Wundts liegt, wie man ſieht, kein Widerſpruch gegen Volkelts Kritik der ariſtoteliſchen Definition. Denn dieſer findet ſie nur zu eng, als daß ſie die ganze Fülle tragiſcher Literaturerzeugniſſe ſpäterer Zeiten zu umfaſſen vermöchte, Wundt aber erklärt ſie nur für richtig in Beziehung auf die wenigen Tragödien, die Ariſtoteles kannte und die er vorzugsweiſe im Auge hatte. Die Wirkung des Komiſchen findet Wundt „in dem durch die Aufhebung von Gegenſätzen hervorgerufnen Gefühl der Entlaſtung des Gemüts, das durch ſeine weitere pſychiſche Rückwirkung zu einem Gefühl der Befreiung von den Hemmniſſen des Daſeins wird". Er zeigt, daß keines der beiden Elemente, weder der Kontraſt noch das Gefühl der Befreiung, für ſich allein genügt, ſondern daß beide zuſammenwirken müſſen, wenn das Komiſche zuſtandekommen ſoll. Das tägliche Leben, das Gegenſtand der Komödie iſt, verbirgt die großen Probleme unter der Oberfläche ſeiner kleinen Kämpfe. Bei den großen Konflikten der Tragödie treten ſie, und zwar ebenfalls in Form von Kontraſten, hervor. „Allein es ſind das nicht die ſich hebenden Kontraſte der Charaktere und Verwicklungen, die in der Komödie durch ihre objektive Löſung die Freude am Leben ſteigern, ſondern es ſind jene Probleme, für die es eine objektive Löſung überhaupt nicht gibt, weil ſie den Untergang entweder der Perſon oder der Werte, die ihr das Leben lebenswert machen, zum Inhalt haben. So bleibt hier die einzig mögliche Löſung die ſubjektive, die gleicherweiſe im Gemüt des Dichters wie des Zuſchauers vor ſich geht, und die ihre Macht dadurch empfängt, daß ſie von beiden in die Seele des tragiſchen Helden projiziert wird." Wie ſich ſpäter das Verhältnis der Religion zur Tragödie geſtaltet hat, das erklärt Wundt aus dem Urſprunge der dramatiſchen Kunſt. „Später als der burleske Mimus, an den ſich dann weiterhin die Komödie anſchloß, hat ſich die Tragödie aus dem ernſten religiöſen Mimus entwickelt. So ſind denn auch viele im übrigen geiſtig hochſtehende Kulturvölker in der Ausbildung der dramatiſchen Kunſt nicht über die Komödie hinausgekommen. Der Grund davon liegt wahrſcheinlich in der ſtarken erhaltenden Kraft, die jenen ernſten Teilen des religiöſen Kultus, dem Hymnus und der

Liturgie, innewohnt, und die naturgemäß um ſo mächtiger iſt, je mehr das religiöſe Leben, etwa noch unterſtützt durch Prieſterſchaft und Kultgenoſſenſchaften, zur Bewahrung des Überlieferten hinneigt. Die Tragödie, ſo tief religiös ſie auch in ihren erſten Anfängen geſtimmt ſein mag, iſt doch in dem Sinne eine Verweltlichung des Kultus, daß ſie ſtatt der Götter Heroen und Menſchen in den Mittelpunkt der religiöſen Ideen ſtellt, während die burleske Poſſe, eben weil ſie von frühe an höchſtens eine äußere Zugabe zum religiöſen Kultus iſt, dieſen als ſolchen unberührt läßt. Darum ſind die Kulturvölker von ſtrengſter Religioſität nicht zur Entwicklung einer Tragödie gelangt. So haben ſie die Römer erſt in ſpäter Zeit von den Griechen übernommen, und den Indern iſt ſie überhaupt fremd geblieben. Doch die ſtrengere iſt nicht unbedingt die tiefere Religioſität."

Wundts großes Werk bietet nicht bloß, wie der Leſer aus dieſen Proben erkannt haben wird, eine reiche Fülle belehrender und intereſſanter Tatſachen, ſondern es löſt auch eine für unſre Zeit hochwichtige Aufgabe: es zeigt, wie man die Menſchheitsgeſchichte „biologiſch", vom Standpunkte der modernen Naturwiſſenſchaft aus und nach ihrer Methode, behandeln kann, ohne die ideellen Werte zu leugnen oder zu zerſtören, nach deren Verluſt dieſer modernen Wiſſenſchaft ſelbſt, wie dem Menſchendaſein überhaupt, nur noch ein ſehr zweifelhafter Wert beigemeſſen werden könnte.

Erinnerungen aus der Bretagne

Wer in den letzten Jahren den Salon beſucht oder in Deutſchland internationale Kunſtausſtellungen geſehen hat, dem wird es nicht entgangen ſein, daß überall Landſchaften, Interieurs oder Typen aus der Bretagne vertreten waren. Und in manchem Beſchauer wird der Wunſch erwacht ſein, einmal dieſe Heiden und Felſen, dieſe Schlöſſer und Städtchen in Wirklichkeit zu ſehen, die frommen Fiſcher und Hirten und die Frauen in den ſaubern weißen Häubchen bei ihrer Arbeit und ihren Vergnügungen zu beobachten.

Mir wenigſtens iſt es ſo ergangen. Dazu kamen Erinnerungen aus der Kinderzeit, wo man über den Abenteuern des Königs Artus und ſeiner Tafelrunde Veſperbrot und Schularbeiten vergaß. Da folgte man in atemloſer Spannung Herrn Iwein auf ſeinen Ritterfahrten, und die bretoniſchen Wälder hallten wider von Schwerterklirren und Fehdegeſchrei. Wie viele Vorwitzige ſetzte da Gawein, „die Blume der Ritterſchaft", in den Sand! Im Schloſſe zu Karidol waltete Frau Ginover die Schöne; und vor den Toren von Nantes

lag König Ither erſchlagen in der Heide — aber ſtrahlend in der Rüſtung des Toten ritt jung Parſifal frohgemut in die Welt hinaus, als neuer „roter Ritter“ ſein Glück zu ſuchen. Octave Feuillet und Pierre Loti hatten noch beigetragen, meine Sehnſucht zu ſteigern, und als ſich mir dieſen Sommer die Gelegenheit bot, mit einer Bekannten die intereſſante Gegend zu bereiſen, war ich gern bereit, ſie zu benutzen. Ich muß geſtehn, daß ich mir bis dahin die Bretagne, allen Landkarten zum Hohn, viel zu klein vorgeſtellt hatte. Es mag ſein, daß ich auch darin nicht ganz allein daſtehe. Von den fünf Departements, die die alte Landſchaft Bretagne umfaßt: Loire-Inférieure, Morbihan, Ile-et-Vilaine, Côtes-du-Nord und Finiſtère, lernte ich genauer nur Morbihan und Finiſtère kennen, von den Küſten nur die Südküſte. Doch habe ich wiederholt gehört und geleſen, daß gerade dieſer Teil die meiſten geſchichtlichen Erinnerungen berge, und daß er auch alle landſchaftlichen Eigentümlichkeiten des Landes in ſich vereinige. Nur eines tut mir leid: daß ich nicht den Mont Saint-Michel geſehen habe, der im Kanal nicht weit von Saint-Malo aus den Fluten ragt.

Wir fuhren von Paris über Orleans, Tours und Angers, immer an der Loire hin, die zwiſchen ihren lieblichen Ufern oft ganz im Sande zu verlaufen ſcheint. Sie lebt aber immer wieder auf, und bei Nantes ſah ich ſie Seeſchiffe tragen. Wir erblickten im Vorüberfahren die prachtvollen Schlöſſer von Blois und Amboiſe und die feſte Burg Langenais, wo 1491 die Hochzeit von Ludwig dem Zwölften und Anna, der Erbin der Bretagne, gefeiert wurde. Unter den Ruinen ſind mir die Türme von Cinq-Mars und die maleriſchen Reſte von Champtocé, wo Gilles de Retz, der Ritter Blaubart, gehauſt haben ſoll, in der Erinnerung geblieben.

Durch die weinreichen Gegenden von Anjou gelangten wir nach Nantes, das mit ſeinen 124000 Einwohnern die größte Stadt der Bretagne iſt. Es liegt auf dem rechten Ufer und auf verſchiednen Inſeln der Loire, am Einfluß der Erdre von Norden und der Sèvre Nantaiſe von Süden. Die Eiſenbahn fährt auf den belebten Quais mitten durch die Stadt, am Theater und am alten Schloß vorbei, das mit mächtigen Wällen und zinnengekrönten dicken Türmen einen äußerſt maleriſchen Anblick bietet. Die ſtattlichen Häuſer längs des Stroms wurden, wie man mir berichtet hat, im achtzehnten Jahrhundert von reichen Reedern erbaut. Unter den vielen Reklameſchildern ſind die der Bisquiteries Nantaiſes beſonders ſtark vertreten; die petits-beurres de Nantes ſind ja in ganz Frankreich ſo bekannt und beliebt wie bei uns die Leibniz-„Knuſperchen“, denen ſie ſehr ähneln. Weiterhin nach der Mündung zu erhebt ſich ein koloſſaler pont-transbordeur, unter dem die größten Seeſchiffe hindurch in den Hafen einlaufen können.

Die Bahn wendet ſich nun nach Norden, und die Stationsnamen klingen ſchon ganz bretoniſch: Savenay, Drefféac, Saint-Gildas, Sévérac. Bei Redon fährt man über die Vilaine, an deren Oberlauf die alte Reſidenzſtadt Rennes

liegt. Redon liegt auch an dem Kanal, der Nantes mit Breſt verbindet. Malanſac iſt die Station für Rochefort-en-Terre, eine beliebte Malerkolonie, die der Landſchaftsmaler Pelouze in Aufnahme gebracht hat. Auch wir hätten Maler ſein mögen — Augenblicksmaler —, um all die vorüberfliegende Schönheit feſtzuhalten: Wald und Heide, dazwiſchen merkwürdig aufgetürmte Schiefermaſſen, ausgedehnte Wieſenflächen — ganz in der Art der holſteiniſchen Knicks von Gebüſch eingerahmt —, auf denen unzählige Rinder und Pferde weideten, dort ein ſtattliches Kloſter mit gewiß uralter Kirche, hier ein verfallner Edelſitz, der zur ferme herabgeſunken ſein mochte. Kleine dunkle und doch klare Flüſſe ſchlängelten ſich durch hellgrüne Matten, auf denen mächtige Heuhaufen ſtanden. Buchweizen- und Getreidefelder zogen ſich an die Dörfer und Städtchen heran, die durchweg maſſiv aus Stein gebaut waren. Eine wunderbar weiche Stimmung lag über der ſanftgewellten Landſchaft, und doch war die Luft merkwürdig klar durch den Einfluß des Meeres. Und wie erfriſchend rein drang ſie zu den Fenſtern herein! Das duftete nach Korn, nach Wald, nach Heu, nach Meer, immer anders und immer gleich köſtlich.

Wir hörten bald auf, die Frauen und Mädchen in weißen Hauben zu zählen, denn ſchon ſahen wir keine andern mehr. Wir paſſierten Sainte-Anne d'Auray, den berühmteſten Wallfahrtsort der Bretagne, wo man Ende Juli beim großen Pardon ſämtliche Trachten des Landes bewundern kann. Die Kirche iſt ein moderner Bau im Renaiſſanceſtil und liegt weithin ſichtbar auf einer Höhe. Bei Lorient ſahen wir das Meer. Die Bahn entfernt ſich während der ganzen Fahrt nicht ſehr vom Ozean, und die meiſten Städte, die ſie berührt, liegen an der Mündung von kleinen Flüſſen, die ſich nach der See zu hafenartig erweitern: Vannes an der Mündung des gleichnamigen Flüßchens in den Morbihan, eine Art Haff, Auray am Auray, der ſich ebenfalls in den Morbihan ergießt, Hennebont an der Erweiterung des Blavet, Lorient an der des Scorff; bei Quimper vereinigen ſich Odet und Steir zu einer kleinen Bucht uſw. Bei der Fahrt über die Scorffbrücke hatten wir einen herrlichen Blick auf die Reede von Lorient.

Es war Abend geworden, als wir uns Quimperlé näherten, wo wir in der Abbaye Blanche unſer Standquartier aufſchlagen wollten. Die kleine Stadt liegt im Finiſtère an der Stelle, wo ſich Ellé und Iſole zur Laïta vereinigen. Die Gegend hat man treffend das Arkadien der Baſſe-Bretagne genannt. Wir waren ganz entzückt, als wir an jenem Juliabend zum erſtenmal den maleriſchen Ort erblickten, der teils auf dem Mont Saint-Michel, teils im reizenden Tale der Laïta liegt. Der Turm von Saint-Michel, der ſich mit den vier gotiſchen Ecktürmchen dunkel vom gelblichen Abendhimmel abhob, fiel mir ſofort in die Augen. Aber jetzt war nicht Zeit zum Schauen! Als wir unſer Gepäck beſorgt hatten, fiel es uns unangenehm auf, daß uns niemand erwartete, denn wir bedachten nicht, daß es den Müttern und Schweſtern von der Retraite du sacré-cœur verboten iſt, den Fuß vor die Schwelle des

Digitized by Google

Kloſters zu ſetzen. Der einzige Omnibus des einzigen größern Hotels nahm uns als einzige Fahrgäſte mit, und auf großen Umwegen — da wir weder über den ſteilen Berg noch durch das Waſſer fahren konnten, über das eine einzige Brücke führt — rollten wir durch Wieſen und dann durch freundliche alte Straßen, wo groß und klein den heitern Abend bei Plaudern und Spiel vor den Türen genoß.

Eine dichte Lindenallee führt auf das Kloſter zu. Ziemlich neugierig traten wir durch das Tor mit den alten Steinbildern. Ein liebliches, friedliches Bild bot ſich unſern Augen: die Gebäude umgeben in Form eines Vierecks einen idylliſchen Garten mit alten hohen Bäumen, dichtem Geſträuch und einem Meer von Roſen. Den Mittelpunkt bildet eine herrliche Zeder. Roſen, Clematis und Waldrebe ſind rechts an der Kapelle und an den übrigen Gebäuden emporgeklettert. Und als uns nun noch zwei ſchwarzgekleidete Nonnen freundlich lächelnd auf dem ſchmalen Kiesweg entgegenkamen, da war das Bild fertig. Friſch gewaſchen und gekämmt ſaßen wir nicht lange nachher im Fremdenrefektorium und verſpeiſten „ſelbſtgewachſne" Rieſenartiſchocken. Hier hatten wir den Blick auf den großen Obſtgarten, wo Schafe, Hühner und zwei fette Schweine ihr Weſen trieben. Eine Mutter leiſtete uns Geſellſchaft. Sie fragte uns nach unſrer Heimat, aber wir merkten bald, daß ihr die deutſchen Städte ſamt und ſonders böhmiſche Dörfer waren. Aber wie ungebildet die Nonnen waren, ſo gut waren ſie auch. Wir haben uns ſehr behaglich gefühlt in den Räumen der alten Dominikanerabtei, die 1255 von Blanche de Champagne, der Gemahlin Herzog Johanns des Erſten, gegründet wurde. Gern denke ich an die ſtillen Weſen zurück: Madame la Supérieure, eine kleine, unterſetzte Dame, deren ruhige Würde durch die Schwerfälligkeit des Alters noch erhöht wurde, die komiſche Mutter, die aus Vogelfedern ganz allerliebſte Vögelchen fabrizierte, die ſie zum Wohle der Armen verkaufte, die Bleiche, Überzarte mit den verzückten dunkeln Augen, die fleißigen sœurs converses, die zum Zeichen ihrer dienenden Stellung keine ſchwarzen Schleier über den weißen Hauben tragen durften. Alle waren Bretoninnen und hatten ihre Namen mit denen von Heiligen vertauſcht: mère Saint-Michel, sœur Saint-Brieuc uſw. Zur Bedienung gehörten noch zwei Weltkinder: die alte ſchelmiſche Marie, die für das Kloſter einholte und die Mahlzeiten ſehr unverfroren mit ihren guten Witzen würzte, und ihre vierzehnjährige Enkelin. Die Penſionärinnen, die wie wir zur Erholung und zum Vergnügen da waren, gehörten meiſt der engliſchen Nation an. Doch gab es auch Penſionärinnen auf Lebenszeit; das waren alte Franzöſinnen, arme Hühner, die gierig wie Hechte und ſtumm wie dieſe ihre Mahlzeiten verſchlangen, ſich darauf ein dickes Butterbrot ſtrichen und mit dieſem in ihre Gemächer enteilten.

Die größte Denkwürdigkeit der Abbaye Blanche war eine kleine, roſenumrankte Grabkapelle, in der ein höchſt unruhiger Herr von ſeinem Leben ausruhte. Im Jahre 1345 wurde Herzog Jean der Vierte hier in der damaligen

Digitized by Google

Dominikanerabtei beigeſetzt, und bis zur Revolution waren an der Kapelle die Worte zu leſen:

Hic jacet Joannes, dux Britanniae,
comes Monfortis, quis decessit die
XX septembris MCCCXLV.

Als Bruder des verſtorbnen Herzogs Jean des Dritten hat Jean von Montfort bis an ſein Lebensende gegen deſſen Schwiegerſohn Charles von Blois um die Bretagne gekämpft. Die Könige von England und Frankreich, froh der Gelegenheit, ſich zu befehden, miſchten ſich in den Streit. Eduard der Dritte und der ſchwarze Prinz unterſtützten Montfort, während ſich Blois nicht vergeblich an Philipp den Sechſten wandte. Als Montfort tot war, und Charles gefangen im Louvre ſaß, führten die beiden Frauen den Krieg fort, der in der Geſchichte unter dem Namen guerre des deux Jeannes bekannt iſt. Nach der Niederlage des großen Connétable Du Guesclin bei Auray, 1365, wurde das Herzogtum den Montfort zugeſprochen. Aber ſchon 1491 kam die Bretagne als Mitgiſt der Erbin Anna an die franzöſiſche Krone.

Wie königstreu die bretoniſche Bevölkerung dann geworden iſt, weiß jedermann, denn die ſogenannte Vendée ſpielte ſich ja ebenſo heftig in der Bretagne ab wie in der Vendée ſelbſt. Für Gott, den König und Monſeigneur ließen ſich die Bauern hinmorden, weil ſie von alters her dieſe drei über ſich anerkannt hatten. Gott und den König liebten ſie aus der Ferne, weil man ihnen geſagt hatte, daß ſie es gut mit ihnen meinten, und Monſeigneur fürchteten ſie, wie ſie den Teufel fürchteten, der nachts im Mondſchein heulend auf dem verwünſchten Felſen bei Locunolé ſaß, wo man noch heute die Spuren ſeiner Tatzen ſehen kann. In Quatre-vingt-treize ſchildert Victor Hugo in ſeiner phantaſtiſch-grotesken Art die heimlichen Zuſammenkünfte der Royaliſten, der „Chouannerie“, und die blutige Guerilla in den großen Wäldern.

Über hundert Jahre ſind ſeitdem vergangen, und die Zeiten haben ſich geändert. Man hat ſich in die Republik gefügt. Der 14. Juli wurde in Quimperlé wie überall mit Hingebung und Ausdauer gefeiert. Schon ganz frühmorgens läuteten die wohltönenden Glocken droben von Saint-Michel und unten von Sainte-Croix, einem intereſſanten Kuppelbau aus frühromaniſcher Zeit, der die Reſte des heiligen Gurloès birgt. Am Tage vorher hatte man rings um die Place de la République hohe Fahnenſtangen aufgerichtet. Dort und in der Lindenallee vor dem Kloſter entſtanden Holztribünen für die Muſiker, die zum Tanze aufſpielen ſollten. Am Feſttage flatterten die blauweißroten Fähnchen — das Blau konnte ebenſogut Grün vorſtellen —, und die Tribünen waren mit Laub geſchmückt. Schon am Vormittag lockten uns die eigentümlich hohen Töne des Dudelſacks, des biniou hinaus unter die Linden. Je näher wir kamen, deſto ſchriller klang die Muſik, aber es ſah zu köſtlich aus, wie der dicke Dudelſackbläſer ſo wichtig mit aufgepluſterten Backen ſeines Amtes waltete und dabei ſtumpfſinnig mit dem holzbeſchuhten rechten Fuße

den Takt ſtampfte. Neben ihm ſaß ein andrer, der eine Art Klarinette blies. Die Kameraden wechſelten ſich in Melodie und Begleitung ab. Auf der langen Mauer, die die Allee von der tiefer liegenden gepflaſterten Straße trennt, ſaßen ſchwatzend und kichernd die Mädchen im ſchönſten Staat. Die meiſten trugen feine ſchwarze Tuchkleider mit reichem Sammetbeſatz, die den Hals frei ließen, um den ſich eine weiße Krauſe oder ein großer ſteifer Stuartkragen legte. Die Ärmel waren unten weit und mit breiten weißen Spitzen verſehen. Die großen Schürzen waren heute von Seide, und die weißen Häubchen mit Stickerei verziert. Einige wohlhabende Bürgertöchter trugen kunſtvollen Halsſchmuck und goldne Uhrketten. Gegenüber hatten ſich die jungen Leute aufgeſtellt, deren kurze Jacken und Weſten ebenfalls aus ſchwarzem Tuch und viel Sammet hergeſtellt waren. Auch um die ſchwarzen Filzhüte legte ſich ein Sammetband mit breiter Schnalle. Die grauen Hoſen waren merkwürdigerweiſe an den Knien am engſten und fielen trichterförmig auf die Schuhe hinab. Zwei Matroſen und ein piou-piou (Infanteriſt) bildeten die farbigen Punkte in dieſem dunkeln Knäuel, denn auch die Soldaten haben am 14. Juli Urlaub. Übrigens iſt auch die blaue Bluſe ballfähig.

Da ich einmal bei den Koſtümen bin, will ich gleich bemerken, daß dieſe in der Bretagne ſehr verſchieden ſind. So ſind die von Pont-l'Abbé und Douarnenez recht farbenfreudig. Auch die Männer tragen dort bunte Stickerei und dazu an einigen Orten die kurzen Pluderhoſen und Stulpenſtiefel, wie ſie auf den bretoniſchen Fayencen abgebildet ſind, die in Locmaria bei Quimper hergeſtellt werden. Ebenſo ſchwer wie es iſt, die verſchiednen Trachten zu beſchreiben, ſo ſchwierig iſt es wohl, einen beſtimmten Typus feſtzuſtellen. Man merkt doch, daß die keltiſche Stammbevölkerung im Laufe der Jahrhunderte mit romaniſchen und germaniſchen Elementen durchſetzt worden iſt. Die Männer haben im allgemeinen ſchönere Geſichter als die Frauen, doch machen auch dieſe einen geſunden und friſchen Eindruck. Ich habe viel ſehr alte und dabei noch recht luſtige Leute geſehen, beſonders im Innern des Landes. Die Küſtenbevölkerung iſt natürlich ernſter durch die Nachbarſchaft des Meeres, das ihnen manchen ihrer beſten Männer entreißt, und das ſich im Weſten langſam in ihr Land hineinfrißt. Dort iſt es wild und „ſchauerlich öd“. Da donnert die Brandung in die Baie des Trépaſſés und ſpritzt hoch empor an der wildzerklüfteten düſtern Pointe du Raz. Im ſechzehnten Jahrhundert zerſtörte ſie die Stadt Penmarch, nicht weit von der Stelle, wo ſich jetzt der ſchönſte Leuchtturm Frankreichs, der Phare d'Eckmühl erhebt.

Doch in Quimperlé ſind wir zwölf Kilometer vom Meer entfernt. Die Sonne ſcheint, die blühenden Linden duften, die Weiſen des biniou locken, und bald tanzt Bretone und Bretonin die alte, beliebte Gavotte. In Viererreihen, je zwei Mädchen in der Mitte, geht es mit zierlichen Schrittchen auf und nieder; manchmal vereinigen ſich die Reihen und bilden kunſtvolle Figuren. Trotz des Staubes, der ſie umwirbelt, tanzen ſie unermüdlich bis zum letzten Ton. Mit der Gavotte wechſelt regelmäßig ein hübſcher Rundtanz, der ein

Digitized by Google

wenig an den Rheinländer erinnert. Auf dem Feſtplatze hatte ſich unterdeſſen ein regelrechter Jahrmarkt entwickelt. Eine Gruppe von Knaben ſah aufmerkſam zur Spitze eines hohen Kletterbaumes empor, wo Jacken, Hüte und Taſchentücher der Turnkünſtler harrten, die am Nachmittag ihr Glück verſuchen ſollten. Auf Tiſchen lagen eßbare Herrlichkeiten verlockend ausgebreitet: rote Bonbons, giftig-grünes Nougat, ganze Reihen von runden, glänzendbraunen petites bretonnes, knuſprige craquelins und große Stücke von zähem flan. Unſre Nonnen wollten natürlich gar nichts von dem Feſte wiſſen, denn ſie ſtehen mit der Republik, die ihre Schule geſchloſſen hat, auf geſpanntem Fuße. Sie konnten es aber nicht verhindern, daß wir nachmittags den courses beiwohnten, die freilich rührend waren. Das Wettfahren der Boote konnte leider nicht ſtattfinden, da der Waſſerſtand niedrig blieb, und die Laïta nach der See zu ſehr verſandet iſt. Darum beſchränkte ſich das Ganze auf vier Radfahrer und einige kleine Wagen. Eine Militärkapelle war aus Lorient eingetroffen und ſpielte recht gut. In den Pauſen wurden kleine Luftballons losgelaſſen, die ſich in Geſtalt von Schweinen, Teufeln, Balletteuſen, Löwen und Pierrots unter die Vögel des Himmels miſchten. Abends war der Kletterbaum leer, die Händler räumten befriedigt ihre Tiſche fort, und auf dem freien Platze lebte bei Militärmuſik noch einmal die Tanzluſt auf. Das große Präfekturgebäude war ſtrahlend illuminiert, und auch rings um den Platz hatte man bunte Lämpchen angezündet. Das war noch ein hübſches Bild zum Schluß.

Südlich von Quimperlé fließt die Laïta durch den Wald von Carn-Hoët, der eine Fläche von 724 Hektar bedeckt. Menhirs und Dolmen aus der Druidenzeit und manche Reſte römiſcher Befeſtigungen machen ihn für Altertumsforſcher intereſſant. Die Trümmer der Burg Carn-Hoët erinnern den Wandrer an den gefürchteten Wüterich Con-Mor, der dort im Mittelalter gehauſt hat, bis in einer Nacht das Schloß auf geheimnisvolle Weiſe zerſtört worden ſein ſoll. Noch lange nachher hat das Volk die Stelle Men-Daon (verfluchter Stein) geheißen. Mitten im herrlichſten Walde liegt an einer ſeeartigen Erweiterung der Laïta das Herrenhaus Saint-Maurice, das einem frühern Deputierten des Finiſtère gehört. Ein wohlgepflegter Raſenplan vor dem Wohnhaus dehnt ſich bis ans Waſſer, das mit ſeiner türkisblauen Farbe und den föhrenbewachſnen Abhängen einem Alpenſee gleicht. Segelboote gleiten langſam und lautlos darauf hin. Im Jahre 1179 kam hierher der heilige Maurice. Er hatte ſein Amt als Abt von Langonnet niedergelegt, um ſein Leben in der Waldeinſamkeit zu beſchließen. Mit zehn Genoſſen lebte er hier noch fünfzehn Jahre, und die Verehrung, die er im ganzen Lande genoß, hat ſich auf ſeine Gebeine übertragen, die in der Schloßkapelle aufbewahrt werden. Die Abtei, deren Gründer er war, wurde in der Revolution zerſtört, und der letzte Abt hat ſich während der Schreckensherrſchaft lange in den Felsklüften der Umgegend verſteckt gehalten. Im friſchgrünen Walde von Carn-Hoët ſind wir auf lauſchigen Wegen ſtundenlang gewandert, ohne einen Menſchen zu treffen, und auch auf den gut gehaltnen Römerſtraßen war es angenehm einſam. Es iſt ein rechter

Märchenwald aus hohen ſchlanken Buchen und Edelkaſtanien. Dazwiſchen wuchern Efeu und Stechpalme und umkleiden bemooſte Felsblöcke. Eine breite Chauſſee führt ſchnurgerade hindurch von Quimperlé bis an den Ozean nach dem kleinen Seebade Les Grands Sables. Mit zwei andern Badeorten: Bellangenais und Le Pouldu liegt dieſes am Rande des Hochplateaus, das ſchroff und felſig zum Meere abſtürzt. Ein ſchöner, breiter Sandſtrand dehnt ſich zu ſeinen Füßen aus. Als ich zum erſtenmal dort oben ſtand und den Atlantiſchen Ozean rauſchen hörte, der in langen Wellen heranflutete, kam mir Heines Meergruß in den Sinn:

Thalatta! Thalatta!
Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer.
Sei mir gegrüßt zehntauſendmal
Aus jauchzendem Herzen.

Es wogten die Fluten,
Sie wogten und brauſten,
Die Sonne goß eilig herunter
Die ſpielenden Roſenlichter;

Und blendend ſtrahlt mir entgegen
Der ſmaragdene Frühling,
Und es rauſchen die weißen Blütenbäume.

Es war unbeſchreiblich ſchön: der blaue Himmel, die dunkelbraunen Felſen, der blendend weiße Sand und das ewig wechſelnde Meer. Rechts ein ſteiles Vorgebirge, links die Mündung der Laïta, und gegenüber am Horizont als zarte Silhouette die Inſel Groix, die uns nicht vergeblich lockte. Von Lorient aus, das an ſich nichts Hervorragendes für den Reiſenden bietet, fuhren wir in einem kleinen Vergnügungsdampfer hinüber. Das Fort Louis bietet als Abſchluß und Schutz des Kriegshafens ein ſchönes Bild. Während wir vom Verdeck aus die feſten Mauern und Türme bewunderten und uns über die Kiefern freuten, die zwiſchen all dem Stein das einzig Lebendige zu ſein ſchienen, fingen die Glocken in der Stadt an zu läuten, und eine der Kanonen, die vom Fort herabdrohten, gab die Mittagsſchüſſe ab, die über das Meer hinrollten. Das Feſtland verſank zuſehends, und ganz wie dieſes, mit ſteiler Felſenküſte trat die Inſel immer deutlicher hervor. Nach einſtündiger erfriſchender Fahrt liefen wir in den kleinen Hafen Port-Tudy ein, und die Fahrgäſte zerſtreuten ſich nach allen Richtungen. Da die Inſel ſehr ſchmal iſt, gingen wir gleich geradeaus nach der Südküſte. Der Seewind wehte uns entgegen und fuhr in die Felder zu unſern Seiten, daß ſie in „ſchwanken Silberwellen“ wogten. Zur Rechten lag Groix, der Hauptort der Inſel. Außer den ſtattlichen Bäumen des alten Friedhofs ſahen wir weder Baum noch Strauch, nur Felder, Wieſen, Windmühlen, kleine Dörfer, links ein Fort, am nördlichen Horizont einen violetten und am ſüdlichen einen tiefblauen Streifen: das Meer. Nahe der Küſte kamen wir durch ein Dorf, deſſen Bewohner nicht an Fremde gewöhnt ſchienen, denn ſie ſtarrten uns nach, ſolange ſie uns ſehen

Digitized by Google

konnten. Die Männer trugen blaue Seemannsmützen. Ihre Fiſcherboote lagen unten in einer kleinen Felſenbucht. In der einfachen Kapelle fiel uns ein Schiffsmodell ins Auge, das als Weihgeſchenk von der Decke herunterhing. Ich habe noch öfter ſolche Schiffe geſehen, aber kein ſo hübſches wie jenes in dem armen Fiſcherdorf. Faſt jedes der kleinen Häuſer hatte einen winzigen Garten mit einem kräftigen Feigenbaum. Und dann machten wir dort die merkwürdige Beobachtung, daß allemal eine Seite des Hauſes mit getrocknetem Kuhmiſt dekoriert war, der jedenfalls im Winter als Heizmittel dient. In einem großen Tümpel ſpiegelten ſich waſchende Frauen bei munterm Geplauder in bretoniſcher Sprache. Das Wörtchen „ja", das dieſelbe Bedeutung hat wie bei uns, war das einzige, das wir verſtanden, und mutete uns heimatlich an. Das landesübliche Waſchverfahren beſteht übrigens darin, daß man die Wäſche — ob Wolle oder Baumwolle iſt gleich — ins kalte Waſſer taucht und auf einem Stein ausdrückt. Beſonders reinliche Wäſcherinnen ſchlagen zur Bekräftigung noch ein wenig mit einem Holze darauf herum.

In der Gegend von Le Faouët im Morbihan, 21 Kilometer nördlich von Quimperlé habe ich die Leute im Verdacht, daß ſie vorziehen, ihre Sachen überhaupt nicht zu waſchen. Hier mag Victor Hugos Behauptung noch zuſtimmen, daß die Bretonen das Waſſer nur zum Trinken brauchten. Die Hauben der Frauen machten allerdings eine rühmliche Ausnahme. Man will wohl nicht hinter den Landsmänninnen zurückſtehn, die ſchon mehr von der Kultur beleckt ſind, und gerade die Hauben ſieht man ſo ſehr!

Ein Ausflug in dieſe Region war höchſt intereſſant, weil ſich dort manche Eigentümlichkeit des Volkes erhalten hat, die ſich an der Küſte durch fremden Einfluß verloren hat. Auch die Gegend zeigt einen andern Charakter. Man nennt ſie die bretoniſche Schweiz. Wir hatten mit einigen jungen Engländerinnen einen leichten Wagen, eine Art Kremſer gemietet und fuhren am frühen Morgen fort. Es war Markttag, und viele Bauern in blauen Bluſen kamen uns entgegen, die ihre Kühe, Kälber, Schweine, Kartoffeln uſw. in Quimperlé verkaufen wollten. Die Ärmern gingen zu Fuß und trieben die Tiere vor ſich her. Die andern ſaßen mit ihren Frauen in kleinen zweirädrigen Wagen und ſauſten ſtolz an uns vorbei, daß die Hut- und Haubenbänder flatterten und knatterten. Denn für ſie gings bergab, während wir bergan krochen und ganze Strecken zu Fuße neben dem Wagen her gingen. Die Gegend wurde immer gebirgiger und melancholiſcher. Düſtre Kiefern und ſtark duftender Wacholder miſchten ſich unter die Laubbäume, bis ſie ſchließlich den Sieg behaupteten. Statt der freundlichen Matten zog ſich die graue Heide heran. Durch armſelige Weiler führte uns die Straße. In einem machten wir Halt. Das war Saint-Fiacre, wo eine berühmte Kapelle mit ſchönem Lettner ſein ſollte. Unſer Wagen war ſofort umringt von einer ſchmutzigen Kinderbande. Die Mädchen riſſen Mund und Augen auf, dann pufften ſie ſich verlegen lachend an. Die Jungen dagegen drängten ſich herbei und brüllten: la clef? la clef? Wir

ahnten, daß ſie den Schlüſſel zur Kapelle holen wollten, und ſchon ſtoben ſie rechts in die kleine Dorfſtraße — wenn man es ſo nennen kann — hinein, an deren Ende wir die zierliche gotiſche Kapelle aus dunkelgrauem bröckligem Stein erblickten. Wir gingen darauf zu, von den Kindern gefolgt, denen ſich aus den ſchmutzigen Häuschen die Erwachſnen anſchloſſen. Steine, Hühner, Baumwurzeln und Gänſe trugen nicht zur Bequemlichkeit der ſchmalen Gaſſe bei. Nun ſtanden wir vor dem Bau, dem Stolz des Ortes, der ſehr verwahrloſt ausſah. Das Gemäuer klaffte ſtellenweiſe weit auseinander. Drinnen ſchlug uns kalte Moderluft entgegen. In den hohen bunten Fenſtern fehlten ganze Stücke. Köpfe und ſonſtige Stücke von ſteinernen Heiligen lagen umher. Und nun der Lettner! Es war die kunſtvollſte Holzſchnitzerei aus dem fünfzehnten oder ſechzehnten Jahrhundert, aber die Schönheit wurde weſentlich beeinträchtigt durch die grellbunten Farben, mit denen eine barbariſche Hand im achtzehnten Jahrhundert das Kunſtwerk übermalt hatte. Wir hätten ſo gern Näheres über das traurige Schickſal des Gebäudes erfahren, aber von all den Menſchen, die ſich neugierig an der Tür drängten, verſtand keiner Franzöſiſch. Oui und non, la clef? und un sou! waren die einzigen Worte, die ſie kannten, namentlich ſchienen ſie das letzte zu lieben. Le Faouët, wo wir den Wagen warten ließen, iſt ziviliſierter. Sehr hübſch iſt die hölzerne Markthalle, die an ſkandinaviſche Bauten erinnert. In dieſem Orte ſahen wir auch noch echte bretoniſche Stuben mit geſchnitzten dunkeln Möbeln und großen Schrankbetten, die in der Nacht luftdicht verſchloſſen werden. Über der Haustür fehlte nirgends der gui, der glückbringende Miſtelbuſch. Wir folgten der Römerſtraße, die uns aus dem Ort hinaus in das romantiſche Tal der Ellé führte. Dieſes Flüßchen, das bei Quimperlé ſo lautlos durch die Wieſen fließt, iſt hier noch ein Gebirgsbach, der zwiſchen wald- und heidebedeckten Höhen plätſchernd und murmelnd über Steine ſtürzt. Unſer Ziel war die Wallfahrtskapelle Sainte-Barbe dort oben auf dem ſteilen Felſen. Auf den glatten Kiefernadeln ſtieg ſichs nicht zu angenehm, aber oben vergaß man das bei dem herrlichen Blick über die gebirgige Bretagne hin:

> Quel ravissant coup d'œil du haut de la montagne,
> Quels sites enchanteurs, quel magnifique ciel
> En cet endroit béni de notre belle Bretagne,
> Où règne en premier lieu l'archange Saint-Michel!

So beſingt ein Patriot dieſes ſchöne Fleckchen Erde. Neben dem gotiſchen Kirchlein, das einſt der Seigneur von Toulbouldu der heiligen Barbara ſtiftete, als ſie ihn in einem ſchweren Gewitter beſchützt hatte, ſteht nämlich eine viel ältere Kapelle des heiligen Michael. Als die römiſchen Koloniſten zum Chriſtentum übertraten, weihten ſie dieſem Erzengel alle die hochliegenden Orte längs der Heerſtraße, auf denen ſie vorher Merkur, den Gott der Reiſenden und der Diebe, angerufen hatten. Daher die zahlreichen Kirchen Saint-Michel auf Bergen und Höhen im bretoniſchen Lande.

In eine ähnliche Landſchaft führte uns unſre Reiſe, als wir die ſtillen Heideſtädtchen Ploërmel und Joſſelin aufſuchten, die beide herrliche Kathedralen haben. Wir waren über Queſtembert nach Ploërmel gefahren und hatten die Kirche Saint-Armel beſucht, die neben romaniſchen Elementen früh- und ſpätgotiſche aufweiſt. Beſonders reich ſind die Seitenſchiffe mit ſchöngeſchnitzten Türen und kunſtvollem Maß- und Stabwerk in den Fenſtern, durch deren reiche Glasmalerei das Licht wunderbar warm in den weiten Raum fällt. Dann wanderten wir in weſtlicher Richtung nach Joſſelin. Gerade auf der Mitte des Weges, ſechs Kilometer von Ploërmel und ſechs Kilometer von Joſſelin entfernt, liegt die Heide von Mi-voie. Dort erhebt ſich ein gewaltiger Obelisk, von allen la pyramide genannt, zur Erinnerung an den combat des trente. Es war zur Zeit des Hundertjährigen Krieges, als die Engländer teilweiſe Beſitz von der Bretagne ergriffen hatten. Da ritt im Jahre 1351 eines Morgens aus den Toren von Joſſelin der Schloßhauptmann Beaumanoir mit vierzehn franzöſiſchen Edelleuten. Zu derſelben Zeit machten ſich in Ploërmel fünfzehn engliſche Ritter auf den Weg. Sie trafen auf der Heide von Mi-voie zuſammen, und es erhob ſich ein ſo blutiger Kampf, daß keiner der Dreißig lebend den Platz verließ. Der Obelisk iſt neu, aber ein beſcheidnes Steinkreuz dahinter hat gewiß ſchon lange den verhängnisvollen Kampfplatz bezeichnet.

In Notre-Dame-du-roncier, der Kathedrale von Joſſelin, liegt Olivier de Cliſſon, der Freund und Nachfolger des Du Guesclin, Connétable von Frankreich begraben. Wir haben uns das Grabmal angeſehen, das, wie die meiſten jener Zeit, ihn und ſeine Gemahlin Margarete von Rohan liegend darſtellt.

Ein Herzog von Rohan bewohnt auch jetzt das prachtvolle, wohlerhaltene Schloß, das ſich im Ouſt ſpiegelt. Seit dem Mittelalter iſt es durch ſeine Schönheit und Stärke weithin berühmt, und auch wir waren von dem ritterlichen Bau ganz begeiſtert.

Zum Schluß noch ein kleines Seebild. Man denke ſich eine alte kleine Feſtung, vollſtändig von Waſſer umgeben, die nur durch eine maſſive Brücke mit dem Lande in Verbindung ſteht, wo ſich ein neuer Stadtteil entwickelt hat. Hüben und drüben, am Strand und auf den Wällen Frauen und Kinder, die aufmerkſam die kleinen ſchwarzen Punkte verfolgen, die ſich am Horizont bewegen und ſich vergrößern. Wir ſind in Concarneau. Die Punkte ſind achthundert Fiſcherboote, eine kleine Flotte, die ausgezogen iſt, Thunfiſche, Sardinen und Makrelen zu fangen. Die Flut bringt ſie herein. Bei Seewind iſt es reizend, wenn ſie angeſchoſſen kommen, geſchickt lavieren und mit ſchneller Wendung in den Hafen einlaufen. Die braunroten Segel ſauſen herab, und blaue Netze flattern zum Trocknen von den Maſten. Überall ſieht man Körbe mit ſilberglänzenden Fiſchen, und mit den ſonnverbrannten blauen Geſellen iſt Lärm und Bewegung in das Strandidyll gekommen.

Die „Eigenart“ der Gymnaſien

Ein Geſpräch zwiſchen zwei Schulmännern

Ah, es iſt mir lieb, daß ich Sie treffe.

Was iſt denn? Sie ſind ja ordentlich erregt.

Na, da ſoll einer ſeine Ruhe behalten! Wiſſen Sie, wo ich her komme?

Nein, Verehrter, ſo deutlich iſt die Schrift Ihrer Züge doch noch nicht. Aber ſo viel ſehe ich, daß Sie ſich geärgert haben.

Ja, das habe ich allerdings. Ich komme aus der Verſammlung des Vereins für Schulreform.

Aha, da haben wirs! Geſchieht Ihnen ganz recht. Warum gehen Sie dahin?

Aber, lieber Kollege, ich denke, wir wollen doch objektive Leute ſein. Ich hielt es für meine Pflicht, auch den Gegner anzuhören.

Hm; die andern, finde ich, ſind weniger objektiv, geben ſich gar keine Mühe, den Gegner zu verſtehn: es ſind Unentwegte, die ſich auf ſolche Kleinigkeiten wie ernſthafte Erörterungen gar nicht einlaſſen. Wozu auch? Der Standpunkt iſt ja doch ſo einfach: Wir leben im zwanzigſten Jahrhundert, die ollen Griechen und Römer gibts ja ſchon lange nicht mehr, was ſollen uns *tote* Sprachen, wo wir die lebenden ſo nötig haben, um vorwärts zu kommen?

Na, ganz ſo ſchlimm ſind ſie nun wohl doch nicht.

Doch, Collega. Was weniger ſchlimm ſcheint, iſt nur Höflichkeit. Wenn wir das weglaſſen und nur des Herzens wahre Meinung anſehn, ſo ſind wir völlig geſchiedne Leute. Da gibt es keine Verſtändigung mehr.

Aber das wäre doch traurig.

Warum denn, muß es denn überall eine Verſtändigung geben?

In ſo wichtigen Sachen, ja, doch muß ſich ein Mittelweg finden laſſen.

Nein, eben nicht. Dieſer Mittelweg iſt ein Phantom, das einen nur auf Irrwege lockt. Übrigens, Sie ſcheinen doch die gewünſchte Verſtändigung auch nicht gefunden zu haben, ſonſt wäre ja Ihre Erregung unbegründet.

Ich hatte keine Gelegenheit, mich mit den maßgebenden Perſonen ruhig zu unterhalten. Die Verſammlung verlief ziemlich ſtürmiſch, die Behauptungen einzelner Redner waren auch ſo maßlos übertrieben, daß man ſie eigentlich nicht ernſt nehmen konnte.

Ei ei, lieber Freund, wenn Sie ſich da nur nicht irren. Ich ſage Ihnen, die nehmen das, was Ihnen maßloſe Übertreibung ſcheint, verteufelt ernſt.

Ja, was wollen *Sie* denn tun?

Zunächſt nicht hingehn, wie ich ſchon ſagte. Die Leute ruhig ſich austoben und vor allen Dingen ihre Experimente machen laſſen.

Sie meinen, die Sache ſich „hiſtoriſch entwickeln laſſen“, wie Sie ſo gern ſagen.

Ganz richtig.

Ja, da kann aber unterdeſſen viel Unheil geſchehen.

Digitized by Google

Laſſen Sie geſchehen! Erziehungsfragen laſſen ſich theoretiſch überhaupt nicht austragen. Beweiſen kann man bekanntlich alles, wie der geſcheite *Gneiſt* einmal ſehr richtig im Abgeordnetenhauſe ſagte. Aber handeln und leben, das iſt ein ganz ander Ding.

Da kann ich Ihnen doch nicht recht beipflichten. Ich finde, wir haben die Pflicht, zu retten, was zu retten iſt.

Ja ja, das ſollen und wollen wir gewiß. Es fragt ſich nur, wie?

Nun ich denke, wir ſollten es machen wie die Parteien vor Gericht: wir entſchließen uns zu einem Vergleich, wenn doch keiner den Prozeß gewinnen kann.

Ja, *wenn*! Wer ſagt denn, daß wir den Prozeß nicht gewinnen können? Ich für meine Perſon habe nicht den geringſten Zweifel, und ich lehne jeden Vergleich rundweg ab. Denn hier gibt es keinen Vergleich. Braucht es auch gar nicht zu geben.

Aber Sie können doch nicht leugnen, daß die Gegner täglich an Anhängern gewinnen, während die Verteidiger unſrer Sache ſpärlich genug ſind.

Ja, wenn Sie die *Nummern* zuſammen addieren, mögen Sie Recht haben. Aber ſeit wann laſſen Sie ſich denn von Zahlen imponieren?

Ich laſſe mir nicht davon imponieren, aber ich rechne damit. Ich ſehe die Frequenz unſrer Gymnaſien zurückgehen, die der Realanſtalten rieſig wachſen. Wenn das ſo weiter geht —

Dann werden wir bald keine Gymnaſien mehr haben?

Na, ſie werden doch zunächſt außerordentlich zurückgehn, der Folgerung können Sie ſich doch nicht verſchließen.

Tu ich auch gar nicht. Im Gegenteil, ich freue mich ſogar darüber.

Na na. Meinen Sie nicht, daß es der Anfang vom Ende iſt?

Der Anfang vom Ende, ja. Aber von welchem Ende?

Der Gymnaſien, denke ich.

Der Gymnaſien? Nein; aber der *zu vielen* Gymnaſien. Und das begrüße ich als eine Geſundung unſrer Verhältniſſe.

Dann ſind Sie womöglich den Reformern noch dankbar?

Bin ich auch. Sie helfen reinen Tiſch machen. Und das iſt ein unbeſtreitbares Verdienſt.

Ich weiß, was Sie ſagen wollen. Sie ſcheuen nicht den Vorwurf des Philologenhochmuts, den uns die Gegner ſo oft machen?

Nein, den ſcheue ich nicht. Schon deshalb nicht, weil ich ihn eigentlich gerechtfertigt finde.

Teufel auch; Sie lieben heute Paradoxe.

Ja, aber es iſt ſo, lieber Freund. Wir wollen nur für Hochmut *Stolz* einſetzen; dann iſt es richtig. Wir beiden alten Philologen werden uns nicht über den Wert der klaſſiſchen Studien unterhalten. Das wäre ja lächerlich. Das würde ich ſelbſt nicht tun, wenn zufällig dieſes unſer Geſpräch gedruckt würde. Denn der Fall iſt für uns längſt in poſitivem Sinne erledigt, und dem, was darüber Gutes geſagt worden iſt, können und brauchen wir nichts hinzuzuſetzen. Alſo über den ſehr hohen Wert der klaſſiſchen Studien ſind wir einig?

Selbſtverſtändlich. Aber ſchließlich gibt es doch auch andre Bildungsmittel.

Beſtreite ich durchaus nicht. Ich will nicht einmal einen Vergleich machen mit dieſen andern Bildungsmitteln. Ich will mich ſogar mit Ihnen ganz auf den Boden des kaiſerlichen Programms von 1900 ſtellen und die drei Arten von höhern Schulen nicht bloß für gleichberechtigt, ſondern für gleichwertig halten.

Na alſo! Sie ſind ja gar nicht ſo ſchlimm, wie Sie ſich machen.

Digitized by Google

Man kann nicht wiſſen, mein Lieber. Hören Sie nur weiter. Kürzlich beſuchte ich ein Künſtlerkonzert. Nachher ſaß ich mit mehreren Bekannten beim Glaſe Wein zuſammen, und angeregt durch die wirklich ausgezeichneten Leiſtungen der Künſtler — es war eine Sängerin, ein Klavierſpieler und ein Geiger — unterhielten wir uns eifrig über dieſe Leiſtungen und ihren Wert. Es wurden Vergleiche gezogen, wer der größere ſei. Es fehlte auch nicht an geringſchätzigen Bemerkungen derart: es ſei doch eigentlich minderwertig, nur etwa auf einem Inſtrument etwas zu leiſten, wenn auch etwas Gutes, dagegen von andern gar nichts zu verſtehn; es ſeien wohl ſolche höher zu ſchätzen, die auf mehreren Inſtrumenten Gutes leiſteten, wenn auch nicht gerade Vollendetes. Ich lehnte das ab. Etwas wirklich Hervorragendes könne ein Künſtler immer nur auf einem Inſtrument leiſten, da zum Meiſter die ganze Kraft eines Menſchen gehöre. Wer aber ein Meiſter auf einem ſei, der würde ſich leicht von andern Inſtrumenten ſo viel Kenntnis ſchaffen können, daß er ſie beſcheiden zu behandeln und vor allem zu beurteilen wohl imſtande ſei.

Ich ſehe natürlich, wohin Sie wollen. Stimmte man Ihnen denn bei?

Nicht alle. Aber — unter uns geſagt — die Verſtändigen, ja, die gaben mir recht. Die Schulfragen wurden übrigens nicht berührt.

Aber Sie wollen die Geſchichte doch darauf anwenden.

Allerdings. Sie haben aber auch gleich die Bedingung, die ich ſtelle: ich meine, unſre Muſikanten, die Gymnaſiaſten, ſollen ein Inſtrument ſpielen lernen, das aber ordentlich, alſo zum Beiſpiel — wenn ich im Bilde bleiben darf — die Geige. Es ſind nur vier Saiten darauf, und es wird nur mit vier Fingern gegriffen; aber ſie iſt mir lieber als das Klavier mit ſeinen vielen Saiten und den zehn Fingern, die zur Bearbeitung nötig ſind. Mir perſönlich, meine ich, iſt die Geige lieber. Das iſt Geſchmackſache. Aber ich laſſe ſelbſtverſtändlich etwa d'Albert ebenſo gut gelten wie Joachim.

Na gut. Meinen Sie denn, daß unſre Muſikanten die Geige jetzt nicht genügend ſpielen lernen können?

Nein. Das, meine ich, können ſie eben nicht. Weil ſie neben der Geige auch noch Klavier trommeln müſſen.

Ja, wer aber in muſikaliſchen Dingen mitreden will, der muß eben doch auch Klavier ſpielen können.

So, wirklich? Wer ſagt das? So viel, wie der Geiger nötig hat, das lernt er nebenher mit in den erſten Jahren. Aber wenn er in die Meiſterjahre kommt, dann läßt er den Kaſten ſtehn und hält ſich nur an die Geige.

Aha. „Nachtigall, ik hör dir trapſen.“ Sie wollen doch nicht?

Ja, ich will.

Alſo „rein“ Geige?

So iſt es.

Ganz und gar?

In den Meiſterjahren, alſo in der Prima, ja.

Nur Humaniora?

Ja.

Und die Mathematik?

Verſchwindet.

Machen Sie keine ſchlechten Witze!

Ich halte das ſogar für einen ſehr guten Witz. Freilich wußte ich, daß Sie zunächſt verblüfft ſein würden, da —

Da Sie ja ſelbſt als ein Lobredner der Mathematik bekannt ſind.

Ganz recht. Das bin ich, und ich werde in meinem Lobe nicht nachlaſſen. Aber, Freund, alles an dem richtigen Orte und zur richtigen Zeit!

Fürchten Sie aber nicht, daß dem bis Prima an die mathematiſche Denkarbeit gewöhnten Kopf die plötzliche Entziehung der Nahrung ſchlecht bekommen wird?

Nicht ſchlechter als zwei Jahre ſpäter, wo ja die Entziehung ebenſo plötzlich erfolgt und noch deutlicher empfunden werden dürfte, da die Zufuhr gerade dieſer Nahrung im letzten Halbjahre vor der Prüfung beſonders lebhaft zu ſein pflegt.

Aber vorher halten Sie die mathematiſchen Studien für förderlich?

Für ſehr förderlich.

Und warum wollen Sie dieſe ſehr förderlichen Studien alſo vor der Zeit abbrechen?

Ja, dies „vor der Zeit“ iſt eben der ſpringende Punkt, mein Lieber. Gewiß bin ich mit Ihnen der Meinung, daß ein Menſch ohne eine gewiſſe mathematiſche Bildung nur eine unvollkommne Bildung hat.

Aber was heißt eine „gewiſſe“ mathematiſche Bildung? Die hat am Ende auch ſchon ein Tertianer?

Doch nicht. Ebenſo gut oder vielmehr ungut könnte ich ſagen: die hat nur ein Abiturient, obwohl auch er doch immer nur einen Ausſchnitt von der ganzen Wiſſenſchaft kennt.

Aber immerhin einen viel größern.

Einen größern, ja. Einen viel größern, das iſt noch fraglich. Denn das eigentlich Wichtige und Grundlegende, das wirklich der Gebildete wiſſen muß, um einige der wichtigſten Probleme des Lebens und der Kultur zu verſtehn, hat auch ſchon der Oberſekundaner.

Auch Zinſeszins- und Rentenrechnung?

Nein, da haben Sie Recht. Das iſt aber auch das einzige, das müßte alſo vorher allerdings wohl erledigt werden. Aber alles andre ſind doch eigentlich, wie es ganz richtig in den Lehrplänen heißt, „Ergänzungen, Zuſammenfaſſungen und Übungen auf allen Gebieten der vorhergehenden Klaſſen“.

Aber das iſt gerade ſehr weſentlich. Denn ohne dieſe Ergänzungen und zuſammenfaſſenden Übungen würde der Wert des vorher angeeigneten Penſums recht fraglich ſein.

Nein, fraglich würde er wohl nicht ſein, wenn auch der Beſitz nicht ſo ſicher ſein würde. Das wird ja kein Vernünftiger beſtreiten.

Würde der Beſitz dieſer Kenntniſſe nicht nur nicht fraglich, ſondern vollkommen illuſoriſch werden?

Aber ganz und gar nicht. Ich bitte Sie, ſehen Sie ſich doch um unter allen gebildeten Nichtmathematikern — und ſchließlich können doch nicht alle Mathematiker ſein —, was iſt ihnen geblieben, und zwar ſehr mit Gewinn geblieben, wie ich gern anerkenne, als eben das Penſum der Schulmathematik ohne den binomiſchen Lehrſatz, die Koordinate und auch Kegelſchnitte?

Auch wenn ich das zugebe, was ich freilich werde tun müſſen, ſo iſt für ihr methodiſches Denken die mathematiſche Übung der zwei Primanerjahre doch nicht vergeblich geweſen.

Ganz gewiß nicht. Denn niemals iſt eine ernſthafte Denkarbeit, was für einer Art ſie auch ſei, vergeblich für die Entwicklung und Ausübung des Geiſtes. Aber es fragt ſich nur, ob denn die Ausbildung des Geiſtes gerade auf dieſem Wege zuſtande kommen muß?

Digitized by Google

Ich kann mir nicht denken, wie Sie dieſe Lücke erſetzen wollen.

Dann bitte ich zwei Gegenfragen ſtellen zu dürfen: erſtens, Sie zweifeln doch nicht an dem großen Wert unſrer humaniſtiſchen Bildung?

Aber verehrteſter Kollege, die Frage iſt ja beinahe beleidigend.

Da haben Sie zwar eigentlich Recht, aber Sie dürfen mir die Frage doch nicht übel nehmen, da ich mir die Prämiſſe eben noch einmal ausdrücklich ſichern wollte. Alſo gut. Zweite Frage: Wie wollen Sie den Verluſt dieſer humaniſtiſchen Bildung, den Sie alſo doch bei unſern Oberrealſchülern finden, erſetzen?

Nun, dafür haben ſie eben eine gründlichere Bildung in neuern Sprachen und Naturwiſſenſchaften.

Richtig. Unbedenklich zugegeben. Aber die humaniſtiſche Bildung haben ſie eben doch nicht. Es fragt ſich nun, was von beiden iſt wertvoller?

Wollen Sie dieſe Frage nicht lieber ſelbſt beantworten?

Nein, mein Lieber, das will ich nicht. Brauche es aber auch nicht, da *wir* ja grundſätzlich auf dem objektiven Standpunkte des Programms von 1900 ſtehn. Wahrhaftig, ich erkenne dieſes Programm ehrlich und offen an und halte es nach wie vor für eine rettende Tat. Ich gönne den Realanſtalten ihr blühendes Leben; ich halte es für durchaus gerechtfertigt, daß ihren Abiturienten alle Wege offen ſtehn. *Aber ich verlange für uns gleiche Freiheit der Lebensbetätigung*, ruhige Weiterentwicklung und verbitte mir das ewige Dreinreden von Leuten, die nichts von der Sache verſtehn und unliebſame perſönliche Erfahrungen in ebenſo kindiſcher wie boshafter Weiſe verallgemeinern und zum Maßſtab ihrer „Reformen" machen. Das iſt eine unerhörte Anmaßung!

Aber, aber! Reden Sie ſich doch nicht ſo in die Hitze. Sehen Sie, nun haben wir die Rollen getauſcht! Nun hat Sie der Ärger gepackt.

Ja ja, Sie haben Recht. Man ſoll nicht nervös werden. Alſo fahren wir in ruhiger Erörterung fort. Ich meine, die Reformbewegung hat doch unleugbar ihr Gutes gehabt, ſie hat eben doch die neuen Lehrpläne von 1901 hervorgerufen, mit denen ja auch Sie, wie ich weiß, im ganzen zufrieden ſind.

Jawohl, bin ich auch „im ganzen", d. h. bis auf den einen Punkt, wo ſie nicht gut ſind, ſondern höchſt inkonſequent, ja einfach ungerecht. Schalten wir einmal die Realgymnaſien aus, die eben weder Realſchulen noch Gymnaſien ſind, und halten wir uns an die beiden entgegengeſetzten Schularten, die Gymnaſien und die Oberrealſchulen. Da ergibt ſich doch einfach folgendes: der Oberrealſchulabiturient, der nicht ein Wort Latein oder Griechiſch gelernt hat, wird für vollwertig angeſehen, man verlangt von ihm auch nicht die Kenntnis eines Sextaners im Lateiniſchen oder eines Tertianers im Griechiſchen, ſondern hält das Plus an neuern Sprachen, Mathematik und Naturwiſſenſchaften für hinreichenden Erſatz für die fehlenden klaſſiſch-humaniſtiſchen Studien. Von dem Gymnaſialabiturienten, der neun Jahre Latein und ſechs Jahre Griechiſch getrieben hat, verlangt man nicht etwa gar keine Mathematik, auch nicht bloß etwa einige wenige Jahre, ſondern mathematiſche Studien durch ſieben volle Jahre hindurch, daneben muß er auch die neuern Sprachen treiben. Alſo für den *völligen Ausfall* eines ſo ungeheuern Bildungszweiges, wie es eben die alten Sprachen doch ſind, auf der einen Seite gilt ein nicht einmal ſo ſehr bedeutendes Plus in Realfächern als vollwertiger Erſatz. Auf der andern Seite, auf unſrer Gymnaſialſeite alſo, iſt von einem *völligen Ausfall* irgendeiner Disziplin überhaupt nicht die Rede, ſondern nur in einigen Fächern ſind die

Digitized by Google

Leiſtungen etwas geringer; dafür iſt ein volles Plus von zwei Fächern vorhanden, deren Wert für geiſtige Bildung ſeit Jahrhunderten nicht bloß von Tauſenden der geiſtig höchſtſtehenden Menſchen anerkannt, ja überhaupt gar nicht bezweifelt worden iſt, ſondern deren Wert ſich auch heute noch immer in der glänzendſten Weiſe bewährt, wie Gott ſei Dank unzählige Beiſpiele beweiſen. Iſt das nicht einfach zum Lachen? Oder nein, iſt es nicht eine unglaubliche Inkonſequenz und Ungerechtigkeit, wie ich ſchon ſagte?

Na, und wenn es eine wäre, glauben Sie, daß ſie durch Ihren Vorſchlag beſeitigt würde?

So ziemlich, ja.

Nur „ſo ziemlich"?

Andres liegt vorläufig noch in zu weitem Felde. Aber dies wäre zu erreichen, ja es muß erreicht werden.

Sie wollen alſo die Mathematik in der Prima einfach ſtreichen.

Jawohl, einfach ſtreichen.

Und was ſoll dafür eintreten?

Das, was uns fehlt, um uns zu dem zu machen, was wir ſein ſollen und wollen.

Alſo mehr Humaniora?

So iſt es. Denken Sie vier Stunden! „Es ſchwelgt das Herz in Seligkeit."

Und wie wollen Sie dieſe verteilen?

Eine Stunde Latein, zwei Griechiſch, eine Deutſch oder Philoſophie.

Das nenne ich wenigſtens prompt geantwortet. Sollte es nicht auch andre Möglichkeiten geben?

Für problematiſche Naturen gewiß noch viele, für mich keine andern. Denn ſehen Sie: daß ſechs Stunden im Griechiſchen beſonders der Prima zu wenig ſind, darüber ſind ſich doch wohl alle, die in der Sache mitreden können, einig. Und gerade das Griechiſche iſt doch das, was uns von allen andern Schulen unterſcheidet. Da für Latein ſchon ſieben Stunden angeſetzt ſind, ſo bekämen wir je acht Stunden für beide alten Sprachen. Damit kann man etwas ſchaffen, um ſo mehr, wenn die, wie wir doch alle wiſſen, ſehr bedeutende Zeit- und Kraftaufwendung für Mathematik den alten Sprachen dienſtbar gemacht werden kann.

Und was meinen Sie wohl, werden dazu die Mathematiker und auch die Reformer ſagen?

Ja, die werden natürlich Zeter und Mordio ſchreien, die wenigen ausgenommen, die der Frage wirklich mit objektiver Gerechtigkeit gegenüberſtehn und den berühmten Paſſus in dem kaiſerlichen Programm von der Wahrung der Eigenart jeder Schulgattung nicht bloß für eine redneriſche Floskel halten, ſondern wirklich ernſt nehmen. Warum in aller Welt ſollen wir toleranter ſein als die andern? Wir laſſen ja ihre Realſchulen gelten, alſo ſollen ſie auch uns unſre Gymnaſien laſſen.

Das wollen ſie auch. Aber ſogar Harnack in ſeiner berühmten Gymnaſialrede meinte, daß man mit den Lehrplänen, wie ſie ſind, auskommen könne.

Ich glaube, daß der hochverehrte Mann in dieſem Punkte irrt. Außerdem aber wollen wir doch nicht bloß eben „auskommen", wir wollen blühen und gedeihen, und wir wollen unſer gutes Recht. Wenn nicht bloß die Gegner unſers Gymnaſiums, ſondern auch viele ihm ſonſt wohlgeſinnte Freunde unter den Univerſitätsprofeſſoren die Kenntniſſe in den klaſſiſchen Sprachen unſrer

Digitized by Google

Gymnaſiaſten mangelhaft finden, ſo iſt das leider nicht unberechtigt. Aber es kommt daher, wie nun doch allmählich jeder eingeſehen hat, daß unſern armen Humaniſten zu vielerlei aufgepackt worden iſt. Dadurch ſtehn wir natürlich hinter den einheitlicher geſtalteten Realſchulen zurück. Man gebe uns eine einſeitige, aber verſtärkte humaniſtiſche Bildung, wie man den Realſchulen eine einſeitige modern-realiſtiſche Bildung gegeben hat, dann ſind die Waffen gleich, und dann wollen wir ſehen, wer ſie beſſer führt.

Aber, Verehrter, Sie werden ja ganz kriegeriſch.

Das ſollten Sie auch werden und wir alle. Wir ſind viel zu friedlich und überlaſſen das Kriegſpielen den Gegnern.

Na, die öden Schimpfereien dürfen wir ihnen wohl ruhig überlaſſen.

Unterſchätzen Sie auch das Schimpfen nicht! Man muß ſich nichts gefallen laſſen. Aber immerhin haben Sie Recht. Im Schimpfen wollen wir ihnen den Rekord laſſen; aber im Handeln wollen wir nicht zurückſtehn. Und zum Handeln in unſerm Falle gehört entſchloſſenes Eintreten für das, was wir wollen.

Das einſeitige Gymnaſium alſo?

Jawohl, das einſeitige Gymnaſium, das ganz einſeitige Gymnaſium ohne Mathematik in der Prima, dafür mit acht Stunden Latein, acht Stunden Griechiſch und vier Stunden Deutſch oder Philoſophie. Dann können wir die Kraft unſrer klaſſiſchen Studien erproben.

Darin haben Sie ja gewiß Recht, daß ſich die Verſtärkung dieſer Studien gerade in der Prima allerdings beſonders fruchtbar erweiſen würde. Aber würden die Schüler den Anforderungen gewachſen ſein?

Aha, jetzt kommen Sie damit! Unſre guten Schüler, ja, die würden die vermehrten Anſprüche erfüllen können, und wie ich urteile, ſogar ſehr gern erfüllen.

Aber die ſchwächern?

Die gehören eben nicht dahin. Sie mögen ſich ihre Bildung wo anders holen.

Und in Städten, wo nur Gymnaſien ſind, wie zum Beiſpiel vielfach in unſern öſtlichen Provinzen?

Solche Städte darf es eben nicht geben! Denn es iſt ein Unrecht und außerdem ein Unſinn, jemand eine Bildung aufzwingen zu wollen, die er oder vielmehr ſeine Eltern aus irgendeinem Grunde nicht mögen, oder die der Zögling nicht bewältigen kann.

Was ſoll denn aus dieſen andern werden?

Wenn es ſich die Städte nicht leiſten können, ſo muß der Staat dafür ſorgen, daß in keiner Stadt nur ein Gymnaſium iſt, ſondern daß ihm eine Real- oder Handels- oder höhere Bürgerſchule, oder wie Sie ſie nennen wollen, zur Seite ſteht.

Ja, das iſt ſehr ſchön geſagt, aber woher ſoll das Geld kommen?

Das muß geſchafft werden. Denn die vernünftige Erziehung unſrer Jugend iſt auch für den Staat zunächſt das allerwichtigſte, und eine falſche Sparſamkeit gerade in dieſem Punkte rächt ſich furchtbar — und hat ſich ſchon genug gerächt.

Sie meinen das Einjährigenzeugnis?

Allerdings, es iſt die garantierte Halbbildung.

Wollen Sie es denn abſchaffen oder von der Abiturientenprüfung abhängig machen?

Ja und nein. Ich habe durchaus nichts dagegen, daß die Abſchlußprüfung an der Realſchule, alſo nach ſechsjährigem Kurſus, die Berechtigung zum Einjährigendienſt gibt, denn die damit gewährleiſtete Bildung iſt für dieſen Zweck ausreichend. Aber man verſchone unſre Gymnaſien damit. Denn es liegt in der Natur der Gymnaſien, daß die völlige Reife erreicht wird, ſonſt iſt gerade hier die Bildung die ſchlimmſte Halbbildung von allen.

Alſo ſechs Jahre für die Realſchüler und neun Jahre für die Gymnaſiaſten?

Ganz richtig. Wer das Gymnaſium beſucht, der ſoll es beſuchen, um ſich eine auf klaſſiſchem Boden ſtehende Bildung anzueignen, nicht um das Einjährigenzeugnis zu erwerben. Wer dann das Ziel erreicht hat, der erhält das Einjährigenzeugnis als eine ſelbſtverſtändliche Zugabe.

Und wenn er zu alt wird?

Dann mag er vorher abgehn und die Prüfung vor der Kommiſſion machen, denn dann hat er gezeigt, daß er fürs Gymnaſium nicht reif iſt.

Na, ich ſehe, Sie ſind bei Ihren Forderungen nicht eben beſcheiden.

Will ich auch gar nicht ſein. Wenn man einen Gedanken als richtig erkannt hat, muß man auch den Mut haben, ihn ganz durchzudenken.

Nun laſſen wir das, Sie dürfen es mir nicht übel nehmen, wenn ich die Heimat Ihrer Ideen in Utopia ſuche. Aber ich möchte noch etwas andres fragen. Sie haben bloß von der Mathematik geſprochen. Wie ſteht es denn nun mit der Phyſik in Prima?

Die ſoll bleiben! Wenn auch nicht gerade im engſten Sinne des Wortes. Ich meine alſo: Naturwiſſenſchaft im weitern Sinne, wozu ich beſonders auch Biologie rechne. In zwei Wochenſtunden kann der erwachſne junge Mann genug erfahren, um einigermaßen auf dem laufenden zu ſein, und was immer die Hauptſache bleibt: Verſtändnis für die Probleme zu bekommen.

Sie wollen alſo dieſen Unterricht weniger aus allgemeinen pädagogiſchen Erwägungen, zur Schulung des Geiſtes, als zu praktiſchen Zwecken, das heißt um den Zögling in den Stand zu ſetzen, ſich hernach im Leben einigermaßen zurecht zu finden?

In dieſem Falle, ja.

Machen Sie da nicht ein Zugeſtändnis?

Gewiß, aber ein berechtigtes. Daß der junge Mann, wenn er von der Schule kommt, ſich, wie Sie richtig ſagen, in den wiſſenſchaftlichen Problemen des modernen Lebens einigermaßen zurechtfinden kann, müſſen wir erſtreben. Dazu braucht er durchaus nicht das Penſum der Mathematik der Prima, wohl aber die Prinzipien der Phyſik und Naturwiſſenſchaft, ſoweit ſie eben mit den bis dahin erworbnen mathematiſchen Kenntniſſen zu verſtehn ſind. Ob dabei die bisherige Verteilung des Lehrſtoffs dieſelbe bleiben kann oder nicht, wage ich nicht zu beurteilen. Die wichtigſten Dinge aus der Akuſtik und Optik kommen ja auch ſchon in Sekunda vor.

Freilich die ſogenannten Meraner Beſchlüſſe können wir auf den Gymnaſien nicht brauchen; die lehnen ja auch beſonnene Mathematiker, wie zum Beiſpiel Ernſt Böhm in ſeinem geiſtvollen Vortrag, über den wir ſchon geſprochen haben, als zu weitgehend ab. Aber im übrigen werden Sie ſich ſelber wohl nicht allzuviel Hoffnung machen, daß Ihre Ideen verwirklicht werden könnten.

Und warum nicht? Allerdings hoffe ich das. Nicht heute und auch noch nicht morgen, aber kommen muß und wird es, wenn wir Gymnaſialleute den Mut haben, unſre gute Sache zu verteidigen, unbeirrt durch das Geſchrei von

Digitized by Google

Rückſtändigkeit und all den andern ſchönen Dingen, die uns Kurzſichtigkeit oder ein ſehr bedenkliches Übelwollen der Gegner ſo gern anhängen möchte.

Ja, Sie haben Recht. Man muß das, was man will, ganz wollen und es machen wie Sie, nämlich den Vorwurf der Einſeitigkeit nicht fürchten. Aber meine Zeit iſt nun leider abgelaufen. Ich danke Ihnen für Ihre Ausführungen, die mir zu denken geben, und wenn ich nicht irre, mich wohl, wie vielleicht auch andre, veranlaſſen werden, gewiſſe Anſchauungen, die bisher als unverrückbar galten, auf ihre Allgemeingiltigkeit gründlich zu prüfen.

Damit bin ich vorläufig vollkommen zufrieden und ſage mit dem ſeltſamen Kleiſtſchen Prinzen: „Ich bin ſicher, mein Wort fiel ein Gewicht in deine Bruſt.“ Leben Sie wohl!

Auf Wiederſehen!

Anklam — Adolf Stamm

Die Sperlinge auf dem Naſchmarkt

Ein Leipziger Märchen von Julius R. Haarhaus

(Schluß)

Chriſtine ſchlich ſich nach der verunglückten Auseinanderſetzung mit Zinngräber enttäuſcht und verſtimmt in ihre Bude. Der alte Trotzkopf! Nun, wo ſie ſich ihm gleichſam an den Hals warf, wollte er ſie nicht mehr. Sie ſähe gegen ihn viel, viel zu jung aus. Darin hatte er freilich Recht, aber was die Leute ſagen würden, das konnte ihm doch ganz gleichgiltig ſein. Was hatte er ſich um das Geſchwätz der Leute zu kümmern! Sollte ſie warten, bis ſie ſelbſt grau und runzlig war, und dann noch einmal um ihn anhalten? Ach, bis dahin würde er ja ſchon zehnmal tot ſein. Bei ſeinen Jahren konnte er jeden Tag in die Grube fahren, und dann ſaß ſie da und hatte das Nachſehen. Nein, ſie wollte und mußte Madame Zinngräber werden, mochte es koſten, was es wollte.

Sah ſie denn wirklich ſo ſchrecklich jung aus? Sie ging in den Winkel hinter den Vorhang und betrachtete ſich in dem kleinen, halberblindeten Spiegel, der ſeit den Zeiten der drallen Anna zu den Requiſiten der Bunickſchen Bude gehörte. Wahrhaftig, ſogar in dieſem Spiegel, deſſen Queckſilberbelag doch tauſend feine Sprünge hatte, und der ſich ſchon lange keine Mühe mehr gab, ſeinen Benutzern zu ſchmeicheln, war ſie das friſche, blühende Geſchöpf, deſſen Anblick jedem Menſchen Freude machte. Jedem Menſchen — nur ihr ſelbſt nicht. Was hätte ſie in dieſem Augenblick für ein paar feine Fältchen um Naſe und Mund, für ein paar Dutzend grauer Haare gegeben!

Während ſie ſo daſtand und ſich über ihre Jugend ärgerte, fuhr ihr plötzlich ein Gedanke durch den Kopf. Hatte ſie nicht die Macht, der alles verwandelnden Zeit ein wenig nachzuhelfen? Beſaß ſie nicht das Fläſchchen mit dem wunderbaren Elixier, das ſie der verhaßten Wollwarenmamſell zugedacht hatte? Sie holte das Gläschen mit der ſeltſamen Flüſſigkeit aus ſeinem Verſteck und betrachtete es nachdenklich. Wenn man zwanzig bis dreißig Tropfen nehmen mußte, um gleich ganz alt zu werden, ſo würden drei bis vier ſicherlich zur Beſeitigung des überflüſſigen Jugendfirniſſes genügen. Eine ſtärkere Wirkung verlangte ſie von dem Elixier gar nicht. Und kurz entſchloſſen goß ſie den Reſt ihres Nachmittagskaffees

Digitized by Google

in die Taſſe, ließ drei Tropfen aus dem Fläſchchen hineinfallen und trank das Gemiſch auf einen Zug aus. Nun ſaß ſie mit dem Spiegel in der Hand in ihrem Winkel und wartete auf die Veränderung, die mit ihr vorgehn ſollte.

Zunächſt verſpürte ſie ein leichtes Fröſteln und zugleich einen merkwürdigen Appetit auf Sauerkraut — beides Empfindungen, die für ſie den Reiz der Neuheit hatten. Gefroren hatte ſie bis jetzt nämlich noch nie, nicht einmal im ſtrengſten Winter, und Sauerkraut war für ſie bis dahin eine Speiſe geweſen, der ſie beim beſten Willen keinen Geſchmack hatte abgewinnen können. Eine innere Wandlung ſchien alſo ſchon vor ſich gegangen zu ſein.

Als ſie wieder in den Spiegel ſchaute, wäre ſie beinahe in einen lauten Freudenruf ausgebrochen. Durch ihr volles braunes Haar zogen ſich einzelne weiße Fäden, und an den Augenwinkeln machten ſich ein paar allerliebſte Krähenfüße bemerkbar. Das war alles genau ſo, wie ſie es gewünſcht und erwartet hatte. Daß ein Backzahn ein wenig zu wackeln begann, war weniger angenehm, mußte jedoch mit in den Kauf genommen werden.

Unter irgendeinem Vorwande ging ſie noch einmal zu ihrem alten Nachbarn hinüber, um zu ſehen, ob er die kleinen Veränderungen in ihrem Äußern bemerkte. Sei es nun, daß er ſie nicht genau anſah, ſei es, daß die Beleuchtung ſeiner Bude gar zu kümmerlich war: genug, er ſagte kein Wort. Chriſtinen war das ganz lieb, ſie wollte am nächſten Morgen auf das Geſpräch zurückkommen und dem Alten beweiſen, daß ſie keineswegs mehr ſo lächerlich jung ausſähe, wie er, der ſie wohl noch nie bei hellem Tageslicht betrachtet hätte, anzunehmen ſchiene.

Merkwürdig! Am andern Morgen merkte der Alte auch nichts. Das Mädchen bat ihn, ſie einmal genau anzuſehen, und machte ihn auf die einzelnen weißen Haare auf ihrem Scheitel und die feinen Fältchen in ihrem Antlitz aufmerkſam. Da lachte er und meinte, die Fältchen ſeien weiter nichts als ein Zeichen von Übermüdung, und deshalb ſei es gut, daß die Meſſe mit der nächſten Woche zu Ende ginge. Was aber die weißen Fäden in ihrem Haar anlange, ſo würde ſie dieſe wohl ſchon immer gehabt und nur bis jetzt noch nicht bemerkt haben. So etwas käme bei Brünetten ſehr häufig vor und ſtehe gerade ihr beſonders gut, weil dadurch das Jugendliche ihrer Erſcheinung noch mehr zur Geltung komme. Das war alles gut und ſchön, aber durchaus nicht nach Chriſtinens Sinn. Sie verbiß ihren Ärger und faßte den Entſchluß, am Abend noch ein paar weitere Tropfen zu nehmen. Der Alte ſollte ſchon merken, daß es mit ihrer Jugend nicht ſo weit her war, wie er in ſeiner Verblendung glaubte.

Am Nachmittag erhielt Zinngräber Beſuch von einem Landsmann, der in der Nähe von Schneeberg eine Glashütte beſeſſen, aber infolge eines unglücklich verlaufnen Prozeſſes verloren hatte und nun mittellos daſtand. Als Chriſtine dem Alten den Kaffee hinüberbrachte, vernahm ſie, was die beiden miteinander verhandelten.

Mit tauſend Talern wäre mir geholfen, Gevatter, ſagte der Fremde, aber wer ſchießt einem armen Teufel gleich tauſend Taler vor?

Tauſend Taler? Mehr braucht Ihr nicht? fragte Zinngräber.

Nicht mehr und nicht weniger. Und es iſt nicht einmal gewiß, ob ich die Summe in drei Jahren pünktlich zurückzahlen kann. Denn wenn ich die Hütte auch wiederbekomme, ſo muß ich doch neue Öfen bauen, und das koſtet Geld, viel Geld. Aber dann kann ich auch Rubinglas machen, wie es die Egermanns in Blottendorf nicht ſchöner zuſtande bekommen.

Tauſend Taler? fragte Zinngräber noch einmal, und damit glaubt Ihr auszukommen? Braucht Ihr wirklich nicht mehr?

Digitized by Google

Fürs erſte wenigſtens nicht, antwortete der Fremde etwas unſicher, und es wird mir ſchon Mühe genug machen, die tauſend aufzutreiben. Ich kann ja dem Darleiher nicht einmal eine Sicherheit bieten.

Wünſcht Ihr Gold oder Papier?

Wie, Ihr könntet mir das Geld leihen und wollt es wagen, mir eine ſolche Summe anzuvertrauen?

Faſelt nicht, Landsmann. Was iſt da zu wagen! Euer ehrliches Geſicht iſt Sicherheit genug. Gold oder Papier?

Nun denn, wenn Ihr ſo gut ſein wollt: Papier. Das trägt ſich beſſer. Wahrhaftig, die Leute daheim, die mir rieten, zu Euch zu gehn, hatten Recht. Ihr laßt keinen im Stiche!

Wenigſtens keinen Landsmann, Gevatter. Und ſorgt Euch nicht ums Zurückzahlen. Ich kann die lumpigen tauſend Taler entbehren. Die machen mich nicht glücklicher. Nun geduldet Euch ein wenig und unterhaltet Euch inzwiſchen mit Mamſell Bunick, meiner jungen Nachbarin. Ich habe das Geld nicht hier in der Bude und muß es erſt holen.

Er griff zu Hut und Stock und ließ Chriſtine mit dem Fremden allein.

Dieſer blinzelte dem Mädchen bedeutungsvoll zu und rieb ſich vergnügt die Hände.

Ein reicher Mann, der alte Zinngräber! ſagte er, ein ſchwerreicher Mann und ein guter Mann! Schüttelt das Geld nur ſo aus dem Ärmel und verlangt nicht einmal eine Bürgſchaft. Hätte ich zweitauſend verlangt, er würde ſie mir auch gegeben haben. Weiß der Teufel, wo ers hernimmt! Bei dem Pulver- und Wurzelkrämchen muß doch noch was herauskommen. Ihr ſeid wohl mit ihm verwandt? Vielleicht ſeine Urenkelin?

Leider nicht, platzte Chriſtine heraus, aber wir ſtehn ſeit Jahren in der Meſſe nebeneinander. Schon meine ſelige Mutter war, ſolange ſie zurückdenken konnte, immer ſeine Nachbarin hier auf dem Naſchmarkt geweſen.

Kommt Zinngräber immer allein nach Leipzig?

Immer allein.

Hat er denn keine Verwandten?

Nur ganz entfernte.

Ach! Dann verſtehe ich auch, weshalb er ſo leichtſinnig mit ſeinem Gelde umgeht. Er denkt: beſſer, bei Lebzeiten die Taler unter die Leute bringen als für lachende Erben ſorgen. Und darin hat er Recht.

Chriſtinen ging bei dieſen Worten ein Stich durchs Herz. Wenn der Alte wirklich dieſem fatalen Grundſatze huldigte, ſo war es die allerhöchſte Zeit, dafür zu ſorgen, daß ein Damm gezogen wurde, ehe ſich die ſilberne Flut in hundert einzelnen Rinnſalen erſchöpfte. Und ſo ſah ſie mißmutig zu, wie Zinngräber, nachdem er von ſeinem Ausgang zurückgekehrt war, dem Fremden ein ganzes Päckchen Zehntalerſcheine hinzählte, und wie dieſer, ohne daß ſich der Alte eine Quittung hätte ausſtellen laſſen, mit dem Gelde abzog. Am liebſten hätte ſie ihrem Ärger Luft gemacht und dem väterlichen Freunde ſeine ſträfliche Leichtfertigkeit mit ernſten Worten vorgehalten, aber ſie wußte ſich zu beherrſchen und gelangte zu der Überzeugung, daß Handeln in dieſem Augenblick klüger ſei als Reden.

Sie ging alſo wieder in ihre Bude hinüber, ohne zu bemerken, daß ihr der Alte mit ganz eigentümlichen Blicken nachſah, ſchlich ſich in den Winkel hinter der Gardine und nahm noch einmal ein paar von den bewußten Tropfen. Dieſesmal beobachtete ſie jedoch die Wirkung nicht im Spiegel wie am Abend vorher, ſondern nahm ſich vor, erſt nach ein paar Stunden nachzuſchauen, ob ſie im Altern Fort-

Digitized by Google

ſchritte gemacht habe. Und wirklich führte ſie ihren Vorſatz aus und griff erſt zum Spiegel, nachdem ſie Kaſſe gemacht und ihre Bude auf der Vorderſeite geſchloſſen hatte.

Sonderbar! Die Doſis ſchien immer noch zu klein geweſen zu ſein. Ein paar weiße Haare mehr, der Zug um die Mundwinkel ein klein wenig tiefer, das Kinn eine Spur ſpitzer — das war die ganze Wirkung! Man konnte es ja, wenn man genau zuſah, bemerken, aber Zinngräber, deſſen Augen ja alles andre als ſcharf waren, würde ſicherlich von der geringen Veränderung ihres Ausſehens nichts wahrnehmen. Sie war erregt wie noch nie, und es trug auch keineswegs zu ihrer Beruhigung bei, daß ihr Nachbar, der ſeinen Kram heute früher geſchloſſen hatte, als er es ſonſt tat, in ſeinem Büdchen herumwirtſchaftete und offenbar damit beſchäftigt war, Kiſten zuzunageln. Was mochte das zu bedeuten haben? Wollte er das Ende der Meſſe nicht abwarten und zeitiger heimreiſen? Wollte er ihr entwiſchen? Das wäre ein Streich geweſen, den ſie dem Alten nach ſeinem Benehmen in den letzten Tagen ſchon hätte zutrauen können. Aber ſie wollte ihm zuvorkommen. Jedenfalls ſollte er keine Berechtigung mehr zu der Behauptung haben, ſie ſähe gegen ihn viel zu jung aus. Zitternd vor Aufregung und ihrer Sinne nicht mehr mächtig griff ſie zu dem Fläſchchen, ſetzte es an den Mund und leerte es bis auf den letzten Tropfen.

Da hatte ſie nun die Beſcherung! Sie brauchte gar nicht erſt den Spiegel zu befragen, um ſich davon zu überzeugen, daß das Elixier diesmal ſeine Wirkung gründlich getan hatte. Sie brauchte nur ihre Hände zu betrachten: dürre knochige Hände mit gelblich-grauer Haut, dicken Adern auf den Handrücken und Gichtknoten an den gekrümmten Fingern. Und wie ihre ſchöne volle Figur zuſammengeſchrumpft war! Ach, ſie konnte mit ihren zitternden Armen kaum noch bis zum Spiegel hinauflangen, der bisher mit ihrem Kopfe in gleicher Höhe geweſen war. Hätte ſie ihn doch ruhig hängen laſſen! Hätte ſie doch nicht hineingeſchaut! Dann wäre ihr ein Anblick erſpart geblieben, der ſie ſchaudern machte! Sie ſah ein kleines verhutzeltes Geſicht mit glanzloſen, an den Rändern geröteten Augen und einer unförmigen Naſe, die ſich bis auf die mit einzelnen borſtenartigen Haaren bewachſne Oberlippe hinabſenkte, und der ein ſpitzes, nach oben gekrümmtes Kinn entgegenragte — ein Geſicht, das auch nicht die entfernteſte Ähnlichkeit mehr mit dem friſchen blühenden Antlitz hatte, dem zuliebe noch vor wenigen Wochen die Studenten das Kolleg geſchwänzt und die Handlungsdiener ihre letzten Groſchen in Veilchenſträuße umgeſetzt hatten. Und wo war die Fülle des Haares, der Perlenſchmuck ihrer Zähne geblieben? Über den kahlen Scheitel zogen ſich ein paar dünne gelbweiße Strähnen, die den ſchweren Schildpattkamm nicht mehr auf dem Kopfe feſtzuhalten vermochten, und von den Zähnen waren nur noch zwei vorhanden, die wie ein paar verwitterte Meilenſteine aus dem eingefallnen Munde hervorragten. Wahrhaftig, wenn Zinngräbers Geheimmittel alle ſo wirkſam waren wie dieſes Elixirium ad senectutem subitam, dann durfte er ſich mit vollem Recht auf ſeine Hausapotheke etwas einbilden!

Nachdem ſich das greiſe Mütterchen, das nun an Stelle der viel zu jungen Chriſtine Bunick in der Lebkuchenbude ſaß, von dem erſten Schrecken erholt hatte, begann ſie zu überlegen, was zu tun ſei. Zuerſt kam ihr der Gedanke, ſchleunigſt zu ihrem Nachbar hinüberzueilen, reumütig ihre Schuld zu bekennen und um eine Flaſche des Elixiers Nr. 36 zu bitten, mit dem ſie ſich in eine erfreulichere Erſcheinung hätte zurückverwandeln können. Aber mit dem Hinübereilen hatte es ſeinen Haken. Ja, wenn die Beine ſo gewollt hätten, wie ſie! Doch die ſchien das Alter ganz beſonders gepackt zu haben, und in den Knien und den Zehen

Digitized by Google

muckerte, kniff und zog es, als ob ſich Gicht und Rheumatismus des ganzen königlich ſächſiſchen Forſtperſonals hier einquartiert hätten und um ihren Beſitz ſtritten. Es machte ihr unſägliche Mühe, aufzuſtehn, zur Tür zu humpeln und den Riegel vorzuſchieben.

Nun war ſie wenigſtens davor geſchützt, von irgendeinem Unberufnen in ihrem jämmerlichen Zuſtand überraſcht zu werden, nun konnte ſie ungeſtört über ihre Lage nachdenken. Aber auch mit dem Denken ging es nicht mehr ſo recht: die Gedanken gerieten immer wieder durcheinander wie Makronen und Pfeffernüſſe, die zuſammen in einer Kiſte liegen, und anſtatt auf Mittel und Wege zu ſinnen, wie ſie ſich aus ihrer fatalen Lage hätte befreien können, beſann ſie ſich auf die Namen ihrer Schulfreundinnen und auf den Wortlaut ihres Einſegnungsſpruches. Und dabei weinte ſie ſtill vor ſich hin und verſpürte zugleich ein heftiges Verlangen nach einem Gläschen Danziger Goldwaſſer und einer tüchtigen Priſe Schnupftabak.

Die Zeit verſtrich, draußen auf den Gaſſen zwiſchen den Meßbuden war ſchon alles ſtill geworden, und die Lampe, die Chriſtinens ganzen Jammer beleuchtet hatte, war erloſchen. Das unglückliche Geſchöpf ſaß im Finſtern, noch immer unfähig, einen Entſchluß zu faſſen. Auch der Lärm in Zinngräbers Büdchen verſtummte allmählich, der Alte ſchien mit ſeiner Packerei fertig zu ſein. Gerade als die Uhr die Mitternachtsſtunde verkündete, wurde an die Tür von Chriſtinens Bude geklopft. Das verhutzelte Weibchen fuhr ungeachtet der Schmerzen, die ſie bei der plötzlichen Bewegung in Knieen und Füßen verſpürte, von ihrem Sitz empor und lauſchte mit angehaltenem Atem.

Biſt du noch da, Chriſtine? fragte eine gedämpfte Stimme, in der die Gefragte trotz der veränderten Klangfarbe die ihres Nachbars erkannte.

Seid Ihrs, Zinngräber? ſtieß ſie mühſam hervor und erſchrak dabei über den blechernen Ton der eignen Worte.

Ja ja, ich bins. Öffne ſchnell, ich habe mit dir zu reden.

Sie ſchob nicht ohne Anſtrengung den Riegel zurück und ſtieß die Tür auf, hielt ſich aber ſelbſt im finſterſten Winkel ihrer Bude.

Draußen ſtand im hellen Lichte des Vollmondes Eberhard Zinngräber, aber nicht der alte wohlbekannte, ſondern Zinngräber, wie er vor fünfzig oder ſechzig Jahren ausgeſehen haben mochte. Die ſchlanke, aufrechte Geſtalt erinnerte in nichts mehr an das ſchmalſchultrige, gebeugte Männchen, vor dem noch vor wenigen Stunden die Kinder ſcheu zurückgewichen waren, und das Antlitz mit der kräftigen Adlernaſe und den leuchtenden Augen war ſo glatt und rund und blühend, als hätte es erſt zwei Jahrzehnte in die Welt geſchaut. Was aber dieſer Jünglingserſcheinung etwas ſeltſames verlieh, war der altväteriſche lange braune Rock und die hochgeſchloſſene Sammetweſte mit den geſtickten Blumen.

Chriſtine, komm und ſchau mich an! ſagte er, und ſeine Stimme klang volltönend und jugendlich, was meinſt du, ob wir nun zueinander paſſen? Sieh, ich hab doch nicht von dir laſſen können, und weil du dich ja nur an meinem greiſenhaften Ausſehen ſtießeſt, ſo hab ich, ſo ſchwer mirs auch wurde, ein Mittelchen aus meinem Arzneikaſten genommen, das mir, wie ich glaube, nicht übel bekommen iſt. Aber wo bleibſt du denn, Chriſtine? Gefalle ich dir noch immer nicht?

Statt einer Antwort vernahm er ein herzzerreißendes Stöhnen und Schluchzen.

Aber Chriſtine! Mädchen! Schatz! habe ich dich erſchreckt? Kennſt du in mir deinen alten Freund, den getreueſten deiner Anbeter nicht wieder? So komm doch und laß dich umarmen! Und dann packe ſchnell zuſammen, was dir teuer iſt, und was du mitnehmen möchteſt, denn hierbleiben können wir nicht, das wirſt du einſehn.

Digitized by Google

Ehe der Morgen anbricht, müſſen wir die Stadt verlaſſen. In einem fernen Lande, wo uns niemand kennt, wollen wir uns eine neue Heimat ſuchen.

Da er wieder keine Antwort erhielt, trat er in die Bude und taſtete umher, bis er die Geſuchte fand. Er ergriff ihre Hand und zog ſie hinaus in den Mondſchein.

Was? ſchrie er, als er das alte Weiblein vor ſich ſah, das ſich vor Schmerz und Scham wand und krümmte. Wie kommt Sie hier in Mamſell Bunicks Bude, Madame? Sie hat ſich hier wohl eingeſchlichen, um das Geld für ein Nachtquartier zu ſparen? Konnte Sie nicht eher den Mund auftun? Mußte Sie durchaus Reden anhören, die gar nicht an Sie gerichtet waren?

Ach, Zinngräber, ſtammelte die Alte, ich bins ja, ich bin gewiß und wahrhaftig Eure Chriſtine. Sehe ich denn ſo ſchrecklich aus, daß Ihr mich nicht wieder erkennt?

Er faßte das wimmernde Geſchöpf bei den Schultern und drehte es ſo, daß ihm das volle Mondlicht in das welke Antlitz fiel.

Bei Gott! ſtieß er hervor, das ſind Chriſtinens Augen! Aber nur ein matter Abglanz von dem, was ſie einſt waren! Dann brach er in ein wildes Gelächter aus und ſchob die gebrechliche Geſtalt weit von ſich.

So ſo! Alſo auf dieſe Manier hat man ſeine Übereilung wieder gut zu machen verſucht, nachdem man dahinter gekommen war, daß der alte reiche Zinngräber, der ja bald um die Ecke gehen muß, im Grunde keine ſo ſchlechte Partie ſei. Man hat alſo doch in dem bewußten Kaſten herumgekramt und ſich nicht geſcheut, wie eine Elſter zu ſtehlen. Seine Stimme klang ſcharf und höhniſch.

Ach Zinngräber, liebſter Zinngräber, verzeiht mir! Seht, ich tats ja nur, weil ich mich ſo darüber ärgerte, daß wir ſo gar nicht zueinander paßten. Ihr liebtet mich, und Ihr liebt mich ja auch noch —

Ganz recht, Mamſell Bunick, ganz recht. Ja ja, ich liebte dich — mehr als mein eignes Leben! —, und ich liebe dich auch noch, wenn ich die Augen ſchließe und mir recht lebhaft vorſtelle, wie du bisher ausſahſt. Aber daß ich dich nun heiraten ſoll, das kannſt du nicht von mir verlangen. Ich ein friſcher junger Kerl, und du ein Weibsbild wie eine verdorrte Zaunrübe — was würden die Leute ſagen! Nein nein, wir paſſen jetzt ebenſo wenig zu einander wie früher!

Quält mich nicht länger, Zinngräber, ſtöhnte ſie. Ich weiß, Ihr könnt mich wieder jung machen, wenn Ihr nur wollt, Ihr habt ja das Elixier Nr. 36; es war das Fläſchchen, das ich in Eurer Kammer auf dem Wandbrett geſehen habe. Tut mir den einzigen Gefallen und macht mich wieder jung!

Das iſt leichter geſagt als getan, meine Liebe, antwortete er kühl. Das Elixier, das dir wieder zu deiner Jugend verhelfen könnte, habe ich vor einer halben Stunde bis auf den letzten Tropfen verbraucht. Und daß ich das Fläſchchen wie meinen Augapfel hütete, das hatte ſeinen Grund darin, daß ich die Wurzel, daraus mein Großvater die Eſſenz bereitete, ſeit vielen Jahren nicht mehr gefunden habe. Das Kräutlein muß im Erzgebirge ausgerottet worden ſein. Ich habe jedoch von meinem Vater ſagen hören, daß es in einem einſamen Tal der Hohen Tatra häufiger vorkäme. Möglich, daß ich dort noch ein paar Wurzeln auftreibe. Jedenfalls werde ich ſehen, was ſich tun läßt.

Und ich ſoll warten, bis Ihr wieder kommt? Soll wochenlang in dieſem entſetzlichen Zuſtande bleiben?

Es wird dir wohl nichts andres übrig bleiben, mein Herzchen. Du wirſt dich gedulden müſſen — nicht nur wochenlang, ſondern ein paar Monate oder Jahre, vielleicht ſogar ein paar Jahrzehnte. Und damit du mich nicht vergißt, will ich dir meinen ganzen Olitätenkram dalaſſen ſamt dem Kaſten, in dem du ja ſchon Beſcheid weißt. Du magſt das Geſchäft auf deine eigne Rechnung weiterführen. Hier haſt du die Schlüſſel, lebe wohl, und laß dir die Zeit nicht lang werden!

Damit wandte er ſich auf dem Abſatze um und wanderte feſten Schrittes durch den Rathausdurchgang davon.

Das verhutzelte Weiblein ſchaute ihm nach, bis er ihren Augen entſchwunden war, dann wankte ſie in ihre Bude und brach ſchluchzend zuſammen.

* * *

Als am nächſten Morgen beide Buden geſchloſſen blieben, ſteckten die Leute die Köpfe zuſammen und meinten, der alte Zinngräber werde wohl wieder krank geworden ſein, und es müſſe recht ſchlecht mit ihm ſtehen, wenn ſogar Mamſell Bunick nicht zur gewohnten Stunde erſcheine. Die Tochter des Wollwarenhändlers ſah den Fall weniger ernſt an und neigte zu der Anſicht, daß Chriſtinens Abweſenheit noch lange kein Beweis für eine bedenkliche Erkrankung des Alten ſei, denn ſie ſtelle ſich nur ſo beſorgt um ihn, weil ſie ſich in den Kopf geſetzt habe, ihn zu heiraten.

Währenddeſſen ſaß das unglückliche Weſen, mit dem ſich die Nachbarn ſo lebhaft beſchäftigten, in ſeiner Bude, wagte kaum ſich zu regen und noch viel weniger, ſich dem Tageslicht und den Augen der Welt preiszugeben. Die arme Alte hatte keine rechte Empfindung dafür, daß die Zeit ihren Gang weiterging, ſie merkte nicht auf den Schlag der Turmuhr und ſah nicht, wie der kleine Lichtfleck, den ein durch eine Ritze des Holzwerkes fallender Sonnenſtrahl an die Wand warf, langſam weiter rückte und endlich ganz verſchwand. Sie ſaß auf ihrem Schemel, zupfte an dem viel zu weit gewordnen Kleid herum und dachte an ihre Jugend, die ſo weit, ſo weit hinter ihr lag, als ſeien ſeit geſtern wirklich volle ſechzig Jahre verſtrichen. Als ſie Hunger verſpürte, entſchloß ſie ſich ſchweren Herzens, etwas von ihrer Ware zu verzehren. Ihre Wahl fiel auf ein Lebkuchenherz billigſter Qualität, aber ihrem zahnloſen Munde erſchien es ſo hart, als ſei es auch ſchon vor ſechzig Jahren gebacken worden. Sie zerkrümelte es und weichte die Brocken in dem Kaffee auf, den ſie zum Glück am vorigen Nachmittag unberührt gelaſſen hatte. So brachte ſie zwei volle Tage und Nächte zu, ohne ihr Verſteck zu verlaſſen.

Am dritten Morgen erwachte ſie aus ihrem Dämmerzuſtand, öffnete kurz entſchloſſen ſowohl ihre eigne wie Zinngräbers Bude und teilte den Nachbarn, die ſie mit erſtaunten Augen betrachteten, mit, ſie ſei Chriſtinens Großmutter. Ihre Enkelin habe den ſchwer erkrankten Zinngräber in ſeine Heimat begleitet und werde ihn auf ſeinen Wunſch dort noch eine Zeit lang pflegen. Und um die Wollwarenmamſell zu ärgern, fügte ſie hinzu, der Alte habe aus Dankbarkeit ihre Enkelin zur Erbin ſeines Vermögens eingeſetzt, und wenn Chriſtine ja auch nicht ſo ſehr auf Geld zu ſehen brauche, ſo ſei es ihr doch ſchließlich nicht zu verdenken, daß ſie die paar hunderttauſend Taler, die Zinngräber zuſammengeſcharrt habe, mitnehmen wolle. Der ruſſiſche Graf, mit dem ihre Enkelin ſeit einem halben Jahre verlobt ſei, wäre ja unermeßlich reich, daß eine Mitgift für ihn gar nicht in Betracht käme, aber es mache doch einen beſſern Eindruck, wenn ſeine Braut ein halbes Milliönchen blanker Taler mit in die Ehe brächte. Außerdem ſei das Leben in Rußland ziemlich teuer, beſonders im Winter, wo man in Petersburg wohnen und die großen Hoffeſtlichkeiten mitmachen müſſe. Da brauche man natürlich eine Menge Kleider und Schmuck, und mehr als einmal könne man eine Toilette auch nicht tragen, denn der Kaiſer Nikolaus hielte ſtreng darauf, daß die Damen, mit denen er Mazurka und Schleifwalzer tanze, jedesmal in einem andern Koſtüm erſchienen. Da ſei es alſo gut, wenn Chriſtine ein paar Groſchen zuzuſetzen habe und nicht immer erſt ihren Mann um Geld anzugehn brauche.

Dieſer Bericht verfehlte ſeinen Eindruck nicht, und das alte Weiblein hatte wenigſtens die Genugtuung, daß die einſtige Rivalin nicht unbedenklich an der Gelbſucht erkrankte.

Als die Meſſe zu Ende ging, packte die Alte mit Hilfe eines Lohndieners ihren und Zinngräbers Kram zuſammen und reiſte mit der zuverſichtlichen Hoffnung

ab, daß ſie nun nicht wieder nach Leipzig zu kommen brauche. Aber dieſe Hoffnung erwies ſich als trügeriſch: der Freund, der fortgezogen war, um in den Klüften der Hohen Tatra die wunderbare Wurzel zu ſuchen, kehrte nicht zurück und ließ auch nichts von ſich hören. So mußte ſie wahl oder übel auch in der nächſten Herbſtmeſſe ihren alten Stand auf dem Naſchmarkt beziehen. Sie gab jedoch das Büdchen, das der Alte ſo viele Jahrzehnte lang innegehabt hatte, auf und begnügte ſich damit, die gangbarſten Mittel ſeines Olitätenkrames in ihrer eignen Bude weiter zu führen. Freilich, wenn einer der Artikel ausgegangen war, konnte ſie die Kunden, die danach fragten, nicht mehr zufriedenſtellen, denn ſie hatte keine Ahnung, aus welchen Dingen die Mixturen, Eſſenzen und Pulver zuſammengeſetzt waren, und wußte ebenſo wenig, wie und woher ſie ihre Vorräte ergänzen ſollte. So kam es, daß die Fläſchchen, Büchschen und Töpfchen nach und nach wieder aus der Geſellſchaft der Pfefferkuchenpakete, Makronen und Pfefferminzplätzchen verſchwanden, und daß ſchließlich von dem ganzen Zinngräberſchen Kram nur noch der geheimnisvolle Kaſten übrig war, den das ſonderbare Weiblein nach ſorgſältiger und mißtrauiſcher hütete als ſein früherer Beſitzer. Denn Chriſtinens Wunſch, durch die Rückkehr ihres Freiers von den ihr immer läſtiger werdenden Reiſen zur Leipziger Meſſe erlöſt zu werden, wollte und wollte nicht in Erfüllung gehn. Jahraus jahrein erſchien ſie wieder an ihrem alten Platz, unbekümmert darum, daß die andern Lebküchler längſt den Naſchmarkt geräumt und ihre Stände an andre Kramhändler abgetreten hatten. Jahraus jahrein ſaß ſie halb verſteckt hinter ihren Waren, ſtill vor ſich hinträumend und Tag für Tag auf den Zauberer wartend, der ihr die Jugend wiederbringen ſollte. Und weil ſie erbarmungswürdig ausſah und das Publikum, das ſich durch die Budenreihen drängte, nicht anſprach, nicht wie die andern Fieranten fortwährend rief: Was ſolls denn ſein, meine liebe Dame? Kaufen Sie mir was ab, junger Herr! blieb mancher vor ihrer Auslage ſtehen und erſtand aus Mitleid einen Pfefferkuchen, für den er nicht einmal eine rechte Verwendung hatte. Denn die Welt war inzwiſchen fortgeſchritten und viel, viel klüger geworden, und die meiſten Leute wußten ſchon, daß Lebkuchen weder für den Magen noch für die Zähne beſonders zuträglich iſt.

Nur eine Kategorie von Menſchen wollte von dieſer neuen Weisheit nichts wiſſen, das waren die Gaſſenjungen, die im übrigen freilich auch recht fortgeſchritten waren und mit dem altmodiſchen Grundſatz, daß man das Alter ehren müſſe, längſt gebrochen hatten. Ihr Intereſſe für die Bunickſche Bude war zwar von jeher groß geweſen, aber früher hatten ſie ſich auf diskrete Griffe in die Pfeffernußkiſte beſchränkt und waren dem alten Zinngräber, der ein wachſames Auge auf ſie hielt, mit frommer Scheu ausgewichen, jetzt aber machten ſie in ganzen Rotten am helllichten Tage förmliche Attacken, raubten den Lebkuchen gleich paketweiſe, riſſen den auf einer Kiſte behaglich ſchlafenden Kater am Schwanz oder zogen die Stützen des Vordaches weg, daß es mit furchtbarem Lärm herunterklappte und die ſüßen Herrlichkeiten von der Auslage in die Bude fegte. Und wenn dann die Alte, aus ihren Träumen aufgeſchreckt, wutentbrannt hervor humpelte und den Federwedel drohend über ihrem Haupte ſchwang, dann ſtoben ſie lachelnd und johlend davon, ſchlüpften hinter die Nachbarbuden und riefen mit liebloſer Anſpielung auf das eulenartige Ausſehen ihrer Feindin: Uhu! Uhu!

Der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht, und ſchließlich hatte auch einmal Chriſtinens ſchier übermenſchliche Geduld ein Ende. Eines Abends, gerade als die Dämmerung hereinbrach, bemerkte das alte Weiblein, daß ſich in einiger Entfernung von ihrer Bude die Rotte ihrer Widerſacher wieder ſammelte, und zwar zahlreicher als je, ſodaß ein Angriff zu erwarten ſtand, wie ſie bis dahin noch keinen erlebt hatte. Dem Feinde mochte die Gelegenheit, der Alten eins auszuwiſchen, beſonders günſtig erſcheinen, denn des Regenwetters wegen war zwiſchen den Buden kein Erwachſner zu ſehen, und die Kramhändler ſaßen miteinander plaudernd an

ihren Ständen und kümmerten ſich nicht im geringſten um das, was draußen vorging. Angeſichts der drohenden Gefahr kniete die Alte vor dem geheimnisvollen Kaſten nieder, öffnete ihn und ſuchte unter den darin aufbewahrten Schätzen, bis ſie eine Flaſche fand, deren Etikette die folgende Aufſchrift trug:

No. 13. Liquor ad convertendum hominem in bestiam.

Dieſer koſtbare liquor iſt aus ſiebenerlei raren Kräutern deſtilliert, deren Ovidius, ein römiſcher Poet, in ſeinem Buche Metamorphoses Erwähnung tut. So man mit etlichen Tropfen einen Menſchen, er ſei männ- oder weiblichen Geſchlechts, alt oder jung, anſprenget, ſo wird er ſich citissime in das Tier verwandeln, das ihm nach Natur, Charakter und Temperament am meiſten gemäß iſt. Will man aber die Verzauberung wieder löſen, alſo daß der Verwandelte ſeine menſchliche Geſtalt wieder erlanget, ſo braucht man ihm nur etliche Tropfen desſelben liquoris in Waſſer oder auf einem Stücklein Brotes, Zuckers oder dergleichen einzugeben, wie denn auch Herr Samuel Hahnemann das Weſen und den Geiſt aller Heilkunſt in die Worte zuſammengefaſſet hat: Similia similibus curantur.

Als der Lärm der Angreifer in immer bedenklicherer Nähe erſcholl, erhob ſich die Alte, öffnete behutſam die Tür ihrer Bude und legte ſich, die entkorkte Flaſche in der zitternden Hand, in den Hinterhalt. Sie brauchte nicht lange zu warten, denn aus einer Seitengaſſe rückte die dichtgedrängte Schar pfeifend und johlend gegen die Bude vor. Da ſich drinnen niemand zeigte, wuchs den Jungen der Mut; die keckſten ſchwangen ſich auf das Auslagebrett und warfen, was ſie an Süßigkeiten erreichen konnten, den Kameraden zu, unter denen um jede Pfeffernuß, um jede Makrone eine wilde Balgerei entſtand. Auf dieſen Augenblick hatte das Weiblein gewartet. Mit einer Schnelligkeit, die dem gebrechlichen Weſen kein Menſch zugetraut haben würde, ſchoß ſie aus ihrem Verſteck hervor und ſchwang die Flaſche ſo lange über den Köpfen ihrer Peiniger, bis der letzte Tropfen verſpritzt war. Dann zog ſie ſich mit einem heiſern Lachen in ihre Bude zurück.

Draußen aber, auf der kotigen Gaſſe, hüpften und flatterten ſtatt der böſen Buben an die hundert Sperlinge, piepten und ſchilpten und machten einander die Makronenkrümel ſtreitig, die die Alte aus ein paar leeren Kiſten zuſammengeleſen hatte und ihnen mit freigebiger Hand ſpendete. Dann flogen ſie auf das junge Lindenbäumchen zwiſchen der Börſentreppe und dem Rathausdurchgang, ſtritten ſich um jeden Sitzplatz auf den ſchon halb entlaubten Zweiglein und ſetzten ihr Geſchimpf fort, bis ihnen die ſchnell anbrechende Herbſtnacht Schweigen gebot.

Von dieſer Zeit an hatte die Alte Ruhe. Aber jeden Abend, um die Stunde, wo es zu dämmern begann, ſtellten ſich die Sperlinge vor der Pfefferkuchenbude ein und lärmten ſo lange, bis das verhutzelte Weiblein aus ſeiner Träumerei erwachte und den gefiederten Koſtgängern den Kehricht von ihrer Auslage und die Krümel aus Kaſten und Kiſten hinauswarf. Dann erwachte auch der ſchwarze Kater aus ſeinem Schlafe, ſetzte ſich aufrecht und ſtarrte mit lüſternen Blicken auf die zu ſeinen Füßen umherhüpfenden Vögel, während die Spitze ſeines buſchigen Schwanzes kleine Kreiſe beſchrieb und deutlich genug verriet, was bei dieſem verlockenden Anblick in ſeiner Seele vorging. Freilich, mit dem Anblick mußte er ſich begnügen, denn ſeine Herrin hatte ein wachſames Auge auf ihn und duldete nicht, daß er dem Zuge ſeines Herzens folgte. So iſts brav, mein guter Kaſimir, pflegte ſie dann zu ſagen, laß die Spatzen hübſch ungeſchoren! Man darf ſich nicht von ſeinen Gefühlen hinreißen laſſen. Das ſollteſt du doch wiſſen. Siehſt du, ich würde dir ja gern wieder zu deinem Schnürenrock, deinen Lackſtiefeln und deiner edeln Polenſeele verhelfen, aber der ganze Zauberlikör iſt bei der Verwandlung der ungezogenen Bürſchchen draufgegangen. Nun müſſen wir alle beide warten, bis Zinngräber wiederkommt.

Und die arme Alte wartete redlich, wartete mit übermenſchlicher Geduld. Herbſtmeſſen und Oſtermeſſen folgten ſich in ewigem Wechſel, Jahre reihten ſich zu Jahrzehnten, und immer noch hing an der einzigen Pfefferkuchenbude auf dem Naſch-

Digitized by Google

markte das Blechſchild mit der Aufſchrift: Chriſtine Bunick aus Pulsnitz. Als aber der Rat der Stadt die Verfügung traf, daß der Naſchmarkt fortan in den Meſſen von Buden frei bleiben ſollte, da war das alte Weiblein plötzlich verſchwunden. Vergebens habe ich auf dem Auguſtusplatz, wo die übrigen Lebküchler aus ihrer Heimat ſitzen, nach ihr geſucht; die Leute, die ich deshalb befragte, zuckten die Achſeln und meinten, ſie müſſe wohl ausgewandert ſein, denn daheim in Pulsnitz habe man ſie auch nicht mehr geſehen. Vielleicht hat ſie ſich aufgemacht, um im fernen Ungarland Erkundigungen nach dem Verbleib des Mannes einzuziehen, der ihr die Jugend wiedergeben ſollte.

Die Sperlinge aber konnte man bis zu dem Tage, wo mit dem Umbau des alten Rathauſes begonnen wurde, allabendlich auf dem Naſchmarkte beobachten. Sie ſammelten ſich mit unendlichem Lärm in der Krone der Linde und ſtritten ſich um die Brotkrumen und die Körner, die mildtätige Menſchen ihnen und den herrenloſen Tauben ſpendeten. Dann zogen auch ſie weg, und es fragt ſich noch, ob ſie wiederkommen werden, wenn die Arbeiten an Hieronymus Lotters ehrwürdigem Bau beendet ſind.

Die meiſte Ausdauer hat der ſchwarze Kater bewieſen, und das iſt mir lieb, denn dadurch habe ich wenigſtens einen Kronzeugen für die Wahrheit meines Berichts. Wenn der Leſer ſich einmal auf den Naſchmarkt bemüht, dann kann er das immer noch ſchmucke Tier am Burgkellereingang oder am Sockel des Goethedenkmals ſitzen und nach dem Baume emporblinzeln ſehen, auf dem ſeine gefiederten Schickſalsgefährten ihre geräuſchvollen Verſammlungen abzuhalten pflegten. Der gute Kaſimir hat offenbar die Hoffnung auf ſeine einſtige Entzauberung noch nicht aufgegeben, er iſt, wie es ſcheint, ein ebenſo großer Träumer und Idealiſt wie die meiſten ſeiner Landsleute, die noch immer nicht merken wollen, daß die Zeit mit wuchtigem Schritt über die polniſche Herrlichkeit hinweggegangen iſt, und daß unſre nüchterne Gegenwart für das Märchenreich des weißen Adlers keinen Raum mehr hat.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsſpiegel. (Der Beginn des Wahlkampfs.)

Um die Zeit des Jahres, wo ſonſt das Weihnachtsfeſt eine gewiſſe Stille in dem politiſchen Waffenlärm und wenigſtens einige Tage der Sammlung und Einkehr zu bringen pflegt, ſtehen wir diesmal mitten in einer heftigen Wahlbewegung. Schon am 25. Januar, einen Monat nach dem Feſte, wird die Entſcheidung fallen, mit was für einem Reichstag wir für die nächſte Zeit zu rechnen haben. Das iſt eine kurz bemeſſene Friſt für die Überlegungen und Vorarbeiten, die mit allgemeinen Neuwahlen in der Regel verbunden ſind. Es gilt ſchnelle Entſchlüſſe zu faſſen und alle Kräfte anzuſpannen. Aber vielleicht iſt das für die gegenwärtige Lage nur gut und heilſam. Nicht umſonſt fordert die Reichsverfaſſung im Falle einer Auflöſung die Wahl eines neuen Reichstags innerhalb ſechzig Tagen. Das geſchieht nicht nur, um in dieſem außergewöhnlichen Falle eine unnötig lange Unterbrechung der parlamentariſchen Geſchäfte zu verhindern, ſondern auch um der Beſonderheit der Lage Rechnung zu tragen. Denn eine Auflöſung des Reichstags ſetzt voraus, daß die Regierung unter dem Eindruck beſtimmter Vorgänge das Volk vor eine beſtimmte Entſcheidung ſtellen will, und eine ſolche Lage fordert ſchnelle Entſchloſſenheit.

Es bedarf dieſer Erinnerung. Davon kann man ſich ſchon jetzt in den erſten Anfängen des Wahlkampfs überzeugen, wenn man ſo manche weitab von den brennenden Fragen liegende Betrachtungen lieſt. Es iſt jetzt nicht Zeit, bei der Erwägung zu verweilen, ob die Regierung nicht vielleicht die Sache hätte anders machen können, wobei natürlich der Hintergedanke leiſe angedeutet werden ſoll, daß die Wähler für den Fall eines Mißerfolgs die Verantwortung von ſich abſchieben

könnten. Das darf man unter keinen Umſtänden gelten laſſen. Um ſo weniger, als das Zentrum in ſeinem Wahlaufruf den Charakter der Maßregel der Auflöſung völlig zu entſtellen verſucht hat. Der entſcheidende Schritt der Regierung erſcheint in dem Aufruf als ein ungehöriger Akt, als ein Schlag gegen die Rechte der Volksvertretung. Ein dreiſtes Beginnen! Denn die Auflöſung des Reichstags iſt bekanntlich ein verfaſſungsmäßiger Akt, das geſetzlich anerkannte Mittel, womit die Regierung einen Appell an das Volk richtet. Nicht die Regierung, die ſich dieſes Mittels bedient, ſondern die Partei, die das Volk über die Bedeutung des Mittels zu täuſchen ſucht, verſündigt ſich an den wirklichen Volksrechten. Aber auch jeder verſchleierte Verſuch, die Verantwortung des deutſchen Volks für die bevorſtehenden Wahlen einzuſchränken und die Aufmerkſamkeit davon abzulenken, muß bekämpft werden. Dahin gehört auch der wohl gut gemeinte, aber höchſt unüberlegte und unzeitgemäße Hinweis auf die vielleicht eintretende Notwendigkeit einer wiederholten Auflöſung. Ob der neugewählte Reichstag wieder aufgelöſt werden muß, kann heute noch niemand wiſſen. Möglich iſt ja, daß die Tätigkeit des neuen Reichstags zu einer abermaligen Kriſis führt. Wenn aber die Sache ſo dargeſtellt wird, als ob die Regierung ſchon jetzt mit dem Gedanken umgehe, ſofort zur Auflöſung zu ſchreiten, wenn die Zuſammenſetzung des neuen Reichstags ihren Wünſchen nicht entſpricht, ſo wird damit ein ganz falſcher Zug in das Bild der Lage gebracht. Es wird das Bild einer das Volk aufrufenden und aufrüttelnden Regierung verwiſcht und das Bild einer experimentierenden Regierung, die dem Volkswillen nicht die gebührende Bedeutung zuweiſen will, an die Stelle geſetzt.

Es wird alſo die Hauptaufgabe der Wahlbewegung ſein, die ſchlummernde politiſche Tatkraft und das Verantwortungsgefühl im deutſchen Volke zu wecken und alle Kräfte auf ein praktiſches Ziel hinzulenken. Es iſt ſehr verſtändig, daß die Regierung beizeiten die Aufmerkſamkeit auf die große „Partei der Nichtwähler“ gelenkt hat, die Wähler, die bei den letzten allgemeinen Wahlen von ihrem Wahlrecht keinen Gebrauch gemacht haben. Nach der Statiſtik dieſer Wahlen ſind es mehr als drei Millionen geweſen. Gewiß waren unter dieſen Säumigen nur verſchwindend wenig Anhänger der Sozialdemokratie; die Bequemen, Läſſigen und Verdroſſenen ſowie alle die, die ſich womöglich noch deſſen rühmen, daß ſie ſich um Politik nicht kümmern, ſind gewöhnlich im Lager der bürgerlichen Parteien zu finden. Dieſe „Dreimillionenpartei“ der Nichtwähler könnte, wenn ſie ihre Pflicht tun wollte, gewiß ſehr viel dazu tun, daß die Zuſammenſetzung des Reichstags gründlich verändert würde. Mindeſtens hat man bei einem ſo ſtarken Ausfall an Wählern nicht das Recht, die Lage, wie ſie ſich in den letzten Legislaturperioden dargeſtellt hat, als unabänderlich anzuſehen.

Nun wiſſen wir freilich, daß ſich der alte Parteidoktrinarismus nicht von heute zu morgen aus dem deutſchen Vaterlande hinausjagen läßt. Bei der großen Zerriſſenheit und Zerſplitterung unſers Parteiweſens muß die Frage der Wahlbündniſſe und Kartelle immer eine große Rolle ſpielen, und ob hier in kurzer Zeit eine wirkſame Klärung hergeſtellt werden kann, das iſt gegenwärtig die größte Sorge aller Patrioten.

Im Kampfe muß man vor allem wiſſen, wo der Feind ſteht. Erſt daraus ergibt ſich die Frage der Ausſichten des Kampfes und der Bundesgenoſſenſchaften. Nun iſt ja durch die Lage bei der Reichstagsauflöſung für alle Parteien, die an einer poſitiven Änderung und Beſſerung der politiſchen Zuſtände mitarbeiten wollen, die Gegnerſchaft gegen das Zentrum gegeben. Aber Klarheit muß herrſchen, was man dem Zentrum mit Recht vorwirft. Die Partei ſelbſt hat an einer ſolchen Klärung natürlich kein Intereſſe. Sie ſucht in ihrer Rüſtkammer nach den alten Waffen, um ſich die Gegner vom Leibe zu halten. Da fallen ihr an erſter Stelle die Ideen des Kulturkampfs in die Hand. Es wäre für die Anhänger des Zentrums vorteilhaft, ſich als die von konfeſſioneller Unduldſamkeit und Mißgunſt Verfolgten hinzuſtellen. Schon werden die Verſuche dazu eingeleitet. Es wird alſo eine wichtige Aufgabe der nationalen Führer im Wahlkampfe ſein, die Wähler aufzuklären und zu

Digitized by Google

überzeugen, daß die Gegnerſchaft gegen das Zentrum nicht die Störung des konfeſſionellen Friedens in ſich ſchließt, ja daß dieſe Seite der Sache überhaupt nicht in Frage kommt. Was dem Zentrum vorzuwerfen iſt, iſt der Mißbrauch der politiſchen Macht zu Nebenzwecken, der rückſichtsloſe Schacher, der mit der Zuſtimmung zu wichtigen geſetzgeberiſchen Arbeiten getrieben wurde. Seit langer Zeit hat das deutſche Volk dieſe zunehmende Demoraliſation unſers parlamentariſchen Lebens und das daraus folgende Sinken des parlamentariſchen Anſehens mit Unwillen und Verdroſſenheit ertragen, und wie ein Bann laſtete auf allen, die ſo dachten, die Vorſtellung, daß ſich die Regierung und die andern bürgerlichen Parteien mit dieſer anſcheinend unvermeidlichen Lage vollſtändig abgefunden hätten. Die tatſächliche Mitwirkung des Zentrums bei einer ganzen Reihe von bedeutſamen Werken der nationalen Geſetzgebung konnte dieſen peinlichen Druck nicht mindern. Denn ohne den einzelnen Mitgliedern der Zentrumsfraktion einen guten Fonds an nationaler Geſinnung abſprechen zu wollen — die um ſo mehr hervortreten mußte, je größern Anteil an der Verantwortung des Reichstags die Partei zu tragen hatte —, erkannte man doch bei jeder Gelegenheit deutlich, daß für die Handlungsweiſe der geſamten Partei nicht die reine Überzeugung von dem, was dem Vaterlande nützlich war, ſondern die Macht der Fraktion und ihre Mehrung ausſchlaggebend war. Am letzten Ende deckt ſich natürlich das höchſte Machtziel einer Partei auch mit dem der Nation; eine Partei, die bewußt der Größe der Nation entgegenarbeitete, würde ja damit für den eignen Untergang arbeiten. Das hat man ja nicht mit Unrecht auch von der Sozialdemokratie geſagt, daß ſie im Beſitz der wirklichen Herrſchaft ebenfalls dem eiſernen Zwange der Verantwortung für die Wohlfahrt des geſamten Volkes unterliegen müßte. Aber das iſt ein ſchlechter Troſt, denn es kommt darauf an, was für ein Preis von der Geſamtheit dafür gezahlt werden müßte. Und ſo kann auch die Beteiligung des Zentrums an der nationalen Geſetzgebung an unſerm Urteil nichts ändern, weil ſie immer mit der Schädigung nationaler Werte erkauft werden mußte. Denn niemals iſt die Politik des Zentrums die einer klaren Bejahung oder Verneinung geweſen, vor der man auch als Gegner hätte Achtung haben können, ſondern immer die Politik des Feilſchens unter Vorſchiebung unſachlicher Motive. Anders konnte es auch nicht ſein bei einer Partei, die kein wirkliches politiſches Prinzip kennt, ſondern die verſchiedenſten politiſchen Grundanſchauungen in ſich vereinigt, die, um dieſe Gegenſätze überhaupt vereinigen zu können, ihre religiöſe Anſchauung politiſch mißbraucht und dabei doch behauptet, daß ſie keine konfeſſionelle Partei ſei. Jetzt iſt die Gelegenheit gegeben, mit dieſem ganzen Syſtem der Nebenzwecke, der Verſchleierung und Verwiſchung beſtimmter, klar erkennbarer politiſcher Überzeugungen zu brechen, mit einer Politik aufzuräumen, in der politiſche Überzeugungen und praktiſche Erforderniſſe der Lage nichts, das Parteiintereſſe und die Taktik alles ſind. Es handelt ſich alſo um die Bekämpfung der ganzen politiſchen Unmoral, die ſich in der Methode der bisher ausſchlaggebenden Partei ausſpricht, und die natürlich auch in ihren Prinzipien wurzelt.

Bisher hatte die Regierung den Kampf gegen das Zentrum vermieden, weil ſich keine rechte Gelegenheit ergeben hatte, das Volk in einer allgemein verſtändlichen Weiſe zum Bundesgenoſſen aufzurufen, und wohl auch, weil vorher nichts unverſucht bleiben durfte, die bürgerlichen Parteien im Kampfe gegen die Sozialdemokratie zu vereinigen. Dieſe Forderung des Kampfes gegen die Partei der abſoluten Verneinung bleibt beſtehn, und ſo ſind wir gezwungen, gegen zwei Fronten zu kämpfen, die ſchwarze und die rote Gefahr zugleich abzuwehren. Man hat nun alsbald die Frage aufgeworfen, ob nicht in dieſem Falle die Bekämpfung der Sozialdemokratie zurückſtehn müſſe. Viel Gewicht fällt unter den jetzigen Verhältniſſen den Stimmen derer zu, die in ihrem lange angeſammelten tiefen Haß gegen das Zentrum immer ſchon die Meinung vertreten haben, die vom Ultramontanismus drohenden Gefahren ſeien bedeutend größer als die des ſozialen Umſturzes. Gegen-

über dieſer oft ſchon erhobnen Streitfrage wird wiederum daran zu erinnern ſein, daß man jetzt beſtrebt ſein muß, ſich nicht auf unfruchtbare Erörterungen feſtzulegen, ſondern möglichſt mit der praktiſchen Wirkung zu rechnen. Wir haben ſchon einmal an dieſer Stelle deutlich zu machen verſucht, daß die eigentümliche ausſchlaggebende Stellung des Zentrums unmöglich wäre, wenn nicht ein Fünftel des bisherigen Reichstags aus Sozialdemokraten beſtanden hätte, alſo aus Angehörigen einer Partei, die für die poſitive Mitwirkung an einer brauchbaren Geſetzgebungsarbeit einfach ausfällt. Die eigentümliche Stellung der Sozialdemokratie iſt die Vorausſetzung für die beſondre Macht des Zentrums. Auch wenn das Zentrum eine Reihe von Sitzen im Reichstag verlieren ſollte, wird es doch immer eine ähnliche Rolle wie früher ſpielen, wenn die Sozialdemokratie in gleicher oder verſtärkter Zahl im Reichstag wiedererſcheint. Viele machen ſich wohl dieſen ungewollten, auf keiner Vereinbarung beruhenden, ſondern durch die Verhältniſſe ganz von ſelbſt gegebnen Zuſammenhang zwiſchen Zentrum und Sozialdemokratie nicht klar. Er iſt aber unbeſtreitbar vorhanden, und man wird daraus die Folgerung ziehen müſſen, daß die Erörterung, welche von beiden Parteien gefährlicher iſt, gegenwärtig beſſer unterbleibt. Übrigens zeigt die Erinnerung an die letzten Landtagswahlen in Bayern, daß die innere Intereſſengemeinſchaft zwiſchen den beiden zu bekämpfenden Parteien ſehr leicht auch ihren äußern Ausdruck findet. Wenigſtens in Bayern wird auch bei den Reichstagswahlen wohl wieder das ſchwarz-rote Kartell auf der Bildfläche erſcheinen.

So wie die Dinge nun einmal liegen, kann von einer Beſeitigung der offenbaren Mißſtände in unſerm parlamentariſchen Leben nur die Rede ſein, wenn ſich zur Bekämpfung von Zentrum und Sozialdemokratie alle übrigen Parteien möglichſt zu einer feſten Phalanx zuſammenſchließen. Dieſes Ideal wird ſich nicht überall erreichen laſſen; die Gefahr droht ja auch nicht an allen Orten in gleichem Maße. Aber es ſollte doch von allen Seiten Sorge getragen werden, daß andre Streitpunkte nach Möglichkeit zurückgeſtellt werden. Das kann um ſo leichter geſchehn, als die Zurückdrängung der beiden Parteien, gegen die ſich jetzt der Wahlkampf richtet, jeder Anſchauung, die auf dem Boden der gegenwärtigen Staatsordnung ſteht und ein beſtimmtes politiſches Prinzip vertritt, freiere Bahn ſchaffen muß. Weder Konſervativen noch Liberalen wird der ehrliche Wettkampf für die Zukunft dadurch eingeſchränkt. Wenn aber Konſervative und Liberale jetzt vor den allgemeinen Wahlen den Augenblick für gegeben erachten, ſich gegenſeitig mit kleinlichen Angriffen zu verfolgen, wenn die einen eine törichte Furcht vor Erfolgen des Liberalismus bekunden, die andern in gänzlichem Mißverſtändnis der Zeichen der Zeit über dem Gedanken einer drohenden Reaktion die näher liegenden Pflichten überſehen, dann ſind ſie alle beide die Verlierenden. Die konſervativen Parteien bleiben ja nur ihrem Programm getreu, wenn ſie in einer ſolchen Kriſis den Weg der entſchiednen, zuverläſſigen Unterſtützung der Regierung betreten. Es verdient bemerkt zu werden, daß auch für den fortſchrittlichen Liberalismus und die Demokratie ein Augenblick der Selbſtbeſinnung eingetreten zu ſein ſcheint. Der Wahlaufruf der vereinigten drei Gruppen des linksſtehenden Liberalismus atmet diesmal zum erſtenmale einen Geiſt, den der deutſche Liberalismus dieſer Färbung bisher immer vermiſſen ließ, den Geiſt eines ſtärker entwickelten Staatsgefühls. Man mag das als ein gutes Vorzeichen nehmen. Trotz allen Schwierigkeiten braucht die Hoffnung nicht aufgegeben zu werden, daß der gegenwärtige Wahlkampf die Bedeutung eines Reinigungsbades für den politiſchen Geiſt des deutſchen Volks gewinnen wird.

Digitized by Google

YD 11455

AP30.
G7
V16514

183880